Blätter für das bayerische Gymnasialsc...

Verein Bayerischer Philologen

BLÄTTER

FÜR DAS

GYMNASIAL-SCHULWESEN

HERAUSGEGEBEN VOM

BAYER. GYMNASIALLEHRERVEREINE

REDIGIERT VON

DR. ADOLF ROEMER.

NEUNUNDZWANZIGSTER BAND.

MÜNCHEN 1893.
J. LINDAUER'SCHE BUCHHANDLUNG.
(SCHOEPPING.)

Inhalts-Verzeichnis.

I. Abteilung.

Abhandlungen.

II. und III. Abteilung.

Rezensionen und literarische Notizen.

Seite

IV. Abteilung.

Miscellen.

Personalnachrichten.

BLÄTTER

FÜR DAS

GYMNASIAL-SCHULWESEN

HERAUSGEGEBEN VOM

BAYER. GYMNASIALLEHRERVEREINE

REDIGIERT VON

DR. ADOLF ROEMER.

NEUNUNDZWANZIGSTER BAND.

I. HEFT.

MÜNCHEN 1893.
J. LINDAUER'SCHE BUCHHANDLUNG.
(SCHOEPPING.)

Inhalt des I. Heftes.

Diesem Hefte liegen folgende 2 Beilagen bei:
1 Der J. Lindauer'schen Buchhandlung (Schöpping) in München.
1 Der Weidmann'schen Buchhandlung in Berlin.

Druck von Dr. Franz Paul Datterer in Freising.

I. Abteilung.

Abhandlungen.

Zur Frage des Anschauungsunterrichts an den humanistischen Gymnasien.

Der „Anschauungsunterricht" oder vielmehr die „Veranschaulichung des Unterrichtes" — wie es mit Rücksicht auf die Verschiedenheit der Sache gegenüber dem lange Zeit so genannten Anschauungsunterricht heifsen soll — ist in unsern Tagen zu einem viel gebrauchten Schlagworte in pädagogischen und didaktischen Erörterungen geworden. Auch unsere Gymnasien haben sich schon seit einiger Zeit dazu bequemen müssen, von der „anschauungslosen Sprachauffassung" abzugehen und dem Verlangen nach Veranschaulichung des Unterrichtes nachzugeben, besonders seitdem selbst Männer wie Brunn[1]) auf Grund langer Beobachtungen und Erfahrungen „auf einen allgemeinen Mangel in der Schulung und Übung unseres Geistes, in unserer Vorbildung für wissenschaftliches Studium überhaupt" hingewiesen haben, „einen Mangel, der sich . . . . in den verschiedensten Beziehungen des Lebens fühlbar macht". „Ich wünsche — sagte Brunn — auf unseren Gymnasien eine schärfere Betonung derjenigen Seite unserer Erkenntnis, welche auf richtiger Benutzung des Auges, auf richtigem Sehen, auf sinnlicher Wahrnehmung und Anschauung beruht". Mit Recht hoffte er, hierin sich der vollen Zustimmung derjenigen Vertreter anderer Wissenschaften, namentlich der Vertreter der Naturkunde zu erfreuen, welche im übrigen zu gunsten unserer heutigen Gymnasien eingetreten sind oder eintreten.

Bei dem allseitig laut gewordenen Rufe nach Veranschaulichung des Unterrichtes und Ausbildung des Auges hat man also auch bei uns dieser Seite des Unterrichtes nach und nach erhöhte Aufmerksamkeit zugewendet. Es gibt heutzutage wohl kaum mehr einen Lehrer, der geradewegs zu leugnen wagt, dafs die verschiedensten Dinge bei der Lektüre der Klassiker nicht minder als in der Geschichte, wie „Kleidung, Waffen, Hausgerät, die ganze Einrichtung des häuslichen Lebens" sich „doch nicht leichter und anschaulicher erläutern lassen, als durch das Vorzeigen, wenn nicht der Gegenstände selbst, doch einer guten Abbildung". Dafs aber daraus „eine weitere Überbürdung" der Schüler erwüchse, daran wird wohl auch niemand im Ernste

---

[1]) Archäologie und Anschauung. Rektoratsrede 1885.

denken, vielmehr werden doch alle sicher gerne den Worten Brunns beipflichten, dafs „der Schüler es als eine Erleichterung empfinden werde, wenn er die Last des zu Erlernenden nicht mehr auf einer Schulter zu tragen hat, wenn ein Teil der Mühe dem Gehör, dem Ohre, abgenommen und dafür das Auge, das Sehen, in Anspruch genommen wird". So ist man denn so ziemlich allgemein mit dem Werte von der Veranschaulichung des Unterrichtes im Prinzipe einverstanden, nicht ohne sich an die Worte des Dichters zu erinnern:

Segnius irritant animos demissa per aurem
Quam quae sunt oculis subiecta fidelibus . . .
(Hor. Ars poët. v. 180 f.)

Aber wie steht es mit der Anwendung in der Praxis? Zwar hat es nicht an vereinzelten Stimmen gefehlt, welche auf die Bedeutung der Vorführung von Veranschaulichungsmaterial im Unterrichte energisch hingewiesen und diesbezügliche praktische Vorschläge gemacht haben. So hat in diesen Blättern (Bd. XXIII S. 489 ff.) M. Burger den „Schaukasten im Klassenzimmer" warm empfohlen und über dessen Verwertung manche Anregungen gegeben. Es wäre jedoch ein grofser Irrtum anzunehmen, dafs derartige Anregungen, wenn sie auch gebilligt werden, auch schon allgemein in der Praxis Eingang finden würden. Fällt es doch keineswegs leicht, den liebgewordenen Anschauungen zu entsagen und neue Wege zu betreten, mit denen sich die bisher gewohnte Weise nur sehr allmählich befreunden kann.

Es war daher nicht ohne Belang, dafs auf der letzten Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in München Herr Geheimrat Dr. von Brunn, indem er auf das im Verlage von Friedrich Bruckmann erscheinende Werk „Denkmäler griechischer und römischer Skulptur in historischer Anordnung" aufmerksam machte, abermals die Gelegenheit wahrnahm, um auf die Wichtigkeit hinzuweisen, welche gute Anschauungsmittel für die archäologische Seite des Gymnasialunterrichtes besitzen. Auch ein Vortrag war nicht ohne Interesse, den Prof. Dr. Engelmann aus Berlin in einer Sitzung der pädagogischen und archäologischen Sektion über archäologische Anschauungsmittel und ihre Verwendung beim Unterrichte hielt, unter Bezugnahme und Hinweis auf einige zu diesem Zwecke (aus der Lehrmittelausstellung) vorgelegte Werke und Gegenstände. Fand er auch in verschiedenen Punkten seiner Auslassungen, namentlich hinsichtlich des von ihm in seinem Bilderatlas zu Homer und zu Ovids Metamorphosen befolgten Prinzips lebhaften Widerspruch, so ergab sich doch aus der an den Vortrag sich anknüpfenden Diskussion zur genüge volle Einstimmigkeit darüber, dafs eine geeignete Verwendung der vorhandenen archäologischen Anschauungsmittel im Unterrichte höchst wünschenswert und erspriefslich sei.[1]) Nebenbei mag hier darauf hingewiesen werden, dafs nicht zum mindesten auch das sog. „anschauliche Verständnis" in der deutschen Lektüre auf allen Stufen, insoweit es das stoff-

[1]) Vgl. M. Hoffmann, Anz. von Julius Lohmeyer, Wandbilder f. d. geschichtl. Unterricht in Ztschrft. f. d. G. W. 1891 S. 628 f.

liche Interesse zu befriedigen hat, durch Benützung von geeigneten bildlichen Darstellungen sehr häufig gefördert und unterstützt wird.

Indem die bayerische Unterrichtsverwaltung sich keineswegs berechtigten Forderungen der in unserer Zeit auch auf dem Gebiete des Unterrichtsbetriebes rasch fortschreitenden Entwicklung verschlossen hat, fanden wir bei ihren wiederholten Beratungen über die Schulreform unter den leitenden Gesichtspunkten auch die Beschränkung des zu einseitig grammatisch-sprachlichen Unterrichtsbetriebes und Förderung einer auch den Inhalt zu lebensvoller Anschauung bringenden Schriftstellerlektüre. Hat sie anderseits eine bessere Ausbildung des Anschauungsvermögens bezweckt durch den für alle Schüler verbindlichen Zeichnungsunterricht, dessen „Förderung auf den Anschauungsunterricht günstig wirkt, da das Zeichnen die Probe auf den einstigen erfolgreichen Anschauungsunterricht zu biiden im stande ist“, so ist sie auch durch die eben erwähnten Grundsätze auf den Standpunkt derer getreten, welche nach Veranschaulichung des Unterrichtes an unsern Gymnasien rufen und daraus nicht minder für die Geschichte wie für die Klassikerlektüre grofsen Gewinn versprechen. Vorausgesetzt mufs dabei natürlich werden „eine archäologische Vorbildung des Lehrers, welche ihn in den Stand setzt, von den sicheren Resultaten archäologischer Forschungen das zu verwerten, was den Unterricht durch das Mittel der Anschauung zu unterstützen, zu erleichtern, zu beleben vermag.“ (Brunn, a. a. O.). Zu wünschen bleibt dann nur, dafs der Lehrer von dieser seiner Vorbildung auch wirklich Gebrauch macht, wozu es nötig ist, dafs ihm an der Schule, an welcher er wirkt, auch das zur Hand ist, dessen er bedarf. Doch davon später!

Was zunächst andere Lehrgegenstände anbelangt, so ist es für den Unterricht in der Geographie schon längst eine unumwunden zugestandene Thatsache, dafs derselbe wesentlich auf Anschauung beruht,[1]) dafs für ihn Anschaulichkeit das wichtigste Prinzip ist[2]) und dafs somit dem Lehrer die keineswegs leichte Aufgabe zufällt, „mit allen ihm zu gebote stehenden Mitteln klare und richtige Anschauungen bei den Schülern zu erwecken“.[3]) Auch nach unserer neuen Schulordnung (§ 15) bezweckt der Geographieunterricht „eine anschauliche Kenntnis von der natürlichen Beschaffenheit der Erdoberfläche, von den physikalischen und den politischen Verhältnissen der Erdteile und ihrer Länder. Die Wandkarte ist in allen fünf Klassen der Ausgangs- und der Mittelpunkt des geographischen Unterrichtes. Globus und geographische Anschauungsbilder sind zu benützen“. Nach O. Willmann[4]) liegt allerdings das Ideal eines Lehrers der Geographie

---

[1]) Vgl. Verh. d. 4. Dir.-Vers. in d. Prov. Schleswig-Holstein 1889. S. 467 u. 471.

[2]) Trunk, Die Anschaulichkeit des geographischen Unterrichtes 3. Auflage. Wien 1890 (angez. in diesen Bl. XXVII, S. 535 f.).

[3]) Napp, Über Ziel, Methode und Hilfsmittel des geographischen Unterrichts. Breslau 1891. S. 90.

[4]) Didaktik, Band II. S. 333.

darin, dafs er „über ein gewisses Kapital von Anschauungen verfüge; wer Weltkunde lehren will, mufs etwas von der Welt gesehen haben, nicht gerade, dafs er „vieler Menschen Städte und Sinnesart erkannt“ haben müfste, aber er soll gewandert sein, was ja unsere Vorfahren sogar vom Handwerk verlangten“. Allein solange die Erreichung eines solchen Ideals in so vielen Fällen einfach unmöglich ist, so mufs an die Stelle jener Forderung oder vielleicht auch gerade neben diese als notwendige Ergänzung das Verlangen treten nach einem richtigen und verständigen Gebrauch der für den Anschauungsunterricht vorhandenen Hilfsmittel in der Schule.

Auch der Unterricht in der Naturkunde soll nach den Intentionen unserer Schulordnung ein „naturgeschichtlicher Anschauungsunterricht“ sein, der (nach § 16) „die Ausbildung der Sinneswahrnehmungen, die Weckung und Erhaltung des Interesses an der Beobachtung von Naturgegenständen“ bezweckt, und der, wie ausdrücklich verlangt ist, „an den in der Volksschule genossenen Anschauungsunterricht“ anzuknüpfen hat. Es ist demnach nur eine Konsequenz dieser Bestimmungen, wenn J. Pfifsner vor kurzem in diesen Blättern (Bd. XXVII 470) ausgesprochen hat, dafs „in jeder einzelnen Stunde der Unterrichtsbetrieb so zu gestalten ist, dafs er den Anforderungen eines guten Anschauungsunterrichtes nach allen Seiten entspricht“.

Endlich soll ja auch nach den bei den Beratungen über die neue Schulordnung im obersten Schulrate ins Auge gefafsten Grundsätzen die Physik „abweichend von der bisherigen Lehrmethode, unter Anwendung einfacher Apparate zur praktischen Demonstration physikalischer Thatsachen“ gelehrt werden. „Der Unterricht soll sich, von den allgemeinen Eigenschaften der Körper ausgehend, auf die wichtigsten Abschnitte der Elementarphysik erstrecken und zugleich die Aufgabe der Chemie, welche nicht besonders gelehrt wird, anschaulich erläutern; ferner soll die mathematische Geographie mit Benutzung eines guten Telluriums und eines grofsen Globus gelehrt und durch Beobachtung des gestirnten Himmels unterstützt werden“.

So ist also jedermann klar ersichtlich, dafs durch unsere neue Schulordnung dem Anschauungsunterrichte oder vielmehr der Veranschaulichung des Unterrichtes eine hervorragende Rolle allenthalben zugewiesen ist, und unsere oberste Schulleitung hat damit deutlich ausgesprochen, dafs sie die Überlegenheit und den Erfolg eines auf diese Weise verbesserten Unterrichtsbetriebes gegenüber den bisherigen, veralteten Unterrichtsmethoden voll und rückhaltlos anerkennt. Es drängt sich uns nun die Frage auf: wie wird die Ausführung der in der Schulordnung gegebenen Bestimmungen jenen Grundsätzen gerecht werden?

Bis jetzt ist an einer grofsen Zahl von Anstalten wenig an Hilfsmitteln für diese Seite des Unterrichtes vorhanden gewesen. Vorausgesetzt nun, dafs die nötigen Mittel gewährt sind, wird es also die nächste Aufgabe der Anstalten sein, das zu beschaffen, was zur Veranschaulichung des Unterrichtes in geeigneter Weise beitragen kann. Unmöglich kann den Leitern der einzelnen Anstalten zugemutet werden,

dafs sie in dieser Frage allein und selbständig zu werke gehen sollten; es wird vielmehr Sache der einzelnen Lehrer sein, jenen mit Vorschlägen an die Hand zu gehen.

Der Lehrer der Naturkunde nun findet — wenigstens in den meisten gröfseren Städten — in der Regel Museen oder schon bestehende Sammlungen an andern Unterrichtsanstalten (Realgymnasien, Realschulen u. dgl.), in welchen Lehr- und Anschauungsmaterial mehr oder weniger vollständig beisammen ist, so dafs ihm, wenn er genügend Fachmann, die Möglichkeit gegeben ist, zu vergleichen und auszuwählen, was ihm für seinen Zweck geeignet erscheint, wobei er natürlich nicht vergessen darf, dafs die Aufgabe des naturkundlichen Unterrichtes an den humanistischen Gymnasien, wie die Schulordnung ausdrücklich hervorhebt, eine eigenartige und von der an andern Anstalten grundverschiedene ist. Es wird daher in diesem Falle nur eines möglichst grofsen Etats bedürfen, damit der betreffende Lehrer seiner Herzenslust in der Auswahl für seine Unterrichtszwecke freien Lauf lassen kann.

Viel weniger günstig liegt die Sache in dieser Beziehung für den Lehrer der Geographie: abgesehen davon, dafs an unsern Gymnasien bisher überhaupt keine für diesen Lehrgegenstand besonders vorgebildeten und geprüften Lehrer wirken (was bis jetzt allerdings auch gröfstenteils für die Naturkunde zutrifft) — wie, frage ich, soll der Lehrer dieses Gegenstandes, selbst wenn er demselben ausgesprochenes Interesse und besondere Neigung entgegen bringt, im stande sein, ein Urteil zu besitzen und abzugeben über alle für die Schule in betracht kommenden geographischen Lehrmittel (Wandkarten, Atlanten, Reliefs), und alles das, was man als Anschauungsmaterial bezeichnet (wie Globen, Tellurien, geographische Wandbilder, Bilder-Atlanten, Naturalien u. s. w.), wenn er es nicht aus eigener Anschauung kennen gelernt, geschweige denn hinsichtlich ihrer Verwertbarkeit für unterrichtliche Zwecke erprobt hat.

Nicht viel besser steht es auch bei der Frage der Anschaffung von archäologischen Anschauungsmitteln,[1]) die, wie oben erwähnt, in gleicher Weise für den Unterricht in der Geschichte wie für die Lektüre der Klassiker zur Verwertung kommen sollen, daneben aber auch wieder sehr oft der Geographie zu statten kommen können. Über Mangel an Material in dieser Beziehung kann man sicherlich nicht klagen — wie schon Burger in dem erwähnten Aufsatze (a. a. O. S. 491) bekannt hat. „Fällt uns ja — heifst es dort — die Wahl schwer in dieser überreichen Fülle von Bilderwerken, von Veranschaulichungsmitteln aller Art, welche uns die Merkwürdigkeiten aller Länder, die Schätze aller Museen vor Augen zaubern". Ja eben die Wahl ist es, die für den Lehrer bis jetzt so ungemein schwierig ist, auf die es aber gerade ankommt, da sie einerseits bedingt ist durch die „beschränkten Mittel", welche der Schule zur Verfügung stehen, anderseits durch den Zweck, der nicht dadurch erreicht wird, dafs eine Menge geboten wird, sondern dadurch, dafs im rechten Augenblicke das Richtige zur Hand ist, um den Schülern die er-

[1]) Doch vergl. Carl Wunderer, Bd. XXVIII S. 502 ff. der Bl. Die Redakt.

wünschte und geeignete Anschauung zu gewähren. Denn vor einer „maſslosen und einseitigen Anwendung aller erdenklichen Anschauungsmittel" muſs nicht bloſs beim Geographieunterrichte (wie von Trunk in dem angef. Buche), sondern überhaupt gewarnt werden.

Wo hat nun der einzelne Lehrer Gelegenheit, sich einen Einblick und Überblick zu verschaffen über all das, was ihm für die Veranschaulichung seines Unterrichtes zu gebote steht? Wie kann er sich aus eigener Anschauung ein Urteil bilden über das, was für seine Anstalt und für seine Zwecke am passendsten ist? Ferner wie erfährt er, da nun einmal die finanzielle Seite der Frage auch nicht zu umgehen ist, woher dies am billigsten und besten bezogen werden kann? Kurz wie ist es möglich, bei Anschaffung von Lehrmitteln genannter Art grobe Miſsgriffe in jeder Beziehung zu vermeiden? Allerdings gibt es für einzelne Zweige des Unterrichtes vortreffliche Zusammenstellungen über die vorhandenen Lehrmittel; es seien hier nur erwähnt für Geographie: Coordes, Unkritischer Leitfaden durch das Gesamtgebiet der geographischen Anschauungsmittel. Kassel, Ferd. Keſsler, 1886; Lehmann, Vorlesungen über Hilfsmittel und Methode des geographischen Unterrichtes. Halle a. S., Tausch & Groſse 1885—1889; Trunk, die Anschaulichkeit des geographischen Unterrichtes. 3. verb. und verm. Aufl. Wien, C. Gräser, 1890".[1]) Diese Werke geben uns gewiſs einen vorzüglichen Überblick auch über die für die Schule empfehlenswerten Anschauungsmittel, zum Teil auch sogar, wie besonders Lehmann, eine eingehende Beschreibung derselben nebst Angabe der Bezugsquellen und Preise. Aber wer wird behaupten wollen, daſs solche bibliographische Zusammenstellungen für unsere Zwecke genügen? Sie können höchstens einen Wegweiser bilden durch das umfangreiche Gebiet, das gar manchem, besonders einem Anfänger oder, wenn er keine besondere gründliche Vorbildung in seinem Fache erhalten hat, wie ein Labyrinth erscheinen mag, in dem er des kundigen Führers nicht entraten kann. Aber wie einer durch das Studium eines auch noch so vortrefflichen Führers durch eine Gegend nicht die Gegend selbst kennen gelernt hat, ebensowenig kann man einen richtigen Begriff und das nötige Urteil über die verschiedenen Lehrmittel aus bloſsen Titel-Aufführungen gewinnen, ohne die betreffenden Gegenstände mit eigenen Augen zu sehen und durch Vergleichung zu prüfen. Auf eine Empfehlung von Anleitungen angeführter Art hin — seien sie auch noch so vortrefflich — Anschaffungen für die Schule zu machen, wird man wohl im Ernste bei der Verschiedenheit der Anschauungen sowohl als der Zwecke, die in den Vordergrund treten, ebensowenig verlangen als die Einführung eines Lehrbuches, das man nur aus Rezensionen kennt. Dazu kommt noch, daſs die Produktion der in Frage kommenden Lehrmittel auch keinen Augenblick stille steht, sondern daſs gerade auch auf diesem Gebiete fort und fort Neues erscheint, daſs die Methoden immer wieder verbessert werden, daſs

[1]) Aus diesen Werken hat auch Napp in der S. 3 Anm. 3 angeführten Schrift (S. 96 ff.) eine kurze Zusammenstellung über die Hilfsmittel des geogr. Unterrichtes gegeben.

auch die Meinungen über den Wert derselben und ihre Anwendung in der Schule sich ändern u. s. w.

Derartige Erwägungen sind es offenbar gewesen, welche schon im Jahre 1876 zur Gründung des deutschen Schulmuseums in Berlin (O. Blumenstr. 63a) geführt haben. Es ging — nach einer Notiz in den „Mitteilungen der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte" (Heft 1 S. 59 f.) — hervor aus den Lehrmittel-Ausstellungen, die in der ersten Hälfte der siebziger Jahre daselbst veranstaltet wurden. Aber da, wie geklagt wird, der unentgeltlich zur Verfügung gestellte Raum und die Geldmittel unzulänglich waren, konnte die Ausgestaltung des Museums Jahre hindurch keine planmäfsige sein; „erst nachdem der Berliner Lehrerverein, dem die Anstalt gehört, . . . mehr Mittel bereit stellen konnte, war die Möglichkeit geschaffen, die Vermehrung der Sammlungen an der Hand eines „bestimmten Planes zu betreiben". „Bei Gelegenheit der Specialausstellungen, die seit vorigem Jahre wieder aufgenommen sind, werden die Veranschaulichungsmittel der betreffenden Abteilungen . . . zu erwerben gesucht". Eine andere Anstalt ähnlicher Art ist das Thüringer Schulmuseum zu Jena, welches am 31. März 1889 eröffnet wurde. Durch Herrn Rektor Gerstenecker, welcher als Mitglied der vom Ministerium im Frühjahre 1891 zur Besichtigung von Anstalten für die pädagogisch-didaktische Vorbildung in andern deutschen Staaten ernannten Kommission jenes besucht hat, ist mir ein Artikel über dasselbe zu gesicht gekommen, der im zweiten Blatt der „Lehrer Zeitung für Thüringen und Mitteldeutschland" (v. 5. Januar 1890) steht und das Bedürfnis der Gründung einer solchen Anstalt bespricht: „An den allermeisten Universitäten — lesen wir dort — wie auch an den Orten, in denen sich Volksschullehrer-Seminare befinden, gibt es noch keine geeigneten Einsichtsstätten, welche das höchst wünschenswerte Studium der technisch-pädagogischen Dinge ermöglichten. Die meisten Lehrer an den höheren wie niederen Schulen entbehren daher einer genügenden Kenntnis des Handwerkzeuges für ihren Beruf — die Lehr- und Bildungsmittelkunde steckt noch in den Kinderschuhen". „Es liegt im Interesse der Jugend, der Lehrer . . . ., dafs systematisch eingerichtete Museen gegründet werden, die unter fachmännischer Leitung stehen" . . . . Ist mithin im Norden Deutschlands bereits durch die zwei genannten Schulmuseen der Anfang gemacht, dem Bedürfnis nach solchen „Einsichtsstätten" abzuhelfen, so fehlt uns noch jede derartige Einrichtung. Dazu kommt, dafs wir bei uns auch keine Anstalten finden wie z. B. die „deutsche Lehrmittel-Anstalt" in Frankfurt a. Main oder die „Leipziger Lehrmittel-Anstalt" von Dr. Oskar Schneider, deren so reichhaltige Kataloge in uns den Wunsch erwecken müssen, wenigstens eine solche private Anstalt in der Nähe zu haben, um dort mit eigenen Augen einen Einblick in das Gebiet der im Überflusse vorhandenen Anschauungsmittel uns verschaffen zu können. Was wir bei uns haben, ist einzig und allein das selbst Münchner Gymnasiallehrern kaum dem Namen nach bekannte „Kgl. Kreismagazin von Oberbayern für Lehrmittel

und Schuleinrichtungsgegenstände", dessen Zweck ist (nach § 1 der revidierten Satzungen v. 5. März 1880), „die Verbreitung der besten Lehrmittel und Schuleinrichtungsgegenstände in den Volks- und Fortbildungsschulen des Regierungsbezirkes zu fördern und die Anschaffung derselben zu erleichtern". Zur Erreichung dieses Zweckes vereinigt die Anstalt — abgesehen von ihren anderen Aufgaben — „die anerkannt besten Lehrmittel und Schuleinrichtungsgegenstände in möglichster Vollständigkeit in einer permanenten Ausstellung", welche „eine die Auswahl ermöglichende Sammlung aller diesbezüglichen Bedürfnisse einer guten Volks- und Fortbildungsschule" bilden soll. Was aber für das Volksschulwesen als ein Bedürfnis längst gefühlt und erkannt worden ist, das besteht bei dem jetzigen Unterrichtsbetriebe nicht weniger für die Gymnasien, ja vielleicht gerade noch mehr, weil den Lehrern an denselben bisher ein Überblick über die Lehrmittel, soweit sie den Anschauungsunterricht betreffen, fast ganz unmöglich gewesen ist. Ein schüchterner Versuch einer Ausstellung von Lehrmitteln für den Anschauungsunterricht wurde gelegentlich der Philologen-Versammlung in München gemacht. Aber bei den unzulänglichen Erfahrungen des Verfassers dieser Zeilen, welchem zunächst im Verein mit Herrn Buchhändler Schöpping die Veranstaltung derselben zugefallen war, bei der Kürze der Zeit, die zur Verfügung stand, bei dem Bestreben, möglichst wenig Kosten zu verursachen, konnte selbst bei der liebenswürdigen Mitwirkung mehrerer Kollegen nur ein höchst unvollständiges Bild von dem gegeben werden, was dem Lehrer oder der Schule überhaupt in dieser Beziehung zu gebote steht. Dennoch dürfte sich zweierlei dabei gezeigt haben: erstens, dafs die bayerischen Gymnasiallehrer der Sache grofses Interesse zuwandten, und zweitens, dafs eine grofse Zahl der Verleger von Anschauungsmitteln sich äufserst bereit finden liefs, die betreffenden Gegenstände einzusenden, obwohl ihnen Kosten und Risiko des Transportes zufiel und ein Verkauf an Ort und Stelle ausgeschlossen war.

Aus diesem Umstande scheint mit ziemlicher Sicherheit hervorzugehen, dafs das gleiche Entgegenkommen auch zu finden wäre, wenn es gelänge, eine dauernde Ausstellung zu veranstalten, ein pädagogisches Museum, oder wie man es nennen will, zu errichten. Die Schwierigkeiten hiefür könnten nicht allzu grofs sein: das Erste und Notwendigste wäre, dafs ein geeigneter Raum dafür vorhanden wäre; wäre dieser gegeben, so wäre es bei der vorausgesetzten Aussicht auf das Entgegenkommen der Verleger mit geringen Mitteln möglich, eine wenn auch anfangs unvollständige Sammlung der wichtigsten für den Anschauungsunterricht in betracht kommenden Lehrmittel zu schaffen. Bei der Bedeutung der Sache für den Unterrichtsbetrieb an den Gymnasien ist die Hoffnung vielleicht nicht zu kühn, dafs die Königliche Staatsregierung bereit wäre, einer solchen Einrichtung genügende Mittel zuzuwenden, um alljährlich einen Teil der zur Ausstellung gelangenden Lehrmittel — in ähnlicher Weise wie bei dem oben erwähnten K. Kreismagazin von Oberbayern — für das Museum zu erwerben, wodurch nach und nach ein immer vollständigeres Bild von den vor-

handenen Anschauungsmitteln ermöglicht würde. Auch die Verwaltungskosten dürften sich nicht zu hoch berechnen, da sich unter den Gymnasiallehrern Münchens, wo das Schulmuseum jedenfalls seinen Sitz haben müfste, ganz gewifs jederzeit solche finden liefsen, welche sich gerne einer derartigen Mühe unterziehen würden, in dem Bewufstsein, dadurch ihren Teil beizutragen zur Durchführung einer von sovielen Seiten längst verlangten und gebilligten Reform des Unterrichtsbetriebes.

Dafs von der Errichtung einer solchen Anstalt eine nachhaltige, vorteilhafte Rückwirkung auf die auch bei uns eifrigst angebahnte Vervollkommnung des Gymnasialunterrichtes nicht ausbleiben könnte, braucht nach dem früher Gesagten nicht mehr hervorgehoben zu werden. Denn nur die genaue Kenntnis der vorhandenen Lehrmittel auf Grund eigener Anschauung ermöglicht einen „ausgiebigen und zielbewufsten Gebrauch“ derselben, während die „den Gymnasiallehrern so oft vorgeworfene Gleichgültigkeit gegen die Methodik und die Vernachlässigung derselben“ [1]) wie in anderen Dingen, so auch in diesem Punkte damit zusammenhängt, dafs das, was verlangt wird, eigentlich nicht geleistet werden kann, da die Vorbedingung dazu fehlt.

Eine ganz besondere Bedeutung gewinnt aber die Schaffung eines Schulmuseums für die pädagogisch-didaktische Vorbildung der Lehrer, welcher bekanntlich, nach den Beratungen der obersten Unterrichtsbehörde, nun auch in Bayern eine erhöhte Aufmerksamkeit gewidmet wird. Mag die Art und Weise, wie dieselbe bei uns geregelt werden soll, auch noch nicht genau bestimmt sein, soviel ist gewifs, dafs auch bei uns nach dem Vorgange anderer Staaten [2]) „eine Mehrzahl“ von wirklich bestehenden Mittelschulen des Landes in Aussicht genommen ist, [3]) an welchen die Kandidaten ebenso sehr in die erzieherische wie unterrichtliche Lebensaufgabe eingeweiht werden sollen. Es sollen mit anderen Worten pädagogische Seminarien an einzelnen ausgewählten Gymnasien eingerichtet werden, die „im grofsen und ganzen nach den in den Gymnasialseminaren zu Giefsen und Halle bewährten Grundsätzen gestaltet werden, welche auch bei dem Gymnasialseminare in Jena mafsgebend sind“. Nach „allgemeiner Übereinstimmung“ mufs nun eine solche Anstalt „vorbildliche“ Zustände in Erziehung und Unterricht“ den Kandidaten bieten. Daher verlangt Schiller in dem Vortrage, den er bei der Philologen-Versammlung in München über „die pädagogische Vorbildung der Gymnasiallehrer“ hielt unter anderm auch von solchen Anstalten mit Recht „musterhafte Lehrmittelsammlungen.“ [4]) Dafs dabei aber nur an eine allmähliche Ausgestaltung derartiger mustergiltiger Einrichtungen gedacht

[1]) P. Vofs, Die pädagogische Vorbildung zum höheren Lehramt in Preufsen und Sachsen. S. 107.

[2]) Vgl. die Ausführungen des Ministers von Gofsler in der Sitzung des preufsischen Abgeordnetenhauses v. 6. März 1888.

[3]) Nach den inzwischen erfolgten Beschlüssen des obersten Schulrates (vom 4. Januar) ist bekanntlich die Errichtung von 5 Seminarien in verschiedenen Städten befürwortet.

[4]) Vgl. auch Vofs a. a. O. S. 101; 113 f.

werden kann, wird keinem zweifelhaft sein; und es wird daher noch lange währen, bis die Erfüllung jener Forderung ganz und gar erreicht ist. Bis aber dieses der Fall ist, oder viel mehr noch, um das gesteckte Ziel erreichen zu können, ist das „Schulmuseum“ eine unbedingte Notwendigkeit.

Es genügt mir, durch diese Zeilen die Frage in Anregung gebracht zu haben; ich gebe mich zugleich der Hoffnung hin, dafs die Anregung nicht unberücksichtigt bleiben werde, und glaube mich umsomehr dazu berechtigt, als gewifs schon viele unter den Gymnasiallehrern bitter empfunden haben, wie schwierig es unter den gegenwärtigen Verhältnissen ist, das zu finden, was für einen gedeihlichen Unterrichtsbetrieb, wie er dem allseitig vernommenen Rufe nach Veranschaulichung und damit auch den Intentionen unserer Schulordnung entspricht, notwendig nnd erspriefslich wäre. Die Durchführung der so energisch begonnenen und fast ausnahmslos dankbarst begrüfsten Schulreform erheischt manche Mittel, ohne welche das, was angepflanzt worden ist, nicht gepflegt werden kann; es ist wohl kein Zweifel zu hegen, dafs die Regierung und insbesonders S. Exzellenz der Herr Minister Dr. von Müller selbst bei seinen fürsorglichen und weitblickenden Bemühungen für die gesunde Fortentwicklung und Vervollkommnung unseres Mittelschulwesens gerne und mit Freuden bereit sein wird, die Hand dazu zu bieten, dafs die ausgesprochenen, mit allgemeinem Beifall aufgenommenen Grundsätze der Reform nicht „Papier bleiben“, sondern auch ganz und voll zur Durchführung gelangen können. Auch die Errichtung eines Schulmuseums gehört zu den Bedingungen, deren Erfüllung notwendig ist, damit die schönen Träume von den Erfolgen einer allseitig ersehnten Verbesserung und Vervollkommnung des Unterrichtsbetriebes und der Methodik auch bei uns zur Wirklichkeit werden können.

München. Weninger.

Zu Caes. Bell. Gall. VIII.

Praefatio § 2 lesen die Codices: Caesaris nostri commentarios rerum gestarum Galliae, non comparantibus (al.: comparentibus) superioribus atque insequentibus eius scriptis, contexui etc. Dafs comparantibus falsch ist, wird allgemein zugestanden; ebenso, dafs keiner der vielen Besserungsvorschläge befriedigt. Letztere lauten: Comparibus (Frigell), continentibus (Bernhardy), compagem habentibes (Heller), conquadrantibus (Holder), cohaerentibus (Chr. Schneider). Der Zufall führt mich auf ein anderes Wort. Orosius schreibt (Hist. adv. pagan. 6, 7) an der Stelle, wo seine Auszüge aus Cäsar beginnen (den er allerdings mit Sueton verwechselt) folgendes: hanc historiam Suetonius Tranquillus plenissime explicavit, cuius nos competentes portiunculas decerpsimus. Offenbar ist auch an unserer Stelle das seltene competere herzustellen und zu lesen: non competentibus sup. atque inseq. eius scriptis. Man vergl. die Lexika unter competere.

Memmingen. Heinrich Schiller.

II. Abteilung.

Rezensionen.

Lehrbuch der Logik zum Gebrauche an Gymnasien. Von Dr. F. Lauczizky, k. k. Gymnasialprof. Wien, Gerolds Sohn 1890. 119 u. VIII Seiten. 8°.

Eine sorgfältige Arbeit, welche von gründlichem Studium unserer Logiker zeugt. Ein ungemein reicher Stoff ist in dieselbe zusammengedrängt, so dafs sie für Universitätsstudenten passender sein dürfte als für Gymnasiasten. Wenigstens kann ich mir nicht vorstellen, wie man etwa in der Oberklasse in einem einzigen Jahr so viele zum Teil recht schwierige Lehren mit den Schülern durchzuarbeiten im stande wäre. Sollten die Oberklässer wirklich dies alles gehörig in sich aufnehmen, so müfste man den ganzen Tag hindurch lediglich Logik treiben. Vielleicht wäre durch eine Verteilung des Lehrstoffes auf 5 Jahrgänge zu helfen; aber dann ist wiederum zu fürchten, dafs in den mittleren Klassen den Schülern die nötige Reife des Verstandes fehlt. Da möchte es fast als ein Glück erscheinen, dafs wir in Bayern durch Streichung der philosophischen Propädeutik aus dem Lehrplan der Sorge überhoben sind, wie man mit so reichhaltigen Lehrbüchern beim Unterricht zurechtkommt. Der Verf. sagt in der Vorrede, dafs sein Lehrbuch unmittelbar aus der Schulpraxis entstanden sei. Diese Praxis näher kennen zu lernen, wäre jedenfalls für jeden Gymnasiallehrer höchst interessant; denn, wenn sie wirklich einen Schüler zum vollen Verständnis alles dessen führt, was im Lehrbuch geboten ist, so müfste sie als eine geradezu wunderbare Leistung der Lehrkunst betrachtet werden. Wahrscheinlich aber wird diese Praxis es an der fünften Formalstufe von Herbart-Ziller, nämlich an der Einübung fehlen lassen; es wird zuviel doziert und zu wenig gefragt und geübt werden, ein Fehler, den H. Schiller (Handbuch der prakt. Pädagogik für höhere Lehranstalten S. 332) als einen im allgemeinen unseren Schulen anhaftenden sicherlich mit Recht beklagt. Mir scheint also die Brauchbarkeit der vorliegenden Schrift als Schulbuch wegen ihres überreichen Stoffes zweifelhaft zu sein. Im übrigen jedoch macht dieselbe durchaus den besten Eindruck und läfst den Verf. als einen Mann erkennen, der gediegenes Wissen mit klarem Denken verbindet.

Es würde zu weit führen, wenn ich alle Stellen besprechen wollte, wo meine Ansicht von der des Verfassers abweicht. Soviel

ich sehen konnte, stützt dieser sich überall auf gute Autoritäten, z. B. in der Urteilslehre auf Brentano. Nur eine Bemerkung möge man mir gestatten. S. 6 sagt L.: „Der Begriff unterscheidet sich von anderen ähnlichen psychischen Gebilden der Association und Apperception dadurch, dafs er unvorstellbar bleibt. So kann sich niemand den Löwen, das Pferd, die Tanne vorstellen, ohne an die Stelle des Allgemeinen das Besondere, das Individuum zu setzen." Dagegen sagt er S. 11: „Begriffe, die nur eine einzige Vorstellung oder nur einen einzigen Gegenstand unter sich enthalten, heifsen Einzelbegriffe; Begriffe, die zwei oder mehrere Vorstellungen oder Gegenstände in ihrem Umfange vereinigen, Allgemeinbegriffe." Daraus erhellet, dafs die Stelle S. 6 nur auf die Allgemeinbegriffe pafst und auf sie beschränkt werden mufs. Einen Einzelbegriff kann man sich recht wohl vorstellen, jedoch einen allgemeinen Begriff nur dadurch, dafs man an einer von ihm umfafsten besonders gelungenen Einzelvorstellung (an einem Typus) die wesentlichen Merkmale desselben sich vor Augen hält. Eigentlich kann ein allgemeiner Begriff nur dadurch vollständig gedacht werden, dafs ich alle in seinem Umfang liegenden Einzelvorstellungen unter besonderer Aufmerksamkeit auf ihre gleichen Merkmale durch mein Bewufstsein laufen lasse. Allein das erforderte ungemein viel Zeit und Kraft; darum müssen Repräsentanten, Typen für ganze Einzelvorstellungsmassen eintreten, ähnlich wie wir Abgeordnete in die Kammer wählen, weil die Versammlung aller Staatsbürger zuviel Zeit, Raum und Geld beanspruchen würde. Leider aber verleitet uns das viele Sprechen dazu, allmählich Wörter anstatt der Typen uns zu denken, wenn wir mit allgemeinen Begriffen es zu thun haben; daher kommt es, dafs „eben, wo Begriffe fehlen, oft ein Wort zur rechten Zeit sich einstellt." Darum ist es eine wichtige Aufgabe der Didaktik, sobald die Schüler allgemeine Begriffe durch Wörter zum Ausdruck bringen, ihnen auf den Zahn zu fühlen, ob sie auch beim Gebrauch des Wortes einen entsprechenden Typus im Bewusstsein gehabt haben.

Bayreuth. Ch. Wirth.

Ein Wort zur Schulreform von einem Philologen aus den Reichslanden. Hamburg, Meifsner. 1891. 22 S.

Christian Wirth, K. Professor am Gymnasium zu Bayreuth, 36 Gründe gegen das deutsch-fremdsprachliche Übersetzen an humanistischen Gymnasien. Berlin, Bibliographisches Bureau. 1891. 55 S.

Das Übersetzen ins Griechische und Lateinische. Pädagogische Gedankengänge eines Gymnasiallehrers. Berlin, Bibliographisches Bureau. 1892. 19 S.

Der „Philolog aus den Reichslanden" spricht für Einschränkung der Übersetzungen aus dem Deutschen in die alten Sprachen; er will in Prima das lateinische Scriptum, in Sekunda die Übersetzungen ins

Griechische wegfallen lassen. Wir bekämpften in diesen Blättern stets die überspannten Anforderungen, welche in Bezug auf lateinischen Stil in der Reifeprüfung gestellt werden, und müssen, je mehr es in unserem Gymnasium an Zeit zu Stilübungen im Sinne Nägelsbachs gebricht, umsomehr darauf dringen, dafs als Prüfungsaufgabe an Stelle der deutsch-lateinischen eine lateinisch-deutsche Übersetzung tritt, aber wir halten die Fortsetzung der Übertragungen ins Lateinische bei mäfsiger Anforderung durch alle Klassen für besonders förderlich zur Erhaltung und Festigung der erworbenen Sprachkenntnisse, und fürchten auch zunehmende Unsicherheit in Bezug auf das Verständnis der Autoren, sobald man schon in Sekunda von Übersetzungen ins Griechische absehen wollte.

Mit schneidigeren Waffen und in grundstürzender Absicht wendet sich Wirth gegen „das unglückselige Übersetzen ins Latein“; er spitzt seine Forderung dahin zu, „dafs man alles deutsch-fremdsprachliche Übersetzen rundweg abschaffe“. Mit scharfem Auge sieht er nach allen Nachteilen aus, welche im Gefolge dieser Übersetzungen sein können oder auch thatsächlich sind; es ist z. B. richtig, dafs durch die Rücksicht auf die lateinische Stilübung das Verständnis der Klassiker und auch der Umfang der Lektüre vielfach schwer geschädigt wurde, dafs das schlechte Deutsch vieler Übersetzungsbücher und das übergrofse Zeitmafs, welches dem Übersetzen in die fremden Sprachen zugewendet wird, der Förderung des guten deutschen Ausdrucks im Wege steht und dafs dieses Übersetzen dem Schüler auch allzu wenig Zuwachs an Gedanken bringt. Solche Nachteile hängen aber zum Teil mit einer Eigentümlichkeit der Einrichtung unseres höheren Unterrichts zusammen, auf deren schädliche Folgen ich in diesen Blättern schon öfters hingewiesen habe, mit dem Überwiegen des fremdsprachlichen Unterrichts überhaupt. Dagegen müfste man folgerichtig ankämpfen, nicht gegen die vielleicht noch allzu häufigen Übersetzungen in die fremden Sprachen allein. So lange man aber an dem Erlernen mehrerer alten und neuen Sprachen festhalten zu müssen glaubt, auch nur um das Verständnis der Autoren zu ermöglichen, wird man auch manche Nachteile dieses Systems in Bezug auf den Reichtum des Wissenserwerbes und die Durchbildung des deutschen Sprachgefühles unserer Jugend in den Kauf nehmen müssen, und man wird auch die Übersetzungen in die fremden Sprachen als Mittel zum Zweck beibehalten, wenn anders man gründliche Sprachkenntnisse fordert. Eben in dieser Forderung ist der Haupteinwand begriffen, welchen wir allen Gründen Wirths entgegensetzen. Bis jetzt wurde daran festgehalten, dafs bei der Erlernung der Sprachen, insbesondere im Anfang, Übersetzungen aus denselben und in dieselben Hand in Hand gehen sollen und dafs in der Regel nur so Sicherheit in der Erkenntnis der Formen und der syntaktischen Gesetze gewonnen wird; auch erfordert das Übersetzen in eine reich ausgebildete Sprache besondere Anspannung der geistigen Kraft und strenge Zusammenfassung der erworbenen Kenntnisse, und infolge dessen sind Übertragungen aus dem Deutschen treffliche Probestücke für das Ur-

teil über die Befähigung unserer Jugend. Allerdings ist es richtig, dafs die Ergebnisse langjähriger Bemühungen gerade in Bezug auf die Fähigkeit in den fremden Sprachen zu schreiben oder zu sprechen im allgemeinen wenig befriedigend sind; abgesehen von der Schwierigkeit der Aufgabe stehen hier Mangel an Zeit und die mannigfaltigen Anforderungen im Wege, welche an unsere Jugend gestellt werden; man wird daher von dem überspannten Verlangen stilistischer Fertigkeit absehen und die Stilübungen in erster Linie in den Dienst des Verständnisses der fremden Sprachen stellen müssen. Wollte man dagegen auf Wirths Vorschlag eingehen, so würde man erstens ohne genügenden Grund eine vorzügliche Übung der Urteilskraft und den gegenwärtig entscheidenden Gradmesser der Befähigung in den unteren Klassen des Gymnasiums aufgeben, und zweitens hätte man zu gewärtigen, dafs darunter auch die Gründlichkeit des Verständnisses der fremden Sprachen leiden würde und dafs jenes „blofse Raten", welches Wirth S. 6 richtig als notwendige Folge übertriebener Anforderung im Lateinschreiben nachweist, auch in der Lektüre immer mehr überhand nähme. Wirth unterschätzt den Wert der fremdsprachlichen Stilübung in unserem Bildungssystem, anderseits gibt er sich für den Fall der Beseitigung derselben allzu kühnen Hoffnungen hin: er erwartet davon z. B. das Ende der Überbürdung und Zunahme der Pietät der Schüler, ferner dafs Gedankenarmut und Unbeholfenheit im deutschen Ausdruck weiche und dafs die alten Klassiker „nahezu vom Blatt" gelesen werden, auch dafs dann andere Unterrichtszweige wie Deutsch, neuere Sprachen, Naturwissenschaften erst zu ihrem Rechte kommen; er erwartet also davon Heilung nahezu aller Gebrechen, an welchen unser Gymnasium krankt oder kranken soll. Wer an diese Wirkung glaubt, mufs allerdings das Gewicht, welches die Freunde solcher Stilübungen in deren Wagschale zu legen in der Lage sind, als federleicht erfinden.

Der ziemlich selbstbewufste Verfasser der in demselben Verlage wie Wirths Schrift erschienenen „pädagogischen Gedankengänge" stellt den Grundsatz auf, „dafs alles Übersetzen ins Griechische und Lateinische sowohl als Zielleistung als auch als Klassenleistung zu verbieten ist" und rühmt als besonderen Vorteil seiner Vorschläge, „dafs die seither üblichen griechischen und lateinischen Extemporalien, der beständige Schrecken der Schüler und zugleich ein Gegenstand fortwährender Sorge für die Eltern, ein für allemal beseitigt würden."

Bamberg. J. K. Fleischmann.

Hartmann von Aue, Wolfram von Eschenbach und Gottfried von Strafsburg. Eine Auswahl aus dem höfischen Epos mit Anmerkungen und kurzem Wörterbuch von Dr. K. Marold. Stuttg. 1892.

Walther von der Vogelweide mit einer Auswahl aus Minnesang und Spruchdichtung. Mit Anmerkungen und Wörterbuch von Prof. Otto Güntter, Stuttg. 1892. Sammlung Göschen.

Die elegant ausgestatteten Bändchen der Sammlung Göschen enthalten auch „eine kleine Bibliothek zur deutschen Literaturgeschichte.“ Es soll dadurch denen, welche zu eingehenden Studien nicht die Zeit haben, Gelegenheit gegeben sein, die Klassiker der mhd. Periode wenigstens im allgemeinen aus eigener Anschauung kennen zu lernen, weil Literaturgeschichten und Übersetzungen allein dem Leser noch keine klaren und richtigen Vorstellungen geben. Weil dieser hiezu die Kenntnis der mhd. Sprache wenigstens in ihren Grundzügen sich anzueignen hat, so enthält das erste Bändchen „Nibelungen und Kudrun“, herausgegeben von Dr. W. Golther, einen kurzen Abrifs der mhd. Grammatik, sowie die wichtigsten Punkte der Metrik, um dadurch eine Grundlage zu schaffen, die für die Lektüre der folgenden Bändchen vorausgesetzt werden kann.

Der Verf. des zweiten Bändchens stellt sich die Aufgabe, mit dem höfischen Epos bekannt zu machen. Nach einer kurzen, die Entwicklung dieser Dichtungsart charakterisierenden Einleitung, die auch einen Hinweis auf die einschlägigen Werke von Schultz, Weinhold, Scherer u. s. w. enthält, folgen einige Vorbemerkungen über Hartmann von Aue, wornach der Text des armen Heinrich in seinen Hauptpartien abgedruckt ist. Anmerkungen unter dem Text finden sich keine, der Leser hat sich vielmehr das Verständnis mittelst des angehängten Wörterbuchs zu erschliefsen, das allerdings zu diesem Zweck aufs sorgfältigste ausgearbeitet ist. Ob aber derjenige, der sich doch einmal dieser Mühe unterziehen will, nicht besser daran thut, sich den Genufs der Lektüre des ganzen Epos zu verschaffen, diese Frage dürfte mit Recht aufgeworfen werden.

Anders liegt die Sache jedenfalls bei den weit gröfseren Dichtungen Wolframs von Eschenbach und Gottfrieds von Strafsburg. Hier handelt es sich thatsächlich darum, für die erste Bekanntschaft zunächst einen Überblick zu gewinnen und einige Hauptpartien herauszugreifen; wer hiezu nun nicht nach einer mit Inhaltsangaben versehenen guten Übersetzung greifen will, dem bietet die Ausgabe sowohl aus dem Parzival als auch aus Tristan und Isolde eine Reihe von Bruchstücken, die geeignet sind, von dem Inhalt und Zusammenhang des Ganzen wenigstens einen Begriff zu geben. Kurze verbindende Angaben und sachliche Bemerkungen unter dem Text wirken hiezu fördernd mit.

Noch besser erfüllt Güntters Ausgabe, Walther von der Vogelweide, ihren Zweck. Da hier keine Bruchstücke zu geben waren, sondern jedes Lied als selbständiges kleines Ganze erscheint, so ist es auch für den minder Gebildeten, nur vorausgesetzt, dafs ihn ein ernster Wissensdrang beseelt, nicht allzuschwer, mittelst des Wörterbuchs und der kurzen Anmerkungen ein genügendes Verständnis sich zu erschliefsen. Für die Schule gibt zwar Ref. der Band XXVIII S. 604 dieser Blätter besprochenen Ausgabe von Kinzel den Vorzug, weil sie neben eingehenden historischen Bemerkungen auch eine Übersetzung enthält, er steht aber nicht an, das genannte Büchlein allen zu empfehlen, die der speziellen Leitung eines Lehrers entraten können

und selbst aus Freude an literarischer Beschäftigung die Pfade sich ebnen wollen.

Die Beifügung einer Auswahl des Besten und Passendsten aus Minnesang und Spruchdichtung, die zugleich so getroffen ist, dafs die verschiedenen Richtungen und Gattungen, welche in der mhd. Zeit Pflege fanden, vertreten sind, erfüllt ihren Zweck recht gut, ebenso wie die kurzen biographischen Einleitungen zu Walther, Neidhart u. s. w. Dafs diese unsere alten Dichter in immer weiteren Kreisen bekannt werden, wird, wie es die Absicht der Herausgeber ist, sicher durch das mit Umsicht und in schöner Ausstattung Gebotene erreicht werden.

Speier. A. Nusch.

Hohenstaufe und Wittelsbach. Historisches Charakterbild in 5 Aufzügen von Dr. J. Menrad. München. Buchholz. 1892.

Es kann nicht der Zweck dieser Blätter sein, aller literarischen Hervorbringungen zu gedenken; nur das für Schulzwecke Verwendbare und zur Weiterbildung des Gymnasiallehrers Geeignete pafst in den Rahmen unserer Zeitschrift. Wenn nun doch ein Drama aus der Feder eines unserer Kollegen zur Besprechung gelangt, so ist es nicht so fast das persönliche Motiv, das hier Ausschlag gebend erschien, als vielmehr gerade der Umstand, dafs sich das besagte dichterische Erzeugnis in erster Linie für die Schule geeignet erweist. Die Konzentration des Unterrichts bringt es mit sich, dafs es dem Lehrer der Geschichte erwünscht sein mufs, einen Stoff, den die Geschichtsstunde doch nur in mehr oder minder abstrakter Form geben kann, dem Schüler durch eine geeignete Lektüre gewissermafsen menschlich näher zu bringen. Nun bietet aber gerade die bayerische Geschichte in diesem Punkte die meisten Schwierigkeiten. Wenn ich die Dramen von Uhland, Babo und dem Grafen Törring aufgezählt habe, so erübrigt von den Neueren nur Martin Greif, und es ist damit schon der ganze Vorrat erschöpft, wenigstens insoweit er sich für die Schule brauchbar erweist. Um so mehr ist nun die Arbeit unseres Kollegen zu begrüfsen, da sie sich für den gedachten Zweck vorzüglich zu eignen scheint. Den Vorwurf für das Drama bietet, wie schon das nach bekanntem Originale ausgeführte Titelbild andeutet, des Pfalzgrafen Otto kühne That in der Veroneser Klause und seine Belehnung mit dem Herzogtume Bayern. Es ist zwar nur ein Buchdrama und würde m. E. auf der Bühne seine Wirkung versagen; dazu fehlen ihm wirksame Steigerung, das spannende Moment und packende Kontraste in der Charakterzeichnung. Solche Tugendbolde, als deren einer z. B. Pfalzgraf Otto aufgefafst ist, widersprechen in ihrer Unwahrscheinlichkeit dem Zeitgeschmacke und finden lediglich in der zu Anfang des Jahrhunderts dominierenden sogenannten vaterländischen Dichtung ihre Ebenbilder. Damit sind nun aber auch fast die einzigen Mängel gekennzeichnet, die das Drama aufweist. Dagegen eignet ihm eine nicht geringe Menge unleugbarer Vorzüge; in erster

Linie die schöne an Schiller und Shakespeare herangebildete Sprache und die wohlthuende Gewandtheit in der Behandlung des Metrums (Blankvers).

Vorzüglich gelungen sind ferner die eingestreuten Lieder, die den echten Volkston treffend in ihrer Sangbarkeit geradezu zur Komposition einladen. So ‚Junker Lenz' S. 34 und die Nachdichtung zu ‚Nibelungen XXX. Aventiure auf S. 99. — Als einen weiteren Vorzug des Dialogs möchte ich erwähnen, dafs die drei Gruppen: Gespräche der Edlen und Heerführer, die der Fürstinnen und die der Kriegsleute scharf auseinandergehalten und trefflich charakterisiert sind. Nur an der Unterredung des Pfalzgrafen mit des Rotbart Gemahlin, Beatrix, ist zu tadeln, dafs sie etwas zu langatmig ausgefallen, so sehr sie auch in ihren einzelnen Teilen gelungen und namentlich durch die Verwertung beliebter mittelalterlicher Motive (Frau Welt) ansprechend ist: sie wird auch von dem Leser als Länge empfunden werden.

Nun noch einige kleinere Ausstellungen! Nach den auf Quellenstudium und genaueste Ortsbesichtigung gestützten Untersuchungen von Gymn.-Direktor Dr. Oster (veröffentlicht in der Zeitschrift des deutschen und österreichischen Alpenvereins XVI. 32 ff.) befand sich im Rücken von Alberichs Stellung keine Felswand, sondern es steigen buschbewachsene Geröllhalden in sanfter Abdachung zum Monte Pastello empor, so dafs das Scenarium zu der 2. Scene des 1. Aufzugs in diesem Sinne abgeändert werden dürfte. ‚Grind' (S. 26) ist wohl der älteren und auch noch jetzigen Volkssprache entsprechend = Kopf; doch ist diese Bedeutung wohl nicht allen geläufig und bedürfte daher diese Stelle vielleicht einer Anmerkung. Nach ‚M. Heyne Deutsches Wörterbuch' ist ‚Majestät' erst seit dem 14. Jhd. als Titel üblich, wird daher S. 60 besser anderweitig ersetzt, nachdem ja sonst das historische Kolorit gewissenhaft beachtet erscheint. S. 67 steht wohl richtiger ‚wollte' statt ‚wolle': „Ja, mir kam's auch vor, als wolle er . . ." „Unrichtig steht auch S. 129 von der Hand im Mund . . . leben."

An Druckversehen sind mir nur, abgesehen von den ohnehin berichtigten: ‚Fehrigen' statt ‚Fehringen' S. 27, ‚im Stand' S. 121 und das von S. 83 ab auf einmal auftauchende ‚Hurrah' (so noch S. 94. 115. 132) im Gegensatz zu dem richtigeren ‚Hurra', wie es auch S. 57. 58. 59 erscheint, aufgefallen. Ich erwähne diese Kleinigkeiten absichtlich, weil ich das Drama aus den oben angeführten Gründen warm für Schülerbibliotheken zur Anschaffung empfehlen möchte, so dafs meine Ausstellungen bei einer Neuauflage, die ich dem Verfasser recht herzlich wünsche, vielleicht Berücksichtigung finden können.

Äufsere Ausstattung, Papier und Druck sind durchaus ansprechend.

Kaiserslautern. Schneider.

W. Schwarz, der einfache Satz. Mannheim, F. Nemnich. 1890. S. 58.

In dem Vorwort gibt der Verf. zuerst den Zweck an, dem das Büchlein gewidmet ist — es soll nämlich in den Vorschulen der Gymnasien und Realmittelschulen als Grundlage des weiteren stilistischen Unterrichtes dienen —, sodann erläutert er seinen Standpunkt gegenüber den neueren und neuesten Bestrebungen und Auffassungen auf dem Gebiete des deutschen Sprachunterrichtes. Aus diesen Darlegungen geht zur Genüge hervor, dafs er, geringfügige Punkte abgerechnet, den Grundsätzen huldigt, wie sie von Blatz und Kern namentlich bez. der grammatischen Begriffe: Verbum finitum, Modalverba, Infinitiv-Objekt, Apposition vertreten werden.

Im Lehrverfahren selbst gelangt in vier Stufen die synthetische Methode zur Anwendung: behufs klarer Anschauung wird eine Anzahl Beispiele vorgeführt und nach ihrer Erläuterung die Regel abgeleitet; daran schliefsen sich dann in ausgiebigem Mafse zweckentsprechende Übungen.

Der Stoff erstreckt sich nur über den einfachen Satz nebst seinen Erweiterungen und wird im einzelnen mit grofser Ausführlichkeit und lobenswerter Klarheit behandelt. Die Lehre vom Wesen des Satzes geht aus vom Satzverb und stellt demnach von den Satzgliedern das Prädikat über das Subjekt. Nach der Besprechung dieser Begriffe gelangen die Regeln über Kongruenz zwischen beiden zur Behandlung, sodann werden die Nebenglieder des Satzes erörtert, bei denen der Verf. zwei Klassen unterscheidet: A. Bestimmungen des Verbs und Adjektivs, B. Bestimmungen des Substantivs. Jene selbst werden wieder untergeteilt in a) Notwendige Ergänzungen (Objekte), b) Nichtnotwendige Bestimmungen (Adverbialia). Die Behandlung der Objekte ist die gleiche wie in der alten Grammatik; angeschlossen an das Accusativobjekt ist das innere Objekt. Die sog. Rektion der Verba oder Syntaxis casuum ist innig verschmolzen mit der Lehre von den Objekten. Anhangsweise folgen noch drei kürzere Kapitel und zwar über: Vervielfachung der Satzteile, unvollständige Sätze, Haupt- und Nebensatz.

Das Einzige, was an dem Buche Verwunderung erregt, ist der Umstand, dafs der Verf. dasselbe für Vorschulen der Gymnasien und Realschulen bestimmt hat; die Satzlehre mit ihren teilweise schweren Regeln ist doch einer höheren Altersstufe zuzuweisen als diejenige ist, in der die Besucher derartiger Anstalten stehen. Man hat schon Mühe mittelmäfsig begabten Schülern der 2. Klasse die Satzlehre beizubringen — wie sollen 8—9jährige Jungen in derselben sich zurechtfinden, zumal da die neue Grammatik keineswegs darauf ausgeht, die Regeln dem jugendlichen Verständnisse näherzubringen, sondern sich manchmal in spitzfindigen, logisch ungemein scharfen Scheidungen und Definitionen gefällt.

Lobenswert sind zum gröfsten Teile die zahlreichen Aufgaben, welche geschickt ausgewählt und passend eingekleidet eine gründliche Durchbildung der Schüler sich zum Ziele setzen; dagegen können wir

uns wenig befreunden mit Aufgaben folgender Art: Schreibe folgenden Brief ab und lerne ihn auswendig! Schreibe nachstehende Erzählung ab und achte auf . . .! — Sind die Schüler im Besitze des Buches, so hat die Ausführung solcher Aufgaben nur kalligraphischen Wert, zu denken aber, d. h. geistig zu arbeiten, werden sie wenig veranlafst, zumal wenn das, was sie finden sollen, durch den Druck hervorgehoben wird.

Auch bezüglich der Anordnung wäre das eine oder andere zu bemerken. Die Ausdrucksformen des einfachen Satzes kommen doch etwas zu frühe, da der Schüler vom Satze formell gerade erst das Notdürftigste weifs. Die Lehre von der direkten und indirekten Rede steht ohne ersichtlichen Grund mitten zwischen Accusativ- und Dativobjekt. Sonst fällt noch auf: Bei der übersichtlichen Zusammenstellung der Attribute fehlt am Schlusse nach d folgender Passus: e durch einen Infinitiv; S. 47 steht Verb statt Adverb; S. 57 findet sich die Schreibung fröhnen; S. 2 der Imperativ: Gehe, Uhr; S. 58 der Latinismus: mit guten Gesetzen geschmückt; S. 50 der harte gen. qual. Ein Knabe grofser Bescheidenheit.

Fassen wir zum Schlusse unser Urteil über das auch äufserlich gut ausgestattete Büchlein zusammen, so müssen wir anerkennen, dafs der Verf. es ernst mit seiner Aufgabe nimmt und überall eine umfangreiche Kenntnis der neuesten Bestrebungen und Bewegungen auf deutsch-grammatischem Gebiete verrät. Die Entwicklung ist mit geringen Ausnahmen, welche allzuschwere Punkte betreffen, tadellos und zeugt von gewandter Beherrschung der Methode. Das Büchlein kann allen Lehrern bei der Durchnahme des einfachen Satzes gute Dienste leisten und ist namentlich für jene interessant, welche gerne wissen möchten, wie die neuen Lehren ins Praktische umgesetzt sich ausnehmen.

Hof. Rud. Schwenk.

Die Horazische Lebensweisheit aus den fünfzehn den Fragen der Lebenskunst gewidmeten Oden entwickelt und beurteilt von Prof. Dr. Max Schneidewin, Oberlehrer. Hannover. Hahn'sche Buchhandlung 1890.

Der Verf. hat es versucht, die horazische Lebensweisheit aus den fünfzehn den Fragen der Lebenskunst gewidmeten Oden zu entwickeln, und dies ist ihm auch gelungen. Der Kern derselben besteht in einem gewissen feinen Egoismus. Möglichst viel Glück für seine Person zu geniefsen ist die Aufgabe des Menschen. Das Glück besteht aber vor allem in der Freiheit von allen leidenschaftlichen Seelenstimmungen, seien es die der Trauer oder der übermäfsigen Freude. Daher ist die Quintessenz des Ganzen: aequam memento rebus in arduis servare mentem, non secus in bonis ab insolenti temperatam laetitia. Dafs aber „Horaz das Kind mit dem Bade ausschüttet, wenn er gegen den Unternehmungsgeist eifert, als ob dieser sich durchaus nicht mit Seelenruhe vereinigen liefse", anerkennt auch Sch.

Horaz war eben so glücklich, sein eigenes Leben in der Weise, die ihm zusagte, zu gestalten. Er hatte eine gewisse aristokratische Geistesrichtung, welche der Goethes verwandt war; er wollte vom profanum vulgus, das da Zinsen berechnete, Waren verfrachtete, überhaupt Gewerbe trieb, von Gevatter Schneider und Handschuhmacher, nichts wissen. Wären aber alle Römer Horaze gewesen oder geworden, so hätte sich kaum ein imperium Romanum aufgebaut oder erhalten. Dies mochte er selbst erkannt haben und darum schrieb er auch die sogenannten Römeroden.

Gedankengang Horazischer Oden in dispositioneller Übersicht nebst einem kritisch-exegetischen Anhange von Dr. Friedr. Gebhard. München. J. Lindauer'sche Buchhandlung (Schöpping) in München. 1891.

Separat-Abdruck aus dem Festgrufs an die 41. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner von dem Lehrerkollegium des K. Wilhelmsgymnasium in München.

Der Verf. hat zu einer Reihe horazischer Gedichte Dispositionen gegeben, welche in ihrer minutiösen Ausführung kleine Kunstwerke sind. Sehr fraglich ist es aber, ob Horaz sich je bewufst geworden ist, dafs er so fein gegliederte, so streng geordnete Gedichte gemacht habe. Davon vollends, dafs er sich selbst so eingehende Dispositionen entworfen habe, kann überhaupt keine Rede sein. So arbeitet nicht einmal ein Prosaiker, geschweige denn ein Dichter. G. vergifst, dafs selbst der gewandteste Dichter von dem einmal gewählten Metrum abhängig ist. Dieser eiserne Rahmen mufs ausgefüllt werden und seiner Brauchbarkeit als Versteil verdankt gar manches Wort seine Verwendung und Stellung. Leuchtenberger hat in seiner Einleitung zu den Dispositionen der Oden des Horaz ganz richtig hervorgehoben, dafs der Dichter wohl blofs einen Grundrifs entwarf und dafs sich ihm unter der Ausführung selbst die Zahl und Folge der Teilgedanken, der Unterteile, wohl auch der Hauptteile sicherlich oft genug geändert habe. „Was schliefslich entstand, war, auch in seiner stilistischen Gestaltung, das Ergebnis nicht sowohl eines formalen logischen Schemas als vielmehr der treibenden Kraft des Gegenstandes, von dem er erfüllt war, und den er zur Wirkung bringen wollte". Wenn sich Gebhard in der Einleitung p. III gegen diese Anschauung wendet, so zeigt er damit, dafs er von der Art der Arbeit eines Dichters eine falsche Vorstellung hat. Wer je einmal Gedichte gemacht hat, wird Leuchtenberger vollkommen Recht geben.

Besonders gesucht ist die gradatio, die G. so oft bei Horaz zu finden glaubt, so gleich in I 12. Er sieht in V. 7—11 eine umgekehrte gradatio;

α (Superl.:) Blindlings folgten ihm die Wälder,

α)[1]) (Kompar.:) er verlangsamte

---

[1]) Druckfehler für β.

$\alpha\alpha$) die reifsenden Flüsse, $\beta\beta$) die sausenden Winde,
γ) (Positiv:) Langsam zog er sich nach die Eichen.

Wenn Horaz zuerst die Wälder genannt hat, so kann unter den Eichen nur eine Ausführung des Begriffes Wälder, nicht aber etwas Neues und zwar Geringeres verstanden sein. Solche gekünstelte Unterabteilungen finden sich sehr viele. So wieder in der Disposition desselben Gedichtes unter III 2 α) $\alpha\beta\gamma$ In III 3, 37—48 subsumiert G. gefürchtet unter „quantitativ“, dagegen gerecht unter „qualitativ“. Eine solche Unterscheidung läfst sich gewifs nicht mehr rechtfertigen. Bei III 4, 53—56 ist die Dreiteilung nach α) Stärke, β) Statur, γ) Kampfesmittel und die Korrelation in 57—60 eine unendlich gesuchte. Ich glaube, dafs unter hundert Lesern der Ode nicht einer auf eine solche Subtilität geraten würde. Wie gekünstelt diese Dispositionen sind, zeigt schon ihr räumlicher Umfang und der grofse Verbrauch von Buchstaben und Ziffern. Weniger wäre in diesem Falle mehr gewesen.

Landshut. Proschberger.

Ciceros Brutus. Für den Schulgebrauch erklärt von K. W. Piderit. Dritte Auflage besorgt von Wilhelm Friedrich. Leipzig, Teubner, 1889. S. IV und 306. M. 2.25.

Der neue Herausgeber der mit Recht geschätzten Pideritschen Schulausgabe von Ciceros Brutus, W. Friedrich in Mühlhausen (in Thüringen), hat seinen Studien entsprechend sein Hauptaugenmerk der Textesgestaltung zugewendet. Von dem handschriftlichen Material, das bekanntlich alles auf den im J. 1422 aufgefundenen, aber bald darauf wieder verschollenen Codex Laudensis zurückgeführt wird, hat er den Ottobon. Vatic. 1592 (B) und 2057 (O) selbst verglichen, eine genauere Kenntnis des Florentinus (Magliabecchianus) I 1, 14 (F) verdankt er der Kollation Th. Stangls. B und O gelten auch dem Herausgeber nicht als unmittelbare Abschriften aus dem Laudensis, „aber in F, meint er, besitzen wir eine Art von Kladde, zu deren Anfertigung der Laudensis selbst noch benutzt wurde, um so eine Unterlage zu einer schnelleren Vervielfältigung der alten Handschrift zu gewinnen“ (S. 34). Unter Benützung auch der übrigen Hilfsmittel (namentlich Stangls Ausg. d. Brutus 1886) ist der Text mit besonnenem Urteil neubearbeitet und an vielen Stellen verbessert. Im einzelnen sei hier Folgendes berührt.

Die Worte de claris oratoribus, die gewöhnlich dem Titel ‚Brutus‘ beigesetzt werden, entbehren nach Fr. (S. 16) jeden Zeugnisses des Altertums; mit Recht betont er, dafs der Zusatz claris sich mit dem Inhalt der Schrift nicht verträgt; Sueton. Caes. 56 hat ‚Cicero ad. M. Brutum ‚oratores‘ enumerans‘. Wichtiger scheinen mir für die Feststellung die Worte Ciceros selbst Brut. § 20 . . expone nobis quod quaerimus. Quidnam id est? inquam. Quod mihi nuper in Tusculano incohavisti de oratoribus, quando esse coepissent, qui etiam et quales fuissent, womit doch deutlich der Titel der vorliegenden Schrift ausgesprochen scheint, also de oratoribus neben de oratore

und orator. || § 6 Text hunc autem, im krit. Anh. vermutet Fr. hunc autem vel (schwerlich) || § 7 quae didiceram tractare quibusque me adsuefeceram, Anh. quibus (soll heifsen quae!) didicerat ille quibusque me adsuefecerat, ansprechend || § 14 rerum memoriam, wäre (nach Bake) hinter rerum besser noch Romanarum eingesetzt || § 15 qua acceperis, Stangl (nach Eberhard) quae acceperis, Änderung unnötig || § 16 Text sic omnis fetus repressus est ustusque flos siti veteris ubertatis exaruit, Anh. hält die Stelle auch so nicht für geheilt und verlangt einen dem repressus entgegengesetzten Begriff (ortus, exortus), exustus—exaruit sei unerträgliche Tautologie (?); siti veteris ubertatis ist allerdings sinnlos; aber durch die einfache Umstellung siti flos (so Stangl nach Lambin) ist meines Erachtens die Stelle lesbar; nimmt man die beiden Bilder fetus repressus est (Gegensatz etwa editus est) und flos exaruit für sich, so vermifst man auch kein ortus o. ä. || § 17 Text folgt der Vulg. Mihi quoque, inquit Brutus, exspectanda sunt ea, quae Attico polliceris, etsi fortasse ego . . ., Anh. liest Mihi quoque, inquit Brutus, et exspectanda sunt ea quae Attico polliceris, et si forte tu non solveris, ego . . . || § 21 aut sane, si potes, libera; passend nur plane, das im Anh. verworfen wird || § 23 Text nulla res eripiet te praesertim tam studiosum et . . . (Lücke), Anh. te praesertim tam studiosum et exercitatum audienti (wenig entsprechend) || § 31 His opposuit sese Socrates, qui subtilitate quadam disputandi refellere eorum instituta solebat, das handschriftliche verbis (nach solebat) steht wie andere ausgeschiedene Worte im Text gar nicht, auch nicht in Klammern, im Anh. wird verbis als Dittographie, entstanden aus dem folgenden huius, erklärt. Ich glaube, wir haben eher einen Fehler der Haplographie vor uns und setze noch suis zu verbis; darin bestand die dialektische Feinheit des Sokrates, dafs er die Sophisten in Widersprüche verwickelte und sie mit ihren eigenen Worten widerlegte || § 33 casuque, numquam aut ratione aliqua aut ulla observatione fiebat, Vulg. casuque nonnumquam aut ratione aliqua aut observatione fiebat (vielleicht zu halten) || § 40 Text tam [idem] ornatus, Anh. vermutet den Ausfall von gravis oder Ähnlichem nach tam || § 41 Text regnante iam Graecia, Anh. billigt Weidners Vorschlag regnante iam libertate in Graecia; unnötig, schon der Gegensatz nostra civitate stützt regnante iam Graecia || § 46 controversiae cupida natura (dem Gedanken nach ansprechend), Stangl mit Madvig controversa in ea iura, Handschr. controversia natura || § 48 nam Lysiam, Stangl vermutet iam (sehr wahrscheinlich) || § 49 partus atque fontes, Anh. vermutet portus atque fontes (nicht zu billigen) || § 57 et de quo sit memoriae proditum ausdrücklich verteidigt (gegen Jahn) || § 69 et adde numeros, ut aptior sit oratio, ipsa verba compone . . ., Cod. et aptior, passend Stangl et, ut aptior || § 86 in dicendo atrocior acriorque (nach Triller und Buttmann); der urbane Lälius empfahl einen hervorragenden Zeitgenossen gewifs nicht als atrocior; angemessener ardentior; man könnte auch an fortior denken (cf. § 221 fortior actor und § 268 fortis orator) || § 147 quo utebar propter familiaritatem Scaevolae nostri, verwirft

(Erklär. Ind. S. 281) die Lesung quo utebatur perfamiliariter Scaevola, ut nosti || § 160 nobis bis narravisset, bis doch wohl zu streichen (so auch Stangl nach Lambin) || § 168 hat im Text noch die verkehrte Interpunktion accusator. In eo genere sane probabilis, doctus autem . ., und interfectus, qui . ., billigt aber im Anh. (nach Jahn) accusator, in eo genere sane probabilis. Doctus autem . ., und interfectus; is qui . . || § 200 avem cantu aliquo || § 220 Orator autem vivis eius aetatis aequalibus, besser wird man mit Stangl vivis etiam aequalibus lesen || § 230 vigebat Antonio (abl. comp.) et cum Philippo iam sene pro Cn. Pompeii bonis dicens in illa causa . . ., Stangl schreibt nach Madvig vigebat cum Antonio et, Philippo iam sene pro Cn. Pompeii bonis dicente, in illa causa . . . || § 234 admirando ore dicebat, calebat (ansprechend) || § 242 multorum obedire tempori, ist multorum zu tilgen (so auch Stangl) || § 255 supplicationi non, sed triumphis multorum antepono, diese Wortstellung kaum ciceronianisch || § 262 quos idem scripsit, nach Stangl || § 273 Quam eius actionem multum tamen (so unverständlich), Anh. vermutet quamquam eius actio erat molesta, multum tamen — commendabat oratio (cf. Quint. XI 1, 51), am passendsten Piderits Vorschlag Quamquam eum actio non multum, multum tamen . . . || § 281 ut reliqui clariores viri; es empfiehlt sich Jahns Vorschlag reliqui maiores, clari viri (so auch Stangl) || § 321 et praetor primus et incredibili populari voluntate consul sum factus, Stangl nach Orelli et praetor primus et incredibili populi Romani voluntate sum factus || § 333 ist Piderits Versuch, den arg korrupten Schlufs lesbar zu machen, beibehalten. — Im allgemeinen würde es für die Textesgestaltung von Vorteil gewesen sein, wenn Friedrich noch mehr der kritischen Ausgabe von Stangl gefolgt wäre.

„Mancherlei Änderungen hat auch der Kommentar erfahren." Doch hätte hier die nachbessernde Hand des Herausgebers noch thätiger sein dürfen und sein sollen teils durch Kürzungen, teils durch Ergänzungen und Berichtigungen. Gekürzt konnte werden ohne Nachteil für das Buch durch knappere Fassung der Einleitung, der Inhaltsübersichten und der Anmerkungen, z. B. § 148 über elegantes. Manche Erläuterungen sind ganz überflüssig, indem sich die Worte Ciceros selbst genügend kommentieren, z. B. § 98 domesticas disciplinas. Kürzungen waren meines Erachtens hauptsächlich bei den erklärenden Indices angezeigt (80 Seiten!); da wird nicht selten der „bekannte" So und so eingehend behandelt. Dagegen hätten zur Erläuterung der eingestreuten rhetorischen Vorschriften, der Entwicklung der griechischen Beredsamkeit und namentlich der Charakteristik der einzelnen Redner die einschlägigen griechischen Rhetoren häufiger herangezogen werden sollen (auch für die Indices), wie Aristoteles und namentlich Dionysios von Halikarnassos, der fast zu allen Teilen der rhetorischen Schriften Ciceros treffende Parallelen bietet. Z. B. zu § 143 über ius civile und aequum et bonum Aristot. rhet. I c. 13 p. 1375 a 26 sqq. *δίκαιον* und *ἐπιεικές*, zu § 162 und 163 über *περίοδος* und *κῶλον* Aristot. rhet. III c. 9 (statt Alexand. II. σχημάτ. VIII p. 460, wozu übrigens Rhet. graec. ed. Walz nicht selbstverständ-

lich ist), zu § 253 qui (Caesar)... de ratione latine loquendi accuratissime scripserit primoque in libro dixerit verborum dilectum originem esse eloquentiae vgl. Aristot. rhet. III c. 5 *ἔστι δ' ἀρχὴ τῆς λέξεως τὸ ἑλληνίζειν* (latine loqui); zu § 286 über Hegesias Dionys. Hal. p. 122 R sqq., zu § 284 ff. zur Charakteristik der Attici (Hauptvertreter Lysias) Dionys. de Lys. iud. p. 482 R sq.

Nicht zutreffend ist die Erklärung § 33 dedita opera „Schaffungstrieb“, vielmehr „mit Absicht“, „geflissentlich“.

Als störende Druckfehler sind mir aufgefallen S. 109 Z. 19 imperatus für imparatus, S. 131 Z. 20 sane statt cane, S. 133 Z. 22 fuerunt st. ferunt, S. 212 Z. 12 Si ferunt st. Sic ferunt, S. 288 Sp. 1 tabellaria lex 67 st. 97, S. 222 Sp. 1 *ἐλλάττων*, st. *ἐλάττων*, S. 171 Anm. z. Z. 15 (sputatilica) *κατάσπυσια* st. *κατάπτυστα* (schon in der 1. Aufl.). Durch ein Versehen ist in den Indices (wie in der 1. Aufl.) der Art. Vestales ausgefallen, auf den S. 158 Anm. z. Z. 19 verwiesen ist. Doch wird durch solche Einzelnheiten das Verdienst, das sich Friedrich um die Pideritsche Ausgabe des Brutus erworben hat, nicht geschmälert.

München. Dr. G. Ammon.

Titi Livii ab urbe condita liber VIII. Für den Schulgebrauch erklärt von Fr. Luterbacher. Leipzig, Teubner, 1890.

Gemäfs ihrer Bestimmung für den Unterricht bietet diese Ausgabe hinsichtlich der Textesgestaltung und Erklärung zwar nicht viel Neues, entspricht aber vollständig dem Bedürfnisse der Schule. Alle zum Verständnis nicht unbedingt nötigen Erläuterungen sind vermieden, auch die Zahl der Parallelstellen ist thunlichst beschränkt. Etliche Konjekturen des Herausgebers haben im Texte Aufnahme gefunden, von denen am meisten anspricht die Vermutung zu cap. 23, 10, wo nach legati Romanorum, cum se non, quo hostis vocasset, sed quo imperatores sui duxissent, ituros esse respondissent der fehlende Hauptsatz durch domum rediere glücklich ergänzt ist. Weniger vermag zu befriedigen der Vorschlag cap. 25, 5 foediora aliquanto intra muros iis, quibus hostis territabat, fiebant (Hss. patiebantur); auch cap. 8, 3 quod antea phalanges similes (L. schreibt phalanx similis) Macedonicis, hoc postea manipulatim structa acies coepit esse scheint die hdschr. Lesart den Vorzug zu verdienen; anderenfalls müfste aufser phalanges similes auch Macedonicis beanstandet und Macedonicae dafür geschrieben werden.

Titi Livii ab urbe condita liber IX. Für den Schulgebrauch erklärt von Fr. Luterbacher. Leipzig. Teubner, 1891.

Seine Hauptaufgabe, welche in der Herstellung eines für den Unterricht brauchbaren Kommentars besteht, hat der Herausgeber vorzüglich gelöst. Auch die kritische Behandlung des Textes, dessen wichtigste Varianten ein kurzer Anhang überblicken läfst, zeugt von Gelehrsamkeit und Umsicht. Konjekturen sind verhältnismäfsig zahl-

reich und des öftern an Stellen aufgenommen, wo nach des Referenten Ansicht die handschriftlichen Lesarten genügten; so wurde cap. 4, 10 me vel devovere pro populo Romano legionibusque vel in medios me inmittere hostes paratus sum das zweite me nach Gronovs Vorschlag gestrichen, da die Voranstellung des ersten me vor vel störend wirken soll. cap. 17, 3 schreibt L. statt des hdschrftl. fortuna per omnia humana, maxime in res bellicas potens mit H. J. Müller in re bellica potens; indes liegt nach des Herausgebers eigener Bemerkung das Ungewöhnliche des Ausdrucks nicht nur in letzterer Verbindung, sondern auch in der des potens mit per; gleichwohl ist kaum etwas an der Stelle zu beanstanden, sondern mit Weifsenborn zu erklären, per bezeichne die Verbreitung über, in mit Acc. den Einflufs auf etwas. — cap. 33, 3 haben die Hss.: . . ex ea familia, quae velut fatales (so die beste Überl.) cum tribunis ac plebe † erat, certamen oritur. Um den korrupten Relativsatz (über dessen Sinn kein Zweifel besteht: „welche gewissermassen vom Schicksal bestimmt war, mit Tr. und Volk im Streite zu liegen") zu berichtigen, liest L., indem er ältere Verbesserungsvorschläge mit Recht ablehnt: cui velut fato res cum tr. ac pl. erat. Da aber quae kaum verschrieben, auch fatales gut beglaubigt ist, sucht Refer. den Fehler in erat und schlägt vor: quae velut fatales cum tr. ac pl. <inimicitias> gerebat unter Hinweis auf Caes. b. civ. 1, 3, 4 necessarii Pompei atque eorum, qui veteres inimicitias cum Caesare gerebant, in senatum coguntur.

München. F. Walter.

Zenonis Citiensis de rebus physicis doctrinae fundamentum ex adjectis fragmentis constituit Karl Troost. Berlin 1891. Calvary. 87 Seiten. 8°.

Die Erkenntnislehre Philos von Alexandria von M. Freudenthal. Berlin 1891. Calvary. 77 Seiten. 8°.

Die erste von diesen beiden Abhandlungen ist als 3. Heft des XII. Bandes der „Berliner Studien für classische Philologie und Archäologid" erschienen, die zweite als 1. Heft des XIII. Bandes derselben.

Erst vor wenigen Jahren (1886—1888) hat Stein zwei Bände über die „Psychologie der Stoa" im gleichen Verlag herausgegeben und noch eine besondere Abhandlung über die Naturphilosophie Zenos hinzugefügt. Aber Troost meint, Stein habe vieles mehr anziehend als richtig dargestellt, und obwohl bereits Bäumker in seiner Schrift „das Problem der Materie in der griechischen Philosophie" (Münster 1890) die Ansicht Steins in der Hauptsache widerlegt habe, sei doch noch eine völlig richtige Darlegung der Zenonischen Naturphilosophie auf Grund der Fragmente desselben notwendig.

Freudenthal wurde zu seiner Arbeit durch Zeller angeregt, welcher in der Vorrede zur 2. Abteilung des III. Bandes seines bekannten Hauptwerkes den Wunsch ausgesprochen hat, dafs die Einzel-

forschung sich in noch ausgedehnterem Mafse dem Alexandrinismus zuwenden möge.

Beide vorliegende Arbeiten machen den Eindruck gediegener Einzelforschungen, und verdient die den philosophischen Fragen zugewendete grofse Sorgfalt alle Anerkennung. Viel Neues ist freilich, soviel ich sehen konnte, durch dieselben nicht zu Tage gefördert worden. Aber wer wollte das den Verfassern zum Vorwurfe machen? Die Literatur des Altertums nimmt eben mit der Zeit immer mehr die Eigenschaften einer vielfach ausgepressten Citrone an, die man schon einem starken Spezialdruck aussetzen mufs, wenn noch irgendwo ein Tröpfchen wissenschaftlichen Saftes zum Vorschein kommen soll.

Ein näheres Eingehen auf die Punkte, in welchen Troost mit Stein nicht übereinstimmt, würde hier zu weit führen. Das Wichtigste hierüber ist in Troosts Abhandlung S. 23 ff. zu finden.

Freudenthal hält die Erkenntnistheorie Philos für die eigentliche philosophische Seite seiner Lehre, welche bisher noch ziemlich vernachläfsigt worden sei. Er glaubt deshalb dieselbe nach ihrer Stellung, ihrem Inhalt und ihrer Form (S. 7—24), sowie die Ansichten Philos über Erkenntnisquellen, Erkenntnisvorgänge und über den Wert der Erkenntnis (S. 24—75) zur erschöpfenden Darstellung bringen zu müssen.

Bayreuth. Ch. Wirth.

Oehler W., Schubert G., Sturmhoefel K., Übungsbuch für den grammatischen Unterricht im Lateinischen. 3. Teil für Quarta mit einem Wörterverzeichnis. Leipzig. Druck und Verlag B. G. Teubner. 1891.

Das Buch bildet die Fortsetzung der in den letzten Jahren erschienenen Teile für Sexta und Quinta und enthält die Kasuslehre und die leichteren syntaktischen Regeln, acc. c. inf., Gerundiv, Participialconstruktionen etc. (Die Coniugatio periphrastica bei non dubito ist wohl zu schwer). Die einzelnen Abschnitte werden durch lateinische Beispiele eingeleitet, die zur Einprägung der betreffenden Regel dienen. Ihre Zahl ist gegen die der beiden vorausgehenden Bändchen geringer geworden. Zwischen die einzelnen Abschnitte sind gröfsere, meist zusammenhängende Übungsstücke eingeschoben, welche zur Wiederholung der gelernten Regeln dienen. Die für die Übersetzung notwendigen Vokabeln finden sich am Fufse der Seiten oder, wenn sie gelernt werden sollen, am Schlusse des Buches. Die Sätze sind meist lateinischen Schriftstellern entnommen (Nepos, Caesar, aber auch Cicero, Sallust, Justin, Livius etc.) und haben demgemäfs meist einen gehobenen Inhalt, erscheinen aber auch dadurch teilweise für diese Stufe zu schwer. Eine Streichung letzterer würde dem an und für sich guten Buche nur zu statten kommen. Den Schlufs des Buches bildet die Angabe leichter stilistischer Regeln und einiger lateinischer Redensarten.

Druck und Ausstattung des Buches entsprechen vollkommen.

Freising. Biedermann.

Präparationen für die Schullektüre griech. und latein. Klassiker. Heft 12. 14. 16: Präparation zu Cornelius Nepos von Dr. Friedr. Holzweifsig. Hannover 1891 (Norddeutsche Verlagsanstalt). Heft 12 und 14 à 60 Pf. Heft 16 50 Pf.

Vorliegende Hefte enthalten Präparationen zu den gelesensten Biographien des Cornelius Nepos (Heft 12: Miltiades, Themistocles, Aristides, Pausanias. Heft 14: Cimon, Alcibiades, Thrasybulus, Agesilaus. Heft 16: Epaminondas, Pelopidas, Hannibal). Bestimmt sind sie zur Unterstützung der Schullektüre, nicht zur Unterstützung der Bequemlichkeit, daher durchaus nicht als sogen. Eselsbrücken eingerichtet. Verf. will dem Quartaner, dem ja die erste Lektüre eines Schriftstellers manche Schwierigkeiten bietet, die Vorbereitung auf sein Nepospensum zunächst erleichtern, indem er ihm die mechanische und zeitraubende Arbeit des Herumblättern im Wörterbuch abnimmt, ihn, wo es angezeigt erscheint, durch einige Fingerzeige auf die richtige Konstruktion hinlenkt, sowie auf die einschlägigen grammatischen Regeln oder die allenfallsigen Abweichungen vom gewohnten Sprachgebrauch aufmerksam macht. Obendrein wird dann noch der aus der Lektüre sich ergebende phraseologische Gewinn verzeichnet. Vokabeln, daran anschliefsend, wenn nötig, knappe Bemerkungen sachlicher Art, Phrasen, grammatische Winke und Citate — das ist alles, was die Präparation bietet, die also im Grunde nur einen separat gedruckten Kommentar darstellt, berechnet für die Unterrichtsstufe, auf der mit der Lektüre des Nepos begonnen wird. Die Präparationen dürfen daher den Schülern unbedenklich in die Hände gegeben werden, wenigstens mit derselben Berechtigung, mit der man ihnen ein Spezialwörterbuch empfiehlt.

De viris illustribus. Lateinisches Lesebuch nach Nepos, Livius, Curtius zu Dr. F. Bleskes Elementarbuche der lateinischen Sprache. 3. Teil: Quarta. Bearbeitet von Dr. Hans Müller, ord. Lehrer am Städt. Realgymnasium zu Stettin. Hannover 1890, K. Mayer. (1 M. 60 Pf.)

Der Verf. bietet mit dieser verdienstvollen Arbeit ein Lesebuch zunächst für die Quarta, welches aber auch in Untertertia noch recht gut benützt werden kann. Die Grundlage bildet Cornelius Nepos, aus welchem die schönsten und interessantesten vitae ausgewählt worden sind. An diese reihen sich die Lebensbeschreibungen römischer Helden und anderer berühmter Männer, wie Alexander d. Gr., Pyrrhus etc., welche dem Schüler aus dem Geschichtsunterrichte bereits bekannt sind und für die er sich deshalb auch in hohem Grade interessiert. Der ziemlich reichhaltige Stoff ist mit grofsem Geschicke bearbeitet und zwar in der Weise, dafs die betreffende Person, um die es sich handelt, den Mittelpunkt bildet, um welchen sich die geschichtlichen Thatsachen gruppieren. Es stellt sich also in gewissem Sinne als ein lateinisches Repetitorium der Geschichte

dar in biographischer Form. Um nun von den einzelnen Helden ein vollständiges und historisch getreues Charakterbild zu geben, mufste der Verfasser die Vitae des Nepos selbstverständlich mehr oder weniger umgestalten, manches beseitigen und Fehlendes aus anderen Schriftstellern ergänzend einfügen, was ihm nach meinem Dafürhalten in der Hauptsache vorzüglich gelungen ist. Das sprachliche Material ist vorzugsweise dem Vokabelschatze des Nepos und Caesar entnommen, der Stil ist einfach und klar, so dafs der Schüler, wenn er einmal eingeführt ist, sich leicht zurechtfinden wird. Überdies wird die Benützung des Buches erleichtert durch eine Phrasensammlung und ein nach den Kapiteln der einzelnen Lebensbeschreibungen geordnetes Vokabular, eine Einrichtung, die man als sehr praktisch bezeichnen mufs. Druck und Ausstattung verdienen alle Anerkennung. Ich zweifle nicht, dafs das Büchlein vielfach Anklang finden und den Nepos, der in den letzten Jahren an und für sich schon viel von seinem früheren Ansehen eingebüfst hat, aus manchen Schulen verdrängen wird.

Freising. Schühlein.

Übungsbuch zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische für Quarta. Im Anschluss an „de viris illustribus" Lesebuch für Quarta. Herausgegeben von Dr. Hans Müller, ord. Lehrer am Schiller-Realgymnasium zu Stettin. Hannover 1891. Verlag von Karl Meyr.

Der Verfasser will mit diesem Übungsbuche dem Schüler der Quarta ein Mittel an die Hand geben, welches ihn rasch vertraut macht mit dem lateinischen Ausdruck und ihn auf die leichteste Weise in den Stand setzt, die einfache historische Periode zu beherrschen. Aus diesem Grunde mufste alles, was nicht unbedingt notwendig erschien, von vornherein ausgeschlossen werden und konnten nur solche Einzelsätze und zusammenhängende Stücke Aufnahme finden, welche dem Schüler keine besonderen Schwierigkeiten bieten. Die Gliederung des Stoffes ist zweckentsprechend. Vor der eigentlichen Kasuslehre werden wichtige Abschnitte aus der Moduslehre, Acc. c. Infin., indirekte Fragesätze, Consecutio temporum etc. sowohl in Einzelsätzen als auch in zusammenhängenden Stücken zur Anschauung gebracht und eingeübt. Hieran schliefst sich der Hauptteil des Buches, die Kasuslehre. Dieser Abschnitt enthält eine grofse Anzahl lateinischer und deutscher Sätze, die sich fast alle durch Kürze und Klarheit auszeichnen, und sehr instruktiver zusammenhängender Stücke. Den Schlufs bilden ein stilistischer Anhang, der sich ebenfalls auf das Allernotwendigste beschränkt, eine kleine Phrasensammlung und ein Wörterverzeichnis. Nach meinem Dafürhalten bildet das Büchlein ein recht praktisches Hilfsmittel für die Quarta und entspricht vollkommen dem ausgesprochenen Zwecke, den Schüler rasch zur Lektüre anzuleiten.

Rosenheim. Gürthofer.

Lateinisches Vokabularium etymologisch geordnet und mit besonderer Berücksichtigung der Phraseologie bei Nepos und Cäsar zunächst für Quinta und Quarta zusammengestellt von Dr. P. Wesener. 3. Aufl. Leipzig 1891. Teubner. 52 S. cart. 60 Pf.

Das Büchlein ist derartig angelegt, dafs die sogen. unregelmäfsigen Verba gewissermafsen als Träger der gebräuchlichsten zum gleichen Stamme gehörigen Wörter fungieren. Die Reihenfolge dieser Verba ist nicht mehr durch den Stammauslaut bestimmt, wie in den früheren Auflagen, sondern durch die Bildung ihres Perfekts. Auf diese Weise hat der Verfasser einen engeren Anschlufs an die 3. Auflage seines lateinischen Elementarbuches für Quinta herzustellen gesucht. S. 44 folgen die Deponentia, den Schlufs bilden die Verba anomala, defectiva und impersonalia. Der phraseologische Teil ist in Form von Fufsnoten gegeben und beschränkt sich auf die einfachsten, am häufigsten vorkommenden Redewendungen (operam dare, ab aliquo stare, gratias agere, fidem habere u. dgl.).

Die Einrichtung des Vokabulars ist, wie man sieht, eine rein äufserliche, bei der die stammverwandten Wörter einfach zusammengestellt werden, ohne weitere Rücksicht auf ihre Derivation von einander. Darin liegt ein gewisser Übelstand, der eben bedingt ist durch die oben angedeutete eigenartige Anordnung. So kommen z. B. creo unter cresco, pax unter paciscor, metus unter metuo etc. etc. zu stehen, während doch der umgekehrte Weg etymologisch der richtige wäre. Es müssen ferner unsichere und streitige Etymologien notwendig bei einem Verbum untergebracht werden, während man sonst derartige Wörter vorläufig noch isoliert aufführen könnte, wie es bei Döderlein der Fall ist. Im ganzen scheint sich Wesener für solche Fälle an Vaniçek gehalten zu haben. Eine weitere Unbequemlichkeit entsteht auch dadurch, dafs eng zusammengehörige Wortgruppen getrennt auftreten. So finden sich z. B. die zur Wurzel sta gehörigen Vocabeln teils unter sto, teils unter sisto, teils unter status u. dgl. Warum das Semideponens fido, fisus sum unter den Verbis auf sco figuriert, vermag Ref. nicht einzusehen. anfractus wird man besser zu ago halten. Doch von Einzelnheiten sei abgesehen. Zur Repetition und zur Aneignung eines geeigneten Wortschatzes kann das Büchlein immerhin als ein praktisches und brauchbares Hilfsmittel empfohlen werden.

Freising. Schühlein.

Luciani Samosatensis libellus qui inscribitur **ΠΕΡΙ ΤΗΣ ΠΕΡΕΓΡΙΝΟΥ ΤΕΛΕΥΤΗΣ**, Recensuit Lionelli Levi quinque Vaticanae codicibus unoque Marciano nunc primum inspectis. Berolini apud Weidmannos 1892. 54 pp. 1 M. 80.

Zu einer kritischen Ausgabe der Werke Lukians ist bei der geringen Durchforschnng der Handschriften die Zeit noch lange nicht gekommen. Die besten Vorarbeiten hiezu wären Ausgaben einzelner

Schriften, in denen alle Handschriften beigezogen und zu der Klassification, welche Rothstein in seinen Quaestiones Lucianae gibt, Stellung genommen wäre.

Diesen Anforderungen entspricht Levis Ausgabe des Peregrinus nicht. Denn, wenn wir von Vindob. 114 (H) und Urbinas 118, in welchem nur geringe Reste unserer Schrift übrig sind, absehen, so fehlen im kritischen Apparat immer noch 3 Florentiner Handschriften (Laur. XI 13, LVII 28 und 46) und eine Pariser (suppl. gr. 66), welche laut Baudini und Omont den Peregrinus enthalten.[1] Und auch die Frage, ob Rothstein mit der Behauptung recht hat, dafs Peregrinus nur in einer Klasse überliefert ist, wird nicht berührt. Gleichwohl ist Levis Ausgabe eine höchst wertvolle Vorarbeit für den künftigen Herausgeber der Gesamtwerke Lukians. Man hatte bisher zur Herstellung des Textes unserer Schrift blofs den Guelferbytanus 536 (F) und unvollständig den Parisinus 2954 (M) beigezogen; Sommerbrodt hatte dann die Varianten von Marc. 434 (Ω) veröffentlicht. In der neuen Ausgabe finden wir jetzt die Lesarten von nicht weniger als 9 Handschriften, nämlich aufser F und Ω von 5 Vaticani[2]) und einem, allerdings wertlosen, Marcianus; dazu konnten im Anhang noch die Varianten von M nach Piccolominis Kollation mitgeteilt werden. Was aus ihnen für die Herstellung des Textes gewonnen wurde, das stellt der Verf. in der Vorrede übersichtlich zusammen. Mehrere verderbte Stellen sind jetzt geheilt, eine grofse Anzahl von Konjekturen früherer Gelehrter findet nun handschriftliche Bestätigung, eine Reihe anderer wird durch sie widerlegt. Mit eigenen Vermutungen ist der Verf. sparsam, doch sind die wenigen meist gut. So erhalten wir einen gereinigteren Text, als die bisherigen Ausgaben boten.

So dankbar wir hiefür sind, so müssen wir doch zu den oben ausgesprochenen Wünschen noch einige andere fügen. Die beachtenswerten Konjekturen früherer Gelehrter sind wohl zum Teil im kritischen Apparat angeführt, aber lange nicht alle. Manche der fehlenden werden allerdings in der Vorrede erwähnt; trotzdem müfsten sie auch unter dem Strich stehen; andere fehlen ganz. So vermisse ich bei c. 11 die Vermutung von J. Bernays (Lukian und die Cyniker p. 107), c. 25 ⟨πυρὰν⟩ νήσωσι Guyet und Fritzsche, ebendort ἠρέμα καταχάονται Sommerbrodt, c. 39 καὶ γὰρ ⟨αὖ⟩ καὶ τόδε Schwidop Observationes Luc. V p. 23; c. 36 fehlt die Angabe, von wem ἡ μεσημβρία als Glossem erklärt wurde; und so wohl noch manches andere. Andrerseits hätte der Apparat sehr vereinfacht werden können; Accentverschiedenheiten und ähnliche kleine Versehen kann man sich wohl in sein Kollationsexemplar notieren, sie abzudrucken ist Raumverschwendung. Im 7. Kapitel hätte z. B. Folgendes weggelassen werden müssen: κακοδαίμων] κακόδαιμων V_2 ‖ κἂν P_1 *I* ‖ κρατῆρας] κρατήρας P_1 *I* ‖ πανηγύρεων] πανηγυρεων V_2 ‖ ὑπὲρ] ὑπερ P_1 ‖ τούτου] τουτου

[1]) Auch Laur. LVII 6 enthält ihn, kommt aber nicht in Betracht, weil aus F abgeschrieben: s. Bl. f. bayer. Gymnasialwesen XXV S. 94 Anm.

[2]) Warum wurden bei Vat. 87 u. 90 nicht die alten Siglen A und Γ beibehalten?

V₂ || πρὸ πολλῶν] προπολλῶν V₃. Vf. hat sich, wie es scheint, durch das böse Vorbild Nils Niléns verleiten lassen. — Von Druckfehlern notiere ich S. 14: Marc. 334 (für 434) und S. 32, wo im krit. App. Y für 2 Lesarten einer Stelle verzeichnet ist.

Ich schliefse die Anzeige mit dem Wunsch, dafs Levi noch andere Einzelausgaben mit Benutzung aller Handschriften folgen lassen möge.

München. Theodor Preger.

Neutestamentliches Wörterbuch. Ein kurzgefafstes Nachschlagebuch von Berthold Kuhne. Gotha 1892 (Perthes).

Das Büchlein, eine Sonderausgabe des im gleichen Verlage erscheinenden „theologischen Handlexikons", ist nach Angabe und unter Leitung des Prof. der Theologie in Herborn Dr. F. Zimmer bearbeitet. Es soll zunächst dazu dienen, die Lektüre der neutestamentlichen Schriften am Gymnasium zu erleichtern. Ref. hat das Schriftchen hauptsächlich auf seine Vorzüge hin geprüft, wobei er zu folgenden Ergebnissen gelangte:

Der Druck in Columnen ist vom praktischen Standpunkte aus nur zu billigen, da hiedurch einerseits ein rascheres Auffinden des in Frage stehenden Wortes ermöglicht wird, andererseits die Übersichtlichkeit über den gesamten neutestamentlichen Wortvorrat gewinnt. — Die deutsche Übersetzung ist jedesmal so gegeben, dafs sie zunächst den eigentlichen Sinn des betr. Wortes zu erfassen sucht, und soweit Ref. gesehen, ist diese Übertragung stets scharf und prägnant. Mehrfache Übersetzungen finden sich nur da, wo eben verschiedene Wortbedeutungen vorliegen (z. B. αἵρεσις Einnahme, Wahl, Partei, Ketzerei). Es ist daher Sache des Schülers den jeweiligen, der deutschen Übersetzung angemesseneren Ausdruck zu finden, der sich ja doch erst aus dem Zusammenhange feststellen läfst. — Dafs das Wörterbuch bei der angestrebten Kürze und möglichsten Beschränkung hinsichtlich des Umfanges auf sachliche Erläuterungen sich nicht einlassen konnte, ist selbstverständlich. Man mufs dies nur billigen; denn sachliche Erklärungen halten beim Nachschlagen des Wortes gewöhnlich auf; sie können getrost dem Lehrer überlassen werden. Mit Recht sind darum auch die Eigennamen unberücksichtigt geblieben, da ihre Erklärung im wesentlichen ebenfalls ins Gebiet der sachlichen Interpretation gehört. — Der Wortbildung ist insoweit Rechnung getragen, dafs die Komposita in ihre Bestandteile zerlegt sind. Sonst wurde das Etymon nur da hervorgehoben, wo es von Interesse schien (z. B. ἀγέλη (ἄγω) — βαθμός (βαίνω) u. dgl.). Es ist das eine Zugabe, die wenn auch nicht nötig, so doch mit Rücksicht auf schwächere Schüler nicht zu verachten ist. Die hebräischen resp. aramäischen Ausdrücke wie ἀββᾶς, βάρ, ἀλληλού-ια u. dgl. sind in Originallettern beigefügt, ebenso Hebräismen nach Ausdruck wie Konstruction (z. B. ἀπέρχομαι ὀπίσω τινός, ἀναφέρω im Sinne von „opfern", εἶπον mit ἐν τῇ καρδίᾳ u. dgl.). Auch sonst, wo der hebr. Ausdruck das Verständnis fördert, wurde er beigefügt, nur in wenigen Fällen haben wir ihn vermifst. — Die

Flexion findet sich da angedeutet, wo ein Abweichen von der klassischen Prosa stattfindet, oder wo sich dieselbe nicht bereits aus den bekannten grammatischen Regeln ergibt. Dadurch wird für den Schüler die Grammatik des neutestamentlichen Idioms entbehrlich. — Einen besonderen Vorzug erblickt Ref. darin, dafs die Sprachgeschichte nach Möglichkeit berücksichtigt ist und zwar mit einer fast peinlichen Genauigkeit. Jedes Wort, das sich nicht schon in der attischen Prosa findet, ist gekennzeichnet; es ist sogar angedeutet, in welcher Periode der Sprachentwicklung, ob in der alexandrinischen oder römischen, und ob es hier in Prosa oder Poesie vorkommt; es ist ferner angegeben, ob es auch in der Septuaginta, und ob es in der LXX überhaupt oder blofs in den deuterokanonischen Büchern, ferner ob es zuerst im NT oder nur im NT sich findet. So kann das Büchlein, in dem der Wortvorrat der neutestamentlichen Gräcität übersichtlich zusammengestellt ist, gewissermafsen auch als Appendix zu anderen griechischen Wörterbüchern dienen.

Wir stehen nicht an, das Schriftchen als ein recht brauchbares und gutes Hilfsmittel zunächst für Schulzwecke zu empfehlen; aber auch in weiteren Kreisen dürfte es sich wegen seines handlichen und übersichtlichen Charakters leicht Eingang verschaffen.

Freising. Schühlein.

Wolfgang Helbig, Führer durch die öffentlichen Sammlungen klassischer Altertümer in Rom. 2 Bde. (548 u. 443 S.) 12 M. Leipzig, Verl. v. K. Baedecker 1891.

Der bekannte Archäologe ist mit dem vorliegenden Werke einem langgehegten Wunsche entgegengekommen. Das Werk wurde dem entsprechend freudig begrüfst, besonders von den Kapitolsgenossen, und die erste Auflage ist, wie ich höre, schon vergriffen.

Seitdem Emil Braun in seinen „Ruinen und Museen“ für Altertumsfreunde und Künstler einen Wegweiser durch die reichen Schätze des alten Rom geschaffen, hat sich manches im Stande der Wissenschaft geändert; die Wissenschaft ist exakter und nüchterner geworden. In einer Reihe von wissenschaftlichen Einzelkatalogen, unter denen die Kataloge zum Lateran von Benndorf u. Schoene und zum Museum der ehemaligen Villa Ludovici von Theodor Schreiber hervorragen, ist das vorhandene Material kritisch untersucht, und den einzelnen Werken ihr Platz in der Kunstgeschichte angewiesen worden. Dem Laien genügt ja im allgemeinen, was davon in die Reisehandbücher übergegangen ist. Der Philologe aber und der junge Archäologe mufste sich bisher mühsam mit diesen Einzelkatalogen behelfen und es versuchen an ihrer Hand sich durch die Museen Roms hindurchzuarbeiten, wollte er nicht ganz auf einen wissenschaftlichen Wegweiser verzichten. H. verfolgt nun in dem vorliegenden Werke, wie er selbst sagt, den Zweck jüngere Archäologen und gebildete Laien in den römischen Museen zu orientieren, sie auf die wichtigeren Stücke hinzuweisen und ihnen das Verständnis derselben durch kurze, dem gegenwärtigen

Stande der Wissenschaft entsprechende Erklärungen zu erleichtern. Er bespricht der Reihe nach: Die vatikanische Skulpturensammlung, die kapitolinischen und das lateranische Museum, die Sammlungen der Villa Albani, der ehemal. Villa Ludovisi, der Villa Borghese, die Antiken im Palazzo Spada und in der vatikanischen Bibliothek, das Museo delle Terme. Die Behandlung des etruscischen Museums im Vatikan, des Kircherschen und prähistorischen Museums im Collegio Romano hat Emil Reisch ihm abgenommen. — Wir haben natürlich nicht einen Katalog vor uns wie etwa den Brunns zur Glyptothek. Bei der unendlichen Fülle von Kunstwerken, unter denen sich viel Dutzendarbeit befindet, war für den vorliegenden Zweck eine sorgfältige Auswahl nötig. Diese nach einheitlichen Gesichtspunkten getroffen zu haben ist das erste grofse Verdienst des Werkes. Was besonderen künstlerischen Wert, eine besondere kunstgeschichtliche Bedeutung, ein besonderes stoffliches Interesse bietet, ist besprochen. Bei Wiederholungen ist nur das besterhaltene Exemplar eingehender behandelt. Freilich ist der Begriff des Wesentlichen kein objektiv fester und der eine wird das, der andre jenes nachschauen wollen und nicht finden; den Wünschen aller wird hier nie völlig genügt werden können. Als Lücke aber mufs man es betrachten, wenn z. B. die kapitolinische Brunnenmündung, das Relief mit der Apotheose des Antonin und der Faustina im cortile della pigna des Vatikan, das Relieffragment mit der Übergabe des Erichthonius durch Gäa im Museo Chiaramonti nicht behandelt sind. Diese Lücken, deren Zahl sich leicht vermehren liefse, werden in späteren Auflagen wohl verschwinden. Warum die Antiken im Palazzo Doria (darunter eine gute Replik der Diana von Gabii und der Kentaur von Albano) und im Palazzo Barberini (darunter die bekannte „Schutzflehende") nicht in den Kreis der Untersuchung gezogen wurden, ist mir nicht erfindlich. Das neue etruskische Museum in der Villa di Papa Giulio wurde aus einem nicht eben stichhaltigen Grunde von der Behandlung ausgeschlossen. Die reiche Antikensammlung des Fürsten Torlonia gehört ja leider noch nicht zu den öffentlichen Sammlungen, nur wenigen Bevorzugten gelingt es einen sehr beschränkten Zutritt zu erbetteln, aber bei der gegenwärtigen Strömung in Rom, wo man die Kunstschätze mehr und mehr als Nationaleigentum betrachtet haben will, wird dieser unerträgliche Zustand ja nicht mehr lange dauern. Spätere Auflagen des Werkes werden wohl auch nach dieser Seite hin von dem unermüdlich thätigen Verfasser mehr abschliefsend gestaltet werden.

Die Art der Erläuterung ist die in den modern-wissenschaftlichen Katalogen übliche; die konsequente Durchführung derselben für alle Museen ist das zweite grofse Verdienst des Werkes. Zunächst wird der Besucher kurz und gut orientiert, so dafs mit dem Aufsuchen der einzelnen Monumente keine Zeit verloren geht, und das ist in Rom viel wert. Dafs hier einiges schon wieder antiquiert ist, ist nicht Schuld des Verfassers, nirgends wird so viel umgestellt und geräumt wie in Italien. So sind im Vatikan die Reliefs aus der Loggia sco-

perta inzwischen im Cortile des Belvedere eingemauert worden, wo man sie sich suchen kann; in der Gallerie der Statuen wird gegenwärtig einiges umgestellt. Im Museo delle Terme ist der Kopf des sterbenden Persers nicht mehr vorhanden, ich konnte ihn auch nicht erfragen. Anderes hat H. selbst noch in der Vorrede nachgetragen. Vor Besprechung der einzelnen Monumente wird zunächst in kurzer Notiz das Notwendigste gegeben über Fundort und Herkunft; über moderne Ergänzungen; wo es von Wichtigkeit schien, auch über die Marmorart. Soweit ich kontrollieren konnte und bezüglich der Ergänzungen ist das häufig ohne Leiter und andere Hilfsmittel nicht möglich, sind diese Angaben von seltener Zuverlässigkeit, allerdings nicht von gleichmäfsiger Vollständigkeit. Ebenso sind bei jedem einzelnen Monument, und das ist überaus dankenswert, die notwendigsten Literaturnachweise gegeben. Vollständigkeit ist hier nicht möglich gewesen, war auch nicht beabsichtigt, aber das Gebotene genügt, um den, der sucht, auf die weiteren Quellen zu führen. Hier wie dort steckt viele und exakte Arbeit in den Angaben. Das hätte nun schliefslich wohl auch ein andrer fertig gebracht. Der grofse Archäologe zeigt sich erst in der Besprechung selbst. So einfach und schmucklos sie ist, so viel Wissen verrät sie; mit feiner Beobachtungsgabe verbindet sich eine klare Interpretation und Leidenschaftslosigkeit des Urteils. Es ist ebenso genufsreich als nutzbringend sich von dem Meister durch diese Schätze führen zu lassen, auf Schritt und Tritt lernt man, man lernt allmählig selbst sehen und urteilen, lernt die Zeiten und Stilgattungen scheiden; Original und Kopie, griechisch und römisch, Marmor- und Bronzetechnik und hundert andre Begriffe, die man von zu Hause mitgebracht, bekommen jetzt Leben, kurz, es ist eine tüchtige archäologische Schule, in die man hier genommen wird. Das Lob soll gewifs nicht überschwänglich sein und ich verkenne es nicht, dafs auch hier spätere Auflagen noch manches bessern können und müssen. Eine gewisse Ungleichmäfsigkeit der Behandlung macht sich öfters geltend: wäre es nicht eben H., so möchte man öfters versucht sein anzunehmen, dafs der Verfasser da, wo er selbst genauer informiert ist, zu ausführlich wird, während er anderes wieder mit Stillschweigen übergeht. Wenn z. B. gleich zu Nr. 3: „Der Kopf eines Daciers“ die ganze Erklärung lautet: „Fundort und Stil deuten auf trajanische Zeit“, so ist das doch bei Besprechung des ersten Barbarenkopfes etwas wenig. Besonders ist auch die Genauigkeit der eigentlichen Interpretation eine sehr verschiedene: wer das Gesehene nicht nur im Kopfe, sondern auch in der Tasche mit nach Hause tragen will, ist genötigt stets den Stift in der Hand zu haben und nachzutragen. Um so wertvoller und erschöpfender ist alles, was über archäologische Zeit- und Stilbestimmung geboten wird. Es ist viel Neues darunter, jedenfalls aber ist es immer das Neueste. Eine ästhetische Würdigung wird nur bei sehr wenig Werken versucht, jedoch wo es möglich ist, eine Rekonstruktion vorgeschlagen. Dafs im einzelnen vielem widersprochen werden kann, ändert an dem hohen Wert des Ganzen nichts. Auffallend ist es mir, dafs H. Citate und Inschriften

nur in Übersetzung gibt. Die Übersetzung schadet ja nichts für alle Fälle, aber der Urtext ist doch in erster Linie notwendig.

Zum Schlufs soll nur noch ein Mangel des Werkes hervorgehoben werden, den man sehr unangenehm empfindet. Lange Vorreden und Einleitungen sind nicht mehr Mode, aber es wäre doch recht wünschenswert gewesen, wenn der Besprechung der Monumente in den einzelnen Sammlungen eine kurze Geschichte dieser Sammlungen, vor allem aber das Wichtigste über Literatur und Kataloge vorausgeschickt worden wäre. Einigemal steht zwar der neueste Katalog in kurzer Notiz oben angeführt, das ist aber alles. Nur die von Emil Reisch behandelten Museen, das Museo Gregoriano und das Museo Kircheriano, machen eine Ausnahme; sie haben ihre Geschichte. R. hat seiner Besprechung der einzelnen Monumente auch eine sehr instruktive kunstgeschichtliche Übersicht vorausgeschickt und sich dadurch den Boden vorbereitet für das Verständnis des Einzelnen. Er hat es allerdings verhältnismäfsig leicht gehabt, aber ich kann mir doch denken, dafs auch die übrigen Sammlungen zusammen eine Art kunstgeschichtlicher Einleitung hätten. Wer die Sammlungen mit Gewinn betrachten will, mufs freilich die allgemeine Einleitung, ein kunstarchäologisches Wissen, schon mitbringen. Aber den Originalen gegenüber brauchte es eben noch einer speziellen Einleitung, einer Vorbereitung, die man nicht in Büchern und Gipsmuseen findet. Wo lediglich eine Thätigkeit der Augen beginnt, sollten diese vorher geschärft werden, dafs sie rascher als es so erst mühsam nach und nach geschieht für die feineren Unterschiede der Zeiten, der Stilgattungen und der Technik empfindlich würden. H. könnte so durch ein kurzes Vorwort sein Werk um vieles wertvoller und nutzbringender machen.

Sicher wird das Werk in dieser oder jener Gestalt künftig zum unentbehrlichen Rüstzeug für alle Philologen und Archäologen gehören, die zum erstenmal über die Alpen steigen und in der ewigen Roma nicht nur mikroskopische Untersuchungen anstellen, sondern aus dem Vollen schöpfen wollen.

Würzburg. Dr. W. Wunderer.

Loewe, Dr. Heinr., La France et les Français. Neues französisches Lesebuch für deutsche Schulen. Unterstufe. Mit Wörterverzeichnissen und vollständigem Wörterbuche. Dessau-Leipzig. Rich. Kahle 1891. VIII u. 224 SS. M. 1,60.

Der Herausgeber ist der Ansicht, dafs ein französisches Lesebuch vor allen Dingen französisch sein müsse, d. h. neben sprachlicher Korrektheit dem jugendlichen Leser das Wissenswerteste aus Geschichte, Geographie, Kultur- und Literaturgeschichte Frankreichs zu bieten habe. Das Buch enthält in 7 Abteilungen und auf 131 Seiten Erzählungen, Lebensbeschreibungen berühmter Franzosen, Geschichtliches, Landes- und Volkskunde, Anschauliches aus Schule, Familie,

Haus, Dorf und Stadt, Briefe und 17 Seiten Gedichte. Die Stücke sind meist gut gewählt, und der Schüler kann, sobald er die regelmäfsige Konjugation inne hat, die Lektüre beginnen, da die unregelmäfsigen Verbalformen alle im Wörterbuch aufgenommen sind. Aufserdem sind noch die ersten 20 Lesestücke, sowie die ersten 10 Gedichte mit eigenen Präparationen versehen. Eine Mittelstufe wird zu Ostern 1892, eine Oberstufe später erscheinen.

Muret, Prof. Dr. Ed., Encyclopaedisches Wörterbuch der englischen und deutschen Sprache. Mit Angabe der Aussprache nach dem phonet. System der Methode Toussaint-Langenscheidt. Berlin 1891. Langenscheidt. Teil I. Englisch-Deutsch. Lief. 2. Seite 81—192. M. 1,50.

Auf S. 426 ff. des VI. u. VII. Heftes des Jahrganges 91 hat Referent dieses vortreffliche Werk so eingehend beschrieben, dafs er sich auf jene Darstellung berufen darf. Diese 2. Lieferung umfafst die Artikel aloe bis band-work. Man findet auch hier wieder reichste Belehrung über Personen, Städte, englische Eigentümlichkeiten; man sehe z. B. unter attorney die Definition dieses Ausdrucks, oder unter art, die kurze aber gleichwohl erschöpfende Erklärung des Titels Master of Arts mit Hinweis auf bachelor, oder unter artful: „the Artful Dodger, Spitzname John Dawkins', eines jungen Spitzbuben in Dickens' Oliver Twist". Eine besondere Annehmlichkeit ist, dafs Eigennamen jeder Art an ihrer alphabetischen Stelle aufgeführt sind, und nicht wie in manchen anderen Werken in 3—4 verschiedenen Listen gesucht werden müssen.

München. Dr. Wohlfahrt.

Dr. R. Maisch, Griechische Altertumskunde. Sammlung Göschen, 16. Bändchen, VIII u. 148 S. kl. 8⁰. Mit 8 Vollbildern. Stuttgart 1891, G. J. Goeschen'sche Verlagshandlung. 80 Pfg.

Durch dieses Büchlein bin ich in angenehmer Weise enttäuscht worden; denn als ich es zur Hand nahm, waren meine Erwartungen nicht besonders grofs, aber zu meiner Überraschung fand ich hier ein sehr sorgfältig und mit grofser Sachkenntnis bearbeitetes Kompendium der griechischen Altertumskunde, welches, gestützt auf gründliche Beherrschung der einschlägigen, auch der neuesten Literatur den Stoff in 6 gröfseren Abschnitten: A Land und Volk von Hellas, B Verfassung von Sparta, C Verfassungsgeschichte von Athen, D Staatsverfassung Athens im IV. Jahrh. v. Chr., E Beziehungen der Staaten unter einander, F Häusliches Leben, mit Beschränkung auf das Notwendigste und Hervorhebung des Wichtigsten behandelt. Vorausgeschickt ist S. VIII ein Literaturverzeichnis, zu dem ich nur bemerken möchte, dafs ein Werk von A. Mommsen, die griechischen Bühnen-

altertümer, Freiburg 1886, nicht existiert; es scheint dies eine Verwechslung zu sein mit dem vorausgehenden, gleichnamigen Werke von Albert Müller. Auch hätte die Konsequenz verlangt, dafs der Verfasser bei den einzelnen Disziplinen die sämtlichen Teile des Iw. Müllerschen und K. Fr. Hermann'schen Sammelwerkes nannte, wenn er von der erstern Lollings Hellenische Altertumskunde und Topographie, von der letzteren Albert Müllers Bühnenaltertümer anführte, dies wäre besonders bei den Kriegsaltertümern notwendig gewesen, wo aufser Rüstow und Köchly nur noch Breusings Nautik der Alten genannt wird, obschon doch Maisch in seiner Darstellung diesem nicht folgt. Die Darstellung selbst beschäftigt sich natürlich zum gröfsten Teile (S. 29—89) mit den Verhältnissen Athens, wobei auch bereits die Ergebnisse aus Aristoteles' *πολιτεία Ἀθηναίων* verwertet sind. Von dieser heifst es S. 32: „Dieselbe, wahrscheinlich eine Arbeit der peripatetischen Schule und etwa 323 v. Chr. geschrieben, ging schon im Altertum unter dem Namen des Stifters derselben, des Aristoteles“. Hievon ist die Zeit der Abfassung erwiesenermassen unrichtig, das Übrige ist nur die Ansicht Cauers, dem Maisch auch sonst, z. B. in der Beurteilung der drakontischen Gesetzgebung folgt. Die wichtigsten Jahreszahlen sind angegeben, um so mehr vermifst man daher das Archontenjahr Solons, den Beginn der Tyrannis des Peisistratos und das Jahr der Vertreibung der Tyrannen. Streitfragen sind naturgemäfs ausgeschlossen, der Verfasser entscheidet sich immer für eine bestimmte Ansicht. Daher kann man mit ihm über manche Anschauung nicht rechten. Zu einem Mifsverständnis könnte nur die Bemerkung über die Gerusia in Sparta S. 22 Anlafs geben: „sie war eine Versammlung von 30 über 60 Jahre alten Häuptern der vornehmsten Familien, welche unter Vorsitz der beiden Könige über die wichtigsten Staatsangelegenheiten beschlofs“. Es waren doch nur 28 Geronten! Auch über die Herkunft der Heloten möchte man S. 28 etwas erfahren, wenn auch die Ableitung des Namens zweifelhaft ist.

Ist schon das ein wohlthuender Gegensatz zu ähnlichen derartigen Kompendien, dafs der Inhalt eine genaue Prüfung auf die Richtigkeit seiner Angaben besteht, so kommt dazu noch als ein besonderer Vorzug die fliefsende, gut geschriebene Form der Darstellung; der Verfasser, welcher Griechenland aus eigener Anschauung kennt, bringt seinem Gegenstand die nötige Wärme entgegen und weifs so auch andere dafür zu erwärmen. Gerade deshalb dürfte sich das Büchlein besonders für Schüler eignen, worauf auch ein Erlafs des württembergischen Kultusministeriums besonders hinweist und ich selbst kann es zur Anschaffung für unsere Schülerbibliotheken der oberen 4 Klassen nur empfehlen. In Rücksicht auf die Bestimmung des Abrisses hat ihm der Verfasser in einem Anhang einen „Rundgang durch die wichtigsten Baudenkmale Griechenlands“ angeschlossen, worin in klarer Darstellung, erläutert durch deutliche Pläne[1]) Tiryns

[1]) Die übrigen 5 Vollbilder geben den Zuschauerraum des Theaters von Epidaurus nach Photographie, sowie dessen Grundrifs, eine Auswahl griechischer Münzen, die Bewaffnungsszene der Durisschale und eine Zusammenstellung griech. Trachten (letztere nach Tafeln in Iw. Müllers Privataltertümern).

mit Mykenä, die Akropolis von Athen und Olympia behandelt werden. — Zu einer berechtigten Ausstellung gibt nur die äufsere Form Anlafs; der ganze Abrifs weist kein griechisch gedrucktes Wort auf; alle griechischen Bezeichnungen sind in kleinen lateinischen Lettern in Klammern beigesetzt. So z. B. S. 104: der Fünfkampf in Olympia (pentathlon — „halma, podokeien, diskon, akonta, palen“). Gegen diese Manier mufs ich ernstlich protestieren. Das Büchlein ist doch für Schüler geschrieben: entweder verstehen diese Griechisch, dann sollen sie sich aber gerade durch das Studium des Abrisses die griechischen termini zum besseren Verständnis der Klassikerlektüre aneignen oder sie verstehen es nicht, dann nützt ihnen aber auch dieses sonderbare Griechisch in lateinischen Lettern nichts.

München. Dr. J. Melber.

Realien des römischen Altertums für den Schulgebrauch zusammengestellt von J. Wagner. Mit einer Karte und mehreren bildlichen Darstellungen. Brünn 1892. K. Winiker. VIII und 136 S. gr. 8. M. 2,40.

Seitdem sich der I. deutsch-österreichische „Mittelschultag“ im Prinzip für die obligatorische Einführung eines illustrierten Realienbuches als eines Hilfsmittels für den philologischen Unterricht an den Gymnasien mit grofser Majorität ausgesprochen hat, tauchen da und dort literarische Unternehmungen auf, deren Notwendigkeit oder Lebensfähigkeit stark zu bezweifeln ist. Schon vor mehreren Dezennien existierten solche Realien für den Schulgebrauch und bildeten einen Teil des gymnasialen Unterrichts; sie verschwanden wieder und sanken in Vergessenheit, wie manches andere, was erst jüngst wieder, hoffentlich nur auf kurze Zeit, seine Auferstehung erlebte. Man mag übrigens, wie schon bei früheren Gelegenheiten bemerkt, Schriften über altklassische Realien in die Schülerbibliotheken stellen und wifsbegierigen Schülern zur Lektüre oder zum Nachschlagen, ja auch zur Anschaffung empfehlen; nur verschone man die Jugend mit dem systematischen Betrieb einer Wissenschaft, in der es — wenigstens im Gebiet der römischen Staatsaltertümer — so viele unerledigte und nie zu erledigende Streitpunkte gibt. Das Gymnasium ist einmal keine Fachschule und hat noch weniger den Zweck, das Gehirn der Schüler mit Gedächtniskram vollzupropfen, sei es nun, dafs man die Anlegung von „Kollektaneenheften“ erzwingt oder Realienbücher einführt; und in der That haben unsere Gymnasiasten ihre alten Autoren bisher auch ohne solche Torturmittel verstehen lernen.

Das vorliegende, für die österreichischen Gymnasien bestimmte Lehrbuch gibt zuerst S. 1—6 eine Beschreibung des alten Rom, behandelt sodann S. 6—82 die Staats-, S. 82—103 die Privataltertümer, des weiteren S. 104—131 die Literaturgeschichte und schliefst S. 132—136 mit einem lateinischen Register. Es will (s. Vorrede S. IV!) kein gelehrtes, sondern ein belehrendes Buch sein; doch ist der letztere

Zweck weniger glücklich erreicht als der erstere. Denn wenn auch die Bemerkung des Verf. richtig ist, dafs das, was sein Buch biete, im allgemeinen nicht neu, sondern aus verschiedenen Hilfsbüchern geschöpft sei, so hätte er doch ein paar seiner Quellen besser nicht benützt. Aber auch darüber läfst sich streiten, ob das Gebotene dem „Zweck der Schule angepafst" ist. Man lese z. B. auf S. 49 folgenden Satz: „Die Versorgung des Heeres mufste das Land, wo das Heer stand, durch Naturallieferungen oder durch Geld bestreiten", oder was auf S. 55 steht: „Der cuneus war eine keilförmige Ordnung in der Gestalt eines Dreieckes, mit der Basis auf der (!) Schlachtlinie gestützt, um die feindliche Schlachtreihe zu durchbrechen; der orbis (beim plötzlichen Überfall oder bei Umzingelung) eine volle, runde Masse, wobei die Soldaten mit dem Rücken nach innen, mit dem Gesichte nach aufsen gekehrt standen; die testudo eine dichtgeschlossene, mit den Schilden gedeckte Stellung, so dafs von keiner Seite die Geschosse leicht eindringen konnten". Respekt vor dem Schüler, der sich hienach (vgl. übrigens Röm. Antiquitäten von Bojesen-Hoffa, 4. Auflage von Kubitschek § 118!) die richtige Vorstellung machen kann! Wenn es ferner S. 128 von Horaz heifst: „Er rettete sich (bei Philippi) durch Flucht mit Zurücklassung des Schildes", so kommt hier ein altes und, man sollte meinen, schon längst beseitigtes Mifsverständnis in Bezug auf den Ton, der in der 7. Ode des 2. Buches herrscht, noch einmal zum Vorschein; auch die Darstellung der Vorzüge des Horaz als Mensch und Dichter ist nicht als gelungen zu bezeichnen. Eine zweite Auflage mufs also manche Verbesserungen bringen, damit das Werk unbedingt empfohlen werden kann; so ist z. B. auch S. 11 die Angabe zu berichtigen, dafs im J. 90 allen italischen Städten das römische Bürgerrecht verliehen wurde.

Was den Druck betrifft, so sind zwar die Lettern grofs genug, die Zeilen aber zu eng an einander gereiht. Das Papier ist gut, die Abbildungen mäfsigen Anforderungen entsprechend, der Preis angemessen.

Landshut. M. Rottmanner.

August Mommsen, Über die Zeit der Olympien. Leipzig. Teubner 1891. 102 S., 2 M. 80.

Früher glaubte man, die olympischen Spiele seien auf den nächsten Vollmond nach der Sommersonnenwende zu setzen. Dieser älteren Ansicht sind in der letzten Zeit Nissen und Unger (in Iw. Müllers Handbuch I[1], S. 603 f.) entgegengetreten, indem sie die Feier der Olympien in den 8. Monat des Jahres der Eleier setzen, sie also mehr dem Herbste annähern. Der durch seine zahlreichen Arbeiten auf dem Gebiete der antiken Chronologie und Heortologie rühmlichst bekannte Verfasser der vorliegenden Schrift hält diese jüngere Ansicht für die der Wahrheit näher kommende, glaubt aber, dafs sie, um annehmbar zu sein, verschiedener Modifikationen bedürfe. Was also hier vorgetragen wird, ist eine Modifikation der jüngeren Ansicht.

Zunächst wird die Lage des Festes, welches seit Pindars Zeiten 5 Tage währte, innerhalb des olympischen Festmonates festgestellt: es dauerte vom 11.—15. Monatstage und zwar mufste es in die ὀπώρα fallen; darunter wird in der Regel eine Jahreszeit verstanden, die mit dem Frühaufgang des Hundssternes (27. Juli) begann und mit dem Tage vor dem Frühaufgang des Arkturus endigte. Letzterer fand im 5. Jahrh. v. Chr. am 19. Sept. statt, rückt aber so vor, dafs die Verlängerung in 160 Jahren fünf Vierteltage beträgt. Zu Grunde lag ursprünglich die einfache Octaëteris, weil aber eine solche, da sie mit dem Monde stimmen soll, um 1—2 Tage länger ist als 8 julianische Jahre, so wurde ein Cyclus von 160 Jahren eingeführt, innerhalb dessen sich die Verspätungen der Numenien zu 30 Tagen sammeln, weshalb in der letzten 16jährigen Periode ein 30tägiger Schaltmonat wegfallen mufs. Nach Ablauf des Cyclus kehrte also das Fest immer wieder auf seinen Ausgangspunkt, den Frühaufgang des Hundssterns zurück. Der so oktaëterisch regulierte Olympienmonat, welcher das Jahr begann, konnte in zwei Monate des 19jährigen Cyclus der Eleer, in den Parthenios oder Apollonios fallen; im attischen Kalender entsprach der Festmonat bald dem Hekatombäon, bald dem Metageitnion, im alexandrinischen dem Thot und Mesori. — Im § 10, S. 48 u. 49 gibt sodann Mommsen eine übersichtliche Zusammenstellung der Daten des olympischen Festes von Ol. 80 = 460 v. Chr. bis Ol. 160 = 140 v. Chr. und zwar nach dem julianischen, attischen (dem der eleische entspricht) und alexandrinischen Kalender. S. 54 kommt der Verfasser zu den Einzelfällen, d. h. er prüft die Angaben der alten Schriftsteller über die Zeit einzelner Olympienfeiern und zeigt, dafs diese Angaben mit den in der Tabelle S. 48 und 49 gegebenen Ansätzen sich wohl vereinigen lassen. So wird besprochen § 11 die Feier der Olympiade 88 (428 v. Chr.), bei welcher Gelegenheit nur die Position 11—15. August als allein möglich erwiesen wird,[1]) § 12 Olympiade 90 (420 v. Chr.), § 14, die Ausführungen über Olymp. 184 = 44 v. Chr. sind von besonderem Interesse: es wird gezeigt, dafs die Olympien dieses Jahres, welche Cic. ad Att. XVI, 7 erwähnt, sich dem Augustvollmonde angelehnt haben und am 29. August stattfanden. Sodann wird § 16 die Feier von 356, Geburtsjahr Alexanders des Grofsen, besprochen, endlich § 17 die vielgenannte Feier der 75. Olympiade, welche in die Zeit der Gefechte bei Thermopylä und Artemision fiel. — Wichtig ist auch der (19.) Schlufsabschnitt, in dem nachgewiesen wird, dafs die Stelle bei Statius, Silv. IV, 4, 31, welche vielen Schwierigkeit gemacht hat, über die Jahreszeit der Olympien überhaupt nichts lehre, da die Worte ‚et Eleis auriga laboribus actos | Alpheo permulcet equos‘ nur als ein allgemeines Beispiel der Ruhe im Hochsommer aufzufassen und nicht auf eine bestimmte Olympienfeier zu beziehen seien; denn eine solche fand im Jahre der Abfassung des Gedichtes (95 nach Chr.) ja gar nicht statt.

---

[1]) Nissens neuerliche Ansicht, dafs der Festtermin bisweilen in die 2. Hälfte des September (bis zum 27. Sept.) gefallen sei, ist schon vorher S. 44, Anm. widerlegt worden.

Emil Szanto, Das griechische Bürgerrecht. Freib. i. B. 1892: Akademische Verlagsbuchhandlung von J. C. B. Mohr. IV und 165 S. 4 M.

Die ganze Entwicklung derjenigen Wissenschaft, die wir griechische Staatsaltertümer zu nennen gewohnt sind, drängt auf das Staatsrecht. Hiezu ist bisher kaum der Anfang gemacht worden. Man begnügte sich mit der unorganischen Aufzählung einzelner Thatsachen des politischen Lebens der Griechen bei leidlicher historischer Erklärung der jeweilig vorliegenden Thatsache. Daraus ein System aufzubauen kann jetzt, wo das epigraphische Material sich fortwährend vermehrt, sehr wohl versucht werden. Szanto hat das Verdienst, in dem vorliegenden Buche eine treffliche Vorarbeit „für einen kleinen Ausschnitt aus einem griechischen Staatsrecht der Zukunft" geliefert zu haben, nachdem er vor 10 Jahren schon seine „Untersuchungen über das attische Bürgerrecht" (Wien 1881) veröffentlicht hatte. Das inschriftliche Material ist inzwischen so gewachsen, dafs man von einer Betrachtung des attischen Bürgerrechtes sehr wohl zu einer solchen des griechischen überhaupt übergehen konnte.

In der Einleitung begründet S. im Anschlufs an Aristoteles den Satz: „Der Staat ist eine Summe von Bürgern". Wer also die Frage gelöst hat: „Was ist der Bürger?" der hat für die griechischen Demokratien auch die Frage gelöst: „Was ist der Staat?" Nachdem er im folgenden festgestellt hat, dafs die Nationalität eine Bedingung des Bürgerrechtes sei, und dafs deren Mangel durch Schenkung ersetzt werden könne, unternimmt er es, Inhalt und Umfang des Bürgerrechts in historischer Zeit auf Grund der epigraphischen Quellen genauer zu beschreiben. Dies geschieht in 3 Abschnitten: I. die Verleihung des Bürgerrechtes, II. die Isopolitie, III. die Sympolitie.

I. Die Verleihung des Bürgerrechtes (S. 8–67). Das Bürgerrecht wird entweder durch Geburt, oder durch Verleihung erworben. Letztere setzt ein bestimmtes Motiv voraus und zwar finden sich in den griechischen Staaten gewöhnlich 2 Motive, entweder a) die *ἀνδραγαθία* und *εὔνοια* des zu Beschenkenden, oder b) die *ὀλιγανθρωπία* des verleihenden Staates. Besonders wichtig ist das Ergebnis, dafs das verliehene Bürgerrecht gleichwertig ist dem durch Geburt erworbenen hinsichtlich der vollen Teilnahme an der Regierung und der Gleichstellung vor dem Rechte des Eintrittes in die soziale Gemeinschaft. Die attischen Bürgerrechtsdiplome zerfallen in 2 Gruppen, von denen die ältere die Verleihung durch *Ἀθηναῖον εἶναι*, die jüngere durch *δεδόσθαι πολιτείαν* ausdrückt; aufser Athen findet sich erstere (durch das Ethnikon) nur wenig, die spätere heifst *εἶναι πολίτην*; es ist die insulare, sie nimmt eine Mittelstellung ein zwischen dem Typus *Ἀθηναῖον εἶναι* und *δεδόσθαι πολιτείαν*; letzterer Form wich endlich auch in Athen die lange dort einheimische. Was die sogenannte homöoproxenische Formel betrifft, durch welche Politie und Proxenie verliehen wird, so zeigt S. in einer interessanten Ausführung, dafs die Proxenie eine persönliche Auszeichnung für verdiente Männer ge-

wesen ist, denen das Bürgerrecht ursprünglich nicht verliehen wurde, und dafs in den Fällen, wo das Bürgerrecht nicht um besonderer Verdienste willen, sondern auf Grund des Nachweises eines Anrechtes oder im Interesse des Neubürgers selbst erteilt wurde, weder die Proxenie, noch die mit ihr verknüpften Rechte verliehen wurden, dafs aber überall da, wo das Bürgerrecht nur eine Anerkennung für besondere Verdienste, wirkliche oder konventionell zugestandene sein sollte, entweder die Proxenie mit gegeben wurde oder doch die gewöhnlich an ihr haftenden Rechte, wie Proëdrie, Ein- und Ausfuhr im Krieg und Frieden, Asylie etc. Die Verleihung des Bürgerrechts an Fremde oder Halbbürtige erfolgte durch die souveräne Gewalt, d. h. durch Volksbeschlufs. Die Hauptmasse der Diplome bezieht sich auf eine Verleihung an Einzelne, bisweilen jedoch verleiht ein Volksbeschlufs fest umschriebenen Massen das Bürgerrecht, die Aktivierung der einzelnen Fälle für einzelne Personen den Magistraten überlassend. Die völlige Einbürgerung eines mit dem Bürgerrechte beschenkten Fremden findet erst dadurch statt, dafs er in die Liste der bestehenden Unterabteilungen eingetragen wird; denn aus dem gentilicischen Charakter des Bürgerrechtes folgt von selbst, dafs es keinen Bürger geben konnte, der nicht einer der Phylen oder Phratrien angehörte, deren Summe den Staat bildete. In einzelnen Staaten war es dem Neubürger gestattet, sich die Phyle selbst zu wählen z. B. in Athen, in anderen wurde sie ihm zugelost. Das verliehene Bürgerrecht ist erblich, so gut wie das durch Geburt erworbene (daher *αὐτῷ καὶ τοῖς ἐκγόνοις* im Dekret). Der gänzliche Verlust ist bei seinem gentilicischen Charakter ausgeschlossen, doch ist ein teilweiser Verlust durch strafweise Entziehung möglich (Atimie), die durch Gesetz oder in einzelnen Fällen durch Volksbeschlufs verhängt wird. Aufser durch Atimie kann es auch durch Exil verloren werden. Der Verlust durch Erwerb eines anderen Bürgerrechtes findet nur dort statt, wo der Heimatstaat an dem Aufblühen eines anderen ein lebhaftes Interesse hat, z. B. bei Gründung einer Kolonie, sonst aber nimmt die Heimatstadt von der Verleihung eines anderen Bürgerrechts an einen ihrer Bürger rechtlich keine Notiz und erkennt in der Annahme desselben keinen Verzicht auf das ursprüngliche Bürgerrecht, wogegen das römische Bürgerrecht, wenigstens theoretisch, ein zweites ausschlofs.

II. Die Isopolitie (S. 67—104). Die Inschriften zerfallen in 2 Klassen, in solche, wodurch Isopolitie seitens eines Staates an eine einzelne Person verliehen wird und in solche, durch welche das Isopolitieverhältnis zwischen 2 Staaten geregelt wird. In ersterem Falle ist *ἰσοπολιτεία* vollständig identisch mit *πολιτεία ἐφ᾽ ἴσῃ καὶ ὁμοίᾳ*, wird also am besten durch „gleichwertiges Bürgerrecht“ wiedergegeben. Sodann wird der Ausdruck mit Vorliebe angewendet, um die Verleihung von Bürgerrechten an Massen, z. B. auch an sämtliche Bürger eines anderen Staates zu bezeichnen, aber auch hier noch einseitig. Die nächste Folge solcher Isopolitieerteilungen ist aber, dafs der beschenkte Staat seinerseits ebenso dem ursprünglich verleihenden Staate das Bürgerrecht erteilt, und so eine doppeltes Isopolitieverhältnis erzeugt.

welches wieder mit demselben Ausdruck belegt wird, so dafs am Endpunkte der Entwicklung unter Isopolitie wirklich ein Vertragsverhältnis zwischen 2 Staaten zu verstehen ist. Dabei bleiben aber die souveränen Gewalten vollkommen getrennt, die beiden Staatsverbände gesondert; der Erfolg für ein Bundesverhältnis war also naturgemäfs viel geringer bei Isopolitie als bei Sympolitie. Das eigentümliche Prinzip der Isopolitie zwischen Staaten, welches sich keinesweges aus irgend welchen rudimentären Formen von Bünden, sondern vielmehr aus dem Bürgerrecht selbst entwickelt hat, konnte nur auf dem Boden von Griechenland die Stelle einer bundesartigen Verschmelzung von Staaten einnehmen, ohne sich zu einer wirklichen Bundesverfassung zu entwickeln, nur dort, wo der Freiheitstrieb und Selbstständigkeitsdrang der einzelnen Kleinstaaten ein so mächtiger war, dals keine Vorteile irgend welcher Art zu einer Preisgebung oder Übertragung der Souveränität führen konnten, war es möglich, dafs eine derartige Bundesform nicht zu einer engeren Verbindung führte. Sehr interessant sind die folgenden Ausführungen S. 95 ff., wodurch gezeigt wird, dafs der Begriff der Isopolitie als einer Aufnahme sämtlicher Bürger eines Staates in der Bürgerschaft eines anderen bei weiter bestehender Unabhängigkeit beider Staaten in sehr nohe Zeit hinaufreicht (nach Herod. 1, 54 verliehen schon die Delphier Krösus und den Lydiern faktisch die Isopolitie), dafs aber das Wort *ἰσοπολιτεία* verhältnismäfsig spät erst aufkommt.

III. Die Sympolitie (S. 104—160). Wenn 2 ursprünglich selbstständige Staaten das Übereinkommen trafen, künftig einen einzigen bilden zu wollen, so hatte dies zur Folge, dafs in dem neuen Staate einer Volksversammlung, einem Rate, einerlei Beamten die Gewalt zukam und ein Bürgerrecht bestand. Eine solche Staatenvereinigung heifst Sympolitie und unterscheidet sich vom Synoikismos immer juristisch, nicht immer faktisch: denn der letztere ist nichts anderes als die lokale Vereinigung getrennter Städte, sei es durch Umsiedlung der Bewohner in eine einzige Stadt, sei es durch Zusammenziehung von zwei oder mehreren Stadtgebieten. Er hat die Sympolitie, die staatsrechtliche Vereinigung, nicht notwendig zur Folge. Zu einer bundesstaatlichen Sympolitie ist nun nicht blofs die Existenz von gemeinsamen Gewalten mit ausreichender Kompetenz und die Existenz eines gemeinsamen Bürgerrechtes von nöten, sondern auch umgekehrt ein gewisses Mafs von Souveränität der Einzelstaaten, die nur an den gemeinsamen Gewalten ihre Grenze findet. In der Regel findet sie ihren Ausdruck im Rechte der Münzprägung, in der selbstständigen Gerichtsbarkeit und in der Freiheit der Verwaltung. Diejenige Form der Sympolitie, bei welcher ein Staat ganz im andern aufgeht, nennen wir die synoikistische. Anders verhält es sich mit den eigentlichen Sympolitien, den Bundesstaaten, in welchen bei Bestehen der Einzelstaaten eine über alle stehende Regierungsgewalt neu geschaffen wird. In solchen mufs es ein Einzelbürgerrecht und ein Gesamtbürgerrecht geben. Das glänzendste und konsequenteste Beispiel einer solchen im

grofsen Umfang durchgeführten Sympolitie bildet in der griechischen Geschichte der achäische Bund. Seiner aufserordentlich zweckmäfsigen sympolitischen Verfassung ist die Dauer wie der Erfolg des Bundes zuzuschreiben. Szanto bezweifelt nicht, dafs dieser Erfolg Eindruck gemacht hat und dafs z. B. die Verfassung des lykischen Bundes eine Nachbildung und Modifizierung des achäischen Bundes ist. Aufser diesem kommen noch zur Besprechung die Sympolitie von Keos, von Rhodos, die der Aenianen, die von Epirus und Olynth. — Wenn man die beiden Hauptformen der Sympolitie, die bundesstaatliche und die synoikistische mit einander vergleicht, so ergibt sich, dafs sich die synoikistische Form, weil der Einzelstaat aufhört zu existieren, als ein Einheitsstaat darstellt, der nur in Bezug auf seine Entstehung sympolitisch genannt werden kann.

S. 161—163 folgt ein index rerum, S. 164 u. 165 ein Verzeichnis der behandelten Inschriften. Letzteres zeigt, wie zerstreut immer noch die an sich zahlreichen epigraphischen Denkmäler sind, welche der Verfasser für seine Zwecke benützen konnte und gibt so ein beredtes Zeugnis für seinen Fleifs und den Umfang seiner Studien. Überhaupt ist das vorliegende Buch hinsichtlich der Vollständigkeit des zur Verarbeitung herangezogenen Materials, der Gründlichkeit und Klarheit der daran geknüpften Erörterungen und der überzeugenden Kraft der daraus gewonnenen Resultate durchaus anerkennenswert und es erübrigt nur der Wunsch, der Verfasser möge bald auch auf anderen Gebieten des griechischen Staatsrechtes Proben seiner gründlichen Studien geben.

München. Dr. J. Melber.

Richter Gustav, Grundrifs der Alten Geschichte. 3. Auflage. Leipzig, Druck und Verlag von B. G. Teubner. 1891. S. XXII u. 194. 8°. Preis M. 1,20.

Das vorliegende Buch, der erste Teil des Grundrisses der Allgemeinen Geschichte für die oberen Klassen von Gymnasien und Realgymnasien, ist eine umgearbeitete Auflage des Grundrisses von R. Dietsch.

Dem neuen Herausgeber kam es vorzugsweise darauf an, „die Darstellung durchweg, soweit möglich, der wissenschaftlichen Auffassung der Gegenwart anzunähern und den didaktischen Wert des Buches durch sorgfältig erwogene Form der Darstellung zu erhöhen“.

Zu ersterem Zwecke wurden insbesondere die einschlägigen zusammenfassenden Arbeiten E. Meyers, F. Hommels, Wellhausens, Stades, Pöhlmanns, Nieses u. a. verwertet; dem didaktischen Gesichtspunkt wurde durch eine reiche und durchsichtige Gliederung komplizierter Stoffe, die auch in der Druckeinrichtung hervortritt, Rechnung getragen. „Daher einerseits die weitgehende Zerlegung, andrerseits das Streben nach einheitlicher, nicht nur äufserlich mechanischer, sondern innerlich geistiger Zusammenfassung des nach Raum und Zeit Getrennten“.

Hinsichtlich des aufzunehmenden Stoffes wollte der Herausgeber nicht nur einen knappen Leitfaden für Vorbereitung und Wiederholung bieten, sondern grundsätzlich mehr, als in den Geschichtsstunden zur Verwertung kommen kann. „Der Grundrifs will deshalb den Stoff nach Umfang und auch nach der Form der Darstellung so gestaltet bieten, dafs die häusliche Aneignung desselben dem Schüler keine Schwierigkeit macht und die Lehrstunden selbst ihren Schwerpunkt in der Verarbeitung und Einprägung finden. Auch soll nicht ausgeschlossen sein, dafs manche Abschnitte der selbständigen Aneignung der Schüler ausschliefslich überlassen bleiben. Ich habe deshalb durchweg nach klarer und lesbarer, wo es sein konnte auch anziehender Darstellung gestrebt. Für den Schüler soll sein Hilfsbuch nicht zum Ärgernis werden“.

„Durch Beifügung einer genau gegliederten Inhaltsübersicht (S. X—XXII), die zugleich als Zeittafel eingerichtet ist, habe ich die Einprägung des Stoffes in seinem inneren Zusammenhange zu erleichtern gesucht“. „Einzelne Abschnitte, wie die auf Literatur und Kunst bezüglichen, sind übrigens weniger für die eigentlichen Geschichtsstunden als zur Unterstützung der Klassikerlektüre bestimmt. Der Abschnitt über die Geschichte Israels gehört in den Religionsunterricht“.

So im wesentlichen das Vorwort.

Was hiemit versprochen worden, läfst sich, ein nicht geringes Lob, ohne erheblichere Einschränkungen, als gehalten bezeichnen. Der Umfang des verarbeiteten Stoffes streift unbestreitbar hart an die äufserste Grenze des in einem Schulbuche Zulässigen; indes wird der einsichtige Lehrer sich damit abzufinden wissen.

Wohlthuend berührt es, dafs mit Veraltetem ohne ein allzu radikales Verfahren aufgeräumt wurde. In dieser Hinsicht sind Sachkenntnis, Besonnenheit und Sorgfalt des Herausgebers gleichmäfsig zu rühmen.

Verweisungen auf andere, mitunter auch Zurückweisungen entgegenstehender Ansichten sind teils in die Erzählung einverwoben, teils erfolgen sie in Fufsnoten. In einem Schulbuche empfiehlt sich jedenfalls die erstere Art nicht; richtiger wäre hiefür ein kurzer Anhang beigegeben worden.

S. 58 werden Medimnen und Metreten gut auf jetzige Mafse zurückgeführt; das gleiche Verfahren empfahl sich S. 15 für das babylonische Talent, S. 32 für das System des Dareikos, S. 57 für die äginetische und für die euböische Währung. Anderseits ist die oftmals wiederkehrende Bezugnahme auf Werke der antiken Schullektüre und der wiederholt eingestreute Hinweis auf den dermaligen Fundort hervorragender antiker Kunstwerke als zweckmäfsig anzuerkennen. Ebensowenig wäre gegen die Heranziehung von geeigneten Vergleichungspunkten aus der mittleren und aus der neueren Geschichte etwas zu erinnern; hingegen empfahl es sich nicht, für diese Zwecke im ganzen Buche einzig Preufsens Jahr 1813 zu verwerten (S. 137).

Leere Redensarten wie S. 28 (vgl. auch S. 23): „Die Anfänge des medischen Reiches liegen im Dunkeln“ sind namentlich in einem

Schulbuche zu vermeiden. Mit einer derartigen Bemerkung liefse sich die Geschichte eines jeden Staates einleiten.

Für wichtigere Ereignisse nicht im Texte, sondern am Seitenrande der Jahrzahl das Monatsdatum beizufügen, wäre, korrekt und konsequent durchgeführt, besonders in die neuere Geschichte behandelnden Schulbüchern zu begrüfsen. Wie es gewöhnlich geschieht, meist ohne alle Konsequenz und vielfach fehlerhaft, ist diese Beigabe in Schulbüchern völlig wertlos. Für die alte Geschichte ist dieses Verfahren, lediglich einer alten Übung zu lieb angewendet, ohnehin ohne allen Belang. Kein denkender Schüler wird sich klar zu machen vermögen, warum er S. 24 für eine von Medern und Lydern 585 gelieferte Schlacht das Monatsdatum 28. Mai seinem Gedächtnis einprägen soll, während diese Zumutung für den ganzen peloponnesischen Krieg nirgends, für die Perserkriege nur bezüglich Marathons an ihn herantritt. Auch die von S. 161 an und in der späteren römischen Geschichte reichlicher gebotenen Monatsdata können für die Schule keinen höheren Wert beanspruchen.

Stil und Ausdruck des Buches sind korrekt und angemessen. Eigenartig ist S. 6 das Wort „spiegeln" gebraucht, S. 18 und 25 das Wort „siedeln", vgl. „besiedeln" S. 27; so ist S. 39 und 44 auch von einer „Periode der Siedelungen" die Rede. Dem fast durchweg edlen Tone entspricht nicht die Wendung auf S. 190: „Den verwilderten Legionen schmeckte die friedliche Arbeit nicht".

Druckfehler finden sich im Buche äufserst selten. S. 7 steht von statt vom Jenseits; der Druckfehler 552 statt 525 auf S. 10 ist bereits S. X richtig gestellt; S. 29 ist zu lesen Kyros I. statt K. II.; S. 31 fehlt Zeile 7 von oben nach Babylons das Komma; S. 63 steht Naturforlchung; S. 79 Geisseln statt Geiseln, wie S. 90, 139 und 142 richtig gedruckt ist; S. 136 steht belegen statt gelegen.

Nachdrücklicher zu beanstanden, weil mehrfach aller Übereinstimmung ermangelnd, ist die Art und Weise, mit welcher der Herausgeber beim Schreiben von Eigennamen und besonders der von solchen abgeleiteten Adjektiva verfährt. S. X steht Saïten, S. 8 und 10 Saiten; S. 28 f. und 31 steht Egbatana, S. 98 Ekbatana; S. 154 Kilikien, S. 160 f., 167 und 185 Cilicien; bald ist zu lesen davidisches Königshaus, sokratische, epikureische Schule, antalkidischer Friede, pompejanische Armee, augusteisches Zeitalter, varianisches Heer, bald wieder Aristotelische Schrift, Pythagoreischer Friede, Lykurgische Verfassung, Solonische Reformen oder S. Gesetze, Perikleische Kultur oder P. Zeitalter, Hannibalischer, Mithradatischer, Jugurthinischer, Catilinarischer Krieg, Licinisches Ackergesetz, Philokrateischer Friede, Valerisch-Horazische Gesetze, Servianische Stadt, S. Census, Sullanisches Heer und S. Staatsordnung, S. Feldherrn, Lepidanische Truppen, L. Aufruhr.

Ganz eben so steht es mit den von Ländern oder Städtenamen abgeleiteten Adjektiven. Es wechselt hier Persisch so ziemlich gleich oft mit persisch, Peloponnesisch mit pel., Athenisch, Punisch und Aegyptisch mit ath., pun. und aegypt., Thebanisch mit theb., Lamisch,

Troisch, Thrakisch, Pontisch mit sidonisch, lydisch, messenisch, marsisch, mutinensisch, perusinisch u. s. w. S. 36 steht 4 Zeilen hintereinander Epiknemidisch und epik.

Noch eine Kleinigkeit anderer Art. S. 10 ist Generäle gedruckt, S. 189 Generale; S. 184 Colosseum, S. 192 Coliseum; S. 61 Chalkidikier, vgl. S. 81 chalkidikisch, S. 116 Chalkidier; S. 27 steht Gegensatz von Gut und Bös, S. 54 Gegensatz zwischen dorisch und nichtdorisch. Während sonst konsequent die Peloponnes, die Chersonnes, der Tiber, der Konsulat gegeben wird, erscheint S. 164 abweichend die Tamesis; und während sonst die amtliche Orthographie richtig beobachtet wird, ist doch auch wieder Einzelnes, der Einzelne, von Staatswegen u. dgl. dort und da zu lesen. Auch das beharrliche Fehlen des Apostrophs bei Genetiven, wie gegen Miltiades Rat, (S. 64), unter Miltiades Führung S. 66, unter Cheirisophos Anführung S. 86, fällt auf.

Im ganzen ergibt sich somit, dafs das günstig ausgestattete und zu einem ungewöhnlich billigen Preise angesetzte Buch hinsichtlich des Inhaltes und seiner didaktischen Vorzüge als Lehrmittel auch an den bayerischen Gymnasien volle Beachtung verdient, eben so aber, dafs ihm in formeller Beziehung vom Standpunkte der Schule aus Mängel anhaften, die nicht übersehen werden dürfen.

Wirth Ch., K. Gymnasialprofessor in Bayreuth: Übungsfragen zum Geschichtsunterricht. Im Anschlufs an Pütz' Grundrifs der Geographie und Geschichte. (Pensum der sechsten Gymnasialklasse). Bayreuth. Verlag von Heinrich Heuschmann jun. 1892. S. 30.

Im Vorwort spricht der Verfasser die Ansicht aus, der Vorschrift des § 14, Ziffer 3 der Schulordnung vom 23. Juli 1891, es sei die Weckung und Entwickelung der Fähigkeit anzustreben, den zum geistigen Besitz der Schüler gewordenen Stoff nach gegebenen Gesichtspunkten in eigener Ordnung und Fassung darzustellen, könne der Lehrer kaum anders genügen als durch zahlreiche, wohlberechnete Fragen, welche den Schüler zwingen, die Dinge von einer bestimmten Seite ins Auge zu fassen und in seinen Antworten dem Lehrstoff bald diese, bald jene der Frage entsprechende Ordnung und Fassung zu geben. Vorteile erhofft er sich von einem für den Geschichtsunterricht hergestellten Übungsbuch. Dieses erspare einerseits dem Lehrer die Arbeit, passende Übungsfragen vorzubereiten, es schaffe ihm zugleich die Möglichkeit, seine ganze Zeit und Kraft auf die Vorträge über besonders interessante oder der Erklärung bedürftige Punkte zu verwenden sowie auf das Suchen von Stellen mustergültiger Geschichtswerke, die zur Mitteilung vorzugsweise geeignet sind. Anderseits werde durch diese Übungsfragen — und darin sucht der Verfasser mit Recht ihren Hauptzweck, dem Schüler die häusliche Vorbereitung recht erheblich erleichtert, weil sie ihm das Wichtige beleuchten, zu dessen Auffindung er in der Regel der erforderlichen Reife, wohl auch der Zeit ermangle.

Ist es auch unbestreitbar eine der wichtigsten Aufgaben des Lehrers, den Schüler vorbereitend auf das Wichtige, allerdings eine in zahlreichen Fällen in hohem Grade subjektive Frage, nachdrücklich aufmerksam zu machen, ihm den Zusammenhang der Dinge klar zu legen und zum sichern Bewufstsein zu bringen, ihn auf die Ähnlichkeit mit und auf die Verschiedenheit von bereits Bekanntem zu verweisen, so ist doch gern zuzugeben, dafs Übungsfragen der vorliegenden Art, hat sie der Schüler gedruckt vor sich, ihm sowohl bei der ersten Aneignung des Stoffes als bei der Wiederholung gute Dienste leisten können und leisten werden.

Die Fragen sind zunächst dem bei uns am weitesten verbreiteten Grundrifs von Pütz-Cremans angepafst. Da eine grofse Anzahl derselben unzweifelhaft zweckmäfsig ist, so kann Referent auf die Heraushebung anderer unschwer verzichten. Bedauern mufs er jedoch, dafs Fragen allgemeinerer Art, wie deren die vier letzten Nummern (67—70) mehrere bieten, in den vorausgehenden 66 Nummern so gar selten sind.

Die schöne Ausstattung des Schriftchens und seine Drucksauberkeit verdienen volles Lob.

Götz Dr. Wilhelm, Prof. am K. b. Kadettenkorps. Deutsche Geschichte in Fragen und Antworten. Ein Hilfsmittel für Vorbereitung und Wiederholung. Dritte manchfach verbesserte Auflage. Nürnberg. Verlag der Friedr. Kornschen Buchhandlung. 1891. S. VIII u. 128.

„Die Fragen dieses Büchleins seien Wegweiser für das Verständnis und dessen Antworten bringen den belangreichen Teil des Stoffes oder Erklärung einzelner wichtiger Momente“.

Der Verf. hat gewifs Recht mit der Annahme, dafs über das Quantum des in einem solchen Buche zu Gebenden unter selbständigen Fachgenossen eine durchgehende Einhelligkeit ohne längere Einzelverhandlungen schwerlich zu stande kommen könne (S. V). Es ist vielmehr aus guten Gründen zu besorgen, dafs eine solche Einhelligkeit auch in längerer Einzelverhandlung nicht zu erreichen sein würde.

Von dieser Frage sei daher, soweit hiebei der Umfang des aufzunehmenden Stoffes in Betracht kommt, in nachstehender Besprechung gänzlich abgesehen, so sehr auch schon auf der ersten Seite das völlige Übergehen der Cimbern- und Teutonenzüge zur Äufserung einer gegenteiligen Ansicht herausfordert; das Gegebene allein, als solches und wie es in Form und Inhalt geartet ist, soll berücksichtigt werden[1]).

[1]) Verschwiegen sei jedoch nicht, dafs in einem so kurz gefafsten Buche Bemerkungen so gar nebensächlicher Natur besser unterblieben wären wie z. B. S. 19, dafs die Versöhnung Ottos I. mit seinem Bruder Heinrich im Dome zu Frankfurt erfolgte, oder S. 63, dafs Heinrich von Guise auf Veranstaltung des Königs in dessen Vorzimmer ermordet wurde. Gleiches gilt in sachlicher Beziehung von den für die allgemeine deutsche Geschichte so völlig belanglosen Ereignissen wie z. B. der Kampf bei Efferding (S. 66), das Treffen bei Dornach (S. 51), die Eroberung von Brielle und von Vliefsingen durch die Wassergeusen (S. 62) und die Schlacht bei Dömitz (S. 68).

Nach dieser Seite ist vor allem hervorzuheben, dafs die Schrift Seite um Seite den praktischen Schulmann verrät, der überall tiefer zu dringen sucht und auch an den Schüler ernste Anforderungen stellt. Bei diesem Streben ist es nicht zu verwundern, dafs zahlreiche Einzelheiten Aufnahme gefunden haben, die für die Vorbereitung unbestreitbar zu weit gehen. Da aber dieser Vorbereitung der erläuternde Vortrag des Lehrers und die schulende Behandlung folgt, und da das Buch zugleich für die Wiederholung bestimmt ist, so wird den einschlägigen obwaltenden Bedenken eine erhebliche Bedeutung nicht zuzuerkennen sein.

Mehr dürfte hinsichtlich der Wiederholungszwecke der Umstand ins Gewicht fallen, dafs zusammenfassende, weitere Gesichtspunkte verfolgende Fragen gänzlich fehlen. Diese Ziele können beim Unterrichte nicht nachdrücklich genug im Auge behalten werden und sie sind um so nachhaltiger zu verfolgen, je weiter der Unterricht fortschreitet und damit zu Rückblicken nach den verschiedensten Richtungen von selbst Anlafs bietet. Indes soll auch hievon nicht weiter die Rede sein.

Im Gegebenen verdient besondere Anerkennung die allenthalben zu Tage tretende Kenntnis der neuen historischen Literatur, die weitgehende Berücksichtigung der bayrischen Geschichte und die umsichtige Bedachtnahme auf geographische Verhältnisse. Auch wird gern hervorgehoben, dafs in konfessioneller Hinsicht ein Anlafs zu Beanstandungen nicht besteht.

Dafs sich die mehrfach eingefügten genealogischen Tabellen in der Regel auf den unmittelbaren Schulbedarf beschränken, ist nur zu billigen, doch ist dieser den Anforderungen des Buches selbst nicht immer entsprechend berücksichtigt.

Die Gliederung des Stoffes ist allenthalben durchsichtig und so gut: Ausnahmen wie etwa Anmerkung 1 und 3 auf S. 2 sind selten.

Ein die deutsche Geschichte in so knappem Umfang behandelndes Schulbuch wird schon an und für sich, ganz besonders aber gegenüber der Geschichte anderer europäischer Staaten, die im Laufe der Zeit mit Deutschland in nähere Beziehung kommen, wie bereits angedeutet, immer einen schwierigen Standpunkt haben. Der Verf. half sich geschickt damit, dafs er, was, ohne in den Rahmen der Darstellung selbst zu passen, unerläfslich scheint, an geeigneter Stelle „unter dem Strich“ einfügte[1]).

Jeder Leser kennt die Schwierigkeit, richtige Geschichtsfragen zu stellen, bei denen es in der Antwort einerseits nicht auf eine breite Erzählung abgesehen ist, welche sich bei stark besuchten Klassen von selbst abweist, anderseits nicht auf ja und nein oder auf blofse

[1]) Die soeben genannten Vorzüge des Buches und der Standpunkt der Schule, welcher es ausschliefslich gewidmet ist, werden eine ungewöhnlich ausgedehnte Besprechung, wo nicht rechtfertigen, so doch entschuldigen.

Es läfst sich nämlich vom Schulstandpunkte aus im einzelnen gar mancherlei nicht billigen. Diese Mängel sind trotz der erfolgten „sorgsamen Überarbeitung“ vorzugsweise auf dem formellen Gebiete zu suchen.

Namen und Zahlen, Fragen, die vielmehr den Schüler nötigen, mit thatsächlichem Materiale und präzis zu antworten. Wenn gleich die erste Frage lautet: Wer waren die Germanen, als ihre Geschichte infolge der Berührung mit dem Römerreiche begann? so würde nicht allein kein Schüler, sondern auch wohl sonst niemand die im Buche gegebene Antwort zu erteilen vermögen, wäre nicht in Klammern beigefügt: „Abstammung, Gebiet, Einteilung, Lebensweise!“ Frage 147: „Was verzögerte den Kreuzzug des mit Jolantha, der Erbtochter des vertriebenen Königs von Jerusalem, (1225) vermählten Friedrich II?“ Hier hätte eine auf die Vermählung Friedrichs mit Jolantha abzielende Frage vorausgehen sollen. Eine gleiche Einschachtelung einer Antwort in eine Frage gibt Nr. 201: „Wodurch gewann Sigismund, welchen seit seiner Niederlage bei Nikopoli 1396 immer aufs neue die Türken in Ungarn bedrängten, zwei benachbarte Reichsfürsten besonders gegen die hussitischen Böhmen“? Ebenso geartet ist die S. 80 „unter dem Strich“ stehende Frage und nicht wenige andere. Auch die mehrfach wiederkehrende Art der Fragestellung von Nr. 381 ist nicht zu billigen: „Welchen niederwerfenden Verlauf nahm der Feldzug Napoleons gegen die preufsischen Streitkräfte 1806?“ Entweder kennt der Schüler den Verlauf nicht, dann ist die Frage in den Wind gesprochen; oder er kennt ihn, dann bedarf er wahrlich nicht erst des Winkes „niederwerfend“. Nebenbei gesagt war der Verlauf für die kursächsischen, die braunschweigischen und die weimarischen Truppen gleichfalls kein erhebender.

Die angeführten paar Beispiele mögen für den Nachweis genügen, dafs bei einer neuen Auflage in dieser Beziehung da und dort nachzubessern sein wird.

Im weitern werden nach der formellen Richtung vorerst die offenkundigen Druckfehler auszuscheiden sein, wobei jedoch belanglose Versehen wie z. B. Rhatier für Rhätier (3 A)[1], gergl. für vergl. (19), Verhandluugen (220), Heröge für Herzöge (285) unberücksichtigt bleiben sollen.

S. V Z. 1 steht „aber“ für „oder“. S. VIII wird als Regierungsanfang Arnulfs von Kärnten das Jahr 877 angegeben für 887, als Sterbejahr des Kaisers Leopold I. 1703 für 1705, desgleichen das Jahr 972 statt 973 als Ende, beziehungsweise Anfang der Regierung Ottos I. und Ottos II.; ebenso 92. Noch schlimmer steht 82 als Sterbejahr Ottos I. 792. 10 ist bei Probus und bei Alemannen auf A 3 verwiesen; besser wäre A 3, weil sachlich nur ein Zusatz zu A 2, ohne eigene Ziffer geblieben. 18 fehlt nach Honorius ein Komma, 143 nach Katharer, 183 nach Tirol; dagegen ist 198 nach hl. Schrift das Komma zu streichen. 40 steht Krongefälle (Regalien[2], Domänen) statt Krongefälle[2] (Regalien, Domänen). 60 ist auf 36 verwiesen statt auf 40; 81 auf 52 statt auf 55 und 60; 222 auf 247 statt 258; 262 auf 249 statt auf 223; 416 auf 414 statt auf 413; 426 auf 416

[1]) Die beigefügte Ziffer verweist hier und im folgenden, ist nicht ausdrücklich die Seite des Buches genannt, auf die einschlägige Frage, beziehungsweise Antwort; ist A beigefügt, so ist damit auf eine Anmerkung Bezug genommen.

statt auf 415; 433 auf 420 statt 422; S. 128 für Deutschherrnorden auf S. 32 statt auf S. 34; für die Auflösung des Jesuitenordens auf S. 84 statt auf S. 90; für die Wiederherstellung desselben auf S. 98 statt auf S. 104 und auf Frage 386 statt auf Frage 400; für die Entstehung Lübecks auf S. 30 statt auf S. 31; für die Ministerialen auf Frage 80 statt auf Frage 77; für die französische Revolution auf S. 86 statt auf S. 91; für das Haus Wettin auf S. 28 statt auf S. 29; Cola di Rienzo ist zweimal aufgeführt; für das Bürgertum der Städte fehlt der Hinweis auf S. 19, Frage 80; 69 steht nachmalig statt nochmalig; 72 bietet 898 statt 895. Die 74 beigegèbene Stammtafel der Karolinger war bereits zu 62 einzufügen. 87 wird Adel- = geboten für Adelheid. 90 steht gewordene für geworden; 101 ist „zu kämpfen“ zu streichen. 117 steht Boullion; 118 bietet 1128 statt 1118; 146 steht Ernennung statt Erneuerung. 149 ist statt 1127 zu lesen 1227; 150 steht Landfriedensgebiet für Landfriedensgebot; 169 ist statt infolge seiner Waffenfolgen zu lesen seiner Waffenerfolge; 186 gegenüber Ludwig dem Römer statt den Römer; 187 königliche Lehensträger statt königlichen Lehensträgern. 189 steht 1868 statt 1368; 194 lesen wir 1367 für 1376; 220 steht (Albrecht Achilles † 1486) und Friedrich III. für (Friedrich III. und Albrecht Achilles † 1486). 238 wird vorgeführt Francheconılé für Franchecomté; 246 und 247 sind S. 56 und 57 doppelt eingesetzt; 253 steht die Insel Gerbe statt Gerbi; 265 ist gedruckt wenig Jahre nach; 278 Ravensburg für Ravensberg; 279 aus Böhmen statt auch Böhmen; 285 „was“ für „war“; 289 Banner für Banér; 293 ist in der Frage „wurden“ zu streichen. 307 bietet Stahremberg statt Starhemberg und Widin statt Widdin; 319 Villero statt Villeroi; 330 ist als Regierungszeit des Königs Friedrich Wilhelm I. in Preufsen 1710—1740 angegebcn statt 1713—1740. 341 heifst es: so 1713, vgl. Nro. 314; 1719 cf. 326; statt dessen ist zu lesen: so 1713, vgl. Nr. 314; 1719 vgl. Nr. 331. 343 steht Friedrich I. statt Friedrich II. 362 A S. 93 liest man: des V. des Konsulates statt V. des Konsulates. 371 steht Allessandria für Alessandria, wie 132 richtig gibt. 398 bietet Ludwig XVIIII. für Ludwig XVIII; 405 Lofsreifsung; 420 Defilees für Defilés. S. 117 wird gelesen Heinrich VI. statt Heinrich IV; S. 118 in dieser statt in diesem, ferner am Welfelsholze statt Welfesholze. S. 123 Breitenfels statt Breitenfeld; S. 128 Cola die Rienzo.

Die Lehrer des Deutschen wissen von der Not zu erzählen, welche die Behandlung der Orthographie vom Elementaren bis zum Schwierigeren, von der untersten Klasse mitunter bis zur obersten veranlafst. Die hier in Betracht kommenden Schüleruntugenden sind bekannt. Indes immer und in allen Fällen sind es nicht die Schüler allein, welche die Schuld tragen, auch das einschlägige Vornehmthun von Lehrern gewährt manchen Beitrag. Allein ein noch belangreicherer Anlafs für die wenig erquickliche Erscheinung wird doch wohl in der Verschiedenheit zu suchen sein, die dem Schüler bei der Lektüre Tag für Tag vor die Augen tritt. Da ist es denn doch sicher keine übertriebene Forderung, dafs die für die Schulstube selbst bestimmten Bücher nach dieser Richtung „zimmerrein“ sein sollen.

4*

Unser Buch läfst sich in dieser Beziehung leider nicht loben. Es soll hiebei aus Schreibweisen wie gieng 284, 318 u. S. 123 oder Frohndienst (242), ferner giltig (175, 189, 256 und S. 120), erwiederter Besuch (355) nicht viel Aufhebens gemacht werden. Wenn vollberechtigte Neuerungen wie Bonifatius und Emmanuel zur Geltung gebracht werden, so ist das nur anzuerkennen; Emmeram (47) wäre ebenso gut zu berücksichtigen gewesen. Hingegen geht die Einführung von Formen wie 163 f. Otakar, 365 und 392 Wolynien, 431 Plevna, 309 Slánkamen (Szlankamen) und 333 Poscharewatz (Pozarevac) in die Schule etwas weit und wird um so weniger allgemeinen Beifalles sich erfreuen, als uns anderseits Formen entgegentreten wie Ignatz (265) oder Parthenopäisch (369). Jedoch mifslicher als derlei ist die im Buche nach dieser Seite immer wiederkehrende Inkonsequenz.

So steht 52, 76, 91, 101, 157, 177, 283, 311, 318 und S. 122 Herzoge, 82 A, 285 und S. 122 Herzöge; 305 Gotthard, 370 Gotthardt; 314 Neufschâtel, 378 Neuschatel; 320 und 324 Vendôme, 320 und 323 Vendome; auch 370 Massena, 382 Jerome, 413 Vilagos; 209 Warna, 213 Varna; 175 und 377 Würtemberg, 238, 257 und 284 Württemberg; 197 Hus, S. 120 Hufs; S. VIII, 321, 324 f., 355, 356 f., 358 f., 378 Joseph, 389 Josephine und 361 josephinisch, 316 A, 318, 320 f., 336 A f., 342, 356 Josef; 181, 219, S. 119 Margaretha, 183 Margarete; 83 Bruno, 86 Brun; 257, 259 f., 274 f., 278 Moritz, 346 f. Moriz.

Dafs bei einem solchen Verfahren c und k besondere Varietäten zu Tage fördern mufsten, ist leicht begreiflich. So bietet 341 Patricier, S. 125 Patrizier; 362 A Proclamierung, 428 Proklamation; 275 und 296 A Clara, 274 Klara; 341 Colonisierung, S. 125 Kolonialbesitz; 261 Confession, 246 S. 57 Konfession; 211 Congrefs, 361, 383, 394, 414, S. 121 Kongrefs; 393, 420, 425 f. steht Korps, 392, 395, 419 f Corps. 205 bietet Clerus, 348 A Klerus; 269 Compromifs, 211 Konzil, 270 Konfiskation, 285 inkl. 369, 375, 378 und 394 bieten Koalition, 337, 340, 345 Sanktion; 341 Produktion, 349 Konvention, 415 Konflikt, 379 und 414 Kontingent, 432 Konferenz, 382 Kontinentalsperre, 308 Insurrektion, 314 Kontraktat, 317 Traktat, 364 Demarkationslinie; dagegen 271 Pacification, 345 Coalition, 293 Säcularisation, 362 A Convent und Conscriptionsgesetz. 3 A bietet Oktavianus, 323, 367 und 420 Viktor, dagegen 22 Picten und Scoten, 55 scandinavisch, 264 finden wir Disciplin, 391 Centrum, 18 Sicilien, 362 A Municipalitäten; dagegen 362 A Zivilverfassung, 386 Vizekönig, 358 f. zentralistisch, 349 A Zentralämter, 404 Zentralkommission, 409 Zentralgewalt, 404 f. Zensur, 10 A 2 Mazedonien. Eine Verschmelzung in je einem Worte bringen die Formen Corsika (20) und Cessionstraktat (378 und 380).

Nicht geringere Schwierigkeit bereitet dem Buche in heikleren Fällen die Wahl eines grofsen oder eines kleinen Anfangsbuchstabens. Wenn es 10 A zur See bietet, dagegen 6 A und 10 A zu land, 255 zu lande, 4 A zu schiff, so kann man sich dabei beruhigen, wird aber dann die Schreibweise zu fufs, zu pferd und zu wagen gleichfalls kaum abwehren dürfen; denn Konsequenz wird auch hier unerläfslich

sein. Auf keinen Fall aber durfte 33, 36 276, 405 S. 124 mit hilfe, 38 und 322 mit Hilfe geschrieben werden; nicht 405 von bundeswegen, 404 von Bundeswegen; nicht 188, 261, 342 A im falle, 183 imfalle.

Eine andere Seite zeigen die von Personen und von Länder- oder Völkernamen abgeleiteten Adjektiva. 26 steht Römisches, 27 römisches Reich, 10 rhätische Alpen, 15 karpatisches Gebirge; 161 Westfälischer und Rheinischer Städtebund, 220 A Westfälischer Friede, 293 westfälischer Friede, 21 Burgundische Macht, 258 der Burgundische Kreis, 87 burgundische Streitigkeit; 296 Spanische, 318 spanische Niederlande; 246 S. 57 Augsburgische Konfession, 261 augsburgische Konfession; 115 gregorianische Partei; 191, 262 Habsburgische Macht; S. 63 Habsburgisches Haus; dagegen S. 121 habsburgisches Haus und in ähnlichen Verbindungen habsburgisch 167, 221, 262, 322, 340, 342; ebenso babenbergisch 153 A, augustenburgisch 419. 364 steht Batavische, 369 Parthenopäische, dagegen 368 cisalpinische, 369 helvetische und römische Republik.

Hieher gehört 311 und S. 124 der grofse Kurfürst, während 101 richtig geschrieben ist Konrad der Jüngere, 407 das Junge Deutschland, 414 das Schwarze Meer.

Nicht ungewöhnlich und gut wird dem Schüler die Aussprache slavischer Eigennamen teilweise durch die Form der Schreibung erleichtert. So 28, 198 und 198 A, 223 A 2 Tschechen, 172 Pschemyslide, 187 A Hradschin, 200 und 202 Sischka, 251, 262, 307 Mohatsch, 329, 331, 340 Leschinsky, 344 Tschaslau, 413 Jellatschitsch; indes waren 223 A Magyaren und 365 Kosziusko gleichfalls zu berücksichtigen.

In grammatischer Beziehung bereiten dem Buche einzelne Genetivbildungen eine auffällige Schwierigkeit. Während 83 richtig Ottos geschrieben ist, bietet 83 Otto's, 86 die Regierung Otto I. So steht auch 286 richtig Tillys, aber 283 Tilly's, 364 Pichegru's, 179, 184 Ludwig's; dann wieder 128 das Franzosenheer Ludwig VII., 211 Bestimmung Pius II., 228 Belehnung Ludwig XII., S. 63 Sieg Heinrich, 248 Anspruch Franz I.; 270 Feldherr Philipp II; 342 Erbe Karl VI. Gleicher Art sind die Genetivformen: Sigmund (202), Friedrich III. (219), Ludwig XII (228), Napoleon (389) und Friedrich I. (S. 125). Anderer Art ist 378 des Hannovers, 370 des Bodensee, dagegen 21 des Genfersees.

Auch der Wechsel in der Pluralform in Lire (285 A), Francs (427) und Fr. (382) mufs auffallen.

Als ein Wechsel anderer Art ist zu verzeichnen der Elsafs (165), dagegen 209 A 2 S. 48 u. 295 ins Elsafs.

Ein Buch wie das unsrige, sachgemäfs von Anfang bis Ende auf thunlichst kurze und präzise Sätze oder auch nur auf Bestandteile von Sätzen angewiesen, hat weder zu gewandter Diktion noch zu unschönen Satzkonglomeraten Gelegenheit. Hinsichtlich des Ausdruckes aber ist es nicht frei von Eigenarten. Zum Belege eine kleine Auslese!

Welches Bündnis südwestdeutscher Stämme überschritt die römische Reichsgrenze zwischen 213 und 282? (10). Verdrängung der Vandalen als im Auftrage des Kaisers (19). In welcher Weise führte

Narses den Kampf siegreich hinaus? (32) Sicherheit für die Christianisierung und Bestand der Bistümer (53). Zäher Angriff auf Paris (70 A). Zweierlei Machterweise Heinrichs III. (109). Konrad in Franken ein zeitweiser Gegenkönig Barbarossas (124). Übernahme des tuscischen und der Gebiete von Oglio (125). Arnolds von Brescia Wirken gegen weltlichen Besitz und dsgl. Herrschaft der Kirche (127). Der Pfalzgraf am Rhein (138). Sonderliche Kreuzzugsunternehmung (144). Der habsburgische Albrecht (167), der hohenzollersche Albrecht (244), die spanische Clara Isabella (275), der österreichische Styrum (320). Nach Vergiftung der Neuerwählten (194). Sein landfriedensbrechender Angriff (240). Vertragung mit Magdeburg (259). Zu welchen Gründen der Unzufriedenheit der Niederlande gegen Philipp II. fügte er noch eine weitere aufregende Mafsregel? (268). Besatztruppen (ibid.). Streitende Ansprüche (278). Mansfeld nach Schlesien und bis zu seiner Vereinigung mit Bethlen Gabor verfolgt (283). Der türkisch eingesetzte Grofsfürst (305). Die jetzige Königin Anna von England (320). Zu Braunau und anderen Orten (321). Monopolien (348 A). Die siegreich besetzenden Österreicher (349). Befreiung der Bevölkerungen (379). Zum Erben des Fürstprimas K. v. Dalberg Eugen Beauharnais ernannt, Sohn der von Napoleon wegen dessen Ehe mit Marie Luise von Östreich geschiedenen Josephine. Der Schüler wird sich bei der Vorbereitung kaum sofort klar sein, ob unter „dessen" Napoleon oder Eugen oder gar K. v. Dalberg zu verstehen ist (389). In München Strafsenunruhen wegen mifslicher persönlicher Regierungsweise (408). Bestrebungen nach volkstümlicher freiheitlicher Zusammenfassung der Nation (404); konstitutionelle Zusammenfassung (410). Magdeburg wurde von Tilly unter Vorangehen seines Feldherrn Pappenheim gestürmt (S. 122). Falkenberg veranstaltete einen Brand (S. 123). Auch in Kleinasien (128) und das Artois (295) wird auffallen.

Die Schüler pflegen wahrlich salope genug zu schreiben, dafs wir sie nicht erst in Schulbüchern, wenn auch in der löblichen Absicht der Kürze, dazu anzuleiten brauchen.

Wenn 351 zu lesen ist Abdankung Pitts, 363 Pitt und 375 W. Pitt, wobei im ersteren Falle der ältere Pitt, in den beiden letzteren der jüngere Pitt zu verstehen ist, so ist dies nur ein weiterer Beleg für den Mangel an Sorgfalt des Buches in formeller Beziehung. Ebenso steht 376 J. Murat, später, nämlich 378, Joachim Murat und 400 Joach. Murat. Wenn 418 von 2½ Mill. dänischer Thaler die Rede ist, die zufolge des Gasteiner Vertrages von 1865 für Lauenburg von Preufsen an Östreich bezahlt wurden, so ist das für den Schüler wertlos, solang ihm aus dem Werte des dänischen Thalers ein Geheimnis gemacht wird.

Hiemit hat die Darlegung bereits das sachliche Gebiet gestreift. Nach dieser Seite noch einiges!

3 A steht Vetera castra und Regina castra für castra Vetera und Regina. Dafs die Thüringer ihre Sitze nördlich der linken Uferlande der obern Donau hatten, ist in dieser uneingeschränkten Form unrichtig (13). Odoaker läfst sich nicht schlechthin als Fürst marko-

mannischer Stämme in Noricum und Pannonien bezeichnen (27). Belisar besiegte nicht mehrere Ostgothenkönige, sondern zwei, Vitiges und Totilas (32). Die Zahlen 534, 535 und 536 in der Antwort 38 stehen nicht derart fest, um in einem Schulbuch so bestimmt angegeben werden zu können, ebensowenig die 51 A 2 angegebene Zahl 765. Die Besiegung der Alamanen und die Einverleibung ihres Herzogtums erfolgte nicht 746, sondern 744 (745?); Karlmann schlug erst einen nochmaligen Aufstand derselben nieder (49). Am Kampfe des Herzogs Hrodgar von Friaul des Jahres 776 war der Herzog Arichis von Benevent nicht beteiligt (52). 66 ist der wichtige Vertrag von Mersen allzudürftig behandelt. Von einer Erstürmung Roms durch König Arnulf läfst sich nicht wohl sprechen, da er ohne erhebliche Gewalt eindrang (72). Hinsichtlich der Pfalzgrafen durfte ihre richterliche Befugnis nicht übergangen werden (82). Da der Bestattungsort bereits zu 76 angegeben ist, so kommt die Bemerkung zu 78 zu spät. Lothringen wurde nicht erst nach dem Tode des Erzbischofs Bruno in Ober- und Niederlothringen geteilt, sondern schon zu dessen Lebzeiten. Otto I. übertrug die herzoglichen Befugnisse in Oberlothringen an Graf Friedrich, in Niederlothringen an Graf Gottfried; beide standen unter der Oberaufsicht Brunos (83). Der Zug Ottos I. gegen Harald Blauzahn bis an die Nordspitze Jütlands gehört der späteren Sage an (85). 101 A 3 S. 23 ist Otto (in Franken) zu streichen. Konrad II. verlieh das Herzogtum Kärnten an seinen Vetter Konrad den Jüngeren nicht 1028, sondern 1035; 1039 wurden Steiermark und Krain nicht als solche vom Herzogtum getrennt, sondern als kärntische Mark (101 A 2 S. 24). Der Kampf bei Flarchheim gehört dem 27. Jan. 1080 an, nicht dem Februar (114 A). 115: Robert Guiskard für Gregor in Rom plündernd und zerstörend, daher baldige Notwendigkeit für letzteren, Rom zu verlassen". Eine in dieser Form einseitige und dem Schüler sicher nicht verständliche Darstellung. 146 ist für Palermo einzusetzen Apulien. 153 ist statt Vienne zu setzen Lyon; in der Anmerkung war nicht 1247, sondern 1246 zu geben, 164 ist den Worten: „Verheiratung Rudolfs mit einer hochburgundischen Grafentochter" beizusetzen „in zweiter Ehe", weil sonst dem Schüler die Anmerkung 1 unverständlich bleibt. S. 42 bedarf die genealogische Tabelle der Wittelsbacher folgender Ergänzungen, beziehungsweise Berichtigungen: Zwischen den beiden Söhnen Rudolfs I. Adolf und Ruprecht I. war Rudolf II. einzutragen, desgleichen für die beiden ersten Ruprecht die Ziffern I und II. Als Sohn Ludwigs des Brandenburgers war einzusetzen Mainhard († 1363). Otto Heinrich starb 1559, wie S. 83 richtig angegeben ist, nicht 1553. Albrechts IV. Regierungsbeginn erfolgte nicht 1460, sondern 1465, beziehungsweise 1467. Jakobäa von Straubing-Holland starb 1436, nicht 1434. Bei Ludwig VI. und Otto ist Böhmen zu streichen. Bei der Verweisung auf die spätere Nachholung ist auf S. 83 und 127 Bezug zu nehmen statt auf „Register". 186 ist statt 1363 einzusetzen 1369. 209 steht als Sterbejahr Albrechts des Verschwenders 1465 statt 1463; er war Herzog in Oberöstreich, nicht in Vorderöstreich. In der genealogischen Tabelle ist zu berichtigen das Sterbejahr Rudolfs, des dritten Sohnes

Rudolfs I., das nicht 1290 ist, sondern 1291. Ferner waren Ernst der Eiserne und Friedrich von Tirol nicht Söhne Albrechts IV., sondern des bei Sempach gefallenen Leopold III. Auch hier ist als Todesjahr Albrechts VI. irrtümlich 1465 angegeben statt 1463. Jakobäa wurde aus der Regierung verdrängt 1434, nicht 1432; in diesem Jahre nahm Philipp der Gute Jakobäas Länder in Besitz (215). Die Verlobung Ferdinands, des Bruders Karls V., mit Anna von Ungarn-Böhmen erfolgte 1516, nicht 1515 (223). 244 ist bei Albrecht die Bezeichnung I. wegzulassen, dagegen 278 A Albrecht Friedrich zu setzen statt Albrecht. Das erste Jesuitenkollegium Deutschlands wurde in Wien 1552 errichtet, nicht 1554 (265). 276 ist der Beiname „der Eiserne" für Erzherzog Karl von Steiermark, den Vater des Kaisers Ferdinand II., wohl nur eine Verwechslung mit Ernst dem Eisernen. Die Reichsacht wurde über Donauwörth 1607 verhängt, nicht 1608 (276). Wolfgang Wilhelm war nicht der einzige Sohn Philipp Ludwigs von Neuburg; 336 A ist noch August von Sulzbach angegeben; ein dritter war Johann Friedrich von Hilpoltstein (278). Der letzte Herzog der jülichen Lande war nicht Wilhelm, sondern Johann Wilhelm (278 A). 283 heifst Christian IV. von Dänemark Graf statt Herzog von Holstein. 293 ist der letzten Zeile Kamin beizusetzen; für Frankreich fehlt der Sundgau; auch mufs es hier heifsen über die 10 elsässischen Reichsstädte. 316 A war zwischen Maria Anna und Ferdinand III. zu setzen „vermählt mit". Eleonore von der Pfalz war Leopolds I. dritte Gemahlin, nicht die zweite. Aidenbach liegt nicht westlich von München, sondern in Niederbayern (321 A). 331: „Stanislaus Leschinsky zieht sich nach Frankreich zurück". Zunächst erhielt er vom französischen Hofe Weifsenburg im Elsafs als Wohnsitz angewiesen; nach Chambord siedelte er erst 1725 über. 335: „unter Wallis und Neipperg". Die chronologisch richtige Reihenfolge ist „unter Neipperg und Wallis". 337 und 341 bleibt die im Wustenhauser Vertrag vom 12. Okt. 1726 hinsichtlich Jülich-Berg getroffene Bestimmung ohne Bezugnahme auf die Pfalz-Neuburger Linie unverständlich. 336 A war Friedrich II. einzusetzen, da ohne ihn das Aussterben der in Heidelberg regierenden Nachkommen Philipps des Aufrichtigen von keinem Schüler verstanden wird. Ebenso unverständlich bleibt bei Karl Theodor die Jahreszahl 1733, wenn nicht sein Vater Johann Christian eingesetzt wird. 342 war zu sagen: Johann Georg, dem zweiten Sohn des Kurfürsten Joachim Friedrich, da bei der vorliegenden Fassung Johann Sigmund verstanden werden mufs. 344 wird vermifst, dafs zufolge des Breslauer Friedens von 1742 von Schlesien Teschen, Troppau und das Land jenseits der Oppa und des Hohen Gebirges nebst der Grafschaft Glatz bei Östreich blieben. 346 ist statt Ferdinand Maria zu setzen Max III. Joseph. S. 91 wird Lafayette zur französischen Revolution für das Jahr 1791 genannt, während er sich 1790 auf sein Landgut Lagrange zurückgezogen hatte und erst 1792 wieder im öffentlichen Leben thätig war. Der Sieg Jourdans bei Fleurus gehört dem Jahre 1794 an, nicht 1795 (364). „Wegen der Niederlage der Östreicher bei Weifsenburg" ist zu streichen (ibid.). 373 darf das Bistum Freising nicht fehlen.

Möllendorf führte bei Auerstädt kein Kommando, ist also 381 zu streichen; ebenso wohl 391 A: „ungünstig 18. und 19. Oktober". König Ludwig I. von Bayern legte die Regierung am 20. März 1848 nieder, nicht am 24. (408). Die Reichsverfassung von 1849 lehnten nicht nur Preufsen und Bayern ab, sondern auch Hannover, Sachsen und Würtemberg (411). „Ein Fürstenkollegium, d. i. Unionsministerium" der Erfurter Unionsverfassung von 1850 ist in dieser Form für Schüler unverständlich (412). Die preufsische Sommation vom 15. Juni 1866 erging nicht nur an Hannover und Sachsen, sondern auch an Kurhessen (420). Die 428 erwähnte kaiserliche Proklamation war vom 18. Januar 1871 nicht vom 17. S. 119 war die Heranziehung des Kurvereines von Rense und die auf dem Frankfurter Reichstage gegebene Erklärung der Kurfürsten wichtiger als die Bezugnahme auf die Goldene Bulle. Die Bezeichnung Richelieu als eines „ausgezeichneten Staatsmannes" in einer für unsere Schule bestimmten deutschen Geschichte veranlafst Bedenken. (S. 122).

Angefügt sei noch, dafs die S. 119 bis 126 beigegebenen vier Beispiele von bearbeiteten Fragen und Antworten eine ansprechende Anleitung für die Behandlung anderer geben.

München. Markhauser.

G. Effert. Grundrifs der mathematischen und physikalischen Geographie. Für Real- und Handelsschulen. 3. Aufl. 1893. — Stahel'sche Hofbuchhandlung in Würzburg. — Preis, kartoniert: M. 1,20.

Bei Erwerbung gediegener Kenntnisse in der mathematischen und physikalischen Geographie ist es von besonderer Wichtigkeit, dafs bei Beginn des Studiums die in richtiger Beschränkung ausgewählten Grundbegriffe klar und sicher erfafst werden und dafs gleichzeitig das Interesse des Lernenden für die Sache mit nachhaltender Wärme erregt wird. Die beklagenswerte Thatsache, dafs vielfach in sonst gebildeten Kreisen auffallende Unkenntnis in diesen Gebieten angetroffen und als etwas Selbstverständliches zugestanden wird, dürfte meist ihre Erklärung in einer die genannten Grundforderungen aufser Acht lassenden Einführung in die fragliche Disziplin finden. — Der Effertsche Grundrifs, der in der dritten Auflage vorliegt, verrät in seiner ganzen Anlage den erfahrenen Lehrer, der zielbewufst in jedem Abschnitte jenen beiden Gesichtspunkten gerecht zu werden weifs. Überall wird mit der Anschauung begonnen, und der Schüler veranlafst, aus Thatsachen, die seinem eigenen Schauen nicht fremd geblieben sind, das Wesentliche und auf Gesetzmäfsigkeit Hinweisende herauszufinden. — Den einzelnen Abschnitten sind Aufgaben beigegeben, die den Unterricht beleben und dem Schüler zeigen, dafs mit ziemlich bescheidenen rechnerischen und mathematischen Kenntnissen naheliegende Fragen über den Verlauf der Himmelserscheinungen beantwortet werden können. Gerade darin liegt auch ein Vorzug dieses Grundrisses, dafs einerseits mathematische Kenntnisse in mäfsiger

Ausdehnung in Anspruch genommen werden, anderseits aber auch Beziehungen, die z. B. aus einfachen Eigenschaften des Kreises und der Kugel unmittelbar hervorgehen, nicht durch überflüssige Umständlichkeit weitschweifig gemacht werden. Wie aus dem von dem Schüler selbst Erschauten Gesetzmäfsiges entwickelt wird, so wird auch, wo es angeht, die Entwickelung einzelner Fragen durch den jeweiligen Stand der Kenntnisse der Jahrhunderte hindurch verfolgt. Die Untersuchung über die Gröfse der Erde beginnt z. B. mit der Gradmessung des Eratosthenes. — In 14 Abschnitten (50 Seiten) sind alle wesentlichen auf Gestalt, Gröfse und Bewegung der Planeten beruhenden Erscheinungen, einschliefslich einer Orientierung über die Fixsternwelt behandelt. Daran schliefsen sich 11 Abschnitte (38 Seiten), welche die Anwendung physikalischer Gesetze auf geographische Probleme erläutern. Bodengestaltung, Einwirkung der Wärme auf dieselbe, Vulkane, Sonnenwärme, Gletscher, Druck und Feuchtigkeitsgehalt der Luft, sowie optische und elektrische Erscheinungen unserer Atmosphäre finden hier Besprechung. Bemerkenswerten Ergebnissen der jüngsten Vergangenheit ist durchweg Rechnung getragen; so wird z. B. der Ausbruch des Krakatoa und a. a. O. der Versuch von Professor Jolly zur Ermittelung der Erddichte behandelt.

Der Grundrifs ist seiner Anlage nach für Realschulen und Handelsschulen bestimmt, in welchen nach dem dermaligen Lehrplane der Unterricht in der mathematischen und physikalischen Geographie abschliefst, bevor die betr. Schüler in die Trigonometrie eingeführt werden. Wenn der Verfasser in einem Anhange die Anwendung der Trigonometrie auf Probleme der mathematischen Geographie beifügen wollte, was einschliefslich einer kleinen Sammlung von einschlägigen Aufgaben auf wenigen Seiten Durchführung finden könnte, so würde nach Ansicht des Einsenders dieser Zeilen der besprochene Grundrifs mit Erfolg auch am humanistischen Gymnasium dem Unterricht zu Grunde gelegt werden können. Das Buch würde durch eine solche Ergänzung sicher den Kreis seiner Freunde zu erweitern vermögen.

München. J. Ducrue.

Die Entdeckung Amerikas durch Christoph Columbus am 12. Oktober 1492. Eine Jubelschrift von Dr. Richard Schillmann. Mit dem Bildnis des Columbus und einer Karte zu dessen Reisen. Berlin 1892. Nicolaische Verlagsbuchhandlung. R. Stricker.

„Ich wollte die merkwürdigen Ereignisse, die vor 400 Jahren stattfanden, alle Welt lebhaft beschäftigten und unermefsliche Folgen hatten, dem deutschen Volke und seiner Jugend einfach und schlicht, aber ausführlich erzählen“. Diesen Vorsatz hat der Verfasser, ohne grofse Ansprüche an Vorkenntnisse des Lesers zu machen, in gelungener Weise durchgeführt. Es werden in ansprechender Darstellung die Schicksale des heldenhaften Mannes geschildert, dessen Gedächtnis durch die 400. Wiederkehr des Tages, an dem es ihm beschieden war, an dem noch unbekannten Kontinent zu landen, besonders leb-

haft erneuert worden ist. Einem vorbereitenden Abschnitte über die allgemeine Erweiterung des Wissens von der Erde folgt die Erzählung von den Entdeckungsreisen der Portugiesen um Afrika und nach Indien. Sodann werden die Fahrten des Columbus in eingehender Weise geschildert. Damit hätte nun nach dem Zweck des Büchleins, wie er sich in der Überschrift angegeben findet, dasselbe schliefsen sollen. Es folgt aber noch ein Abschnitt über Balboa, Cortez und Pizzaro. In noch loserem Zusammenhange mit diesen Erzählungen der „Jubelschrift" stehen die beiden letzten Abschnitte, die von der ersten Weltumseglung durch Magelhaens und den Versuchen der Auffindung der Nordwest- und Nordostpassage handeln. Immerhin kann das Büchlein zur Anschaffung für die Schülerlesebibliotheken empfohlen werden.

Erklärung geographischer Namen. Nebst Anleitung zur richtigen Aussprache. Für höhere Lehranstalten. Beilage zur Schulgeographie. Von Dr. Konrad Ganzenmüller. Leipzig. Gustav Fock. 1892.

Von dem Gedanken ausgehend, es lasse sich die Schwierigkeit der Einprägung so vieler äufserst fremdartig lautenden geographischen Namen fast durchweg beseitigen, wenn es gelinge, das Verständnis derselben durch zweckmäfsige Ableitung zu fördern, hat der Verfasser auf einem Rundgange durch alle Länder der Welt eine Erklärung und Verdeutschung der geographischen Namen versucht, die dem fremder Sprachen Unkundigen manchen guten Dienst leisten mag. Dafs aber das 88 Seiten starke, übrigens in Papier und Druck schön ausgestattete Büchlein auch in den Schulen allmählich Eingang finden werde, wie Verfasser und Verleger hoffen, dürfte billig zu bezweifeln sein, da die dem geographischen Unterrichte wenigstens an humanistischen Anstalten zugemessene Zeit nur für das Nötigste ausreicht, und es in der That nur eine unfruchtbare Spielerei wäre, so bekannte Namen wie Frankfurt, Hannover, Stuttgart und eine grofse Anzahl anderer noch besonders erklären zu wollen. Eine Arbeitserleichterung wird man gewifs auch darin nicht finden, dafs z. B. der Olymp mit Leuchtenberg, Florenz mit Blumenstadt, Palermo mit Allhafen dem Schüler verdeutscht wird. — Der Verfasser gibt bei jedem Lande zuerst Regeln für die Aussprache, läfst dann eine Reihe typischer Worte folgen, aus denen er die übrigen Namen ableitet, gruppiert nach ihrer Angehörigkeit zu den verschiedenen Sprachen. Am Schlusse folgt eine Erklärung sämtlicher fremdsprachlicher Namen aus der physischen, geschichtlichen (?!) und mathematischen Geographie. Die rätselhafte geschichtliche Geographie enthält die Erklärung von Wörtern wie: Monotheismus, Fetischdienst, Monogamie, politische Geographie, Monarchie, Despotie, Republik, Topographie u. a. m.

Frankenthal. A. Koch.

III. Abteilung.

Literarische Notizen.

J. Lattmann und H. D. Müller, Kurzgefafste lateinische Grammatik. Ausgabe B. 7. Aufl. bes. von H Lattmann. Göttingen. Vandenhöck und Ruprechts Verlag. 1892. S. VI u. 256. M. 2,30. In der neuen von Hermann Lattmann besorgten Ausgabe ist eine durch die neuen Lehrpläne veranlafste bedeutende Beschränkung des Lehrstoffes durchgeführt; diese zeigt sich dem äufseren Umfange nach zunächst in der Verminderung um 4 Bogen, ist aber in Wirklichkeit noch viel bedeutender, da zur Erhöhung der Übersicht die Beispiele fast durchgehends zeilenweise gedruckt und überall mehr Durchschufs verwandt ist, was etwa 30 Seiten Raum ausmacht. Diese Beschränkung ist durch knappere, mehr dogmatische Fassung der Regeln, durch erhebliche Verminderung der Beispiele, sowie durch Streichung entbehrlicher Erläuterungen und Bemerkungen erreicht. Für alle Stufen wird eine den neuen Lehrplänen entsprechende ausgedehnte Anwendung der induktiven Unterrichtsweise festgehalten, indem die Beispiele sich fast durchgehends der Schullektüre anschliefsen; die Musterbeispiele treten durch Fettdruck klar hervor. Wenn man dieses Verfahren durchaus billigen kann, so erscheint es andererseits anstöfsig, dafs zuweilen ein Satz in seiner abhängigen Form hingestellt wird oder Pronomina stehen bleiben, welche nur durch den Zusammenhang verständlich sind. Gerechtfertigt ist es, dafs ein und dasselbe Beispiel mehrmals für möglichst viele Regeln verwendet wird. Ohne Zweifel wird auch die neue Ausgabe, neben welcher auch die 6. Auflage von 1890 bestehen bleibt, in Anbetracht der hohen Vorzüge der Lattmannschen Methode im Schulunterrichte gute Dienste leisten.

Max Engelhardt, Die Stammzeiten der lateinischen Konjugation wissenschaftlich und pädagogisch geordnet. Handbuch für Lateinlehrer. Berlin. Weidmann. 1892. S. 47. Der Verf. hat in vorliegendem Schriftchen die wissenschaftliche Ordnung der lat. Konjugation, wie er sie in seiner 1887 erschienenen Schrift durchgeführt hat, pädagogisch zu verwerten gesucht. Es ist ihm dies auch gelungen, indem er die Stammzeiten, insbesondere die Präsenserweiterungen in klarer Anordnung behandelt. Sehr instruktiv ist das kurze Register mit seinen sprachwissenschaftlichen Angaben. Die Kenntnis einzelner Präsenserweiterungen, besonders des n, des sc und des i in capio, erleichtert den Knaben die Einprägung gewisser Stammzeiten und der abweichenden Formen, und eine vorsichtige Verwertung solcher sprachwissenschaftlicher Erklärungen beim Unterrichte ist jedenfalls sehr anregend. Daher ist das Schriftchen den Lehrern, welche in unteren Klassen Unterricht erteilen, recht zu empfehlen.

Dr. Paul Harre, Hauptregeln der lateinischen Formenlehre. Berlin. Weidmann. S. 54. Auf dem engen Raume von 54 Seiten bietet Harre die gesamte Formenlehre in sehr übersichtlicher Anordnung unter Beschränkung des Lernstoffes auf das für Anfänger notwendige Mafs; die Eigentümlichkeiten in der Formenbildung treten durch Fettdruck sehr klar hervor; auch syntaktische Vorübungen sind angefügt, soweit sie für Anfänger notwendig sind. Ein sehr brauchbares Büchlein!

Hermann Perthes, Lateinische Formenlehre zum wörtlichen Auswendiglernen. Mit Bezeichnung der sämtlichen langen Vokale von Dr. Gustav Löwe. 5. Aufl. von W. Gillhausen. Berlin. Weidmann. 1891. S. VIII u. 75. Um mehrfach geäufserten Wünschen zu entsprechen, hat Gillhausen in der 5. Auflage den in den Abschnitten über die Deklination angeführten Wörtern die deutschen Bedeutungen hinzugefügt, was freilich mit dem Perthesschen Prinzip nicht im Einklange steht, dann die Präpositionen vollständig aufgeführt und endlich die wichtigsten Verbalkomposita zusammengestellt. Aufser diesen Änderungen zeigt fast jede Seite des Buches die verbessernde Hand des Herausgebers, indem er alles für den Anfänger Entbehrliche tilgte und manchen Regeln eine leichter fafsliche Form gab. Daher wird die neue Auflage allen Lehrern, welche das Buch im Schulunterrichte benützen, willkommen sein.

Dr. Gg. Biedermann, Lateinisches Übungsbuch für die zweite Klasse des Gymnasiums. 4. umgearb. Aufl. München. Th. Ackermann. 1892 S. 195. Nachdem B. bereits im vorigen Jahre infolge der Bestimmungen der neuen Schulordnung eine Umarbeitung des lat. Elementarbuches vorgenommen hat, hat er auch sein Übungsbuch für die 2. Klasse einer entsprechenden Umänderung unterzogen, welche sich hauptsächlich auf die Abschnitte über die 2. Konjugation, über das Relativpronomen qui und über die Deponentia der 1. und 2. Konjugation bezieht. Dasselbe schliefst sich zunächst an die an den meisten Anstalten eingeführte lat. Grammatik von Englmann an; aber um auch den Gebrauch derselben neben der neu erschienenen Grammatik von Landgraf zu ermöglichen, nahm er mehrfache Veränderungen vor, so dafs das Buch neben beiden Grammatiken gut gebraucht werden kann. Die zusammenhängenden Stücke, welche dem Buche neu beigegeben sind, erhöhen jedenfalls die Brauchbarkeit desselben. Sehr anerkennenswert ist auch, dafs auch eine Zusammenstellung der einfachsten in der 1. und 2. Klasse vorkommenden Synonyma in alphabetischer Reihenfolge beigegeben ist. Die beiden Übungsbücher von Biedermann haben bisher noch nicht die Beachtung gefunden, welche sie verdienen; denn sie zeichnen sich durch sehr gutes Aufgabenmaterial in leicht fafslicher und gut deutscher Form, sowie durch geschickte Anordnung des Stoffes aus; der Fortschritt vom Leichteren zum Schwierigeren ist durchgehends beachtet; überdies sind viele Schwierigkeiten vermieden, welche den Gebrauch anderer gleichartiger Bücher erschweren. Daher ist diesem Büchlein die gröfste Verbreitung zu wünschen.

Ph. Kautzmann, Dr. R. Pfaff und T. Schmidt, Lateinische Lese- und Übungsbücher für Sexta bis Tertia im Anschlufs an die lateinische Schulgrammatik von Stegmann. 1. Teil: Für Sexta. Leipzig. Teubner. 1891. S. 169. Die lat. Schulgrammatik von Stegmann, welche sich sowohl durch mafsvolle Verwertung der gesicherten Ergebnisse der Wissenschaft als auch durch Vereinfachung und zweckmäfsige Anordnung des Lehrstoffes vor den meisten Grammatiken auszeichnet, hat in kurzer Zeit eine solche Verbreitung gefunden, dafs die Abfassung geeigneter Übungsbücher im engen Anschlufs an dieselbe sich bald als dringendes Bedürfnis erwies. Die Bearbeitung solcher Bücher für die unteren Klassen, von Sexta bis Tertia, haben Kautzmann, Pfaff und Schmidt übernommen, und der erste Teil für Sexta liegt bereits vor; hievon enthält die erste Abteilung lateinische Sätze und Lesestücke, die zweite deutsche Sätze und Lesestücke. Die Grundsätze, nach denen das Büchlein gearbeitet ist, können wohl Billigung finden, indem sie durchgehends der modernen Didaktik Rechnung tragen. Der grammatische Stoff ist auf die Erscheinungen der regelmäfsigen Formenlehre beschränkt; planmäfsiges Fortschreiten tritt überall zu Tage; die Stücke sind gröfstenteils zusammenhängend und Einzelsätze nur geboten, soweit es zur gründlichen Einübung der Konjugationen geboten erscheint; Triviales ist überall ausgeschlossen; die Stoffe sind zunächst der Sagen- und Fabelwelt und dem Naturreich entlehnt, Geschichtliches nur in sorgfältiger Auswahl zugelassen. Der Schwerpunkt des Buches liegt auf den lateinischen Lesestücken, die zunächst gründlich konstruiert, übersetzt und erläutert werden müssen. Die deutschen Stücke, welche hinter den lateinischen auch an Umfang zurücktreten, schliefsen sich hinsichtlich des Stoffes an die lateinischen an. Anerkennenswert ist das Streben der Ver-

fasser, die Stücke in gutem Deutsch zu geben. Somit verdient das Buch alle Beachtung.

Ferd. Hoffmann und Wilh. Votsch, Lateinisches Übungsbuch für die mittleren Klassen höherer Lehranstalten im Anschlufs an Stegmanns lateinische Schulgrammatik. 1. Teil. Leipzig. Teubner. 1891. S. 257. F. Hoffmann und W. Votsch haben sich die Aufgabe gestellt, im Anschlusse an die Stegmann'sche lateinische Grammatik Übungsbücher für die mittleren Klassen zu verfassen; hievon liegt der erste Teil vor, welcher Übungsaufgaben über die Kongruenz, die Kasuslehre und die Pronomina enthält. Um jedoch den Gebrauch des Übungsbuches auch neben anderen Grammatiken zu ermöglichen, haben die Verfasser über jedem Abschnitt die behandelten Regeln in möglichst knapper Fassung und aufserdem die Paragraphen der Grammatik von Ellendt-Seyffert, der am meisten verbreiteten von allen lateinischen Grammatiken, beigefügt. Das Buch besteht aus zwei Teilen, wovon der erste (1—169) nur zusammenhängende Stücke über den ganzen Stoff bietet, während der zweite (170—222), von den Verf. nur als „Anhang" bezeichnet, Einzelsätze über denselben Stoff (mit Ausnahme der Abschnitte über die Orts- und Zeitbestimmungen und über die Pronomina) enthält. Diese Scheidung von zusammenhängenden Stücken und Einzelsätzen erklärt sich daraus, dafs die Verfasser erst nachträglich, um einem von verschiedenen Seiten geäufserten Wunsche zu entsprechen, noch eine Anzahl Einzelsätze hinzugefügt; indes besteht kein Grund zu einer solchen Trennung, und die Verf. werden wohl von selbst bei einer Neuauflage sich entschliefsen, eine Vereinigung beider Partien vorzunehmen; auch bei solcher Einrichtung bleibt es dem Ermessen des Lehrers überlassen, ob er bei einem bestimmten Kapitel Einzelsätze oder zusammenhängende Stücke benützen will. Das Übungsmaterial ist so reichhaltig, dafs in einem Jahre nicht alle Stücke übersetzt werden können. Was die Auswahl des in den Übungsstücken gebotenen Stoffes betrifft, so haben sich die Verf. nicht jener in neuerer Zeit so vielfach verbreiteten Ansicht angeschlossen, dafs die mündlichen und schriftlichen Übungen nur im Anschlufs an die Lektüre der in der Klasse behandelten Schriftsteller stattfinden dürfen. Mit Recht; denn wenn derselbe Stoff, welcher in der Lektürestunde nach allen Seiten behandelt wird, auch bei den Übungen aus dem Deutschen ins Lateinische nochmals durchgepeitscht wird, so mufs das auf Lehrer wie Schüler ermüdend wirken; überdies ist der Gebrauch solcher an die Lektüre angelehnter Übungsbücher doch nur dann möglich, wenn gerade der betreffende Abschnitt in der Klasse gelesen wird, welcher auf die durchzunehmenden Paragraphen zugeschnitten ist. Die Verf. haben sich nicht auf Stoffe aus der alten Geschichte oder allgemeinen Inhalts beschränkt, sondern auch interessante Ereignisse aus der mittleren und neueren Geschichte behandelt; hingegen läfst sich um so weniger etwas einwenden, als dieselben durchaus in fafslicher Form geboten werden. Die Stücke selbst sind in lesbarem Deutsch abgefafst, wobei die richtige Mitte zwischen zu freiem Ausdruck und zu engem Anschlufs an das Lateinische eingehalten wird. Die Einführung der sog. Zeilenzähler zur Angabe der Noten dürfte nicht praktisch sein, da dem Schüler nicht sofort erkennbar ist, was eigentlich einer genaueren Erläuterung bedarf. Im ganzen ist das Buch zum Schulgebrauche bestens zu empfehlen.

Wilh. Kotthoff, Griechische Grammatik. Mit Rücksicht auf die neuesten Anforderungen an den Unterrichtsbetrieb der Gymnasien. Paderborn. Schöningh. 1891. S. IX u. 180. Die Grammatik, welche zunächst für das griechische Übungsbuch von Dr. Wetzel verfafst ist, weist erhebliche Vorzüge auf. Alles Nebensächliche und alles nur irgend Entbehrliche ist ausgelassen, alles minder Wichtige von dem Wichtigen äufserlich getrennt. Sie bietet ferner methodisch zusammengestelltes Material, woran man die wichtigsten Eigentümlichkeiten der griechischen Sprache leicht klar machen und einprägen kann. Zur Erleichterung des Lernens wurde beim Druck darauf geachtet, zusammengehörige Teile möglichst auf zwei inneren Seiten anzubringen; die Paradigmen haben immer genau dieselbe Anordnung bekommen, bei den Wörtern und Phrasen wurde die griechische und deutsche Ausdrucksweise durch den Druck von einander geschieden und dabei

immer die Form vorangestellt, von welcher das Lernen ausgehen soll. Sehr gut ist der Anhang über die homerische Formenlehre, indem auf zwei Seiten alles wesentlich Notwendige recht übersichtlich zusammengestellt ist. Ein Abschnitt ist auch der Darstellung der Schulschriftsteller gewidmet; gehört dieser Teil auch nicht zur Grammatik, so leistet er doch in einem Buche, das die Schüler während der ganzen Studienzeit in Händen haben, bei der Klassikerlektüre gute Dienste. Indes treten auch wesentliche Mängel in dem Buche zu tage. So anerkennenswert auch das Streben nach Kürze in der Fassung von Regeln ist, so ist es doch nicht zu billigen, wenn dadurch Unklarheit und Ungenauigkeit entsteht, wie dies an vielen Stellen besonders in der Syntax der Fall ist. Zu tadeln ist auch die große Zersplitterung des Stoffes, indem auf die eigentliche Grammatik in einem zweiten Teile Übungen und Beispiele und dann in einem dritten kleine Sätze und Vokabeln zur Syntax folgen. Am deutlichsten zeigt sich dies bei der Kasuslehre, wo bei den Regeln nur das deutsche Verbum und dann erst im dritten Teile das griechische Verbum angegeben ist. Es wäre wohl besser, wenn die 3 Teile möglichst miteinander vereinigt und manches in das Übungsbuch verwiesen würde.

IV. Abteilung.

Miscellen.

Einladung zur XLII. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner.

Das unterfertigte Präsidium beehrt sich hiemit zum Besuche der 42. Versammlung Deutscher Philologen und Schulmänner, welche in der Pfingstwoche 1893 und zwar am Mittwoch den 24. Mai bis einschließlich Sonnabend den 27. Mai abgehalten wird, ergebenst einzuladen.

Se. Excellenz der Herr Minister für Cultus und Unterricht hat mit Erlass vom 8. Juli 1892 dieser Versammlung seine Genehmigung erteilt und ihr seine Unterstützung freundlichst zugesagt.

Der hohe akademische Senat der Wiener Universität hat für die Tage der Versammlung die große und kleine Aula, sowie Hörsäle der Universität zur Verfügung gestellt.

Die Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner hat seit ihrem Bestehen nichtdeutsche Fach- und Berufsgenossen als willkommene Gäste begrüßt. Das Präsidium richtet daher diese Einladung insbesondere auch an die Philologen und Schulmänner ungarischer, slavischer und italienischer Nation im weiten Bereiche der österreichisch-ungarischen Monarchie.

Anmeldungen zur Teilnahme an der Versammlung wollen unter Einsendung des statutenmäßigen Beitrages von 10 Mark (5.80 Gulden) an die Buchhandlung Gerold & Comp., Wien, I. Stefansplatz 8, gerichtet werden.

Zugleich mit der Anmeldung möge auch Mitteilung darüber erfolgen, ob die Wohnung vorausbestellt werden soll; ebenso wird Äußerung über die Teilnahme am Festmahl und Einsendung des Betrages (das trockene Gedeck 3 fl.) erbeten.

Die Zustellung der Mitgliedskarte eventuell Wohnungsanweisung und Festmahlkarte wird sobald als thunlich erfolgen.

Die Mitgliederkarten gelten für alle Zusammenkünfte als Legitimation; dieselben sind daher stets mitzuführen und auf Verlangen vorzuzeigen.

Fahrpreisermäßigungen für die Eisenbahnen finden nur gegen Vorweis der Mitgliedskarten statt.

Anmeldungen von Vorträgen für die allgemeinen und Sectionssitzungen an das Präsidium (Hofrat Dr. W. R. von Hartel, I. Heßgasse 7) werden bis längstens zum 1. Mai erbeten.

Das Präsidium
der 42. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner.

Blätter

für das

Gymnasial-Schulwesen

herausgegeben vom

Bayer. Gymnasiallehrervereine

redigiert von

Dr. Adolf Roemer.

NEUNUNDZWANZIGSTER BAND.

II. und III. HEFT.

MÜNCHEN 1893.
J. LINDAUER'SCHE BUCHHANDLUNG.
(Schoepping.)

Inhalt des II. und III. Heftes.

I. Abteilung.

Abhandlungen.

Das bayerische Gymnasialschulwesen in französischer Beleuchtung.

Kritik verdient immer Beachtung, sei es dafs man sie als richtig anerkennen oder als unzutreffend ablehnen mufs. Denn Kritik jeder Art, wohlwollende wie übelwollende, objektive wie subjektive, ist jederzeit belehrend. Zeigt sie doch entweder die kritisierten Verhältnisse und Personen oder den Kritiker oder beides in neuem Lichte. Daher haben denn auch vorurteilsfrei denkende Männer von jeher für die Stimme der Kritik ein offenes Ohr gehabt, von welcher Seite sie sich auch vernehmlich machen mochte. Kommt sie von einem Sachverständigen, so wird sie kein Besonnener unberücksichtigt lassen. Aber auch dann, wenn sie von jemand herrührt, der zwar nicht Fachmann, aber ein Mann von Bildung und Urteil ist, wird ein wirklich kritischer Kopf nicht in ungerechtfertigtem Dünkel gleich von Unfähigkeit sprechen, sondern sich fragen, ob nicht etwa der gesunde, von Schulmeinungen freie Menschenverstand das Wort führe. Denn auch wer keine Suppe kochen kann, hat das Recht gehört zu werden, wenn er behauptet, die Suppe sei schlecht. Noch mehr Aufmerksamkeit aber wird eine Kritik beanspruchen dürfen, welche von einer gebildeten Persönlichkeit ausgeht, die allen nationalen, lokalen und sonstigen Sonder-Interessen ferne stehend, durch keinerlei Rücksichten beengt, ihr Urteil über irgend welche Einrichtungen abgibt. Mit einer Kritik der letzteren Art, welche die Verhältnisse unserer bayerischen humanistischen Gymnasien betrifft, möchte ich heute den Leser bekannt machen.

Sie führt den Titel: «L'enseignement secondaire classique en Bavière» und erschien in der Revue des facultés catholiques de l'ouest. Deuxième année nro I octobre 1892 (Angers, librairie Lachèse et C^ie^, 4 chaussée Saint-Pierre 4), p. 16—53. Ihr Verfasser unterzeichnet sich: André Noblet, licencié ès lettres, professeur à l'École Saint-Paul (Angoulême) Wurzbourg 1er juillet 1892.[1]) Der Herr Autor hatte nämlich 2 Jahre den sehr angenehmen Posten eines Lehrers für Französisch am Julianum in Würzburg inne. Sehen wir zu, was Herr abbé Noblet über unsere Gymnasien zu berichten weifs.

[1]) Da Herr Noblet die unter Schriftstellern übliche Sitte, Angegriffenen oder beteiligten Faktoren Abzüge zu übersenden, aufser acht gelassen hat, gelangte der erwähnte Artikel erst vor kurzer Zeit zufällig zur Kenntnis hiesiger Kreise. Daher die verspätete Abwehr.

Herr Noblet weist auf die Flüchtigkeit und Wandelbarkeit der Unterrichts- und Erziehungsmethoden hin, die es schwer machen, ein allgemeines und doch zugleich treues Bild davon zu entwerfen, er hebt die Schwierigkeit hervor, sich nicht durch glänzenden oder ungünstigen Schein täuschen zu lassen, nicht die Ausnahme für die Regel zu nehmen. Er will kein Bild des Unterrichts in Deutschland geben, sondern sich blofs auf die Mittelschulstudien am humanistischen Gymnasium und zwar an einem einzigen Institut, dem neuen Gymnasium zu Würzburg, beschränken. Viele Lobsprüche, die dieses hochgeschätzte Haus verdiene, würden vielleicht auf Landshut oder Erfurt nicht passen, und ebenso würden gewisse Vorwürfe, die man ihm mache, in München oder Berlin ungerecht sein. Die Deutschen seien sehr stolz auf ihre klassischen Studien und halten sich hier wie in anderen Punkten für das erste Volk der Welt. Herr Noblet schreibt: «On n'a guère idée chez nous de cette fierté débordante avec laquelle on prononce ici certains mots: patrie allemande, science allemande, âme allemande: deutscher, deutsche, deutsches!». Das hat H. N. richtig beobachtet, und es mögen ihm wohl noch die Ohren von den deutschnationalen Liedern klingen, wie er sie so oft in den von ihm besuchten katholischen Studentenvereinen und -Verbindungen zu hören Gelegenheit hatte. H. N. ist voll Anerkennung für die einfache und solide Organisation unserer Gymnasien, für das gelehrte Lehrpersonal, für die guten Methoden, für die Eigenschaften der Schüler, welche die ganze Studienzeit mit jenem unruhigen Fleifse arbeiten, der in Frankreich nur vor dem Baccalaureatsexamen[1]) zu sehen ist. Aber die zahlreich hervortretenden Reformpläne und -Vorschläge deuten darauf hin, dafs nicht alles zum besten stehe. Die Änderungen seien begonnen und nehmen sicher kein Ende. Da sei es vielleicht gut, ein Gymnasium in seiner heutigen Gestaltung zu schildern. Freilich werde eine solche Beschreibung nichts sehr Anziehendes haben, aber viele Leser dieser Zeitschrift interessieren sich einmal für die trockenen Fragen des Mittelschulunterrichts. Der Verfasser will zufrieden sein, wenn die französischen Gymnasien, besonders die christlichen, aus seinen Beobachtungen die Ausgabe irgend eines guten Schulbuches gewinnen, er ist glücklich, wenn er die französischen Kollegen und die braven französischen Gymnasiasten vor Plagen und Lächerlichkeiten bewahren kann, wie er sie in Deutschland vor Augen gehabt habe.

Die Quellen, auf welche gestützt H. N. über unser bayerisches Gymnasialwesen urteilt, sind also die neue Schulordnung, ein paar Jahresberichte, bei uns in Gebrauch befindliche Schulbücher, und nicht etwa Mitteilungen von Lehrern des neuen Gymnasiums, — er hat diese nie über Schulfragen interpelliert — sondern Aufschlüsse von Institutszöglingen, die er dazu vielfach mifsverstand. Persönliche Beobachtungen, wie sie durch Besuch von Schulklassen, durch Zuhören und Examinieren gewonnen werden, hat H. N. nach eigenem Geständnis nicht gemacht. H. N. wirft, wohl von einem dunklen

[1]) Entspricht etwa unserem Gymnasialabsolutorium.

Gefühle der Unzulänglichkeit seines Verfahrens beherrscht, die Frage auf, ob die Prüfung der Schulbücher eine Idee von den angewandten Methoden und den Fortschritten der Schüler geben könne. Er gesteht zu, dafs man, um lebendig und wahr zu sein, die ganze Physiognomie einer Klasse und sogar vieler Klassen schildern müfste. Andere hätten es wohl so gemacht, so Villari,[1]) der 1862 deutsche Gymnasien besuchte, so Bréal, wie er in seinen exursions pédagogiques schildert, so zahlreiche Schweden, Dänen, Italiener, welche ihre Reiseberichte über die klassischen Studien in Deutschland veröffentlichen. Gewifs haben diese Männer gewissenhaft beobachtet. Aber H. N. ist in dem Wahne befangen, ein Ausländer bekomme von unsern Schulen kein treues Bild. Man führe ihn nur in die besten Klassen, zu den besten Lehrern, die Professoren lassen unschuldige Kunstgriffe nicht unversucht, um mit ihren Schülern zu glänzen. Die Klasse zeige auf Ermahnung der Vorstände ein mehr oder weniger verändertes Aussehen. Der Besucher nehme eine sehr geschmeichelte Photographie mit. H. N. hält ein wahres Bild des Zustandes einer Klasse nur für möglich, wenn man den Ring des Gyges hätte oder einfach Aug oder Ohr — an's Schlüsselloch legte, ein Vorgehen, das leider wenig empfehlenswert sei.

Auch eine scherzhafte Empfehlung solcher Spioniermethode halten wir für würdelos, abgesehen davon, dafs sie erst recht kein wahres Bild einer Klasse darböte, das nur durch selbsteigenes Examinieren gewonnen wird. Gegen die boshafte Unterstellung aber, als ob es bei uns Lehrer darauf anlegten, fremde Besucher über den Stand unserer Schulverhältnisse zu täuschen, müssen wir energischen Protest erheben. H. N. urteilt dabei wohl nach seinen unbegründeten Einbildungen! Bei uns ist das nicht Brauch. Auch sind wir viel zu wenig eingebildet, um zu glauben, wir könnten sachkundige Männer, wie sie unsere Anstalten besuchen, irre führen. Wer deutsche, wer bayerische Schulzustände und nicht etwas anderes kennen lernen will, der kann sich eine vollkommen adäquate Vorstellung erwerben, wenn er nur will, durch Besuch aller Unterrichtsanstalten und Lehrstunden. Die Erlaubnis hiezu wird gerne erteilt. Indem Herr N. diese erste unerläfsliche Bedingung für eine objektive Darstellung unserer bayerischen Gymnasialverhältnisse unerfüllt gelassen hat, gleicht er vollkommen einem Manne, der ein Gebäude beschreibt, das er nur von aufsen kennt, über dessen innere Einrichtung er aber nur auf das Gerede einiger weniger Leute hin, die da aus-

[1]) H. N. erzählt uns, M. Villari, der bekannte italienische Philosoph und Pädagoge habe 1862 deutsche Gymnasien besucht und erst kürzlich in dem Buche: nuovi scritti pedagogici 1891 seine Beobachtungen veröffentlicht, die freilich heute nicht mehr zuträfen. H. N. irrt. Dieser Reisebericht Villaris erschien schon 1865 in der Nazione und ist 1868 in den scritti pedagogici und nunmehr 1891 neuerdings abgedruckt, wie H. Prof. Credaro in Pavia mir mitzuteilen die Freundlichkeit hatte. H. N. zieht daraus die moralité: si l'on est témoin en voyage de quelque phénomène intéressant, et qu'on ait envie d'en faire part à ses contemporains, il est prudent de se hâter et de ne dire que ce qu'on est sûr d'avoir bien vu. Hätte doch nur H. N. nach dieser moralité gehandelt!

und eingehen, urteilt. Man sieht im vorhinein, was dabei für schiefe, ungerechte, verkehrte Urteile zu Tage kommen müssen.

Herr N. veranschaulicht tabellarisch[1]) die bayerischen und französischen Bezeichnungen der Klassen des Gymnasiums, bestimmt das Durchschnittsalter unserer Abiturienten richtig auf ungefähr 20 Jahre und vergleicht die bekannten Berechtigungen, welche sich an das Gymnasialabsolutorium knüpfen, mit denen, die das französische Baccalaureat gewährt. Wenn er bemerkt, dafs die Philosophie bei uns fehle, höchstens, dafs in der 9. Klasse in etwa 10—15 Stunden einige Begriffe aus der Logik gelehrt würden, so befindet er sich bezüglich des letzten Punktes im Irrtum, da ja die neue Schulordnung Unterricht in Logik und Psychologie glücklicherweise nicht kennt. Nach diesen allgemeinen Vorbemerkungen tritt H. N. in die Besprechung der einzelnen Unterrichtsfächer ein.

I. Religionsunterricht.

H. N. weist auf die Wichtigkeit, welche die Schulordnung dem Religionsunterrichte beimifst, die Zahl der Religionsstunden, die Stellung der Religionslehrer hin, äufsert sich anerkennend über die im Gebrauche befindlichen Religionslehrbücher, die kurz und klar gefafsten Fragen und Antworten, die schon typographisch hervortretende Disposition des Inhalts, sowie über die schön illustrierte biblische Geschichte. Aber eines betrübt sein französisches Herz: Die Tendenz des kurzen Abrisses der Kirchengeschichte, und H. N. jammert „Frankreich ist in dem Abrisse des kleinen Diözesankatechismus nur 3 mal genannt, nämlich bei Gelegenheit der Albigenser-, der Hugenottenkriege und der französischen Revolution. Bei der letzteren bleibt der Verfasser, der sich sonst der kürzesten und trockensten Schreibart befleifsigt, stehen und gestattet sich eine mehr von rhetorischer Deklamation als von Vernunft getragene, feierliche Ansprache: Frankreich habe gezeigt, dafs ein gottloses Volk nicht glücklich werden könne, es habe 5 Jahre Gewaltthaten verübt, welche in der ganzen Weltgeschichte nicht ihresgleichen haben. Dann folgt eine volltönende Aufzählung unserer Unthaten: Napoleon habe aus rein politischen Rücksichten den christlichen Kultus wieder hergestellt, aber Frankreich habe bald in den Angriffen gegen Rom und in der Gefangennahme des Papstes seine natürliche Rolle wieder aufgenommen. Das ist die Rolle Frankreichs in der Kirchengeschichte. Die französischen Kreuzzüge, die Missionen im Ausland, soviele christliche Unternehmungen und Schöpfungen, soviel Blut in allen 4 Himmelsgegenden für Christus vergossen, — davon ist nicht die Rede. Der Name Frankreichs wird sorgfältig verschwiegen in allen Fällen, welche ihm Ehre machen könnten." Der Verfasser schliefst tief entrüstet: „la guerre sainte contre la France, dont tout pédagogue allemand est réellement obsédé, ce dénigrement

[1])

Frankreich	9	8	7	6	5	4	3	2	rhétorique	philosophie
Bayern	—	1	2	3	4	5	6	7	8	9

systématique et perpétuel de ce qui la touche, cette haine enfin serait-elle devenue une vertu chrétienne?“

Im Abrisse der Kirchengeschichte des gröfseren Katechismus lerne der junge Deutsche mit neuen Details, dafs Frankreich der Kirche nur Übles zugefügt habe. In einem sonst gut geschriebenen Kapitel über die Ausbreitung des Christenthums in den ersten fünf Jahrhunderten sei kein Wort von den Galliern gesagt.[1]) Die Kreuzzüge werden in weniger als 2 Seiten abgethan, Frankreich werde nur da erwähnt, wo erzählt werde, dafs der 7. Kreuzzug mit dem Tode Ludwigs des Heiligen ende.[2]) Das bekannte Schisma von Avignon werde einfach erklärt: der neue Papst Urban VI. habe die französischen Kardinäle zu streng behandelt, darum hätten diese seine Wahl für nichtig erklärt und Clemens VII. zu Avignon gewählt. Der Kardinal Richelieu, ein Mensch ohne Religion, habe den Krieg angeschürt bis zu dem Augenblick, wo er selbst (1635) mit einer Armee in Aktion trat, von da an habe man mehr für Regionen als für Religion gekämpft. Von Bossuet müsse sich ein bayerischer Gymnasiast die Idee machen, dafs derselbe die Frage zu lösen hatte, dem Papste die Füsse zu küssen und die Hände zu binden; er habe das in Phrasen gethan, wo ja und nein vereinigt waren. Sonst höre der Gymnasiast von Bossuet nichts,[3]) lerne aber dafür, dafs die lettres provinciales eine der Pamphlet-Schriften Pascals sind. Man sage nicht, dafs die Lektüre von Bourdaloue oder Bossuet, von Pascal oder La Bruyère jemals Deutschland vergiftet habe, aber im 18. Jahrhundert, da die deutschen Höfe französisch lasen und sprachen, sei Deutschland von Gottlosigkeit ergriffen worden. So komme der Name Frankreich nie über die Lippen eines guten deutschen Christen aufser mit einem Worte der Verachtung und Schmähung; noch schlimmer sei es natürlich bei den Deutschen, die keine guten Christen seien. Die Anklagen gegen die Welschen, immer grimmig, wissen sich den Gefühlen aller Parteien und Konfessionen anzupassen.

Zwei Vorwürfe treffen also die Abrisse der Kirchengeschichte: Unvollständigkeit und Chauvinismus. Wollten wir so boshaft sein, wie H. N., so würden wir ihm bezüglich des ersten Punktes Recht geben; denn der Verfasser des Abrisses hätte noch erwähnen können, wie Philipp IV. gegen die Kirche verfuhr, wie Napoleon III. an ihr handelte, und wie die „Freiheitsmänner“ der gegenwärtigen Republik in brutalster Weise ihre Lebensthätigkeit auf allen Gebieten erfolgreich zu unterbinden verstanden haben. Aber so schlimm sind wir nicht. Wir sagen kurz: Der Vorwurf der Unvollständigkeit ist unbillig und völlig ungerechtfertigt. Denn H. N. läfst aufser acht, dafs ein so

[1]) Diese Angabe des H. N. ist positiv unwahr; vgl. Dreher: Abrifs der Kirchengeschichte für Gymnasien (München 1886), den H. N. im Auge hat, p. 8, 11, 13, 18, 21, 25 u. ö.

[2]) Ebenfalls unwahr; vgl. a. a. O. p. 47, wo Peter v. Amiens und Bernard v. Clairvaux erwähnt werden.

[3]) Ebenso unwahr, denn a. a. O. p. 94 heifst es: Bossuet war gleich berühmt als Theologe, Redner und Geschichtsschreiber.

kurzer Abrifs auf Vollständigkeit naturgemäfs gar keinen Anspruch machen will. Auch vergifst er eine Hauptsache — und da macht sich der Mangel eigener Beobachtung in der Schule selbst gleich recht fühlbar — den Lehrer, der im Unterrichte die Angaben des Buches erklärt, erweitert und ergänzt. Die gerügte Unvollständigkeit liegt nicht auf unserer Seite, sondern auf der des ungenügend orientierten Kritikers. Die total falsche Vorstellung aber, als ob in dem genannten Abrifs von Dreher Frankreich nur von der schlimmen Seite charakterisiert sei, weifs H. N., abgesehen von seinen positiv unwahren Angaben, lediglich durch das unqualificierbare Manöver zu erwecken, dafs er ca. 40 Stellen unterschlägt (!), wo Frankreichs nur rühmend gedacht wird.

Noch weniger hält vor einer wahrheitsuchenden Kritik die Beschuldigung des Chauvinismus stand. H. N. dürfte in grofse Verlegenheit geraten, wenn er auch nur einen einzigen Beweis für seine Behauptung erbringen sollte, dafs der Name „Frankreich" nur mit Beschimpfung über die Lippen eines guten oder schlechten deutschen Christen komme. Freilich in der Beurteilung historischer Personen und Ereignisse legen wir wie an unsere, so auch an alle fremden Nationen — nicht blofs die französische — den Mafsstab an, den uns Boileau in dem Verse an die Hand gibt:

„Je ne puis rien nommer, si ce n'est par son nom,"
„J'appelle un chat un chat et Rolet un fripon,"[1])

d. h. wir beschönigen und vertuschen nicht, sondern nennen die Dinge beim rechten Namen. Wir urteilen nicht nach nationalen Empfindungen, sondern nach den Forderungen der Gerechtigkeit. Und so müssen wir auch sagen, nicht wir sind die Chauvinisten, sondern Chauvinist ist H. N. Oder wie soll man es anders nennen, wenn H. N. durch die ausführliche Aufzählung und Verurteilung der Greuelthaten der französischen Revolution, für deren Unmenschlichkeiten die Ausdrücke nicht schroff genug gewählt werden können, sich verletzt fühlt? wenn er sich über unsere den Nagel auf den Kopf treffende Beurteilung französischer Kardinäle, ferner Bossuets, Richelieus, Napoleons, lustig macht? wenn er unsere durch die entsetzlichen Wirkungen bestätigte Ansicht über den verheerenden Einflufs verkommener philosophischer wie belletristischer französischer Literatur des 18. Jahrhunderts verhöhnt? Ist etwa Chauvinismus eine christliche Tugend?

Im Anschlufs an die Behandlung des Religionsunterrichtes kommt H. N. auch auf die konfessionellen Verhältnisse an unseren Gymnasien zu sprechen. Auch in ganz katholischen Gegenden werden die Anstalten von protestantischen Schülern — die israelitischen vergifst H. N. — besucht, welche den Religionsunterricht getrennt empfangen. Nur an Skriptionstagen arbeiten sie gemeinsam, zuerst diktiere der katholische und dann der protestantische Geistliche seine Fragen. „Wir in Frankreich, bemerkt H. N. mit Unwillen, wären durch solche Praxis verletzt und ohne Zweifel mit Recht". H. N. hätte sich durch eine gewissen-

[1]) Oeuvres complètes de Boileau ed. Didot 1837 p. 184 satire I.

haftere Information diese Aufregung, die ihm hoffentlich nichts geschadet hat, ersparen können. Denn das ist thatsächlich nicht Praxis, sondern kommt nur einmal im Jahre vor, nämlich beim Gymnasialabsolutorium.

Wie an dieser vermeintlichen Unzukömmlichkeit, nimmt H. N. auch Anstofs an der Etikette streng konfessioneller Parteilosigkeit, die viele Lese- und Geschichtsbücher tragen. Er findet: „Diese konfessionelle Parteilosigkeit ist oft nur ein Wort. Unter ihrem Schutze leidet leicht die Gerechtigkeit und Wahrheit". Wir wollen ihm zugeben: Das kann sein, mufs aber nicht sein. Auch tritt hier wieder der Lehrer ein, und wir dürfen unseren Lehrern an den Mittelschulen soviel Takt nachrühmen, dafs sie jegliche Verletzung der religiösen Empfindungen der Schüler als unpädagogisch und gesinnungsroh vermeiden und sich strengster Objektivität befleifsigen. Wenn H. N. aus einem Lesebuch: das deutsche Reich, Vaterlandskunde (Richter, Eisleben) eine politisch gehässige Stelle[1]) anführt, um zu beweisen, dafs diese Parteilosigkeit nicht immer gewahrt werde, so stimmen wir seinem Verdikt bei, bemerken aber, dafs das fragliche Buch bei uns in Bayern nicht eingeführt ist, und dafs Bücher mit giftigen Ausfällen in religiöser, politischer oder nationaler Beziehung von unseren Schulen und Schulbibliotheken mit Recht ausgeschlossen werden, sobald derartige Mifsgriffe zur Kenntnifs kommen.

II. Sprachunterricht.

a) Lateinisch und Griechisch.

H. N. erkennt es an: die klassischen Sprachen werden bei uns ernst genommen. In den französischen Gymnasien lernt man sie nicht, in Deutschland werden sie gelernt. Die deutsche Sprache komme erst an zweiter Stelle, auch in den neuesten Programmen von Preufsen und Sachsen trotz des Wunsches Kaiser Wilhelms II. In Bayern habe der Schulrat für Mittelschulwesen den Wünschen des Kaisers sehr schnell Folge geleistet, — von den staatsrechtlichen Beziehungen Bayerns zum deutschen Reich hat H. N. gar keine Idee, ebensowenig davon, dafs schon vor der neuesten Reform dem Deutschen wenigstens im Gymnasialabsolutorium das gröfste Gewicht beigelegt wurde — aber darin sei nicht zu eifrige Gefälligkeit zu sehen, denn die Bayern halten viel auf das hergebrachte System. Man habe einige Modifikationen angebracht, ohne die alten Sprachen zu schädigen, und jetzt, da ihre Reform vollendet sei, würde man ihnen schlechten Gefallen erweisen, eine andere zu verlangen.[2]) Neben den klassischen Sprachen und

[1]) Die Stelle lautet nach Noblet: „l'Empire n'a pas à compter sur le parti du Centre, qu'à l' heure du danger cette fraction ne se montrerait pas déterminée à soutenir les intérêts de la patrie . . . qu'il n'est pas certain que les battements d'un cœur allemand soient les plus forts dans leur poitrine".

[2]) H. N. schreibt: En Bavière, le Conseil de l'enseignement secondaire avait bien vite obtempéré aux désirs de l'empereur; sa réforme a été mise en vigeur dès la rentrée de septembre 1891. Mais on se tromperait si l'on voulait voir là un trait de la complaisance trop empressée. Les Bavarois tiennent beaucoup au système traditionnel: ils se sont hâtés de faire quelques modifications qui ne portent aucun dommage aux langues anciennes; et, maintenant que leur réforme est accomplie, on aurait mauvaise grâce à leur en demander une autre.

der deutschen Sprache werde auch französisch gelehrt. Aufserdem sei Gelegenheit gegeben, englisch und italienisch zu lernen.

H. N. handelt eingehend über Lexika, lobt namentlich das griechisch-deutsche von Benseler-Autenrieth, das deutsch-griechische von Schenkl, dessen ganze Anlage er unter steten Vergleichen mit französischen Wörterbüchern speziell darlegt. Er zieht die deutschen Lexika den französischen durchweg vor. In der Wahl derselben sei der Schüler frei, nicht wie in Frankreich auf 2 oder 3 Autoren beschränkt. Denn, merkt H. N. richtig an: „la concurrence est vive et l'émulation féconde". Fortschritte der Wissenschaft kommen in Deutschland sofort den Schulbüchern zu gute, indem entweder neue oder die alten verbessert erscheinen. Obwohl jeder deutsche Schüler die Lexika für die klassischen Sprachen besitze, so sei ein solches für ihn doch eigentlich Luxusgegenstand; denn alle Schulaufgaben müssen ohne Wörterbuch gefertigt werden, nur im Gymnasialabsolutorium sei für die Übersetzung aus dem Griechischen der Gebrauch eines Lexikons gestattet. H. N. übertreibt zwar etwas, wenn er meint, ein in der Schule aufmerksamer Schüler könnte alle seine Studien ohne Wörterbuch machen, aber er sieht ganz richtig in dem Gebrauch der Wörterbücher, wie er in Frankreich üblich ist, den Grund dafür, dafs dort in den klassischen Sprachen nichts geleistet wird. Mit vollem Recht hält er der Frage, ja wie man denn ohne Wörterbuch gute Aufgaben machen könne, den Einwand gegenüber: Il serait plus raisonnable de se demander comment nous pouvons, nous, espérer faire apprendre une langue à un enfant, en lui permettant d'avoir toujours sous la main le guide-âne qui le dispense de rien retenir par mémoire.[1]) Aufserdem erinnert H. N. an den Gebrauch der Spezialwörterbücher zu den einzelnen Klassikern, den er für sehr lobenswert hält. Mit diesen Hilfsmitteln könne ein 15—20jähriger Schüler mit Erfolg an die Lektüre von Horaz und Tacitus, Demosthenes und griechischen Tragikern herantreten. H. N. ist ärgerlich darüber, dafs unsere Schüler olynthische Reden, Iphigenie in Aulis „lesen". Aber seine Eifersucht und sein Verdrufs (jaloux dépit) haben sich bald gelegt. Denn was man an den Ufern des Mains und der Donau etwas prahlerisch Lektüre nenne, heifse in Frankreich bescheidener Erklärung. Übrigens hält H. N. nicht mit dem Geständnis zurück, dafs diese Erklärung besser, ja viel besser ist als bei den weniger geschickten französischen Schülern der Rhetorik. In weiser Langsamkeit vorschreitend versichere sie sich stets durch häufige Fragen des Verständnisses und der Aufmerksamkeit der Schüler. Da jede Klasse wöchentlich 7—8 Stunden Latein und 6—7 Griechisch habe, sei es möglich bis zum Schlufse des Semesters ein ansehnliches Stück von Lektüre zu bewältigen. In der Schule seien von Klassikern nur Textausgaben, zu Hause aber für die Vorbereitung auch Ausgaben mit Kommentar zulässig. An letzteren sei grofse Auswahl unter den guten und sehr

---

[1]) Wir haben den gleichen Übelstand an italienischen Gymnasien getadelt vgl. I ginnasi et licei italiani, discorso del Dr. R. Stölzle, tradotto dal Alessandro Ippoliti 1889 Palermo, Carlo Clausen.

guten. Nachdem H. N. ein Verzeichnis der am neuen Gymnasium im ersten Semester 1891/92 gelesenen Schriftsteller sowie die Liste der durch die neue Schulordnung gestatteten Klassiker und die über Auswahl, Zahl und Genehmigung der zu lesenden Autoren geltenden Bestimmungen mitgeteilt hat, unterzieht er die Auswahl der Klassiker einer Kritik. H. N. ist der Ansicht, dafs diese Wahl oft durch Traditionen und Motive, die mit Philologie nichts zu thun haben, bestimmt werde. So herrsche für Virgil wenig Enthusiasmus. Er könne — sei die Ansicht — höchstens Belletristen bilden, sei auch nur in einer Klasse, der 7. zugelassen. H. N. übersieht hier Absatz 14 in § 10 der neuen Schulordnung, welcher die Behandlung Virgils ja auch in Klasse 8 und 9 gestatten würde. Wenn aber Virgil bei uns nicht das Ansehen geniefst wie in Frankreich, so hat das seinen Grund darin, dafs wir mit Recht Homer vorziehen. H. N. glaubt weiter zu bemerken, die Achtung für Ciceros Talent sei im Abnehmen. Aus den Jahresberichten hätte H. N. ersehen können, dafs derselbe noch ziemlich viel an unseren Gymnasien gelesen wird. In Caesar setze man weniger Mifstrauen, kritisiert H. N. weiter, obgleich der Lügner die zahlreichen durch die Germanen erlittenen Niederlagen unterschlagen habe. Man verzeihe ihm das, weil er die über die Gallier erfochtenen Siege nicht verschwiegen habe. Dieser eine Grund sichere Caesar seinen Platz an den deutschen Gymnasien. Für die Deutschen sei das ein stehendes Thema voll demütigender Anspielungen für Frankreich und voll ruhmvoller für Deutschland „la sainte, noble, fière, radieuse Germanie". Die Schüler der 5. Klasse hätten kürzlich einen deutschen Aufsatz über das Thema gehabt: Warum fürchteten sich die an den Rheinufern vereinigten Römer und Gallier vor Ariovist? Schüler und Lehrer seien erstaunt, dafs man Caesar in französischen Gymnasien zu lesen wage. „Est-ce assez niais?" schliefst H. N. effektvoll diesen Abschnitt. Es ist freilich lediglich eine einfältige Erfindung des H. N., dafs man sich bei uns über die Lektüre Caesars an französischen Gymnasien verwundere, oder dafs man aus den von H. N. unterstellten komischen Gründen Caesar bei uns lese. Aber H. N. ist von der Tendenz besessen, von der gleich noch stärkere Proben folgen werden, uns Deutsche als wütende Chauvinisten lächerlich zu machen, die überall sogar im Religionsunterrichte, sogar in der Auswahl der Klassiker der Hafs gegen Frankreich leitet. Wie wenig Wahres mufs an dem gegen uns geschleuderten Vorwurfe des Chauvinismus sein, wenn H. N. mit so kläglichen Mitteln, Erdichtungen und Deutungen ihn bei uns nachzuweisen sich abmühen mufs!

Im Verlaufe seines weiteren Berichtes geht H. N. zu den Schulgrammatiken der lateinischen und griechischen Sprache über. Er schildert beifällig den Aufbau der lateinischen Grammatik, des lateinischen Elementarbuches, empfiehlt seinen Landsleuten unsere sorgfältige Pflege der richtigen Aussprache von Latein und Griechisch, nach Quantität und Accent und ruft in Erinnerung an die eigene Schulzeit wehmütig aus: «Voilà qui nous fait songer amèrement aux dŏmĭnŏrŭm et aux lusamén, lusaté, lusasi de nos écoliers . . . et de

nos professeurs». H. N. meint wohl: ἐλύσαμεν, ἐλύσατε, ἔλυσαν!! Hoffentlich gibt der Herr „Professor" N. nicht Unterricht im Griechischen! Daran reiht H. N. eine kurze Charakteristik der griechischen Grammatik, der Formenlehre und Syntax. Die Konjugation beginne mit einer Übersicht der bloſsen Endungen, ohne die Wurzeln, zu welchen sie gehören. H. N. nennt das eine hoffnungslose Abstraktion, welche für französische Schüler nicht passen würde. Er hätte Recht, wenn man den Unterricht so erteilte. Der Besuch einer einzigen Unterrichtsstunde oder eines Lehrers hätte genügt, ihm zu zeigen, daſs unsere Lehrer zuerst das Paradigma geben und von demselben die Endungen abstrahieren lassen. Die Konjugation erscheint H. N. bei Englmann grausam zerstückelt, solche Konfusion kann er seinen Landsleuten nicht zur Nachahmung empfehlen. Gut bemerkt, H. N.! Eine Konfusion besteht hier, aber nicht bei Englmann, sondern anderswo! Besonderen Beifall des H. N. findet in Englmann das Kapitel: Ableitung der Verba und Nomina; da lerne der Schüler doch auch Wörter, was in den französischen Grammatiken nicht der Fall sei. Die Syntax der griechischen Grammatik nach Englmann oder Seyffert wird ihrem Inhalt nach kurz und anerkennend analysiert. Bergers stilistischen Vorübungen spendet H. N. verdientes Lob ebenso den bei uns üblichen Stilübungen, die in Frankreich in dem Augenblick aufhören, wo sie fruchtbar und interessant zu werden anfangen. Dagegen werde die Version bei uns nicht so geübt wie in Frankreich, und doch machen die Schüler dieselbe, wenn sie in der 6. oder 7. Klasse verlangt werde, ohne Miſsverständnisse. »Les Allemands pensent que, si l'on étudie le latin et le grec c'est pour apprendre le latin et le grec et non l'allemand. Or, tout le monde sait que, si la version latine est un excellent exercice pour se former dans la langue maternelle, elle ne sert presque de rien pour apprendre le latin." So schreibt H. N. ganz richtig und fährt fort: «Quand aurons-nous le courage d'employer le bon moyen? Quand la seconde et la rhétorique cesseront-elles d'être des usines à versions, dont les produits, hélas, sont trop connus?» Es will uns bedünken, die schlimmen französischen Erfahrungen auf dem Gebiete der Versionen, und ich darf hinzufügen, auch die italienischen sollten denjenigen zu denken geben, welche die Versionen in den Vordergrund unseres Gymnasialunterrichtes stellen wollen. Das hieſse den Verfall der gründlichen Kenntnisse in Latein und Griechisch einleiten. H. N. will den Vorteil der Versionen nicht leugnen. Ja, vielleicht liegt, vermutet H. N., in der Vernachlässigung der Version ein Grund, warum die Abiturienten ihre Sprache so lächerlich handhaben.

Diese letzte Bemerkung leitet H. N. zu unserer Muttersprache an den Gymnasien.

b) Deutsche Sprache.

H. N. preist Englmanns Grammatik, ein Lob, das freilich bei uns wenig Zustimmung finden dürfte. An den Lesebüchern hat er 2 Dinge zu bemängeln: den religiösen oder vielmehr nicht-religiösen

und den nationalen Standpunkt. Unter dem Vorwande konfessioneller Neutralität fehle die religiöse Idee fast vollkommen; mehrere dieser Bücher, und zwar die verbreitetsten, seien in einem vollkommen heidnischen Sinne (dans un esprit parfaitement païen) abgefafst, die französischen Traktate über bürgerliche Moral stünden ihnen in nichts nach. In patriotischer Hinsicht seien die Lesebücher, wie auch die sonstige nationale Erziehung voll verzückter Anbetung Deutschlands, deutscher Tugenden und deutschen Geistes. Was den letzten Punkt betrifft, so ist für unsere bayerischen Gymnasien Norm und Richtschnur das Wort jenes Bayern-Königs, der in seinem Testamente schrieb: „Meine Söhne, seid teutsch, teutsch in Wort und That; unzertrennlich haltet an Teutschland fest". Wer aber Pflege der Vaterlandsliebe verzückte Anbetung (adoration extatique) nennen kann, mit dem brauchen wir nicht mehr weiter zu rechten. H. Ns. Behauptung vollends über die heidnischen Lesebücher können wir nur als eine kecke Erdichtung bezeichnen. Wir sind aus sachlichen Gründen — persönliche haben wir keine — vollkommen frei von jeder Voreingenommenheit für das verbreitetste Lesebuch in Bayern, das Zettelsche, aber die Gerechtigkeit müssen wir dem Buche doch widerfahren lassen, zu gestehen, dafs sowohl im prosaischen als besonders im poetischen Teile theistisch-christliche Weltauffassung in der Auswahl der Lesestücke und Gedichte zu tage tritt. Und das gilt auch von den übrigen bei uns im Gebrauche befindlichen Lesebüchern. So schreibt der Verfasser der Neubearbeitung des Zettelschen Lesebuches: „In bezug auf Stoffwahl im allgemeinen war ich sorgfältig darauf bedacht, nicht nur unterhaltende und lehrreiche, sondern auch herz- und gemütbildende Stücke religiösen und sittlich erhebenden Inhalts zu bieten". Er befindet sich hier auf dem einzig richtigen Weg, denn nach einem schönen Worte Karl Ernst von Baers ist das religiöse Bedürfnis die höchste Ausstattung des Menschen, und selbst Schopenhauer erkennt es an, dafs der Kern des Menschenlebens im Moralischen liege. Den Vergleich mit den französischen Moraltraktaten,[1] die jede Beziehung auf theistische Weltanschauung, geschweige denn christliche, geflissentlich vermeiden, müssen wir als beleidigende Unwahrheit zurückweisen. H. N. mag es sich wohl merken, dafs unser ganzes deutsches Volks- und Mittelschulwesen noch auf christlicher Grundlage ruht — und wir wollen hoffen, zum Heile Deutschlands auf immer ruhen wird — dafs es bei uns keine Laisierung der Schule und des Unterrichtes gibt, auch nicht in den Lesebüchern, wie in den romanischen Ländern, Frankreich voran. Da urteilt ein italienischer Forscher, der nunmehrige Professor der Pädagogik an der Universität Neapel, H. N. Fornelli in seinem gehaltvollen und instruktiven Werke: l'insegnamento pubblico ai nostri tempi. Palermo 1889 2a ed. p. 228 u. Anm. richtiger hierüber, wenn er klagt: „Deutschland, das so grofse Vorteile vor uns allen im Unterrichtswesen voraus hat, hat und wird auch in Zu-

[1]) Vgl. z. B. Louis Liard: Morale et enseignement civique à l'usage des écoles primaires. nouvelle édition. Paris. Léopold Cerf. rue de Medicis 13.

kunft nicht den Gewinn haben, die Laisierung der Schulen mit geringerer oder auch nur gleicher Schwierigkeit zu erreichen, wie alle übrigen civilisierten Völker Europas". „Die Verweltlichung der Schulen ist das, was jenes Volk (i. e. die Deutschen) in den gegenwärtigen geistigen Verhältnissen weniger zu begreifen fähig ist". Wir vermögen H. Ns. grundlose Anschuldigung nur so zu erklären: Entweder ist H. N. so engherzig, zu glauben, ein Lesebuch müsse nur religiösen Stoff enthalten, was leicht den entgegengesetzten Erfolg bei den Schülern haben dürfte, oder H. N. hat in bodenloser Leichtfertigkeit eine genauere Prüfung unserer Lesebücher verschmäht. Sonst hätte ihn doch schon eine flüchtige Einsichtnahme auf die wahrhaft frommen Dichtungen eines Görres und Geibel, Claudius und Gerok, Sturm und Eichendorff, um nur ein paar zu nennen, führen müssen.

Noch schlechter ist es nach H. N. um unsere deutschen Aufsatzübungen bestellt. Man hat bei uns gar keinen klaren Begriff von dem, was französische Lehrer gut und schön schreiben heifsen. Man kümmert sich auch sehr wenig darum. Zwar macht man überall Aufsatzübungen, von den niedrigsten Klassen angefangen, aber selten und schlecht. Die besten Schüler wissen denn auch im Absolutorium keinen Aufsatz zu fertigen noch weniger gut zu schreiben. Sie sind unfähig, einen Hauptgedanken festzuhalten und alles Ungehörige auszuscheiden. Fast alles, was sie vorbringen, gehört nicht zur Sache. Es wimmelt unter ihrer Feder nur so von überschwänglichen, rohen, lächerlich emphatischen Ausdrücken. Diejenigen Deutschen, welche feinen Geschmack haben, beklagen sich bitter, dafs es bei ihnen so viel grofse Schriftsteller gibt, welche schlecht schreiben. Die viel gebrauchte Aphthonianische Chrie nennt H. N. sehr mit Unrecht eine schlechte Rhetorik. Das Althochdeutsche (H. N. meint das Mittelhochdeutsche) werde in einer oder zweien der höheren Klassen nach Chrestomathien gelehrt, welche kurze Grammatik und Wörterbuch enthalten. Thatsächlich geschieht das nur in Klasse 8.

Hört man H. N. so vornehm und entschieden absprechen über unseren deutschen Unterricht, so fällt einem unwillkürlich das Wort des Dichters ein:

„Man dächte, hört man sie reden laut",
„Sie hätten wirklich erobert die Braut".

Jedenfalls setzt der Leser voraus, dafs H. N. unsere deutsche Sprache nicht blofs fertig zu sprechen, sondern auch korrekt zu schreiben verstehe. Denn nur dann würde sein Urteil in die Wagschale fallen. Auch wird man billig annehmen, H. N. habe jedenfalls zahlreiche Schüler- und Absolutorialaufsätze gelesen und gründe so auf ein umfassendes Induktionsmaterial sein Verdikt. Nichts von alle dem. H. N. hat sich, soviel wir von glaubwürdigen Zeugen hören, keineswegs eine solche Herrschaft über unsere Sprache erworben, dafs er fähig wäre, deutsche Stilproben zu würdigen. Noch weniger verfügt er über reiche Erfahrung auf dem Gebiete der Schüleraufsätze. Die Wahrheit ist: H. N. hat einen einzelnen, allerdings krassen, viel

besprochenen Fall vor Augen. - Diesen verallgemeinert er und kommt so durch eine plumpe fallacia fictae universalitatis, um einen Ausdruck der Schullogik zu gebrauchen, zu dem ungerechten Verdammungsurteil. Die Prämissen zu demselben hat er sich auch schon zurecht gerichtet durch die unwahre Behauptung, dafs deutsche Stilübungen selten und schlecht gemacht werden. Das steht freilich mit der Schulordnung, die deutsche Aufsatzübungen besonders betont, und mit der Praxis, derzufolge die vermehrten deutschen Korrekturen gerade einen Hauptteil der Arbeitslast der Lehrer bilden, im grellsten Widerspruch, im Widerspruch auch mit der thatsächlichen Erfahrung, dafs gerade an der Anstalt, welche H. N. als Basis seiner Ausführungen betrachtet, im deutschen Aufsatze beim Gymnasialabsolutorium sehr gute Resultate erzielt werden. Doch was gilt H. N. die Wahrheit?

c) Französische Sprache.

Wenn H. N. schon über den Betrieb einer Sprache, die für ihn trotz 2jährigen Aufenthaltes in Deutschland eine ihm fremde genannt werden mufs, so kühn aburteilt, wie werden wir vor ihm bestehen, wenn es sich um das Französische, die Muttersprache des H. N. handelt? Das Französische, erzählt H. N., ist in allen deutschen Gymnasien obligat, in Bayern aber ist es am kläglichsten bedacht gegenüber andern deutschen Staaten, blofs mit je 2 Wochenstunden in den 2 höheren und je 3 in Klasse 6 und 7. Bei diesen Verhältnissen wäre die grofse Anzahl von französisch sprechenden Personen nicht zu erklären. Die Gymnasien in Bayern seien nicht daran schuld, denn die dort französisch gelernt haben, verstehen gar nichts davon und seien unfähig, es auch nur schlecht zu sprechen. Seine Majestät der Kaiser sei darüber nicht betrübt, er beklage es im Gegenteil, dafs soviele deutsche Familien die Pflege des Französischen festhalten. Indes das Französische erhalte sich doch, aber nicht durch die Gymnasien, sondern durch Kinderbonnen, Gouvernanten und Töchterinstitute. — Etwas Übertreibung abgerechnet müssen wir H. N. recht geben. Man lernt an unseren Gymnasien in der Regel nicht französisch „parlieren". Aber man lernt das Französische so weit, dafs jeder Schüler, der mitarbeitet, befähigt wird, französische Werke jeder Art zu lesen und zu verstehen. Und wir sind noch so altväterisch, zu behaupten: Erreicht der französische Unterricht am Gymnasium dieses Ziel, so hat er seine Aufgabe voll und ganz erfüllt. Ja, trotzdem unsere Gymnasiasten nicht französisch „parlieren" lernen, dürfen wir sie als polyglott in dem Sinne bezeichnen, dafs bei uns schon die Gymnasialschüler zahlreich sind, die neben Französisch auch Englisch und Italienisch verstehen. Jeder weiterblickende Rektor legt den Schülern das Studium dieser Sprachen jährlich dringend ans Herz. Wie viele französische Gymnasiasten kennen deutsch, italienisch und englisch, und wie viele sind im stande, deutsche, italienische, englische Dichter und Redner, Philosophen und Historiker, Naturforscher und Juristen zu lesen und zu verstehen?

Wie mit dem Resultate des französischen Unterrichts, so ist

H. N. auch mit den Lehrbüchern und der Lektüre höchst unzufrieden. Die volle Schale seines Zornes schüttet er aber über die viel gebrauchten Bücher von Ploetz aus. Die Franzosen können für Unterricht in modernen Sprachen nichts aus ihnen lernen. Die Grammatik sei schlecht, und Irrtümer aller Art (z. B.?) seien nur zu häufig. Viele Punkte seiner Methode (welche?) seien mehr als mangelhaft. Plötz verdanke seine Verbreitung — man denke an H. Ns. krankhaften Chauvinismus — dem giftigen Hafs gegen Frankreich, der überall durchbreche. Die Übungsstücke seien eine fast ununterbrochene Anklage gegen Frankreich. Plötz habe aus der französischen Geschichte oder den Verleumdungen der Feinde alles zusammengetragen, was den Schüler mit verächtlichem Widerwillen gegen Frankreich erfüllen könne. — Wer lacht da? Wie nur ein Franzose es 2 Jahre bei diesen durch Plötz vergifteten Deutschen aushalten und gar noch auf ihren Kneipen mit ihnen sich vergnügen kann!

Auch die Lektüre läfst nach H. N. zu wünschen übrig. Die Auswahl sei sonderbar. Scribe nehme da einen Ehrenplatz ein. Dieser Behauptung des H. N. steht weder die Schulordnung noch die Praxis zur Seite![1]) Das 17. Jahrhundert werde wegen Richelieus und Ludwigs XIV. verabscheut. Daher die landläufige Überzeugung, die Franzosen hätten eine ganz falsche Meinung über Corneille und Bossuet. Eine sonderbare Ideenverbindung! Der Abscheu vor dem 17. Jahrhundert existiert nur in der chauvinistischen Einbildung des H. N. Über Corneille urteilen wir freilich anders als die Franzosen. Wir haben unsere Gründe. Auch wird H. N. wohl Victor Hugo's abfälliges Urteil über das klassische Drama der Franzosen nicht unbekannt sein. Geschichte der französischen Literatur werde sehr wenig studiert, klagt H. N., sogar an unseren Universitäten. Dagegen finde man an letzteren Vorlesungen über Grammatik, Geschichte und Literatur des Altfranzösischen und Provençalischen. Ein Professor des Französischen habe ihm gerührten Tones versichert, er gebe das ganze 17. Jahrhundert für Aucassin und Nicolette.[2]) H. N. übertreibt und mifsversteht eine private Äufserung, die lediglich dahin ging, die Bedeutung des in Frankreich selbst bekanntlich nicht so wie bei uns gepflegten und gekannten Altfranzösischen und Provençalischen gegenüber dem modernen Französischen hervorzuheben, ohne deshalb das Französische des 17. oder 19. Jahrhunderts herabzusetzen. Ist es nobel, H.N., die richtige Ansicht eines ebenso kenntnisreichen als tüchtigen Lehrers der französischen Sprache zu entstellen und dann in dieser Weise zu verhöhnen? H. N. druckt zum Schlusse als die einzige Notiz von französischer Literatur, die sich in den Büchern des neuen

[1]) Speziell am neuen Gymnasien wurde von Scribe in den letzten 6 Jahren nur das in den Lectures choisies von Ploetz enthaltene Lustspiel „le Diplomate" gelesen.

[2]) Nach H. N. lautete die Äufserung: «Nous, allemands, quand nous avons une fois goûté au vieux français, nous ne pouvons plus trouver aucune saveur au français moderne. C'est que, voyez-vous, il y a dans vos vieux écrivains cette chose tout allemande que vous ne comprenez ni ne pouvez traduire „le Gemüth!" Sa pitié pour notre aveuglément était tout à fait amusante».

Gymnasiums finde, eine Stelle aus Pütz' Geschichte der neueren Zeit ab: „Nach Molière, dem Schöpfer der französischen Komödie, glänzten die Hoftragödiendichter Pierre Corneille und Jean Racine, welche in Nachahmung des antiken Dramas zum grofsen Teile ihre Stoffe dem klassischen Altertum entlehnten und welche den Mangel an Natur in ihren Schöpfungen durch eine schwulstige Rhetorik zu ersetzen suchten". H. N. findet das pittoresque. Aber H. N. vergifst zweierlei: Erstens ist französische Literaturgeschichte in systematischer Behandlung ja gar nicht Unterrichtsgegenstand; zweitens haben wir Lehrer, welche in geeigneter Weise literarhistorische Notizen mitzuteilen wissen. Corneille und Racine werden wir auch fernerhin schwulstig und langweilig finden; denn wir beurteilen Werke des Geistes nicht nach dem beschränkten Mafsstabe nationaler Eitelkeit, sondern nach den Grundsätzen der Kritik und Ästhetik.

III. Geschichte und Geographie.

H. N. eröffnet diesen Abschnitt mit einem Lob der Verteilung des auf die einzelnen Klassen treffenden Stoffes, der nach dem fast überall gebrauchten Lehrbuch von Pütz geboten werde. Da viele Schüler nach der 5. und noch mehr nach der 6. Klasse ihre Studien zu einem relativen Abschlusse bringen, findet er es gut, dafs solche Schüler allgemeine Begriffe über die Hauptunterrichtsfächer mitnehmen, während für die weiter Studierenden der Stoff in erweiterter Weise behandelt werden kann. H. N. bemerkt dazu, im allgemeinen werde der Unterricht vom Klassenordinarius erteilt, nur nicht in den 3 oder 4 höheren Klassen. Seine Behauptung ist in dieser Ausdehnung unzutreffend. Doch zur Hauptsache! In welchem Geiste wird dieser Unterricht erteilt? Welches ist die leitende Idee? H. N. erinnert in einer hier nicht wiederzugebenden Weise an die bekannten Wünsche Kaiser Wilhelms über Geschichtsunterricht und leistet sich dann folgende Schilderung unseres Geschichtsunterrichts. Man höre und staune! Der Geschichtslehrer in Deutschland habe nach diesen Wünschen die Mission, in den Kopf des Schülers folgende Axiome wohl einzutrichtern: 1. Mein Land ist und ist immer gewesen das erste der Welt, 2. die lateinischen Racen haben verdorbenes Blut und schwachen Kopf, 3. die Hohenzollern haben das Glück und die Gröfse Deutschlands begründet. Die Anbetung der Hohenzollern abgerechnet, habe man eine beinahe richtige Vorstellung des Zweckes, den die bayerischen Geschichtslehrer zu verfolgen scheinen.

Wir halten abgesehen davon, dafs H. N. über das Verhältnis der Einzelstaaten zum Reich in internen Fragen völlig ununterrichtet ist, jeden Kommentar zu dem Gesagten für überflüssig. Ebenso überlassen wir es dem Belieben des Lesers, worüber er bei den folgenden schmählichen Entstellungen unseres Geschichtsunterrichts sich mehr verwundern will über H. Ns. Anfälle von blindwütigem Deutschenhafs oder dessen bedenklichen Mangel an Wahrheitsliebe.

„Was man von römischer Geschichte besonders merkt, das ist, dafs die Römer immer von den Deutschen geschlagen wurden. Die

Ausnahmen bestätigen die Regel. Man mufs bei Pütz (lies: Ploetz) die epische Beschreibung der Schlacht von Aix nachlesen. Dieser arme kleine Marius spielt eine traurige Rolle neben den grofsen Teutonen, die fataler Weise durch den Mechanismus der römischen Legionen zerschmettert wurden. Aus der grofsartigen Schilderung der Schlacht bei Vercellä geht hervor, dafs die Hunde der Cimbern bei diesem kläglichen Unglück unendlich mehr Adel zeigten als Marius und seine Römer".

Scheut H N. den Fluch der Lächerlichkeit sowenig, dafs er das allen Ernstes seinen Lesern zu bieten wagt?

„In der Geschichte der ersten Jahrhunderte des Mittelalters lernt man, dafs die Franzosen Ignoranten und Windbeutel sind, wenn sie Chlodwig und Karl den Grofsen für sich in Anspruch nehmen. Die Geschichte Frankreichs beginnt erst im 10. Jahrhundert, andere sagen, erst mit Ludwig XI. Die Kreuzzüge gehören Frankreich nur von der schändlichen Seite an. Man erinnert sich nur an Philipp August, durch dessen kindische Eifersucht alles scheitert. Man erinnert sich, wie die Franzosen in Ägypten geschlagen wurden".

„In der neueren Zeit — das ist eine andere Musik".

„Man kann sich denken, was unter den Händen dieser Herren aus Ludwig XIV. wird: un monstre, un fantoche, un incapable. Ludwig XIV. ist immer geschlagen worden, und trotzdem half ihm der Zufall oft, und mehr als ein Vertrag ist wie durch ein Wunder zu seinen Gunsten geschlossen worden. Alle unsere glorreichen Erinnerungen, merkt H. N. hier an, sind der Reihe nach verleugnet oder übergangen. Mehrmals haben mich Zöglinge darüber befragt, ob Heinrich IV. in Frankreich nicht furchtbar verabscheut und verachtet sei". Napoleon wird noch mehr mifshandelt. „Ce nom et ce souvenir est passé à l'état d'obsession maladive dans les classes d'histoire". Man entkleidet Napoleon nicht blofs der legendenhaften Glorie, womit ihn „ignorante und schmeichlerische" französische Geschichtsschreiber umgeben haben, man nimmt ihm auch seinen angemafsten Ruf als eines grofsen Feldherrn. Sogar in der 5. Klasse widmet man dieser verdienstlichen Arbeit beträchtliche Zeit. 100 lächerliche oder gehässige Anekdoten werden über ihn zusammengetragen. Darnach bleibt es fest im Geiste jedes Schülers haften, dafs Napoleon noch weniger wert ist als Ludwig XIV., es wäre denn, dafs Ludwig XIV. nicht noch weniger gilt als Napoleon. Man kann sich nicht entbrechen, diesen ehrgeizigen Emporkömmling zu verachten, den seine Ungeschicklichkeit, sein kindischer Zorn, seine Mifsgriffe 100 Mal hätten zu Grunde richten müssen, wenn das nicht zur rechten Zeit durch seine Generäle oder das Schicksal wieder gut gemacht worden wäre. Bonaparte ist ein Zwerg, der sich an einen eingeschlafenen Riesen angehängt hat, nämlich Deutschland, und der Kolofs in seiner stolzen und mannhaften Schönheit hat geruht, eines Tages zu erwachen; er bückte sich, um zu sehen, was ihn an der Ferse kitzle, gab einen Nasenstüber und alles kam wieder in Ordnung. Auf jeder Seite der deutschen Geschichte finden wir den Kolofs ohne Furcht und Tadel

und den lasterhaften und lächerlichen Zwerg. Der Kolofs ist Hermann, der Begründer deutscher Freiheit, der Zwerg ist Varus. Der Kolofs ist die imposante Wanderung der germanischen Völker (lies: Einbruch der Barbaren!), und der Zwerg, das wurmstichige, zusammenbrechende Reich der Römerchen (Varuscules). Endlich von Ruhmesthaten zu Ruhmesthaten kommt man zu der grofsen Apotheose von 1870/71. — Die Professoren, welche die Bücher und den Geschichtsunterricht geben, sind nicht nur sehr fähige und unterrichtete Männer, sondern sogar oft verdienstvolle Gelehrte. Aber es gibt ein patriotisches Programm, das sie sich ebenso von ihrer Tendenz als den Befehlen des Ministeriums auferlegen lassen." H. N. macht zu diesen Ausführungen die Anmerkung: «Le lecteur voudra bien excuser ces traits sans délicatesse qui semblent être de la caricature mais qui n'en sont pas. On pourrait aussi y voir du rabâchage, mais, de grâce, qu'on soit un peu indulgent! Ces rabâchages sont un doux soulagement pour celui qui écrit ces lignes. Ah! qu'une oreille française en entend de rudes de ce côté du Rhin!» Also um sich für die schlechten Späfse, die man sich mit ihm harmlos da und dort erlaubt zu haben scheint, und die er in krankhafter Empfindlichkeit nicht zu würdigen verstand, schadlos zu halten, gibt H. N. eine so erbärmliche Karikatur unseres Geschichtsunterrichts. Denn nur mit einem beabsichtigten Zerrbild haben wir es hier zu thun, wie jedem ein Blick in das Buch von Pütz zeigen kann, wo Heinrich IV., Ludwig XIV., Napoleon I. eine durchaus gerechte Beurteilung finden. Wir wollen ja H. N. nicht das Talent bestreiten, phantasievoll, witzig, satirisch zu schreiben; nur möge er uns nicht zumuten, seine wahrheitswidrigen Darlegungen für einen objektiven und treuen Bericht zu halten. Unsere Geschichtsauffassung aber von H. N. approbiert zu sehen, darauf verzichten wir gerne.

Noch ein Wort über Geographie. Das geflügelte Wort: ignorant comme un français, bemerkt H. N., hat heute in Bezug auf Geographie seine Wahrheit verloren. Doch bekennt er offen, dafs die Franzosen noch viel zu thun haben, damit der geographische Unterricht auf allen Stufen so ausgestattet sei wie bei den Deutschen. Volksschüler und Studenten, wie gelehrte Geographen haben eine reiche Auswahl von Büchern, Karten und Atlanten zur Verfügung. Besonderes Lob hat N. N. für das in der ersten Klasse gebrauchte Lehrbuch der Geographie Bayerns. In den übrigen geographischen Schulbüchern fehle Klarheit und Methode. Da H. N. wohlweislich keine Namen nennt, können wir seine Behauptung lediglich als nichtssagende Phrase auf sich beruhen lassen. Die Atlanten findet H. N. ausgezeichnet. Man dürfe sie aber nicht nach den mehr gelehrten Atlanten von Andree (H. N. schreibt mit gewohnter Oberflächlichkeit: Andrés) oder Stieler beurteilen, welche ganz schwarz seien von fein gedruckten Namen, die uns die Augen verderben. Die für Schulgeographie gezeichneten Karten enthalten nur das Notwendige. Man brauche billige Bücher für Mittelschulen, auch habe die Vernachlässigung der feinen Details hier keinen Nachteil; im Gegenteil die einfachen Umrisse prägen sich um so mehr dem Gedächtnis ein.

Zum Schlusse bringt H. N. noch den Unterricht in der mathematisch-physikalischen Geographie zur Sprache. Das in Würzburg gebräuchliche Buch findet er zu gelehrt und ausführlich. Der Professor ersetze denn auch dasselbe durch eine kleine Anzahl von einfacheren Lektionen. Hier wie in so vielen anderen Punkten müssen sich die schönen Programme und Bücher in der Praxis weise Vereinfachungen gefallen lassen, die sie erst möglich machen.

IV. Poetik und Literaturgeschichte.

Literaturgeschichte wird in Frankreich getrieben zu dem Zwecke, den Geschmack der jungen Leute zu bilden, sie zur Erfassung des Schönen zu befähigen. In Deutschland aber, berichtet H. N. weiter, sieht der Professor im allgemeinen in den Schülern junge Philologen. Die literarischen Dinge müsse man lernen wie Mathematik, sei die bei uns herrschende Ansicht. Das Drama, die Scene, die Phrase, das Wort seien einer so zu sagen linearen Analyse, Theorie und Darlegung ebenso fähig wie Kurven und Körper, an welchen der mathematische Sinn geübt werde. Die Methode, die auf der einen Seite gut sei, müsse es auch auf der andern sein. H. N. findet dieses Räsonnement nicht einwandfrei, aber es habe die Resolutionen der Münchener Philologenversammlung von 1891 geleitet. Das trete besonders in der Lektüre lateinischer, griechischer, deutscher Texte hervor, da suche man vornehmlich die Technik ins rechte Licht zu setzen, die Technik der Periode, der historischen Erzählung, der Rede, des Dramas. Bei Dichtern werde zuerst auf Metrik hingewiesen, strenge Unterscheidung der Füfse und Metra sei obligat; Prosodie sei zwar nicht nötig, um Verse zu skandieren, da sie schon durch die Aussprache gelernt worden sei; auch sei die Sache bei Ovid und Virgil leicht, aber bei den Oden des Horaz, den Jamben und Anapästen der Tragiker, den Chören, den Oden Pindars da werden die Schwierigkeiten grofs und verwickelt. Und trotzdem merke sich jeder Schüler die Metra. H. N. fragt: Ist es notwendig, ist es nützlich, die Aufmerksamkeit der Schüler zum grofsen Teil auf die Technik zu richten, auf das Skelett der Poesie? Freilich sage man den Franzosen, die das deutsche System verdammen: Die Trauben sind zu sauer. H. N. gibt das zu. W i r müssen H. Ns. Tadel ablehnen. H. N. urteilt von der französischen Praxis aus, die ist ihm bei seinem Tadel mafsgebend. Weil französische Schüler, wie auch italienische keine Verse lesen können, darum achtet er unsere Bestrebungen gering und setzt sie herab. Das ist ja psychologisch wohl verständlich. Alle diejenigen, welche der Neid über die Leistungen und Vorzüge anderer quält, suchen sich mit Geringschätzung dessen, wozu sie selbst unvermögend sind, zu entschädigen. Wir werden auch fernerhin darauf dringen, dafs die Schüler über die Technik d. h. über die Mittel, durch welche ästhetische Wirkungen erzielt werden, genaue Rechenschaft zu geben wissen. Solches Streben, das rerum cognoscere causas auch auf dem Gebiete des Schönen in der Literatur zur Geltung zu bringen, tötet den Sinn fürs Schöne nicht, sondern verwandelt dunkles Gefühl in begriffs-

mäfsiges Wissen, soweit das bei Kunstwerken möglich ist. H. N. irrt gewaltig, wenn er auf mutwilliger, spafshafter Jungen renommierhaftes Gerede hin schreibt: „Trotzdem diese jungen Philologen so fest sind im Dochmius und Kretikus und den 4 Päonen, sind sie doch ebensowenig als unsere Rhetoriker fähig, Oedipus auf Kolonos oder einen Gesang der Iliade schön zu finden. Man hört sogar Dummheiten (âneries!) aus ihrem Munde, deren unsere bescheidenen bacheliers (natürlich!) unfähig sind. Mit stolzem Vertrauen, das sie auf ihr eigenes Urteil haben, werden sie euch mit sehr ernster Miene sagen, dafs Virgil, dafs Sophokles furchtbar dumm ist (terriblement bête), dafs die Professoren schrecklich dumm sind, aus Mode und Rücksicht nachzuplappern, es gebe im Homer grofse Schönheiten". Wir müssen es bedauern, dafs H. N. so kritiklos in der Verwertung haltloser Aussagen zu Werke geht und aus solchen Redereien so weitgehende Folgerungen zieht. Ist das logisch, ist das gerecht? Es gibt bei uns genug Gymnasialschüler, denen die Schönheit eines sophokleischen Dramas, auch die von Homer zum Bewufstsein kommt. Und wie stimmt denn H. Ns. Anklage zu der Anerkennung, welche er kurz vorher unserer Erklärung der Klassiker gezollt hat? Wenn diese Erklärung gut ist und das Verständnis der Autoren vermittelt, dann öffnet sie doch auch den Sinn für das Schöne derselben. Indem H. N. an die Beurteilung der Handbücher für Poetik und Rhetorik und Literaturgeschichte herantritt, hat er Worte der Anerkennung für die Poetik, freilich nicht ohne die Anmerkung zu machen, dafs die Poetik auf Verherrlichung deutscher Poesie angelegt sei, die alle Schönheiten und Vollkommenheiten des Altertums, des Mittelalters und neuer Zeit vereinige. Man lasse, klagt H. N., diese hübsche Gelegenheit nicht vorbeigehen, ohne einen Stein in den französischen Garten zu werfen. Man lehre: Poesie ohne Metrik sei keine Poesie. Die Metrik könne von 2 Prinzipien ausgehen: von der Messung oder von der Wägung der Silben; die Alten messen die Silben, die Modernen: Italiener, Spanier, Engländer und besonders die Deutschen wägen sie; die Franzosen thun weder das eine noch das andere. Man lasse ihnen das Vergnügen den verzweifelten Schlufs selbst zu ziehen. Es ist klar, dafs niemand bei uns Derartiges über französische Metrik lehrt; aber, um uns Deutschen eines anhängen zu können, macht H. N. sich eine lächerliche Figur zurecht und sticht und haut dann darauf los wie weiland Don Quijote. Seine fernere Behauptung, es sei bei uns „de notoriété gymnasienne", dafs die lyrische Poesie den Franzosen fehle, ist schlechthin unrichtig. Denn, um nichts davon zu sagen, dafs jeder Gymnasiast von altfranzösischer und provençalischer Poesie sowohl im Geschichtsunterricht als bei Gelegenheit der Behandlung des deutschen Minnesanges wenigstens hört, lernt derselbe schon aus der simpelsten Chrestomathie Proben französischer Lyrik kennen, jedenfalls mehr als ein französischer Schüler von unserer deutschen lyrischen Poesie.

Die Technik des Dramas von Freytag findet bei H. N. höchsten Beifall und regt ihn zu Vergleichen mit französischen Werken dieser Art an, die er matt und trocken nennt. Er bedauert die französische

Jugend, der solch unpassendes Zeug in die Hand gegeben werde. Aber ohne Tadel geht es bei H. N. nie ab. Es ist die Einteilung des Dramas in 1) das griechische, 2) das germanische, welche H. N. stört. Weder Alfieri noch Corneille noch Lope de Vega fänden hier Platz. Die lateinischen Racen zählen eben nicht. Shakespeare aber könne ein guter Deutscher ohne Pflichtverletzung bewundern; denn er gehöre zur germanischen Abteilung. — Da mufs H. N. Freytag doch sehr oberflächlich gelesen haben. Denn Freytag spricht bei verschiedenen Gelegenheiten, wenn auch ganz allgemein, von den Romanen. Freytags Einteilung aber auf andere als künstlerische Motive zurückführen, das kann nur — H. N.

Die Stellung der Literaturgeschichte an unseren Gymnasien zieht H. N. der an den französischen Anstalten vor, wo sie zu ausschliefslich und detailliert betrieben werde. Dafs wir die mittelhochdeutsche Literatur als eine grofsartige und fast vollkommene behandeln, das geht nach H. N. vielleicht ein wenig zu weit. Ich frage: Geht es auch zu weit, wenn ich sage: H. N. fehlt es doch wohl an allen Voraussetzungen zu einem Urteil über unsere ältere Literatur? Oder sollte der, welcher für die ältere Literatur des eigenen Volkes kein oder nur geringes Verständnis hat, besonders befähigt sein, über die fremder Nationen zu urteilen? H. N. führt zu den Lehrbüchern für Literaturgeschichte übergehend speziell Klage über Kluge (H. N. schreibt: Kölug) und Pütz wegen ihrer Zärtlichkeit für Luther und die Reformation. Dieselbe scheint uns, soweit wir hier urteilen können, nicht weiter zu gehen, als die Wahrheit verlangt. Auch vergibt man sich wohl in seinem katholischen Standpunkte nichts, wenn man Leistungen auf literarischem Gebiete auch bei Gegnern anerkennt.[1]) H. N. ist der Ansicht, wie für die Politik, so müsse auch für Literatur die Geschichte dieser Epoche von neuem gemacht werden. Wir wollen ihm hierin nicht widersprechen, wenn er eine objektive Geschichte meint, die nichts verschweigt und unterschlägt. — Zum Schlusse zollt H. N. bibliographischen Angaben in den Anmerkungen, wie sie in einigen Handbüchern sich finden, Beifall; er sieht in ihnen passende Anregung für wifsbegierige Zöglinge zu weiteren Studien. In der That eine hübsche Bemerkung.

V. Mathematik und Naturgeschichte.

Die Mathematik, erzählt H. N., erzielt gute Resultate an unseren deutschen Gymnasien. H. N. bezeichnet das Lehrpensum, findet die Lehrbücher nicht so gut wie die französischen, die Einteilung des Stoffes sonderbar und wenig methodisch. Wir bezweifeln stark, ob H. N. zu einem solchen Urteil die erforderlichen Kenntnisse besitzt. Dafür scheint zu sprechen, dafs sich H. N. nicht näher auf Mathematik einläfst. Er erklärt, weder in den Programmen noch in den Büchern finde man den wahren lebendigen Unterricht in der Mathe-

[1]) Vgl. dazu auch Janssen: Geschichte des deutschen Volkes, dessen historische Studien H. N. rühmend erwähnt, aber offenbar ohne sie jemals gelesen zu haben, Bd. I, 1878 p. 256 und 257, wo Luthers Sprachtalent gebührend anerkannt ist.

matik am Gymnasium — die Einsicht kommt H. N. spät! — und schaltet eine Digression ein über Vorrücken der Schüler und stramme Studien. Die Schüler lernen nämlich trotz aller Mängel der Lehrbücher, was man ihnen lehrt und zwar ohne alle Hilfsmittel des Wetteifers, ohne wöchentliche Konkurse und Preisverteilungen. 3 oder 4 Noten im Jahre, das sei alles. Das genüge den Professoren. Die einfachsten Mittel zur Arbeit zu reizen seien die sichersten, wenn man sie mit unbeugsamer Strenge anwende. Das sei an den Gymnasien der Fall. Eltern und Schüler denken nur an das Vorrücken in die nächst höhere Klasse. Jeder Professor könne dieses Vorrücken verhindern. Das sei die furchtbare Macht, welche aus ihm eine Art oft verhaſsten und verabscheuten Schreckbildes mache. (H. N. trägt etwas dick auf!) Dazu komme, daſs man dieselbe Klasse nicht öfter als einmal repetieren dürfe. Dieses drakonische Reglement lasse keine Nachsicht und Interpretation zu, nur der Minister könne das Recht gewähren, zum 3. Male zu repetieren. Um diese Erlaubnis aber zu erlangen, müsse man starke Protektion haben. Wo bleiben die Beweise, H. N., für solche schwere Verdächtigung? Wir dürfen vielmehr der Überzeugung sein: Eine deutsche Unterrichtsverwaltung entscheidet nicht nach persönlicher Rücksichtnahme und Gunst oder Ungunst, sondern nur nach sachlichen Gründen und Recht und Gerechtigkeit. H. N. meint, dieses stenge System sei dem Professor nicht günstig, welcher auf die Sympathie der Schüler und Eltern verzichten müsse (??), aber es begünstige ernste Studien. Darum gebe es in den höheren Klassen keine Unfähigen und Faullenzer, auch keine Mittelmäſsigen (?). Am Ende jedes Jahres werde eine glückliche Dezimierung vorgenommen, viele verlassen das Gymnasium, sei es, daſs man sie zwingt, indem man ihnen ungenügende Noten gibt, oder daſs sie sich freiwillig anderen Berufsarten zuwenden. Darin liege die Hauptursache der Superiorität der Studien. — H. N. scheint wirklich zu glauben, unsere Lehrer erteilen die Noten in bestimmter Tendenz, also nicht objektiv nach den Leistungen. Derartige Gewissenlosigkeit bei einem Lehrer vorauszusetzen — dafür hat H. N. nicht den mindesten Anhaltspunkt. Nach diesen übertreibenden und schiefen Abschweifungen kehrt H. N. zum Thema zurück. Physik, Chemie, Naturgeschichte habe man in Bayern bisher nicht gelehrt. Der bayerische Abiturient habe nie von der Luftpumpe, von den Zusammensetzungen des Chlors, vom Problem des Raumes sprechen hören. Das Vaterland sei darum nicht in Gefahr. Die neue Schulordnung kündige Einführung der Physik an, aber dieser Punkt werde lange toter Buchstabe bleiben, denn man scheue die Kosten für physikalische Kabinete, oder die Majorität der Professoren widersetze sich vielleicht der Komplikation der Programme trotz der ein wenig eiligen Reform. H. N. scheint deutsche Disziplin und Verwaltung lediglich nach französischen Vorbildern zu beurteilen. Wenn er die Reform als ein wenig eilig bezeichnet, so setzt er sich in Widerspruch mit seiner oben über diese Reform geäuſserten Ansicht, abgesehen davon, daſs H. N. am wenigsten zu einem solchen Urteil berufen ist.

Der mathematische Unterricht wird, wie H. N. schliefslich berichtet, stark betrieben, zahlreiche Hausaufgaben verschaffen den Schülern grofse Übung; besonders ist H. N. über die zur Veranschaulichung des stereometrischen Unterrichts gebrauchten Anschauungsmittel entzückt.

Der Naturgeschichte werde nur sehr bescheidener Raum gegönnt. H. N. teilt das Lehrpensum mit, beschreibt die Unterrichtsmethode in der Botanik anerkennend, lobt die gebrauchten Bücher, ihren Inhalt kurz skizzierend, und damit neben der Wahrheit die Dichtung nicht fehle, gibt er Folgendes zum besten: „Jeden Samstag im Sommersemester macht der Professor der Botanik mit der Klasse, welcher er Unterricht erteilt, einen Ausflug aufs Land. Zweck ist, Blumen verschiedener Familien zu sammeln und an Ort und Stelle die Analyse zu machen. Aber man treibt oft ganz anderes als Botanik. Regnet es, kehrt man ein, um nicht nafs zu werden; ist es schön, kehrt man ein, um sich zu erfrischen. Die Stationen sind lang, lang . . . In Bayern wäre ein Spaziergang ohne Wirtshaus ein albernes, fast gottloses Unterfangen (Schrecklich!). So fragt man (H. N. ist natürlich dabei gewesen!) sich, wenn zur Stunde des Abmarsches alle unsere jungen Botaniker an einem Stadtthore zusammengekommen sind, nicht, „in welchen Wald, sondern in welches Wirtshaus wird der Lehrer seine Schüler führen, in den goldenen Löwen zu Höchberg oder in das silberne Lamm zu Zell. So erleiden die schönsten Einrichtungen manchmal sonderbare Umgestaltungen unter den Händen der Menschen", schliefst H. N. salbungsvoll und sentenziös. Aber auch wenn man nicht wüfste, dafs eine solche Einkehr nur dann und wann stattfindet, dafs sie naturgemäfs höchstens $^1/_2$—$^3/_4$ Stunden dauert, so sieht man es der ganzen Erzählung sofort an, dafs hier H. N. eine echte Reporterphantasie bekundet, um pikant und interessant zu sein. Denn variété geht H. N. ja über vérité.

H. N. ist zu Ende mit seinem Bericht. Er sucht nach einer Nutzanwendung und frägt: Haben wir etwas in den Methoden und Büchern des klassischen Unterrichts in Deutschland nachzuahmen? Er ist der Ansicht: Es gibt heilsame Gewohnheiten, welche unsere guten französischen Schüler ohne Widerstand annehmen könnten, wenn wir es nur ernstlich wollten. Besonders möchte er die französischen Schüler vom Wörterbuch emanzipiert sehen. Dann würden die Schüler im Latein und Griechisch merklich fortschreiten. Der Alp der lateinischen Version mit seinem Gefolge von roten Strichen würde wie durch einen Zauber verschwinden. Endlich bestünde die Vorbereitung der für das Baccalaureat vorgeschriebenen Autoren nicht mehr darin, die miserablen Juxtalinearübersetzungen der gelben und grünen Sammlungen auswendig zu lernen. H. N. will zwar seinen Vorschlag nicht als Universalheilmittel betrachtet wissen, aber er sieht mit gutem Recht darin eine Quelle unmittelbaren Fortschrittes. Er hebt nur diesen einen Punkt besonders hervor, andere gute Einrichtungen und Reformen oder Bücher nachzuahmen oder einzuführen, überläfst er den klarblickenden Kollegen. Doch H. N. will nicht blofs

zeigen, was die Franzosen von uns lernen können, er sucht sie auch vor unseren Fehlern zu bewahren. Und unser Kardinalfehler ist — der Chauvinismus. H. N. bereitet sich offenbar bei seinen Lesern einen dankbaren Abgang, wenn er seinen Artikel mit den Worten ausklingen läfst: «Puissent surtout nos maîtres ne jamais tomber dans le chauvinisme haineux qui règne sur les écoles d'Allemagne depuis l'humble classe de village jusqu'à l'université! Travailler à transformer en basse haine un des plus beaux sentiments de l'âme des jeunes gens, l'amour de la patrie c'est criminel; et c'est une œuvre misérable que de comprimer leur cerveau en l'habituant aux jugements de parti-pris, à la culture volontaire des idées fausses et de l'injustice.“ Es ist von überwältigender Komik, H. N. seine Landsleute vor deutschem Chauvinismus warnen zu sehen! Wem fällt hier nicht das Gleichnis vom Splitterrichter ein? Wäre H. N. ein Kenner deutscher Geschichte und der Geschichte überhaupt und nicht blofs ein oberflächlicher Belletrist, so müfste er wissen, dafs kein Volk den Vorwurf des Chauvinismus weniger verdient als das unserige. Ja, er müfste es mit Achtung anerkennen, dafs wir Vaterlandsliebe in unseren Schulen ohne Chauvinismus pflegen, wenn ihm die Gelbsucht des Chauvinismus nicht alles in falschem Lichte zeigte.

Legen wir uns zum Schlusse in Erinnerung an das Belehrende, das in jeder Kritik liegt, die Frage vor, was w i r aus H. Ns. Beurteilung für unsere Verhältnisse entnehmen können, so ergibt sich uns die Antwort aus einer Abwägung von H. Ns. Lob und Tadel. Wir wollen nun nicht ungerecht sein und gerne zugeben, dafs H. N. an unseren Schuleinrichtungen viel Gutes anerkennt. Aber was H. N. lobt, das ist für uns meist selbstverständlich, so mufs es sein, wenn es recht sein soll. Zudem wird das Lob weit überwogen vom Tadel. Und was für ein Tadel! Er geht hervor einerseits aus mangelnder Sachkenntnis und anderseits aus böswilligster Voreingenommenheit. So vermögen wir aus H. Ns. Lob und Tadel für die kritisierten Verhältnisse so gut wie nichts zu lernen, desto mehr aber für den Kritiker. Seine Charakteristik lautet kurz: H. N. ist oberflächlich in der Beobachtung, vorschnell im Urteil. Indem er aber die Gesetze der Logik mifsachtet, verletzt er die Gerechtigkeit. In dieser Hinsicht ist sein Elaborat leichtfertig, ungründlich, hämisch, gehässig bis zur absichtlichen Entstellung der Wahrheit, unnobel und taktlos. Wir stimmen also dem Direktor der Zeitschrift nicht bei, wenn er H. Ns. Artikel in der Erwartung einer Fortsetzung die Empfehlung vorausschickt: «L'auteur de cet article, ancien étudiant de notre faculté des lettres a séjourné deux ans en Allemagne mêlé aux professeurs et aux élèves de l'enseignement secondaire classique. Ces pages intéressantes sont le fruit de longues (?) et fines (??) observations». Ja, wir müssen den Artikel des H. N. als der Zeitschrift und ihrer edlen Tendenz unwürdig bezeichnen. In einem Vorwort zum 2. Jahrgange erinnert der Direktor H. Alexis Crosnier an das Programm der noch von dem grofsen Bischof F r e p p e l geschaffenen Zeitschrift. Dasselbe will Durchdringung des höheren

Unterrichts mit den Prinzipien des Christentums. In diesem Sinne trägt die Zeitschrift das schöne Motto: «Combattons et Dieu triomphera». Wir sympathisieren mit diesen Bestrebungen und wünschen ihnen besten Erfolg. Der Erfolg wird aber nur durch Wahrheit und Gerechtigkeit verbürgt. H. Ns. Artikel versündigt sich an beiden. Man suche die Erklärung für diesen herben, aber verdienten Tadel nicht etwa in persönlichen Motiven — wir haben keine, H. N. ist für uns fremd — noch weniger in einer den christlichen Tendenzen von H. Ns. Artikel feindseligen Gesinnung. Gegen diesen Vorwurf schützt uns eine öffentliche, mehrjährige Vertretung theistisch-christlicher Weltanschauung an hiesiger Universität.

Sollte aber jemand meinen, derartige Auslassungen wie die von H. N. verdienen keine Berücksichtigung, dem geben wir zu bedenken: Wie in der physischen Welt kein Atom verschwindet, so geht auch in der geistigen Welt nichts verloren. Es wirkt fort. Darum darf auch nichts gering geachtet oder gar ignoriert werden. Darum können auch H. Ns. frivole Angriffe und verächtliche Entstellungen nicht unerwidert bleiben. Wir dürfen nicht einer aus Bosheit und Unwahrhaftigkeit geborenen Legendenbildung über unsere bayerischen Gymnasien ruhig zusehen, sondern müssen sie im Keime zerstören. Das verlangt die Selbstachtung des Deutschen, das gebietet das Interesse der Wahrheit, das fordert die Ehre unserer bayerischen Gymnasien.

Würzburg. Dr. Remigius Stölzle.

Cicero als Schulschriftsteller.

Habent sua fata libelli! Diese Worte finden vielleicht bei keinem Schriftsteller der alten und neuen Zeiten passendere Anwendung als bei Cicero. Früher über Gebühr bewundert, ja vergöttert, ist Cicero in der neuesten Zeit vielfach Gegenstand der Abneigung, ja der Geringschätzung geworden. Die Gründe dieser Wandlung in der Wertschätzung eines jedenfalls bedeutenden Mannes liegen ziemlich klar zutage.

Als man zur Zeit der Wiedergeburt der Wissenschaften im Abendlande sich wieder zu den Quellen des Altertums zurückwandte, da war die Form, die Sprache der mafsgebende Gesichtspunkt. Da mufste vor allen anderen lateinischen Schriftstellern der grofse Sprachkünstler und Sprachmeister Cicero in den Vordergrund treten. Das Sachliche, der Inhalt kam erst in zweiter oder dritter Linie. Allem, was Ciceronisch war, schien schon dadurch der Stempel der Vollkommenheit aufgedrückt.

So blieb es bis in unser Jahrhundert. An den gelehrten Schulen war Lateinisch sprechen und Lateinisch schreiben die Richtschnur für die Studien. Wer konnte da ein besseres Muster vorstellen als Cicero? Kein Wunder also, dafs sein Ansehen und seine Geltung auch in den Zeiten vom 16. Jahrhundert bis zur ersten Hälfte unseres Jahrhunderts unangetastet blieb.

Da trat Professor Karl Wilhelm Drumann in Königsberg als scharfer Gegner Ciceros auf.[1]) Er entwarf, namentlich aus Ciceros Briefen, ein Charakterbild des Menschen und Staatsmannes Cicero, das zwar durch die sorgfältigste Einzelforschung gewonnen ist, jedoch durch die Art der Zusammensetzung der einzelnen Züge zu einem Ganzen eher einer Karikatur als einem Porträte gleicht. Drumann verfährt wie ein eifriger und unnachsichtiger Staatsanwalt, der an dem Angeklagten kein gutes Haar läfst, ja, was zugunsten des Angeklagten sprechen könnte, verschweigt. Aber ein solcher öffentlicher Ankläger ist mit seinem Verfahren noch eher im Rechte als der Geschichtschreiber. Jener weifs, dafs nach ihm der Verteidiger kommen und die Sache vom entgegengesetzten Standpunkte beleuchten wird. Der Geschichtschreiber jedoch soll weder Ankläger noch Verteidiger sein: ihm fällt die Rolle des Richters zu, der nach sorgfältiger Prüfung des Für und Wider das Recht findet.

Mommsen hat sich nicht begnügt, in seiner römischen Geschichte den Menschen und Staatsmann Cicero an den Pranger zu stellen: er hat auch den Ruhmeskranz, welchen die Jahrhunderte dem Redner und Schriftsteller Cicero um das Haupt gewunden hatten, nicht blofs zerpflückt, wie es Drumann dem Menschen und Staatsmann Cicero gethan, sondern vom Haupte gerissen. Trefflich sagt Boissier: Mommsen ist nicht viel milder als Drumann, nur ist er weniger lang.

Die Urteile der oben genannten ausgezeichneten Gelehrten und Geschichtsforscher wurden nicht allgemein gebilligt: es erstanden dem Cicero auch eifrige Verteidiger, welche viele Seiten des Menschen und Staatsmannes in eine richtigere Beleuchtung stellten.[1]) Aber von den ungünstigen Urteilen Drumanns und Mommsens blieb doch manches hängen, und in der That liegt den harten Aussprüchen beider über Cicero ein berechtigter Kern zugrunde. Das neue Licht, das über Cicero und sein Zeitalter ausgegossen wurde, hatte die Wirkung eines reinigenden Gewitters. Manches Unklare und Trübe wurde durch die Fackel der kritischen Forschung zerstreut und der Anstofs zu einer gründlicheren und vorurteilsfreieren Würdigung Ciceros gegeben.

Es dürfte jetzt der Zeitpunkt gekommen sein, wo ein Rück- und Überblick über die bedeutenderen Schriften angezeigt ist, welche teils als unmittelbare teils als mittelbare Wirkungen der epochemachenden Urteile beider Geschichtschreiber anzusehen sind. Dafs sich an der Schriftstellerei über Cicero hauptsächlich Männer der Schule beteiligten, kann nicht befremden; galt ja Cicero von jeher als der Schulschriftsteller *κατ᾽ ἐξοχήν*. Dem Zwecke dieser Zeitschrift gemäfs werde ich deshalb auch die in betracht kommenden Schriften ausschliefslich mit Rücksicht auf Ciceros Behandlung in der Schule beurteilen.

---

[1]) Geschichte Roms in seinem Übergange von der republikanischen zur monarchischen Verfassung. Königsberg 1834—1844. 5. und 6. Band.

[1]) So z. B. B. R. Abeken, Cicero in seinen Briefen. Hannover 1835 C. A. F. Brückner, Leben des Cicero. I. Teil: Das bürgerliche und Privatleben Ciceros. Göttingen 1852.

I. Ciceros Person, sein öffentliches und Privatleben.

Ich bedarf wohl keiner Rechtfertigung, wenn ich bei der Betrachtung Ciceros als Schulschriftstellers vor allem seine Persönlichkeit zum Gegenstande der Betrachtung nehme. Denn die neuere Pädagogik, welche durch den Unterricht vor allem erziehen will, verlangt, dafs der Schriftsteller, welcher Gegenstand der Schullektüre ist, zunächst ein guter Mensch sei, ähnlich wie die Römer von dem Redner verlangten: Orator sit vir bonus dicendi peritus. Nur dann kann er eine tiefere ethische Wirkung auf das Gemüt und den Willen der Schüler ausüben, also der Charakterbildung dienen.

Betrachten wir demnach, in welchem Grade Cicero nach den Urteilen der neueren Schriftsteller dieser Forderung entspricht.

Da mufs ich zunächst die Schrift des Franzosen Boissier über Cicero nennen.[1]) Der Verfasser, seit 1876 Mitglied der französischen Akademie, gibt eine Anzahl abgerundeter Lebensbilder. Er behandelt in dieser das öffentliche Leben Ciceros, Cäsar und Cicero, das Privatleben Ciceros, Attikus, Cälius, Brutus und Oktavius. In der Einleitung läfst er sich über Ciceros Briefwechsel in anziehender Weise aus. Gegenüber Drumann betont er den Charakter der Ciceronischen Briefe, die grofsenteils als Ergüsse einer lebhaften, reizbaren und den Eindrücken des Augenblickes sich hingebenden Natur zu würdigen seien. „Ein eifriger Kommentator“, sagt Boissier, „studiert später diese ausführlichen vertraulichen Mitteilungen und benützt sie dann, um von dem Unvorsichtigen, der sie gemacht hat, ein Bild zu entwerfen, das die Nachwelt in Schrecken setzt“. Solche leidenschaftliche Naturen müsse man gegen sich selbst verteidigen.

Das thut denn auch Boissier, aber durchaus nicht mit blinder Parteinahme für Cicero. Seine Sprache ist anmutig und fein, wie sie selbst spröden Stoffen gegenüber fast nur den Franzosen zugebote steht. Mit psychologischem Scharfblick dringt er in die geheimsten Herzensfalten Ciceros ein: er verschweigt keine seiner Schwächen, keinen seiner Irrtümer, um gegenüber den Anklägern, die dem Cicero nicht mit Unrecht politische Kurzsichtigkeit vorwarfen, zu dem Endurteile zu gelangen: „Man nenne Männer wie Cicero blind oder thöricht: es ist für sie ehrenvoll, dafs sie nicht allzu scharfsichtig sind. Es gibt Irrtümer und Täuschungen, die gröfseren Wert haben, als zu leichte Resignation“. Boissier findet den Grund für das harte Urteil deutscher Gelehrten über Cicero darin, dafs sie dessen Handlungsweise nur nach den starren Theorien beurteilen, die sie in der Einsamkeit erfinden und welche die Probe des Lebens nicht bestanden haben. Diese Gelehrten sollten bedenken, dafs Cicero mehr die Eigenschaften eines Gelehrten als eines Staatsmannes besafs. Gelehrte scheinen oft einen ausgebildeteren, schärferen, umfassenderen Geist zu besitzen als andere. Aber eben diese Eigenschaften sind ihnen hinderlich, wenn sie sich den öffentlichen Angelegenheiten zuwenden. So liefsen auch die

[1]) Cicéron et ses amis. Étude sur la société Romaine du temps de César par Gaston Boissier. Paris 1865.

Lebhaftigkeit und Eindrucksfähigkeit, die zarte und reizbare Sensibilität Ciceros, die Hauptquelle seines literarischen Talentes, ihn nicht genug Herr über seinen Willen sein. Deshalb hätte auch Mommsen mit dem Römer nicht so scharf ins Gericht gehen sollen: hat ja er selbst von dem gröſsten Staatsmann unseres Jahrhunderts als Gelehrter und Geschichtschreiber ein ausgezeichnetes, als Politiker ein schlechtes Attest bekommen.

Noch sympathischer mutet uns das von Boissier über Ciceros Privatleben Gesagte an: Cicero war nicht frei von Charakterschwächen, aber inmitten eines verderbten Geschlechtes immerhin eine wirklich sittliche Natur.

Der Franzose hätte es verdient, einen ebenbürtigen deutschen Übersetzer zu finden. Aber der einzige mir bekannte Übersetzer der Schrift Boissiers Döhler [1]) entspricht keineswegs den Anforderungen, die man an eine gute Übersetzung zu stellen berechtigt ist. Döhler hat es nicht verstanden, die Feinheit und Anmut des Originals annähernd wiederzugeben. Seine Übersetzung ist nicht genau, nicht frei von Unklarheiten. Undeutsche Wendungen und Satzgefüge sind nicht selten, es finden sich grobe Miſsverständnisse. Der Übersetzer beherrscht zu wenig die römischen Altertümer, die römische Geschichte und Literatur. Trotzdem dürfte die Döhlerische Übersetzung, weil wir eben keine bessere Bearbeitung des Originals haben, für die Schüler der oberen Klassen der Gymnasien als belehrende und anziehende Lektüre sich empfehlen. Besser wäre freilich für die geübteren die Lesung des französischen Buches selbst. Aber sie können auch aus der Übertragung das treffliche Charakterbild eines ihrer wichtigsten Schulschriftsteller sich vergegenwärtigen, sich an dem geistbildenden Inhalte des Werkes erfreuen und ihr durch Cäsars Denkwürdigkeiten, durch des Sallustius Catilina, ja auch durch Horazens und Vergils Gedichte erworbenes staats- und kulturgeschichtliches Wissen ergänzen und erweitern.

Einige deutsche Gelehrte haben auch eine Auswahl aus Boissiers Werk in französischer Sprache zur Schullektüre an den Gymnasien herausgegeben. Die Auswahl von K. Mayer [2]) enthält das Privatleben Ciceros, Attikus, Cäsar und Cicero, Brutus und Ciceros öffentliches Leben. Er geht von dem richtigen Gesichtspunkte aus, daſs die von den groſsen Mittelpunkten des gymnasialen Unterrichtes, vom Deutschen und den alten Sprachen ausgehenden Fäden nicht abgebrochen liegen gelassen, sondern mit den sogenannten Nebenfächern, insbesondere mit der französischen Lektüre, verknüpft werden sollen. Indem so die französische Lektüre an Bekanntes anknüpft, dient sie der Vertiefung und Erweiterung der historischen Kenntnisse und wird

---

[1]) Cicero und seine Freunde ... von G. Boissier. Deutsch bearbeitet von Dr. Eduard Döhler, Subrektor am Gymnasium zu Brandenburg a. d. Havel. Leipzig, Teubner 1869.

[2]) Cicéron et ses amis etc. Ausgewählte Abschnitte zum Schulgebrauch herausgegeben von Dr. K. Mayer, Oberlehrer am Gymnasium zu Cottbus. Halle, Niemeyer 1891. VI und 151 S.

ihrerseits der berechtigten Forderung nach Konzentration des Unterrichtes gerecht.

So sehr diesem Grundsatze im allgemeinen beizupflichten ist, so wenig kann ich dies im vorliegenden Falle. Der Herausgeber sagt, die Anschauung, die neusprachliche Lektüre müsse in die Geschichte, in die Kultur und in die Lebensverhältnisse Frankreichs einführen, könne, für die Gymnasien wenigstens, nicht als berechtigt anerkannt worden. Meines Erachtens soll dieses allerdings die nächste Aufgabe der neusprachlichen Lektüre sein. Die französische Sprache ist eine moderne Sprache. Unsere Schüler, die später leitende Stellungen im Staat und Kirche einzunehmen bestimmt sind, müssen das trotz seiner nationalen Schwächen grofse und sicher für uns sehr wichtige französische Volk gründlicher kennen lernen, als irgend ein anderes der fremden Völker. Seit dem Zeitalter Ludwigs XIV. hat Frankreich im guten wie im schlimmen Sinne auf die deutsche Staaten- und Kulturgeschichte mächtiger als irgend eine andere Nation eingewirkt. Ihre grofsen Schriftsteller, besonders die Dichter, vom 17. Jahrhundert bis auf unsere Zeit werden überall fruchtbare Anknüpfungspunkte an die Literatur, Geschichte und das Leben unseres Volkes bieten. Diese werden um so ergiebiger sein, als durch sie unsere jetzigen Verhältnisse in geistiger und politischer Beziehung besser verstanden werden. Wie unsere Schüler die römische Zeit hauptsächlich durch lateinische, das Griechentum in erster Linie durch griechische Schriftsteller aus unmittelbarer Anschauung kennen lernen sollen, so mufs auch das Verständnis des modernen Galliertums hauptsächlich durch moderne französische Meister denselben vermittelt werden. Dabei sollen solche Schriften über das Altertum, wie die Boissiers, nicht grundsätzlich von der Schullektüre ausgeschlossen werden. Eine gewisse Freiheit der pädagogischen Überzeugung mufs gewahrt werden. Es ist ja leicht denkbar, dafs bei einer bestimmten Zusammenstellung der Lehrstoffe die Einfügung eines neuen Schriftstellers über Altertumsverhältnisse nützlich und zweckmäfsig ist.

Was nun Mayers Auswahl aus Boissier anlangt, so ist nur der Text gegeben, die gelehrten französischen Anmerkungen sind weggelassen, dagegen die Verweisungen Boissiers am Ende des Buches zusammengestellt. Von dem Abschnitte über Attikus und Ciceros öffentliche Wirksamkeit ist nur ein kleiner Teil abgedruckt. Das Übrige ist nach des Herausgebers eigenen Worten in usum delphini gekürzt und zusammengeschoben.

Der Herausgeber hat diese Operation nicht ohne Geschick ausgeführt; sie scheint mir aber dennoch eine Verstümmelung des Schriftstellers und im Widerspruch mit der ihm gebührenden Achtung zu sein. Der Schüler hat etwas Charakteristischeres, Anschaulicheres und mehr das Gefühl der Befriedigung Erweckendes, wenn er 2 oder 3 Lebensbilder ganz und unversehrt, als wenn er 4 oder 5 auszugsweise und bruchstückartig erhält. Im ersteren Falle hat er Einheiten. Bei der Lektüre können ja weniger passende oder weniger bedeutungsvolle Abschnitte weggelassen werden.

Eine zweite Auswahl aus Boissiers Cicero für den Schulgebrauch stammt von Gustav Dannehl.[1]) Dieser folgt gleichfalls dem Anstofse, welchen die neuere Richtung auf dem Gebiete des Unterrichtes und der Erziehung gegeben hat. Auch er betont, dafs durch die Aufnahme von Werken, wie des von Boissier, in den engeren Kanon der Schullektüre Anknüpfungspunkte mit den altklassischen Schriftstellern gewonnen werden sollen. Als vor kurzem, bemerkt Dannehl, das preufsische Unterrichtsministerium Boissiers Cicero zur Lesung an den höheren Unterrichtsanstalten ausdrücklich bestimmte, da habe es an einer Schulausgabe gefehlt, welchem Bedürfnis er durch seine Ausgabe abhelfen wollte. Er schied hauptsächlich die Abschnitte aus, welche dem Schüler aus dem Geschichtsunterrichte, aus den Reden und Briefen Ciceros, sowie aus Sallustius hinlänglich bekannt sind. Er nahm lieber die Schilderungen der sittlichen und kulturgeschichtlichen Verhältnisse und die Lebensbilder der Freunde Ciceros auf. Hinter den einzelnen Essays sind sprachliche und sachliche Bemerkungen in mäfsiger Anzahl beigefügt. Nur hie und da liefs er für Schüler weniger geeignete Abschnitte und Exkurse, die sich ohne Beeinträchtigung des Zusammenhangs entbehren lassen, weg. Aufgenommen ist das Privatleben Ciceros, Attikus, Cälius, Brutus.

Beide deutsche Herausgeber kamen also aus didaktisch-pädagogischen Gründen zu entgegengesetzten Folgerungen. Mayer wählte, was dem Schüler mehr Anknüpfungspunkte an sein vorhandenes Besitztum bietet, Dannehl, was ihm nicht schon anderswoher so sehr bekannt ist. Vielleicht kommt ein dritter und trifft wieder aus pädagogischen Erwägungen eine andere Auswahl. Übrigens würde ich die Dannehlische Ausgabe vorziehen; denn sie stellt den wirklichen Boissier, nicht einen aus Boissierischen Stücken geformten Cento dar. Auch die sachlichen Anmerkungen halte ich für zweckmässig, weil manche inhaltliche Schwierigkeiten sich nicht so ohne weiteres lösen lassen.

Friedrich Aly hatte schon früher[2]) in einem Aufsatze über Cicero sich u. a. auch über Ciceros Leben verbreitet. Es schwebten ihm hauptsächlich solche Leser vor Augen, welche nicht selbst lateinischen Unterricht erteilen, sich aber doch ein Urteil über Cicero bilden wollen. Er wirft dabei die Frage auf: Wie mufs denn eigentlich ein Schulschriftsteller beschaffen sein? Mufs er in jeder Beziehung der Jugend als Vorbild dienen? Diese letztere Frage wird von ihm mit Nein beantwortet; denn sonst, meint er, müfsten wir unsere Lektüre auf das Neue Testament beschränken. Alys Urteil über Ciceros Person läfst sich in folgenden Sätzen zusammenfassen: Cicero war mäfsig und keusch, ungemein fleifsig und lerneifrig, weshalb man sogar nach Drumanns Zugeständnis die Jugend auf sein Beispiel verweisen kann. Er war nicht ohne persönlichen Mut, ehrgeizig, aber ein glühender

[1]) Cicéron et ses amis etc. Ausgewählte Stücke nebst einem Kommentar zum Gebrauche höherer Lehranstalten, herausgegeben von Dr. Gustav Dannehl, Oberlehrer am Gymnasium zu Sangerhausen. Strafsburg, 1892. IV und 170 S.

[2]) Die Bedeutung der Ciceronianischen Schriften für das Gymnasium. Zeitschrift f. Gym. 1888. S. 721 ffg.

Freund seines Vaterlandes; den Seinen ein liebevoller Vater, den Sklaven und Freigelassenen ein gütiger Herr, gegen seine Freunde gefällig und diensteifrig, zeigte er sich andrerseits eitel, nicht frei von Selbstsucht. Er hatte nicht die Kraft, Witze und Spöttereien, selbst wenn sie ihm Gefahr bringen mufsten, zu unterdrücken. Das sind, sagt Aly, gewifs grofse Schwächen, die ihn zum Staatsmann, der er so gerne sein wollte, als nicht geeignet erscheinen liefsen, wohl aber zum Redner und Schriftsteller, nicht zum Soldaten, wohl aber zum Jugendbildner und Schulschriftsteller. Wir sollen uns demnach nicht scheuen, die Jugend mit einer Persönlichkeit bekannt zu machen, die, wenn auch nicht ohne Fehler, so doch achtungs- und liebenswert zu nennen ist.

Die Sache ist nach meinem Urteile von Aly mehr äufserlich behandelt. Dafs Cicero trotz mancher Charakterschwächen im Grunde ein ehrenwerter Mensch war, wird weder von jenen, die einer Beschränkung der Ciceronischen Lektüre an den Gymnasien das Wort reden,[1]) noch selbst von den Gegnern Ciceros geleugnet. Die Frage mufs so gestellt werden: Sind Ciceros Schriften der Art, dafs die Persönlichkeit des Schriftstellers, besonders des Redners, geeignet ist, in den Schriften und durch dieselben vorteilhaft auf den Charakter des Schülers einzuwirken? Ist der Gewinn daraus ein solcher, dafs er nicht blofs hinsichtlich der Verstandes- sondern auch der Herzensbildung reichlichen Ertrag verspricht?

Schon die Männer, wenn ich sagen darf, der alten Schule, wie Nägelsbach, Roth, Eckstein, waren in den genannten Beziehungen nicht ohne Bedenken. Weiter gehen die Vertreter der neueren Pädagogik. Ihnen gilt Demosthenes mit Recht als Typus des wahren Redners. Aber daran, dafs Cicero aus dem Gymnasium verdrängt werde, denkt kein einziger. Diejenigen wenigstens, welche die Beibehaltung des Lateinischen auf dem humanistischen Gymnasium mit den meisten Lehrstunden als eine Lebensfrage für dieses betrachten, denken gewifs nicht daran, den Meister der lateinischen Sprache, der die Norm für den vollkommensten Ausdruck der Sprache darstellt, aus dem Unterrichte zu verdrängen. Aly will die Meinung widerlegen, als ob das Gymnasium der Zukunft der meisten Schriften Ciceros entraten könne.[2]) Das sei, meint er, so wenig der Fall, dafs er vielmehr von der Entscheidung dieser Frage die ganze Zukunft der klassischen Studien abhängig machen möchte. Solche Übertreibungen schaden nur der Sache, der sie nützen wollen. Früher sagten einige: „Mit dem lateinischen Aufsatze steht und fällt das Gymnasium“; und doch bestand in mehreren deutschen Staaten, welche zahlreiche und blühende Gymnasien besafsen, überhaupt kein lateinischer Aufsatz. Die klassische Bildung wird sicher nicht darunter leiden, wenn die eine oder die andere Ciceronische Schrift aus dem Kanon der Schulschriften verschwindet, falls es sich herausstellt, dafs sie zwar für den Gelehrten wertvoll,

[1]) So von Otto Frick in den Lehrproben. 18. Heft. Jahrg. 1889. S. 117.
[2]) Z. f. Gym. 1888. S. 732.

aber in didaktisch-pädagogischer Hinsicht wenig ergiebig ist. Jedenfalls wird an keinem Gymnasium eine so grofse Zahl Ciceronischer Schriften gelesen, dafs man nicht aus dem Kanon der Ciceroschriften, welcher auf Grund grundsätzlicher Erwägungen herzustellen sein wird, genügend viele dem Unterricht zugrunde legen könnte.

Otto Frick war es insbesondere, der den Satz aufstellte, man solle nur das didaktisch Wertvolle den Schüler bieten. Lege man diesen Mafsstab an die Lektüre, dann würden so manche Gestalten aus dem Zeitalter der römischen Kommune, mit der wir die Schüler jetzt nur um des Cicero willen ungebührlich lange beschäftigen, auf der Bildfläche zurücktreten.[1]) Solche Ansichten erklärte Aly für eine Gefährdung des Gymnasiums. Auf die Zurückweisung dieses Vorwurfs durch Frick[2]) kann ich nur im allgemeinen verweisen. Frick sprach die Meinung aus, dafs in einer Zeit, wo das Gymnasium den Angriffen vieler Gegner ausgesetzt sei, die Freunde desselben zusammen stehen müfsten, um die Angriffspunkte zu verringern. Mit dem Nachsprechen der herkömmlichen Urteile sei nicht gedient. Dafs in der That Frick nicht daran dachte, Cicero aus dem Gymnasium zu beseitigen, zeigt sein Entwurf zu einem Lehrplan, den er schon im Jahre 1887 veröffentlichte.[3]) Derselbe enthält für die 6. Klasse (II^b) Ciceros Rede über den Oberbefehl des Pompejus und für Ligarius, für die 7. Klasse (II^a) die Rede für den Dichter Archias und die Schrift über die Freundschaft, für die 8. (I^b) eine Auswahl aus den Büchern über den Redner, für die 9. (I^a) die Rede für Sestius, die Schrift über das Wesen der Götter und den Traum des Scipio. Das sieht wahrlich keiner Geringschätzung Ciceros gleich.

Später gab Aly ein eigenes, hübsch ausgestattetes Büchlein über Cicero heraus.[4]) Er erzählt darin das Leben des Römers in fliefsender, anmutiger Sprache, ein Lob, das ich freilich später in einigen Beziehungen werde einschränken müssen. Auch Ciceros staatsmännische, rednerische und wissenschaftliche Thätigkeit ist eingehend geschildert. Ciceros Bild ist, wie mir scheint, im wesentlichen getroffen, wenn auch die Absicht der Schönmalerei manchmal nicht zu verkennen ist. So z. B. kann ich dem Urteile Alys über Ciceros Eintreten für den Antrag des Manilius nicht beitreten. „Theoretisch war," sagt Aly, „Cicero im Unrecht, praktisch nicht, d. i. Pompejus blieb Sieger und setzte sich nicht die Krone auf." Aber die Folgezeit hat auch praktisch erwiesen, dafs die Übertragung aufserordentlicher Gewalten an einzelne Männer verhängnisvoll für die Freiheit war. Nochmals hat Cicero, um sich die Gunst der Mächtigen zu verschaffen oder zu bewahren, beantragt, dafs dem Pompejus die Sorge für die Verpflegung der Hauptstadt auf 5 Jahre übertragen und dem Cäsar eine noch nie dagewesene Ehre, nämlich ein Dankfest von 15 Tagen, für seine

[1]) L. P. 14. Heft. 1888. S. 121.
[2]) L. P. 18. Heft. 1889. S. 116.
[3]) L. P. 12. Heft. 1887. Tabelle zu S. 20 ffg. Vgl. auch 28. Heft. 1891. S. 16—23.
[4]) Cicero sein Leben und seine Schriften. Berlin, Gärtner 1891. 194 S.

gallischen Siege bewilligt werde. So hat Cicero teils aus Selbstsucht, teils aus politischer Kurzsichtigkeit zum Sturze der freien Verfassung, die er doch erhalten wollte, nach seinem Teile mitbeigetragen.

Neue wissenschaftliche Ergebnisse enthält Alys Buch nicht. Es ist wohl mehr populärwissenschaftlicher Natur und soll das gebildete Publikum befähigen, sich über Cicero ein richtiges Urteil zu bilden. Die Hauptforderung, die man an den Verfasser eines solchen Buches stellen mufs, ist Schönheit und Sorgfalt in der Darstellung. Aly hat auch offenbar das Geschick unterhaltend und geschmackvoll zu schreiben. Wie hübsch ist z. B. die Schilderung der Familienverhältnisse Ciceros, die Beschreibung seiner Vaterstadt Arpinum und ihrer Umgebung! Leider ist das Bestreben nach Schönheit des Ausdrucks nicht überall in gleicher Weise gewahrt. Besonders in den Abschnitten über Ciceros wissenschaftliche Thätigkeit finden sich nur zur häufig deutsche und lateinische Wörter und Satzstücke durcheinander, so z. B. S. 117: „Die Ethik betreffen die übrigen Werke, vor allem das grundlegende de finibus bonorum et malorum 5 Bücher, Tusculanae disputationes 5 Bücher, de officiis 3 Bücher.“ Das ist weder sprachrein noch sprachrichtig. Dann kommen wieder stilistische Nachlässigkeiten vor, z. B. S. 170: „Hier befand sich eine Palästra, hier Säulengänge.“ Undeutsche oder vielmehr lateinische Wendungen sind keine Seltenheit: So liest man S. 184: „er müsse den Demosthenes und Cicero lesen, danach, je ähnlicher ein jeder dem Demosthenes und Cicero sei.“ Ausdrücke, wie Ausschlachtung und last not least sollten wir doch lieber den Zeitungschreibern überlassen. Seitdem Rudolf Hildebrand in seinem herrlichen Buche vom deutschen Sprachunterrichte in der Schule[1]) allen Lehrern in Beziehung auf Sprachreinheit und Sprachrichtigkeit das Gewissen geschärft hat, müssen wir es als unsere Pflicht ansehen, nicht blofs selbst die gröfste Sorgfalt in der Handhabung unserer Muttersprache anzuwenden, sondern auch unsere Schüler dazu anzuhalten. Besonders in Schriften, die sich an das gebildete Publikum und, wie die besprochene, wohl auch an die Schüler der oberen Gymnasialklassen wenden, soll eine ganz besondere Sorgfalt auf die Reinheit und Richtigkeit der Sprache verwendet werden.

Otto Weifsenfels, der uns früher mit einem geistvollen Buche über Horatius beschenkte, veröffentlichte unlängst ein umfangreiches Buch über Cicero.[2]) Schon früher hatte er seine Ansichten über Cicero[3]) in den Grundzügen dargelegt. Das jüngst erschienene Buch soll für den Lehrer Begründungen und Ergänzungen zu seiner Schulzwecken dienenden Auswahl aus Ciceros philosophischen Schriften[4]) fügen. Aufserdem hielt er es für zeitgemäfs, für die Beurteilung Ciceros einen festen Standpunkt zu gewinnen. Diese sämtlichen Schriften von

[1]) 2. Aufl. Leipzig und Berlin, Klinkhardt. 1887.

[2]) Cicero als Schulschriftsteller. Leipzig, Teubner. 1892. XV und 319 S. Preis 4 Mk.

[3]) Das Wesen unseres Gymnasiums. Zeitschr. f. Gymn. 1886. S. 530 ffg.

[4]) Ciceros philosophische Schriften. Auswahl für die Schule. Leipzig, Teubner, 1891.

Weifsenfels suchen den Nachweis zu erbringen, dafs Ciceros rhetorische und philosophische Werke in der Schule vor dessen Reden und Briefen den Vorzug verdienen. Obwohl ich den Beweis keineswegs für gelungen halte, wie ich später darthun werde, so mufs ich die Schriften von Weifsenfels über Cicero allen Schulmännern aufs wärmste empfehlen. Die Sache ist von ihm grundsätzlich und tief angefafst und in geistreicher, philosophischer Weise durchgeführt.

Hier, wo insbesondere Ciceros Persönlichkeit in Betracht kommt, soll zunächst das II. Kapitel in dem Buche über Cicero als Schulschriftsteller besprochen werde. Es trägt die Überschrift „Die treibenden Hauptkräfte in Ciceros Charakter".

Weifsenfels geht von Lessings Worten aus: „Was geht uns das Privatleben eines Schriftstellers an? Ich halte nichts davon, aus diesem die Erläuterung seiner Werke hervorzuholen." Mit Rücksicht auf die Schule schränkt er die Geltung dieser Worte dahin ein, es sei wünschenswert, dafs man den grofsen Mann, dessen Schriften man erklärt, zugleich als einen guten Mann hinstellen könne. Freilich dürfe der Begriff der Sittlichkeit nicht zu eng und zu engherzig gefafst werden. Dieser Standpunkt wird wohl im wesentlichen richtig sein. Denn wollte man an die Person des Verfassers eines Werkes, das in der Schule gelesen wird, den Mafsstab der strengen Sittlichkeit anlegen, dann würden beispielsweise weder Sallust noch Cäsar die Probe bestehen. Sogar Tacitus, der seine verhaltene Bitterkeit atmenden Schriften zu einer Zeit veröffentlichte, als er keine Gefahr für seine Person mehr zu befürchten brauchte, würde als Schulschriftsteller hinter Cicero zurücktreten müssen, der seine Überzeugung durch einen mutigen Tod besiegelte.

Die an Cicero über Gebühr getadelte Selbstsucht gibt natürlich auch Weifsenfels zu, aber er bemerkt, die ganz reine, durch keinen Anflug eines persönlichen Interesses getrübte Handlungsweise sei nicht das Alltägliche, sondern etwas höchst Aufsergewöhnliches. Die jammervolle Wirklichkeit vermochte in Cicero das Bild staatlicher Gröfse und Herrlichkeit, mit welchem er sich trug, nicht zu verdunkeln. Sein ideales Träumen mit persönlichem Ehrgeiz verquickt machte ihn unfähig, in einer Zeit, wo rücksichtslose Klugheit die Herrschaft schon angetreten hatte, sich zu halten. Einem Staatsmanne, dem der Blick für das scharfe Erfassen der nächsten Gegenwart fehlte, mufste dieser Mangel in den Zeiten der entfesselten Selbstsucht verhängnisvoll werden, aber er kann dem, der ihn hat, nicht den Mangel sittlicher und intellektueller Inferiorität aufdrücken. Darum hat der moderne Staat in seinem Kampfe gegen den verblendeten Egoismus der Parteien ein wahres Interesse daran, dafs das Bild des schwankenden, irrenden, von den hochgehenden Wogen seiner Zeit schliefslich verschlungenen Staatsmannes Cicero dennoch ein ehrwürdiges bleibe.

Aufser diesen speziellen Schriften über Cicero will ich noch einige Werke erwähnen, in denen vermöge ihres Zweckes eine nähere Würdigung Ciceros nicht umgangen werden konnte. Teuffels Urteil,

der eine vermittelnde Stellung einnimmt[1]), setze ich als bekannt voraus, desgleichen Rankes Äufserungen über Cicero, die ganz seiner wohlwollenden und unparteiischen Gesinnung entsprechen.[2]) Es seien nur angeführt die Geschichte der römischen Literatur von Schanz[3]) und Gardthausens Werk über Augustus und seine Zeit.[4]) Der Standpunkt des Ersteren ist dadurch bezeichnet, dafs er S. 269 bemerkt, um die richtige Würdigung Ciceros habe sich niemand gröfsere Verdienste erworben, als Drumann; auch Mommsen habe in seiner römischen Geschichte mit scharfen Strichen ein Bild Ciceros gezeichnet, das der landläufigen Vorstellung sehr widerspreche.

Nach den bisherigen Erörterungen wird es begreiflich sein, dafs ich seinem Urteile nicht nach seinem vollen Umfange beistimme. Schanz nennt Cicero eine gefallene Gröfse, ein Ausdruck der nichts weniger als glücklich gewählt ist. So lange die lateinische Sprache auf unseren höheren Schulen noch eine Stätte hat, wird der Meister dieser Sprache schon um der formalen Seite willen eine hervorragende Stellung einnehmen müssen. Niemand hat die Bedeutung Ciceros in dieser Hinsicht schöner geschildert als Weifsenfels im 1. Kapitel seines Buches über Cicero als Schulschriftsteller, welches die Überschrift hat „Die klassische Prosa". Eingehend und anschaulich ist hier entwickelt, dafs in Ciceros Sprache der Charakter des römischen Volksgeistes seinen naturgemäfsesten Ausdruck gefunden und in ihm Natur und Kunst sich zu vollkommenster Harmonie vermählt hat.

Eine freundliche Stellung zu Cicero nimmt der Geschichtschreiber des Augusteischen Zeitalters ein. Gardthausen warnt davor, den grofsen Römer jetzt zu unterschätzen, nachdem man ihn früher überschätzt habe, und weist auf die aufrichtige Hochachtung des genialen Cäsar für Cicero hin, welche nicht, wie man so häufig meint, nur aus politischen Erwägungen hervorging. Ciceros vielangefochtene Politik in der letzten Zeit seines Lebens sei von seinem Standpunkte aus die richtige, ja die einzig mögliche gewesen. Eine jede Partei sei verächtlich, welche das Steuer des Staates, das sie Jahrhunderte hindurch geführt, schlaff aus der Hand gleiten lasse, statt so lange daran festzuhalten, bis es ihr mit überlegener Gewalt entrissen werde. Ciceros Gedanke, der den Beistand des jungen Oktavius annahm, den Zwist der Cäsarianer zu benützen und den Ehrgeiz des einen durch den anderen in Schranken zu halten, war an sich gar nicht unpolitisch. Der Erfolg darf bei der Beurteilung nicht allein als Mafsstab angelegt werden. Keiner von Ciceros Tadlern konnte bisher angeben, welche politische Mafsregel Ciceros nach den Iden des März mehr Aussicht auf Erfolg gehabt haben würde. Es ist keine Schande für Cicero,

[1]) S. W. S. Teuffels Geschichte der römischen Literatur. Leipzig, Teubner. 4. Aufl. 1882. S. 296 ffg. und dessen Studien und Charakteristiken. 2. Aufl. 1881. Leipzig, Teubner. S. 362 ffg.

[2]) Leopold Ranke, Weltgeschichte. Duncker und Humblot, Leipzig 1886. II. Bd. 2 Abt.

[3]) Martin Schanz, Geschichte der römischen Literatur. I. Teil. Beck, München. 1890.

[4]) V. Gardthausen, Augustus und seine Zeit. I. Teil. Teubner, Leipzig 1891.

dafs er, wie die meisten seiner Zeitgenossen, seinen jugendlichen Verbündeten unterschätzte, ihm weniger kalte Berechnung, weniger Gewissenlosigkeit, namentlich auch weniger Glück zutraute, als derselbe schliefslich bei Verfolgung seiner Pläne gehabt hat.

Mit Recht betont auch Gardthausen, man dürfe Ciceros Einflufs auf zwei verschiedene Zeitalter, auf die römische Welt und auf die Renaissancezeit, wo er der Vermittler und Lehrer antiker Weltanschauung und humaner Bildung geworden sei, nicht aus den Augen lassen, wenn es sich um seine weltgeschichtliche Bedeutung und seine Einwirkung auf die Geschichte das menschlichen Geistes handle.

In der That soll man bei der Beurteilung grofser geschichtlicher Persönlichkeiten von grofsen umfassenden Gesichtspunkten ausgehen. Wer sich nur an Einzelheiten anhängt, gelangt zur Splitterrichterei; er erhält kein Gesamtbild, sondern eine Karikatur.

II. Ciceros Reden.

Man hat wiederholt darauf hingewiesen, dafs jeder gröfsere Zeitabschnitt ein bestimmtes Bildungsideal habe. Nach diesem richtet sich die Behandlung der Lehrstoffe in der Schule. Bis tief ins 18. Jahrhundert hinein studierte man die lateinischen Schriftsteller hauptsächlich deshalb, um sich die Kunst des schriftlichen und mündlichen Gebrauches der lateinischen Sprache anzueignen. Der Neuhumanismus betonte die sogenannte formale Bildung: man glaubte in den alten Sprachen das beste Mittel zur Übung und Schärfung des Geistes zu besitzen. Obwohl hiebei der Inhalt nicht eigentlich vernachlässigt, sondern von hervorragenden Vertretern jener Richtung ausdrücklich betont wurde, so trat doch die grammatische und stilistische Seite des Unterrichtes in den alten Sprachen in den Vordergrund.

Die neuere Richtung in der Pädagogik will die sprachliche Seite der Altertumsstudien nicht beiseite gesetzt wissen, legt aber ein gröfseres Gewicht auf die lebendige Erfassung des Inhaltes der Klassiker, d. h. sie erstrebt ein gründliches Verständnis der Schriftsteller, um neben der Erweiterung des Wissens und der Schärfung des Verstandes der Schüler auf deren Gemüt einzuwirken und dadurch fruchtbare Antriebe zum sittlichen Handeln und zur Bildung des Charakters zu gewinnen.

Bei einem Rückblick auf die verschiedenen Bildungsideale und Methoden in den früheren Jahrhunderten erhalten wir nicht selten einen erheiternden Eindruck, wenn wir sehen, dafs manche Gelehrte oder Schulmänner sich gewaltig ereifern, pädagogische Grundsätze oder vermeintliche Axiome mit einemmale in die Wirklichkeit umzusetzen, als ob das Heil der Welt oder wenigstens der Schule hievon abhänge. Franz Müller führt aus einem Programme des Salzwedeler Rektors J. F. Danneil, der „für die Jugend lebte und webte“, vom Jahre 1826 folgende Stelle an[1]): „Sollte man bei dem höchst lobenswerten Streben, die klassische Philologie (!) auf dem Gymnasium zu

[1]) Berliner Philologische Wochenschrift. 1890. S. 1100.

heben, bei der Wahl der zu behandelnden Schriftsteller nicht die Grenzen der Schulbildung überschreiten? Ich kann mich noch nicht überzeugen, dafs Äschylus, Thukydides, Plato, vielleicht selbst Sophokles, sowie Cicero de natura deorum und ein grofser Teil von Ciceros quaestiones Tusculanae, des Tacitus Annalen und Historien ins Gebiet der Schule gehören. Nägelsbach sagt, Tacitus sei ihm für die Schulbank fast zu gut".[1]) Heutzutage erklärt man: Für die Schule ist nur das Beste gut genug. Wer sich gegen Sophokles, Plato, Tacitus setzen wollte, würde sich der Gefahr der Lächerlichkeit aussetzen.

O. Frick, der Stimmführer der neueren Gymnasialpädagogik, geht betreffs der Lektüre der Ciceronischen Schriften, besonders der Reden, von dem Grundsatze aus, die Auswahl für die Schule müsse nach bestimmten didaktischen und pädagogischen Gesichtspunkten getroffen werden. Ich stimme dieser Ansicht zu. Nicht der subjektive Geschmack des einzelnen, nicht das herkömmliche Urteil über die Vortrefflichkeit dieser oder jener Ciceronischen Schrift darf bei Bestimmung derselben für die Schullektüre mafsgebend sein.

Sehen wir, von welchen Gesichtspunkten einige hervorragende Gelehrte sich in der vorliegenden Frage leiten liefsen.

Nägelsbach bezeichnet die Reden für Archias, Ligarius, die civilrechtlichen Reden z. B. für Quintius, Cäcina, den Schauspieler Roscius, für Flaccus, kriminalrechtliche Reden wie die für Cluentius als ungeeignet für die Schule. Die von ihm angegebenen Gründe sind mehr allgemeiner Art. Betreffs der Rede für Flaccus z. B. erklärt er, sie sei eine vortreffliche Rede und höchst bedeutend, aber nicht für Schüler. Die Rede für Archias sei unbedeutend; die einzige Stelle über die Studia liberalia habe sie in die Schule eingeführt.

Für die Schullektüre schlägt er diejenigen Reden vor, welche eigentlich nicht Worte, sondern Thaten seien. Solche seien die historischen Staats- und Kriminalreden. Mit der Rede für den Roscius aus Ameria, seiner ersten welthistorischen (?) That, wollte Cicero zugleich eine Waffe schmieden gegen den Tyrannen Sulla. Mit den Reden gegen Verres wollte er nicht nur den Verres bestrafen, sondern mit ihm die ganze zur Faktion gewordene Nobilität. Die Rede über den Oberbefehl des Pompejus ist seine erste politische Rede und zugleich seine erste politische Sünde: es handelte sich um eine verfassungswidrige Gewalt. Aber gerade dieser Umstand müfste uns ja abhalten, die Rede in der Schule zu behandeln. Die Catilinarischen Reden sind eine Rettungsthat zum Besten des Vaterlandes. Nägelsbach setzt weiter hinzu: „Die Verurteilten mufsten eigentlich vor den Centuriatcomitien oder einem ständigen Gerichtshofe abgeurteilt werden. Aber, wenn man nicht geeilt hätte, wären sie höchst wahrscheinlich befreit worden." Diese Bemerkungen Nägelsbachs sind ohne Zweifel richtig. In revolutionären Zeiten würde die jedesmal bestehende Regierung, wenn sie immer den gesetzlichen oder gerichtlichen Weg einschlüge, vermutlich jedesmal den Kürzeren ziehen. Man kann wohl den Schülern sagen, dafs der Spruch: Inter arma

[1]) Gymnasialpädagogik. 2. Auflage. Erlangen, Deichert. 1869. S. 123 ffg.

sibent leges, eine gewisse thatsächliche Berechtigung habe, dafs aber Recht doch Recht bleibe und dafs Cicero ungesetzlich handelte.

Die Rede für Sestius, Ciceros Meisterwerk, gibt eine Geschichte der Politik vor und nach dem Jahre 59, aber er mufs den Cäsar schonen und darf dieses doch nicht auf Kosten der Wahrheit. Die Rede für den Milo verdient das genaueste Studium: im 1. Teil beweist Cicero, dafs Milo nicht darauf ausging, den Clodius zu erschlagen; der entgegengesetzte Beweis ist sichtbar mifslungen. Von den Philippischen Reden verdient die eine oder die andere herausgesucht zu werden; nur in der 2. ist eine Stelle wegen unzüchtigen Inhaltes zu überschlagen.

Die Begründung Nägelsbachs für die Billigung oder Verwerfung der Ciceronischen Reden hinsichtlich der Lektüre in der Schule ist dürftig und einseitig. Jedenfalls mufs die blofse Berücksichtigung des historischen Gesichtspunktes mifsbilligt werden; denn die Reden bilden, wie Weifsenfels wiederholt mit Recht bemerkt, doch nur kleine Ausschnitte aus einer keineswegs erhebenden Zeitperiode. Gerade die wichtigen Gesichtspunkte des sittlichen Gehaltes oder der Rücksicht auf die Charaktere der in Betracht kommenden Personen hat Nägelsbach entweder nicht beachtet, oder sie sind für ihn, wo er es thut, nicht bestimmend, um eine Rede für die Schule zu billigen oder abzulehnen.

K. L. Roth schliefst sich, wie er selbst sagt[1], im allgemeinen in Hinsicht auf die Klassikerlektüre und deren Auswahl den Ratschlägen Nägelsbachs in dessen Vorlesungen über Gymnasialpädagogik an. Wilhelm Schrader thut die Sache ohne alle Begründung mit einigen kurzen Bemerkungen ab.[2] Fr. A. Eckstein meint in seiner Abhandlung über den lateinischen Unterricht[3], zweckmäfsiger als die Ansicht Wolfs, dafs bei einer Auswahl der Ciceronischen Reden auch der historische und antiquarische Gesichtspunkt nicht aufser acht gelassen werden dürfe, sei der Nägelsbachische Standpunkt, dafs nur die Reden zu lesen seien, welche entweder für Roms oder Ciceros Geschichte Bedeutung haben. Seine Begründung gleicht darum im wesentlichen der Nägelsbachischen. Eckstein ist für den Ausschlufs der Rede für den Dichter Archias, besonders auch mit Rücksicht auf das Urteil des Tacitus (dialog. 37): non Ciceronem magnum oratorem faciunt . . . . Quintius defensus aut Licinius Archias — eine für unsere Schulen gewifs unzulängliche Begründung. Er verwirft ferner die Rede für den Marcellus, weil sie den Redner, der dem Cäsar für die Begnadigung des Marcellus dankt, nicht frei zeigt und genaue Kenntnis der politischen Verhältnisse voraussetzt. Wir werden später sehen, dafs Vertreter der neueren Richtung in der Pädagogik gerade diese Rede für pädagogisch in der Schule verwertbar halten. Für

---

[1]) Karl Ludwig Roth, Gymnasialpädagogik. 2. Aufl. Stuttg. 1864. S. 247 ffg.

[2]) Wilhelm Schrader, Erziehungs- und Unterrichtslehre. Berlin, Hempel 1882. 4. Aufl. S. 368.

[3]) In der Encyklopädie des gesamten Erziehungs- und Unterrichtswesens von K. A. Schmid. Gotha, Besser 1881. 2. Aufl. S. 346.

unbedeutend erachtet Eckstein die Rede für den Dejotarus, da sie in Cäsars Wohnung gehalten und von Cicero selbst als unbedeutend bezeichnet wurde. Die Rede für den Ligarius ist nach seinem Urteile fein, aber nicht bedeutend. Auch die Rede für den Roscius aus Ameria scheint ihm für die Schule nicht geeignet zu sein: die Ausführung leide an Breite und lästiger Fülle; des rhetorischen und gelehrten Aufputzes sei zu viel. Er beruft sich auch hier auf Ciceros Urteil selbst. Er stimmt dem Urteile Nägelsbachs bei, dafs privatrechtliche Reden, wie die für den Schauspieler Roscius, für den Tullius, Cäcina, oder kriminalrechtliche, wie die für Cluentius, nicht in die Schule gehören.

Nach Ecksteins Ansicht sind zu lesen: die Verrinischen Reden; die Rede gegen Cäcilius sei ein Meisterstück polemischer Beredsamkeit. In den Reden gegen Verres selbst entfalte Cicero alle oratorische Kunst. Sonderbarer Weise bezieht sich Eckstein auch hier wieder auf Cicero.[1]) Bei Besprechung der Rede über den Oberbefehl des Pompejus gibt er einige bedeutendere Gesichtspunkte an. Sie gehöre teils zur beratenden Redegattung, teils zur Gattung der Prunkrede. Sie gefalle durch die anmutige Darstellung und die klare und einfache Disposition. Darum eigne sie sich trefflich zur ersten Lektüre. Hierauf tadelt Eckstein den Redner wegen seines verfassungswidrigen Vorgehens: derselbe habe seinen bisherigen politischen Standpunkt verleugnet (?) und entweder aus Selbsttäuschung oder selbstsüchtiger Berechnung den Pompejus zum Abgott erhoben. Die 4 Catilinarischen Reden verdienen nach Ecksteins Meinung gelesen zu werden wegen der unzweifelhaften Verdienste Ciceros um die Rettung des Staates, die beiden ersten in der Schule, die beiden anderen in der Privatlektüre.

Bei Empfehlung der Rede für den Murena macht er die Schönheit und Lebendigkeit der Darstellung geltend, von der Sestiana erklärt er ohne weitere Begründung, er möchte sie nicht missen, obwohl Jordan sich dagegen aus dem Grunde ausgesprochen habe, weil der Schüler ohne genaue Detailkenntnis kein lebendiges Interesse daran gewinnen könne und durch Ciceros Selbstlob entschieden gegen ihn eingenommen werde.[2]) Die Rede für Milo nimmt er in den Kanon auf, ohne sich günstig über sie auszusprechen, ebenso die Rede für Plancius, die jetzt infolge der Organisation politischer Clubs behufs der Wahlagitationen verständlicher werde. Von den Philippischen Reden meint Eckstein, man habe jetzt die beiden ersten ausgewählt und das sei das zweckmäfsigste.

Man sieht leicht ein, dafs die Begründungen Ecksteins wie Nägelsbachs ohne wissenschaftliche Bedeutung sind, wenn sich bei ihnen auch manche beachtenswerte Gesichtspunkte finden. Um zu sicheren Ergebnissen zu gelangen, mufs man von bestimmten, auf der psychologischen Pädagogik beruhenden Gesichtspunkten aus-

[1]) Orator § 103 und 210.
[2]) Zeitsch. f. Gym. 10. Bd. S. 659. Citat Ecksteins.

gehen. Sonst kommt man über eine äufserliche Auffassung nicht hinaus.

Mehr prinzipiell hat Hermann Schiller diese Frage angefafst.[1]) Er empfiehlt wegen ihrer sprachlichen und speziell stilistischen Vorzüge die Reden über den Oberbefehl des Pompejus und für Archias. Berücksichtige man die durch die Reden zu erzeugenden typischen Bilder, so würde die erstgenannte Rede Muster der beratenden Gattung, die zweite Vorbild der gerichtlichen Redegattung sein. Beide seien in der 6. Klasse (II[b]) zu lesen, in dieser Klasse aufserdem einzelne der Katilinarischen Reden wegen ihrer Beziehung zur Sallustiuslektüre, jedoch so, dafs sie bei der Lektüre der Katilinarischen Verschwörung des Sallustius episodisch an den betreffenden Stellen eingefügt werden. Mir scheint die geistige Reife der Schüler dieser Stufe für die Lesung der beiden Reden noch nicht auszureichen. Kaum dürfte auch die Rede für den Archias als typisch für die Gerichtsrede gelten können, da der juristische Teil schwach ist und die Abschweifung über die Beschäftigung mit den schönen Wissenschaften und Künsten eigentlich den Kernpunkt der Rede bildet.

Für die 7. Klasse (II[a]) schlägt Schiller die Rede für Milo vor als Muster der gerichtlichen Beredsamkeit und als Quelle eines Stückes Zeitgeschichte. Zudem soll jetzt der in der Rede für Archias in groben Zügen entwickelte Begriff der gerichtlichen Rede feiner ausgeführt werden.

Der 8. Klasse (I[b]) würde die 5. Rede gegen Verres zufallen: sie empfiehlt sich durch ihren reichen kunstgeschichtlichen Inhalt und deshalb, weil dieser mit dem durch Lessings Laokoon erschlossenen Kunstgebiet in Beziehung gesetzt werden kann.

In der 9. Klasse (I[a]) ist die 4. Verrinische Rede am Platze, damit durch sie die eingehendere Kenntnis der Provinzialverwaltung und des Unterthanenverhältnisses am Anfange der Monarchie vermittelt werde. Der Sestiana ferner wäre die 2. Philippische Rede vorzuziehen, weil sie mehr als jene die Vorbereitung auf das Kaisertum zum Inhalte hat und zugleich die eigentliche Invektive repräsentieren könnte.

Die hier mafsgebenden Gesichtspunkte sind das Vorbildliche (Typische), Kulturgeschichtliche, die Verknüpfung mit anderen Unterrichtsgegenständen, das Geschichtliche. Doch kommen sie nur vereinzelt zur Geltung.

In Alys Buch über Cicero sind an den jeweiligen geschichtlichen Zeitpunkten hübsche und trotz ihrer Kürze gut orientierende Inhaltsangaben der Ciceronischen Reden eingefügt. Niemand wird hier weiteres verlangen; denn das Buch will lediglich ein Lebensbild Ciceros bieten und in einem solchen ist die berichtende oder erzählende Form der Darstellung die naturgemäfse. Aber in seiner Abhandlung, wo er von der Bedeutung der Ciceronianischen Schriften für das Gymnasium[2]) handelt, hätte er in der Behandlung der Frage über die Aus-

[1]) Handbuch der praktischen Pädagogik. 1. Aufl. Leipzig, Fues 1886. S. 412.
[2]) Zeitschr. f. Gymn. 1888. S. 732—733.

wahl aus den Reden Ciceros tiefer und gründlicher sein sollen. Die landläufigen Urteile über die vollendete Form, die treffliche Disposition und die Bedeutsamkeit des Inhaltes der Ciceronischen Reden kann uns unmöglich den erwähnten Mangel vergessen lassen. Was Aly übrigens aus dem Seinigen hinzuthut, ist sehr anfechtbar.

Die Vertreter der neueren Pädagogik wollen nicht Cicero, sondern Demosthenes als Ideal des Redners betrachtet wissen. Daraus schliefst Aly, man wolle in Sekunda den Cicero durch Demosthenes verdrängen. Daran denkt meines Wissens kein Vernünftiger: Demosthenes wäre für diese Stufe zu schwierig. Man vergleiche die Lehrpläne der oberen Klassen, welche von Anhängern der Herbartischen Richtung vorgeschlagen werden! Fricks Lehrplan[1]) enthält den Demosthenes nur für das 2. Halbjahr der 8. Klasse neben der Ilias und der Antigone des Sophokles, was eher zu wenig sein dürfte; denn bei dieser Zusammenstellung können die Schüler in dem griechischen Redner kaum recht heimisch werden. Dagegen schlägt Frick die Lesung von Ciceronischen Schriften in den 4 oberen Klassen vor.[2])

Ich stimme Frick bei, dafs eine Untersuchung der Schriften Ciceros nach wirklich pädagogischen und didaktischen Gesichtspunkten eine der wichtigsten nächsten Aufgaben sein wird und dafs die von Aly geführte Untersuchung über den Wert der Ciceronischen Schriften für das Gymnasium so gut wie alles noch zu thun übrig gelassen hat.[3])

In seiner Abhandlung über das Wesen des Gymnasiums[4]) hat Weissenfels auch die Frage behandelt, welche Schriften besonders Gegenstand der Schullektüre sein sollen. Er kommt zu dem Ergebnisse, dafs unsere Zeit eine ungerechtfertigte Vorliebe für die Geschichtschreiber und Redner habe. Nach seiner Ansicht haben z. B. Ciceros rhetorische und philosophische Schriften den Vorzug vor seinen Reden und Briefen. Man stelle heutzutage, beeinflufst durch den politisch-historischen Geist der Zeit, beeinflufst auch durch die Vorliebe, mit welcher auf den Universitäten, dem philosophiefeindlichen Zuge der heutigen Wissenschaft gemäfs, der Körper des Altertums behandelt werde, an den Gymnasien gar nicht das Wesentliche und eigentlich Bildende bei der Erklärung der alten Schriftsteller in den Vordergrund des Interesses. Nur das Öffentliche und Ereignisähnliche imponiere unserer Zeit. Unser Blick sei weniger geschärft, in dem individuellen Leben das ewig Bedeutungsvolle zu erkennen. Man betrachte jetzt alle psychologischen und ethischen Erörterungen als schöngeistigen Quark.

Auch bei der Erklärung Ciceros, meint Weifsenfels, läfst man sich von diesem Grundsatze leiten. Man sucht eine aus dieser Quelle hergeleitete Geschichte eines kurzen Zeitraumes mit allen einzelnen Ereignissen zu gewinnen — und doch sollte man das zu erklärende Literatur-

[1]) L. P. 12. Heft. 1887. Tabelle als Beilage zu S. 20.
[2]) An eben diesem Orte.
[3]) L. P. 18. Heft. 1889. S. 117 und 119.
[4]) Z. f. G. 1886. S. 530 ffg.

werk als eine lebendige Stimme betrachten, welcher mit Verständnis lauschend man das Wehen einer fremden, ganz anders als die unsrige eingekleideten Zeit vernehmen und so durch Vergleichung sich selbst sowie die Erscheinungen der Gegenwart tiefer erfassen lernen könnte. Darum wendet er sich auch gegen Eckstein, der von Ciceros philosophischen Schriften so kühl spreche, während er die Reden empfehle, welche für Ciceros und Roms Geschichte bedeutsam seien. Nach dem Urteile von Weifsenfels sind übrigens die Ciceronischen Reden nichts weniger als lebendige Zeitgemälde. Sie bieten, sagt er, Karikaturen statt der Portraits, statt treuer Schilderung von Zuständen effektvolle und auf bestimmte Absichten berechnete Darstellungen.

Gerade die von Seite Ecksteins aus der Schule ausgeschlossenen Reden für Roscius aus Ameria und für Archias eignen sich nach seinem Urteile am meisten für die Schule, jene wegen der sittlichen Wärme und Wahrheit, womit Cicero seinen Klienten verteidigt, diese, die Schulrede κατ' ἐξοχήν, weil hier aus beredtem und berufenem Munde dem Schüler das Lob der humanen Bildung entgegentönt, zu der ihm der Verkehr mit den Geisteswerken des Altertums verhelfen soll.

In seinem Buche Cicero als Schulschriftsteller entwickelt Weifsenfels dieselben Ansichten ausführlicher. Bei der Verwendung der Literatur eines fremden Volkes handle es sich vor allem darum, durch geschickte Ausnützung des von einem Schriftsteller Dargebotenen und durch passende Anknüpfungen und Weiterführungen alles beleuchten zu lassen, was innerlich für uns bedeutsam sei. Das finde sich nicht bei dem Geschichtschreiber und auch nicht bei dem Redner Cicero, sondern eher bei Horaz und in den rhetorischen und philosophischen Schriften des Cicero. In dem 3. Kapitel, worin er sich eingehend mit Ciceros Reden befafst, führt Weifsenfels zuerst im allgemeinen aus, dafs es von Übel sei, die Parteibestrebungen beim Ausgange der Republik bis in ihre kleinsten Schwankungen mit einem unendlichen Aufgebot von Namen und Daten vorzutragen. Der Redner der damaligen Zeit konnte sich nicht frei erhalten vom Mifsbrauche seines Talentes zu gunsten seiner Partei oder seines Klienten. Nur bei einzelnen der Ciceronischen Reden können wir sagen, die Worte seien dem Redner aus dem Herzen gequollen. Die meisten seiner gerichtlichen Reden gingen aus Aufträgen hervor, denen er sich nicht entziehen konnte, wenn er nicht auf den Ruhm eines Redners verzichten wollte. Auch die politischen Reden können nicht als eine reine und zuträgliche Kost für die Jugend bezeichnet werden; die Erörterungen in seinen Staatsreden machen nur selten den Eindruck einer unparteiischen, objektiven Darstellung. Cicero war Redekünstler, nicht Redner in dem idealen Sinne, welchen er selbst in der Theorie der Beredsamkeit beilegte: seine Reden durchweht ein advokatischer Geist. Deshalb gebührt den Reden Ciceros auf der obersten Stufe des Gymnasiums nicht die oberste Stelle.

In seinen Erörterungen über die einzelnen Reden stellt Weifsenfels die erwähnten Reden für Roscius und Archias oben an. Niemals

später, behauptet er, hat Cicero wieder ein solches sittliches Pathos gezeigt. Zwar nannte dieser später selbst die Rosciana etwas Unausgegohrenes; er stand ihr da so gegenüber, wie Goethe in späteren Jahren seinem Götz.

Hinsichtlich der Reden gegen Verres stimmt er ausdrücklich dem begeisterten Lobe Alys bei[1]) und weist sie der 7. Klasse (II^a) zu; als Klassenlektüre in der Prima bieten sie keine hinlänglich nahrhafte Kost. Die Rede über den Oberbefehl des Pompejus wird von ihm als kunstvoll gestaltet empfohlen; innerlich bedeutsam sei sie nicht. Für die Katilinarischen Reden vermag sich Weifsenfels nicht besonders zu erwärmen. Es sei eine Versündigung an der Jugend, wenn eine Verschwörung, welche nicht aus der Empörung über schreiende Ungerechtigkeiten der bestehenden Verhältnisse geboren sei, der ganzen Breite nach behandelt werde, anstatt dafs man sie in einer Geschichtsstunde kurz abthue. Die Rede für Murena vermag er nicht geradezu zu empfehlen. Man rühme mit Recht ihren Humor, ihre Urbanität, aber sie habe keine reichen Beziehungen zu dem, was uns am Altertum in pädagogischer Beziehung als wichtig erscheinen mufs: sie besitze zu wenig in die Seele dringende Kraft. Die Reden für Sestius und Milo sind nach der Meinung von Weifsenfels für die Schule nicht geeignet. Die erstere umfafst wichtige, aber unerquickliche Ereignisse. Das ungemessene Selbstlob Ciceros verleitet die Jugend zum Spotte. Die darin enthaltenen guten politischen Betrachtungen finden sich besser und glücklicher in Ciceros philosophischen Schriften ausgedrückt. Die Rede für Milo ist der Form nach bewundernswert, dem Inhalte nach interessant, aber sie kann der Seele keine Gedanken von nennenswerter Keimkraft einflöfsen.

Für die Schule passend ist die Rede für den Marcellus. Sie ist psychologisch und pädagogisch bemerkenswert wegen des grofsartigen Charakters des Marcellus, der es verschmähte, den Cäsar um Verzeihung zu bitten. Die Dankesrede ist unwillkürlich den Lippen Ciceros entströmt. Andererseits bedrückt das über Cäsars kostbares Leben Gesagte unsere Seele, wenn wir die Aeufserungen Ciceros über Cäsar nach dessen Ermordung dagegen halten.

Über die Reden für Ligarius und Dejotarus sagt Weifsenfels nichts Weiteres. Die Rede für Sulla gehört in den engsten Kreis der für die Schule allenfalls brauchbaren Reden: der Form nach eine der besten erscheint sie auch dem Inhalte nach als ein bedeutendes geschichtliches Dokument. Die Rede für Plancius hat sogar etwas Sympathisches; preist sie doch die Dankbarkeit als Mutter aller Tugenden. Die Philippischen Reden endlich überragen an Echtheit und Gröfse des Hasses gegen Antonius alle anderen Ciceronischen Reden. Neben den bisher mit Recht bevorzugten ersten zwei Reden sei die 7. von besonderer Kraft und Schönheit: man müsse sich wundern, dafs sie nicht schon lange als den beiden ersten ebenbürtig befunden wurde. Auch die 3. verdiene wohl in der Schule behandelt zu werden.

---

[1]) Cicero, sein Leben und seine Schriften. S. 28.

Das Gesamturteil von Weifsenfels über die Ciceronischen Reden lautet dahin: es fehlt den Gegenständen der Reden bei aller Gröfse doch an der inneren Bedeutsamkeit, welche allein auch bei einer fernen Nachwelt ihnen eine über die Form hinaus sich erstreckende Bewunderung sichern könnte. Sie besitzen inhaltlich zu wenig Substantielles, als dafs man sie der Jugend als Hauptnahrung in den lateinischen Stunden bieten dürfte. Sie behandeln Zustände und Ereignisse, welche auf eine eingehendere Behandlung, als der Geschichtsunterricht sie gewährt, keinerlei Anspruch erheben können.

Was man bei Cicero vermifst, findet sich bei Demosthenes. Dieser bietet sichtlich alle Kraft seines Geistes auf, um die Entschliefsungen seiner Zuhörer in die richtigen Bahnen zu lenken. Er macht stets den Eindruck eines Staatsmannes, dem es nur um die Sache zu thun ist. Er beherrscht auch die Mittel der Rhetorik, aber in diskreter Weise. Bei Cicero dagegen stehen die rhetorischen Kunstmittel und der Aufwand an Worten in zu grossem Mifsverhältnis zu dem nirgends bedeutenden (?) Inhalte.

In der Empfehlung des Demosthenes gegenüber Cicero begegnet sich Weifsenfels mit den Pädagogen der Herbartischen Richtung. Mit Recht. Wir dürfen die Jugend nicht zu viel mit Personen beschäftigen, für die sie keine innere und herzliche Teilnahme empfinden können. Die Person des Redners und der Inhalt seiner Reden mufs den Eindruck des Grofsen, Würdigen, Erhabenen machen. Das ist entschieden bei Demosthenes in weit höherem Grade der Fall als bei Cicero. Sein sittliches Pathos, die Kraft seiner Überzeugung, die Würde seiner Gesinnung ergreifen uns. Wir fühlen, dass wir in ihm einen Feind der Gemeinheit in Gesinnung und That vor uns haben. Er meidet in seinen Philippischen Reden wo möglich das persönliche Gebiet. Wo er es gezwungen berührt, thut er's in vornehmer, nicht in niedriger Art.

Dem Cicero dagegen fehlt die ursprüngliche Kraft der Leidenschaft, die aus der sittlichen Gesinnung unmittelbar ausströmt. In seinem Wesen liegt mehr die Leidenschaftlichkeit. Sittenrein in seinem Lebenswandel, gefällt er sich als Redner in der Ausmalung des Unsittlichen, ja des Obscönen. Mit welch' breitem Pinsel malt er die Gemeinheit eines Gabinius, Piso, Clodius, Antonius! Die Folge ist, dafs, während nach der Lesung einer Demosthenischen Staatsrede die innere Ergriffenheit noch einige Zeit in unserer Seele nachzittert, nach der Lektüre mancher Ciceronischen Reden in uns das Gefühl sittlichen Unbehagens zurückbleibt.

Es kann also keinem Zweifel unterliegen, dass der attische Redner eher als der römische für die Schule vorbildlich ist. Deshalb mufs bei der Auswahl der Ciceronischen Reden der ethische Gesichtspunkt besonders betont werden. Dies hat Weifsenfels gethan, wie er denn auch den wichtigen kulturgeschichtlichen Gesichtspunkt nicht unbeachtet liefs. Dennoch haben seine Urteile über die Ciceronischen Reden etwas Subjektives und Schwankendes. Der Grund liegt wohl darin, dafs er sich nicht gleichmäfsig von bestimmten wissenschaftlichen Grundsätzen leiten liefs. Was endlich seine Bevorzugung der

rethorischen und philosophischen Werke vor den historischen Schriften und den Reden betrifft, so wird er, fürcht' ich, nicht viele Gläubige finden. Kern sagt[1]): Da in der Erfahrung die Erkenntnis, in dem Umgange die Teilnahme wurzelt, so gebührt der geschichtlichen Seite des Unterrichtes, wenn dieser erziehend wirken soll, das Übergewicht, weil aus der Teilnahme die Gesinnungen entspringen, von welchen der sittliche Wert des Menschen am unmittelbarsten abhängt." An einer anderen Stelle[2]): „Dem Geschichtsunterricht obliegt, anschauliche Bilder von Menschen und Zeiten zu geben, dadurch die Teilnahme des Schülers zu erwecken und so zur Charakterbildung beizutragen. Diese Aufgabe wird er nur unvollkommen lösen, wenn den Zöglingen von fernen Zeiten blofs erzählt wird. Sie müssen mit den Denkmälern jener Zeit bekannt und so leibhaftig in jene Zeit versetzt werden." Zu diesen geschichtlichen Denkmälern gehören ohne Zweifel auch die Reden der Alten. Der Jüngling begeistert sich eher für Personen und Gegenständliches als für Abstraktionen und theoretische Fragen. Der psychologische Gesichtpunkt aber ist bei dem erziehenden Unterrichte in erster Linie mafsgebend. Es mufs gefragt werden: Was ist für die Jugend bedeutsam? Der Einwand von Weifsenfels, der Schüler erhalte in den wenigen auf den Gymnasien gelesenen Schriften der Geschichtschreiber und Redner nur ein Teilchen eines grofsen Ganzen, gilt doch in einem gewissen Grade auch von den rhetorischen und philosophischen Schriften. Zudem soll die Kenntnis gewisser geschichtlicher Abschnitte, wie sie durch die Geschichtschreiber und Redner gewonnen wird, den Schülern nicht blofs dazu dienen, das in dem Geschichtsunterrichte Gelernte zu ergänzen und zu erweitern — zu diesem Ergebnisse würde die aufgewandte Mühe allerdings nicht im richtigen Verhältnis stehen, — sondern einen unmittelbaren Einblick in das staatliche und Kulturleben zu gewinnen. Der Eindruck, den die Lesung einiger Bücher des Livius, mehrerer Reden des Cicero macht, ist lebendiger, wirksamer und bleibender, als es der sein kann, welcher durch das Studium ausführlicher neuer Werke über die römische Geschichte hervorgebracht wird. In Rom gehörte zu den Zeiten der Republik die öffentliche Beredsamkeit und die Teilnahme an den Staatsangelegenheiten in höherem Grade zu den treibenden Kräften, welche das ganze Volkstum durchdrangen und bewegten, als das Studium gelehrter Dinge. Freuen wir uns, dafs unser Volk eine mehr dem staatlichen und praktischee Leben zugekehrte Richtung angenommen hat statt der früheren nur zu beschaulichen! Freilich sollen dabei die idealen Güter nicht vernachlässigt werden. Denken und Handeln mufs in der rechten Mischung und in vernünftiger Verteilung beim Jugendunterricht Berücksichtigung finden.

Otto Frik hat es ausgesprochen, eine wissenschaftliche Untersuchung über den didaktischen Gehalt der Ciceronischen Schriften könne nur die Frucht vieler Überlegung, sorgfältigster und sehr kri-

[1]) Hermann Kern, Grundrifs der Pädagogik. Berlin, Weidmann 1883. 3 Aufl. S. 41.

[2]) A. a. O. S. 43.

tischer Prüfung und vielseitigsten Gedankenaustausches unter den Fachgenossen sein[1]). In Rücksicht auf die Reden liegen verschiedene Einzeluntersuchungen vor, die freilich nicht alle von bestimmten wissenschaftlichen Gesichtspunkten, sondern bisweilen von subjektiven Erwägungen ausgehen. Es mögen die wichtigsten hier Erwähnung finden.

Paul Salkowski spricht in einer Abhandlung über Ciceros Rede für den Dichter Archias[2]) gleich Frick die Ansicht aus, es sei aus der Schullektüre alles auszuschliefsen, was inhaltlich unbedeutend und idealen Gehaltes bar sei oder sich nur durch formelle Vorzüge zu empfehlen vermöge. Unter den Ciceronischen Reden sind nach seinem Urteile nur wenige, welche dem wahren Bedürfnisse der Schule wirklich dienen. Unter diesen wenigen gebühre der Rede für Archias eine hervorragende Stelle. Ecksteins Berufung auf Tacitus[3]) könne kein für die Schule mafsgebender Gesichtspunkt sein. Folgende Umstände kommen in Betracht: a) Ciceros Erörterung über die Beschäftigung mit den schönen Wissenschaften und deren Empfehlung ist keine leere Rhetorik und kommt vom Herzen — darum wird die Rede ihre Wirkung auf das jugendliche Gemüt nicht verfehlen. b) Man erkennt die damalige Wertschätzung der Studien bei den Römern, ferner c) die Verschiedenheit der Stellung, welche die Wissenschaft bei den Griechen und Römern einnahm. d) Die Rede gibt vollkommene Gelegenheit, die römische Auffassung von der Tugend als der des Staatsmannes und Bürgers kennen zu lernen. e) Der Wert der Dichtkunst besteht dem Cicero darin, dass sie der Verherrlichung des Ruhmes dient. Da kann dem Schüler der Unterschied zwischen der römischen Anschauung und der unsrigen, die sich auf der Grundlage des Christentums gebildet hat, zum Bewufstsein gebracht werden. Ueberhaupt darf der Lehrer keine Gelegenheit vorübergehen lassen, den sittlichen Gehalt des Altertums zum Verständnis zu bringen. Er soll ein historisches Verständnis des Altertums und des Christentums anbahnen. Eine solche synoptische Behandlungsweise wird dazu beitragen, Interesse für eine sittliche Betrachtung der Dinge zu wecken, und die Grundlage einer idealen Lebens- und Weltanschauung legen helfen. Sie würde auch die idealgesinnten Gegner des humanistischen Gymnasiums versöhnen; denn manche werden gerade deshalb dem Gymnasium entfremdet, weil vielfach ein übermäfsig Gewicht auf formell-sprachliches und gedächtnismäfsiges Wissen gelegt werde.

Der Verfasser geht, obwohl er die Kunstausdrücke der Herbartischen Schule meidet, offenbar von deren Betrachtungsweise aus. Im ersten Punkte (= a) wird man unschwer den Gesichtspunkt der Einwirkung auf das Gemüt und den sittlichen Willen (die Charakterbildung), im zweiten, dritten und vierten (= b, c, d) die Bildung wertvoller, besonders kulturgeschichtlicher Anschauungen und Begriffe, im

[1]) L. P. 18. Heft. 1889. S. 117.
[2]) Zur didaktischen Behandlung der Rede Ciceros für den Dichter Archias. Neue Jahrb. v. Masius. 1888. S. 369 ffg.
[3]) Dial. d. or. 37.

fünften den Gesichtspnnkt der Erkenntnis der Gegenwart durch die Vergangenheit finden.

Gründlich und umfassend sind die Untersuchungen P. Dettweilers über die Rede Ciceros für Roscius aus Ameria und über die Reden gegen Antonius[1]). In seinen allgemeinen Erörterungen über die Rosciana führt Dettweiler aus, kein Vernünftiger werde die Wichtigkeit des Grundsatzes der Herbartischen Lehre von der Bildung der Gedankenreihen im erziehenden Unterrichte leugnen. Aller Unterricht mufs auf psychologischer Grundlage ruhen. Darnach wird man die einzelnen Unterrichtsstoffe prüfen und für die Einfügung in den Lehrstoff abschätzen müssen. Das Ansehen eines Autors gibt an und für sich keinen ausreichenden Grund, sich in der Schule länger mit demselben zu beschäftigen. Das beweist der Umstand, dafs wir auch aus unsern grofsen deutschen Klassikern lediglich eine Auswahl für die Schule treffen.

Der didaktische Gehalt mancher noch heute im grofsen Ansehen stehender Schriften Ciceros ist geringfügig, wenn man nicht blofs die Verstandesbildung, sondern auch die Pflege des Gemütes und die Heranbildung eines kräftigen Willens erzielen will und auch das Verständnis der Gegenwart, auf das im letzten Ziele doch aller Unterricht gerichtet sein mufs, im Auge hat. Bei der Untersuchung über irgend eine Ciceronische Rede ist auch zu fragen, ob ihr Inhalt eine typische d. i. vorbildliche und allgemeingiltige oder nur eine atomistische Bedeutung hat.

Bei der Prüfung des didaktischen Wertes der Rede für Roscius geht Dettweiler aus a) von den historischen Gesichtspunkten; b) von dem Werte der Rede nach den Gesetzen der didaktischen Psychologie; c) von dem Gesichtspunkte der Konzentration d. i. der Fühlung der Rede mit anderen Unterrichtsstoffen.

Unter a) werden die Ansichten erörtert, nach welchen bisher die alten Schriften überhaupt und die Rede für den Roscius im besonderen mit Beziehung auf die Schule betrachtet wurden.

Die Untersuchungen in b) werden wieder nach 4 Gesichtspunkten geführt. Ziffer 1 erstreckt sich auf die Zeit, die Personen und Persönlichkeiten und die Gattung der Rede (Wesen des Objekts). Die Zeitverhältnisse werden als trostlos geschildert. Ciceros Persönlichkeit erscheint nicht im besten Lichte: er zeigt sich klug, seine zur Schau getragene Bescheidenheit ist mehr ein rhetorischer Kunstgriff. Eher wäre sein Mut zu loben, aber der Wert desselben sinkt, wenn man die Beweggründe des Redners in Anschlag bringt. Sullas Persönlichkeit kann auch in Ciceros Darstellung unsere Sympathie nicht gewinnen. Die übrigen Personen verdienen noch weniger unsere Teilnahme. Auch die Sullanische Zeit ist nicht typisch, da sie nichts Vorbildliches für die Revolution im allgemeinen bietet. Ebensowenig ist die Rosciana typisch als gerichtliche Rede (Gattung

[1]) **Untersuchungen über den didaktischen Wert Ciceronianischer Schulschriften. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. I. Heft. Die Rede pro Roscio Amerino 1889. 80 S. II. Heft. Die Philippischen Reden. 1892. 146 S.**

des Objekts). So z. B. findet sich in der Beweisführung manches nicht eigentlich zur Sache Gehörige (c. 20—26). Das 19. Kapitel ist durch § 58 in anderer Form wiederholt. Der Beweis gegen Roscius Magnus ist keineswegs zwingend. Auch der Stil der Rede ist nicht musterhaft. Cicero ist noch im rednerischen Schwulst (Asianismus) befangen; seine Sprache ist noch unfertig, was aus manchen dichterischen und archaisch-vulgären Ausdrücken hervorgeht.

Ziffer 2 des Abschnittes b) bezieht sich auf die Einführung in die geschichtliche Welt an und für sich und auf die didaktische Verwendbarkeit ihrer Persönlichkeiten und Verhältnisse. Die Rosciana bezeichnet keine Hauptepoche im geschichtlichen Leben der Römer und tritt deshalb nach der Seite des empirischen Interesses aus dem Rahmen unbedeutender Litteraturwerke nicht heraus. Sie ist eine Parteirede und darum keine geschichtliche Quelle. Die Schilderungen der Persönlichkeiten und Verhältnisse in der Sullanischen Zeit sind einseitig, folglich eine unvollkommene Quelle. Endlich soll der Schüler nicht zu lange Zeit auf die stete Darstellung eines absterbenden Staatswesens verwenden.

Ziffer 3 des Abschnittes b) behandelt die Verhältnisse der Rede, insofern sie das Verständnis der Gegenwart und unseres Volkstums fördern. Hier kann dem Schüler das römische Gerichtswesen, der Unterschied zwischen Privat- und Kriminalprozefs, das Gerichtsverfahren, die Zusammensetzung des Gerichtes, Ankläger und Verteidiger, Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des Verfahrens klar gemacht und in Verbindung zu unserer Zeit gesetzt werden. Aber alle diese Dinge lassen sich dem Schüler auch aus anderen kleineren Reden Ciceros, aus seiner Schrift über den Redner, aus Horatius, Tacitus nahe bringen und noch dazu aus Büchern, welche durch reicheren Gehalt geschichtlicher Epochen, kulturgeschichtlicher Typen und ethischer Begriffe eine wirksamere Charakterbildung ermöglichen.

Ziffer 4 des Abschnittes b) bezieht sich darauf, ob die Lektüre der Rosciana geeignet sei, auf die Strebungen der menschlichen Seele einzuwirken. Dettweiler erörtert hier die Wirkungen der Rede auf den Natursinn, den religiösen Sinn, das sittliche Interesse, die Pflichten gegen die Mitmenschen, besonders die Eltern, die Macht des Gewissens, die Freundschaft, Wahrhaftigkeit und Redlichkeit in der Durchführung eines übernommenen Mandats. Es wird das empirische, spekulative, soziale, ästhetische Interesse zum Mafsstabe der Prüfung genommen und die Ausbeute als geringfügig erklärt.

Im Abschnitte c) wird nach dem Gesichtspunkte der Konzentration die Rede zunächs in Verbindung gebracht mit der römischen Geschichte in der 7. Klasse (II^a). Dann aber müfste die Reihe Gracchus, Marius, Sulla, Pompejus, Cäsar, Antonius, Octavianus mit annähernd gleicher quellenmäfsiger Genauigkeit genommen werden, was unmöglich ist. Manche Beziehungen zur Rechtswissenschaft, Landwirtschaft, zur Sklaverei und menschlichen Gesellschaftsordnung sind vorhanden, aber der kulturgeschichtliche Standpunkt ist bei der Frage nach konzentrierender Behandlung der Lektüre nicht ausreichend,

sondern der Gegenstand der Arbeit mufs für den Zögling Wert und Bedeutung haben. Dazu aber gehört, dafs namentlich die sittlichen Ideen im ausreichenden Mafse vorhanden sind, so dafs sie zu einem Ganzen verknüpft die ideale Persönlichkeit darstellen und so auf die Persönlichkeit des Schülers einwirken können.

Das Ergebnis seiner Untersuchungen hat Dettweiler in einem kurzen Rückblick zusammengefafst. Es lautet dahin, dafs die Rede Ciceros für den Roscius erzieherische Ideen nur im geringen Grade enthalte: darum müsse sie aus der Schule verschwinden.

Franz Müller hat in einer Beurteilung der Dettweilerischen Schrift[1]) sich im allgemeinen zustimmend geäufsert. Er würde gerne schon aus dem äufsern Grunde auf die Lesung der Rosciana verzichten, weil sie stilistisch ein nicht unbedenkliches Muster und auch textlich nicht gut daran sei. Er hofft, nach den Gesichtspunkten Dettweilers zerlegt und blofsgestellt werde die Rede in Znkunft weniger zur Langweile der Schüler gelesen werden. Aber bei dieser kritischen Zerpflückung und Durchsichtung antiker Autoren dürfe man nicht vergessen, dafs die Alten keine Jugendschriften geschrieben haben, am wenigsten solche, die sich ohne alle Schwierigkeit in die nach 2000 bis 3000 Jahren mafsgebenden Verhältnisse hineinpassen liefsen. Auch die Herbartischen Tendenzen würden nicht unverändert bleiben, wie sie nicht die alleinherrschenden seien.

Der letzte Satz wird wohl richtig sein. Aber wenn auch die Schriften, die wir in der Schule lesen, nicht für die Jugend geschrieben sind, wenn auch die Bildungsziele und Bildungswege im Laufe der Zeiten sich immer wieder wandeln werden, es wird stets Aufgabe der Gelehrten und Schulmänner bleiben, zu untersuchen, welche Schriftwerke am besten der Jugendbildung dienen. Dabei wird immer im Einklange mit den Anschauungen einer bestimmten Zeit die eine Schrift sich als zweckmäfsiger, fruchtbarer und geistbildender darstellen, als eine andere. (Schlufs folgt.)

Burghausen. Dr. A. Deuerling.

Anregung für unsere Schüler-Lesebibliotheken.

An den meisten Gymnasien mag wohl die Einrichtung getroffen sein, dafs die Schülerbibliothek in Klassbibliotheken geteilt ist, welche von den Ordinarien, die ja bei uns fast ausnahmslos den deutschen Unterricht in ihren Klassen erteilen, verwaltet werden. Ohne Zweifel ermöglicht nur diese Einrichtung eine heilsame Einwirkung auf die häusliche Lektüre des Schülers, eine Einwirkung, die ja die Wahlfreiheit des Schülers durchaus nicht aufzuheben braucht.

Ein wirklich durchgreifender Einflufs wird erst durch Erfüllung einer anderen Bedingung ermöglicht. Es mufs ein und das andere Buch nicht in einem Exemplare vorhanden sein, auch nicht in mehreren,

[1]) Berliner Philologische Wochenschrift. 1890. S. 1099.

sondern in so viel Exemplaren, als Schüler in der Klasse sind. Werden diese Exemplare gleichzeitig hinausgegeben und ein Termin gesetzt, bis zu welchem alle sich mit dem Buche vertraut gemacht haben sollen, so kann sowohl bei Hinausgabe des Buches eine Anleitung zum Lesen, beziehungsweise eine Angabe von Gesichtspunkten, deren Beachtung besonders fruchtbar zu sein verspricht, stattfinden, als auch nach Abfluſs der Frist das Buch nach seinem Inhalte im allgemeinen oder nach besonders anregenden Seiten mit den Schülern besprochen werden. Insbesondere werden Schülervorträge, welche von einer der ganzen Klasse bekannten Lektüre ihren Ausgang nehmen, für den Vortragenden wie für die Hörer anregender und fördernder sein.

Manche Werke, wie die dramatischen Dichtungen von Goethe, Schiller, Shakespeare und Kleist, sind so billig zu erwerben, daſs wohl an den Schüler die Forderung gestellt werden darf, daſs er sich jedes derselben, sobald es als Gegenstand der Schulbehandlung aufgestellt wird, auf eigene Kosten schaffe zum dauernden Besitze. Auch Lessings Laokoon, oder die Dramaturgie mag — zumal in verkürzter Schulausgabe — von den Schülern angeschafft werden, obwohl schon hier in manchem Jahre es recht wohl thäte, wenn man zur Probe eine Abhandlung aus dem Ganzen mit der Klasse besprechen möchte, den Schülern das Buch gratis in die Hand geben zu können. Aber wie fange ich es an, in Grillparzers Eigenart, in Martin Greifs vaterländische Stücke einzuführen, ohne zu harte Anforderungen an die Geldbeutel der Eltern zu stellen? Und doch — soll, was das lebende Geschlecht schafft, ungenützt liegen, unfruchtbar besonders für die Schule, bis auch seine Werke nach dem Gesetze über das geistige Eigentum vogelfrei sind? H. v. Kleists Prinz von Homburg hat eine mehr als 50jährige Vergessenheit überdauert und thut nun seine Wirkung; aber welcher Schade, daſs dies Buch so lange ungenützt blieb! Die Schule soll allerdings Einseitigkeiten der Zeitrichtung keinen Eingang gestatten, aber das Gute, das die Zeit schafft und das mit besonderer Kraft die Gemüter ergreift, möchte sie doch nützen.

Auſser den Kosten findet sich noch ein anderes Hindernis. Manche vorzügliche Schrift findet sich in einer Gesellschaft, welche für die halbreife Jugend entweder wertlos oder gerade unzulässig ist. Unter den Vorträgen des Naturforschers Helmholtz (Bd. II) findet sich eine Abhandlung „Über die akademische Freiheit auf deutschen Universitäten“. Dieser Vortrag bietet eine Fülle von Aufklärung und Anregung: wie wenig Anstalten werden wohl das Buch in ihrer Schülerbibliothek haben? ja man wagt kaum das Buch überhaupt zur Anschaffung für diesen Zweck zu empfehlen, da die anderen Aufsätze darin meistens über den Standpunkt selbst der meist entwickelten Oberklässer hinausgehen? In den preuſsischen Jahrbüchern (April 1886) ist ein Aufsatz von H. Delbrück: „Über die Bedeutung der Erfindungen in der Geschichte“. Nach meiner Meinung eine höchst anregende Lektüre, aber wer wird die pr. Jahrbücher für die Schülerbibliothek anschaffen wollen?

Es liefse sich wohl ein Modus finden, dafs die Schule besonders fruchtbringende Schriften verwenden könnte und zugleich dem Autor noch bei seinem Leben eine bescheidene Frucht seines Schaffens erwüchse. Anstatt allgemein zu reden, mache ich mich durch einen ganz bestimmten Vorschlag verständlich. — Doch vorerst dessen Vorgeschichte. Von M. Greifs vaterländischen Dramen habe ich einige in früheren Jahren der Gesamtheit meiner Schüler in der Weise zugänglich gemacht, dafs ich das betreffende Buch unter ihnen zirkulieren liefs, bevor ich es in der Schule besprach. Ich hatte es nicht zu bereuen, doch es genügte mir nicht. Im letzten Sommer wendete ich mich brieflich an den Dichter, und Herr Greif kam mir sehr freundlich entgegen; seine Vermittlung bei der Verlagshandlung und eine freigebige Aufwendung für die Lesebibliothek meiner Klasse von Seite des Rektorates — eine Aufwendung, wie sie aber nicht jedes Jahr erwartet werden darf — bewirkte, dafs ich eine ausreichende Zahl von Exemplaren besitze, um jedem Schüler eines in die Hand zu geben. Das ist recht hübsch, aber es genügt mir noch nicht. — Nun mein Vorschlag.

Um zunächst nicht zu reden von einem Zusammengreifen der sämtlichen deutschen Mittelschulen: wenn die sämtlichen bayerischen Gymnasien eine Schrift — Dichtung, Abhandlung, Rede — für den angedeuteten Zweck sich anschaffen wollten, so würden ungefähr 1000 Exemplare gesicherten Absatz haben. Ich zweifle nicht, dafs der Autor und die Verlagsbuchhandlung — denn ich denke nicht daran, diese zu umgehen — bei solchem Absatze noch immer ihre Rechnung fänden, wenn das Buch zu sehr niedrigem Preise abgegeben würde; dabei käme noch als besonderer Vorteil in Betracht, dafs man sich der Qualität des Papieres und der Gröfse des Druckes versichern könnte, wie wir Schulmänner sie wünschen mögen.

Stellen sich z. B. die Kosten der Herstellung eines Buches von 100 Oktavseiten auf gutem Papier mit ziemlich grofsem Drucke auf 200—250 Mk., erklärt sich der Autor des bereits erschienenen Buches dem guten Zwecke zu Liebe mit einem nicht zu hohen Honorar zufrieden, macht der Verleger in Anbetracht, dafs er gar kein Risiko trägt und der weitere Absatz fast gar nicht beeinträchtigt wird, mäfsige Ansprüche, so vermöchten wir gute Bücher des bezeichneten Umfanges in der erforderlichen Zahl von Exemplaren ohne übermäfsige Anspannung der finanziellen Leistungsfähigkeit unserer Lesebibliothek einzuverleiben. Nach und nach würde sich ein Schatz vorzüglicher Werke sammeln, die wohl anregender und fruchtbringender gemacht werden könnten, als die bisherige zersplitterte Privatlektüre.[1])

Ich habe absichtlich keine Einzelvorschläge gemacht, um den Grundgedanken lauter heraustreten zu lassen. Nur einen mache ich, von dem ich glaube, dafs an ihm sich derselbe erproben könnte.

---

[1]) Ich bemerke hier ausdrücklich, dafs ich weit entfernt bin, den individuellen Neigungen allen Spielraum nehmen zu wollen; es bleibt wünschenswert, dafs der Einzelne in der Lesebibliothek auch etwas für seine Eigenart und Richtung Förderndes finde.

Welchen Wert die Greif'schen Dramen für die Schule haben könnten, ist hier nicht der Ort eingehend zu besprechen; es genüge, wenn ich daran erinnere, dafs sie ihre Würdigung in Lyons Zeitschrift für den deutschen Unterricht gefunden haben. Für die bayerischen Schulen haben dieselben noch besondere Bedeutung, insoferne die meisten aufser dem deutsch nationalen Elemente noch Erinnerungen an wichtige Ereignisse der bayerischen Geschichte pflegen. Herr Martin Greif ist seiner Zeit meinen Wünschen, die er zunächst auf meine unmittelbare Lehrthätigkeit bezog, so freundlich entgegen gekommen, dafs ich nicht zweifle, die Anstaltsbibliotheken würden ein gleiches Entgegenkommen finden, wenn sie den Anlauf nähmen, sei es mehrere, sei es eine seiner vaterländischen Dichtungen, dem eisernen Bestande einzuverleiben. Glückte dieser Versuch zur Zufriedenheit, so könnte weiter gegangen werden und die Frage des Lesebuches für höhere Klassen wäre endgültig gelöst.

Regensburg. Ferd. Schöntag.

Ducrues Universalträger für stereometrische Fadenmodelle.

Den Teilnehmern der letzten Generalversammlung in Augsburg ist der Apparat, um welchen es sich hier handelt, wohl bekannt; hat er doch nicht nur bei Fachkollegen sondern auch bei den übrigen Besuchern der Versammlung grofses Interesse erregt.

Ich glaube, es wird wohl Jeder schon bei dem ersten Anblick des Apparates die Überzeugung gewonnen haben, dafs man es hier mit einer sehr praktischen und äufserst einfachen Vorrichtung zu thun hat, mit welcher man der mangelhaften Raumvorstellung vieler Schüler erfolgreich zu Hilfe kommen kann.

Ich halte es deshalb für nützlich, den Universalträger durch eine Besprechung in diesen Blättern in weiteren Kreisen bekannt zu machen.

Ein von 12 Holzstäben zu je 40 cm Länge gebildeter Würfel ist an 2 gegenüberliegenden Flächen mit grofslochigem Drahtstoff überspannt. Zieht man nun Schnüre von verschiedener Farbe durch passend gelegene Löcher der Gitter oder legt man Messingstäbchen mit Hülsen, welche eine Verlängerung der Stäbchen gestatten, ein, so entstehen die gewünschten Raumgebilde in grofser Deutlichkeit. Der Schüler kann alle Linien an und in dem dargestellten Raumgebilde in der richtigen gegenseitigen Lage erkennen, die Streckenverhältnisse und Winkelgröfsen (durch eingelegte Papierschablonen) direkt abmessen.

Schon bei den ersten Lehrsätzen in der Stereometrie z. B. über eine Gerade, die auf einer Ebene senkrecht steht; über die Parallelen, von denen eine ein Lot zu einer Ebene ist, ergeben sich in der Beweisführung grofse Schwierigkeiten, wenn der Schüler keine Raumvorstellung hat, noch mehr ist dies der Fall bei dem Satze über das Verhältnis der 3seitigen Pyramide zum Prisma bei gemeinsamer Grundfläche und gleicher Höhe u. s. w. Nun hat man sich von jeher durch Zusammenstellung von gerade zu Gebote stehenden Gegenständen:

Hefte, Bleistifte, Federhalter u. s. w. oder durch eigene Modelle geholfen. Das erstere Verfahren hat den Vorzug, daſs der Schüler die Figur nach und nach entstehen sieht, das 2. ist bequemer. Der Universalständer vereinigt die beiden Vorzüge.

Die mechanische Werkstätte „Böhm und Wiedemann", welche den groſsen Würfel anfertigt, hat jetzt auch ein kleines Modell für den Handgebrauch der Schüler hergestellt, bei dem die Kante 20 cm miſst. (Preis 1,40 M.). Damit ist es dem Schüler möglich gemacht, zu Haus die Lehrsätze an einem Modell (das er sich freilich selbst erst herstellen muſs, was aber eine sehr gute Übung für ihn ist), zu studieren und zugleich die perspektivischen Zeichnungen verstehen und anfertigen zu lernen. Hält er nämlich den Würfel so gegen das Sonnenlicht, daſs der Schatten der Fäden auf eine Papierfläche fällt, so entsteht hier die Zeichnung. Daſs ein findiger Schüler, welcher keine Auslagen machen will oder kann, den Würfel sich selbst aus Holz und Stramin fertigen wird, ist gewiſs kein Nachteil des Modells. Es reizt unter allen Umständen zur Selbstthätigkeit an. Ich glaube, durch Anbringung eines dritten Gitters, das parallel zu den anderen verschiebbar ist und im Nichtgebrauchsfalle herausgenommen werden kann, könnte die allgemeine Brauchbarkeit noch mehr erreicht werden. Es könnten dann auch Querschnitte, das Oktaeder und, wenn man so sagen darf, 2/3 vom Ikosaeder dargestellt werden. Die groſse Einfachheit würde freilich dadurch vielleicht in etwas verloren gehen. Schlieſslich dürfte noch zu erwähnen sein, daſs der Ständer auch bei der Lösung von vielen Aufgaben die besten Dienste leistet. Sind ja zunächst schon die Aufgaben über Linien, Schnitte, ein- und umbeschriebene Körper beim Würfel besonders mannigfaltig und lehrreich. (Siehe z. B. Lehrproben und Lehrgänge aus der Praxis der Gymnasien Jhrg. 1884 Heft 3. Dr. Erler: Der Würfel b.) als Wiederholung der einleitenden Kapitel der Stereometrie in Secunda).

München. Dr. Rinecker.

Zum lateinischen Aristoteles und Porphyrius.

II.*)

Der von Busse, Comment. in Arist. graeca. vol. IV, pars I, p. XXXII und 24 ff. für die boethianische Übersetzung des Porphyrius angewendete Monac. 4621 saec. XII ist nachweislich von dem Busse unbekannt gebliebenen Monac 14516 saec. X—XI abhängig und hat sogar Randscholien des letzteren in seinen Text aufgenommen. Den Scholien von 14516 weiter nachgehend verglich ich den geschlossenen Kommentar in Monac. 14779 saec. XIII und fand zwar zwischen diesen beiden codd. keine nennenswerte Ähnlichkeit, machte aber die Beobachtung, daſs die Erklärungen des Anonymus in 14779, Bl. 31 ff., ohne daſs von völliger Gleichheit zu reden wäre, häufig doch ganz auffallend

*) Cf. Bd. XXVIII d. Bl. S. 595: „Zu Pseudo-Augustins Categoriae", wo Z. 2 „Ansicht" statt „Vermutung" und Z. 9 „iacere" statt „carere" zu verbessern ist.

übereinstimmen mit A b ä l a r d s glossae in Porphyrium, welche Cousin, ouvrages inédits d'Abélard, S. 553 ff. aus Sangerman 1310, Bl. 29 ff. unvollständig herausgegeben hat. Mehrmals läfst sich Cousin nach dem Monac. berichtigen. Anders geartet ist die Hs von St. Gallen Nr. 833, saec. XIII, gleichfalls Erklärungen zu Aristoteles-Porphyrius enthaltend; die Namen Cuono, Henric, Heberart, Wernere kommen übrigens nicht, wie man dem St. Galler Katalog nach erwarten könnte, im Kontext vor, sondern stehen isoliert auf eigener Seite und beziehen sich mit den dabei erwähnten Büchertiteln entweder auf Schulvorträge oder auf Bücherschenkungen dieser vier Männer.

Speier. G. S c h e p f s.

II. Abteilung.

Rezensionen.

Theletik. Grundzüge einer Lehre vom Willen. Von Dr. H. Kratz. Gütersloh, Bertelsmann 1891. 19 Seiten. 8. — Ästhetik. Grundzüge einer Lehre von den Gefühlen. Von Dr. H. Kratz. Gütersloh, 1891, ebendaselbst. 68 Seiten. 8.

Das redliche Streben des Verf., in Kürze die Hauptthatsachen des menschlichen Wollens und Fühlens darzustellen, verdient zwar alle Anerkennung; aber ein Fortschritt der Wissenschaft ist in den beiden Schriftchen nirgends zu erblicken, vielmehr erscheinen in denselben manche Verhältnisse, welche von anderen Psychologen bereits genügend klargestellt sind, wieder verdunkelt und verwirrt.

Beim Lesen dieser Grundzüge habe ich das Gefühl gehabt, als ob der Verf. das wirkliche Seelenleben nicht mit ganz freiem Blick betrachte, sondern auf ähnliche Weise wie die Scholastiker des Mittelalters es in gewisse dogmatische Schablonen zwängen möchte. Daher kommt wohl auch seine mir wenig zusagende Dreiteilung des Menschen in Leib, Seele und Geist. Sein Vorschlag, zwischen der bewufsten und unbewufsten Seelenthätigkeit so scharf zu unterscheiden, dafs man das bewufste Denken, Fühlen und Wollen in einer besonderen, Pneumatologie genannten Wissenschaft behandelt, deren Unterabteilungen Logik, Ästhetik und Theletik wären, wird sicherlich nirgends Anklang finden. Welche Wissenschaft soll denn dann vom unbewufsten und unwillkürlichen Vorstellen und vom unbewufsten Begehren handeln? Diese geschehen doch wohl nach den nämlichen Gesetzen, wie das bewufste Vorstellen und Begehren. Wozu also eine so strenge Scheidung? Warum soll z. B. ein Schlufs, den ein Kind unbewufst macht, in einer anderen Wissenschaft behandelt werden, als der nämliche Schlufs, wenn ihn ein Mann mit Bewufstsein vollzieht?

In der „Theletik" (S. 7) definiert K. das Wollen als ein bewufstes Streben. Jedoch seit Schopenhauer und Hartmann ist man gewöhnt, auch das unbewufste Streben als ein Wollen zu bezeichnen. Zudem ist mit dieser Definition die Schwierigkeit nur um eine Stufe hinausgeschoben. Es hätte sich darum gehandelt, das Streben zu definieren. Die richtige Definition scheint mir zu sein: Der Wille ist die Fähigkeit der Menschenseele, ihre eigenen Vorstellungen und die Muskeln ihres Leibes zu bewegen.

Seltsam ist die Unterscheidung des Verf. zwischen einer formalen

und materiellen Seite des Wollens. Er denkt sich das Wollen wie ein Gefäfs, in das jeder beliebige Inhalt gefüllt werden kann. Aber im Bewufstsein erscheinen nur einzelne, bestimmte Willensakte, deren Form und Materie fest vereinigt sind. Wer wollte die Grenze bestimmen, wo das Formale im Wollen aufhört und das Materielle anfängt? Warum sollen Herbeiführen und Verhüten nicht der Inhalt des Wollens, sondern nur dessen Form sein? Demnach ist denn auch, was K. über die Willensfreiheit sagt, recht mangelhaft. Materiell, meint er, ist der Wille des Menschen nicht frei, formell aber ist er teils frei, teils unfrei. Die teilweise formelle Freiheit läfst er daraus hervorgehen, dafs der Mensch oft das Gefühl des freien Willens, d. h. der freien Wahl zwischen Herbeiführung und Verhütung einer Sache hat. Aber das ist ja lediglich der längst als ungenügend erkannte Beweis des Cartesius für die Willensfreiheit. Wer über die ungemein schwierige Frage der Willensfreiheit zu einem befriedigenden Ergebnis gelangen will, mufs schon etwas tiefer ackern.

Die Lehre von den Gefühlen nennt K. „Ästhetik" und gebraucht so dieses Fremdwort, dessen sich bereits Baumgarten und Kant in verschiedener Bedeutung bedienen, in einem neuen, dritten Sinn. Für die Klarheit unserer philosophischen Kunstsprache ist das jedenfalls nicht förderlich, zumal da es der Grundbedeutung des griechischen Wortes widerspricht. Aufserdem vermengt K. den Gefühlssinn, der zum Wahrnehmungsvermögen gehört, mit demjenigen Gefühl, welches als zweites Hauptvermögen der Seele behandelt zu werden pflegt. Wenigstens sagt er nichts davon, dafs wir Wahrnehmungen machen, wenn wir Hunger, Durst, Hitze, Kälte, körperlichen Druck u. dergl. fühlen. Die Triebe rechnet K. (Ästhetik S. 17 u. 44) zu den Gefühlen, obwohl sie doch offenbar Begehrungen sind. Die Affekte verwechselt er mit den Leidenschaften (Ästh. S. 10) und verursacht hiedurch eine in anderen Psychologien längst beseitigte Begriffsverwirrung. Dafs die Angst ein Affekt und keine Leidenschaft ist, liegt doch wohl auf der Hand; trotzdem will K. alle sehr starken Gefühle Leidenschaften nennen.

Die Bemühungen unserer Physiologen und Psychophysiker, durch exakte Forschung und Experimente über die Thätigkeit des Gehirns und Nervensystems etwas Sicheres in Erfahrung zu bringen, haben bekanntlich schon zu manchen Ergebnissen geführt, z. B. zur Entdeckung der psychomotorischen Centren in der grauen Gehirnrinde (Vgl. meinen Aufsatz über den inneren Willen im XVI. Bd. d. Bl. (1880) S. 303 f.). K. jedoch erwähnt von diesen Dingen kein Wort, sondern begnügt sich damit, die Bestrebungen unserer Psychophysiker als wissenschaftliche Spielereien zu bezeichnen (Ästh. S. 14, Anmerkung).

Nach alledem kann man denjenigen, welche ihre psychologischen Begriffe wissenschaftlich zu läutern gedenken, das Studium der beiden Schriftchen kaum empfehlen.

Bayreuth. Ch. Wirth.

R. Eucken, Der Kampf um das Gymnasium. Stuttgart, Cotta. 1891.

Der Verfasser, Professor der Philosophie an der Universität Jena, liefs im Spätherbst 1891 in der Münch. Allg. Zeitung folgende 3 Abhandlungen erscheinen „Die Schule und die Zeit“, „Friedr. Aug. Wolf und die gegenwärtigen Probleme des höheren Unterrichts“, „Worüber sind wir bei der Schulreform einig?“ Diese gehaltvollen Aufsätze, welche nunmehr in einem Büchlein vereint herausgegeben sind, beanspruchen in der That eine mehr als vorübergehende Beachtung; denn die angeführten Themen sind nicht mittels allgemeiner Schlagwörter, sondern in eindringlicher, philosophischer Weise behandelt.

Zunächst gilt ihm der massenhafte Zudrang zu den gelehrten Studien als ein Stück einer allgemeinen, nicht blofs bei uns sondern überall vorhandenen sozialen Bewegung, hervorgegangen aus dem Bestreben der mittleren und unteren Volksschichten, an den Vorteilen der höheren Bildung Anteil zu haben.

Eucken bekämpft entschieden das in der neueren Zeit, besonders in Preufsen, immer weiter um sich greifende Reglementieren, welches die Richtung auf Selbstthätigkeit unterdrücke und den sichtbaren in Zahlen und Noten ausdrückbaren Erfolg als ausschlaggebend ansehe. Den einzelnen Lehrfächern, besonders den klassischen Sprachen, müsse der bildende Charakter gewahrt werden, da man gerade hier auf freudige Thätigkeit angewiesen sei. Bei dem Streben nach massenhaftem Einzelwissen komme häufig der Geist des Altertums nicht zur Geltung. Das sei eine der Ursachen, weshalb von Seite der Jugend vielfach die innere Empfänglichkeit fehle: sie suche die drückenden Fesseln möglichst bald abzuschütteln.

Aber auch in der Zeit selbst liegen Hemmnisse für die bildende Kraft des Unterrichts: Die Stärke unserer Zeit liege im Technischen, im Praktischzweckmäfsigen. Es mangle an rein menschlichen gemeinsamen Zielen, an festen Idealen: das mache sich auch in der Religion, Philosophie und Kunst bemerklich. Die früheren Ideale, besonders der Gedanke von der Unersetzlichkeit des Altertums, seien erschüttert. Würde dem modernen Geist, welcher sich in eigenen Problemen gefällt, nachgegeben und die sprachlich-historische Bildung zurückgedrängt, so würde die Erkenntnis des Zusammenhanges der Dinge, der Überblick über die verschiedenen Epochen unmöglich. Auch soll der jetzige stürmische Lebensprozefs einen Gegensatz und Gegenhalt an der Einfachheit des Altertums, am Reiche des Schönen erhalten. Die Tiefe unseres Lebens beruht auf der gegenseitigen Entwicklung und Ergänzung des Antiken und Modernen; die Einschränkung des einen würde eine Verflachung des Ganzen herbeiführen.

Nicht die Berechtigungen werden dem Gymnasium die Sympathie der Nation zuführen, sondern nur die Überzeugung, dafs die klassichen Studien ein Hauptstück unserer geistigen Existenz bilden. Aber über den Einrichtungen darf man den Menschen nicht vergessen: die Mitglieder des höheren Lehrerstandes müssen so gestellt werden,

dafs sich tüchtige und thatenfreudige Personen demselben zuwenden.

In der Abhandlung über Fr. Aug. Wolf, den bedeutendsten neueren Philologen und den Vater des neueren Humanismus, erörtert Eucken zuerst die Gesichtspunkte, welche nach Wolfs Ansicht das Hauptziel der auf Erkenntnis des Altertums gerichteten Thätigkeit nicht bilden dürfen. Diese sind: der Versuch, das Altertum in allen seinen Teilen wieder zur Anwendung bringen zu wollen, da die wissenschaftlichen Disziplinen der Alten weit überholt sind; der Gewinn, welchen die Aufweisung des historischen Zusammenhanges verschafft; endlich der Nutzen, den die alten Sprachen als Werkzeug der Gelehrsamkeit noch jetzt besitzen. Der wesentliche Gesichtspunkt mufs die Kenntnis der altertümlichen Menschheit selbst sein. Die Aneignung des schönen Menschentums der Griechen aber kann nur in ihrer Sprache geschehen; denn Sprache und Inhalt sind bei ihnen eins.

Das Hauptverdienst Wolfs bestand darin, dafs er die Hauptkraft des wissenschaftlichen Unterrichts in der streng wissenschaftlichen Behandlung grofser, um ihrer selbstwillen erstrebter Gegenstände erkannte. Da er selbst mit hohem, ja universalem Sinne den Altertumsstudien oblag, so glaubte er, der stete Umgang mit den erhabenen Geistern und den grofsen Charakteren des Altertums müsse bei der Jugend Erhabenheit der Gesinnung, Verachtung des Gemeinen wecken. Selbst ein schöpferischer Geist und Feind alles Mechanisierens, hatte er die Überzeugung, dafs bei der von ihm erstrebten Vertiefung in das Altertum, wobei alles auf Erzeugung geistiger Selbstthätigkeit ankomme, das wissenschaftliche Interesse allem übrigen vorangehen müsse. Aber meines Erachtens verkannte er, dafs die Verhältnisse immer stärker sind als die Menschen und die besten Absichten der Menschen. Wenn Wolf voraussetzte, dafs die philologischen Fachmänner, im wesentlichen von Nützlichkeitsrücksichten frei, sich den Altertumsstudien hingeben, so hatte er sich wohl nicht getäuscht. Es ist auch unzweifelhaft, dafs in den nächsten Jahrzehnten nach ihm das Studium der alten Schriftsteller in der Schule eifrige und ergebene Jünger fand. Aber das konnte er nicht voraussehen, dafs in den Naturwissenschaften unserer Zeit eine gewaltige Macht und den Altertumsstudien ein gefährlicher Gegner erstehen werde. Übrigens trug, wie auch Eucken bemerkt, seine Autorität dazu bei, der Schule zuviel Gelehrsamkeit zuzuführen. Durch seine übermäfsige Betonung der rein wissenschaftlichen Beschäftigung zog er die Meinung grofs, die besonders in Universitätskreisen annoch herrscht, dafs die Hochschule Gelehrte, nicht Lehrer herauszubilden habe. Dieser Gesichtspunkt der gelehrten Behandlung der Unterrichtsgegenstände wurde vielfach von der Universität mit in die Schule übertragen. Da aber ein fachliches, z. B. rein philologisches oder rein mathematisches Interesse nur bei den wenigsten Schülern vorhanden ist und andererseits den Gymnasien in neuerer Zeit massenhaft Elemente zugeführt wurden, welche nicht aus Neigung zu höheren Studien, sondern aus Rücksicht auf äufsere Vorteile die Gelehrtenschule besuchen, so wuchs

die Zahl derer, welche den Anforderungen der Schule nicht entsprechen konnten, und damit die Abneigung gegen die humanistischen Studien zunächt in den beteiligten und dann in weiteren Kreisen immer mehr.

Hat nun Wolf durch seine allzugroſse Betonung der gelehrten Behandlung der Lehrgegenstände Folgen veranlaſst, die der ideal gesinnte Mann am wenigsten gewünscht haben würde, so ist es in der Gegenwart, wo die gesellschaftlichen Verhältnisse zu einer immer gröſseren Veräuſserlichung der Studien führen, gut, an die den Nützlichkeitsbestrebungen entgegengesetzten Ansichten Wolfs zu erinnern und vor Verflachung zu warnen.

In der 3. Abhandlung stellt Eucken die Punkte zusammen, über welche so ziemlich Übereinstimmung herrsche. Diese solle man zuerst zur praktischen Geltung bringen, dann könne vielleicht später über die Differenzpunkte Einigung erzielt werden. Diese Punkte sind: 1. Entlastung der Gymnasien von Schülern, die es nicht um seiner selbst willen besuchen, Hebung der höheren Bürgerschule, Verbindung der Berechtigungen mit dem Absolutorium der einzelnen Schulgattungen; 2. Besserung des fremdsprachlichen Unterrichts durch Übergang vom Philologischen zum Humanistischen, Vermeidung der Aufnahme weiterer Lehrgegenstände, Vertiefung des Unterrichtes durch Beschränkung auf gewisse wichtige Fächer; 3. Zuruckdämmung des fortwährenden Reglementierens und Hineinregierens in die Schule, möglichste Freiheit für die Schule, selbst auf die Gefahr hin, daſs nicht an jeder Stelle der Durchschnitt erreicht wird. Es ist das besser als ein Durchschnitt ziemlicher Kenntnisse, aber mit entschiedenem Manko an Kraft und Gesinnung. Abschaffung der Reifeprüfung, welche die freie Thätigkeit und Individualität erstickt und zu einer äuſserlichen Dressur führt; 4. Besserstellung des höheren Lehrerstandes in Gehalt und Rang; denn eine soziale Zurücksetzung wird jetzt schwerer ertragen als früher.

Burghausen. A. Deuerling.

Denkmäler der älteren deutschen Literatur für den literaturgeschichtlichen Unterricht an höheren Lehranstalten herausgeg. v. Dr. G. Bötticher und Dr. K. Kinzel. II, 2: Der arme Heinrich von Hartmann von Aue und Meier Helmbrecht von Wernher dem Gärtner, übersetzt und erklärt von Dr. G. Bötticher. Halle, Waisenhaus 1891.

Über das 2. Bändchen der II. Abteilung der Denkmäler glaubt Ref. sich hier in aller Kürze aussprechen zu dürfen, nachdem die vorausgehenden Lieferungen in unsern Blättern von ihm in eingehenderer Weise für den literaturgeschichtlichen Unterricht empfohlen worden sind. Die genannten Gedichte gewähren, so klein sie an Umfang sind, doch einen verhältnismäſsig bedeutenden Einblick in die Ideenkreise und die Geschichte des Rittertums. Dadurch rechtfertigt sich gewiſs ihre Aufnahme in die Sammlung, und sowohl dem Lehrer für die Mitteilung von Proben bei Darstellung des Entwicklungsgangs der

Literatur, als auch dem fleifsigen Schüler für sein Privatstudium ist durch dieselbe in praktischer Weise ein gutes Hilfsmittel geboten. Nur insofern als der Herausgeber die Beschäftigung mit diesen Dichtungen und auch mit einem der eigentlichen Ritterepen, welches „natürlich der Parzival sein mufs", für unerläfslich erklärt, können wir ihm nicht beistimmen; denn wieviel anderes wäre da noch aufserdem unerläfslich?

Hartmanns Armer Heinrich ist im Urtext auch in das bei uns in Bayern gebrauchte mittelhochdeutsche Lesebuch von Englmann (4. Aufl. besorgt von Dr. O. Brenner) und zwar vollständig aufgenommen; aber so sehr der Wert dieses Gedichts auch für die Schule volle Würdigung verdient und auch durch die wiederholten Übersetzungen, die davon erschienen sind, gefunden hat, so wird doch zu einer Lektüre desselben in der Klasse bisher höchst selten ein Lehrer die nötige Zeit gefunden haben; durch den neuen bayerischen Schulplan ist diese Klassenlektüre denn auch ausgeschlossen. Nach den für Preufsen früher geltenden amtlichen Bestimmungen vom 31. März 1882 hat Bötticher von einer Mitteilung des mhd. Textes des armen Heinrich völlig abgesehen; nur einzelne Proben seiner Dichtungsweise überhaupt haben unter dem Text der Einleitung Aufnahme gefunden. Diese Einleitung verfolgt den Zweck die Stellung zu kennzeichnen, die der höfische Dichter in der Literaturgeschichte einnimmt; nebst den wenigen Notizen über sein Leben wird besonders das Urteil hervorgehoben, das man aus seinen Werken sich zu machen berechtigt ist von „den geistigen, sittlichen und künstlerischen Bedürfnissen jener Gesellschaft, für die er dichtete". Neben dem Wert seiner andern Dichtungen wird natürlich der des armen Heinrich, der im Gegensatz zu den französischen Vorlagen jener nach einer lateinischen Quelle gedichtet ist, besonders ans Licht gestellt. Dafs wir von Bötticher keine andere als eine wohlgelungene, auch formvollendete Übersetzung zu erwarten hatten und vorfinden, versteht sich bei den früheren Leistungen dieses Gelehrten und Schulmanns von selbst. Was die Erklärung betrifft, so ist nicht versäumt auch auf die Beziehungen aufmerksam zu machen, die sich zu andern Dichtungen ergaben, namentlich zur Geschichte Hiobs, und dasjenige hervorzuheben, was hinsichtlich der Charakteristik besondere Anregung gewährt. Von Hartmanns andern Dichtungen Iwein und Erec ist darauf der Inhalt in kurzer Prosaerzählung mitgeteilt.

Dafs auch Meier Helmbrecht von Wernher dem Gärtner aufgenommen wurde, darf als ein besonderer Vorzug des Büchleins angesehen werden. Bei dem ethischen Wert dieser Dichtung und der grofsen Bedeutung, die sie für die Kenntnis der Kulturgeschichte hat, ist nur zu wünschen, dafs nicht nur im Geschichtsvortrag des Lehrers mehrfach darauf Bezug genommen werde, sondern auch dafs sie strebsamen Schülern durch die Bibliothek ihrer Klasse zugänglich sei; sie lernen eine Novelle kennen, „dem wirklichen Leben und seiner unmittelbaren Umgebung entnommen", die ein Spiegelbild der Zeit liefert; wer nur einigermafsen historischen Sinn hat und seine Gedanken von

der Gegenwart in die Vergangenheit zurückzulenken versteht, wird bald durch den packenden Erzählerton gefesselt werden. Auf Grund der Forschung von Kainz („Helmbrecht und seine Heimat". 2 Aufl. 1887) ist ferner eine anschauliche Schilderung des Schauplatzes der Erzählung nebst einem Kärtchen der Umgebung von Burghausen beigegeben, woraus sich ergibt, dafs bei uns in Bayern auch ein speziell vaterländisches Interesse zur Lektüre der Dichtung anregen sollte. Es sei somit das Bändchen zur Anschaffung für Schülerbibliotheken warm empfohlen.

Speier. A. Nusch.

Herders Cid. Schulausgabe besorgt von Dr. W. Buchner. Essen, G. D. Baedeker 1892. XVII und 130 S. 1 M.

Der charakteristische Unterschied dieser Schulausgabe des Cid von anderen Ausgaben derselben Dichtung ist der, dafs der Herausgeber auf Grund des Werkes von A. S. Voegelin (Herders Cid, die französische und spanische Quelle. Heilbronn 1890) die verschiedenen Bestandteile, die sich in der Herderschen Dichtung unterscheiden lassen, durch verschiedenartigen Druck äufserlich kenntlich macht. So sind die Zuthaten der französischen Quelle und die Herders, soweit dies ohne Benachteiligung des Verständnisses des Ganzen geschehen konnte, in kleinerem Druck gegeben; einige wenige Zeilen sind auch mit Rücksicht auf die Erfordernisse einer Schulausgabe gestrichen oder leise geändert worden. Ausserdem hat der Herausgeber einige Romanzen, die zwar echt sind, die aber um ihres minder bedeutenden Inhalts willen bei der Lektüre ohne Schaden überschlagen werden können, mit einem + bezeichnet. Was ihn zu dieser Art der Behandlung des Textes veranlafste, ist der Wunsch, dafs der Cid mehr als bisher in den Oberklassen unserer Lehranstalten gelesen werden solle; dazu mufste er gekürzt oder vielmehr es mufste gezeigt werden, was unbeschadet des Ganzen, ja vielleicht zum Vorteil desselben in der Schule übergangen werden kann; zu Hause kann es ja immer von den Schülern nachgelesen werden. Nach Ansicht des Ref. wird man allerdings den Cid eher der Privatlektüre — allerdings auch als Kanon — zuweisen, da die Lektüre desselben, auch in verkürzter Gestalt, zu viel Zeit wegnimmt und anderes Wichtigere verdrängen könnte. Doch ist es auch für eine gründliche Privatlektüre von Interesse, die verschiedenen Bestandteile der Dichtung kennen zu lernen. Man wird also die Ausgabe nach dieser Seite hin wohl empfehlen können. Was die Anmerkungen betrifft, so sind dieselben nach Ansicht des Ref. doch etwas zu knapp gehalten, wenigstens für die Privatlektüre; so wären z. B. Erklärungen erwünscht zu S. 45 (Romanze 25 g. d. E.) „fangen oder hangen"; S. 60 „sich entbrechen" = sich enthalten; S. 90 „verlassen" = überlassen; S. 75 hätte bei Campeador auf Einleitung, S. VI, bei Tizonado auf die Anm. S. 23 hingewiesen werden sollen; auch zu Teruel und Albarazin auf S. 122 vermifst man eine Bemerkung. Von den Fehlern in Herders Übersetzung ist nicht erwähnt der auf S. 92

Rom. 48 geg. d. E. „einen nur; ich bringe keinen aus den Schlachten Dir zurück“, während es im Französischen heifst „ich will nur einen, um Dir tausend zurückzubringen“, vgl. d. Bemerkung Lambels (Hölders Classiker-Ausgaben) z. d. St. Ebenso sollte S. 126 Rom. 68 darauf hingewiesen sein, dafs nach dem spanischen Original nicht der Schild „wellenförmig“ genannt wird, sondern die Devise auf demselben; vielleicht ist das Komma nicht nach „Devise“, sondern nach „wellenförmig“ zu setzen. — Mifslich für eine Schulausgabe ist es, dafs es der Verf. unterlassen hat, die Verszeilen zu numerieren. Die einleitenden Bemerkungen: 1. geschichtliche Einleitung, 2. die Entstehung des Gedichts, 3. Herders Leben sind gut und entsprechen ihrem Zweck vollkommen. Demnach ist die Ausgabe recht wohl zu empfehlen.

Augsburg. L. Bauer.

Bayberger und Förderreuther, Übungen und Aufgaben zur deutschen Sprachlehre für Mittelschulen. Teil I. Passau, Abt. 1891.

In neuerer Zeit geht auf dem Gebiete des sprachlichen Unterrichtes die allgemeine Forderung dahin, die Grammatik durch ein Übungsbuch zu ersetzen, um auf induktivem Wege das zu erreichen, was man früher durch eine systematische Behandlung zu gewinnen trachtete. Wohl für kein Unterrichtsfach dürfte sich diese Methode besser eignen, als für das der Muttersprache, denn hier gilt es ja, den Schülern auf eine möglichst rasche Art das zum theoretischen Bewufstsein zu bringen, was sie praktisch schon längst unbewufst ausübten.

Rücksichtlich der Mittel, um auf diesem Wege zum Ziele zu gelangen, d. h. zum richtigen Gebrauch der deutschen Sprache, stehen zwei Wege offen: man kann am Lesebuch die Grammatik einüben lassen — ein ziemlich beschwerliches und nicht immer mit dem gewünschten Erfolge begleitetes Stück Arbeit — oder man kann dem Schüler ein eigenes Übungsbuch in die Hand geben, das unter Verzicht auf ausführlich dargestellte Regeln durch eigene Anschauung an zahlreichen Beispielen den Schüler das zu grunde liegende Gesetz selbst finden und mittels angeschlossener Übungen die gewonnene Erkenntnis wahren und festigen läfst. Den letzteren Weg haben die V. des angezeigten Buches eingeschlagen und, wir können es im Voraus sagen, auch mit Glück.

Die für die zwei untersten Jahreskurse der Realschule berechneten Übungen erstrecken sich in 2 konzentrischen Kreisen über die Wort- und Satzlehre, und zwar ist letztere in der Gestalt vorgeführt, wie sie seither üblich war. Im ersten Teile wurde alles ausgemerzt und der höheren Stufe vorbehalten, was erfahrungsgemäfs den heutigen Schülern erhebliche Schwierigkeiten zu verursachen im stande ist, z. B. Konkretum und Abstraktum, Relativpronomen, Konjunktiv; ferner werden einstweilen übergangen alle Unregelmäfsigkeiten und die Wortbildungs-

lehre. Letztere hätten wir indes lieber im 1. Teile behandelt gesehen, da sie 1) so recht geeignet ist, den Schülern neue Wörter und damit neue Begriffe vorzuführen, 2) eine gute Handhabe bietet, um an das von der Volkschule mitgebrachte Wissen anzuknüpfen und dasselbe auszugestalten.

„Belehrungen" sind in Kleindruck den einzelnen §§ beigegeben, dienen jedoch nur dem Lehrer als Andeutungen zu seinen grammatischen Erläuterungen. Am Schlusse jedes gröfseren Abschnittes gibt eine „Zusammenfassung" einen Rückblick auf das bisher Behandelte. Die Übungen selbst sind reichlich ausgefallen, instruktiv und wohlgeeignet, die den Spracherscheinungen zugrunde liegenden Gesetze zu veranschaulichen. — Der zweite Teil ist bestimmt, das im ersten angeschlagene Thema weiterzuführen und zu vertiefen. Zu Anfang jedes Abschnittes rekapituliert eine Wiederholungsübung das früher Erlernte. Bei den Wortbildungsübungen wird auch — wie wir mit Vergnügen ersehen — Gewicht gelegt auf Worterklärungen. Diese sind in den untersten Klassen um so notwendiger als leider die Erfahrung lehrt, dafs ein grofser Teil der jugendlichen Schüler gar oft nicht den ungefähren Sinn selbst alltäglicher Wörter anzugeben weifs und zwar nicht infolge mangelnder Ausdrucksweise, sondern deswegen, weil ihnen das betr. Wort nie vor Augen und zu Ohren gekommen ist. — An den erweiterten Satz schliefst sich — allerdings in sehr kurzer Fassung — der zusammengesetzte an; die Arten desselben werden nach dem Satzwerte unterschieden: die Lehre vom zusammengezogenen Satze bildet den Abschlufs des empfehlenswerten und instruktiven Buches.

Zu folgenden Punkten seien Bemerkungen gestattet. Die Angabe von § 1d ist ungenau; besser wäre „Gib an das Feminin zu". — Ob Auflösungen von Rätseln als Teil der deutschen Satzlehre zulässig seien, erscheint doch mehr als fraglich; oder sollen dieselben nur zur Würze und Kurzweil des „dürren" Unterrichts dienen? — In Aufgabe § 4d scheint die Angabe ohne Umlaut nicht für alle Wörter passend: bei einigen ist jener Vokalwandel teils möglich, teils notwendig. — Der Pl. von Mund ist höchst selten. — Aufgaben wie in § 6c und 116c sind mit Recht heutzutage verpönt, da die Schüler oft vergeblich das halbe Lesebuch nach den verlangten Wörtern durchsuchen. — In der letzten Zeile von S. 60 liegt ein absonderliches Druckversehen vor. — Zur Wortbildung haben wir zu bemerken, dafs die in neuester Zeit immer häufiger auftretende Nachsilbe ler (in: Sommerfrischler, Provinzler, Altertümler) übersehen worden ist. In Aufgabe § 127d sind Wörter Bierfafs, Theetasse, Bierglas, Mehltopf zu streichen, denn umgestellt ergeben sie keine Zusammensetzung mehr; dafür empfehlen wir: Obstgarten, Kuhmilch, Apfelwein, Klosterfrau, Gewehrmagazin, Glockenturm; ebenso zu Aufgabe § 127e Geschichtsbuch und Geschichtenbuch, Arbeitshaus und Arbeiterhaus.

Dittmer und Messer, Übungsaufgaben für den deutschen Sprachunterricht in den Unter- und Mittelklassen höherer Lehranstalten. Hamburg, Meifsner. 1890.

Die 3. Auflage dieses Buches, welches bereits in Bd. XXI der Bl. eine allerdings kurze Beurteilung gefunden hat, ist der Anlage nach unverändert geblieben. Das Werk enthält einen grammatischen, orthographischen und stilistischen Teil; der erste weist 345 Aufgaben auf, der 2. und 3. deren 263. Der in der 1. Auflage innerhalb der 3 Teile so schön durchgeführte Parallelismus zwischen den gleichnumerierten Aufgaben ist nicht mehr oder nur äufserst selten wahrnehmbar.

Eine bedeutende Erweiterung hat der Umfang erfahren durch Ausbau der Satzlehre und Vermehrung der Aufgaben über die Präpositionen und die Rektion der Verba. In seiner gegenwärtigen Gestalt erscheint das Buch geeignet, dem deutschen Unterrichte in den 3 unteren Klassen des Gymnasiums teils als Grundlage teils als Ergänzung zum Leitfaden zu dienen.

Was die methodische Behandlung betrifft, so kennzeichnet sich dieselbe im ganzen als die induktive; noch mehr würde dieselbe zum Ausdruck gelangt sein, wenn die V. unter strenger Beachtung des für ihre Arbeit gewählten Titels noch den Rest dessen ausgemerzt hätten, was eigentlich in einem systematischen Leitfaden seinen Platz zu finden hat, z. B. die Flexion der Verba von S. 30—37.

Die Didaxis vollzieht sich in dreifacher Stufe: die zahlreichen „Aufgaben" dienen dazu, Übungsstoff für die im vorausgehenden grammatischen Unterrichte vorgeführten Gesetze zu liefern; damit das durch die Entwicklung Erkannte und durch die Übung Befestigte zur sicheren theoretischen Erkenntnis werde, ist dasselbe unter „Erklärung" noch einmal formelweise zusammengefafst; nach Schlufs jedes Abschnittes folgt unter „Übersicht" eine disponierte Zusammenstellung des verarbeiteten Stoffes, die zugleich zu Repetitionen dienen soll.

Die Aufgaben des grammatischen Teiles sind sehr gut gewählt und wohl brauchbar; die meisten derselben können im Anschlufs an die Erläuterungen des Lehrers in der Schule mündlich ausgearbeitet werden. Viele bezwecken nicht nur die Einübung der Form, sondern sind auch wegen des Inhaltes interessant, da sie ein tieferes Nachdenken erfordern; am meisten fanden nach eigener Erprobung diejenigen unseren Beifall, welche den Erweiterungen des einfachen Satzes dienen.

Weniger belehrend und ausgiebig erscheinen die Übungen im Teil II über Rechtschreiben, mit welchen zugleich die Wortbildungslehre verschmolzen ist. Da dieselben im wesentlichen nur das Trennen, Anwenden und Abschreiben von Wörtern und Wortgruppen sich zum Ziele nehmen, so machen sie des öfteren den Eindruck grofser Einförmigkeit. Der 3. Teil — Stilübungen — enthält 55 einfache Erzählungen und 8 Beschreibungen, die auf die verschiedenste Weise nicht nur stilistisch durch Inhaltsangabe, Umformung, Nacherzählung,

Darstellung in Gesprächsform, sondern auch grammatisch behufs Ergänzung und Abschlusses des gesamten Lehrstoffes auszunützen sind.

Wegen der trefflichen Methodik und der Reichhaltigkeit des Inhalts können wir das auch sauber und übersichtlich gedruckte Buch allen Deutschlehrern der unteren Klassen aufs beste empfehlen.

Matthias, Hilfsbuch für den deutschen Sprachunterricht auf den drei unteren Stufen höherer Lehranstalten. Düsseldorf, Schmitz und Olbertz, 1892. Preis 1.50 M.

Das vorliegende Werk, ein Mittelding zwischen einer systematischen Grammatik und einem praktischen Übungsbuch, sucht den Anforderungen zu entsprechen, die man in neuerer Zeit an die Methode des grammatischen Unterrichtes zu stellen gewohnt ist. In einem Vorworte entwickelt der V. seine Ansichten und Vorschläge bezüglich des Gebrauches dieses Buches. Dasselbe ist darauf berechnet durch den dargebotenen Übungsstoff „zu mündlicher Wechselarbeit zwischen Lehrern und Schülern, sowie zu denkender und sprachbetrachtender Thätigkeit anzuregen“ und enthält demnach keine strenge Systematik. Aus den gegebenen Beispielen soll der Lernende durch eigene Beobachtung die Regel induktiv erfassen. Zur Einübung und sicheren Aneignung gelangt das also Gefundene durch zahlreiche anknüpfende Fragen über Einzelheiten. Nicht streng systematisch ist das für Kl. 1—3 eines Gymnasiums ausgearbeitete Buch ferner darin, dafs 1) die einzelnen Kapitel der Grammatik, z. B. die Präpositionen, in konzentrischen Kreisen sich durch die 3 Stufen durchziehen, gesichtet nach der Schwierigkeit; 2) dafs an verschiedenen Stellen, namentlich im 3. Teil, stilistische Dinge hereingezogen werden. Die Trennung der Formen- von der Satzlehre ist, wie in den meisten neueren Grammatiken, grundsätzlich vermieden. Ausgeschlossen sind orthographische Übungen, sowie die Wortbildungslehre.

Im grofsen und ganzen hält das Buch die Mitte zwischen deduktiver und induktiver Methode, doch mit merklicher Hinneigung zu letzterer. Um dem Zwecke, dem es dienen soll, genügen zu können, ist es freilich erforderlich, dafs die Schüler dasselbe in Händen haben; Diktieren der Aufgaben seitens des Lehrers ist unthunlich, schon wegen des reichen Materiales und des Umfanges der einzelnen Übungen. Dafür ersetzt es aber auf den 3 unteren Stufen des Gymnasiums vollständig jede formale Grammatik. Allerdings verlangt es schon einige Vorkenntnisse und geht von bestimmten Voraussetzungen aus, die am Kopfe jedes Kapitels ausdrücklich bezeichnet sind; Elementardinge bringt es nicht oder nur anknüpfungsweise. Lehrer und Schüler der 1. Kl. führt es also gleich in medias res.

Die Übungen sind, der befolgten Methode entsprechend, anders eingerichtet als man sie sonst in derartigen Lehrgängen findet. Ihre Fassung und Auswahl zeugt von praktischer Umsicht und eingehender Beschäftigung mit dem Stoffgebiet. Die Beispiele sind sorgsamst zu-

sammengetragen und alles Banale und Alltägliche strenge vermieden; mit besonderer Vorliebe werden poetische Sätze herangezogen.

Was nun die Verteilung des Stoffes betrifft, so gelangen auf St. I zur Einübung oder, um mit Perthes zu reden, zur unbewufsten Aneignung die einfacheren und wichtigeren Punkte der Formenlehre, sowie von der Syntaxis, in welcher der V. hie und da den Kernschen Standpunkt vertritt, die Lehre vom Prädikat und seinen Ergänzungen, ferner vom Attribut und den mehrfachen Satzteilen, schliefslich von den 5 Arten selbständiger Sätze. Auf St. II und III wird dieser Stoff erweitert und vertieft, so dafs der Schüler im Laufe dreier Jahre sich die gesamte Grammatik aneignen kann. So tritt z. B. im 2. Schuljahre zur bereits erfafsten st. und schw. Deklination die gemischte und unregelmäfsige hinzu, ferner die der Personen-, Orts- und Ländernamen. Ebenso ist die Einübung aller Konjunktive dieser Stufe vorbehalten. Am Ende der einzelnen Abschnitte finden sich zusammenfassende Aufgaben, die einen Rückblick über das Eingeübte ermöglichen.

Zum Schlusse dieser Besprechung können wir nicht umhin einzugestehen, dafs das eigenartige Buch alle Beachtung verdient. Ob freilich nach den hier gegebenen Anweisungen der deutsche Unterricht sich fruchtbarer und interessanter gestalten werde als nach dem seither beliebten analytisch-grammatischen Verfahren, das mufs erst die Zukunft und die Erfahrung lehren. Auf alle Fälle darf man dem zielbewufst voranschreitenden V. Glück auf den Weg wünschen.

Hof. Rud. Schwenk.

H. Georgii, Die antike Äneiskritik aus den Scholien und anderen Quellen hergestellt. Stuttgart, W. Kohlhammer. 1891. VIII und 570 S. Mk. 10.—.

Die ‚Äneisgeissel' des Carbilius Pictor, auf welche Servius in dem kurzen Scholion zu V 521 und anderwärts anspielt, ist der sprechendste Beweis dafür, dafs die Äneis im Altertum nicht nur blinde Bewunderung, sondern auch hämischen Spott geerntet hat. Vgl. darüber Schanz, Gesch. d. röm. Lit. II p. 60 f. Die Kritik richtete sich ebenso gegen das Sprachliche wie gegen das Sachliche und Ästhetische. Spuren solcher Kritik hat schon Ribbeck (Prolegomena) und nach ihm Thomas (Essai sur Servius) auch in dem Kommentar des Servius und in den späteren, wahrscheinlich im 7. Jahrh. n. Chr. entstandenen, auf selbstständiger Quellenbenützung beruhenden Nachträgen[1]) zu demselben nachgewiesen. Doch ist die Zahl solcher Kritiken eine verschwindend kleine — ungefähr 100 — im Vergleich zu denjenigen, welche G. in dem vorliegenden Buch aufdecken will. Vf. zieht den Kreis erheblich weiter und ergänzt nicht blofs die Reihe der direkt auf Kritik hindeutenden Formeln, wie quaeritur, reprehendunt, non congruit, con-

[1]) Von Georgii der Kürze halber mit DS = Deuteroservius im Gegensatz zu S = Servius bezeichnet.

trarium est u. a. erheblich, sondern schliefst auch aus scheinbar abweisenden oder entschuldigenden Bemerkungen, wie nec debemus quaerere, potuit reprehendi, non est incongruum, non est contrarium u. a. indirekt auf das Vorhandensein von Kritik. Schon auf diese Weise erweitert sich ihm die Zahl der Einwände, mit denen es beide Kommentatoren zu thun haben, um das Fünffache. Am überraschendsten aber erscheint die Behauptung, dafs sich hinter dem an weiteren, fast 700 Stellen wiederkehrenden bene (bonus) keineswegs der Ausdruck uneingeschränkten Lobes, sondern die Nebenabsicht der Verteidigung verberge, dafs also an sämtlichen Stellen bene = richtig, nicht = treffend zu fassen sein. Was aus S und DS für die Richtigkeit dieser Deutung an Beweisen beigebracht werden kann, findet sich auf p. 28—30 zusammengestellt. Für die apologetische Bedeutung von bene könnte an sich z. B. die folgende Notiz des Servius zu dem Lemma cingitur amni IX 467[1]) deutlich sprechen: 'amne' debuit dicere; numquam enim bene in i exeunt nisi quae communis sunt generis. Vf. fügt hinzu: man sieht, mit non bene wird getadelt, also mit bene verteidigt. Wenn ferner jenes bene sich häufig an Stellen findet, wo nicht nur nichts zu loben, sondern sogar sachlich oder sprachlich Anfechtbares, wenn nicht gar Sinnloses zur Erklärung des Dichters beigebracht wird, so scheint jeder Zweifel an der Richtigkeit von G.'s Aufstellung ausgeschlossen zu sein. Aber Vf. hat sich selbst das wichtigste Beweismittel für die Richtigkeit seiner Behauptung entgehen lassen; man vermifst eine Untersuchung des Gebrauchs von bene bei anderen gleichzeitigen Scholiasten, wie bei Porphyrion zu Horaz und Aelius Donatus zu Terenz; (dafs sich in der klassischen Latinität Analogien für jene Bedeutung des bene finden lassen, läfst sich nicht leugnen, man vgl. bene reprehendere = mit gutem Grunde tadeln, oder bene credere Liv. 1, 50, 5 = wohl daran thun anzuvertrauen). Zur Vorsicht gegenüber der Hypothese des Vf. mahnen übrigens besonders noch folgende Stellen aus S und DS selbst. Das S-Scholion zu silvam III 24 lautet: bene variat, ut nunc silvam, nunc vimina, nunc virgulta, nunc arborem dicat; DS schiebt vor bene ein *sicut dictum est* ein und bezieht sich damit auf seine Bemerkung zu virgulta v. 23: copiose virgulta, hastilia, silvam, ramos, arborem, vimen. Es fällt in die Augen, dafs die Häufung derselben Synonyma das eine Mal mit bene, das andere Mal mit copiose belobt wird. Dadurch wird die vom Vf. p. 33 aufgestellte Behauptung hinfällig, dafs, wenn die Scholiasten wirklich ihre Bewunderung ausdrücken wollen, sie sich stets anderer Wendungen als bene bedienen. Unter diese rechnet G. auch optimus III 191: navium periphrasis optima; dies hindert ihn aber nicht X 94 optima est elocutio in verteidigendem Sinne zu nehmen. Vf. hat eine Fülle von Scharfsinn aufgewendet, um dem vermutlichen Inhalt der von den Scholiasten mit bene abgewiesenen Kritiken auf die Spur zu kommen. Manchmal will ihm dies nicht

[1]) Vf. zitiert die besprochenen Stellen nach der Zählung von Thilo, ebenso den Scholientext nach dessen Ausgabe.

gelingen. Z. B. II 713 ist er wegen der Worte (zu templumque vetustum desertae Cereris): bene Cereris fanum ante urbem esse facit, quae dea rusticorum est im Zweifel, was an denselben ausgesetzt wurde. Sicherlich hat die Belobung des Dichters, dafs er sich den Tempel der Göttin des Feldbaus aufserhalb der Stadt denkt, nichts Auffälliges. Ähnliche Bedenken erregt dem Vf. das kurze Scholion zu adsuetae ripis volucres VII 33: bono compendio usus est. S scheint mit seiner Bemerkung andeuten zu wollen, dafs der Dichter, um die anmutige Umgebung des Tiberflusses zu schildern, eine treffliche Abkürzung gebrauche, indem er sage, die Vogelwelt habe sich heimisch an den Ufern des Flusses gefühlt. Auch die XII 814 zu audere probavi von DS gegebene Notiz: et bene figuravit 'aud. pr.' löst sich einfach: figurare steht, wie X 10 figura, im Sinne von ‚konstruieren'; der Scholiast belobt die Konstruktion von probare mit dem acc. c. inf., wohl in Erinnerung an IV 112; es ist mindestens nicht notwendig eine Beanstandung dieser Konstruktion von vornherein aus der Bemerkung zu folgern. Vollständig am Platze zu sein scheint mir bene beispielsweise III 39 zur Belobung der rhetorischen Frage: eloquar an sileam? mit dem Zusatz: auditorem attentum vult facere. Das Gleiche gilt von der Bemerkung zu saucia IV 1: et bene adludit ad Cupidinis tela; der Hinweis G.'s auf curis aeger I 208, wo das bene fehle, ist nicht beweisend, weil aeger, wie dort S selbst hervorhebt, in übertragenem Sinn = tristis häufig genug steht. Auch die Angabe zu recursat IV 3 macht durchaus den Eindruck spontanen Lobes: bene frequentativo usus est verbo in frequenti amantis cogitatione; der hier von G. angenommene Einwurf nimmt sich gezwungen genug aus. IV 400 sagt DS zu infabricata (robora): bene expressa est festinatio navigare cupientum; auch aus diesen Worten läfst sich nur mit Mühe die Abwehr eines Tadels der Hyperbel herauslesen. VII 343 zeichnet S das Wort obsedit — es steht von der Furie Allekto, welche vor dem Gemache der Amata lauert — mit einem bene, quasi quae insidiabatur aus; die Stelle ist völlig einwandfrei, vgl. Ovid Met. IV 490, wo es von Tisiphone, die vor der Thüre des Athamas und der Ino Wache hält, heifst: obstitit infelix aditumque obsedit Erinys. Wenn endlich X 94 die sinnlosen Worte stehen (zu decuit metuisse): optima est elocutio; nam utrumque praeteriti est temporis. Si enim dixeris 'decet metuisse', incongruum est, quia ‚decet' praesentis est, ‚metuisse' praeteriti, so wird man dem Scholiasten nicht Unrecht thun, wenn man annimmt, dafs er das doppelte Präteritum nicht zu erklären weifs, aber seine Verlegenheit zu verbergen sucht, indem er den Mund besonders voll nimmt und sich zu einem 'optima elocutio' für decuit versteigt statt für das aoristisch (wie III 606 und VI 79) stehende metuisse. Ich glaube damit die Zahl der hieher gehörigen Stellen keineswegs erschöpft zu haben; jedenfalls dürften sie beweisen, dafs die Frage noch reiflichster Prüfung bedarf.

Die von G. gewonnenen Resultate sind auf den letzten 12 Seiten des Buches übersichtlich zusammengefafst. Durch die Besprechung von mehr als 1000 Stellen, welche einen durchlaufenden Kommentar

zu den umfangreichen Serviusscholien darstellt, gewinnt Vf. die Überzeugung, dafs man ebensosehr die formale Behandlung wie die Komposition (hiebei besonders die Art der Verwendung homerischer Vorbilder) und die Doktrina im Altertum bemängelte. Merkwürdig ist, dafs in den von G. gefundenen Kritiken sich nirgends ein Wort des Tadels gegen das findet, was dem modernen Leser in der Äneis am meisten widerstrebt, gegen die Art der politischen Anspielungen, insbesondere gegen den „vergötternden Stil, wie ihn die alexandrinischen Hofpoeten aufgebracht haben.“ — Den Schlufs der Zusammenstellung bilden die c. 120, zum Teil wertvollen Berichtigungen des Scholientextes. Besonders erwähnenswert sind folgende: III 76 wird der unverständliche Zusatz ut his quasi vinculis contineatur, der bei Thilo auf den Satz alii . . . dicunt folgt, hinter den Satz qui . . dicat hinaufgerückt; IV 7 verbessert G. trefflich: quia, quod fit, umens est, quod facit, umidum, VIII 303 videbantur und habebatur st. videantur und habeatur; VIII 526 verteidigt er geschickt gegen Thilo die Lesart der codd. omnibus statt des von diesem eingesetzten ominibus; IX 217 schlägt er locutum für locum vor und setzt X 562 hinter catalogo sinngemäfs ein non ein (cod. F hat catalogon!). — Unnötig ist die I 539 vorgeschlagene Änderung von humanitas in inhumanitas mit Umstellung von patriae und terrae; ich übersetze: ‚gut klagt er die Sitten des (karth.) Landes an, damit die Menschenfreundlichkeit seines (troj.) Heimatlandes eher hervortrete.‘ V 334 will Vf. dem handschr. amare, dem er keinen Sinn abgewinnen kann, das vulgäre pro ‘amoris‘ vorziehen. Amare ist aber offenbar richtig und steht, wie Hor. Sat. 1, 3, 88 in der Bedeutung von: abstossend, widerlich; S meint die turpis significatio des Pluralis amores. VIII 682 scheint G. in dem Scholion von DS statt Hadrianus Haterianus (Kommentator Vergils) ändern zu wollen — ohne zwingenden Grund; denn dafs Kaiser Hadrian ein Polyhistor war, ist bekannt; seine Beschäftigung mit Vergil bezeugt überdies die kurze Notiz in der vita des Spartianus 16, 2. [In demselben Scholion wird die ebenso interessante, wie schwierige Stelle über den entscheidenden Moment der Schlacht bei Aktium dann klar, wenn man *refragante hostibus flatu* als Hindernis für das Werfen der tela und flammae versteht; auf die Flucht bezogen geben die Worte allerdings keinen Sinn.] In dem DS-Scholion zu IX 91 ändert G. commoda in accommodavit; warum nicht einfacher: bene ‘ortas‘ . . verbum de origine commodum? X 109 will G. das malo fato der meisten Handschriften halten: Thilo liest mit cod. H nur fato[1]). G. erklärt: Die Belagerung findet zum Verhängnis (malo fato) der Italer statt. Dafs dies malo fato bedeuten kann, bestreite ich, weil fato (fatis) bei Vergil stets in der Bedeutung = infolge der Schicksalsfügung(en) steht. Zu der letzteren Erkärung pafst auch das zweite Glied malo errore besser. Der von G. bei dieser Erklärung vermifste Gegensatz ist dieser: Die Belag. findet statt sei es infolge des den

[1]) Das *Malo* der codd. ist offenbar durch Dittographie aus dem unter fato gestandenen malo errore in den Text gekommen.

Italern zu teil gewordenen (über d. Genit. s. I 257. VII 294) Schicksalsfügung, sei es infolge des (selbstverschuldeten) schlimmen Irrtums der Trojaner. [Noch deutlicher wird der Gegensatz, wenn man von der Auffassung des Scholiasten absieht und in der Vergilstelle selbst fatis absolut nimmt und Italum mit dem nachfolgenden obsidione verbindet. Diese Verbindung ist trotz der Cäsur hinter Italum keine gewaltsame, vgl. z. B. IV 276 und die von G. mit Recht wieder befürwortete Interpunktionsänderung XI 18.] Zu X 692 will G. statt olim soli lesen; für die Richtigkeit des olim spricht aber die Marginalbemerkung im Turonensis: bene repetit, ut ostendat conspirationem . . . olim praemeditatam fuisse. Die in den Handschriften ganz verschieden überlieferte Stelle XII 725 (Thilos Ausg. p. 636 Z. 1) sucht G. so zu heilen: quid (offenbar richtig st. quis) sibi mortis adferat causa (cod. causam). Er meint, mortis causa stehe = fatum. Ich halte causam für echt und schliefse aus der Variante: quae lanx (st. quis) im Monacensis, welche ich als Glossem zu dem ursprünglichen quid betrachtete, dafs quid . . . causam heifsen soll: ‚welche Bewegung (näml. der lances) ihm die Todesursache anzeige'.

Wie man auch über den Angelpunkt der ganzen Untersuchung, jenes vielbesprochene bene, urteilen mag, so viel steht fest, dafs der Verfasser einen zweifachen Lohn seiner mühsamen Arbeit erhoffen darf: sie wird das Verständnis des Dichters fördern und die Aufhellung der Scholien unterstützen.

Nürnberg. H. Kern.

Justiniani de dioecesi Aegyptiaca lex ed. C. E. Zachariae von Lingenthal. Bibliotheca Teubneriana. 1891.

Das in griechischer Sprache geschriebene Verwaltungs- und Finanzgesetz für Ägypten, welches Justinianus, wie der Herausgeber jetzt feststellt, nicht 538 sondern 554 erlassen hat, und das ein Stück vom dritten Band („Novellae") des Corpus iuris bildet, hat hier durch eine der ersten Autoritäten auf dem Gebiet des griechisch-römischen Rechts eine wiederholte Bearbeitung erfahren. Sie unterscheidet sich von der ersten Ausgabe in den Novellae Justiniani (Teubn. 1881) I 529—564 schon äufserlich durch den doppelten Umfang, 75 Seiten. Die gröfsere Ausdehnung ist veranlafst besonders durch die Beisetzung einer möglichst an den Wortlaut sich anschliefsenden lateinischen Übersetzung; aber auch die kritischen und erklärenden Anmerkungen sind vermehrt und erweitert. Der Text selbst hat eine Menge neuer Verbesserungen erfahren; von der Feststellung von Lücken ist noch mehr als früher Gebrauch gemacht, um schwerverständliche oder verdorbene Stellen zu heilen. In einem Punkt jedoch schliefst sich die neue Ausgabe mehr als die erste an die Vulgata an: die frühere Annahme einer Vertauschung von vier Blättern im Archetypus ist auf zwei Blätter beschränkt, so dafs die Verordnung wieder ebenso schliefst wie im Corpus iuris (ed. Kriegel III 719; die Schöll'sche

Ausgabe der Novellen ist noch nicht vollendet). Die hergebrachte Einteilung in Kapitel und Paragraphen ist beiseite gelassen. Dadurch wäre die Aufsuchung einer zitierten Stelle etwas erschwert, wenn der Benützer für diesen Zweck nicht gleichzeitig die erste Bearbeitung in der Teubnerschen Bibliothek zur Hand hätte.

Nürnberg. W. Kalb.

Alfred Holder, Alt-celtischer Sprachschatz. Erscheint in ca. 18 Lieferungen à 8 Mk. Leipzig bei Teubner. Lief. 1 und 2. 1891—92.

Eine keltische Sprachwissenschaft hat erst Caspar Zeufs begründet durch seine Grammatica celtica (1853. 2. Aufl. besorgt von H. Ebel, Berlin, Weidmann 1871). Indem er die Lautverhältnisse der keltischen Sprachen genau bestimmte, hat er der Willkür auf diesem Gebiet Einhalt gethan. Sein Schüler Glück unterzog „die bei Cäsar vorkommenden keltischen Namen" (München 1857) einer eingehenden Prüfung. Nunmehr legt A. Holder, bekannt als Herausgeber des „germanischen Bücherschatzes", des Cäsar, Horaz, Tacitus und Herodot, ein lexikalisches Werk vor, in dem er alle Überreste altkeltischer Zunge vereinigt hat, und wahrt damit der deutschen Wissenschaft den Vorrang auch auf diesem, ihr ferner liegenden Gebiet. — Die verschiedenen Stämme des grofsen Keltenvolkes (darunter die Gallier und die Kelten im engeren Sinne) safsen einst in Deutsch-Österreich, Süddeutschland, der Schweiz, am Rhein hinab, in Frankreich und Belgien; ferner in Oberitalien, in Spanien, in Grofsbritannien und Irland. Somit haben alle diese Länder eine keltische Periode durchgemacht; für letztere will Holders Thesaurus als sprachliches Urkundenbuch dienen. Ja, derselbe ist bis zu einem gewissen Grad zugleich ein geschichtliches Quellenbuch: denn es werden alle einschlägigen Stellen im vollen Wortlaut mitgeteilt. Die keltische Periode endet für die einzelnen Gebiete mit ihrer Romanisierung oder Germanisierung. Das Altkeltische verschwindet nun ganz; wo sich die Sprache auf beschränktem Raum erhält, entstehen die neukeltischen Mundarten: das Gälische und Brettanische. Die ältesten Denkmale der letzteren im Verein mit den in der antiken Literatur sowie auf Inschriften und Münzen erhaltenen Resten des Gallischen (im weitesten Sinn) liefern das Material für den altkeltischen Sprachschatz. Berücksichtigt werden alle Erscheinungen bis zum Ausgang der Merovinger.

Natürlich hat das Werk hervorragenden Wert für alle, die sich speziell mit den keltischen Sprachen beschäftigen. Ob auch für Gymnasialbibliotheken im allgemeinen? Holder selbst bejaht diese Frage, da er sich von demselben grofsen Nutzen für die Klassikerlektüre verspricht, weil sämtliche, bei den Schriftstellern vorkommende Namen und Wörter keltischen Ursprungs einer erschöpfenden Besprechung unterzogen werden. Unentbehrlich ist es wohl für Bearbeiter des Cäsar, Tacitus, Livius. Denn, wie Glück sagt (a. a. O.), dem

Herausgeber eines solchen Klassikers ist es nicht möglich, die richtige Lesart zu erkennen, wenn er nicht keltisch versteht, oder doch ein derartiges Hilfsmittel zur Hand hat. Aber auch für die Sacherklärung kann es gute Dienste leisten. Wer sich etwa für die Bojer interessiert, findet hier alle auf sie bezüglichen Stellen ausgeschrieben, von Placitus an bis auf die Spätzeit, und auch der biedere Bojer Mogetissa, dessen Militärabschied man in Weifsenburg ausgegraben hat, ist nicht vergessen. Selbstverständlich begegnen auch Wörter wie alauda, alce, braca, bison. Freunde der Heimatkunde finden manchen aus ältester Zeit stammenden Namen, in den beiden vorliegenden Heften (a-branos) z. B. Ainos, Abusina, Alcimonis, Amber. Vielleicht ist gerade hier die neuere Literatur nicht genügend berücksichtigt. Wenigstens ist uns aufgefallen, dafs das Biriciana der Tabula Peutingeriana nur mit Burkmarshofen erklärt und nicht einmal angedeutet wird, dafs man darunter gewöhnlich Weifsenburg versteht. — Jedenfalls ist das Werk nicht nur für Keltologen von Nutzen und kann daher allen wohlhabenden Bibliotheken zur Anschaffung bestens empfohlen werden.

Σχ.

Skutsch, Franz, Forschungen zur lateinischen Grammatik und Metrik. I. Band: Plautinisches und Romanisches. Studien zur Plautinischen Prosodie. Leipzig 1892. B. G. Teubner. 8°. 4. Bl. 136 S.

Die treffliche Arbeit, welche aufs beste lehrt, dafs der neuerdings noch von Max Bonnet[1]) statuierte Unterschied zwischen „philologischer" und „linguistischer" Behandlung der Grammatik hinfällig ist, hat zum Gegenstande die Prosodie von nempe, quippe, inde, unde, ille und iste, sechs Wörtern, welche nach der bisher allgemein verbreiteten Ansicht auch aufserhalb des sog. Jambenkürzungsgesetzes[2]) pyrrhichische Messung haben können. Der Verf. beweist zunächst die Unhaltbarkeit der Corssenschen Lehre, nach welcher diese Messung bei unde, inde und nempe als Resultat des Nasalschwundes gilt, und zeigt dann durch sorgfältige Statistik über das Vorkommen des letzteren Wortes bei den alten Scenikern, dafs wohl von einem zweimorigen, aber nicht von einem pyrrhichischen Gebrauch von nempe die Rede sein kann, dafs vielmehr nempe „vor (Vokalen wie vor) Konsonanten stets nem(p)" klingt. Nachdem er der Vokalsynkopierung, deren Gebiet er mit diesem Resultate betreten, einen höchst lehrreichen Abschnitt (darin z. B. S. 44 f. die evident richtige Erklärung von Plaut. Bacch. 276) gewidmet, dehnt er die Untersuchung auf unde und inde aus. Auch hier ergibt sich durchgängige Länge der ersten Silbe und Synkopierung des e bei zweimoriger Messung. Die „vielgequälte"

---

[1]) „La philologie classique". Paris 1892 p. 87 ff. Vgl. dagegen die treffenden Bemerkungen von W. Streitberg, Anz. f. indog. Spr. I 104 ff.

[2]) „Eine jambische Silbenfolge, die den Ton auf der Kürze trägt oder der die tontragende Silbe unmittelbar folgt, wird pyrrhichisch" (S. 6 f.).

Stelle mil. 687 wird durch richtige Auffassung der Überlieferung als völlig heil erwiesen (und(e) tĭbĭ). Etwaige Zweifel an der Synkopierung von inde werden dadurch beseitigt, dafs die Richtigkeit der von Hand und Corssen gegebenen Erklärung der Formen proin und dein als Verkürzungen aus proinde und deinde gegen Ritschl endgiltig dargethan wird. Dabei fällt nicht nur die nach meiner Ansicht überzeugende Besserung von Amph. 973 ‚diligentem proinde ut uxorem decet' (überliefert ‚proinde d. u. u. d.', aber proinde steht sonst nur vor Vokalen und besonders häufig vor ut; vgl. S. 85), sondern auch die Erkenntnis ab, dafs ein Bedeutungsunterschied zwischen proin und proinde, wie ihn Fuhrmann vor 25 Jahren zu erweisen suchte, nicht besteht. Über quippe, dessen „pyrrhichische" Messung sich ebenfalls durch Synkopierung der zweiten Silbe erledigt, führt des Verf. Weg zu ille und iste. Für ersteres lautet sein Resultat dahin, dafs Zweimorigkeit von ille nur in synkopierbaren Formen und nur vor Konsonanten erscheint, eine Thatsache die nur durch „die Annahme einer Synkopierung der zweiten Silbe" erklärt werden kann (S. 109), und dafs die gegen das sog. Dipodieengesetz, nach welchem „in die Senkungen jambisch-trochäischer Verse, die bei den Griechen nicht durch eine lange Silbe gebildet werden dürfen, bei den Römern nicht die erste Silbe eines spondeischen Wortes oder Wortschlusses fallen darf" (S. 123), „verstofsenden Formen dieses Pronomens endbetont gewesen sein müssen" (S. 138), für letzteres dahin „dafs die Annahme eines ĭst- noch viel weniger [als die eines synkopierten ist(i)c], nämlich gar nicht gestützt ist" (S. 146) und dafs die Verletzungen des Dipodieengesetzes auf die für ille ermittelte Weise zu erklären sind. Im vorletzten Abschnitt gewährt uns der Verf. einen „Ausblick". Er führt eine Reihe von weiteren Fällen vor, in denen mit gröfserer oder geringerer Wahrscheinlichkeit „Synkopierung einer wortschliefsenden Kürze" anzunehmen ist, läfst einige Streiflichter auf den Kampf „der Bekenner und Bestreiter des Dogmas vom Zusammenfall des Wort- und Versaccentes", fallen, der, wie er hofft, gegen Wilhelm Meyer entschieden werden wird, und beleuchtet die archaische „Freiheit der Tonverbindung" an dem Wechsel von vígintí, trígintá und vigínti, trigínta. Im letzten Paragraphen dagegen wendet er den Blick rückwärts und gedenkt neidlos der Gelehrten, die schon vor ihm auf die Synkopierung von inde u. s. w. gekommen waren, ohne natürlich die Sache systematisch zu verfolgen, des alten Chr. Wase („Senarius" 1697), der von Ritschl viel geschmähten Plautiner Weise und Bothe, Th. Bergks und Quicherats. — Die vorstehenden Zeilen reichen nicht entfernt aus, um ein zutreffendes Bild von dem reichen Inhalte des Buches zu geben. Wer sich zu den Plautinern oder zu den Grammatikern zählt, mufs dasselbe in höchsteigener Person durcharbeiten und wird mir zugestehen, dafs ich es im Eingang meiner Anzeige mit vollem Rechte als eine „treffliche Arbeit" bezeichnet habe. —

S. 8. Anm. 1 hätte wohl die Baseler Dissertation von J. Stadelmann ‚de quantitate vocalium latinas voces terminantium' (Luzern 1884) p. 20 ff. Erwähnung verdient. — Zu S. 17 f. (Verschiedenheit

von lingula und ligula) vgl. jetzt G. Meyer, Indog. Forsch. II 368 f. — S. 56 war zu bemerken, dafs der Imperativ ‚fers' im Spätlatein erscheint, vgl. z. B. Ott, Jahrbb. f. Philol. CIX, 839 f. — S. 93: ‚exim' steht mehrmals im alten codex Puteanus des Prudentius, z. B. cath. VII 126; vgl. auch Bonnet, Le Latin de Grég. de Tours p. 155 n. 7[1]).

Schanz, Martin, Geschichte der römischen Literatur bis zum Gesetzgebungswerk des Kaisers Justinian. II. Teil: Die Zeit vom Ende der Republik (30 v. Chr.) bis auf Hadrian (117 n. Chr.). München 1892. C. H. Beck. 8° XVI, 476 S. (Handbuch der klassischen Altertumswissenschaft Bd. VIII).

Die Vorzüge, welche ich in diesen Blättern Bd. XXVII (1891) S. 26 ff. am ersten Bande dieses Werkes gerühmt habe, eignen in gleichem Mafse auch der heute zur Besprechung vorliegenden Fortsetzung. Legte dort der fragmentarische Zustand der älteren lateinischen Literatur dem Darsteller mannigfache Schwierigkeiten in den Weg, so konnte derselbe hier so recht aus dem Vollen schöpfen, und nur eingefleischte Kompendienliebhaber können es ihm verdenken, dafs er den Weg durch das blüten- und blumenreichste Literaturgebiet mit einer gewissen Behaglichkeit zurückgelegt hat. Die Disposition des Stoffes ist eine überaus einfache. Der Tod des Augustus bildet den chronologischen Haupteinschnitt. Unter seiner Regierung hatte die Literatur Zeit und Gelegenheit, sich der veränderten Situation anzubequemen, unter seinen Nachfolgern reiften die zu seinen Lebzeiten gesäten Keime zu nicht durchweg erfreulichen Früchten aus. Innerhalb der beiden durch das Jahr 14 geschiedenen Hälften werden Poesie und Prosa, innerhalb der letzteren die Historiker, Geographen, Redner, Philosophen und Fachgelehrten d. h. im ersten Abschnitte die Philologen, Juristen und Techniker (Vitruvius), im zweiten die Encyklopädisten (Celsus), Grammatiker, Rhetoren, Juristen und Schriftsteller der realen Disziplinen (z. B. Plinius) gesondert. Auch aus diesem Bande teile ich einige Proben wohlgelungener Charakteristik mit, schon um zu zeigen, dafs der Verf. auch diesmal der naheliegenden Versuchung Widerstand geleistet hat, durch möglichst neue und pikante und deshalb oft paradoxe Urteile über Literaturwerke, in deren Wertschätzung sich doch allmählig ein gewisser consensus gentium gebildet hat, blendende Effekte erzielen zu wollen. Über Vergils Bukolika lautet sein Urteil: „Das Hereinziehen fremdartiger Verhältnisse in die Hirtenwelt erzeugt ein Zwielicht, das unseren Augen wehe thut. Wenn wir daher von einer überfeinerten Kultur gedrückt uns nach dem einfachen Naturleben zurücksehnen, so greifen wir nicht zu den krankhaften Gebilden Vergils, sondern wir flüchten uns zu den anmutigen Schöpfungen Theocrits; und in ihrer Lektüre finden wir Ruhe und Frieden" (S. 30). Die Briefe des Horatius sind ihm „das reifste Denkmal seiner Poesie,

[1]) Vgl. die Besprechungen in der DLZ 1892, 1431 ff. und in der Rev. crit. 1892 II 219 f.

sie gehören zu den edelsten Erzeugnissen der römischen Dichtung, sie sind und werden bleiben, so lange eine höhere Kultur besteht, ein anmutiges Lebensbrevier, das jeden anziehen wird, der die Kunst des Lebens zu würdigen weifs" (S. 85), und von der horazischen Muse überhaupt nimmt er mit folgenden bewegten Worten Abschied: „Nicht der Dichter der Jugend, welcher alles von Gold umwoben erscheint, ist Horaz, nein, er ist der Dichter des Mannes. Wer die Mittagshöhe des Lebens überschritten und mit stiller Wehmut auf die zerronnenen Ideale der Jugend zurückblickt, wer sein Auge nicht mehr vorwärts, sondern rückwärts schweifen lassen mufs, wird, wenn er die Summe seiner Tage zieht, sich sagen müssen, dafs vor etwa zweitausend Jahren ein Römer gelebt, der richtig erkannt hat, dafs alles vergänglich ist, und dafs in der inneren Zufriedenheit und in der frohen Hingabe an die Gegenwart doch ein gut Teil des menschlichen Glücks besteht" (S. 89). Die Charakteristik des Propertius gelangt zu dem Resultate: „Dem flüchtigen, nach kurzatmigem Vergnügen Haschenden bleibt dieser merkwürdige Römer ein Buch mit verschlossenen Siegeln; dem aber, der in die tiefen Schachten eines echt poetischen Gemüts hinabzusteigen wagt, wird Properz trotz des Gestrüppes, das er um seine Schöpfungen gelegt, eine Quelle des erhabensten und dauerndsten Genusses sein" (S. 125), die des Dichters der Metamorphosen gipfelt in dem Satze: „Ovid ist der genialste Erzähler der Römer" (S. 165). Hieran sei noch, um die Prosaiker nicht zu benachteiligen, das an die Schulmänner sich wendende Schlufswort gereiht, in welches die ausführliche Schilderung der taciteischen Geschichtschreibung ausklingt: „Nur der, welcher Blicke in das rätselhafte Menschenherz gethan, vermag den meisterhaften Schilderer, den grofsen Römer, zu würdigen. Der Jugend bleibt daher der Autor zu einem grofsen Teile unverstanden[1]), und es ist mir stets als ein Unrecht erschienen, sie in diese düstere Welt einzuführen, während ihr doch der erfrischende Dialog über die Redner dargeboten werden kann" (S. 380).

Nur ungern steige ich von der Höhe ästhetischer Kritik in die Niederungen philologischen Kleinkrams — ich sage Kleinkram, denn zur Erörterung wichtiger Differenzpunkte, wie z. B. der Frage nach dem Verf. der lateinischen Ilias oder der Stellung des Dialogus in der schriftstellerischen Entwickelung des Tacitus ist hier nicht der Ort — herunter. Aber ich darf einerseits nicht dem Genusse der Leser — und deren werden es ja viele sein — vorgreifen und mufs andrerseits den Nachweis erbringen, dafs ich die kleinlichere, wenn auch nicht ganz unnütze Seite des Rezensentenamtes, die Durchstöberung des „rein gelehrten Bodensatzes" (Rohde Rom. S. X), nicht aufser Acht gelassen habe.

S. 65: Über den Cento der Proba vgl. die abschliefsenden Darlegungen von C. Schenkl, Poetae christ. min. I (Vindob. 1888) p. 513 ff. — S. 100: Von Schulzes Auswahl aus den römischen Elegikern liegt

[1]) „Der Primaner, der angeblich den Tacitus . . . mit Verständnis gelesen hat", figuriert auch in der zündenden Rede von Wilamowitz ‚Philologie und Schulreform' Gött. 1892 S. 5. Vgl. diese Bl. Bd. XXVIII (1892) S. 561 ff.

seit 1890 eine dritte Auflage vor. — S. 132: Die sittliche Entrüstung über Ov. am. I 5 scheint mir etwas zu stark, um so mehr, als auch dieses Gedicht zum Teile auf Philodemos (vgl. Kaibels Ausgabe p. XVII) beruht. — S. 211: Über Apollodoreer und Theodoreer vgl. auch den Aufsatz von Ammon in diesen Bl. Bd. XXVII (1891) S. 231 ff. — S. 247: Der Gemblacensis des Manilius ist kollationiert bei P. Thomas, lucubrationes Manilianae, Gand 1888. — S. 274: Unter den Literaturangaben über die Octavia vermisse ich die akademische Festrede Meisers „Über historische Dramen der Römer" München 1887 S. 7 ff.. — S. 280: Über den Aufsatz Marthas „Un poëte stoicien" (Persius) s. die Notiz in diesen Bl. Bd. XXVII 385. — S. 283: H. Schenkls Ausgabe des Calpurnius hat eine sehr lehrreiche Besprechung von Leo, Zeitschr. f. d. öst. Gymn. XXXVI (1885) S. 611 ff. erfahren. — S. 290 wird erwähnt, dafs Lucianus im 10. Buche Senecas quaestiones naturales benützt hat. Warum wird die treffliche Abhandlung von Diels, der diese Ermittelung zu verdanken ist, nicht genannt? — S. 310: Das Akrostichon „Italicus" im Anfange der lateinischen Ilias ist schon im cod. Vindob. 3509 s. XV. oder XVI. aufgelöst; vgl. H. Schenkl, Wien. Stud. XII (1890) S. 317 f.; s. übrigens auch Diels, Sibyllinische Blätter S. 35 Anm. 2. — S. 365 hätte A. Schönes Bearbeitung des Agricola (Berl. Stud. X 1) Erwähnung verdient, S. 371 die treffende eigene Bemerkungen enthaltende Übersicht Eufsners über neuere Literatur zu Tacitus Germania (in diesen Bl. Bd. XXII bes. S. 126 ff. Ebenda Bd. XXIII S. 1 ff. die älteste Verdeutschung der Germania). — S. 419: Der Hinweis auf eine so berühmte Abhandlung, wie die F. Chr. Baurs über Seneca und Paulus (3 Abhandl. herausg. von Zeller, Lpz. 1876) durfte nicht fehlen. — S. 421: Über Martins von Bracara „formula vitae honestae" ist Casparis Einleitung zu Martins Schrift „de correctione rusticorum" (Christiania 1883) S. XXIV ff. zu vergleichen. — S. 437: Ruhnkens Rutilius ist von Frotscher neu bearbeitet worden Lips. 1831. — S. 447: Die Untersuchung der Quellen Quintilians ist freilich noch nicht weit gediehen, doch sollten Winke, wie sie Usener im Epilog zu Dionysii Hal. de imit. p. 110 ff. gegeben, nicht unerwähnt bleiben. — S. 454: Von Detlefsens Plinius ist 1882 ein 6., zwei Indices enthaltender Band erschienen. — Die Verbesserung einiger Druckfehler und sonstiger kleiner Versehen wird passender in den Schatten einer Anmerkung[1]) verwiesen.

München. Carl Weyman.

---

[1]) S. 9 lies „Hagen" st. „Hagens"; S. 53 „Jacob" st. „Jacobi"; S. 56 „auf" Messala st. „aus" M.; S. 65 ist die die Seite schliefsende Zahl verdruckt; S. 170 Anm. 1 l. „Ribbeck" st. „Ribbegk"; S. 174 „Haubes" st. „Haubes"; S. 327 (in dem ersten Martialzitat) „duos" st. „deos"; S. 196 ist „Marburg 1880" f. „M. 1886", S. 281 „Rostock 1819" f. „R. 1879", S. 325 „Leipz. 1876, 1879 und 1884" f. „Leipz. 1876 und 1879" zu setzen. S. 25 möchte ich nicht mit dem Verf. den Gedanken, dafs sich die Liebe doch nicht bändigen lasse" als „rauh" bezeichnen; S. 362 ist der Ausdruck „Bei der Darlegung . . . packt uns der Autor durch äufserst zarte und liebevolle Bilder" nicht glücklich gewählt.

Elemente der lateinischen Formenlehre nebst den wichtigsten syntaktischen Regeln für die drei ersten Schuljahre von R. Flex. 2. verbesserte Auflage. Gotha, Perthes 1890. 2 Mk.

Die im lateinischen Elementarunterricht gemachten Erfahrungen liefs es dem Verfasser vorliegenden Lehrbuches pädagogisch notwendig erscheinen, den Schülern der drei unteren Klassen des Gymnasiums eine besondere Grammatik in die Hände zu geben, welche aber selbstverständlich nicht blos die Formenlehre, sondern auch das Wichtigste aus der Syntax enthält, weil der grammatische Unterricht in den ersten drei Jahren zu einem gewissen Abschlufs gebracht werden mufs. Der Herr Verfasser liefs sich von dem Gedanken leiten alles Unnötige und Überflüssige ohne weiters zu streichen, dagegen alles Nötige und Wissenswerte dem Schüler in der seinem geistigen Standpunkte entsprechenden Ausführlichkeit und Vollständigkeit zu bieten. Die Beschränkung auf das Notwendigste war um so mehr geboten, als nach dem vorliegenden Plane die Schüler auf der nächsten Stufe ein zweites und später ein drittes Lehrbuch erhalten sollen, welche dann ohne Zweifel die nötigen Erweiterungen und Ergänzungen enthalten werden. Dem angegebenen Zwecke des Buches entsprechend hat der Herr Verfasser die elementarste Form der Darstellung gewählt und in dieser Beziehung seine Aufgabe nach meinem Dafürhalten glänzend gelöst. Ich halte das vorliegende Buch für ein recht praktisches Hilfsmittel auf der ersten Stufe des grammatischen Unterrichtes. Gegen die Einrichtung, den Schülern drei getrennte Lehrbücher in die Hand zu geben, habe ich einige Bedenken. Es liegt nämlich die Gefahr sehr nahe, dafs auch der Verfasser des zweiten und dritten Teiles der Grammatik in bester und wohlmeinendster Absicht seinen Stoff ausführlich und erschöpfend behandelt, und dann ist Anlafs zur Klage wegen Überbürdung gegeben. Einer berechtigten Klage in dieser Beziehung vorzubeugen, halte ich angesichts der gegenwärtigen Strömung für notwendig.

Lateinische Schulgrammatik von Paul Harre. Erster Teil. Lateinische Formenlehre. 3. Aufl. Berlin, Weidmann 1891. Preis M. 1,20.

Harre's Grammatik ist ein Schulbuch im eigentlichen Sinn des Wortes, die Frucht mehrjährigen gründlichen Studiums, sorgfältiger Beobachtung und reicher Erfahrung. Fast auf jeder Seite kann man das Streben des Verfassers beobachten, vor allem den Bedürfnissen der Schule Rechnung zu tragen. Obwohl die Resultate der vergleichenden Sprachwissenschaft und die neueren Forschungen auf dem Gebiete der lateinischen Grammatik möglichst berücksichtigt und in ausgiebiger Weise verwertet sind, obwohl alles Notwendige, Nützliche und für den Schüler Wissenswerte mit Bienenfleifs zusammengetragen ist, vermifst man doch nirgends Klarheit und Einfachheit in der Darstellung oder Übersichtlichkeit in Verteilung und Anordnung des überaus reichlichen Stoffes. Der Verfasser verstand es jedem das Seinige zu geben, das Wesentliche und absolut Notwendige von dem Nützlichen zu scheiden

und sowohl durch den Druck als auch durch besondere Zeichen jeder Klasse, jedem Alter ein bestimmtes Pensum zuzuweisen. Infolge dieser praktischen Einrichtung wird das Buch dem Schüler durch alle Klassen hindurch ein treuer und verlässiger Ratgeber sein und auch dem Lehrer wesentliche Dienste leisten, zumal der Verfasser an manchen Stellen praktische Winke in Bezug auf die Behandlung des Stoffes gibt. Ich halte es für überflüssig die Vorzüge dieses Buches im einzelnen zu besprechen und beschränke mich darauf, zu bemerken, dafs dasselbe nach seine ganzen Anlage recht geeignet ist, den einigermafsen begabten Schüler ohne besondere Schwierigkeiten zur Lektüre vorzubereiten. Ohne Zweifel wird diese neue Auflage recht viele Freunde in den Kreisen der Fachgenossen finden.

Kleine lateinische Schulgrammatik von Paul Harre. Berlin 1890, Weidmann. Preis Mk. 1,60.

In diesem Buche, welches sich im wesentlichen an die lateinische Schulgrammatik anschliefst und nach denselben Grundsätzen bearbeitet ist, bietet der Verfasser ein vollständiges Lehrbuch der lateinischen Sprache in möglichster Kürze, p. 3—66 ist die Formenlehre, 67—140 die Syntax behandelt. Das Büchlein ist zunächst bestimmt für Realschulen und Realgymnasien, läfst sich aber nach meiner Anschauung auch an den humanistischen Gymnasien wenigstens in den unteren Klassen gut verwenden. Ein besonderer Vorzug desselben besteht in den Beispielen, welche mit Geschick ausgewählt sind und ihrem Zwecke vollkommen entsprechen.

Der lateinische Satz. Zur Wiederholung für die oberen Gymnasialklassen dargestellt von Ernst Reinhard Gast, Prof. am Herzogl. Franziseum in Zerbst. Wolfenbüttel, Verlag von Julius Zwifsler 1890.

Dieses Schriftchen, welches aus mehrjähriger Praxis hervorgegangen ist, hat zunächst den Zweck den Schülern der oberen Gymnasialklassen die unerläfsliche Wiederholung der lateinischen Satzlehre zu erleichtern und anziehender zu machen. Das Ganze zerfällt in zwei Teile: pag. 1—17 Hauptsätze, pag. 18—48 Nebensätze. Den Regeln, welche zum Zwecke der Repetition in möglichster Kürze abgefafst sind, hat der Verfasser eine stattliche Anzahl von praktischen Beispielen aus Drägers historischer Syntax der lateinischen Sprache und Kühners Grammatik angefügt, um das früher bereits Gelernte zu befestigen und die Kenntnisse des Schülers zu erweitern. Ich zweifle nicht, dafs das Schriftchen dem strebsamen Schüler gute Dienste leisten werde, zumal die gebotenen Beispiele der Mehrzahl nach einfach und instruktiv sind. Aufgefallen ist mir, dafs die von den Verben „gebieten, wünschen, sorgen, fürchten etc.“ abhängigen Objektssätze als Finalsätze betrachtet werden. Meines Wissens ist die Unterscheidung von Deklarativsatz und Adverbialsatz heute bereits in allen Lehrbüchern durchgeführt. Ein von timere abhängiger Satz kann wohl nicht zu den Finalsätzen gerechnet werden. § 16 Anmerk. 2 heifst

es im Anschlusse an die bekannte Stelle aus Livius: „respiciens videt . . . sequentes, unum haud procul ab sese abesse". „Daher beides möglich: audivi te dicentem und audivi te dicere". Nach meinem Dafürhalten sollte der Schüler bei dieser Gelegenheit aufmerksam gemacht werden, dafs man in solchen Fällen gewöhnlich zwischen mittelbarer und unmittelbarer Wahrnehmung unterscheidet.

Übungsbuch für den Unterricht im Lateinischen. Kursus der Quinta von Dr. Fr. Holzweifsig, Direktor des Kgl. Viktoria-Gymn. zu Burg. 2. verbess. Auflage. Hannover 1890. G. Gödel.

Die 2. Auflage des allenthalben günstig aufgenommenen Übungsbuches hat keine wesentlichen Änderungen erfahren. Der Herr Verfasser beschränkte sich auf genaue Durchsicht und sorgfältige Prüfung des lateinischen und deutschen Textes, um den gegebenen Anregungen entsprechend einige Verbesserungen an demselben vorzunehmen. Ebenso wurde auch das angefügte Wörterverzeichnis berichtigt und teilweise ergänzt, ohne dafs jedoch die Zahl der Vokabeln erhöht worden ist. Dem von verschiedenen Seiten ausgesprochenem Wunsche, es möchten weitere Repetitionsstücke über gröfsere Abschnitte des grammatischen Pensums eingefügt werden, ist der Herr Verfasser nicht entgegengekommen, weil er den gebotenen Stoff für vollständig ausreichend erachtete und in dieser Ansicht von kompetenter Seite bestärkt wurde. Druck und Ausstattung verdienen alle Anerkennung. Möge das treffliche Buch recht viele Freunde finden.

Rosenheim. Gürthofer.

Plan der Iliaslektüre in zwei Jahreskursen, entworfen von H. Kluge. Leipzig 1891. B. G. Teubner. IX. und 39 S. — Preis 0,75 M.

Eine Lektüre der Ilias, welche bei dem Schüler kein Gefühl für den Zusammenhang der im Gedichte, wie es nun einmal überliefert ist, geschilderten Ereignisse zu erzeugen vermag, hat nach der Meinung des Verfassers obiger Schrift einen ihrer Hauptzwecke verfehlt. Nun sei es aber schwer, wo nicht unmöglich, die Empfindung für die Einheit der Handlung in der Ilias in dem Lernenden zu wecken, wenn die eine Hälfte derselben der 8. oder der 7. und 8., die andere der 9. Klasse zugewiesen oder wenn überhaupt in der einen Klasse diese, in der anderen jene Rhapsodien gelesen werden. Wenn die Schule durch eine unzweckmäfsige Einrichtung der Lektüre in ihren Zöglingen nur unvollkommene und unklare Vorstellungen von dem, was Ilias heifst, hervorrufe, so dürfe ein dauernder Gewinn für Bildung und Anschauung von einem solchen Betriebe des Unterrichtes nicht erwartet werden. Um so mehr müsse angesichts der beklagenswerten Verkürzung, welche die der Beschäftigung mit der Ilias gewidmete Zeit auf den preufsischen Gymnasien erfahren habe, auf ein Mittel gesonnen werden, durch das der Betrieb der Ilias-

lektüre der jetzigen Sachlage angepafst und den Nachteilen, welche aus derselben dem Unterrichte zu erwachsen drohen, begegnet würde. Kl. findet dieses Mittel darin, erstens aus dem Stoffe der Dichtung soviel auszuscheiden, dafs eine Bewältigung des Gegenstandes in zwei Jahren möglich wird, zweitens den übrig bleibenden Stoff der Art auf die zwei letzten Kurse des Gymnasiums zu verteilen, dafs der Gang der Handlung vom Schüler leicht überblickt und erfafst werden kann. Was soll nun aber ausgeschieden werden? Dem Ermessen des einzelnen Lehrers darf die Entscheidung dieser Frage nicht überlassen werden; denn sonst würde bald jedes Gymnasium seine eigene Ilias haben. Ferner will der Verf. das Prinzip der Ausscheidung nicht von der höheren Kritik oder der homerischen Frage hergenommen sehen, sondern von pädagogischen Rücksichten. Wenn er aber fordert, dafs solche Partien der Ilias fortfallen sollen, „welche die Klarheit der Darstellung beeinträchtigen, ohne Ausbeute für den Unterricht zu bieten", so ist zum ersten Teile dieses Gedankens zu bemerken, dafs er in letzter Instanz doch auf eine Berücksichtigung der homerischen Frage hinausläuft, und zum zweiten, dafs es eigentlich keine Stelle der Ilias gibt, die für den Unterricht gar keine Ausbeute gewährte. Damit soll nur gesagt sein, dafs einer derartigen Sichtung des zu lesenden Stoffes immer etwas Subjektives anhaftet und es eben darauf ankommt, ob das Verfahren des Verf. in dieser Sache allgemeine Billigung zu finden verdient oder nicht.

Die von Kl. vorgenommenen Abstriche scheiden über dreitausend Verse der Ilias von der Lektüre aus. Irren wir nicht, so hat der Verf. trotz seiner Abneigung die homerische Frage hereinzuziehen bei der Bestimmung der auszulassenden Stellen der Bearbeitung der Ilias von W. Christ einen nicht unbedeutenden Einflufs auf sein Urteil gestattet. Weit entfernt, ihm daraus einen Vorwurf zu machen, kann man es vielmehr nur billigen, wenn sich Kl. an die Aufstellungen jenes bewährten Forschers hält, und wird es freudig begrüfsen, dafs so die von Christ in der Vorrede zu seiner Iliasausgabe geäufserte Erwartung: „brevi futurum esse, ut Homerus hac forma magis placeat faciliusque intellegatur et pueris quoque instituendis haec distributio carminum multo utilior esse videatur" wenigstens in gewissem Sinne sich verwirklicht hat.

Die nicht zu lesenden Abschnitte sind folgende: 1. *B* 484—877, Schiffskatalog und Katalog der Trojaner. — 2. *Γ* 383—448, erotische Scene zwischen Paris und Helena. — 3. *Z* 237—311, für das Fortschreiten der Handlung allerdings von geringer Bedeutung. — 4. *H* 313—482 d. i. *νεκρῶν ἀναίρεσις* bei Christ, dessen Urteil über diese Stelle zu vergleichen ist. — 5. *Θ* 360—484, nach Christ zu den jüngsten Bestandteilen der Ilias zählend. — 6. *Λ* 575—848; mit *Λ* 596 läfst Christ die nicht vom ursprünglichen Dichter herrührende *ὁμιλία Νέστορος καὶ Πατρόκλου* beginnen. — 7 *M* 1—40, zusammenhängend mit der unter 6) erwähnten Partie. — 8. *M* 86—181. In den Schlufs dieses Abschnittes fallen die schon von den Alexandrinern Homer abgesprochenen VV. 175—181. Doch ist nicht ersichtlich, warum

Kl. die Auslassung gerade mit V. 86 beginnen will, während erst V. 88 der Satz endet. — 9. **N** 248—722. Dieser Teil bietet nicht viel des Interessanten für den Schüler und enthält auch Stellen sehr späten Ursprungs (vgl. Christ i. d. Ausg.); doch macht es sich schlecht, dafs nach dem Verf. die Lektüre gerade bei V. 248 abbrechen soll, wo Idomeneus zu sprechen anfängt. — 10. **Ξ** 153—522 d. i. die Episode zwischen Zeus und Hera und was damit in Zusammenhang steht. — 11. **O** 1—652 d. i. *παλίωξις παρὰ τῶν νεῶν* und *δευτέρα μάχη ἐπὶ ταῖς ναυσὶν* bei Christ: die *Πατρόκλεια* soll der Schüler erst mit **O** 653 zu lesen beginnen. — 12. **Π** 168—197, nach Christ eine Ergänzung des Schiffskatalogs. — 13. **Π** 306—350, zu den jüngeren Teilen der Dichtung gehörig. — 14. **P** 140—182, eine kurze Stelle unwesentlichen Inhalts. — 15. **P** 319—625; der Abschnitt wird zwar von Christ als ursprünglich betrachtet, er enthält jedoch nicht wenige Stellen, welche von der Kritik angefochten werden. — 16. **P** 644—655: diese elf Verse mufsten wegbleiben, weil in ihnen Aias um Wegnahme des Dunkels bittet, dessen Eintritt in 319—625 erzählt ist. — 17. **Σ** 35—69; die VV. enthalten u. a. den bereits von Zenodot und Aristarch verworfenen Nereidenkatalog, der zudem für die Handlung vollkommen gleichgültig ist. — 18. **Σ** 243—367 d. i. das ganze bei Christ *Τρώων ἀγορά* betitelte Stück. — 19. **T** 282—355, die Klagen der Briseis und des Achilleus um Patroklos enthaltend. — 20. **Υ** 176—258; in **Υ** wären vielleicht noch ausgiebigere Abstriche am Platze. — 21. **Φ** 552—611, d. i. der wenig bedeutende Schlufs des Buches **Φ**.

Diese vom Verf. getroffene Auswahl der nicht zur Lektüre bestimmten Stellen verdient im ganzen Billigung, wenn sich auch im einzelnen über die Anfangs- und Endpunkte mancher Auslassungen mit ihm rechten liefse; jedoch hierauf einzugehen würde zu weit führen. Den noch übrig bleibenden Stoff verteilt Kl., so, dafs im ersten Jahre die Entstehung des Zornes des Achilleus und die vier Schlachten gelesen werden sollen, während die Episoden dem zweiten Jahre zufallen. Letztere sind: 1. die Fahrt nach Chryse, 2. Thersites, 3. die Mauerschau, 4. die Musterung des Heeres durch Agamemnon, 5. die Aristie des Diomedes, 6. die Scene zwischen diesem und Glaukos, 7. Hektor bei Paris und Helena, 8. Hektor und Andromache, 9. Gesandtschaft an Achilleus, 10. die Dolonie, 11. Sarpedons Fall, 12. Verfertigung der Waffen für Achilleus, 13. Versöhnung zwischen diesem und Agamemnon, 14. Achilleus im Skamandros, 15. die Theomachie, 16. Bestattung des Patroklos, 17. Lösung und Bestattung Hektors.

Die Einrichtung des Büchleins, das die Schüler selbstverständlich in Händen haben müssen, ist derart, dafs zunächst ein Verzeichnis der in jedem der beiden Jahreskurse zu lesenden, dann der auszulassenden Partien gegeben wird. Hierauf folgen als Ergänzung der Lektüre des ersten Jahres die Inhaltsangaben derjenigen Abschnitte, die der Schüler nicht zu lesen bekommt, seien es nun die für das zweite Jahr bestimmten Episoden oder solche Stücke, die überhaupt von der Lektüre ausgeschlossen sind. In analoger Weise werden

sodann die dem zweiten Jahreskurse vorbehaltenen siebenzehn Episoden durch kurze Inhaltsübersichten der ihnen vorausgehenden Ereignisse, deren Darstellung in der Ilias der Schüler zum kleineren Teile nicht lesen soll, zum gröfseren aber im Vorjahre gelesen hat, mit einander in Zusammenhang gebracht.

Der Gedanke des Verf. ist zwar aus den norddeutschen Schulverhältnissen herausgewachsen, scheint aber jedenfalls beachtenswert genug, um auch in den Gymnasien unseres engeren Vaterlandes praktisch erprobt zu werden. Erst nach wirklich angestellten Versuchen wird sich ein sicheres und gerechtes Urteil über den Wert einer nach diesem Plane betriebenen Iliaslektüre gewinnen lassen.

München. M. Seibel.

Demosthenes. Ausgewählte Reden. Für den Schulgebrauch herausgegeben von Dr. Karl Wotke. Mit einer Karte und einem Titelbild. 3. vermehrte Auflage. Wien und Prag. Tempsky. 1891, geheftet 55 kr., geb. 70 kr.

Das in 3. Auflage erscheinende Bändchen der 8 philippischen Reden hat in der Einleitung insoferne eine kleine Erweiterung erfahren, als der Abhandlung über „Des D. Leben und politische Thätigkeit" eine kurzgefafste (4 S.) „Geschichte der attischen Beredsamkeit bis auf D." vorausgeschickt ist, deren Mangelhaftigkeit bereits Thalheim in der Berlin. philol. Wochenschrift Nr. 24, Jahrg. 12 genügend gekennzeichnet hat.

Der Text ist, wie in der vorhergehenden Auflage angekündigt war, gründlich revidiert. In der Anwendung des *ν ἐφελκυστικόν* herrscht noch grofse Inkonsequenz; so setzt es W. häufig vor Konsonanten, ohne dafs das Blafs'sche Kürzengesetz dazu nötigte, und oft da, wo auch Blafs es mit Recht gestrichen hat, z. B. III. 9 a. E., 29, IV. 35, VI. 5, VII. 35, 41, 61, VIII. 13 (15), 50 (52) und sonst. Die von Dr. Ortner in Bd. XXIV S. 549 bei Besprechung der 1. Aufl. gerügte Inkonsequenz in Bezug auf die Form *κεῖνος* ist in der vorliegenden Auflage gebessert. W. schreibt jetzt nur *'κεῖνος* mit Apostroph. Warum I. 43 *περὶ τοῦ τιμωρ.* und *ὑπὲρ τοῦ μὴ π.* die Präpositionen vertauscht sind, sieht Ref. nicht ein; oder ist es ein Versehen? — II. 7 ziehe ich mit Blafs und Weil *ἐθρύλουν* vor st. *ἐθρυλεῖτε*, da auch der Scholiast die 3. Person las. — II. 19 möchte ich *στρατιωτικά* mit Madvig als Glosse zu *χρήματα* streichen. — II. 24 a. E. ist die Einschiebung von *αὐτοί* überflüssig; das Anakoluth ist auch ohne *αὐτοί* verständlich. — III. 8 a. E. hat W. *Θετταλοί* als Glosse mit Recht gestrichen. Dagegen kann 12 a. E. *αὐτῷ* wegen des rhetorischen Rhythmus wohl nicht entbehrt werden. — IV. 15 schreibt W. *πάρεισιν* st. des überlieferten *παρ' ὑμῖν* oder *παρ' ὑμῖν εἰσιν*; letzteres Wort fehlt blofs in Σ, wohl aus Versehen; ich möchte daher die Überlieferung verteidigen. — 21 ist *γὰρ* nach *καί* zu streichen mit Σ. — V. 21 emendiert W., um einen unerträglichen Hiat zu beseitigen, *δοκεῖ μεῖναι* nach einer Vermutung von Blafs, die letzterer indes nicht selbst in seinen Text aufgenommen hat; ich möchte der Verbesserung Rosen-

bergs περιεῖναι den Vorzug geben. — 23 a. E. stimme ich dem H. bei, wenn er ὅτι τοῦτον (τοιοῦτον) auswirft, doch wird wohl des Hiat wegen auch ἐστι zu beseitigen sein. — VI. 12 halte ich die Umstellung κοινῇ συνοίσει, welche W. mit Blafs wegen der Kürzenhäufung vorgenommen hat, für unnötig; so gar ängstlich wird doch D. diese Kürzenhäufung nicht vermieden haben. — 13 a. E. entspricht doch das handschriftliche σκήψαιτο dem Sinne besser als σκέψαιτο; oder liegt ein Druckfehler vor? — 15 ist das von den Hdschr. aufser Σ eingeschobene γ' unnötig: der Hiat ist nicht störend wegen der nach μελλήσει eintretenden Pause. — 16 möchte ich οὐδ' ἂν (οὐκ ἂν) mit Blafs streichen; die verschiedene Stellung dieser Worte in Σ und FB kennzeichnet sie m. E. als Glosse, die in dem Archetypus über der Zeile stand und von den Abschreibern an verschiedenen Stellen eingeschoben wurde. — 23 vermisse ich das in den besten Hdschr. ΣL nach σωφρονεῖτε stehende δή; der Hiat ist nicht bedenklich wegen der Pause. — 35 ist ποιήσας τόθ' ὑμᾶς mit Blafs zu streichen. — VII. 4 u. 24 ist die Vertauschung des überlieferten δὲ gegen δὴ unnötig; an letzterer Stelle gebe ich übrigens der Änderung von Blafs den Vorzug: δέον. λέξω ohne δέ. — 63 ist m. E. ohne zwingenden Grund nach ἀπεστέρησθε: ἐν πολέμῳ eingeschoben. — 70 vor τριηραρχίας: καὶ ausgelassen. — VIII 23 (25) a. E. halte ich οὐδὲν μέρος (E. Müller, Slameczka) statt οὐδὲ μ. für keine Verbesserung. — 63 (65) ziehe ich mit Weil die Konjektur Franckes μηδὲν ἔθ' ὑμῖν ἐνόν (ohne ἐν) vor.

Der Druck ist äufserst sorgfältig. Druckfehler sind mir nur wenige aufgefallen: II. 21 ἐχει ohne Acc., VI. 7 ἐφ' αὐτῷ. 12 ἄνθ' st. ἀνθ. 33 φοβοῦμαι δὴ st. δέ, ibid. γίγνεται st. γίγνηται. VIII 19 (21) δὲ st. δή.

Zum Schlufse sei noch erwähnt, dafs W. den in den vorhergehenden Auflagen gemachten Versuch, uns an die Peloponnes und die Chersonnes zu gewöhnen, wohl als aussichtslos aufgegeben hat.

Ausgewählte Reden des Demosthenes. Erklärt von A. Westermann. I. Bdch. 9. verbesserte Auflage. Besorgt von E. Rosenberg. Berlin 1891, Weidmann. 2 M. 25.

Diese neue Auflage von Westermanns beliebter Demosthenesausgabe hat auch in der 2. Bearbeitung durch Rosenberg wesentliche Verbesserungen erfahren. Leider hat R. wohl aus übel angebrachter Pietät gegen W. versäumt, die Einleitung einer gründlicheren Revision besonders in stilistischer Hinsicht zu unterziehen. Ref. mufs sich ganz dem bereits von Thalheim, dem Rezensenten des Bdchs. in Nr. 24 Jahrg. 12 der Berlin. philol. Wochenschrift, ausgesprochenen Tadel des Westermannschen Stils anschliefsen: „Gewundene, schwerfällige Perioden, unnütze Fremdwörter, geradezu unverständliche Stellen“, und last, but not least, falsche oder mangelhafte Interpunktion. Um es gerade herauszusagen, unsere ohnedies nicht besonders stilgewandten

Primaner können sich durch das Studium der W.-R'schen Prolegomena erst recht ihren Stil verderben. Aufser den von Thalheim gerügten Stellen sind mir noch besonders aufgefallen: Der Latinismus „er gab a n g e n o m m e n e m G i f t seinen Geist auf“ (S. 35). Ausdrücke wie „die Substanz des Vermögens verwahrlosen“ (S. 6), „auf seinen Betrieb“ (st. sein Betreiben). „Philipp begrub sich mit seinem Groll in Scythien“ (S. 29), „D. hat ein Beispiel hinterlassen, dafs der Mensch in Äufserlichkeiten viel erreichen kann“ (S. 10), „Gebilde schaffen, die in ihrer verarbeiteten Gestalt als Ganze (sic) und ungeteilt erscheinen“ (S. 11).

In der Textgestaltung befolgt R. die in früheren Auflagen angewendeten konservativen Grundsätze, nachdem auch Blafs „zu dem bewährten Prinzip der Textgestaltung nach Σ ohne Berücksichtigung der Citate und rhythmischen Gesetze zurückkehrt“. In der Anwendung des *ν ἐφελκυστικόν* vermifst Ref. die Konsequenz. Oft setzt es R. da, wo die rhythmischen Gesetze es nicht verlangen und auch Blafs, der beste Kenner dieser Gesetze, es gestrichen hat, so: IV. 3, 18, 34, 36, 42, 46, 50. I. 7, 11, 13. II. 1, 5, 14, 15, 29. III. 5, 35. V. 18. VI. 5, 10, 12, 14. VIII. 35, 61, 62, 65, 69 (2 mal), IX. 15, 20, 30, 32, 52, 59, 66. — Die Abweichungen der 9. von der 8. Aufl. und ebenso die der 8. von der 6. sind in einem kritischen Anhang zusammengestellt, dessen Genauigkeit zu wünschen übrig läfst; ich verweise auf Thalheims Besprechung a. a. O. In der Wahl der Lesarten kann ich dem H. nicht immer beipflichten: So emendiert er I. 3 *τρέψηται καὶ* in *ἐντρεπίσηται καὶ*; ich betrachte es mit Blafs als Glosse. — II. 5 sehe ich den Grund der Klammerung von *αὐτοῦ* nicht recht ein. — VI. 4 ziehe ich mit Weil und Blafs *ἔχει* (st. *ἔχειν*) vor aus den von W. geltend gemachten grammatischen Gründen; der Hiat stört nicht wegen der eintretenden Pause. — 15 hätte R. die schöne Emendation Weils *συλλαμβάνειν* (st. *συμβάλλειν*), die auch Blafs sich angeeignet hat, aufnehmen sollen. — VIII. 61 setzt R. die Worte der Vulgata ein: *ὑπηρετοῦντας — ἐκείνων* mit der Begründung, man empfinde bei der durch Σ und L überlieferten Lesart das Fehlen eines für § 64 u. s. w. notwendigen Gedankens. Unmöglich sei ferner ohne einen solchen Zusatz *ἐχθρούς*; man müfste notwendig lesen: *ὑπὲρ τῶν ἐχθρῶν λέγοντας*. Diese Notwendigkeit kann Ref. nicht einsehen; *ἐχθροὺς* ist trotz vorhergegangenem *ἐχθρῶν* am Schlusse des Satzes nachdrücklich wiederholt. Den von R. geforderten Gedanken vermisse ich nicht. Auch Weil und Blafs lassen jenen Zusatz mit Recht weg. — 67 läfst R. die m. E. ungriechische Wendung *ἐὰν στέρεσθαι* (st. *φέρεσθαι*) stehen. — 75 sind die Worte: *καὶ περὶ ὧν . . εἴπῃ*, die in Σ pr. und L fehlen, wohl mit Unrecht weggelassen. — IX. 25 möchte R. nach E. Müller und Slameczka *οὐδὲν μέρος* schreiben; ich halte *πέμπτον* (*πολλοστὸν*) für eine Glosse und lese mit Rehdantz: *οὐδὲ μέρος* (so auch Weil und Blafs).

Die Druckfehler sind verhältnismäfsig zahlreich, besonders Accent- oder Spiritusfehler; S. 70: *γὰρ ἐστι, ἐπῃρμένον* mit ι subscr. (auch bei Blafs): 85: *ἔχωσιν*, 89: *ἐν*, 94: *φήσειε τις*, 106: *ἂν* st. *ἄν*. 110:

ὑμῶν. 111: κείνῳ st. ’κείνῳ. 122: ein Punkt nach ὄντος, 125: πολλα o. A., 127: ἅ st. ἃ. 157: τὴν st. τῆς. 161: τοῦτ ohne Apost.; 164: λόγου st. λόγον. 175: τους o. A., 196: ὑμῖν st. ἡμῖν. 203: ὑμῖν. 206: τῶν st. τῳ. 208: ἑαυτον o. A., 235: τεθνάτω. 255: Madwig (mit w).

München. Dr. Burger.

Plutarchi Chaeronensis Moralia recogn. Gregorius N. Bernardakis. Vol. IV. Lips. Teubner 1892.

Der 4. Band dieser Ausgabe enthält die 9 Bücher der quaest. conviv. und den lib. amat. Die Heranziehung und verständige Benützung neuer Handschriften ist auch bei dem vorliegenden Band nicht ohne brauchbare Ergebnisse geblieben. Auch fehlt es nicht an trefflichen eigenen Emendationen. Die Verbesserungen anderer Gelehrten jedoch sind noch nicht genügend gesammelt, manchmal auch nicht mit der nötigen Genauigkeit angeführt. So ist p. 626 c. bei den Worten τὸ δ' εἰλικρινὲς καὶ θερμόν Döhners durch den Zusammenhang geforderte Konjektur καθαρόν gar nicht erwähnt. Für λίθοις p. 627 b wäre das von mehreren Gelehrten verlangte λίτρῳ wohl in den Text aufzunehmen, mindestens aber anzuführen gewesen. P. 658 a wäre Döhners καταλύειν (für κωλύειν) jedenfalls besser als das von B. vorgeschlagene διαλύειν. Ebenso verdiente Döhners φέρειν (st. φορεῖν) ἐπ' ἀσθενείας p. 692 d. zum wenigsten Erwähnung. Von demselben Gelehrten, nicht von Emperius, stammt die Korrektur νὴ Δία für ἤδη p. 722 d. und ἐξαναστάν für ἐξαναστᾶν p. 722 f. Wenn aber B. p. 728 e. Döhners πτώματος für σώματος in den Text aufnimmt, so ist zu bemerken, dafs Döhner selbst diese Konjektur in Quaest. Plut. part. IV widerrufen und das wahrscheinlichere σήματος dafür gesetzt hat. P. 746 a, ὀκτὼ καὶ συμπεριπολοῦσι, dürfte der Vorschlag Herwerdens, αἱ συμπεριπολοῦσαι, Beachtung verdienen, ebenso die Konjektur desselben παρῆν δὲ καὶ statt ἦν καί. p. 749 b und καὶ μηδὲν ἧττον πιθανήν bei der Lücke p. 771 a. Auch p. 365 a dürfte Herw. recht haben, wenn er schreibt πεπαυμένων τοῦ δειπνεῖν. Denn der blofse Infinitiv bei παύεσθαι findet sich abgesehen von p. 3a (in der unächten Schrift De educ. puer.) in keiner unter Plutarchs Namen überlieferten Schrift. — P. 684 d erfahren wir nicht, woher das, allerdings gute, παραφαινόμενον für παραφυόμενον in den Text kommt. Zu p. 706 e bemerkt der Herausg. in der praef. p. IX: „Codex Palatinus recte dat ἐκπλανησόμεθα“ während sich im Text dann doch ἐκπλαγησόμεθα findet.

Doch diese und ähnliche Beobachtungen können uns nicht hindern, die vorliegende Ausgabe als eine fleifsige und im Vergleich mit früheren als einen entschiedenen Fortschritt zu bezeichnen.

Kempten. Weifs.

Dr. E. Koch, Die Notwendigkeit einer Systemänderung im griechischen Anfangsunterrichte. Sonderabdruck aus dem 146. Bande der neuen Jahrbücher für Philologie und Pädagogik. Leipzig, Teubner. 1892. 40 S.

Der Verfasser geht von der Ansicht aus, daſs der griechische Unterricht in den beiden ersten Jahren das Ziel verfolgen müsse, die Schüler im dritten Jahre zu erfolgreicher Lektüre der Anabasis zu befähigen. Daher soll die Formenlehre, besonders das Verbum, nicht mehr in der bisherigen systematischen Weise gelernt werden, sondern, was davon eingeübt werden soll, was nicht, von der Frage abhängig sein, welche Formen in der Anabasis sich finden und in welcher Anzahl. Zu diesem Zwecke hat der Verfasser aus den ersten vier Büchern der Anabasis die Verbalformen nach der Häufigkeit ihres Vorkommens zusammengestellt; auf Grund dieser Statistik stellt er nun für den Gang des griechischen Unterrichts in den ersten zwei Jahren folgende Forderungen auf: 1) daſs der Schüler in den ersten 200 Stunden (also bis in das zweite Jahr hinein) mit den Perfektformen verschont werde und dann nur diejenigen einzuüben habe, die in Anabasis und Hellenika sich wirklich vorfinden; 2) daſs er von der ersten Lektion an den Indikativ Aor. II. activi (*ἔλαβον, εἶδον, ἦλθον*) mechanisch erlerne und (was sich bei uns von selbst versteht) nicht nur deutschem Imperf., sondern auch deutschem Perf. und Plusquamperf. entsprechend anwende; 3) daſs er nach Einübung der Deklination die Verba nicht nach grammatischen Gesichtspunkten, sondern nach ihrer Wichtigkeit für die Lektüre, also a verbo erlerne, zunächst mit Beschränkung auf Präs. und Aor. (*λαμβάνω, ἔλαβον, ἐλήφθην*); 4) daſs er bei Einübung der Konj., Opt., Inf. und Part. zugleich an die bei Xenophon üblichen Arten der Nebensätze gewöhnt werde; 5) daſs er das Futur zu einer Zeit erlerne, wo er seine vielfach modale Anwendung begreifen kann, also erst nach dem Aorist; 6) daſs er daran gewöhnt werde, das griechische Imperfekt als das Tempus fortlaufender Erzählung, den Aor. als den Ausdruck des summarischen Berichtes und der Konstatierung von Fakten (m. E. für den Anfangsunterricht von ganz untergeordneter Bedeutung) anzusehen.

Nach diesen, wie mir scheint, zum Teil bedenklich banausischen Grundsätzen wird in der That seit einigen Jahren der griechische Unterricht am Petri-Pauli-Gymnasium in Moskau erteilt. Sehen wir uns die Resultate an! Der griechische Unterricht erstreckt sich dorten, wie bei uns, über 6 Jahre, im ersten Jahre mit 5, in den folgenden mit 6 Wochenstunden. Was in den ersten beiden Jahren erreicht wird, ist oben angegeben; es ist weniger, als bei uns. Auf diesem Fundament baut sich nun der Unterricht folgendermaſsen weiter auf: Von den 6 Wochenstunden gehören 4 der Lektüre, 2 der Grammatik und den Übersetzungsübungen. In der V. (unserer VI.) Klasse werden durchschnittlich 60 Teubnersche Seiten Anabasis (bei uns etwa ebenso viel) und 500 Verse Odyssee (bei uns etwa das Doppelte) bewältigt. In den Grammatikstunden wird übersetzt (Dihle) und das Verbum

systematisch repetiert. Es müssen also im 3. Jahre, das bei uns für die Durchnahme der Kasuslehre bestimmt ist, noch Formen eingeübt werden, doch wohl deshalb, weil in den zwei ersten Jahren die Formenlehre unvollständig oder zu wenig gründlich behandelt worden ist. In der VI. (VII.) Klasse entspricht die Prosalektüre dem Umfange nach etwa der unsrigen, während im Homer beiläufig die Hälfte des bei uns Gelesenen genommen wird. In den Grammatikstunden wird vornehmlich die Moduslehre durchgegangen; dazu kommen Übersetzungen nach Dihle. Die Kasuslehre scheint überhaupt nicht systematisch im Unterricht behandelt zu werden. Die VII. (VIII.) Klasse liest ungefähr 40 Teubnersche Seiten Lysias, 2 Bücher Ilias und ein Drama (ziemlich bis zu Ende). Bei uns wird in der entsprechenden Klasse in Prosa ebenso viel, im Homer mindestens das Doppelte und ein ganzes Drama gelesen; allerdings haben wir für Lektüre 1 Wochenstunde mehr. Aufserdem wird die Moduslehre repetiert; auch werden Extemporalien nach Böhme gefertigt. Verhältnismäfsig umfangreich ist die Lektüre in der VIII. (IX.) Klasse; sie bewältigt in 4 Wochenstunden 3 Bücher Ilias, 2 Dramen, über 60 Teubnersche Seiten Plato, eine Rede von Demosthenes und etwas (15 Seiten) Herodot. Eine Andeutung über das Wie? gibt Kochs Bemerkung, dafs im Plato sehr bald repetierend und extemporierend 2—3 Seiten Teubnerscher Text in der Stunde absolviert werden. Die 2 Grammatikstunden werden teils auf schriftliches Übersetzen historischer Texte ins Russische, teils auf Lektüre der Grammatik, ja sogar auf systematische Repetition der Homerischen Formenlehre verwendet. Im mündlichen Examen haben dann die Schüler in einem Jahre aus Xen. Mem., in einem andern aus Plat. Apol. und aufserdem beide Male aus Ilias mit erfreulicher Gewandtheit ex tempore übersetzt. Eine umsichtige Auswahl der Stellen vorausgesetzt würden unsere Abiturienten das wohl auch leisten.

Es ergibt sich also Folgendes: Nach Kochs Methode müssen die Schüler 3, bei uns nur 2 Jahre an der attischen Formenlehre lernen. Der Umfang der Lektüre im 3. bis 5. Unterrichtsjahre ist bei uns gröfser. In der obersten Klasse wird zwar dorten mehr gelesen, als bei uns, aber doch wohl auf Kosten der Gründlichkeit. Darnach kann ich mich für die von Koch vorgeschlagene Systemänderung des griech. Anfangsunterrichtes nicht erwärmen, halte vielmehr an der Ansicht fest, dafs in den ersten zwei Jahren systematische und vollständige Erlernung der attischen Formenlehre nach wie vor Hauptaufgabe des griechischen Unterrichts bleiben müsse.

Dr. M. Seyfferts Übungsbuch zum Übersetzen aus dem Deutschen in das Griechische. 2. Teil. Elfte durchgesehene Auflage, besorgt von Dr. A. v. Bamberg. Berlin, Springer. 1892. X und 238 S. Preis M. 2,—.

Dr. M. Seyfferts Hauptregeln der griechischen Syntax. Bearbeitet von Dr. A. v. Bamberg. Zweiundzwanzigste Auflage. Berlin, Springer. 1892. X u. 81 S. Preis M. —,80.

Zwei bewährte Schulbücher, zu deren Lob nichts mehr gesagt zu werden braucht.

Die neue, elfte Auflage des Seyffert'schen Übungsbuches ist im ganzen unveränderter Abdruck der neunten, die von mir auf S. 176 des XXIII. Bandes dieser Blätter besprochen ist; sogar der Druckfehler hinzuzuwerben für hinzuzuerwerben auf S. 39 ist stehen geblieben. Indem ich mich auf jene Besprechung berufe, aus der einiges Berücksichtigung gefunden hat, bemerke ich, dafs die Behandlung der Muttersprache auch in dieser neuen Auflage noch manches zu wünschen übrig läfst.

Die Seyffert'schen Hauptregeln der griechischen Syntax sind in der Gestalt, die sie allmählich durch ihren Herausgeber Dr. A. v. Bamberg erhalten haben, meines Erachtens das Beste, was wir an kurzgefafsten Lehrbüchern dieser Art besitzen. Die rasch sich folgenden Auflagen beweisen, dafs es ihnen an der wohlverdienten Anerkennung nicht fehlt. In § 27 wäre als Ergänzung zu dem in § 34 Gelehrten (εὖ ἔχειν φύσεως u. s. w.) die Bemerkung wünschenswert, dafs zu ἔχειν mit einem Adverbium der Art und Weise auch ein Akkusativ (gewöhnlich mit Artikel) treten kann.

Böhmes Aufgaben zum Übersetzen ins Griechische für die oberen Gymnasialklassen. Zehnte Auflage, besorgt von G. Stier. Leipzig. Teubner. 1892. XII u. 320 S. — Preis M. 2,70.

In dieser neuen Auflage des trefflichen Schulbuches ist zum Teil in Rücksicht auf den veränderten Betrieb des Griechischen mancherlei geändert. So sind z. B. die meisten lateinischen Stücke weggefallen; gewifs mit Recht; ich glaube sogar, die stehengebliebenen könnten auch noch fehlen, da Übersetzungen aus dem Lateinischen ins Griechische wohl nirgends mehr getrieben werden. Sodann ist bei den Einzelsätzen eine beträchtliche Vermehrung eingetreten; auch das ist nur zu billigen: denn viel mehr als bisher werden künftig die einzelnen Abschnitte aus der Syntax mündlich eingeübt werden, und dazu sind Einzelsätze sicher geeigneter als zusammenhängende Aufgaben. Aufserdem war der Herausgeber auch sorgfältig bemüht, das Buch zu verbessern nicht nur im einzelnen durch Berücksichtigung mancher in veröffentlichten Besprechungen vorgebrachter Bemerkungen, sondern auch dadurch, dafs er eine Anzahl umfangreicherer deutscher Stücke, die weniger instruktiv waren, wegliefs und dafür kürzere und bessere, gröfstenteils von seinem Bruder, dem Direktor H. Stier, ausgearbeitete einsetzte. So wird zweifellos die altbewährte Böhme'sche Aufgabensammlung, wo sie benützt wird, auch in ihrer neuen Gestalt Segen stiften. Bezüglich der Einrichtung des Buches verweise ich auf meine

in Bd. XXV S. 102 ff. dieser Blätter abgedruckte Besprechung der neunten Auflage.

Zum Schlufs noch etliche Kleinigkeiten: Nr. 176[9] heifst es: Die Menge ist von Natur geneigt, was sie jedesmal wollen, auch zu hoffen; in Nr. 252 findet sich die Redewendung, „so konnte er nicht umhin, vielen verhafst zu werden“: Nr. 175[5] ist auf „nicht zulassen, dafs“ *ὑπερορᾶν* angegeben, während doch *περιορᾶν*, wie 246[5] und im Wörterverzeichnis steht, den Vorzug verdient; S. 309 steht unter „zeichnen“ *ἐπισσημαίνεσθαι;* andere störende Druckversehen sind mir nicht aufgefallen.

Regensburg. Fr. Zorn.

Petersen, Dr. W., Rektor in Tönning a. d. Eider, Der neusprachliche Unterricht und die modernen Reformbestrebungen. Leipzig, Gräbner 1893. 8°. 30 Seiten. M. —,60.

Der Verfasser spricht sich in ruhiger Weise gegen die Methode der sogen. Reformer aus und bringt, ohne alle Gründe zu erschöpfen, einige sehr triftige vor z. B. den, dafs man eine fremde Sprache in einer deutschen Schule nicht so erlernen könne, wie man seine Muttersprache gelernt hat. „Bei der ersten Erlernung der Muttersprache hört das Kind als einzelnes stets von der ganzen Umgebung dieselben Laute, während beim fremdsprachlichen Unterricht viele Schüler nur zeitweilig von einem Lehrer die zu lernenden Laute vernehmen“. (So sagt auch Dr. H. Conrad in dem bei Metzler in Stuttgart soeben erschienenen Schriftchen „Englische Realien als Gegenstand englischer Sprechübungen“: Wenn das Kind seine Muttersprache, oder ein Erwachsener im Auslande eine fremde Sprache sprechen lernt, so wird der Erfolg erreicht durch massenhaftes Sprechenhören und massenhaftes eigenes Sprechen. Obgleich die verschiedenartigsten Gebiete des Lebens in bunter Reihenfolge in der fremden sprachlichen Einkleidung an ihrem Geiste vorüberziehen, lernen sie doch in verhältnismäfsig kurzer Zeit sich auf ihnen zurechtfinden infolge der massenhaften Wiederholung der nämlichen Ausdrücke und Wendungen. Der Schüler nun soll sprechen lernen ohne diese massigen, mächtigen Förderungsmittel: er hört sehr wenig sprechen, besten Falls drei oder vier Stunden die Woche, und er spricht fast nichts, zwei, höchstens drei Sätze die Stunde, ein Dutzend in der ganzen Woche — das ist so gut wie nichts). Auch folgende Stelle bei Petersen ist beachtenswert: „Welcher Musiklehrer würde einem Schüler, der noch keine Note kennt, eine Sonate von Beethoven oder einen Walzer von Straufs vorlegen! Er läfst einzelne Noten anschlagen und Fingerübungen machen. Das Zeichnen lernt man durch Striche machen, das Rechnen am Einmaleins u. s. w. So mufs man auch bei dem Unterricht in einer fremden Sprache von den einfachsten Bestandteilen derselben ausgehen und darauf stufenweise das ganze System aufbauen“. Die Reformbewegung hat ja den grofsen Nutzen gehabt, dafs

sie weite Kreise auf das Schädliche der Lektionsgrammatiken aufmerksam gemacht hat, deren Wesen und Fehler darin besteht, dafs in dem Streben nach möglichster Vollständigkeit jedes Regelchen durch ein Dutzend Einzelsätze eingeübt werden mufs, so dafs der Schüler 5—6 Jahre hindurch kaum etwas anderes als Einzelsätze übersetzt hat. Das Richtige besteht in der Kürzung der Grammatik und in dem möglichst frühzeitigen Übergang zu zusammenhängenden Übungsstücken. Wie es aber bei jeder Reaktion zu gehen pflegt, wird die Sache jetzt übertrieben und man verlangt schon in der ersten Stunde zusammenhängenden Lesestoff und will von einem Übersetzen aus dem Deutschen (oft sogar auch von einem solchen in das Deutsche) überhaupt nichts mehr wissen. In richtigem Mafshalten schreiben die neuen „Lehrpläne und Lehraufgaben für die höheren Schulen" Preufsens vom J. 1892 betreffs der Übersetzungen an den Gymnasien vor: In Quarta (3. Klasse) und Untertertia (4. Klasse) schriftliche und mündliche Übersetzungen aus dem Elementar- und Lesebuch; in Obertertia (5. Klasse) und Untersekunda (6. Klasse) schriftliche und mündliche Übersetzungen ins Französische, in Obersekunda bis Oberprima (7.—9. Klasse) mündliche Übersetzungen ins Französische. Die Vorschriften für Quarta und Untertertia fordern also nur Übersetzungen aus dem Französischen ins Deutsche, während für die noch übrigen 5 Jahre deutschfranzösische Übersetzungen ausdrücklich vorgeschrieben sind. Bei einem siebenjährigen Lehrgang, wie er an den preufsischen Gymnasien vorgeschrieben ist mit je 4, 3, 3, 3, 2, 2, 2 Wochenstunden, ist es ganz naturgemäfs und heilsam, in den ersten zwei Jahren blofs aus dem Französischen ins Deutsche übersetzen zu lassen, damit die Schüler mit der Sprache selbst etwas vertrauter werden; denn, wenn es wahr ist, dafs das Leichteste an den Anfang, das Schwerste an das Ende jedes Lehrganges gestellt werden mufs, so ist gewifs mit dem Lesen als dem Leichtesten zu beginnen. Auf das Übersetzen in das Französische kann man aber weniger verzichten, als auf dasjenige ins Griechische, denn in die Lage, etwas Französisches schreiben oder sprechen zu müssen, kann jeder kommen, und für einen an deutschen Schulen erzogenen Deutschen ist jedes Französischsprechen ein Übersetzen seiner deutschen Gedanken. Es ist auch nichts mit dem Einwand, ein idiomatisches Französisch könne man sich an deutschen Schulen doch nicht aneignen, es sei also besser, auf das Übersetzen von vornherein zu verzichten; denn, wenn ein Schüler gelernt hat, seine Gedanken in einfacher Weise ohne Germanismen und mit Weglassung der bildlichen Ausdrücke in der fremden Sprache grammatisch richtig wiederzugeben, so ist das immerhin genug und viel mehr, als wenn er gar nichts zu sagen vermöchte, was wahrscheinlich der Fall sein wird, wenn er nie aus dem Deutschen in die fremde Sprache übersetzt hat. Dafs das Übersetzen aus dem Deutschen ins Französische nicht naturwidrig ist, dürfte daraus hervorgehen, dafs die Schüler an der Übersetzung richtig gewählter und zusammenhängender Stücke als an einer Probe ihres Könnens sich gerne beteiligen, und dafs es den meisten Schülern leichter fällt, zu einem deutschen Wort die franzö-

sische Bedeutung als umgekehrt zu merken. Auch hindert ja nichts, die übersetzten Stücke als Stoff zu Sprechübungen zu benützen, wobei die fremde Sprache immer wieder zu ihrem Rechte kommt.

Nun gestatte man noch einige Zeilen pro domo. Es ist selbstverständlich, dafs die Lehrmethode wesentlich von der zur Verfügung stehenden Zeit und dem Alter der Schüler abhängt. In Preufsen hat man den französischen Unterricht an Gymnasien 19 Stunden, bei uns nur 10 Stunden eingeräumt; dort beginnt man im dritten Jahre, bei uns im sechsten, daraus ergibt sich, dafs nicht alle für preufsische Schulen passenden Bücher oder Methoden ohne Weiteres für die unseren zu empfehlen sind. Auch darf man nicht Unmögliches verlangen. So wird bei jeder Gelegenheit geklagt, dafs unsere ehemaligen Schüler nicht im stande seien, ein Diktat, das der Universitätslehrer den angehenden Lehramtskandidaten gibt, nachzuschreiben; und aus dieser Klage leitet man dann die Berechtigung her, unseren Unterricht als ungenügend und verfehlt hinzustellen. Es mufs entschieden dagegen protestiert werden, dafs diese Probe zur Grundlage für die Beurteilung der Leistungen der Lehrer der neueren Sprachen an den Gymnasien gemacht werde. Ein Diktat richtig zu schreiben ist die schwierigste Aufgabe. Denn es setzt voraus, dafs man das blofse Wortmaterial des Diktats an sich vollkommen beherrsche. Dazu kommt noch das Erfordernis, die, infolge der eigentümlichen französischen Aussprache, in einem und demselben Exspirationsstrome gesprochenen Wörter, die deshalb den Eindruck eines einzigen Wortes machen, sofort beim Hören richtig zu isolieren und die vielen Gleichklänge (wie z. B. laissant, laisse-en, les sens, les sangs) sinngemäfs korrekt aufzufassen. Aber selbst angenommen, es verstünde der soeben erst aus den langen Ferien eingerückte und ganz aus der Übung gekommene Student das Wortmaterial des Diktats und besäfse auch die zweite geschilderte Fähigkeit, so würde er, der 4 Jahre lang nur das Organ seines Lehrers gehört hat, der nicht leise und im Konversationston sprach, immerhin Schwierigkeit haben, das ihm ganz fremde Organ des Professors zu verstehen, der ihm in der ersten Stunde eine Stelle diktiert. Es ist gewifs nicht recht, wenn man uns den Mifserfolg dieses Experimentes in die Schuhe schiebt. Es müfste, um der Sache einige Beweiskraft zu verleihen, ein Kanon für die am Gymnasium zu erlernenden Wörter aufgestellt sein, aus denen das Diktat zu nehmen wäre und dem Kandidaten müfste vor der Probe einige Wochen Zeit gelassen werden, sich an die Klangfarbe und Eigentümlichkeiten des Organs des Diktierenden zu gewöhnen. Dabei ist noch ein wichtiger Punkt zu berücksichtigen. Zum Studium einer lebenden Sprache gehört aufser den zu dem der alten Sprachen nötigen Eigenschaften des Geistes auch noch eine spezielle Anlage, deren Wesen in einer gewissen Nachahmungsgabe für die fremden Laute und einer gewissen Raschheit der Auffassung des in fremder Sprache Gesprochenen besteht. Nun befinden sich in jeder Oberklasse ein oder mehrere Schüler, die die bezeichnete Anlage besitzen, aber melden sich denn auch immer gerade diese zum Studium der neueren Sprachen? Haben wir nicht auch

schon manchem abraten müssen, der invita Minerva zu diesem Studium greifen wollte? Hat nicht mancher wirklich darnach gegriffen, der besser weggeblieben wäre, und den erst seine Examensnote über seine Befähigung aufklärte? Und wenn auch ein talentvoller Schüler bei der Diktatprobe sich nicht bewährt, kann man dann uns, nach der obigen Darlegung, mit Recht dafür verantwortlich machen? Kommen nicht selbst in den während des Lehramtsexamens, dem doch 3—4 Jahre Universitätsstudium vorhergehen, geschriebenen Diktaten — französischen und englischen — noch Mifsverständnisse genug vor? Aus allen diesen Gründen würden wir ernstlich wünschen, dafs endlich einmal dieses Diktatargument von der Bildfläche verschwände. Wir thun gewifs alles Mögliche, um unsere Schüler in der kurzen Zeit, und an der Hand der Schulordnung, möglichst weit zu fördern, aber wir erwarten auch, dafs man unsere Thätigkeit nicht immer wieder mit demselben unrichtigen Mafsstabe messe.

Kritischer Jahresbericht über die Fortschritte der romanischen Philologie. Unter Mitwirkung von 115 Fachgenossen, herausg. v. Karl Vollmöller und Richard Otto. Mitredigiert von G. Baist, C. Salvioni, W. Scheffler, E. Seelmann. 1. Jahrg. 1890. 1. Heft. München und Leipzig. Oldenburg. 1892. Lex. 8⁰. 146 S. Jährlich M. 16,— (6 Hefte).

Nach der Absicht der Herausgeber soll dieser Jahresbericht in kurzer und klarer Darstellung über die gesamten Leistungen und Fortschritte auf dem Gebiete der romanischen Philologie, ihrer Hilfswissenschaften und ihrer Verwendung im Unterricht der Hoch- und Mittelschulen belehren. Was den Jahresbericht von den Fachzeitschriften unterscheidet, ist, dafs er in abgeklärter und zusammenhängender Darstellung die Resultate der Wissenschaft verzeichnet, sowie dafs er sich als Ganzes dem nach allseitiger Belehrung strebenden Fachmanne zuwendet und deshalb, auch die weniger angebauten Forschungs- und Arbeitsgebiete beleuchtend, die einzelnen Artikel in mehr allgemein verständlicher Abfassung bietet, als dies in Spezialzeitschriften üblich ist. Wir haben nur die Inhaltsangabe dieses ersten Heftes zu überblicken, um uns von der reichen Fülle und der guten Anordnung des Stoffes zu überzeugen. So sind der Reihe nach behandelt: Seite 1—24, A. Phonetik (bearbeitet von F. Seelmann); Seite 25—107, B. Lateinische Sprache und Literatur, mit den Unterabteilungen: indogermanische, altitalische und vorhistorische lateinische Forschung und zwar 1. Altlatein: a) Sprache, b) Metrik (bearb. v. F. Skutsch). 2. Volkslatein: a) Bibliographie, b) Quellen nebst philol. Apparat: Grammatiker, c) Handschriften, d) Sprachforschung, Methodologie, Begriff des sog. Vulgärlateins, e) Grammatik und Wortgeschichte im Allgemeinen, f) Lautlehre, g) Formenlehre (bearb. v. E. Seelmann), h) Syntax (v. J. H. Schmalz); 3. Juristenlatein; 4. Bibel- und Kirchenlatein (v.

Ph. Thielmann); 5. Mittellateinische Sprache und Literatur: a) Bibliographie, b) Handschriftenverzeichnisse, c) Faktoren des literarischen Betriebs; Technik der Schriftstellerei, d) einzelne Literaturgattungen im ganzen Zeitabschnitt: ausgehendes Altertum vom 5.—7. Jahrh.: Iren und Angelsachsen bis in die Karolingerzeit; von der Karolingerzeit bis zum 10. Jahrh.; vom 11. bis zum 13. Jahrh.; e) die lateinische Sprache im ganzen Zeitraum (von L. Traube); 6. Lateinische Renaissance-Literatur (von Reinhardstöttner). Seite 108—116, C. Vergleichende romanische Grammatik (Lautlehre, Wortgeschichte) (von W. Meyer-Lübke). Seite 117—146, D. Italienische Sprache (Grammatik, Wortgeschichte, altitalische Mundarten) (von W. Meyer-Lübke), oberitalische (von C. Salvioni), mittelitalische (von E. Monaci), süditalische (von H. Schneegans) und sardinische Mundarten (von P. E. Guarnerio). Den Schlufs des Heftes bildet ein „Anzeigeblatt zum romanischen Jahresbericht.“ Eine erstaunliche Summe von Arbeit steckt in diesen Blättern und man darf sich deshalb nicht wundern, dafs die Schwierigkeiten, die mit der Einrichtung und der Herausgabe dieses Jahresberichtes verbunden waren, eine Verzögerung des Erscheinens veranlafsten. Nachdem jetzt der Weg gebahnt ist, läfst sich annehmen, dafs die folgenden Berichte rascher ausgegeben werden können. Im Hinblick auf das Geleistete kann man wohl der Meinung sein, dafs mit dem Jahresbericht sowohl dem Forscher, als ganz besonders auch dem Schulmanne, dem beschränkte Zeit oder ein von einer grofsen Bibliothek entfernter Wohnort beträchtliche Hindernisse bereiten, ein wesentlicher Dienst geleistet ist.

München. Dr. Wohlfahrt.

Vorlesungen über Geschichte der Mathematik von Moritz Cantor. Zweiter Band. Von 1200—1668. Zweiter Teil. Leipzig 1892. Druck und Verlag von B. G. Teubner. X (Vorrede zum ganzen zweiten Bande). 362 S.

Dem ersten Halbbande, über den wir unlängst in dieser Zeitschrift Bericht erstatteten, ist mit grofser Raschheit der zweite nachgefolgt, so dafs jetzt die zweite Abteilung des grofsen Werkes überhaupt als stattlicher Band von 863 Grofsoktavseiten vollendet vorliegt. An die Spitze stellt der Verf. diesmal die in der zweiten Hälfte des XVI. Jahrhunderts sich mehrenden Versuche, die Geschichte der eigenen Wissenschaft näher zu ergründen (Ramus, Baldi, Blancanus u. s. w.), womit ein lebhafteres Interesse für die Herstellung gereinigter Texte der alten Klassiker hand in hand geht. Auch die Neigung, sich mit Spezialitäten zu beschäftigen, erwacht um diese Zeit (die Lehre vom Kontingenzwinkel, Geometrie der einen Zirkelöffnung, Asymptoten). Die Mechanik sucht sich einen Platz im Lehrgebäude der eigentlichen Mathematik zu erringen; nach Hrn. Cantor wird der folgenreichste Schritt in dieser Richtung durch Stevin gethan, der als der erste die Kräfte durch gradlinige Strecken zu versinnlichen lehrte. Neben dem trefflichen Niederländer ragt über seine Zeitgenossen um

Haupteslänge hervor der Begründer der eigentlichen Buchstabenrechnung, François Viète, der zunächst allerdings hier nur als Geometer betrachtet wird, während von ihm als Algebristen vornämlich das nächstfolgende Kapitel handelt, und zwar in Verbindung mit Bürgi, Bombelli und Kepler. Ein Grenzgebiet zwischen Geometrie und Logistik bildet die Zyklometrie, um die sich neben Viète, Ludolf, Metius u. a. ein Mann grofse Verdienste erworben hat, dem, soweit wenigstens unser Wissen reicht, bisher noch nirgends die richtige Würdigung zu teil geworden war. Es ist dies Adrianus Romanus, auf den der Berichterstatter schon früher — leider erfolglos — junge Mathematiker als auf eine ausgezeichnete Vorlage für monographische Darstellung hingewiesen hatte, und der nun endlich bei Cantor (S. 550 ff.) seinen Ehrenplatz in der Geschichte der Kreismessung angewiesen erhält.

Während für den Unterricht, wenigstens in höheren Dingen, durchweg noch die antiken Lehrbücher mafsgebend geblieben waren, begegnen wir etwa von 1600 ab auch auf dem didaktischen Gebiete einem gewifsen Fortschritte: Hérigones „Cours mathématique" (1634) ist, obwohl darin auch Euklid, Apollonius u. s. w. aufgenommen sind, doch bereits ein modernes Werk, in dem auch zuerst das rationelle Bestreben, Worte durch abkürzende Zeichen zu ersetzen, sich geltend macht. Der Schwerpunkt der mathematischen Thätigkeit fällt überhaupt jetzt mehr und mehr nach Frankreich. Unser Verf., dem man es durchweg nachrühmen mufs, dafs sein Buch nicht blos eine Geschichte der gröfsten Geister ist und achtungswerte Bemühungen zweiten Ranges nicht mit Stillschweigen übergeht, sucht allerdings Licht und Schatten gleichmäfsig zu verteilen und führt uns auch eine stattliche Reihe wackerer deutscher Mathematiker vor: der Geometer Schwenter, der Zahlentheoretiker Faulhaber sind gewifs gute Repräsentanten unseres Volkes, aber auf der westlichen Rhein-Seite charakterisieren doch weitaus bedeutendere Persönlichkeiten diesen Zeitraum: Desargues, der eigentliche Vater der projektivischen, Descartes, der Schöpfer der analytischen Geometrie, der in allen Fächern durch geniale Geistesblitze reformierend wirkende Fermat und der gleich geistvolle Pascal, bei dem, um nur eines anzuführen, der Verf. die erste Anwendung eines jetzt viel gebrauchten analytischen Verfahrens — der teilweisen Integration — nachgewiesen hat. Auf ein Seitenfeld, welches eine von dem grofsen Strome der Entdeckungen ganz unabhängige Bearbeitung fand, führen uns die Logarithmen; so einfach deren Grundgedanke ist, wie ihn ein Lehrer von heute seinen Schülern auseinandersetzt, so verwickelt waren dereinst die Betrachtungen, aus denen die grofse Rechnungsabkürzung resultierte; sowohl Bürgi als auch noch mehr Napier sind ungeniefsbar ohne einen Kommentar, wie sie ihn in unserem Werke (S. 661 ff.) gefunden haben. Die Entwicklung der Zahlentheorie wird gleichfalls aufmerksam verfolgt, und der einstige Gegensatz zwischen bestimmter und unbestimmter Analytik als ein stets mehr sich verwischender gekennzeichnet; die Namen Girard und Harriot drücken der Algebra im ersten Halbscheid des XVII. Jahrhunderts ihren Stempel auf. Gefreut hat es den Unter-

zeichneten, dafs ein nicht unwichtiges Ereignis, die Bearbeitung der ersten dieser Namen verdienenden mathematischen Aufgabensammlung durch Schwenter, ebenfalls in das richtige Licht gerückt worden ist.

Die vier letzten Kapitel (78—81) sind dem vorbereitenden Stadium der höheren Analysis gewidmet, d. h. jener Zeit, in der man ungescheut bereits Infinitesimalbetrachtungen anstellte, ohne sich philosophisch über deren Berechtigung klar zu sein und ohne zu einem allgemeinen Algorithmus durchzudringen. Mit Recht wird Kepler an die Spitze dieser Periode gestellt, defsen bezügliche Ideen hier erstmalig einer zusammenhängenden Prüfung teilhaftig geworden sind; ebenso führt die Übertragung der von Cavalleri und Gregorius a. St. Vincentio originell aufgestellten Prinzipien in die uns geläufige Formelsprache zu manchen sehr interessanten Ergebnissen. Als ein wenig beachteter Zeitgenosse von gleichem Streben wird uns Stefano degli Angeli vorgeführt, bei dem Herr Cantor das Wort „Abszisse" erstmalig in bekannter Weise gebraucht auffand. Neu dürfte nicht minder die Bemerkung (S. 825) sein, dafs bei Wallis bereits die hypergametrische Reihe vorkommt. Referent entnahm diesen Abschnitten die Überzeugung, dafs man von verschiedenen Seiten der Präzisierung des Begriffes des Integrales — viel mehr als demjenigen des Differentiales — weit näher gekommen war, als dies auf grund der älteren geschichtlichen Darstellungen angenommen werden durfte.

Zwei kleine Desiderata seien kurz formuliert. Es hätte sich wohl verlohnt, über die Schriftsteller (S. 633), welche den Noniusschen Vorschlag zum Messen sehr kleiner Längen- und Bogengröfsen weiter ausgestalteten, mehr als nur kurze Notizen beizubringen; vielleicht hätte dann auch von dem Italiener Mordente die Rede sein können, der, wie wir zu glauben Ursache haben, durchaus keine gleichgiltige Person, durchweg aber — selbst bei Poggendorff und Cantor — der Vergessenheit anheimgefallen ist. Ferner sind wir nicht ganz einverstanden mit der Behandlung der Kegel-Komplanation des Richard White (S. 815). Die Beschreibung macht es vielleicht nicht hinlänglich deutlich, dafs, wenn a die längste, b die kürzeste Mantellinie, r der Radius der Grundfläche eines schiefen Kegels bedeuten, der Mantel durch den Ausdruck

$$\frac{r\pi}{4}\left(a + b + \sqrt{2(a^2 + b^2)}\right)$$

gegeben sein soll, der sich allerdings, für a = b, auf das bekannte Produkt $ar\pi$ reduziert. Mit Kästner können wir für jene Zeit übrigens ein derartiges Raisonnement nicht mit tadelnden Worten belegen; man mufs sich eben vergegenwärtigen, dafs die strenge Lösung der Aufgabe auf elliptische Transzendenten führt, und dafs White befseres unmöglich liefern konnte, denn das offene Eingeständnis, das Problem sei einfach transzendent, lag eben doch auch einen Geometer des Jahres 1648 zu ferne.

Wir nehmen von dem zweiten Bande der Cantorschen „Vorlesungen" Abschied mit dem herzlichen Wunsche, dafs wir recht bald

in die Lage versetzt sein möchten, auch den dritten und letzten in diesen Blättern anzeigen zu können. Dann, wenn das Werk seinen Abschlufs erreicht hat, wird, so hoffen wir zuversichtlich, auch die Stellung eine andere werden, welche der Geschichte der Mathematik nur allzu häufig noch im Gesamtsysteme der Wissenschaft angewiesen wird.

M. Cantor, Abhandlungen zur Geschichte der Mathematik. Sechstes Heft. Mit einer lithographierten Tafel. Leipzig 1892. Druck und Verlag von B. G. Teubner. 204 S.

Vier inhaltsreiche Monographien bilden diese sechste Lieferung des bekannten Supplementwerkes. Zwei von ihnen haben es mit arabischer Wissenschaft zu thun, indem Prof. Suter (Zürich) die hierher gehörigen Kapitel aus der grofsen Literaturgeschichte „Fihrist" übersetzt und kommentiert, Dr. Wittstein (Leipzig) aber gewisse Einzelheiten orientalischer Astronomie und Gnomonik der Untersuchung unterwirft. Von Dr. Burkhardt (Göttingen) erhalten wir eine sehr dankenswerte Aufklärung über die Rolle, welche Paolo Ruffini — und in einem geringeren Mafse der noch weit weniger bekannte Abbati — in der Geschichte der modernen Algebra und Funktionenlehre spielt; Dr. Ihenkrahe (Bonn) endlich gibt Aufschlufs über die Entwicklung einer berühmten naturphilosophischen Frage, ob nämlich die Gravitation auf Bewegung zurückgeführt werden könne. Die kritische Erörterung gewährt einen guten Einblick in den augenblicklichen Stand dieser Theorien.

Bernhard Riemanns Gesammelte mathematische Werke und wissenschaftlicher Nachlafs. Herausgegeben unter Mitwirkung von Richard Dedekind von Heinrich Weber Zweite Auflage bearbeitet von Heinrich Weber. Mit einem Bildnisse Riemanns. Leipzig, Druck und Verlag von B. G. Teubner. 1892. X. 558 S.

Es ist ein erfreuliches Zeichen, dafs in einem so wenig zum Bücherkaufen geneigten Lande, wie dem unsrigen, doch gerade dieses Werk es zu einer zweiten Auflage bringen konnte. Sind doch die Kreise, in denen es auf Leser rechnen kann, scheinbar nicht sehr zahlreich: es mufs also doch die Freude an feinen Spekulationen, wie solche Riemanns Wesen kennzeichnen, weiter verbreitet sein, als man gemeinhin anzunehmen geneigt sein möchte. Da von den sämtlichen Bestandteilen des stattlichen Bandes nur ein einziger, die bekannte Habilitationsschrift („Über die Hypothesen, welche der Geometrie zu grunde liegen"), für die Schule vom unmittelbarem Interesse ist, so kann sich eine in erster Linie didaktische Zeitschrift genaueren Eingehens auf den Inhalt wohl entschlagen. Neu hinzugekommen sind in dieser Neuausgabe einige direkt dem Nachlafse entnommene Frag-

mente (über die Fortpflanzung der Wärme in einem Ellipsoide; zu den Abelschen Funktionen). Überdies hat sich Prof. Weber (Marburg) bestrebt, die Erläuterungen, welche allerdings oft recht notwendig sind, auszugestalten, da Riemanns überaus kondense Schreibart an sich schon manches Rätsel aufgibt. Möge das so viel tiefsinniges enthaltende Werk wenigstens in recht vielen Schulbibliotheken angetroffen werden!

München. S. Günther.

Mach Dr. E., Leitfaden der Physik. 2. Auflage. Wien. Tempsky. XVI. 8° mit 328 Abbildungen. 2 M.

Das vorliegende Buch ist binnen Jahresfrist in zwei, nicht unwesentlich von einander abweichenden Bearbeitungen erschienen; bei der ersten Auflage war der gröfste Teil der Lehre von der Elektrizität sowie das Kapitel über Magnetismus von Dr. Jaumann bearbeitet; sie enthielt aufser der Physik auch noch einen Abschnitt über chemische Vorgänge, einen solchen über die Himmelsvorgänge und ein Kapitel über die atmosphärischen Erscheinungen, sämtlich aus der Hand des letzteren Verfassers. In der zweiten, durchweg von Mach geschriebenen Ausgabe sind diese drei Abschnitte fortgeblieben, das Kapitel über Elektrizität und Magnetismus ist viel kürzer gefafst; es nimmt dort 108, hier nur 57 Seiten in Anspruch. Während jene am Fufse die Bemerkung trägt: „Lehrbuch der Physik für die oberen Klassen der Gymnasien" heifst es bei dieser: „Leitfaden der Physik für Studierende." Das Buch ist damit seinem ursprünglichen Zwecke — es sollte den Hörern des Verfassers eine Handhabe zu seinen Vorlesungen über Experimentalphysik bieten — zurückgegeben; Verfasser hat wohl selbst gefühlt, dafs dieser Leitfaden, so klar und fafslich er auch geschrieben ist, für Gymnasialschüler doch zu knapp und in manchen Dingen zu weitgehend ist. Dagegen dürfte er seiner nunmehrigen Bestimmung vollauf genügen; ähnlich wie der Leitfaden von Beetz, welchen ich im XXV. Bande dieser Zeitschrift S. 364 besprochen habe, bietet er in kurzer, bündiger Form eine gediegene Übersicht über den gegenwärtigen Stand unseres physikalischen Wissens, legt das Hauptgewicht auf die Gesetze und Erfahrungsthatsachen der Physik und liefert die Beweise nur mit den Mitteln der elementaren Mathematik; bei wichtigeren Gesetzen ist der Name des Entdeckers und die Zeit der Auffindung desselben angegeben. Die Figuren sind nur schematisch gezeichnet, genügen aber ihrem Zwecke vollständig.

Für den Lehrer der Physik an der Mittelschule sind Lehrbücher der Art, wie das vorliegende immer von Interesse, weil sie ihm, der doch in den meisten Fällen schon geraumere Zeit nicht mehr in unmittelbarer Beziehung zu den Kreisen der Hochschule steht, zeigen, wie die Fortschritte, welche die Wissenschaft seit den Tagen des eigenen Studiums gemacht hat, an der Hochschule verwertet werden oder wie die Einführung und Weiterverbreitung neuer physikalischer Begriffe ändernd auf Vortragsweise und Beweisführung eingewirkt hat:

von dem Umsturze, den das Prinzip von der Erhaltung der Energie in dieser Richtung hervorgebracht hat, gar nicht zu reden, möge hier nur an den Begriff der physikalischen Dimension, an das Potential oder an das absolute Mafssystem erinnert sein. Dafs das vorliegende Buch in dieser Richtung das Neueste bietet, ist bei einem Verfasser, der mitten im wissenschaftlichen Wirken steht, selbstverständlich.

Würzburg. Dr. Zwerger.

Dr. Hermann Steuding, Griechische und Römische Mythologie (Sammlung Göschen 27). Stuttgart 1892. G. J. Göschensche Verlagsbuchhandlung. 144 S. Kl. 8°. 80 Pfg.

Der Verf. stellt an die Spitze des ersten, allgemeinen Teiles (p. 7—18) einen Abschnitt über Seelenglauben und Totenverehrung, in der richtigen Voraussetzung, dafs auch bei den Griechen und Römern der von neueren Mythologen (übrigens haben wir schon aus dem Jahre 1773 eine diesbezügliche Schrift von Hug Farmer: the general prevalence of the worship of human spirits in the ancient heathen nations) so sehr betonte Seelenmythus und Seelenkultus, wenn auch in geschichtlicher Zeit ein längst überwundener Standpunkt, zu den ältesten mythischen Vorstellungen gehört habe. — Die nächsten Abschnitte des allgemeinen Teils handeln über Ursprung und Entwicklung der Vorstellung von Naturdämonen und Göttern (p. 13—15) und über den Ursprung der Gottesverehrung (p. 15—18). Die folgende Behandlung der griechischen Götterlehre teilt sich in: I. im Himmelsraum wirkende Mächte (p. 19—44); II. auf der Erde wirkende Mächte (p. 44—62); III. in der Unterwelt wirkende Gottheiten (p. 62—64); IV. Personifikationen (p. 64—75). Daran schliefst sich die griechische Heroensage (p. 75—117). Den letzten Teil bildet eine Darstellung der Mythologie und des Religionswesens der Römer (p. 117—140). Angefügt ist noch ein verlässiges Register.

Der Inhalt des Werkchens beruht auf den Ergebnissen der neueren Forschung; der Verf. ist mit der einschlägigen Literatur wohl vertraut und hat sie im ganzen mit einsichtsvoller Beschränkung für seine Zwecke benützt. Die eine oder andere recht fragliche Hypothese ist freilich mit herübergekommen. So ist die meteorische Theorie sehr weit in den Vordergrund gerückt, gerade hier hätte manches zurückgedrängt werden können. Statt z. B. bei Danae (p. 20) auf Zeus als Gewittergott hinzuweisen, wäre besser das Märchenmotiv hervorgehoben worden. — Wollte man auch die Kentauren wirklich als Verkörperung der reifsenden Wildbäche der thessalischen und arkadischen Gebirge (p. 49) betrachten, was herzlich wenig Wahrscheinlichkeit hat, so ist doch die Bemerkung über Cheiron (p. 50) ganz und gar nicht am Platze: „im Gegensatz zu den übrigen Kentauren ist Cheiron (der Handfertige, Geschickte), der in einer Höhle des Pelion wohnt und wohl als Vertreter eines nicht zerstörend wirkenden Baches gelten mufs, milde, gerecht u. s. w." — Die Gleichung Aštóret = Aphrodet = Aphrodite versieht (p. 66) der Verf. selbst mit

? ?; weshalb ist sie nicht ganz weggeblieben? — Anzuerkennen ist bei der Behandlung der römischen Mythologie das Bestreben, nur die Nachrichten über unverfälscht Römisches gelten zu lafsen, um alles, was aus Griechenland in das römische Religionswesen eingedrungen ist, möglichst ausschliefsen zu können (p. 117). Höchst dankenswert ist auch die stete Hinweisung auf die einschlägigen Denkmäler der Kunst.

Die „griechische und römische Mythologie" ist der Göschenschen Sammlung von Schulausgaben aus dem Kreise sämtlicher Lehrfächer eingereiht. Für den befähigten, strebsamen Schüler der oberen Klassen bietet die Zusammenfassung auch mannigfache Anregung, vieles aber wird ihm noch der näheren Erläuterung bedürftig sein. Für die Schule übrigens ist gewifs ein weit gröfserer Gewinn zu erzielen, wenn, ähnlich wie beim Hereinziehen der Kunstgeschichte, der Lehrer aus der immer noch flüssigen und hypothesenreichen Disziplin das für den jeweiligen Zweck direkt erforderliche und in seinen Resultaten im wesentlichen gesicherte herausgreift, als wenn der Hand des Schülers eine Gesamtdarstellung überlassen wird, die er doch in ihrem ganzen Umfang noch nicht zu verstehen und zu würdigen weifs. Bessere Dienste als dem Schüler wird das Büchlein dem angehenden Philologen zu seiner allerersten Orientierung leisten.

Die Ausstattung ist, wie überhaupt bei der Sammlung Göschen, hübsch; als störender Druckfehler ist mir p. 111 § 178 dahinsiegend für dahinsiechend aufgefallen.

München. Dr. E. Knoll.

Schliemann's Ausgrabungen in Troja, Tiryns, Mykenä, Orchomenos, Ithaka im Lichte der heutigen Wissenschaft dargestellt von Carl Schuchhardt. Mit 2 Porträts, 7 Karten und Plänen und 321 Abbildungen. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Leipzig, F. A. Brockhaus 1891. Preis geheftet 8 Mk., gebunden 9 Mk. 50.

Kaum zwei Jahre nach dem Erscheinen dises freudig begrüfsten Buches liegt eine zweite Auflage vor, um 34 Seiten vermehrt, durch neue Pläne und Abbildungen bereichert, durch die Besprechung der jüngsten Funde von Mycenä und Amyklä ergänzt und verbessert. Die Notwendigkeit der Abfassung eines solchen Werkes überhaupt besteht heute noch ebenso wie 1889. Denn eine volle Würdigung der epochemachenden Entdeckungen unseres grofsen Landsmannes war bisher selbst in archäologischen Kreisen durch die Art der Veröffentlichungen Schliemanns erschwert, ja vielleicht nur das Buch über Tiryns hat den nicht unmittelbar an den Grabungen selbst Beteiligten ein klares Bild geben können. Nun ist durch Schuchhardt nicht nur dem Archäologen und Philologen, sondern jedem Gebildeten, dessen Herz sich an der ewigen Frische und unvergänglichen Schönheit der homerischen Poesie erfreut, ein treffliches Hilfsmittel gegeben worden. Neues Lob der von berufener Seite bereits erteilten Anerkennung hinzuzufügen bedarf es nicht. Der Verfasser vereinigt in sich mit grofser Sachkenntnis die glückliche Gabe klarer und anziehender Darstellung. Die

Abbildungen und Pläne sind sehr reichlich, die Ausstattung des Ruhmes der Verlagshandlung würdig.

Für die Lektüre des Homer auf den Gymnasien hat eine glücklichere Zeit begonnen. Jetzt wird in dem Schüler das Verständnis und die Freude nicht nur durch eine klare sprachliche und schöne aesthetische Interpretation geweckt, sondern durch die Anschauung der mit homerischer Kultur übereinstimmenden Funde tritt zu dem Worte ergänzend das Bild. Der gesunde Sinn des Lehrers wird den Schüler von unnötigem und für die Schule ungeeignetem Ballaste frei halten, wohl aber wird er ihn über Wahrheit und Dichtung der Homerischen Sage aufklären, wird ihm zeigen, wie das goldreiche Mykenä zur Thatsache geworden ist, wird auch bei der Erklärung von Beiwörtern, die früher vielleicht zu sehr als dichterischer Schmuck bezeichnet wurden, erfolgreich die Einzelfunde heranziehen können. Die *τειχιόεσσα Τίρυνς* und mit dieser die übrigen Burgen der Fürsten werden heute ganz anders beschrieben werden können wie bisher. Vor allem aber der Königspalast! Es ist eines der abgeklärtesten und befriedigendsten Ergebnisse der Schliemann'schen Grabungen die Freilegung des Palastes auf der Burg von Tiryns. Wer hätte vor 10 Jahren ahnen können, dafs nicht mehr allein die schriftlichen Quellen zur Wiederherstellung des Palastes von Odysseus herangezogen werden, sondern dafs die jeden Zweifel aufhebenden Thatsachen eine sichere Grundlage an die Hand geben. Darum dürfen wir nicht zögern, gerade diese Funde für die Förderung der Lektüre des Homer zu verwerten. Die Pläne bei Schuchhardt Taf. 5 und S. 135 geben ein klares Bild. Der Hof mit dem Altar des Zeus[1]), der *πρόδομος*, wo Odysseus nach seiner Rückkehr noch nicht erkannt, geruht hat[2]), im Megaron der Männer die *ἐσχάρα* säulenumgeben[3]), werden klar vor Augen liegen. Wenn im 8. Gesange der Odyssee Vers 449 ff. von dem Bade, das der Held nimmt, gelesen wird, so kann ein rascher Hinweis auf die Karte nicht schaden: Vor dem Vorsaale der Männer führt links in wenigen Schritten der Weg in das Badezimmer (S. 138). Die Pläne in Schuchhardts Buche werden treffliche Dienste leisten. Aber es mufs und es wird die Zeit kommen, in der ebenso wie von späteren Denkmälern, wie von der Akropolis, dem Forum, dem Hause des Pansa in Pompeji, so auch von der Burg von Tiryns und dem Palaste auf derselben in den Klafszimmern praktische Vervielfältigungen aufgestellt sein werden[4]). Auch dann wird die Erklärung von Schuchhardt eine unentbehrliche Ergänzung geben. Das Buch darf in keiner Gymnasialbibliothek fehlen. Jeder Lehrer, der die Aufgabe hat, mit den Schülern Homer zu lesen, wird es vorher studiert haben und wird dadurch eine klare Vorstellung des Schlie-

---

[1]) ἔνθ' ἄρα πολλὰ | Λαέρτης Ὀδυσσεύς τε βοῶν ἐπὶ μηρί' ἔκηαν (χ 335 f.).

[2]) αὐτὸς ὁ ἐν προδόμῳ εὐνάζετο δῖος Ὀδυσσεύς (υ 1).

[3]) ἡ | (die Gattin des Alkinoos) δ' ἧσται ἐπ' ἐσχάρῃ ἐν πυρὸς αὐγῇ | ἠλάκατα στρωφῶσ' ἁλιπόρφυρα, θαῦμα ἰδέσθαι, | κίονι κεκλιμένη.

[4]) Es ist mir eine Freude, mitteilen zu können, dafs ein derartiger Plan von berufener Seite der Verwirklichung näher gerückt wird. Eine thatkräftige Unterstützung des Unternehmens von seiten der Gymnasien ist dringend geboten.

mannschen Ausgrabungen gewinnen. Der Nutzen, der daraus für den Unterricht erwächst, wird er selbst am besten bald an den Schülern erkennen.

Über die Persönlichkeit von Schliemann nähere Auskunft zu erfahren, wird Jeder, der sich mit seinen Funden beschäftigt, in steigendem Mafse verlangen. Schuchhardt hat nicht versäumt, eine Lebensbeschreibung mit einem wohlgelungenen Bildnisse der Darstellung der Ausgrabungen vorauszuschicken. Aber schon vorher hatte Schliemann seinem Buche „Jlios" (1881) eine Selbstbiographie einverleibt, und diese ist nach seinem Tode auf Veranlassung des Herrn Verlegers F. A. Brockhaus im Auftrage der Gattin, der treuen Gehülfin seiner Thaten, von Alfred Brückner fortgeführt und ganz bedeutend vermehrt worden. So ist

Heinrich Schliemanns Selbstbiographie, bis zu seinem Tode vervollständigt, herausgegeben von Sophie Schliemann. Mit einem Porträt in Heliogravüre und 10 Abbildungen. Leipzig: F. A. Brockhaus. 1892. [100 Seiten] entstanden.

In der That! Nur wenn man Schliemanns Natur aus diesem Buche kennen lernt, versteht man es, wie seine staunenswerten Leistungen möglich waren. In der frühen Jugend wurde die Sehnsucht nach den Stätten homerischer Dichtung geweckt, in elenden Lebenslagen mit bewunderungswürdiger Zähigkeit festgehalten und genährt, bis endlich kaufmännisches Glück durch ernste Arbeit ihm grofse Reichtümer in den Schoofs legte, durch die er die Ideale seiner Jugend in Erfüllung gehen lassen konnte. Und mit welcher Kraft und Energie er allen Schwierigkeiten trotzte, wie er bis zum hohen Alter seine Bildung und seine Kenntnisse vervollständigte, mit welcher Ergebenheit er frühere Ansichten fallen liefs, wie er durch den steigenden Erfolg immer zu neuen Unternehmungen angespornt wurde, endlich wie er aufser gewaltigen Summen Gesundheit und Leben für die Erreichung seiner Ideale einsetzte: Dies Alles mufs die Bewunderung für ihn steigern und dem Ruhme seiner Thaten die Verehrung seiner Persönlichkeit beigesellen. Wir können Alle von ihm lernen und ihn uns zum Vorbilde nehmen. In diesem Sinne ist das Buch für jeden Gebildeten eine lehrreiche und anziehende Lektüre, für aufstrebende Menschen ein Sporn. Schliemann hat die Ehrungen zu seinen Lebzeiten vollauf verdient und er ist würdig, mit dem gröfsten Staatsmanne und dem genialsten Feldherrn Ehrenbürger der Hauptstadt des Reiches zu sein. Aber den würdigsten Dank wird die Nation ihm dadurch abstatten, dafs sie immer mehr seine Bedeutung erkennt. Dazu ist die Selbstbiographie in der vorliegenden Form besonders geeignet. Sie darf zu dem sicheren Bestande jeder Bibliothek und vor Allem jeder Gymnasialbibliothek gerechnet werden.

München. Heinrich Ludwig Urlichs.

Bernhard Schmidt, Korkyräische Studien. Beiträge zur Topographie Korkyras und zur Erklärung des Thukydides, Xenophon und Diodoros. Mit 2 Karten. Leipzig, Teubner 1890.[1]) 102 S. Mk. 2.40.

Der Verfasser, welcher im Jahre 1878 mehrere Wochen auf Korfu weilte und während dieser Zeit unter der Führung des im vergangenen Jahre verstorbenen ortskundigen Johannes Romanós topographische Studien machte, glaubte die Ergebnisse seiner Forschungen doch noch veröffentlichen zu sollen, obwohl inzwischen über Korfu die bedeutenden Arbeiten des Franzosen Othon Riemann (Recherches archéologiques sur les îles Joniennes, 1. Teil Corfu, Paris 1879) und besonders die geographische Monographie von Partsch (Petermanns Mitteilungen, Ergänzungsband XIX, 1887—1888, Nr. 88) erschienen waren; denn einmal wichen seine Resultate in einigen, aber gerade wichtigen Punkten von denen von Partsch ab und dann wollte er besonders der Willkür der rein subjektiven Kritik eines H. Müller-Strübing (Über die korcyräischen Händel, Jahrb. f. Philol. 1886, S. 585 ff.) begegnen. In der That werden alle Altertumsfreunde dem Verfasser für diesen Entschlufs, seine Studien zu veröffentlichen, Dank wissen; denn um mein Urteil gleich vorauszuschicken, das Buch hat ein dreifaches Verdienst, das ihm nicht geschmälert werden kann: 1) B. Schmidt hat die oft ganz verkehrten Aufstellungen von Müller-Strübing widerlegt und den dadurch erschütterten Glauben an die gewissenhafte und wahrheitsgetreue Darstellung des Thukydides wiederhergestellt; 2) er hat an einer ganzen Reihe von Stellen die Erklärung des Thukydides in wirksamer Weise gefördert; 3) endlich ist es ihm gelungen, einige wichtige topographische Probleme einer, man darf wohl sagen endgiltigen Lösung zuzuführen.

Die Abhandlung ist so angelegt, dafs der Verf. zunächst im Kap. I, S. 4—17 jene Abschnitte des Thukydideischen Geschichtswerkes aus Buch I (c. 25—55), III. (c. 70—85) und IV. (c. 46—48), welche hier in Betracht kommen, teils wörtlich in getreuer Übersetzung wiedergibt, teils auszugsweise mitteilt. Zu diesem Kapitel gehören die Anmerkungen 1—61, welche am Ende der Abhandlung von S. 67 an beigefügt sind. In denselben werden einmal jene Stellen, auf welche es bei den nachfolgenden topographischen Untersuchungen besonders ankommt, im griech. Text mitgeteilt; dann aber wird in diesen Noten bald mehr, bald weniger ausführlich auf die sonderbaren Bedenken Müller-Strübings gegen die Darstellung des Thukydides eingegangen und dieselben müssen jetzt durchaus als widerlegt bezeichnet werden. Das Verdienst der Schrift in dieser Hinsicht wird von dem jüngsten Herausgeber des Thukydides, J. Steup, der die Bearbeitung der Classenschen Ausgabe übernommen hat, in der Vorrede zum kürzlich erschienenen Kommentar des 3. Buches S. IV mit den Worten anerkannt: „Dafs ich auf die Widerlegung der zweiten dieser Abhand-

[1]) Die Anzeige des Buches erscheint deshalb verhältnismässig spät, weil Ref. erst das Erscheinen des III. Buches der Classenschen Thukydidesausgabe in der Neubearbeitung von Steup abwarten wollte.

lungen (nämlich von Müller-Strübing über die Κερκυραϊκά) nicht allzusehr habe einzugehen brauchen, verdanke ich den gehaltvollen korkyräischen Studien von Bernhard Schmidt." Endlich wird und zwar in der Mehrzahl dieser Anmerkungen manch wichtiger Beitrag geliefert zur richtigen Erklärung, namentlich des 3. Buches des Thukydides. In dieser Beziehung war es mir von ganz besonderem Interesse, die eben erschienene Bearbeitung des 3. Buches von Steup mit den Anmerkungen bei Schmidt genau zu vergleichen; ich habe mir nicht weniger als 13 Stellen notiert, an welchen Steup unter Verwerfung der Erklärungen Classens die gegen diesen gerichteten Erläuterungen Schmidts rückhaltlos billigt und in seinen Kommentar herübernimmt. Nur an wenigen Stellen ist er anderer Ansicht als Schmidt. Eine derselben möchte ich hier näher besprechen: Als i. J. 432 die Korinthier mit den korkyräischen Gefangenen nach Hause zurückgekehrt waren, verkauften sie 800 davon, welche Sklaven waren, die übrigen 250, meist angesehene Männer, behielten sie in Gewahrsam, behandelten sie aber rücksichtsvoll, damit sie nach ihrer Heimkehr Korkyra ihnen zuwenden möchten (Thuc. I, 55). Erst III, 70 also im 5. Kriegsjahre kommt Thuk. wieder auf Korkyra zu sprechen und berichtet, dafs sich die Korkyräer in innerem Zwiespalt befunden hätten seit der Rückkehr der Gefangenen aus Korinth, die jetzt die Insel den Korinthiern in die Hände spielen wollten. Es fragt sich nun, wann sind die Gefangenen von den Korinthiern freigegeben worden. Steup meint S. 272, dafs sie frühestens zu Anfang des Winters 428/27 zurückgekehrt seien, B. Schmidt setzt dagegen ihre Rückkehr vor 429, da in diesem Jahre ein Umschwung der politischen Verhältnisse auf Korkyra durch den Einflufs der Zurückgekehrten sich vollzogen habe. Nun erzählt Thukydides, dafs 427 Peithias, das Haupt der demokratischen Partei, die 5 reichsten der aus Korinth zurückgekehrten Männer vor Gericht zog unter der Anklage, dafs sie Weinpfähle aus den heiligen Hainen des Zeus und Alkinous schnitten, worauf eine hohe Bufse stand (1 Stater auf jeden Pfahl). Da nun die infolge dessen verurteilten Oligarchen sich schutzflehend bei den Tempeln niedersetzten, um eine fristenweise Abzahlung der Bufse zu erlangen, so mufs die Summe so hoch gewesen sein, dafs sie ruiniert zu werden fürchteten; also waren es viele Pfähle. Auf einmal konnten diese aus einem heiligen Hain kaum ausgeschnitten worden sein, da dies doch sogleich bemerkt worden wäre. Es läfst sich also nur annehmen, dafs die Korkyräer diesen Mifsbrauch längere Zeit stillschweigend mit ansahen, weil keiner wagte, gegen jene Reichen vorzugehen, bis Peithias die Sache bei Gericht anhängig machte. Dieser Sachverhalt setzt aber voraus, dafs die Oligarchen nicht erst unmittelbar vor diesen Ereignissen von Korinth heimgekehrt waren. Ich glaube daher, dafs man sich der Auffassung Schmidts anschliefsen mufs.

Nach allgemeineren Bemerkungen über die Gebirgs- und Küstenbildung Korfus, sowie über die Lage der heutigen Stadt (c. II, S. 14—20) folgen die topographischen Untersuchungen über die alte Stadt und ihre Häfen (c. III), über mehrere Heiligtümer derselben (c. IV

u. V), besonders das gleich näher zu besprechende Heräon (S. 34—46 reichen die Untersuchungen über seine Lage), über die Nekropole des alten Kerkyra (c. VI), über die auf Kerkyras Geschichte bezüglichen Stellen des Xenophon und Diodor (c. VII), über das Bild, das die Stadt mit ihrer Umgebung im Altertum, auch noch in römischer Zeit bot (c. VIII), endlich über die Lage des Berges Istone (c. IX). In zwei wichtigen Punkten ist Schmidt zu einem sicheren Resultat gekommen, bezüglich der Lage des Heräon und des Berges Istone. Zunächst hat er es als ganz sicher erwiesen, dafs die von Thukydides III, 75 und sonst mehrfach erwähnte „Insel vor dem Heräon“ (ἡ πρὸ τοῦ Ἡραίου νῆσος) nicht identisch sein kann mit der an anderer Stelle IV, 46 genannten Insel *Πτυχία* (heute Vido), nördlich von der korkyräischen Halbinsel; denn es wäre sonst unerklärlich, wie Thukydides sie einmal blofs νῆσος, das andere Mal *Πτυχία* habe nennen können. Sie hatte eben überhaupt keinen eigenen Namen, sondern hiefs schlechthin ἡ νᾶσος. Bernh. Schmidt findet dieselbe in der Felseninsel der alten Festung, der heutigen Cidatelle, welche durch einen Kanal vom Nordostende der korkyräischen Halbinsel getrennt ist und wohl schon im Altertum getrennt war. (Die Analogie mit der Insel Ortygia bei Syrakus, ἡ νᾶσος, ist vollkommen zutreffend). Weiter hat dann Schmidt mit sicheren aus Thukydides entnommenen Gründen bewiesen: 1. dafs das Heräon innerhalb der Stadt gelegen gewesen sein mufs, 2. dafs es eine hohe Lage gehabt haben mufs, weil man von da aus Vorgänge in der Stadt, besonders am Markte, übersehen konnte. Beide Resultate nimmt Steup im Thukydideskommentar unbedingt an. Nun hatte Schmidt die Genugthuung, dafs Partsch in seiner Rezension der korkyräischen Studien (Wochenschrift für klassische Philologie 1891, Nr. 21) den Ergebnissen bezüglich der Insel und der Lage des Heratempels innerhalb der Stadt zustimmte, obwohl dieselben von den seinigen sehr abwichen. Nur in Bezug auf den speziellen ehemaligen Standpunkt des Tempels waltete bisher noch eine Verschiedenheit der Ansichten ob. B. Schmidt setzte nämlich das Heraeon an beim heutigen Kloster der Euphemia, unmittelbar über der alten Stadt und dem sog. Alkinoushafen, von wo aus jene Felseninsel als πρὸ τοῦ Ἡραίου gelegen erscheint. Daran nahm Partsch nur deshalb Anstofs, weil der Tempel dann 500 m vom Nordufer der Stadt entfernt gewesen sei, und glaubt, dafs eine Lage desselben unterhalb der genannten Höhe an der Landspitze Anemomylos den Zeugnissen aus dem Altertum besser entspräche. Dieses Hauptbedenken von Partsch aber schwindet infolge eines Zeugnisses, das er selbst in einem Zusatz zu seiner Anzeige anführt. Partsch hat nämlich auf der geographischen Ausstellung in Wien auf einem Plan der Umgebung von Korfu aus dem 1. Jahrzehnt des 18. Jahrh. gefunden, dafs am Südende der Bucht von Kastrades (Alkinoushafen) ein ziemlich ausgedehnter Sumpfsee verzeichnet ist, der offenbar ehemals den südlichsten Teil des Hafens bildete. Infolge dessen trat also der Euphemiahügel im Altertum bedeutend näher an das Meeresufer heran als heute. Partsch kommt zu dem Resultate: „Griff der Alkinoushafen demnach tiefer

in den Isthmus der korkyräischen Halbinsel ein, dann konnte die Landspitze von Anemomylos die Gestalt eines ziemlich bestimmt sich ablösenden Vorgebirges gewinnen und „die Göttin des Vorgebirges" fand hier, sei es auf der Landzunge selbst, sei es auf der ersten Höhe über ihrer Wurzel eine geeignete Stätte". Diesen letzten Vorbehalt bekämpft Schmidt mit Glück in einem Aufsatz „Zur Topographie Korkyras" Jahrb. f. Phil. 1892, S. 313—320, indem er 1. mit Recht bemerkt, dafs *Ἥρα Ἀκραία* oder *Ἀκρία* nicht blofs „Göttin des Vorgebirges", sondern „Göttin der Höhe" heifst und 2. dafs eben auf der flachen Landzunge der Tempel, der unbedingt eine hohe Lage gehabt haben mufs, nicht gestanden haben kann. So wird also die Ansetzung des Heräon auf dem Hügel beim Kloster der Euphemia richtig sein.

Das zweite wichtige Resultat, welches durch die topographischen Untersuchungen gewonnen wird, ist die Bestimmung der Lage des Berges Istone, auf welchem die während des ersten grofsen Bürgerkrieges flüchtig gewordenen Anhänger der oligarchischen Partei nach ihrer Rückkehr eine Befestigung errichteten, um von hier aus den Demos in der Stadt zu bedrängen. Bernhard Schmidt identifiziert *Ἰστώνη* und das Massiv des Pantokrator, der höchsten Erhebung der Insel im Norden und gibt von den beiden Stellen des Thukydides: III, 85, 4 *ἐς τὸ ὄρος τὴν Ἰστώνην* und IV, 46, 1 *ἐν τῷ ὄρει τῆς Ἰστώνης* der letzteren den Vorzug, die er übersetzt: das Gebirge von Istone, so dafs unter Istone nicht ein einzelner Berg, sondern eine besondere Landschaft der Insel Korkyra zu verstehen wäre. Damit bringt Schmidt den Namen eines heutigen dort gelegenen Dorfes *Βίστωνας* (sprich Vistonas) in Zusammenhang. Ein weiteres Zeugnis für seine Behauptung ist ihm inzwischen durch den unlängst verstorbenen Johannes Romanós von Korfu zugegangen, der ihm eine Abhandlung über eine korfiotische Urkunde vom J. 1365 zusandte; dieser ist eine noch ältere vom J. 1246 in lateinischer Übersetzung eingefügt, worin als eine der Dekarchien, in die damals die Insel aufser der Stadt eingeteilt war, Bistoni oder Bistone genannt wird, also dieselbe Namensform wie bei Thuk. nur mit vorgesetztem B, das jedenfalls aus dem Digamma entstanden ist. Hiernach ist es wohl nicht mehr zweifelhaft, dafs der Dorfname *Βίστωνας* wirklich mit dem alten Namen *Ἰστώνη* zusammenhängt und also dieser im nördlichen Teil der Insel gelegen war; auch die Wahrscheinlichkeit der Vermutung, dafs es eine besondere Landschaft war, erhöht sich dadurch.

Persönlich hat es mich gefreut, dafs die unbefangene Betrachtung zweier Polyänstellen durch B. Schmidt ergeben hat, wie brauchbar und zuverlässig doch so manche Nachricht des früher arg vernachlässigten Kompilators ist. Wenn Schmidt bezüglich Polyän III, 9, 55 in Anm. 172 auf S. 96 bemerkt, wer Diodor 15, 47, 7 als aus Ephoros entnommen betrachte, der könne letzteren nicht auch als Gewährsmann für Polyän in Anspruch nehmen, so glaube ich gerade an der von ihm zitierten Stelle meiner Quellenuntersuchungen diese Möglichkeit, dafs Ephoros für beide Quelle sein könne wahrscheinlich gemacht zu

haben; denn die Erwähnung des Handstreiches bei Diodor ist zu kurz, als dafs man daraus einen Schlufs ziehen könnte.

Durch die neue Schulordnung ist es uns in Bayern wenigstens gestattet in Prima Thukydides mit den Schülern zu lesen. Zu diesem Zwecke ist uns Bernhard Schmidts Buch für die Lektüre der korkyräischen Händel ebenso erwünscht und unentbehrlich, wie Lupus, Stadt Syrakus im Altertum für die sicilische Epedition; denn uns ist nicht vergönnt, was Schmidt vom verstorbenen Joh. Romanós erzählt, dafs er mit Vorliebe jene Partien des Thukydides am Gymnasium zu Korfu las, deren Schauplatz Corcyra war, weil er dann blofs mit der Hand durch die Fenster nach den Gegenden zu weisen brauchte, die der grofse athenische Geschichtsschreiber erwähnt.

München. Dr. J. Melber.

Kleine Schriften von Alfred von Gutschmid. Herausgegeben von Franz Rühl. Dritter Band. Schriften zur Geschichte und Literatur der nichtsemitischen Völker von Asien. Leipzig, Teubner 1892.

Der Inhalt dieses stattlichen Bandes ist äufserst reichhaltig. Je weiter die Herausgabe der kleinen Schriften Gutschmids vorrückt, um so bewunderswerter erscheint die ausgebreitete Forschungsthätigkeit dieses Gelehrten, dem es leider versagt war, seine gröfseren Pläne zur Ausarbeitung zusammenfassender Werke auszuführen. Natürlich sind die Abhandlungen auch dieses Bandes nicht immer von gleichem Werte, da ja manche vor dreifsig und mehr Jahren geschrieben ist, wo der Stand der orientalischen Forschungen ein ganz anderer war als gegenwärtig. Aber eben die Entwicklung der orientalischen Wissenschaft tritt bei der Lektüre dieser Abhandlungen oft lebhaft vor Augen, und wohl aus diesem Grunde hat der Herausgeber manche minderwertige Arbeit in die Sammlung aufgenommen. Freilich möchte man, was schon bei der Besprechung des zweiten Bandes in diesen Blättern bemerkt wurde, etwas mehr Noten zur Richtigstellung und Aufklärung wünschen, denn der Abdruck veralteter und unrichtiger Auffassungen kann manchen irre führen. Wenigstens den Namen sollte die jetzt übliche Form beigefügt sein. Wir lesen gleich im Anfang der ersten Abhandlung über Gobryas die alte Form Gaubruva statt Gubaru, und so noch viele veraltete Formen. Zur zweiten gröfseren Abhandlung über die Geschichte der Arsakiden fügt der Herausgeber die richtige Bemerkung, dafs sie gegenwärtig, nachdem Tabari zugänglich geworden, veraltet ist. Über eben diesen Tabari hat Gutschmid zwanzig Jahre später einen sehr gründlichen Aufsatz geschrieben, der für die schwächeren Abhandlungen der Sammlung reichlich entschädigt. Interessant ist der Aufsatz „Über die Sage vom hl. Georg, als Beitrag zur iranischen Mythengeschichte“. Nicht minder gehaltreich ist der Artikel „Über das iranische Jahr“, der nach der Absicht Gutschmids zu einem Buche erweitert werden sollte. Dann folgen mehrere Rezensionen, unter welchen die nicht sehr erquickliche Fehde mit Vámbéry einen gar zu grofsen Raum einnimmt. Als Rezensent hat Gutschmid mit-

unter zu stark gelobt und getadelt, ein Fehler, von welchem wohl kein Rezensent freizusprechen ist. Als wertvoll anerkannt sind die Abhandlungen über Moses von Chorene und über Agathangelos. Freilich ist der Gelehrtenkreis, auf welchen solche Spezialarbeiten berechnet sind, ein sehr kleiner. An ein gröfseres Publikum richtet sich der Aufsatz „Die Skythen“. Auf diesem Gebiete macht sich bekanntlich der Dilettantismus breit; um so wohlthuender ist Gutschmids sachliche Darstellung. Der Stoff ist nicht erschöpfend behandelt, der Artikel bietet aber einem künftigen Bearbeiter des wichtigen Gegenstandes schätzbares Material. Dankenswert ist die Veröffentlichung der bisher ungedruckten „Untersuchungen über die Geschichte des pontischen Reichs“, die zwar aus den fünfziger Jahren stammen, aber auch jetzt noch neben E. Meyers „Geschichte des Königreichs Pontos“ ihren Wert behalten. Zu dieser Abhandlung hat der Herausgeber einige aufklärende und berichtigende Noten beigesteuert. Die erstaunlich ausgedehnte Gelehrsamkeit Gutschmids zeigt sich dann in der ausführlichen Rezension von Richthofens Werk über China und in anderen Anzeigen von Werken über ostasiatische Geschichte. Den schönen Band schliefst ein sehr genaues Register, sowie ein Verzeichnis der kritisch und exegetisch behandelten Stellen. Wie der Herausgeber im Vorwort mitteilt, werden zur Vervollständigung der Sammlung wahrscheinlich noch zwei Bände erforderlich sein. Man kann sich nur freuen, dafs die gedruckten und ungedruckten Abhandlungen Gutschmids zur klassischen Geschichte und Literatur umfangreicher sind, als anfänglich angenommen wurde. Man wird in philologischen und historischen Kreisen die Fortsetzung der Sammlung mit Spannung erwarten.

Freiburg i. Br. Heinrich Welzhofer.

M. V. Sattler, Abrifs der bayerischen Geschichte für den ersten Unterricht in den Mittelschulen. Mit 14 Stamm-, 3 Herrscher- und 16 Zeittafeln, einer Karte Bayerns und 2 Auflegblättern. München, J. Lindauer 1889.

— —, Lehrbuch der bayerischen Geschichte zum Selbstunterrichte und für Humanistische und Real-Gymnasien. Mit 20 Stamm-, 3 Herrscher- und 16 Zeittafeln, einer Karte Bayerns samt 2 Auflegblättern und einer grofsen genealogischen Tafel des Hauses Scheyern-Wittelsbach. München, J. Lindauer 1889.

Sattlers Grundrifs der deutschen Geschichte nebst einer Spezialgeschichte Bayerns war i. J. 1887 in 5. Auflage erschienen (vgl. die kurze Anzeige des Buches von Röckl im XXIV. Bd. d. Bl. f. b. G., S. 446); aus demselben sind nun die beiden neuen Bücher hervorgegangen[1]). Das Verhältnis derselben zu dem früher erschienenen Grundrifs der

[1]) Die i. J. 1889 erschienenen Bücher sind dem Referenten erst Ende 1891 von der Verlagshandlung zugegangen.

deutschen Geschichte ist wohl so aufzufassen, dafs der Verfasser darauf verzichtet, seinen Grundrifs der deutschen Geschichte fernerhin an Gymnasien[1]) benützt zu sehen, dagegen für die unterste wie die untere Stufe des Unterrichtes in der bayerischen Geschichte ein Lehrbuch zu geben beabsichtigt. Eine Stelle im Vorwort des Lehrbuches läfst freilich vermuten, dafs der Verfasser bestrebt war, die Benützung eines Lehrbuches der deutschen bezw. allgemeinen Geschichte unter Umständen entbehrlich zu machen. Er sagt nämlich p. VI: „Um jenen Schülern, welche die bayerische Geschichte zu erlernen haben, ohne die deutsche Geschichte hinlänglich zu kennen, beziehungsweise dieselbe lebendig im Gedächtnisse zu haben, gerecht zu werden, ist am Schlusse des Lehrbuches eine Tafel beigegeben, welche die deutschen Könige und Kaiser vom Jahre 752 bis auf die Gegenwart vorführt“. Dafs diese Bemerkung auf bayerische Gymnasien und Realschulen nicht zutreffen kann, ist klar.

An die Spitze seiner Vorrede zum Lehrbuch stellt der Verfasser den Satz: „Soll der bayerischen Jugend bei der allseitig angeregten und genährten Begeisterung für das glorreich wieder erstandene „Deutsche Reich“ die Liebe zu dem engeren Vaterland, zu Bayern, nicht abhanden kommen, so mufs in den Mittelschulen, in den humanistischen Gymnasien und in den Realgymnasien, aus welchen die einflufsreichsten Beamten des Staates hervorgehen, die Geschichte Bayerns sehr eingehend gelehrt werden, damit sich die bayerische Jugend dessen bewufst werde, was ihr engeres Vaterland, Bayern und dessen Regenten, insonderheit die Wittelsbacher, dazu beigetragen haben, um Deutschland auf jene Höhe zu bringen, auf welcher es dermalen steht“.

Wer möchte mit diesen Worten nicht einverstanden sein? Es ist oft wiederholt worden, dafs im neuen Reich der Eigenart der einzelnen Stämme und Staaten ein Spielraum bleiben solle und dafs das deutsche Nationalbewufstsein mit dem besonderen Patriotismus des Bayern in Einklang zu bringen sei. Nur über das Mafs der zu diesem Zweck erforderlichen Kenntnisse in der bayerischen Geschichte kann man verschiedener Meinung sein. Eine „sehr eingehende“ Beschäftigung mit der Einzelgeschichte könnte wohl auch den angegebenen Zweck verfehlen. Um nicht früher Gesagtes wiederholen zu müssen, erlaube ich mir auf meine Bemerkungen bei der Besprechung der Steinelschen Schrift „Der Unterricht in der Landesgeschichte in seinem Verhältnisse zum Unterricht in der deutschen Geschichte“ (S. 595 f. des vor. Jahrg. d. Bl.) zu verweisen. Die Sattlerschen Bücher bieten nun nach meinem Urteil zu viel Stoff. Was dem Ref. bei der Durchsicht derselben alles als entbehrlich erschienen ist, kann hier nicht im einzelnen angeführt werden; zwei Beispiele mögen genügen. S. 5 des Lehrbuches sind die Bayernherzoge aus dem Hause der Agilolfinger angeführt (fett gedruckt, also nach des

[1]) Derselbe war vom Ministerium besonders für die katholischen Präparandenschulen, weiterhin auch zum Gebrauch an den Lateinschulen begutachtet worden.

Verfassers Ansicht auswendig zu lernen). Nun weifs man von diesen Herzogen nicht viel mehr als ihre Namen. Die Aufgabe eines jeden Geschichtsunterrichtes ist aber doch wohl, eine vergangene Zeit wieder lebendig zu machen vor den Schülern. Das versuche also der Lehrer bei diesem Theodor I. und Hugobert! — Ein zweites Beispiel entnehme ich der neuesten Geschichte. Aus der unseligen Zeit vom Juli 1866 werden S. 128 des Lehrbuches nicht weniger als sechzehn Gefechtstage bezw. Gefechtsorte angegeben, welche noch dazu so äufserlich an einandergereiht sind, dafs sie auch nicht annähernd ein Bild jenes beklagenswerten Mainfeldzuges bieten. Weniger wäre auch hier mehr gewesen. Ref. möchte also in dieser Hinsicht eine bedeutende Kürzung bei einer neuen Auflage empfehlen.

Im Vorwort des Lehrbuches (p. VI f.) setzt sich der Verfasser mit Preger auseinander über die Frage „ob die Geschichte Bayerns (?) und die Geschichte der Pfalz, Frankens, Schwabens und der übrigen Territorien, welche jetzt zu Bayern gehören, gleichzeitig mit der Geschichte Altbayerns oder als Nachtrag zur Geschichte Altbayerns zu behandeln sei“. Preger vertritt erstere Ansicht, Sattler die zweite. Ich bekenne freimütig, dafs ich auf Seite Pregers stehe; ich kann dies um so eher, als Sattler selbst in dem gleichzeitig erschienenen Abrifs die von ihm im Lehrbuch verworfene Methode befolgt. Es ist in der That schon genug, wenn man bei der bayerischen Geschichte die Entwickelung deutschen Lebens wiederholen mufs; nun auch bei der pfälzischen, fränkischen u. s. w. Geschichte gleichsam ab ovo zu beginnen, wirkt ermüdend: das Nebeneinander ist also hier vorzuziehen, wie denn überhaupt jeder Schüler dahin gebracht werden sollte, die einzelnen Zeitalter im Zusammenhang aufzufassen.

Das beigegebene Kärtchen Bayerns mit den zwei Auflegblättern erleichtert eine rasche Vergleichung der Gebietsverhältnisse Bayerns in drei verschiedenen Zeiten (um 1080, 1350 und nach seinem heutigen Bestande).

Die konfessionellen Verhältnisse sind durchweg mafsvoll behandelt, was auch schon mit bezug auf Sattlers Grundrifs der deutschen Geschichte in dem Jahresberichte von Rethwisch (Jahrgang 1888) anerkannt worden ist. Die Thatsache, dafs in Bayern bei dem Unterrichte in der Landesgeschichte fast ausschliefslich solche Lehrbücher zu grunde gelegt werden, welche von langjährigen Religionslehrern herrühren, und dafs weder das Buch des protestantischen Verfassers von katholischen Anstalten ausgeschlossen ist noch auch das Buch des katholischen Verfassers angethan ist, das Gefühl eines protestantischen Schülers zu verletzen, diese Thatsache sollte doch, meinen wir, die in letzter Zeit oft wiederholten Befürchtungen in dieser Beziehung als hinfällig erweisen.

Es bleibt dem Referenten übrig anzuerkennen, dafs die beiden Bücher in Papier und Druck von der Verlagshandlung trefflich ausgestattet sind und dafs nur unbedeutende Druckfehler stehen geblieben sind.

Wir erwähnen hier noch zwei Hefte, welche dem Geschichtsunterrichte dienen sollen:

1. Geschichte des Königreichs Bayern. Zum Gebrauche für Schüler in den unteren Klassen der Mittelschule und in den oberen Klassen der Volksschule bearbeitet. Von Oskar Steinel, K. Reallehrer in Schweinfurt. München 1892, Verlag von Eduard Pohl.

2. Geschichte des Bayerischen Frankenlandes. Zum besseren Verständnis der Heimatsgeschichte und zugleich zur Ergänzung der eingeführten Bücher über deutsche und bayerische Geschichte; von demselben Verfasser; Bamberg, C. C. Buchner Verlag 1892.

Das erstere der Büchlein ist wohl mehr für die Volksschule als für die Mittelschule geeignet; das zweite gibt etwas mehr als die betreffenden Abschnitte bei Preger oder Sattler. Ob aber neben den Lehrbüchern für allgemeine Geschichte und für bayerische Geschichte noch ein solcher Anhang für die fränkische Geschichte Platz finden kann? Unsere Bedenken gegen eine dreifache Behandlung desselben Zeitabschnittes haben wir bereits oben ausgesprochen, durch die Einführung eines dritten Lehrbuches wäre ein solches Verfahren noch umständlicher. Immerhin zeugen diese Hefte von einem erfreulichen Streben des Verfassers, den Geschichtsunterricht durch Anknüpfung an die Lokal- und Provinzialgeschichte zu beleben.

Emil Stutzer, Übersichten zur preufsisch-deutschen Geschichte. Für die oberste Stufe des Geschichtsunterrichtes sowie zur Selbstbelehrung zusammengestellt. Hannover, Hahnsche Buchhandlung. 1891.

Dieses selbstverständlich für preufsische Anstalten bestimmte Buch wird auch jeder bayerische Geschichtslehrer mit Nutzen lesen. Die Quintessenz der in diesem Buche kräftig vorgetragenen Geschichtsauffassung enthält der Schlufssatz: „Der preufsische Staat, hervorgegangen aus deutschen Kolonisationen — einem Siege deutscher Volkskraft unter Beteiligung der verschiedensten Stämme —, ist seit dem westfälischen Frieden der Ausgangspunkt für die deutsche Geschichte geworden. Mit seinem Emporkommen ist Deutschlands neuer Aufschwung nach allmählicher Befreiung von fremdem Einflufs aufs innigste verknüpft. Im Gegensatz zu den anderen Staaten Deutschlands fielen Preufsens Sonderinteressen mit den allgemein deutschen zusammen, betrachtete Preufsen unbewufst die gemeindeutsche Sache als seine eigene. So erwarb der Staat einen Anspruch auf die Führung der Nation. Gehemmt durch den Gegensatz zu Österreich, die Eifersucht des Auslandes, den Sondergeist der Stämme, die Unentschlossenheit einzelner Herrscher schreitet die Entwicklung langsam, aber doch naturgemäfs und nur in Abwehr fremden Angriffs fort, bis endlich die Vereinigung der ganzen deutschen Nation, im Innern vielgestaltig, eins nach aufsen, unter Preufsens Führung erreicht ward. Dies ist

der deutsche Beruf Preufsens, dies der Inhalt der preufsisch-deutschen Geschichte". Der Leser übersehe nicht das „unbewufst" in dieser beredten Darstellung! Die Berechtigung Friedrichs II. zu dem Krieg um Schlesien ist S. 49—51 ausführlich bewiesen, der Separatfriede von Basel ist nur in der Zeittafel erwähnt. — Kein Lehrer der Geschichte wird, dessen sind wir gewifs, an einem bayerischen Gymnasium die „preufsisch-deutsche" Geschichte so einseitig lehren. Trotzdem oder gerade deswegen wünschen wir, dafs das Stutzersche Buch recht viele Leser auch bei uns finden möge.

Einen besonderen Vorzug des Buches bilden die vielen Zitate, sowie die im 1. Anhang gegebene Gegenüberstellung der deutschen Reichsverfassung und der preufsischen Verfassung.

Zweibrücken. H. Stich.

Boettcher, Dr. Karl, Geschichtlich-geographischer Wegweiser für das Mittelalter und die neuere Zeit. Für die mittleren und oberen Klassen höherer Lehranstalten jeder Art, für Seminaristen und Studierende, sowie für Lehrer und für den Privatgebrauch. Leipzig. Druck und Verlag von B. G. Teubner 1891. S. XII u. 372. Gr. 8.

Der Verfasser wünscht, dafs „der Wegweiser Lernenden wie Lehrenden ein willkommenes Hilfs- und wirksames Förderungsmittel bei ihrer Beschäftigung mit der Geschichte des Mittelalters und der neueren Zeit in der That sein möchte."

Wer mit so reichen einschlägigen Kenntnissen, mit so vollem Verständnisse für seine Ziele und mit so unermüdlicher Hingabe an dieselben arbeitet wie der Verfasser, darf der Erfüllung dieses Wunsches im voraus gewifs sein.

So läfst sich das Buch im allgemeinen als eine durchweg tüchtige Leistung bezeichnen.

Dies hindert jedoch nicht, dafs der Referent, sei es hinsichtlich des aufgenommenen Stoffes, sei es bezüglich der Durchführung, hier in prinzipiellen Dingen, dort in mehr nebensächlichen zuweilen anderer Anschauung ist.

Derlei abweichende Anschauungen mögen im folgenden zur Prüfung auf ihre Stichhaltigkeit, eventuell zur Würdigung für eine unzweifelhaft bald zu erwartende 2. Auflage mitgeteilt werden.

Dafs der Kreis derer, die das Buch benützen sollen, weit gezogen ist, zeigt bereits das Titelblatt.

Da der Referent namentlich in Sachen des Unterrichtes ein treuer Anhänger des altbewährten Wortes ist, niemand könne zwei Herren zugleich dienen, so hätte er auch in diesem Buche die Beschränkung auf den gymnasialen Bedarf lieber gesehen.

Kein billiger Beurteiler wird die Schwierigkeit verkennen, bei der Auswahl des aufzunehmenden Materials die Grenze so zu ziehen, dafs sie sich voraussichtlich allgemeiner Anerkennung zu erfreuen hätte. Indes hat der Verfasser mit seiner verdienstlichen Wandkarte, deren nicht geringster Vorzug vor so vielen anderen in der weisen Be-

schränkung auf das Notwendige zu suchen ist, den vollgültigen Beweis geliefert, dafs er für den Schulbedarf ein anderweitig nicht eben häufig zu findendes Verständnis besitzt. Wäre der „Wegweiser“ in gleicher Weise auf diesen eingeschränkt geblieben, so hätte dies seine Nutzbarkeit unseres Erachtens erheblich gefördert. Eine so weitgreifende Absicht hingegen, wie sie der Verfasser im „Wegweiser“ verfolgt, macht ein derart umfassendes Ausholen nach Namen von Völkern, Ländern, Städten, Orten, Flüssen, Gebirgen und Bergen erforderlich, dafs sich auch gewiegte Kenner der Geschichte nicht selten um den Anlafs fragen werden, der die Aufnahme herbeigeführt haben mag.

Es wird dies um so öfter der Fall sein, als es der Verfasser für überflüssig erachtet hat, auch historische Daten in den Wegweiser mitaufzunehmen.

Allgemeinen Beifall wird seine Begründung dieser Mafsnahme kaum finden. In erster Linie ist der Wegweiser auch in seiner vorliegenden Gestalt für die Schüler bestimmt, und diese werden, sehr im Gegensatze zu der einschlägigen Annahme des Verfassers, die Angabe der historischen Data mit guten Gründen schwer vermissen. Zahlreiche Namen sind nicht blofs durch e i n historisches Ereignis denkwürdig geworden; ein wenn auch noch so kurzer Hinweis würde dem Schüler Gedankenreihen zuführen, die ihm so verschlossen bleiben, würde den Lehrer zu allerlei Fragen berechtigen, die bei dem jetzigen Stand als aufserhalb des Bereiches der Vorbereitung gelegen zu erachten sind. Allein selbst wo es sich nur um ein einmaliges Ereignis handelt, würde den Schüler das Auffinden desselben im „Wegweiser“ ebenso lohnend anmuten, als dies bei einer fremdsprachlichen Stelle der Fall ist, auf die er bei der Vorbereitung zur Autorenlektüre in seinem Wörterbuche stöfst. Dabei würde der Charakter des Buches als eines „Nachschlagebuches“, den der Verfasser besonders betont, keineswegs beinträchtigt worden sein; ein „Lernbuch“ hätte eine völlig andere Einrichtung erhalten müssen. Überdies bietet das Buch so viel des Lehrhaften, dafs nachdrücklich zu wünschen ist, die Schüler möchten sich in demselben nicht blofs bei der Vorbereitung für die jedesmalige Geschichtslektion Rats erholen, sondern sie möchten auch aufserdem und zwar je öfter und je nachhaltiger desto besser in demselben sich umsehen. Bei solcher Gelegenheit werden sie die Angabe historischer Data erst recht vermissen; sie werden aber infolge dieses Mangels zugleich in ihren Interessen für eine so fruchtbare Arbeit viel schneller erlahmen, als es beim Vorhandensein jener Winke der Fall wäre.

Und eine andere Frage! Wäre nicht auch gar manchem der berücksichtigten Namen, deren es unzweifelhaft zu viele sind, die Aufnahme versagt worden, wenn sich der Verfasser genötigt gesehen hätte, das historische Faktum klipp und klar namhaft zu machen, dem zu lieb die Aufnahme erfolgte?

Dafs wir mit unserer Forderung nicht so ganz im Unrecht sind, mag dem Verfasser auch der Umstand beweisen, dafs er trotz seines prinzipiellen Standpunktes doch dort und da sich veranlafst sah, historische Data zu berücksichtigen. Wir verweisen in dieser Beziehung

beispielsweise auf die Namen Ascania, Bosnien, Bunzelwitz, Buraburg, Braunschweig-Lüneburg, Breisgau, Canino, Dorotheenschanze, Escorial, Falczy, Grofsfriedrichsburg, Grubenhagen, Hohentwiel, Henneberg, Hornberg, Hüningen, Isandula, jonische Inseln, Kapilavastu, Kärnten, Krupcyce (S. 43), Landfriedenskreise, für welche bei jedem einzelnen die Jahreszahl 1512 wiederholt wird, Lüneburg, Lingen, Lorsch, Marcomannen, Mörs, Ostgoten, Ostmark, Pavillon Marsan, Piktenwall, Pompeji, St. Gallen, Stollhofer Linien, Temple, Todtenhausen, Vandalen, Vineta, Wilhelmstein, Würzburg, Zillerthal in Schlesien.

Bei aller Fülle des an Namen Gebotenen werden doch auch wieder andere vermifst, die man gern berücksichtigt sehen möchte und die, besieht man sich zahlreiche der berücksichtigten, unzweifelhaft zu berücksichtigen waren. Beispielsweise seien folgende namhaft gemacht: Alpen, Avaren, Balkan, Birkenfeld, Breisach, Candia, Cerigo, Elsafs, Festungsviereck, Golymin, Handscoote, Herjedalen, Hydra, das nur unter Spetza versteckt aufzufinden ist, Jemtland, Louisiana, Mesolonghi, Nisib, Psara, Pondischery, Pyrenäen, Sardinien, Senegal, Sicilien, Sponheim, Suli, Veldenz, eine Anzahl, die sich leicht und beträchtlich erweitern liefse und von der nicht zu sprechen wäre, hätte nicht so gar häufig Fragwürdiges Aufnahme erlangt.

Eine andere Seite! Boettcher legt ein hohes Gewicht darauf, „auch denjenigen, der nur über elementare geographische Kenntnisse und über einen gewöhnlichen brauchbaren Schulatlas verfügt, in den Stand zu setzen, sich mit möglichst grofser Zeitersparnis, aber anderseits wiederum mit wünschenswerter Genauigkeit und Zuverlässigkeit über die Lage geschichtlich wichtiger Örtlichkeiten zu orientieren."

Statt vieler Beispiele nur eines! Referent weifs nicht und er glaubt, damit keineswegs allein zu stehen, wodurch Niederursel eine geschichtlich besonders wichtige Örtlichkeit ist; indes angenommen, es sei dem so, ein gewöhnlicher brauchbarer Schulatlas wird nicht zur Auffindung führen, auch nicht die Bezeichnung „nördlich von Rödelheim", das im „Wegweiser" nachzuschlagen ist. Ebensowenig führt des Verfassers eigene, gewifs brauchbare Schulwandkarte zum Ziel.

Dafs anderseits in dem „Wegweiser" schon der Vollständigkeit wegen Städte wie Berlin, Dresden, Heidelberg, London, Moskau, München, Paris, Petersburg, Rom, Stuttgart, Wien, nicht übergangen werden konnten, bedarf keines Nachweises. Wir denken von den elementaren geographischen Kenntnissen der Schüler unserer „mittleren u. oberen Klassen der höheren Lehranstalten jeder Art" erfahrungsgemäfs nicht eben hoch; allein den Schüler möchten wir doch kennen lernen, welcher bei seiner Vorbereitung behufs Zeitersparnis über die Lage der genannten und ähnlicher Städte den Wegweiser nachschlagen wird und der nicht, schlägt er wirklich nach, über die gefundene ausführliche Belehrung doch wenigstens verstimmt sein wird. Nach dieser Richtung bietet der „Wegweiser" des Guten unbestreitbar zu viel. Das hingegen ist hiebei ausdrücklich hervorzuheben, dafs das Buch nach dieser Seite in sehr vielen Fällen eine allseitig erwünschte und

anderweitig selten zu findende Orientierung gewährt, ein Vorzug, der ihm einen grofsen, seinen besten Wert verleiht.

Nicht ganz das gleiche Lob gebührt dem Bemühen des Verfassers, für fremdsprachliche Eigennamen dem Unkundigen die Aussprache zu verdeutlichen. Nicht als ob wir seine gute Absicht oder die Zweckdienlichkeit derselben an und für sich verkennen möchten; vielmehr zollen wir dieser volle Anerkennung. Auch mit den S. IX aufgestellten Grundsätzen erklären wir uns im ganzen einverstanden. Was wir aber in der praktischen Durchführung vermissen, ist die unerläfsliche Konsequenz.

Wird es, und zwar richtig, für notwendig erachtet, die Aussprache von Czeremosz anzugeben, so durfte sie auch bei dem vorausgehenden Czaslau nicht fehlen; wenn nicht bei Cagliari, Legnago, Legnano, so auch nicht bei Bologna; wenn nicht bei dem französischen Fontenoy, so auch nicht bei dem belgischen; wenn nicht bei Rijswijk, so auch nicht bei Kortrijk.

Hinsichtlich der Angabe der betonten Silbe geht das Buch zuweilen soweit, dafs z. B. für Schwaz die Form Schwāz geboten wird. Es ist dies nicht zu beanstanden; allein befremden mufs es, wie bei solchem Verfahren Namen, wie die folgenden ohne Bezeichnung der betonten Silbe gelassen werden konnten: Abukir, Adrianopel, Alessandria, Allahabad, Altona, Aluta, Angora, Aspropotamo, Azoren; Badajoz, Balaklawa, Barcelona; Canada, Cartagena; Estremadura, Evora, Florida, Fokschani; Gallipoli; Honduras (S. 151); Iglawa, Jaromer; Kragujewatz, Kymmene; Littawa; Magdala, Malaga, Medina, Mentana, Miramare, Mondego, Mondovi, Morava (auch S. 47), Mortara; Navarino, Nikopoli, Novara; Oliva, Ottawa; Pamplona, Pafsaro, Piombino; Segura, Semnonen, Sewastopol, Sinope, Solferino, Stolbowa; Tarifa, Teutonen; Udine; Vilagos.

Auch an irrtümlichen Bezeichnungen fehlt es nicht. Erwähnt seien nur Algier, Alexandria, Nangis, Richmond, Sacile, Skutari. Für Mainz wird S. 107 die Form Moguntiăcum, S. 193 Magontiăcum geboten. S. 297 bietet Scrurcọla (sic!) statt Scurcŏla.

Grofse Sorgfalt ist auf die richtige Schreibung der Namen verwendet. Zu ändern werden sein Kammin in Kamin, parthenopäisch in parthenopeisch und dem sonstigen Verfahren des Verfassers entsprechend Marcomannen in Markomannen. Ein sachlicher Irrtum ist ist es, wenn Allersheim als gleichbedeutend mit Allerheim (Alerheim) genommen wird. Den ersteren Namen führt ein Dorf in Oberbayern und ein Marktflecken in Unterfranken, beide ohne geschichtliche Bedeutung. S. 360 bestimmt Wimpfen als zwischen Württemberg und Bayern (statt Baden) gelegen. Eine ähnliche Verkehrtheit bietet S. 15 zu Ahausen.

Zu ändern wird auch bei Canada sein, welches unter C und K behandelt wird, als hätte man es mit verschiedenen Namen zu thun.

Indes alle derlei Mängel können den Wert des t ü c h t i g e n Buches nicht erheblich beeinträchtigen und sind um so mehr zu entschuldigen, als uns eine erste Auflage vorliegt und als der Verfasser hinsichtlich der Methode mehrfach auf neuen Bahnen wandelt, folglich mit besonderen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte.

Für etwa Fehlendes verspricht er im Einverständnis mit der Verlagshandlung ein Ergänzungsheft, in dem die für die Literatur- und Kunstgeschichte wichtigen Örtlichkeiten berücksichtigt werden sollen. Derlei Ergänzungshefte zu Nachschlagebücher empfehlen sich namentlich für Schulzwecke aus naheliegenden Gründen nicht. Hingegen ist es sehr wünschenswert, dafs bei einer neuen Auflage mancherlei Erweiterungen eintreten, wogegen im Gegebenen dort und da ohne Schaden gekürzt werden kann. Das Buch ist seiner Anlage nach ganz dazu angethan, ein in hohem Grade förderliches Unterrichtsmittel zu werden; in der Hauptsache ist es ein solches jetzt schon.

Dafs die Ausstattung eine durchaus anerkennenswerte ist, braucht kaum erst erwähnt zu werden; der Name der Verlagshandlung bürgt dafür im vornherein.

München. Markhauser.

Dr. Ernst Ziegeler, Aus Sizilien. 14. Heft der „Gymnasial-Bibliothek." Gütersloh 1892. 78 S. Mk. 1.50.

Der Verfasser hat im Jahre 1891 Sizilien durchreist und behandelt nun in Form einer Reisebeschreibung die namentlich für den Altertumsfreund merkwürdigsten Stätten dieser Insel. In zuverlässiger, schlichter aber nicht einförmiger Darstellung werden uns diese vorgeführt; Antikes und Modernes, Geschichtliches und Selbsterlebtes wechselt in ansprechender Weise mit einander ab. Am längsten verweilt der Verfasser mit Recht bei Syrakus (S. 17—35). Vielleicht hätte noch mehr auf das Fortleben des Altertums im jetzigen sizilianischen Volkstum eingegangen werden können; ein nicht uninteressanter, aber wenig beachteter Überrest aus der Griechenzeit sind z. B. die Augen, die den syrakusanischen Schifferbooten vorne an beiden Seiten aufgemalt sind — gewifs ein Nachklang der griechischen Sitte, die wir aus vielen Vasenbildern, aber auch aus Stellen der Literatur (z. B. Aesch. Suppl. 724 *καὶ πρῷρα πρόσθεν ὄμμασιν βλέπουσ' ὁδόν*) kennen.

Die Thatsache, dafs von den Bauten des alten Syrakus äufserst wenig übrig geblieben ist, erklärt der Verfasser folgendermafsen: „Jahrhunderte lang benagte der feuchte Süd die Bauten der Menschen, und als sie zu Boden stürzten, wurden sie zu Staub gerieben und dieser von der Gewalt des Windes in die nahe See geworfen." (S. 19.) Abgesehen davon, dafs das Baumaterial durchaus nicht so mürbe ist, wie es hiernach scheinen könnte, begreift man nicht, warum nicht die zahllosen noch jetzt umherliegenden Mauerquader am Nordrand der Epipolae dasselbe Schicksal traf. Vielmehr wurde das Material in ganzen Schiffsladungen nach andern Städten Ostsiziliens geschafft. Bei Selinunt bemerkt der Verfasser selbst: „Die Nähe der Meeres lud zum Fortschaffen des Baumaterials ein" (S. 67).

Zur Zierde gereichen dem Büchlein 5 treffliche Abbildungen nach Photographien, wie es scheint von Sommer in Neapel; aufserdem sind noch zwei Kärtchen, welche die Belagerung von Syrakus durch die Athener veranschaulichen, und eine Karte des modernen Siziliens beigegeben. Der Preis ist im Verhältnis zu dieser Ausstattung billig zu nennen.

Bamberg. R. Thomas.

III. Abteilung.

Literarische Notizen.

E. von Schenckendorff, Mitglied des Hauses der Abgeordneten, Die Schulkonferenz und die künftige Gestaltung des höheren Schulwesens vom sozialpolitischen Standpunkt. Vortrag, gehalten in der Allgemeinen Versammlung der deutsch-akademischen Vereinigung zu Berlin am 5. Februar 1891. Berlin 1891. 24 S. Der bekannte Vorkämpfer der „Deutsch-akademischen Vereinigung" erklärt seine Zustimmung zu den Beschlüssen der Schulkonferenz, soweit sie die innere Gestaltung der Schulen betreffen, fordert aber, „um das wesentlich überhäufte Gymnasium zu entlasten", noch den gemeinsamen Lehrgang für Gymnasium und Realschule in den unteren Klassen und in den Gymnasien parallel mit dem griechischen Unterricht eine „englische Abteilung"; vorderhand soll „der Aktion die Ruhepause folgen."

Die Reform unserer Gymnasien beleuchtet vom christlich-sozialen Standpunkte. Allen Freunden christlicher Schulen gewidmet von Josephus Alethagoras. Graz; Moser. 1892. 71 S. Dieser österreichische Wahrheitsfreund verurteilt in übertriebenen Behauptungen mit Hilfe von überallher geholten Citaten die erziehende Thätigkeit der Gymnasien. „Aus dem bisher Gesagten ergibt sich wohl mit Evidenz, dafs unsere Gymnasien nicht erziehen, ja gar nicht erziehen können." Als Rettung empfiehlt er einheitliche christliche Erziehung mit strenger Konfessionalität.

Die Frankfurter Lehrpläne. Mit einer Einleitung herausgegeben von Dr. Karl Reichardt, Direktor des städtischen Gymnasiums in Frankfurt a/M. Frankfurt a/M., Diesterweg. 1892. 54 S. In der Einleitung sucht der Herausgeber die neuen Lehrpläne zu begründen und kommt wohl richtig zu dem Ergebnis, nur der Versuch könne entscheiden. Das Französische soll nach dem neuen Plane für das Gymnasium von Sexta bis Quarta mit je 6 Stunden begonnen und in den übrigen Klassen mit je 2 Stunden weitergeführt werden; das Lateinische soll in Untertertia mit 10 St. beginnen, für Obertertia sind ebenfalls 10, für die andern Klassen je 8 St. festgesetzt; das Griechische soll in den vier oberen Klassen mit je 8 St. betrieben werden. Die Anforderungen in den alten Sprachen sind dabei im ganzen nicht herabgesetzt.

Richard Noetel, Direktor des k. Friedrich Wilhelm-Gymnasiums in Berlin. Schulreden. Berlin, Gärtner. 1891. 209 S. Die Sammlung enthält 19 Reden; darunter eine „Antrittsrede", eine „Jubiläumsrede", mehrere Reden zum Gedächtnis preufsischer Könige; aufserdem werden allgemeine Themen behandelt, wie: „Liebe Schüler", „Der Segen des Elternhauses", „Die Freiheit der Hochschule", „Die Wahl des Berufes."

Dr. Konrad Niemeyer, Gymnasialdirektor a. D., Schulreden. Kiel und Leipzig, Lipsius und Fischer. 1891. 139 S. Auch diese Sammlung enthält zumeist Ansprachen bei Kaiser-Geburtstagen und Abiturienten-Entlassungen.

Richard Wagner und das Gymnasium. Eine zeitgemäfse Betrachtung von einem Gymnasiallehrer. Leipzig. Fock. 15 S. Die Fürsprache des Schwärmers gipfelt in dem Satze: „vielleicht liest man schon nach einigen Jahren in allen Geschichtsbüchern, dafs unter Kaiser Wilhelm der gröfste deutsche Künstler, der gröfste Genius aller Zeiten geblüht hat."

P. Treutlein, Professor am Gymnasium zu Karlsruhe, Geschichtliche Entwickelung des Einjährig-Freiwilligen-Berechtigungswesens in Deutschland. (Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge. Heft 134.) Hamburg, Verlagsanstalt A-G. 1891. 46 S. Die allmähliche gesetzliche Regelung des Rechtes zum Einjährig-Freiwilligendienst wird hier von den Anfängen bis auf die jüngste Zeit sorgfältig verfolgt.

Dr. O. Willmann, Prof. der Philosophie und Pädagogik und Direktor des pädagogischen Seminars an der Universität Prag, Lesebuch aus Homer. Eine Vorschule zur griechischen Geschichte und Mythologie. 6. Auflage. Leipzig, Gräbner. 1890. 139 S. Das Buch bietet eine Darstellung der Abenteuer des Odysseus; daran schliefst sich ein aus diesem ersten Teil entnommener, zusammenfassender Abschnitt „Land und Leben der Griechen zu Odysseus' Zeit"; ein „Anhang" behandelt andere Sagenkreise. Der zweite Teil ist besonders geeignet der Jugend bestimmte und lebendige Bilder aus dem Leben des heroischen Zeitalters der Hellenen zu vermitteln.

Dr. O. Willmann, Lesebuch aus Herodot. Ein historisches Elementarbuch. Im Sinne des erziehenden Unterrichts bearbeitet. 5. Auflage. Leipzig, Gräbner. 228 S. Der I. erzählende Teil erstreckt sich in 46 Abschnitten über die Zeit von Krösos bis zur Schlacht bei Mykale; im II. systematischen Teil werden behandelt: A. Völker und Länder. B. Beschäftigungs- und Lebensweise. C. Staat, D. Kunst und Wissenschaft, E. Religion und Sinnesart. Der Bearbeiter hat es gut verstanden, überall das Bedeutende und Charakteristische zum Bewufstsein zu bringen. Der Grundsatz, dafs aus aller Lektüre auch ein möglichst einheitlicher, in sich geschlossener Wissensgehalt gewonnen werden müsse, kommt in unserem Lehrsystem noch zu wenig zur Geltung.

Friedrich Lübkers Reallexikon des klassischen Altertums für Gymnasien. Siebente verbesserte Auflage, herausgegeben von Prof. Dr. Max Erler, Rektor des Gymnasiums in Zwickau. Mit zahlreichen Abbildungen. Leipzig, Teubner 1891. 1332 S. — 9 Jahre sind diesmal seit dem Erscheinen der vorausgehenden 6. Auflage dieses bekannten Werkes verflossen, eine doppelt so lange Zeit als sie zwischen den früheren Auflagen liegt. Dieselbe ist jedoch dem Buche sehr zu gute gekommen, da der Herausgeber für Geschichte und Geographie des Orients, sowie für griechische und römische Geschichte neue Mitarbeiter gewonnen hat, die alle ihnen zufallenden Artikel dem heutigen Stand der Wissenschaft angepafst haben; auch die Abbildungen und Pläne sind teils vermehrt, teils durch bessere ersetzt worden. Allerdings könnte in dieser Beziehung noch mancherlei geschehen; denn im Laufe der Zeit ist allmählich eine grofse Ungleichheit der Abbildungen entstanden, je nachdem dieselben aus verschiedenen Werken des Teubnerischen Verlages herübergenommen worden sind, besonders die aus Roschers mythologischem Lexikon stechen sehr von den anderen ab. Sonst aber erfüllt das Buch seinen Zweck, nicht blos den Schülern ein verlässiger Ratgeber zu sein, sondern auch dem Lehrer, der nicht überall auf die spezielle Literatur eingehen will, als bequemes Nachschlagewerk zu dienen noch besser als früher, da die Mitarbeiter wiederum überall darauf bedacht waren, die Literaturangaben zu den einzelnen Artikeln bis auf die neueste Zeit herab zu ergänzen. Nur über die neugefundene Schrift des Aristoteles, die *Ἀθηναίων πολιτεία*, hätte wohl noch bei der Wichtigkeit des Gegenstandes, wenn auch nur anhangsweise, berichtet werden sollen. – Zwar ist das Papier sehr dünn und der Druck noch so eng wie früher, aber dafür ist auch der Preis im Vergleich zu dem grofsen Umfang des Buches ein mäfsiger zu nennen.

Auswahl aus Vergils Äneis. Nach den Bestimmungen der neuesten Lehrpläne für den Schulgebrauch. Herausgegeben von Dr. Ad. Lange. Berlin 1892, Gärtner. VIII und 170 S. 8°. Geb. 1 M. 80 Pf. — Abermals eine Epitome aus Vergils Äneis! Dieselbe ist nach denselben Grundsätzen bearbeitet wie die jüngst besprochene von Werra, bietet aber um 1000 Verse weniger als diese, ungefähr 4500 = der Hälfte des ganzen Epos. Von denselben werden etwa ⅘ in

erster, ⁸/₁ in zweiter Linie zur Lektüre empfohlen. Dem Umfang nach entspricht diese Auswahl ziemlich genau der von Eichler (Leipzig, Freytag, 1887); sie ähnelt ihr auch in der Hinsicht, dafs mit vollem Recht auf Gesang II, IV, VI besonders Gewicht gelegt und Gesang V ganz gestrichen ist. Auffallend ist die starke Betonung von Gesang XII und die stiefmütterliche Behandlung von Gesang VIII, welcher ganz fehlt; die Schildepisode und wohl auch die Erzählung von dem Riesen Cacus, verdienen sicherlich gelesen zu werden. Eher liefse sich der III. Gesang ganz entbehren, nach Ansicht des Ref. eine der schwächsten Partien des ganzen Gedichtes. Wie weit übrigens die Wertschätzung Vergils für die Schule auch heutzutage noch geht, zeigt eine Vergleichung der 4 Auszüge von Hoffmann (Wien, Gerold, 1889), Eichler, Werra und Lange; in denselben werden übereinstimmend doch nur c. 1700 Verse, also wenig mehr als der sechste Teil der Äneis, gestrichen. Ref. erblickt darin einen Fingerzeig, dafs man besser thut, dem Schüler das Gedicht im ganzen vorzulegen und die Auswahl dem Geschmack des Lehrers zu überlassen. — Die übersichtliche Zusammenstellung der ausgewählten Stücke p. IV—VI, der treffliche Abschnitt über die Komposition und die Tendenz des Gedichtes p. 7—11 (nach Ribbeck, Gesch. d. röm. Dicht.), sowie der kritische Anhang (Abweichungen vom Texte der Ribbeckschen Ausgabe 1891) sind eine sehr erwünschte Beigabe des Buches.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge. Von Virchow und Wattenbach. Heft 158. Frauencharaktere aus den Tragödien des Euripides. Von Dr. Erich Bufsler. Diese Charakteristiken sind für den weiteren Kreis der Freunde des Altertums bearbeitet und entsprechen diesem Zwecke vollkommen.

— Heft 106. Der Mainzer Katholikentag, der Fall Harnack, und die Gottlosigkeit unserer Universitäten. Von Dr. Jürgen Bona Meyer. Verf., Prof. der Philosophie an der Universität zu Bonn, sucht in möglichst ruhigem, objektivem und durchaus anständigem Tone die übertriebenen Behauptungen über die Gottlosigkeit der modernen Wissenschaft auf unseren Hochschulen, wie sie von Katholiken und Protestanten aufgestellt werden, auf das richtige Mafs zurückzuführen und warnt in nachdrücklicher Weise und mit höchst glücklich gewählten Beispielen vor der Knechtung der Wissenschaft, die noch nie zum Heile geführt. Gelegentlich des Falles Wolff erinnert derselbe an ein treffendes Wort von Zeller: „Den Mächtigen der Erde kann diese Rückkehr zur augenfälligen Bestätigung der Wahrheit dienen, die sich immer aufs neue bewährt und immer aufs neue verkannt wird: dafs es nichts hilft den Bedürfnissen der Zeiten und Völker sich gewaltsam entgegenzustemmen, dafs das Irrige und Verkehrte, an dem es freilich auch auf dem wissenschaftlichen Gebiete nie fehlen wird, nur durch die bessere Einsicht selbst, nicht durch Lehrverbote, Verfolgung und Zurücksetzung widerlegt wird und dafs der Geist der Geschichte noch immer die Werkzeuge gefunden hat, durch welche er alles, was in der rastlos fortschreitenden Entwicklung der Menschheit begründet war, unfehlbar und zur rechten Zeit durchsetzte."

— Heft 164. Die Tiersage von Dr. Jakob Nover. Auf eine kurze Erörterung der Wechselbeziehungen zwischen Tier- und Menschenwelt folgt eine Charakteristik der Haupttypen der Tierfabel. Den breitesten Raum nimmt eine eingehende Analyse und warme Charakteristik des Ysengrimus ein, die sich durchweg in den Forschungsergebnissen von Voigt bewegt. Nachdem sodann erwiesen wird, wie mit der Zeit allmählich der Fuchs dem Wolf die Rolle abnimmt wird die viel verschlungene Quellenfrage berührt, um mit Goethes weltberühmtem Gedichte und der Charakteristik der ganzen Tierdichtung zu schliefsen.

— Heft 160. Friedrich der Grofse und sein Vorleser de Prades von Dr. M. Gundlach. Der kurze, gut geschriebene, auf die Akten des Königl. Staatsarchivs sich stützende Aufsatz verfolgt den Zweck dem verkehrten Urteile der Franzosen über die unmenschlich harte Behandlung ihres Landsmannes de Prades durch Friedrich den Grofsen entgegenzutreten. Wer die S. 27 u. 31 mitgeteilten unzweifelhaften Thatsachen liest und sie mit dem Endschicksale des Mannes ver-

gleicht (S. 38 ff.), wird nicht umhin können, zu gestehen, daſs kaum jemals ein notorischer Spion und Verräter glimpflicher behandelt wurde und dem Verfasser darin beistimmen, daſs „von einer tyrannischen Laune, welche nach französischer Auffassung dem armen Abbé so hart mitgespielt habe, nicht die Rede sein kann".

Dr. W. Erler, Einleitung in die analytische Geometrie und in die Lehre von den Kegelschnitten. Zweite Auflage. Berlin, F. Dümmler. 1893. Mit einer Figurentafel. 82 S. — Dr. Max Simon, Leitfaden der analytischen Geometrie der Ebene. Berlin, Weidmann. 1892. 71 S.
Beide Vorlagen wollen als Lehrbuch für die analytische Geometrie dienen, welche seit Ostern 1892 einen obligatorischen Lehrgegenstand der preuſsischen Gymnasien bildet. Sie behandeln die Geometrie der Geraden, des Kreises und der Kegelschnitte so ziemlich in demselben Umfange: E. fügt noch die Gleichungen der Geraden im Raume und die der Ebene an. In der Darstellung des Gegenstandes besteht zwischen beiden Arbeiten ein ähnlicher Unterschied wie zwischen der älteren und der modernen analytischen Geometrie. Erler, dessen Einleitung in erster Auflage schon vor 30 Jahren erschienen ist, entwickelt die Eigenschaften der Kegelschnitte stets mit Hilfe der Analysis und scheut manchmal auch vor gröſseren Rechnungen nicht zurück. Die moderne Geometrie sucht umständliche Rechnerei durch Einführung abkürzender Symbole zu vermeiden, auch kennt sie nicht mehr den schroffen Unterschied zwischen Analysis und Synthesis. Diesem Standpunkt der Wissenschaft entsprechend, strebt Simon nach einer Verbindung der Analysis mit der Synthesis; er behandelt die Gerade und den Kreis rein analytisch, die Parabel und die Ellipse vorzugsweise synthetisch, die Hyperbel wieder mehr analytisch.

Heinrich Seeger, Leitfaden für den ersten Unterricht in der Geometrie. Mit einer Figurentafel. 16°. 22 S. Wismar, Hinstorff. 1891. Eine Zusammenstellung von Sätzen und Aufgaben für einen propädeutischen Unterricht in der Geometrie.

Dr. W. Erler, Die Elemente der Kegelschnitte in synthetischer Behandlung. Zum Gebrauch in der Gymnasialprima. Mit 1 Tafel. Vierte Auflage. Leipzig, B. G. Teubner. 1892. Die neue Auflage dieses trefflichen Büchleins unterscheidet sich von der vorhergehenden (vgl. Bd. XXIV, S. 221) nur durch einige neu hinzugefügte Aufgaben.

G. Peano, Die Grundzüge des geometrischen Calculs. Autorisierte deutsche Ausgabe von Ad. Schepp. Leipzig, B. G. Teubner. 1891. 8°. 38 S. Der Verfasser entwickelt in knapper Darstellung den wesentlichen Inhalt des geometrischen Calculs und zeigt dessen Verwendung zur Lösung von Aufgaben aus der Mechanik und Geometrie.

J. Schlotke, Analytische Geometrie der Ebene. Dresden, Gerhard Kühtmann. 1891. 217 S. Die vorliegende, sehr reichhaltige Sammlung von Lehrsätzen und Aufgaben scheint unter besonderer Rücksicht auf technische Schulen zusammengestellt zu sein. Die Anordnung des Stoffes ist folgende: Die gerade Linie; der Kreis; die Kegelschnitte; Koordinaten-Verwandlungen; die Kurven zweiter Ordnung und zweiter Klasse; Kurven höherer Ordnung; das Prinzip der reziproken Radien. Zu den wichtigeren Sätzen sind die Beweise mehr oder minder ausführlich angegeben; den Übungsaufgaben sind Erläuterungen oder doch die Resultate beigefügt.

F. J. Brockmann, Lehrbuch der elementaren Geometrie. Zweiter Teil: Stereometrie. Für Gymnasien und Realschulen. Mit 84 Figuren im Text. Leipzig, B. G. Teubner. 1892. 144 S. Geb. 1,80 M. Das Buch sucht zwischen den ausführlichen Handbüchern und kurzen Leitfäden die Mitte zu halten. In der Auswahl und Anordnung des Lehrstoffes folgt es den meist benützten Lehrbüchern. Das beigegebene Übungsmaterial ist ausreichend. Die Figuren sind bis auf wenige Ausnahmen richtig gezeichnet. Die Vorlage kann für unsere Gymnasien empfohlen werden.

J. Bongaertz, Vorschule zur Geometrie nebst Flächen- und Körperberechnung für Präparanden, sowie zum Gebrauche in Volks-, Fortbildungs- und Mittelschulen. Mit 113 Abbildungen. Freiburg im Breisgau. Herdersche Verlagshandlung. 1891. 96 S. 1,20 M. Vorliegendes Büchlein will die Grundbegriffe und ersten Sätze der Geometrie auf dem Wege der Anschauung und des Selbstfindens vermitteln. Dasselbe ist nicht fehlerfrei; doch dürfte es für Präparanden- und Fortbildungsschulen verwendbar sein. Von Seite der Verlagshandlung wurde das Werkchen vorzüglich ausgestattet.

Emil Hribar, Elemente der Trigonometrie. Zum Schulgebrauch und zum Selbststudium. Mit 44 Abbildungen. Freiburg im Breisgau. Herdersche Verlagshandlung. 1892. 99 S. 1,20 M. Der erste Abschnitt enthält die Erklärung der goniometrischen Funktionen spitzer Winkel und die Berechnung des rechtwinkligen Dreiecks; in dem zweiten werden die Funktionen beliebiger Winkel definiert und die Sätze abgeleitet, welche zur Berechnung schiefwinkliger Dreiecke dienen; den Inhalt des letzten Abschnittes bilden die Winkelfunktionen von $\alpha \pm \beta$, 2α, $\frac{\alpha}{2}$, die Umwandlung von Summen und Differenzen goniometrischer Funktionen in Produkte, ferner die Auflösung von Dreiecken und Vierecken, wozu diese goniometrischen Formeln angewendet werden. Eine grofse Anzahl von Beispielen wird vollständig durchgerechnet. Den Übungsaufgaben sind stets die Resultate beigefügt. Gute Anordnung, klare Darstellung und treffliche Ausstattung empfehlen das Buch bestens.

H. Röder, Aufgaben aus der ebenen Trigonometrie. Breslau, Ferd. Hirt. 1892. 150 S. Die Sammlung enthält über 4000 Aufgaben aus der Goniometrie und ebenen Trigonometrie in systematischer Anordnung und dürfte somit an Reichhaltigkeit von keiner andern übertroffen werden. Sie soll zunächst als Ergänzung des entsprechenden Lehrbuches von Kambly dienen, kann aber auch neben einem andern Lehrbuche benützt werden. Das Buch verdient alle Beachtung.

E. R. Müller, Vierstellige logarithmische Tafeln der natürlichen und trigonometrischen Zahlen nebst den erforderlichen Hilfstabellen. Für den Schulgebrauch und die allgemeine Praxis. Stuttgart, Julius Maier. 32 S. 0,60 M. Die Vorlage enthält die vierstelligen Logarithmen der Zahlen von 1000 bis 3000 und von 300 bis 999. Neben diesen stehen die Additions- und Subtraktions-Logarithmen. Die Tafel der Logarithmen trigonometrischer Zahlen schreitet bis 10° von Minute zu Minute fort, von 10° bis 45° beträgt das Intervall 10′. In den Nebentafeln für die Logarithmen der Funktionen der Winkel von 0° bis 35′ ist das Intervall anfangs 1″, später 10″. Aufserdem enthält die Vorlage noch eine Tafel dreistelliger Logarithmen, eine Tabelle sechsstelliger Logarithmen für Zinseszinsrechnung und die natürlichen Logarithmen der Primzahlen von 1 bis 1009.

Dr. Franz Hočevar, Lehrbuch der Geometrie für Obergymnasien. Mit 213 Figuren. Zweite Auflage. Wien, F. Tempsky. 1891. 200 S. Geb. 2 M. Das Buch umfafst den ganzen geometrischen Lehrstoff der österreichischen Obergymnasien, nämlich Planimetrie, Stereometrie, ebene Trigonometrie und analytische Geometrie der Ebene. Anordnung und Darstellung sind vorzüglich.

Waldemar Madel, Die wichtigeren Dreiecksaufgaben aus der ebenen Trigonometrie. Für den Schulgebrauch und zum Selbststudium zusammengestellt und aufgelöst. Berlin, Max Rüger. 1892. 63 S. 1,80 M. Die Vorlage gibt zu 305 Dreiecksaufgaben, die nach den Daten geordnet sind, die trigonometrische Lösung an. Nach dem Vorworte sind solche Aufgaben ausgewählt, welche in den oberen Klassen der preufsischen Gymnasien bearbeitet zu werden pflegen. An unseren Gymnasien wird die Trigonometrie nicht in diesem Umfange gelehrt.

Dr. Franz Wallentin, Methodisch geordnete Sammlung von Beispielen und Aufgaben aus der Algebra und allgemeinen Arithmetik. 3. Auflage. Wien, Karl Gerolds Sohn. 1891. 8°. 330 S. Die Sammlung, welche zunächst für die oberen Klassen österreichischer Mittelschulen geschrieben ist, umfaſst die ganze niedere Arithmetik und Algebra. Die Anordnung entspricht dem meist gebräuchlichen Lehrgang. An Mannigfaltigkeit des Übungsstoffes dürfte die Vorlage kaum von einer andern Aufgabensammlung übertroffen werden.

Dr. Franz Wallentin, Grundlehren der räumlichen Geometrie. Wien, Karl Gerolds Sohn. 1890. 8°. 82 S. An den österreichischen Mittelschulen wird der mathematische Unterricht in zwei Stufen erteilt. Das vorliegende Buch will für den ersten Unterricht in der Stereometrie dienen. In dem ersten Teile werden die Sätze der räumlichen Geometrie fast in demselben Umfange entwickelt, in welchem sie an unseren Mittelschulen durchgenommen werden; nur wenige schwierigere Sätze sind weggelassen worden. Der zweite Teil enthält eine groſse Anzahl von einfachen Rechnungsaufgaben.

Jos. F. Heller, Darstellende Geometrie. 1. Teil. Mit 4 Tafeln. 116 S. 1,80 M. 2. Teil. Mit 1 Tafel. 106 S. 1,50 M. Die Vorlage ist eine methodisch geordnete Sammlung von Aufgaben und Beispielen aus der deskriptiven Geometrie für österreichische Realschulen. Die Anordnung des Stoffes, die sich genau dem Lehrplan dieser Schulen anschlieſst, ist im ersten Teil folgende: Darstellung von Punkten, Geraden und Ebenen auf einer, zwei und drei Projektionsebenen; gegenseitige Lage zweier Ebenen, Lage von Punkten und Geraden zur Ebene; Drehung der dargestellten Gebilde um eine Achse; Darstellung und Beleuchtung ebener geradliniger Figuren. Der zweite Teil behandelt die Darstellung des Dreikantes und der eckigen Körper, der krummen Linien, des Kegels und Cylinders, endlich die der Rotationsflächen zweiter Ordnung.

Dr. H. Wehner, Leitfaden für den stereometrischen Unterricht an Realschulen. Leipzig, B. G. Teubner. 1892. 54 S. Das Büchlein beschränkt sich auf die Beweise der wichtigsten Sätze über die Lage von Geraden und Ebenen und auf die Berechnung des Inhaltes und der Oberfläche der einfachsten Körper. Ein Anhang enthält 140 stereometrisch-algebraische Aufgaben. Für Schulen, an welchen die Stereometrie nur in dem hier gegebenem Umfange gelehrt wird, kann die Vorlage bestens empfohlen werden.

Boymann-Vering, Lehrbuch der Mathematik für Gymnasien, Realschulen und andere höhere Lehranstalten. Düsseldorf, L. Schwann. 1892. I. Geometrie der Ebene. 14. Auflage. 206 S. br. 2 M. II. Ebene Trigonometrie und Geometrie des Raumes. 8. Auflage. 214 S. br. 2,25 M. III. Arithmetik. 8. Auflage. 284 S. br. 3 M. Das Vorwort führt als Grundsätze, welche dem Verfasser bei Abfassung des Lehrbuches vorschwebten, an: Vollständigkeit bei strengem Maſshalten in Aufstellung von Formeln und Sätzen, Einfachheit und Klarheit der Beweise, sorgfältige Gruppierung und übersichtliche Anordnung des Lehrstoffes. Daſs der Verfasser dieses Ziel im allgemeinen auch erreicht hat, beweist die groſse Beliebtheit, deren sich sein Lehrbuch erfreut. Der erste Teil, welcher das für preuſsische Gymnasien vorgeschriebene Pensum der ebenen Geometrie umfaſst, weicht in der Anordnung und Darstellung des Stoffes von anderen ausführlichen Lehrbüchern wenig ab. Den einzelnen Abschnitten sind zur Einübung der vorgetragenen Lehren zahlreiche Konstruktionsaufgaben, im ganzen 1240, beigegeben. Der zweite Teil enthält die Goniometrie, die Berechnung des rechtwinkligen und schiefwinkligen ebenen Dreieckes und die Stereometrie. Die letztere zerfällt in die 3 Abschnitte: Von den geraden Linien und Ebenen im Raume und von der körperlichen Ecke; die ebenflächigen Körper; die krummflächigen Körper. Auch dieser Teil enthält eine groſse Anzahl von Aufgaben. Der dritte Teil schlieſst sich § für § an Heis' Sammlung von Beispielen und Aufgaben aus der Arithmetik und Algebra an. Der jetzige Herausgeber des Buches hat an diesem keine wesentlichen Änderungen vorgenommen. Nicht unerwähnt darf bleiben, daſs die Vorlage sehr gut ausgestattet ist.

Dr. Hermann Scheffler, Die quadratische Zerfällung der Primzahlen. Leipzig, Friedrich Förster. 1892. 169 S. Anschließend an Eisenstein (Crelles Journal, Bd. 37, S. 97), entwickelt der Verfasser das direkte Verfahren der allgemeinen Zerfällung der einen gegebenen linearen Form entsprechenden Primzahlen $q = pn + m$ oder eines bestimmten Vielfachen einer bestimmten Potenz derselben in die quadratische Form $A^2 \mp pB^2$ unter der Voraussetzung, dafs p eine Primzahl ist.

Ferdinand Roese, Elementargeometrie. Wismar, Hinstorff. 1890. 98 S. Der Verfasser, ein Schüler von Karl Snell, sucht die vergessene Thibaut-Snellsche Methode wieder in Erinnerung zu bringen. Doch dürfte er für dieselbe wenig Freunde gewinnen.

Dr. L. Weis. Lehrbuch der Mineralogie und Chemie. I. Teil: Allgemeine Chemie und Mineralogie. II. Teil: Elemente und Verbindungen. Bremen 1891. M. Heinsius Nachfolger. Der Verfasser geht nicht von Stoffen, sondern von Kräften aus und schickt darum in einem 1. Buche eine allgemeine Chemie voraus, die nach ganz allgemeinen Erklärungen (Stoff, Kraft etc.) mit den Ausführungen über Schwerkraft beginnt, dann die Erläuterung der Kohäsionsformen und ihrer Änderung durch Wärme, Licht, Elektrizität und Affinität bringt und mit einer Darlegung der Gesetze, welche in der Chemie herrschen, und mit systematischen Betrachtungen schliefst. Das 2. Buch führt dann die Mineralien vom chemischen Standpunkt aus geordnet vor d. h. in derselben Reihenfolge, wie das 3. die Elemente und Verbindungen. Das Buch pafst nicht für unsere bayerischen Schulverhältnisse, auch dürfte nicht jedermann den didaktischen Forderungen des Verfassers vollständig zustimmen, aber bei der Vollständigkeit und Übersichtlichkeit, die in allen seinen Teilen herrschen und der weitgehenden Berücksichtigung, die das Geschichtliche erfährt, kann es als treffliches Nachschlagebuch empfohlen werden.

Dr. W. Medicus. Illustriertes Pflanzenbuch. Kaiserslautern. A. Gotthold. 1. Lieferung. 1 M. Das „Illustrierte Pflanzenbuch" will „zugleich eine Flora von Deutschland bilden" und in 10 Lieferungen mit ca. 300 Abbildungen auf 78 Farbendrucktafeln „alle nur einigermafsen häufigen Pflanzen unseres Vaterlandes in Nord und Süd und in der Mitte" bringen; doch scheint dem Verfasser bei der Auswahl ein klares Ziel nicht vorgeschwebt zu haben. Der Text ist nicht gleichmäfsig gearbeitet; zwischen den Diagnosen oder sogar statt derselben finden sich häufig ganz wertlose Bemerkungen.

Pokornys Naturgeschichte des Tierreichs. Bearbeitet von M. Fischer. 22. Auflage. Leipzig 1891. G. Freytag. Geh. 2 M. 20 Pf. — Pokorny's Naturgeschichte des Pflanzenreiches. Bearbeitet von M. Fischer. 18. Auflage. Leipzig 1891. G. Freytag. Geh. 2 M. 20 Pf. Die neuen Auflagen haben mit den früheren im ganzen die Anordnung des Stoffes und die Fülle der Ausstattung gemein, zeigen aber im einzelnen mehrfach Umstellungen, Verbesserungen im Texte und bei den Abbildungen, insbesondere ein Streben nach einfachster Gestaltung und möglichster Übersichtlichkeit. Die den methodischen Leitfäden nachgebildete Art, einzelne Formen und Erscheinungen in selbständigen „Erläuterungen" aufserhalb des Haupttextes zu behandeln hat auch für ein systematisches Lehrbuch manchen Vorteil, doch müfste der Inhalt solcher Erläuterungen gleichwertiger sein und in ihrer Anwendung sich gröfsere Konsequenz zeigen.

Dr. J. Hofmann. Grundzüge der Naturgeschichte für den Gebrauch beim Unterrichte. 3 Teile. München. Oldenbourg. 1. Teil: Naturgeschichte des Menschen und der Tiere. 7. Aufl. 1890. 2. Teil: Das Pflanzenreich. 6. Aufl. 1890. 3. Teil: Mineralogie. 6. Aufl. Ein systematisches Lehrbuch, das zumal in einzelnen Abschnitten der allgemeinen Teile vortrefflich gearbeitet ist und bei knapper Fassung eine grofse Vollständigkeit aufweist, dessen ganze Anlage und Diktion aber seine Benützung als eigentliches Schulbuch in den unteren und mittleren Klassen von Gymnasien erschwert.

Karl Ströhe. Leitfaden für den Unterricht in der Naturbeschreibung. I. Zoologie. 1. Heft: Unterstufe. Dessau 1891. Baumann. 60 Pf. 2. Heft: Oberstufe. Dessau 1892. Baumann. 1 M. 60 Pf. II. Botanik. 1. Heft: Unterstufe. Dessau 1891. Baumann. 60 Pf. Von dem Grundsatze ausgehend, dafs auch der Leitfaden in seiner Anlage mithelfen könne und müsse, die Aufgabe einer richtigen Anweisung zur Beobachtung der Naturkörper und ihrer Wandlungen zu lösen, ordnet der Verfasser den Stoff zu übersichtlichen Skizzen, die den Schüler weniger durch Angaben als durch Fragen und Postulate zur Erkenntnis der einschlägigen Verhältnisse hinleiten und ihn so zur Bildung eines selbständigen Urteils und zum Aussprechen desselben zwingen wollen. Die beiden Heftchen, welche als Unterstufe bezeichnet sind, enthalten so ziemlich den Lehrstoff der 3 ersten Jahre des Unterrichtes nach unserer bayerischen Schulordnung und sind jedem Lehrer bestens zu empfehlen; die Oberstufe bringt in der Zoologie erst Ergänzungen zu den Wirbeltieren, dann eine ausführliche Behandlung der übrigen Tierkreise, zum Schlusse einen Abschnitt über den menschlichen Körper.

Samuel Schillings Grundrifs der Naturgeschichte. II. Teil: Das Pflanzenreich. Ausgabe B: Anordnung nach dem natürlichen System. 15. Aufl. von Dr. Noll. Breslau 1891. T. Hirt. Geb. 3 M. 30 Pf. Die neue Auflage des vornehmlich auch wegen seiner trefflichen Abbildungen geschätzten Lehrbuches hat zum Zwecke bequemerer Verwendbarkeit in der Schule einige Abänderungen in der Anordnung des Stoffes erfahren, so dafs jetzt der Systematik (Anordnung nach A. W. Eichler) die Morphologie vorausgeht, Anatomie, Physiologie etc. nachfolgen.

W. Zopf. Ein Lehrgang der Natur- und Erdkunde. Breslau 1891. J. U. Kern. Ein organisatorischer Versuch, wie nicht nur der naturwissenschaftliche und geographische Unterricht unter sich, sondern auch, namentlich durch Hereinziehen von soziologischen und ethnologischen Elementen, mit dem geschichtlichen und dem Gesamtunterrichte zu einem einheitlichen Ganzen verschmolzen werden sollen, damit zugleich die einzelnen Unterrichtsstufen den kulturellen Entwickelungsstufen des Menschen vom unbefangenen Naturkinde bis hinauf zum Bürger des modernen Grofsstaates entsprechen. Geht das Buch auch zunächst vom Unterrichte auf Realgymnasien aus und ist das einheitliche Band mitunter etwas locker, so kann das Studium der ganzen Arbeit und zumal der Abschnitte, welche die Lebensgemeinschaften der Menschen behandeln, nur dringend empfohlen werden.

Ad. Lehmann. Zoologischer Atlas. 41 Wandtafeln, enthaltend Typen aus dem gesamten Tierreiche. Leipziger Schulbücherverlag.

Ad. Lehmann. 15 Tierbilder für den Anschauungsunterricht in der Volksschule, sowie zur Grundlage für den naturgeschichtlichen Unterricht. Leipziger Schulbücherverlag.

Aus der 1. Kollektion liegt uns „Das Nil-Krokodil" vor, aus der 2. „Die Gans". Die Tiere sind nach Zeichnung und Kolorit richtig und schön, dabei inmitten einer charakteristischen Landschaft und in Ausübung bekannter Lebensgewohnheiten dargestellt. Beide Sammlungen sind um so mehr zu empfehlen, als die Tafeln (Gröfse 88 $\times$ 66 cm, Preis roh 1 M. 40 Pf.) auch einzeln abgegeben werden.

Dr. H. Bork. Die Elemente der Chemie. 2. Aufl. Paderborn 1889. F. Schöningh. Das Büchlein ist als Unterlage für den chemischen Unterricht in der Sekunda der preufsischen Gymnasien bestimmt und setzt die Beihilfe eines geschickten Lehrers voraus. An der Hand von 60 mit Umsicht und Sorgfalt ausgewählten Versuchen wird der Schüler mit den Grundbegriffen und Grundanschauungen der heutigen Chemie bekannt gemacht.

IV. Abteilung.

Miscellen.

Personalnachrichten.

Ernannt: Wilhelm Bullemer, Assist. in Augsburg (Realg.) zum Stdl. in Weissenburg a. S.; Dr. Ludw. Bauer, Gymnl. in Augsburg (St. A.) zum Gymnprof. daselbst; Seb. Matzinger, Assist. in Nürnberg (Realg.) zum Gymnl. in Münnerstadt; Dr. Karl Raab, Assist. in Burghausen zum Gymnl. in Schweinfurt; Dr. Karl Geiger, Assist. in München (Maxgymn.) zum Gymnl. (M.) in Landshut.

Versetzt: Gottl. Hatz, Gymnl. von Schweinfurt nach Augsburg (St. A.); Ad. Schwanzer, Gymnl. (M.) von Landshut nach München (Wilhelmsgymn.).

Auszeichnungen: Andr. Schmitt, Rektor in Bamberg (N. G.) erhielt den Verdienstorden vom hl. Michael IV. Kl.

In Ruhestand versetzt: Jos. Schmutterer, Gymnl. in Münnerstadt auf ein Jahr.

Gestorben: Dr. Jos. Gierster, Gymnl. (M.) in München (Wilhelmsgymn.); Frz. Xav. Hirner, Gymnprof. in Freising; Friedr. Mezger, Gymnprof. in Augsburg (St. A.); Silv. Dusmann, Gymnprof. in Amberg.

Nekrolog.

Johann Adolf Baumann,

Königl. Gymnasialprofessor in Augsburg (St. Anna).

Geb. 7. Sept. 1836, gest. 4. Jan. 1892.

Als der Gedanke in mir erwachte, meinem verstorbenen Freunde einige Zeilen der Erinnerung zu widmen, vergafs ich nicht, mir auch die Frage vorzulegen, ob er selbst dies wohl gewünscht hätte. Wenngleich ich mir antworten mufste, dass er es für unnötig erklärt und davon abgeraten hätte, stand ich doch von dem Gedanken nicht ab. Denn, sagte ich mir, wenn er auch sein ganzes Leben hindurch sich immer am liebsten im Hintergrunde hielt, er war doch der Besten einer und hat es verdient, dafs ihm in diesen Blättern, denen er ja auch öfters die Ergebnisse seiner Studien überlassen hat, ein Denkstein gesetzt wird, schlicht und bescheiden, wie er selbst war.

Johann Adolf Baumann wurde geboren am 7. September 1836 zu Gesees in Oberfranken als ältester Sohn des dortigen Lehrers. Hier verbrachte er mit zwei Brüdern die fröhlichen Kinder- und Knabenjahre. Er betrachtete es später als ein Glück, dafs es ihm vergönnt war, seine Jugend auf dem Lande zu verleben, und behielt immer eine grofse Vorliebe für die stillen Freuden des Landlebens und für einfache, bescheidene Verhältnisse. Nachdem er von dem Vater in den Ele-

mentargegenständen, von dem Ortsgeistlichen im Lateinischen den ersten Unterricht erhalten hatte, trat er im Herbst 1848 in die dritte Lateinklasse des Baireuther Gymnasiums ein und gehörte nun dieser Anstalt bis zum Jahre 1854 an. Jahr für Jahr konnte er seinen Eltern ein vorzügliches Schulzeugnis mitbringen. In den beiden letzten Jahren hatte er das große Glück, ausgezeichnete Lehrer zu haben; Held und Heerwagen wirkten damals an dem Baireuther Gymnasium neben einander. Sein Leben lang gedachte er dieser beiden Männer mit der größten Dankbarkeit und Verehrung. Held hielt aber auch viel auf seinen Schüler Baumann, und Heerwagens Angesicht nahm, wie ich aus eigener Anschauung weiß, noch in seinen letzten Lebensjahren die freundlichsten Züge an, wenn er an seinen ehemaligen Schüler erinnert wurde.

Nach vorzüglich bestandener Absolutorialprüfung bezog der in sittlicher, geistiger und körperlicher Beziehung auf das Beste entwickelte Jüngling im Herbst 1854 die Universität Erlangen mit dem festen Entschlusse Philologie zu studieren. Selbstverständlich waren es besonders die Vorlesungen Nägelsbachs und Döderleins, welche ihn anzogen und zu ernstem wissenschaftlichem Studium anregten. Daneben beteiligte er sich von Anfang an mit Fleiß und Eifer an den Übungen des philologischen Seminars, welche von Nägelsbach mit seltener Hingebung geleitet wurden. Hier war es, wo der als Gelehrter wie als Lehrer gleich ausgezeichnete Mann seinen Schülern näher trat und die empfänglichen unter ihnen mit edler Begeisterung nicht nur für das philologische Studium, sondern auch für den Lehrerberuf zu erfüllen verstand. Obgleich Nägelsbach und Döderlein sich so vortrefflich ergänzten, daß ein Studierender der Philologie nicht leicht etwas vermißte, empfand Baumann doch den Wunsch, seinen Gesichtskreis durch den Besuch größerer Universitäten zu erweitern. Der Vater, zu jedem Opfer für seine Kinder bereit, gab ihm die Erlaubnis, im Herbst 1856 nach Berlin überzusiedeln. Hier bewohnte er mit seinem Freunde Westermayer ein Zimmer. Er hörte bei Böckh Encyklopädie der Philologie und Pindar, bei Haupt römische Literaturgeschichte und bei Trendelenburg eine philosophische Vorlesung. Von dem Archäologen Friederichs, zu welchem er in Erlangen in ein freundschaftliches Verhältnis getreten war, an seinen Lehrer Gerhard warm empfohlen, verbrachte er viele Abende in dessen Hause und machte dort häufig den Vorleser. Von Gerhard angeregt besuchte er sehr fleißig die Museen Berlins. Das Sommersemester 1857 brachte er in München zu, wo er besonders von Spengel, Halm, und Sybel lernte. Im vierten Jahre studierte er wieder in Erlangen. Durch eine schwere Lungen- und Rippenfellentzündung, von welcher er sich nur sehr langsam erholte, wurde er verhindert 1858 die Staatsprüfung zu machen. Er setzte daher nach seiner Genesung im Elternhause seine Studien fort, wurde aber bei der Mobilmachung im Jahre 1859 zum Waffendienste einberufen. Im Herbste dieses Jahres machte er die Prüfung mit dem besten Erfolg. Auf der Rückreise von München nach der Heimat hielt er sich einige Tage in Erlangen auf. Dort sah ich ihn zum ersten Male und wurde ihm auf der Uttenreutherkneipe als angehender Studiosus philologiae vorgestellt. Ich sehe ihn heute noch vor mir stehen, wie er in seiner freundlichen, gutmütigen Weise zu mir sagte: „Ein Philologe willst Du werden? Dann fange nur gleich an ernstlich zu studieren! Ein Philologe muß fleißig sein vom ersten Semester an. Bei den Theologen und Juristen pressiert es weniger.“ Seit jener ersten Begegnung habe ich viele, viele frohe Stunden mit ihm verlebt; er ist mir aber auch als treuer, opferwilliger Freund zur Seite gestanden in ernsten und in schweren Tagen.

Die Verhältnisse waren damals für die protestantischen Gymnasiallehramtskandidaten nicht günstig. Baumann hatte unter seinen Konkursgenossen den ersten Platz erhalten, und es war ihm in München der Rat erteilt worden, keine Hauslehrerstelle anzunehmen, da er die erste sich erledigende Stelle bekommen werde. Es verging aber ein ganzes Jahr, bis man seine Dienste begehrte. Im Herbst 1860 wurde ihm die Verwesung einer Lehrstelle an der Lateinschule zu Memmingen übertragen. Als ich einige Jahre nachher selbst nach Memmingen kam, erzählte mir ein dortiger Provisor: „Wenn der Baumann das ganze Jahr dageblieben wäre, dann hätte ich meine Aufnahmsprüfung in Augsburg bestanden und wäre jetzt nicht Apotheker. Bei dem hat man viel gelernt, und wie haben wir ihn gern gehabt!" Um Ostern 1861 wurde Baumann zum Inspektor an dem Alumneum in Ansbach ernannt. Schulrat Elsperger wünschte, daſs er auch die Leitung der Platolektüre in der Oberklasse übernehme. Baumann erklärte, er sei hiezu gerne bereit, müsse aber gestehen, dass er mit Plato noch wenig vertraut sei. „Nun, dann ist es hohe Zeit, daſs Sie sich mit ihm vertraut machen", erwiderte der ernste Mann. Baumann warf sich nun mit dem gröſsten Eifer auf das Studium Platos, bald konnte er ganze Dialoge aus dem Gedächtnis hersagen. Dies machte ihm groſse Freude. Aber auch in seinen Schülern verstand er ein lebhaftes Interesse für Plato zu erwecken. Als ich einem seiner damaligen Schüler die Nachricht von seinem Tode mitteilte, sagte dieser, nachdem er seinem Bedauern Ausdruck gegeben hatte: „An seine Platostunden erinnere ich mich heute noch mit dem gröſsten Vergnügen; das war ein feiner Lehrer". Als Inspektor wuſste er es seinem Vorgesetzten und seinen Untergebenen in gleichem Maſse recht zu machen, eine nicht eben leichte Sache, da die beiderseitigen Wünsche oft sehr weit auseinander gingen. Durch seine Pflichttreue erwarb er sich in kurzer Zeit das volle Vertrauen des von ihm hochverehrten würdigen Elsperger, und durch seine Freundlichkeit gewann er die Herzen der Zöglinge. Die Lehrthätigkeit sagte ihm aber doch entschieden mehr zu, und es war ihm daher sehr willkommen, als er an Ostern 1863 zum Assistenten an dem Erlanger Gymnasium ernannt wurde. Er folgte diesem Rufe um so lieber, da es ihm dadurch ermöglicht wurde, mit der innig geliebten Mutter, welche nach des Vaters Tod mit dem jüngsten Sohne nach Erlangen gezogen war, wieder zusammenzuleben. Zwei Jahre unterstützte er nun den ihm auf das freundlichste entgegenkommenden Rektor von Jan in der Oberklasse. Den Aufenthalt in Erlangen benützte er auch dazu, seine Kenntnisse im Sanskrit, zu denen er schon als Student einen tüchtigen Grund gelegt hatte, unter Spiegels trefflicher Leitung zu erweitern. Er trieb diese Studien damals mit fast übermäſsigem Fleiſse, so daſs seine Gesundheit vorübergehend darunter litt.

In den Ferien aber machte Baumann (schon in Ansbach hatte er damit begonnen) groſse Fuſswanderungen durch die Alpen, von wo aus dann auch manchmal ein Abstecher nach Oberitalien unternommen wurde. Als er zum ersten Male Venedig sah, übten die wunderbaren Reize dieser einzigen Stadt eine so mächtige Anziehungskraft auf ihn aus, daſs er mehrere Wochen dort verweilte, weit länger, als er beabsichtigt hatte. Erst in der zweiten Hälfte des Septembers trat er die Rückreise an. Groſse Strecken wurden zu Fuſs zurückgelegt. Von Mallnitz machte er sich allein ohne Führer (er hatte nur noch wenige Guldenscheine in der Brieftasche) auf den Weg über die Tauern. Er hatte sich erkundigt und erfahren, daſs eine Sennhütte unweit der Paſshöhe noch offen sei. Von dort gedachte

er, wenn nötig, einen Wegweiser mitzunehmen. Als er nach langem Steigen bei der in dichten Nebel gehüllten Hütte ankam, fand er dieselbe bereits geschlossen. Zurück wollte er nicht mehr; also rasch vollends hinauf! Bald aber begann es tüchtig zu schneien. Nun erkannte er die Gefahr, in welcher er sich befand. Wenn der Schnee die ohnehin dürftigen Wegspuren verdeckte, so war er verloren. Er fing nun an aus Leibeskräften zu laufen und dies konnte er wie wenige. Als er endlich nach manchem Falle (zum Laufen war der Weg nicht geeignet) erschöpft, aber wohlbehalten das Nassfeld erreicht hatte, von wo der Weg nach Gastein nicht mehr zu verfehlen ist, dankte er Gott, dafs er der Gefahr glücklich entronnen war. Bei solchen Alpenwanderungen war er nicht auf besondere Eleganz der Kleidung bedacht; wenigstens scheint er am Ende derselben nicht immer auf alle Leute den Eindruck eines Gentleman gemacht zu haben. Als er einmal in dem Bad Kochel sein letztes Nachtlager nehmen wollte und den Kellner fragte, ob er ein Zimmer bekommen könne, betrachtete ihn dieser und sagte dann: „Ein Zimmer hätten wir schon, aber bei uns sind die Zimmer sehr teuer.“ Baumann lachte und trat in das Speisezimmer. Als ihm hier Universitätsprofessor Schelling aus Erlangen auf das freundlichste die Hand schüttelte, wurde der Kellner höflicher und entschuldigte sich mit der Dunkelheit des Vorplatzes.

Im Frühjahr 1865 erging an Baumann die Anfrage, ob er geneigt sei, das Subrektorat der Hersbrucker Lateinschule zu übernehmen. Da er immer noch keine Aussicht auf Anstellung an einer vollständigen Studienanstalt hatte, so entschlofs er sich hiezu. Er hatte die seit einiger Zeit geschlossene Schule wieder zu eröffnen. Derselben waren die Schüler allmählig ganz ausgegangen, und so hatte sein Vorgänger den Stab, welchen er gar zu kräftig über der Hersbrucker Jugend geschwungen hatte, mit dem Wanderstab vertauschen müssen. Als Baumann in Hersbruck erschien, kamen auch die Schüler wieder. Am Ende des Schuljahres schickte er an das k. Studienrektorat, welchem die Schule unterstellt war, seinen ersten Bericht ein. Dieses erteilte ihm den Auftrag die Konferenzprotokolle nachzusenden da ohne diese der Bericht nicht an die k. Regierung weiter befördert werden könne. Er mufste antworten, dafs es ihm nicht möglich sei, diesem Auftrag nachzukommen, weil er als einziger Lehrer der Anstalt keine Konferenzen gehalten habe. Unter seiner Leitung nahm die Schule aber einen so erfreulichen Aufschwung, dafs schon im folgenden Jahre die Anstellung eines zweiten Studienlehrers beschlossen wurde.

Im Herbst 1867 wurde er zum Studienlehrer an dem Gymnasium bei St. Anna in Augsburg ernannt. Obgleich er die Anstellung an einer vollständigen Anstalt längst ersehnt hatte, kam ihm diese Ernennung doch nicht erwünscht. Es fiel ihm sehr schwer, sich von seiner leidenden Mutter zu trennen, welcher der Arzt eine Übersiedlung nach dem rauheren Augsburg dringend widerriet. Er fühlte sich auch anfangs in Augsburg nicht ganz heimisch und konnte einige Zeit ein gewisses Heimweh nach Franken nicht los werden. Bald aber bekam er so viel Arbeit, dafs er keine Zeit mehr hatte daran zu denken. Schulrat Mezger wünschte, dafs er sich um die erledigte Lehrstelle für die französische Sprache bewerbe. Der einsichtige Schulmann glaubte, dafs dieser Unterricht zu ganz anderen Ergebnissen führen müfste, wenn er von einem erprobten ordentlichen Lehrer der der Anstalt erteilt würde. Bis dahin hatte sich sein Gymnasium mit einem nicht akademisch gebildeten Lehrer behelfen müssen, einem Franzosen, welcher nicht einmal der deutschen Sprache vollkommen mächtig war. Baumann hatte

starke Bedenken; denn seine Kenntnisse im Französischen schienen ihm zur Übernahme dieser Aufgabe nicht genügend zu sein. Schliefslich aber verstand er sich doch dazu, indem er das, was ihm noch fehlte, bald nachholen zu können hoffte. Mit eisernem Fleifs widmete er sich nun dem Studium der französischen Sprache, die Ferien brachte er wiederholt in einem Institut am Genfer See zu, um sich auch eine tadellose Aussprache anzueignen. So konnte er sich schon 1870 der Prüfung für das Lehramt in der französischen Sprache unterziehen und erhielt auch in dieser den ersten Platz. Gewifs eine respektable Leistung, wenn man bedenkt, dafs er in den vorhergehenden Jahren aufser dem französischen Unterricht, den ganzen Unterricht, welcher dem Ordinarius der ersten Lateinklasse oblag, samt den damals massenhaften Korrekturen besorgte. Wie ernst er auch die neu übernommene Aufgabe auffafste, zeigt sein 1871 erschienenes Schulprogramm: Zum Unterricht in der Aussprache des Französischen. Im Herbst 1871 (seine katholischen Konkursgenossen waren damals entweder schon Gymnasialprofessoren oder erwarteten ihre Beförderung hiezu) rückte er von der ersten in die zweite Lateinklasse vor. Als Cron 1873 das Rektorat übernommen hatte, übertrug er ihm die Leitung der lateinischen Stilübungen in der Oberklasse. Baumann war hiefür ganz besonders geeignet. Von Heerwagen und Nägelsbach hiezu angeregt hatte er der lateinischen Stilistik immer ein lebhaftes Interesse zugewendet. Als es daher galt, eine geeignete Persönlichkeit zu finden für die Besorgung der notwendig gewordenen neuen Auflagen von Nägelsbachs Übungen des lateinischen Stils, war die Wahl auf ihn gefallen, und er hat diese Aufgabe mit der ihm eigenen Gewissenhaftigkeit und mit grofser Sachkenntnis gelöst. Cron, welcher die Persönlichkeit und die Lehrthätigkeit Baumanns sehr hoch schätzte, wünschte ihn seinem Gymnasium zu erhalten und beantragte daher im folgenden Jahre seine Ernennung zum Gymnasialprofessor extra statum, indem er hervorhob, dafs, so der Anstalt ein vortrefflicher Lehrer des Französischen erhalten bliebe, und dafs, da die Besoldungen für den Lehrer des Französischen und für den Gymnasialassistenten wegfielen, die Personalexigenz nur unbedeutend erhöht werden müfste. Seine Bemühungen waren erfolglos. Im Herbst 1875 wurde Baumann zum Gymnasialprofessor in Landau befördert. Mit großer Gemütsruhe hatte er diese Beförderung abgewartet, nie war eine Klage über seine Lippen gekommen.

Drei Jahre vorher hatte er sich mit einer Augsburgerin, Fräulein Bertha Hoffmann, vermählt. Mit ihr lebte er in der glücklichsten Ehe, und da sie ihm bald auch zwei Kinder, eine Tochter und einen Sohn, schenkte, so war sein Glück vollkommen. Augsburg war ihm so eine zweite Heimat geworden, und mit dem Wunsche bald in diese Stadt zurückkehren zu dürfen trat er mit seiner Familie die Reise über den Rhein an.

Neun Jahre lang widmete er nun der erst drei Jahre vorher zu einem Gymnasium erhobenen Landauer Anstalt seine Dienste. Gleich im zweiten Jahre hatte er ein schweres Leiden durchzumachen. Er bekam so fürchterliche Schmerzen in einem Auge und im Kopfe, dafs er den Tod herbeiwünschte. Es hatten sich Geschwüre an der Netzhaut gebildet. Die Landauer Ärzte wufsten nicht zu helfen und rieten ihm, die Augenklinik in Heidelberg aufzusuchen. Als er aus derselben wieder entlassen wurde, eröffnete ihm der berühmte Ophthalmologe Becker, darauf dürfe er nicht hoffen, dafs das geschwächte Auge je wieder Dienste thun werde. Als sich Baumann aber ein halbes Jahr nachher wieder vorstellte, entdeckte er zu seiner freudigen Überraschung, dafs dasselbe wieder ganz ordentlich zu arbeiten

begonnen hatte. In den folgenden Jahren rückte Baumann von der ersten Gymnasialklasse allmählig bis in die dritte vor. Schliefslich traten an der Anstalt ohne sein Verschulden Verhältnisse ein, welche auch auf seine Lehrthätigkeit störend einwirkten, und er begrüfste es daher mit grofser Freude, als er seiner Bitte entsprechend im Sommer 1884 an das Gymnasium in Ansbach versetzt wurde obgleich er wieder in die erste Gymnasialklasse hinabsteigen mufste. Er war gern in Ansbach, bekleidete aber wenig mehr als ein Jahr die ihm übertragene Stelle. Schon als er sich um dieselbe bewarb, hatte er dies mit dem ausdrücklichen Vorbehalte gethan, dafs er damit seine Bitte um eine in Augsburg sich erledigende Stelle nicht als zurückgezogen betrachtet wissen wolle. Im Herbst 1885 wurde Professor Friedrich Mezger als Rektor an das Gymnasium in Hof berufen, und Baumann sollte an seine Stelle in Augsburg treten. Aber jener lehnte den Ruf ab, und nun erging an diesen die Anfrage, ob er bereit sei, das erledigte Rektorat zu übernehmen. Er besafs Eigenschaften, welche ihn zur Leitung einer Anstalt vorzüglich befähigten. Aber sein Trachten war nicht darauf gerichtet. Er antwortete, er weigere sich nicht, dem Rufe Folge zu leisten, müsse aber bekennen, dafs es ihm schwer falle, damit wohl für immer auf die lang ersehnte Rückkehr nach Augsburg zu verzichten. Minister von Lutz liefs ihm schreiben, wenn er in der Übernahme des Rektorats nur ein Opfer erblicke, so bestehe er nicht darauf. Da um dieselbe Zeit in Augsburg eine andere Stelle frei wurde, sah Baumann seinen Wunsch erfüllt und wirkte nun an dem Gymnasium bei St. Anna (zuerst in der ersten, dann in der zweiten Gymnasialklasse) bis zu seinem Ende.

In allen diesen Stellungen erwarb er sich die Achtung seiner Vorgesetzten, seiner Kollegen und seiner Schüler in hohem Grade. Er war ein Lehrer, welchem die Pflicht über alles ging. Mit der gröfsten Gewissenhaftigkeit bereitete er sich auf die Lehrstunden vor, mit Eifer und Hingebung erteilte er den Unterricht, mit Pünktlichkeit und Unverdrossenheit besorgte er die Korrekturen. Keine Arbeit war ihm zu viel, nie vergafs er über seinen Privatstudien die Pflichten gegen die Schule. Wie er an sich selbst hohe Anforderungen stellte, so verlangte er auch von den Schülern ernsten Fleifs und rege Teilnahme. Weil er mit ganzer Seele unterrichtete, war er ein erfolgreicher Lehrer, und weil er seinen Schülern ein warmes Herz entgegenbrachte, war er auch ein beliebter Lehrer. In disziplinären Angelegenheiten gehörte er trotz seiner Gutmütigkeit nicht zu den Nachsichtigen; er hielt streng auf Ordnung und Zucht. Mit allen seinen Rektoren (und es waren dies sehr verschiedene Persönlichkeiten) stand er in dem besten Einvernehmen. Durch seine Pflichttreue, durch sein didaktisches und pädagogisches Geschick gewann er ihr volles Vertrauen, so dafs er nicht leicht beanstandet wurde, und wenn er manchmal doch ein Wort hören mufste, welches ihm nicht gefiel, fragte er sich immer zuerst, ob es der Mühe wert sei, deshalb einen Konflikt hervorzurufen, und gewöhnlich beantwortete er sich diese Frage mit Nein. Wer aber daraus schliefsen wollte, dafs er zu den Leuten gehörte, die sich alles gefallen lassen, der würde sich sehr täuschen. Diese Gelassenheit hatte ihre Grenze; sobald die Ehre in Betracht kam, hörte sie auf. Als er durch einen Prefsangriff die Ehre des Landauer Lehrerkollegiums verletzt glaubte, stellte er, da ein gemeinsames Vorgehen nicht zu ermöglichen war, mit einem jüngeren Kollegen persönlich Klage und liefs nicht ab, bis durch Richterspruch festgestellt war, dafs das Lehrerkollegium sich keines Unrechts schuldig gemacht habe. Auch mit seinen Kollegen lebte er immer in Eintracht, und wenn es zu Mifshelligkeiten

zwischen denselben kam, so war er hieran nicht beteiligt. Und doch war er eine durch und durch gerade und offene Natur. Nichts lag ihm ferner, als Zweideutigkeit und Verstellung. Eine Schmeichelei über die Lippen zu bringen, war ihm geradezu unmöglich. Er war auch durchaus kein Jasager; wo es nötig war, sprach er freimütig seine abweichende Ansicht aus. Ich habe mich manchmal besonnen, woher es kam, dafs er trotz seiner Aufrichtigkeit stets mit allen in Frieden leben konnte. Der Hauptgrund lag, glaube ich darin, dafs er, wenn er seine Meinung äufserte, immer nur die Sache im Auge hatte und die Personen, besonders seine eigene, ganz aus dem Spiele liefs. So fand auch der kampflustigste Kollege kein Häkchen, an welchem er anbinden konnte. Und wenn er auch hie und da einem persönlich etwas Unangenehmes sagen mufste, so that er dies in einem so gutmütigen Tone, dafs man ihm nicht zürnen konnte. Der Rede war er nicht sehr mächtig; er mufste oft nach Worten suchen und einen schon begonnenen Satz von neuem anfangen. Um so gewandter wufste er sich mit der Feder auszudrücken. Als einmal ein heikles Protokoll zu schreiben war, ersuchte Cron ihn um Abfassung desselben. Nach seiner Verlesung sagte er: „Wir werden gewifs alle dem Herrn Kollegen dankbar sein für dieses Meisterstück. Das Protokoll ist in wahrhaft klassischer Weise abgefafst (wenn man diesen Ausdruck von einem Protokoll gebrauchen darf), wie ich es, offen gestanden, nicht gekonnt hätte." Die Bescheidenheit und Anspruchlosigkeit Baumanns war fast zu grofs, und es mag daher mancher auf ihn herabgesehen haben, der ihm nicht entfernt gewachsen war. Als ich einmal andeutete, dafs er bei einer gewissen Gelegenheit doch etwas zuversichtlicher hätte auftreten dürfen, antwortete er: „Selbstüberschätzung gehört nicht zu meinen Fehlern, das weifs ich selbst. Manchmal wäre es vielleicht besser gewesen, wenn ich mehr aus mir gemacht hätte. Im allgemeinen aber wird es doch besser sein, man thut zu wenig in dieser Beziehung, als zu viel." Von seinen religiösen Ansichten sprach er nie. Einmal sagte er mir, er werde niemals vergessen, was ihm seine fromme Mutter auf dem Sterbebett an das Herz gelegt habe.

Im Jahre 1877 erschien seine erste Abhandlung über Plato als Programm, Commentatio de nonnullis Euthydemi Platonici locis. Wie bescheiden er auch von dieser Leistung dachte, zeigt der erste Satz seiner Vorrede: Non alios docendi cupiditate impulsus ea, quae hic offeruntur, in publicum proposui neque digna esse confisus, quae foras darentur, sed nullam aliam ob causam, quam ut officio satisfacerem, quo annalem scholae nostrae libellum commentatione aliqua prosequi iussus sum. Durch diese Arbeit wurde Schanz auf ihn aufmerksam, und als er zur Leitung der Absolutorialprüfung nach Landau kam und ihn auch persönlich kennen gelernt hatte, erklärte er ihm, er habe aus seinem Programm die Überzeugung gewonnen, dafs er wie wenige zur Platoforschung berufen sei, und redete ihm zu, seine freie Zeit ganz dem Studium Platos zu widmen. B. war hiezu leicht zu bewegen. Es wurde nun verabredet, dafs er immer die Dialoge durcharbeiten solle, deren Herausgabe Schanz vorbereitete. Dann sollte ein Meinungsaustausch stattfinden. So entwickelte sich bald ein reger brieflicher Verkehr zwischen den beiden Männern. Schanz teilte Baumann seine Gedanken mit und ersuchte ihn immer wieder, rücksichtslos Kritik zu üben. Baumann brachte seine Bedenken vor und teilte seine eigenen Ansichten mit möglichst kurzer Begründung mit. Diese Thätigkeit befriedigte den selbstlosen Mann vollkommen. Als er mir (es war auf einem Spaziergang über den bewaldeten Thierberg bei Kufstein an einem schönen Herbstmorgen) von seinem Verhältnis zu Schanz er-

zählt hatte, schloſs er mit den Worten: „Die Beschäftigung mit Plato ist mir ein hoher Genuſs. Meine guten Einfälle werden verwertet und meine schlechten verschwinden in dem Papierkorb von Schanz. Könnte ich es mir angenehmer wünschen?" Daſs auch Schanz mit seinem Mitarbeiter zufrieden war, zeigt die Art, wie er seiner in den Vorreden zu seinen Ausgaben gedachte. In der Vorrede zu der Ausgabe des Hippias maior etc. (XI. B. 1885) dankt er ihm in folgender Weise: Superest, ut Joanni Baumann, professori gymnasii Onoldini, viro magno ingenii acumine, sobrio iudicio, subtili sermonis Platonici cognitione insigni, qui mihi coniecturas a se excogitatas utendas permisit, publice gratias agam. In der Vorrede zu der Ausgabe des Sophista (III. B. 1887) bemerkt er: Joannes Baumann, professor Augustanus, vir mihi amicissimus, ut candore animi, ita ingenii subtilitate insignis, etiam in hoc dialogo multis coniecturis cum summa liberalitate suppeditatis operam meam valde sublevavit. Und in der Vorrede zu der Ausgabe des Euthyphron (1887) schreibt er: „Zum Schluſse ist es mir eine angenehme Pflicht, den Herren Professoren von Wilamowitz, Zingerle und Iwan Müller und ganz besonders meinem lieben Freunde J. Baumann für nützliche Beiträge und Winke meinen innigsten Dank auszusprechen." Er forderte Baumann auch wiederholt auf, er solle doch auch selbst die Herausgabe eines Dialogs übernehmen, und versprach ihm hiefür die weitest gehende Unterstützung in jeder Beziehung. Dazu konnte sich dieser aber nicht entschlieſsen; er meinte, die Schule könnte doch manchmal zu kurz kommen, wenn er sich an eine solche Aufgabe wagte. Das aber bedauerte er, daſs er nicht früher mit dieser Art von Thätigkeit begonnen hatte. „In dem Seminar von Haupt", sagte er einmal zu mir, „hat es an Anleitung und Aufmunterung zur Kritik nicht gefehlt, aber die persönlichen Ausfälle, mit denen die kritischen Erörterungen Haupts gespickt waren, stieſsen mich ab und machten mir die Sache selbst zuwider. In dem Erlanger Seminar aber wurde man zu meiner Zeit vor einer kritischen Thätigkeit geradezu gewarnt. In meinem letzten Jahr wagte ich einmal, als ich zu interpretieren hatte, eine Konjektur, und ich bin heute noch überzeugt, daſs ich mit meinem Vorschlage Recht hatte. Ich muſste aber deshalb so viel von temeritas und levitas hören, daſs ich die Lust zu weitern derartigen Versuchen für lange verlor. So bin ich zu spät zu einer Thätigkeit gekommen, durch die ich vielleicht doch einiges in der Philologie hätte leisten können." Er fügte aber dann hinzu: „Dafür hat man das, was man in der Schule nötig hat, von Nägelsbach um so besser gelernt und das ist ja für unser einen die Hauptsache." Im Jahre 1889 schrieb er wieder ein Programm: Kritische und exegetische Bemerkungen zu Platos Phädo. In den letzten Jahren, in denen der Verkehr mit Schanz ruhte, weil dieser durch die Ausarbeitung seiner Römischen Literaturgeschichte in Anspruch genommen war, veröffentlichte er einige Male Ergebnisse seines Platostudiums in diesen Blättern.

Die Beschäftigung mit Plato war ihm ein Bedürfnis geworden, und so konnte er auch in den letzten Jahren von derselben nicht lassen, obwohl seine Gesundheitsverhältnisse eine gröſsere Schonung wünschenswert gemacht hätten. Er hatte viel durch hartnäckige Verdauungsstörungen und durch Kopfschmerzen zu leiden. Gegen Ende des Schuljahres war er gewöhnlich abgespannt und angegriffen, die Nerven bedurften dringend der Stärkung. Der höchste der irdischen Genüsse war ihm daher in den Ferien ein längerer Aufenthalt mit seiner Familie in einem stillen Alpenthal. Diese Gebirgsaufenthalte dehnte er immer länger aus, in den letzten drei Jahren verbrachte er die ganzen Ferien in Mittenwald. Nach

seinem letzten Aufenthalte daselbst besuchte er mich. Ich fand ihn frisch und vergnügt. Mit großer Freude erzählte er mir, daß er bei herrlichem Wetter mit seiner Familie die über 7000 Fuß hohe Reitherspitze bestiegen und an einem der letzten Tage den Weg auf die Karwendelspitze so genau ausgekundschaftet habe, daß er im nächsten Jahre die Führung selbst übernehmen könne. Mit dem Versprechen mich recht bald wieder zu besuchen, reichte er mir die Hand zum Abschied. Ich sollte ihn nicht mehr sehen. Bald nach Beginn des Schuljahres verschlimmerte sich sein Zustand, die Kopfschmerzen traten häufiger und heftiger auf, das Arbeiten wurde ihm schwer, das Gedächtnis, über dessen Abnahme er schon längere Zeit klagte, ließ ihn im Stiche. Die besorgte Gattin hörte ihn manchmal in seinem Arbeitszimmer ausrufen: „Und ich will es mir merken!" Der Arzt riet ihm, den Unterricht auszusetzen und einige Tage im Bette zu bleiben, um zu sehen, ob sich das Befinden dadurch nicht bessere. Hiezu konnte er sich aber nicht entschließen. „In der Schule und in der Luft," sagte er, „fühle ich mich noch am wohlsten; wenn ich unthätig zu Hause sitze oder liege, ist es mir am bangsten." So hielt er tapfer aus bis zum Beginn der Weihnachtsferien, auch am heiligen Abend hielt er sich noch aufrecht, wohl um den Seinigen die Festfreude nicht ganz zu nehmen. Dann aber legte er sich. In den nächsten Tagen meinte er zwar manchmal, daß er sich wohler fühle und eigentlich wieder aufstehen könnte. Aus anderen Äußerungen aber konnte man schließen, daß er selbst eine Katastrophe vorhersah. Eine unheimliche Aufregung war an dem früher so ruhigen Manne bemerklich: er hatte immer etwas zu fragen und aufzutragen, Tag und Nacht kam er nicht zur Ruhe. Am letzten Abend des Jahrs riet der Arzt, ihn allein zu lassen; vielleicht stelle sich dann doch der ersehnte Schlaf ein. Er schlief nun wirklich ein, er schlief die ganze Nacht, so daß die ängstlich lauschende Gattin nicht wußte, ob sie hoffen oder fürchten solle. Als der Arzt am anderen Morgen wieder erschien, erklärte er: „Das ist nicht mehr Schlaf, sondern Bewußtlosigkeit." Das Bewußtsein kehrte nicht mehr zurück. Am 4. Januar 1892 Nachmittags 3 Uhr that er den letzten Atemzug. Sein Gesicht, das während der letzten Tage krampfhaft verzerrt war, bekam nun wieder die früheren freundlichen Züge, er lag da wie ein nach wohl vollbrachtem Tagwerk sanft Schlummernder, ein Lächeln spielte um seine Lippen, ein friedliches Bild.

Die Sektion ergab einen Bluterguß in das Gehirn als Todesursache, aber auch die Anfänge einer chronischen Erkrankung dieses Organs. Der gnädige Gott hat ihn mit dem Schwersten verschont. Für ihn galt das Wort Ciceros: vivere est cogitare. Er wurde hinweggenommen aus dem Leben, bevor ihm die Denkkraft versagte. Unermüdlich hat er gearbeitet und gewirkt, so lang es Tag um ihn war. Er ruhe nun im Frieden! „Selig sind die Friedfertigen; denn sie werden Gottes Kinder heißen."

München. Moriz Kiderlin.

Diesem Hefte liegen folgende 8 Beilagen bei:

1 des Verlags von Johann Ambrosius **Barth** in Leipzig.
1 der Pianofortehandlung von Wilhelm **Emmer** in Berlin.
1 des Verlags von Wilhelm **Engelmann** in Leipzig.
1 der Verlagsanstalt vorm. G. J. **Manz** in Regensburg.
1 des Verlags von Rosenbaum und Hart in Berlin.
1 des Verlags von Georg Lang in Leipzig.
1 des Verlags von Justus Perthes in Gotha.
1 des Verlags von Velhagen u. Klasing in Bielefeld.

In Angelegenheiten des Gymnasiallehrervereins wolle man sich an den derzeitigen stellvertretenden Vorstand Prof. Grofs (Frauenstr. 5/2) oder an den Kassier Gymnasiallehrer Dr. Gebhard (Kirchenstr. 3/1, r.) wenden; alle die Redaktion dieser Blätter betreffenden Zuschriften sind an Herrn Gymnasialrektor Dr. Römer in Kempten zu richten.

Druck von Dr. Franz Paul Datterer in Freising.

BLÄTTER

FÜR DAS

GYMNASIAL-SCHULWESEN

HERAUSGEGEBEN VOM

BAYER. GYMNASIALLEHRERVEREINE

REDIGIERT VON

DR. ADOLF ROEMER.

NEUNUNDZWANZIGSTER BAND.

IV. HEFT.

MÜNCHEN 1893.
J. LINDAUER'SCHE BUCHHANDLUNG.
(SCHOEPPING.)

Inhalt des IV. Heftes.

I. Abteilung.

Abhandlungen.

Kleine Anfangsbuchstaben in verbalen Ausdrücken.

Es ist eine selbst bei Freunden der neuen Rechtschreibung stehende Klage, dafs in den von höchster Stelle verfügten Vorschriften der Abschnitt über die grofsen und kleinen Anfangsbuchstaben soviel des Unklaren enthalte und nicht genügend darüber Aufschlufs gewähre, in welchen Verbindungen überhaupt das Substantiv klein geschrieben werden müsse. Schlagen wir, um uns über die zweifelhafte Frage zu vergewissern, Wilmanns' Kommentar nach, so treffen wir hier auf die gleiche Unsicherheit, ja dieser spricht es sogar klar und offen aus, dafs diesem Bereiche der Rechtschreibung die völlige Konsequenz mangle. „Eine bestimmte Grenze querdurch ist nicht zu finden. Die Regeln führen zu den spitzfindigsten Unterscheidungen, und in vielen Fällen ist ohne Willkür gar nicht durchzukommen.“

Niemand wird überhaupt des Glaubens sein, die neue Rechtschreibung sei bereits zu ende gediehen. Vollendet und in sich fertig sind zweifelsohne die Teile, welche handeln von Vokalkürze, Vokallänge, S — Laut, ähnlichlautenden Vokalen u. s. w.; des weiteren Ausbaues und Abschlusses hingegen harren noch immer neben den Regeln über die Fremdwörter ganz besonders jene über grofse und kleine Anfangsbuchstaben. Gefordert ist hier gröfsere Klarheit und möglichste Bestimmtheit, die ein für allemal jeglicher Willkür Schranken setzt.

In der älteren Zeit beschränkte sich (nach Kolrofs) der grofse Anfangsbuchstabe auf 1. den Satzanfang, 2. die Eigennamen, 3. den Namen Gottes. Im 17. Jahrh. schrieb man einzelne Wörter grofs, erstlich weil es der „teutschen Sprach ein Zierd“ sei, zweitens damit es „der einfeltige desto besser verstehe.“ Mafsgebend waren also 1. die Schönheit, 2. die leichtere Verständlichkeit.

Mit der Zeit gewann dieser Gebrauch weitere Ausdehnung und behufs gröfserer Deutlichkeit schrieb man auch andere Redeteile als gerade Substantive grofs. In unseren Tagen hingegen ist wieder das Bestreben aufgetaucht die grofsen Anfangsbuchstaben möglichst zu beschränken. Einzelne gehen ganz zurück auf die mittelalterliche Schreibung und stellen den kleinen Anfangsbuchstaben fast überall wieder her, andre aber schlagen einen Mittelweg ein, indem sie der ganz begründeten Ansicht huldigen, man dürfe nicht so ohne weiteres

an das historisch Gewordene handanlegen, sondern müsse nur unter thunlichster Anlehnung an dasselbe etwaige Auswüchse ausmerzen und vorkommende Unebenheiten glätten.

Nun ist in den letzten zwei Jahrhunderten so ziemlich allgemein die Ansicht durchgedrungen, das Substantiv müsse als solches gekennzeichnet und darum grofs geschrieben werden. An den Grundfesten dieses Ergebnisses darf nicht gerüttelt werden, indem man auf die fremden Sprachen sich beruft, die den grofsen Anfangsbuchstaben bei Substantiven nicht kennen. Ja man könnte eher sich versucht fühlen, in der Grofsschreibung einen besonderen Vorzug unserer heimatlichen Sprache zu erblicken, die in dem unendlichen Flusse der geschriebenen Worte eine gewisse Gattung wichtiger Redeteile als solche kennzeichnet und so für das Auge gleich auffällig und merkbar sein läfst. Als diese Gattung hat sich im Laufe der Zeiten das Substantiv, das man ja — nicht mit Unrecht — verdeutscht Hauptwort nennt, erwiesen und dessen Grofsschreibung ist unter allen Umständen festzuhalten.

Anderseits ist man auch verpflichtet, dem Substantiv in den Fällen, wo es nicht mehr Substantiv ist, sondern den Wert eines anderen, kleingeschriebenen Redeteils angenommen hat, sein Kennzeichen zu nehmen und es auch äufserlich den Redeteilen, deren Glied es jetzt bildet, gleichzustellen. So ist es gleichwie in den alten Sprachen auch im Deutschen des öfteren in einen andern Redeteil übergegangen, sei es als Präposition (angesichts, dank, namens, laut, kraft, vermöge), sei es als Konjunktion (falls, mafsen) sei es als Adverb (morgens, beizeiten, zeitlebens). Daneben hat es aber auch — und zwar gerade in jüngster Zeit in verstärktem Mafse — angefangen, mit Verben eine derartige Verbindung einzugehen, dafs es, weil mit diesen zusammen einen Begriff bildend, nicht mehr ganz und voll als Substantiv betrachtet werden kann. Um dieser Thatsache rechnung zu tragen, d. h. um den geminderten Wert des einstigen Substantivs auch äufserlich zu kennzeichnen, hat man dasselbe klein geschrieben und diesbezüglich folgende Regel aufgestellt:

> Substantive schreibt man klein, wenn sie mit einem Verbum zu einer sei es untrennbaren sei es trennbaren Zusammensetzung verschmolzen werden.

Beispiele untrennbarer Zusammensetzungen: lobhudeln, lobsingen, hohnlächeln, wetterleuchten, brandmarken, brandschatzen.

Als Beispiele trennbarer Zusammensetzungen sind im amtlichen Verzeichnisse nur folgende sechs angegeben: stattfinden, statthaben, teilnehmen, preisgeben, überhandnehmen, haushalten. Grund der Kleinschreibung ist also hier offenbar: die Kraft des Substantivs ist in diesen Verbindungen sogut wie erloschen, d h. man kann kein adjekt. Attribut dazu ergänzen.

Nun gibt es aber eine Anzahl von Verbindungen, bei denen man sich bisher immer gesträubt hat, das Substantiv klein zu schreiben, obschon dieselben um kein Haar weniger formelhaft sind als obgenannte Zusammensetzungen.

Wilmanns zählt hieher: Takt halten, Wort halten, Trotz bieten,

Ernst machen, Folge leisten, Platz greifen, Wurzel fassen, Lärm schlagen, Anstalt machen, Wache stehen, Rede stehen u. a.

Hier haben wir also die erste Inkonsequenz und hier gilt es den Hebel anzusetzen. Warum gerade in den erstgenannten Ausdrücken die substantivische Kraft nicht mehr, dagegen in einer grofsen Anzahl ähnlicher oder gleicher Ausdrücke immer noch weiter empfunden werde, ist wohl niemanden ersichtlich. So ist es denn leicht erklärlich, dafs, um diesem Mangel an Gleichheit abzuhelfen, man folgenden Vorschlag machte:

> Wenn Substantive mit Verben eine solche Verbindung eingehen, dafs sie mit diesen einen neuen verbalen Ausdruck geben, so sind sie klein (und mit den Verben zusammen) zu schreiben.

So deckt sich z. B. teilnehmen mit beteiligen, abstandnehmen mit abstehen.

Indes auch diese Regel ist noch zu unbestimmt und gibt der Willkür zu sehr raum, als dafs sie allerwegen zu befriedigen vermöchte. Versuchen wir es mittels einer kurzen Betrachtung dieselbe schärfer zu fassen!

Unwiderlegliches Kennzeichen des Substantivs ist der Artikel; wo dieser voraussteht oder leicht ergänzt werden kann, da haben wir das echte Substantiv; wo er aber nicht mehr steht und auch nicht ergänzt werden kann, da ist die Kraft des Substantivs bereits erstorben und es ist vergebliche Mühe letzteres durch den grofsen Anfangsbuchstaben als solches noch anerkennen zu wollen. Das Fehlen des Artikels also ist es, was uns das Substantiv als solches nicht mehr erkennen läfst. Am deutlichsten sehen wir dies bei den erstgenannten Ausdrücken; niemand vermöchte hier den Artikel zu ergänzen und etwa zu sagen: er nimmt den Teil am Schmause; die Aufführung findet nicht die Statt. Ein weiterer Beweis von der erstorbenen Kraft dieser Substantive besteht darin, dafs dieselben in solchen verbalen Ausdrücken nicht mehr imstande sind den Plural zu bilden. Aber nicht nur in den erstgenannten Ausdrücken, sondern auch in den ferneren haben wir das nämliche Verhältnis, und es ist aller Grund vorhanden dieselben gleichfalls klein zu schreiben. Also: platzgreifen, trotzbieten, folgeleisten, worthalten, redestehen, rathalten, glückwünschen, raumgeben, rechnungtragen, kundgeben, verzichtleisten, notleiden, ratschaffen, wundernehmen, anstandnehmen, genügeleisten u. a.[1])

Allerdings nimmt sich nach der Ansicht vieler diese Schreibung fremdartig aus, allein dies ist nur für den Anfang der Fall, solange das Auge sich noch nicht daran gewöhnt hat: redestehen sieht nicht fremdartiger aus als radebrechen, und das nämliche ist der Fall bei: abstandnehmen und überhandnehmen, haltmachen und hohnlachen u. a. So sehr sich auch Wilmanns dagegen sträubt und vor derartigen Zusammensetzungen warnt: es bleibt nichts anderes übrig als diese Schreibung, denn wer einmal A gesagt hat, mufs auch B sagen; hat

[1]) Dagegen: keinen Anstand nehmen, höchste Not leiden.

man sechs verbale Ausdrücke so geschrieben. so mufs man auch die andern so schreiben.

Die Regel würde demgemäfs lauten:

„Wenn Substantive ohne Artikel mit Verben eine solche Verbindung eingehen, dafs sie mit diesen einen neuen verbalen Ausdruck geben, so sind sie klein zu schreiben."

Eine eigene Gattung verbaler Ausdrücke ergibt sich durch folgende Redensarten: zustande kommen, zuteil werden, in aussicht nehmen. zumute sein, zuwerke gehen, vonstatten gehen, zurüste gehen.

Weitere Beispiele: zuende, zugrunde, zupass, zustatten, zuhilfe kommen; zuleide thun; zurate ziehen, halten; zuwillen sein; zuherzen nehmen; zuwege bringen; zuschanden werden; zuschulden kommen lassen; in abrede stellen; aufser acht lassen; in betracht ziehen u. a. m.

Durch Vorsetzung der Präposition zum artikellosen Substantiv ist das letztere noch mehr geschwächt, mit der Präposition zusammen gleichsam zu einem Adverb geworden und es ist daher aller Grund vorhanden, das als solches nicht mehr kenntliche Substantiv in derlei präpositionalen Ausdrücken und Redensarten nach Gebühr klein zu schreiben.[1])

Auch die geschichtliche Entwicklung einzelner Ausdrücke zeigt klar, dafs dies die naturgemäfse Schreibung sei. Den Ausdruck „zufrieden" (sein, stellen, sich z. geben) schreibt man heutzutage unbedenklich klein und zusammen und doch ist derselbe entstanden aus „zu Frieden", ja derselbe hat sich sogar seit dem vorigen Jahrhundert zu einem Adjektiv ausgewachsen. Gleiche Entwicklung weisen auf: behende sein, abhanden kommen, zuhand sein, vorhanden sein, zurecht machen, vorweg nehmen, überhand nehmen.

Handelt es sich um eine dem amtlichen Verzeichnisse angepafste Formulierung unserer Aufstellungen, so möchten wir folgende vorschlagen.

§ 22. Doch schreibt man auch Subst. klein u. s. w.

e) bei artikellosen Verbalausdrücken; (nach haushalten) trotzbieten, redestehen, platzgreifen u. a.

f) in artikellosen Präpositionalausdrücken: zuteil werden, zustande kommen, zumute sein, in betracht ziehen u. a.

Hof. Rudolf Schwenk.

[1]) Auch in den Ausdrücken, in welchen der bestimmte Artikel zwar indirekt enthalten ist, durch Zusammenziehung aber nicht deutlich zum Vorschein tritt, wäre der Gleichheit halber demnach der kleine Anfangsbuchstabe zu setzen; z. B. imstande sein, imstiche lassen. Desgleichen in den Verbalausdrücken, die mit Hilfe substantivierter Adjektive gebildet sind: ins reine kommen, im reinen sein, im klaren sein, im argen liegen, zum besten halten u. a. m. Einfache Adjektive in derlei Verbindungen schreibt man vornweg klein: zu nutze machen, zu gute kommen, zu eigen machen, zu gute halten.

Schulversuche zur Bewegungslehre.

Die Abschnitte über die Bewegungslehre beginnen in den meisten Lehrbüchern der Schul-Physik mit theoretischen Ableitungen der Grundgleichungen für die gleichförmige und gleichförmig beschleunigte Bewegung, denen sich Hinweise auf einige Versuche zur Bestätigung spezieller Fälle anschliefsen. Man wird beim Unterrichte immer wieder die Erfahrung machen, dafs das Vorstellungsvermögen der Schüler für Bewegungsverhältnisse aufserordentlich wenig entwickelt ist, und dafs bei Einhaltung des in den Schulbüchern meist üblichen Ganges theoretischer Ableitung der ganze Systemaufbau mit „Geschwindigkeit" und „Beschleunigung" vom Schüler mechanisch reproduziert wird, ohne dafs eine klare Vorstellung vorhanden ist, wie die einzelnen Stadien einer Bewegung eigentlich verlaufen. Ich bin im Laufe zwanzigjähriger Behandlung dieser Abschnitte im Unterrichte zu der Anschauung gekommen, es dürfte zweckmäfsiger sein ein paar einfache Versuche, welche brauchbares Beobachtungsmaterial gewinnen lassen, an den Anfang zu stellen und aus dem Verlaufe dieser Versuche Gesetzmäfsigkeit zu erkennen zu suchen. Wenn dann nachher theoretische Ableitungen zu denselben Bewegungsgesetzen führen, so wird nunmehr für den Schüler, der den wirklichen Verlauf der Bewegungen vorher gesehen hat, auch dieser Weg keine Schwierigkeit enthalten.

Da einige dieser Grundversuche in der von mir geübten Ausführung neu sein dürften, so glaube ich dem geschätzten Leserkreise unserer Blätter mit einer kurzen Übersicht über dieselben nicht lästig zu fallen.

Besonders wichtig ist die Aufstellung einer korrekten Definition für die „Gröfse der Geschwindigkeit." Zu verwerfen ist die übliche Definition „Weglänge, welche in der Zeiteinheit zurückgelegt wird," da dieselbe nicht ausreichend ist und bei der Besprechung veränderlicher Bewegungen erweitert werden mufs, was befremdend auf jene Schüler wirkt, welche logisches Denken kennen. Fafst man die Gröfse der Geschwindigkeit als „die Wegstrecke, welche der bewegte Punkt frei von äufserer Einwirkung in der nächstfolgenden Zeiteinheit zurücklegt," so hat man an dieser Definition später nichts mehr zu ändern. (Dr. G. Recknagel, Kompendium der Experimentalphysik.) — Einer weiteren Schwierigkeit begegnet man bei Aufstellung einer Definition für die „gleichförmige Bewegung." Wenn man sagt: „in gleichen Zeiten werden gleiche Wege zurückgelegt," so ist diese Definition nicht mehr wert, als wenn man in der Planimetrie die gerade Linie als eine solche bezeichnet, welche in allen Punkten dieselbe Richtung hat, da die Wahrnehmung oder Abmessung gleicher Zeiten immer die gleichförmige Bewegung eines Körpers voraussetzt. Auf diesen Circulus macht mit Recht Dr. S. Günther in seinem Handbuche der mathematischen Geographie Seite 57 und 166 aufmerksam. Der Begriff einer „gleichförmigen Bewegung" darf als einfacher Grundbegriff vorausgesetzt werden, der durch die oben angeführte übliche Erläuterung wohl umschrieben aber nicht eigentlich definiert ist.

Die Gleichförmigkeit einer Bewegung lasse ich durch Schüler konstatieren an einer auf der Schwungmaschine langsam rotierenden Scheibe mit einem deutlich sichtbaren Index, dessen Eintreffen an einer festen Marke nach den Schlägen eines Taktschlägers (Metronom von Mälzel) abgezählt werden mufs. Auch das Steigen des Flüfsigkeitsspiegels in einem graduierten Glascylinder, der entsprechend regulierten Zuflufs aus der Wasserleitung erhält, kann mit Hilfe des Taktschlägers beobachtet werden. — Die Verwendung des Taktschlägers ist in den meisten Fällen vorteilhafter als die eines lautschlagenden Sekundenpendels, weil man die Zeiteinheit beliebig wählen, d. i. ebenso leicht nach ganzen als halben und Viertels-Sekunden zählen lassen kann.

Bei Betrachtung der gleichförmig beschleunigten Bewegung stelle ich den Galilei'schen Grundversuch an den Anfang. Die Verwendung der Fallrinne vor der Fallmaschine dürfte den Vorzug haben, dafs sie dem Schüler nichts Neues bringt und an einen oft gesehenen Vorgang direkt anknüpft. Galilei hat bekanntlich sein Theorem, „dafs bei gleichförmig beschleunigter Bewegung die in gewissen Zeiten zurückgelegten Wege sich wie die Quadrate dieser Zeiten verhalten," experimentell bestätigt, indem er auf einem in geneigter Lage aufgestellten Holzbrette von 12 Ellen (ca. 6 m) Länge Messingkugeln herabrollen liefs. (Ostwald, Klassiker der exakten Wissenschaften, Nr. 24, Seite 25.) Ich verwende eine 250 cm lange schiefe Ebene von poliertem Holze, die an der Vorderseite eine gut sichtbare Centimeterteilung trägt; die Bahn selbst ist an einem Gradbogen bis zu 30° verstellbar. Auf dieser schiefen Ebene lasse ich eine Elfenbeinkugel von 135 g Gewicht herabrollen und reguliere den Taktschläger so, dafs bei der Zählung 0, 1, 2, 3, 4, 5 die Kugel mit dem Schlage 5 auf eine am Fufspunkte der Rinne eingeklemmte Hemmung aufschlägt. Durch probeweise Verschiebung der Hemmung läfst sich konstatieren, dafs das Aufschlagen bei dem Taktschlag 4, 3, 2, 1 in der Entfernung 160 cm, 90 cm, 40 cm, 10 cm vom Ausgangspunkte der Kugel stattfindet. Aus diesem Beobachtungsmaterial berechnen die Schüler als Wegstrecken in den einzelnen Taktschlägen 90 cm, 70 cm, 50 cm, 30 cm, 10 cm, wobei sich ergibt, dafs hier keine gleichförmige Bewegung stattgefunden hat, dafs aber die in den aufeinanderfolgenden Taktschlägen zurückgelegten Wege eine arithmetische Reihe erster Ordnung bilden, in welcher die Differenz 20 cm, also doppelt so grofs als das Anfangsglied ist. Stellt man anfänglich die Hemmung auf den Centimeter 180 und reguliert den Taktschläger so, dafs das Aufschlagen nach 3 Schlägen konstatiert wird, so erhält man ebenso als Wege für die einzelnen Schläge 100 cm, 60 cm, 20 cm; auch diese bilden eine arithmetische Reihe, in welcher die Differenz doppelt so grofs als das Anfangsglied ist. Wiederholt man diese Versuche mit jeweiliger Abänderung des Neigungswinkels und der Zeiteinheit, so stellt sich als Norm für solche Bewegung heraus, dafs die den einzelnen Zeiteinheiten zukommenden Wege eine arithmetische Reihe bilden, deren Differenz das doppelte Anfangsglied ist. Der Gesamtweg in t Taktschlägen ist also $\sigma = \sigma_1 + \sigma_2 + \sigma_3 \ldots . + \sigma_t = \sigma_1 \,.\, t^2$.

Eine zweite analoge Versuchsreihe lasse ich an der Fallmaschine beobachten und zwar zunächst ohne Abnahme des Übergewichtes. Die Anwendung des Taktschlägers gestattet bequeme Anordnung und Abänderung des Gesamtweges und Einsetzung einer gröfseren Anzahl von Zeitabschnitten, als wenn man durch ein Sekundenpendel auf Sekunden beschränkt ist. Ich halte an der Schulfallmaschine das Sekundenpendel mit elektrischem Glockensignal und automatischer Auslösung für vollständig entbehrlich. Das Beiwerk an der Fallsäule zieht erfahrungsgemäfs die Aufmerksamkeit der Schüler ab, so dafs sie über dem Pendelschlag und der elektrischen Leitung auf die Hauptsache, d. i. den Gewichtslauf vergessen. Bei dem elektrischen Schlagwerk hängt das exakte Funktionieren der Kontakte von dem Einfüllen der Quecksilbernäpfchen bis zu gleicher Höhe ab, was gar nicht so leicht gelingt; gewöhnlich reguliert man die Platinstifte auf gleichmäfsigen Anschlag nach dem Gehör und ist vor fehlerhafter Schätzung nicht sicher. Läfst man nach vorausgegangener zeitraubender Ausprobierung die Schüler näher treten (an isolierte Steinpfeiler wird man an unseren Gymnasien so bald nicht denken dürfen), so erhält man durch Lageänderung des ganzen Apparates doch wieder ungleichmäfsige Signale. Auch sind Kontaktversager nicht selten, wenn das Quecksilber sich mit einem Häutchen bedeckt hat. Diese Erwägungen haben auch in Fällen, wo mir eine Fallmaschine mit elektrischem Pendelschlag zur Verfügung gestanden war, veranlafst, das Pendel abzunehmen und nur das Metronom zu verwenden.

Nachdem mehrere Versuche an der Fallmaschine auf eine Reihe derselben Form geführt haben wie die Versuche mit der Fallrinne, benütze ich den durchbrochenen Schieber zur Bestimmung der Endgeschwindigkeit nach den einzelnen Taktschlägen. Waren z. B. die Fallstrecken der ersten drei Taktschläge 11 cm, 33 cm, 55 cm, so lasse ich zunächst konstatieren, dafs die zugehörigen Endgeschwindigkeiten n i c h t, wie der Schüler gewöhnlich in Vorschlag bringt, 11 cm, 33 cm, 55 cm sind. Hier führe ich den Gedanken einer mittleren Geschwindigkeit ein, welche auf die Endgeschwindigkeit x_1, leitet durch die Gleichung $\frac{1}{2} \cdot (0 + x_1) \cdot 1 = 11$, woraus $x_1 = 22$ cm wird. Ebenso wird man auf x_2 geleitet durch die Gleichung $\frac{1}{2} \cdot (22 + x_2) \cdot 1 = 33$, woraus $x_2 = 44$ cm wird, u. s. w. Der Versuch bestätiget diese Vermutungen. Daraus ergibt sich, dafs auch die jeweils bis zum Schlusse der aufeinanderfolgenden Taktschläge erreichten Geschwindigkeiten eine arithmetische Reihe bilden, in der aber die Differenz dem Anfangsgliede gleich ist, so dafs die Endgeschwindigkeit ω nach τ Taktschlägen dargestellt ist durch $\omega = \chi \cdot \tau$, wenn χ der Geschwindigkeitszuwachs pro Taktschlag ist. Die an sich nicht ganz einwandfreie Einführung der „mittleren Geschwindigkeit", welche sich hier zur Abkürzung eines planlosen Probierens als zweckmäfsig dargeboten hat, gibt Anlafs zu der bekannten Betrachtung des staffelförmigen Anwachsens der Geschwindigkeit. Die Annahme von n Staffeln führt für x_1, auf die Gleichungen $\frac{x_1}{2} \cdot \left(1 + \frac{1}{n}\right) = \sigma_1$ und $\frac{x_1}{2} \left(1 - \frac{1}{n}\right) = \sigma_1$,

woraus $\varkappa_1 = 2\sigma_1 : \left(1 + \frac{1}{n}\right)$ oder $\varkappa_1 = 2\sigma_1 : \left(1 - \frac{1}{n}\right)$, mithin als Grenzwert $\varkappa_1 = 2 \cdot \sigma_1$ erhalten wird. Dadurch ist dieselbe Gesetzmäſsigkeit in den Endgeschwindigkeiten erkannt. Hiebei ist man ganz unabhängig von der Gröſse der Zeiteinheit geblieben; natürlich beziehen sich „Geschwindigkeit“ und „Beschleunigung“ auf die dem Versuche zu Grunde liegende Zeiteinheit. Die Normalgleichungen für Sekunden-Einheiten stellen sich als ein spezieller Fall dar.

Auch die Bahn horizontal oder schief gegen den Horizont geworfener Körper kann mit sehr einfachen Mitteln graphisch erhalten werden. Der vielfach empfohlene Versuch die Wurflinie durch einen Wasserstrahl darzustellen erregt ästhetische Bedenken und bei dem Schüler Zweifel, ob die nachströmenden Wasserteilchen nicht Stoſswirkungen ausüben. Jedenfalls ist der Versuch, wie ihn das an unseren Münchener Gymnasien benutzte Lehrbuch (Dr. Jos. Krist, Anfangsgründe der Naturlehre für die Unterklassen der Realschulen) auf Seite 134 an die Spitze der Ballistik stellt: „Hält man eine gefüllte Handspritze horizontal und drückt gleichmäſsig auf den Stempel, so fällt das Wasser in einem krummen Strahle zu Boden“ ganz wertlos, da es unmöglich ist, die Spritze bei Ausführung des Versuches in unveränderter Richtung zu halten und den Stempel wirklich gleichmäſsig zu verschieben.

Ich lege, um die Wurflinien zu erhalten, eine einer wirklichen Ebene möglichst nahekommende Schultafel von etwa 150 cm Länge und 120 cm Höhe so auf den Boden (bequemer auf den Experimentiertisch, wenn einer vorhanden ist), daſs sie mit demselben einen Keil von ca. 10° bildet. In der Vertikalebene der oberen, den Boden nicht berührenden Tafelkante stelle ich mittels zweier Stative eine Fallrinne von 1 m Länge mit schwacher Neigung so auf, daſs das Fuſsende der Rinne etwa 1 cm vom obern Tafelrande in die Tafel einmündet. Eine Elfenbeinkugel, welche die Rinne herabrollt, tritt mit einer Geschwindigkeit, die man durch die Neigung der Fallrinne beliebig regulieren und bei Wiederholung des Versuches konstant erhalten kann, wenn man die Kugel von demselben Punkt der Rinne auslaufen läſst, von horizontaler Richtung auf die Tafel über. Da die Kugel auf der Tafel auch der Schwerkraftskomponente unterliegt, rollt sie auf derselben in einem Parabelast herab, welchen sie auch selbstthätig aufzeichnet, wenn man sie vorher mit Wasser benetzt hat. Den auf der Tafel erhaltenen Wasserfaden zeichnet ein Schüler mit Kreide nach. Mit Abänderung der Anfangsgeschwindigkeit ändert sich auch die Form der Parabel. Stellt man die Fallrinne so auf, daſs sie an einer Ecke der Tafel mit der am Boden liegenden Kante einen Winkel bildet, so tritt die Kugel mit bestimmter Anfangsgeschwindigkeit am unteren Rande auf die Tafel über, läuft an derselben aufwärts und rollt wieder gegen den Boden abwärts. Benetzt zeichnet sie auch in diesem Falle die ihrer Anfangsgeschwindigkeit entsprechende Parabel auf. Steigzeit und Fallzeit kann mit dem Taktschläger beobachtet werden. Bei einem Wurfwinkel von 45° wird die Wurfweite ein

Maximum; Winkel von $(45^0 \pm \alpha)$ geben dieselbe Wurfweite. Der zweite Parabelast ist wegen der Reibung und Rotation der Kugel etwas verkürzt, erinnert also an die durch den Luftwiderstand bedingte ballistische Kurve. Bei einer Wurfweite von 126 cm erhielt ich eine Wurfhöhe von 50 cm, wobei die Ordinate des Scheitels auf der Abscissenachse Abschnitte von 68 cm und 58 cm machte; bei einer Wurfweite von 71 cm war die höchste Höhe 114 cm und die vorbezeichneten Abscissenabschnitte betrugen 38 cm und 33 cm. Läfst man gleichzeitig zwei Kugeln von verschiedenem Gewichte (135 g und 4 g) mit derselben Anfangsgeschwindigkeit rollen, so ist die Verkürzung der Wurfweite bei der leichtern Kugel beträchtlicher als bei der schwereren, was den Schüler an die Wurfversuche mit einem Steine und einem Korkstück erinnert. Es lassen sich alle bei der Ballistik auftauchenden Fragen an dieser Roll-Linie in kleinem Mafsstabe verfolgen, wobei man auf einfache Art über die Anfangsgeschwindigkeit der Kugel und über die Schwerkraftskomponente verfügen kann.

An die Erledigung dieser Schulversuche schliefse ich erst die theoretische Ableitung der einschlägigen Gleichungen, welche nunmehr den Schüler nicht mehr in unbekannte Gebiete führt. Bei solcher Behandlungsart dürfte auch dieser Teil der Mechanik etwas mehr Leben gewinnen und der Anschauung des Schülers näher gerückt werden können.

München. J. Ducrue.

Zu Herondas und der Herondasausgabe von O. Crusius.

Der Herondas-Text, den Crusius in seiner in Leipzig bei Teubner erschienenen Ausgabe bietet, mufs als eine hervorragende Leistung der Kritik bezeichnet werden; gar viele Partien, die noch bei Bücheler als ungelöste Rätsel erscheinen, sind definitiv hergestellt und haben zugleich abschliefsende Erklärung gefunden. Ohne Divinationsgabe und ungewöhnliche Belesenheit konnte dies nicht gelingen; erstere zeigt sich namentlich in Ausfüllung der Lücken, letztere (zumal auf parämiographischem Gebiet) in der Interpretation schwierigster Stellen, in den mit dieser Interpretation verbundenen Exkursen. Man braucht neben Crusius noch Diels' Herstellung des VI. und VII. Gedichtes (Sitzungsberichte der K. pr. Akad. d. W. zu Berlin 1892, XXV 387) und mag sich für Büchelers Übersetzung ins Lateinische interessieren; im übrigen genügen für den jetzigen Stand der Herondasforschung Crusius' Ausgabe und Untersuchungen. Es bleibt, wie in der Natur der Sache liegt, eine Nachlese, die noch gar manchen beschäftigen wird; mögen als ein kleines Teilchen dieser Nachlese die folgenden Bemerkungen betrachtet werden, zu denen Crusius' Textgestaltung die Anregung gab.

I 35 Cr.: *λάθοιμ' αὐτὰς* ***Εἰποῦσα.*** Gyllis hat die Ägypterinnen ihrer Schönheit wegen den 3 Göttinnen, die sich dem Urteil des Paris unterworfen, gleichgestellt; mit obigen Worten wünscht sie, dafs den Göttinnen die wenig schmeichelhafte Vergleichung unbekannt bleibe; *εἰποῦσα* ist Ergänzung, eine nicht ausreichende, wie mir scheint. Ich

würde ein τάδ' oder τοιαῦτ' εἰποῦσα verständlich finden, nicht das einfache εἰποῦσα. An anderem Orte habe ich μειοῦσα vorgeschlagen, und Mekler hat später die gleiche Vermutung veröffentlicht; ich kann aber, so erfreulich mir diese Übereinstimmung, nicht mehr an μειοῦσα festhalten; denn einfacher und natürlicher sagt Gyllis:

λάθοιμ' αὐτὰς ἰσοῦσα.

Den Göttern soll man die Menschen nie gleichstellen, am wenigsten sterbliche Schönheiten den göttlichen, die so eifersüchtig auf den Preis der Schönheit sind.

I 17 sollte Cr. nicht μᾶ παῦε in den Text setzen; er selbst belehrt uns durch die Mitteilung aus dem Facsimile, dafs παῦ Herondas nicht geschrieben hat. Meine Vermutung ἔπισχε ist verträglich mit dem vor ε sichtbaren Buchstabenüberrest; dafs ich jetzt aber σὺ δ' οὖλε oder ἀλλ' οὖλε vorziehe, habe ich anderweitig erörtert.

I 41: Die Ergänzung φίλον in καταστῆθι φίλον πρὸς ἄλλον scheint mir durchaus verunglückt. Auch jetzt noch glaube ich, dafs Gyllis hier einen bildlichen Ausdruck gebrauchte; neben καταστῆθι erwartet man die Angabe eines Gegenstandes, an den sich die Verlassene anlehnen, stützen soll. Im folgenden ist von Schiff und Anker die Rede; nun vergleiche man Klytämnestras Worte bei Aesch. (Agam. 887) λέγοιμ' ἂν ἄνδρα — σωτῆρα ναὸς πρότονον, ὑψηλῆς στέγης στῦλον ποδήρη; ich zweifle nicht, dafs die Metaphern hier in ähnlicher Weise kumuliert waren, dafs es vor νηῦς — ἐπ' ἀγκύρης hiefs:

καταστῆθι στῦλον πρὸς ἄλλον.

I 53 schreibt Cr. ἄνδρας δὲ Πίσσῃ δὶς καθεῖλε: täusche ich mich nicht, so führen die Spuren, wie sie im Facs. sichtlich sind, vielmehr auf Πίσῃ τρὶς καθεῖλε.

I 82 entschuldigt sich nach Cr. die Kupplerin mit den beruhigenden Worten: οὔτι γὰρ — πείσουσά σ' ἦλθον, ἀλλ' ἕκητι τῶν ἱρῶν. Die Ergänzung ἕκητι ist ohne Zweifel bestechend, und obwohl ich jetzt ganz anders lese (ἀλλ' ἔλεξ' ἐγὼν εἴρων, was ich an anderem Orte zu begründen versuche), will ich doch eine frühere Vermutung mitteilen, nämlich: ἀλλ' ἕκητι τῶν εἰρῶν. ‚Sie sei, meint G., nach langer Pause gekommen, um die gewohnten Plauderstündchen wieder aufzunehmen', man vgl. Hesiod. Theog. 801 εἰνάετες δὲ θεῶν ἀπαμείρεται, δεκάτῳ δ' ἐπιμίσγεται αὖτις εἰρέας ἀθανάτων. Denn εἴρη bedeutet keineswegs nur ‚Versammlung', bei Hesych. liest man εἴρη· ἐρώτησις, φήμη, κληδών.

Im zweiten Gedicht sind trotz Crusius die an den Stellen der Wasseruhr gerichteten Worte 44 (μὴ πρός τι κυσὸς φῆσι. χὠ τάπης ἡμῖν, τὸ τοῦ λόγου δὴ τοῦτο, ληίης κύρσῃ) immer noch rätselhaft. Das nicht feine, aber einem Battaros nahe liegende Bild soll den Gedanken illustrieren, dafs, wenn die Wasseruhr nicht abgestellt wird, diese vor der Zeit abläuft und also der Kläger zu Schaden kommt, in Battaros' Fall an seinem Eigentum Einbufse leidet. Will man φῆσι halten, so mufs man m. E. πρός τι in πρόσθε verwandeln; aber auch ein μὴ πρόσθῃ κυσὸς φῆσι verlangt, abgesehen von der bedenk-

lichen Konjunktivform, Interpretationskünste, um verständlich zu sein; ich wage ἐν τοῖς ἀμηχάνοις den Vorschlag:

μὴ 'κφρεὶς τε κυσὸς φθῇ τι χὠ τάπης ἡμῖν.
τὸ τοῦ λόγου δὴ τοῦτο, λῃίης κύρσῃ.

Wegen des part. ἐκφρεὶς vgl. man z. B. Eur. fr. 781, 50 (N.[2]): μή τιν' Ἥφαιστος χόλον δόμοις ἐπεισφρεὶς μέλαθρα συμφλέξῃ πυρί; anstatt weiterer Erklärung der heikeln Worte verweise ich auf das, was Aeschylus Orests Amme sagen läſst, Choeph. 753 ff. —

In der Klage über den miſsratenen Sohn sagt Metrotime III 50:

ὁρῇ δ' ὁκοίως τὴν ῥάκιν λελέπρηκε
πᾶσαν, καθ' ὕλην οἷα Δήλιος κυρτεὺς
ἐν τῇ θαλάσσῃ τὤμβλὺ τῆς ζόης τρίβων.

Da die Vergleichung mit dem Delischen Fischer auch nach dem von Crusius Bemerkten nicht völlig aufgehellt ist, wird man mit Änderungen an dieser Stelle doppelt vorsichtig sein; eines aber befremdet: nach der vorhergehenden Schilderung ist der Wald das Revier des kleinen Sünders keineswegs; wo Packträger, nichtsnutzige Sklaven und solches Gelichter sich aufhalten, da ist er zu Haus. ὅκουπερ οἰκίζουσιν οἵ τε προὔνικοι χοἰ δρηπέται, σάφ' οἶδε κἠτέρῳ δεῖξαι; im Walde würde er auch kaum die Gelegenheit finden, seiner Hauptpassion — dem Hazardspiel — in ausgiebiger Weise zu fröhnen. Metrotime wird gesagt haben:

‚κατ' ἰλὺν — τὤμβλὺ τῆς ζόης τρίβων'.

im Schlamme fühlt er sich wohl, meint sie halb im bildlichen, halb auch im eigentlichen Sinne; dazu paſst λελέπρηκε und der διδάσκαλος, der ihm nachher die von der Mutter mitgeteilten Sünden vorhält, erwähnt mit keiner Silbe des Waldes, wohl aber heiſst es 64: πρὸς δὲ τὴν παίστρην ἐν τοῖσι προὐνίκοισι χαλκίζεις φοιτέων.

Vergleichend wie in οἷα Δήλιος κυρτεύς ist οἷα sicher auch V 61, wo es von dem Leben atmenden Kunstwerk heiſst:

αἱ σάρκες, οἷα θερμά, θερμὰ πηδῶσαι,

„das Fleisch pulsiert warm, wie warme Quellen“, so Crusius; das zweite θερμά steht nicht im Text, sondern ist über die Zeile geschrieben. Ich gestehe, die Verbindung des substantivischen θερμά mit dem adverbialen sagt mir nicht zu, und die nachträgliche Ergänzung des Verses, das zweite θερμά, stammt, nach dem Facsimile zu schlieſsen, nicht von erster Hand. Auch an dieser Stelle wird es gegangen sein wie an vielen, wo Lücken im Text sind: durch übereinstimmenden Silbenanfang ist Silbenwegfall veranlaſst, Kokkale sagt m. E.: ‚Das Fleisch, wie es der Künstler gebildet, ist warmem Blute gleich voll pulsierenden Lebens', also:

αἱ σάρκες, οἷα θερμ<ὸν αἷμ>α, πηδῶσαι, man vgl. z. B. Rhes. 790: θερμὸς δὲ κρουνὸς — αἵματος νέου.

Koritto ist von Kerdons Kunstwerken — den βαύβωνες — in gleichem Maſse entzückt, wie Kokkale von den Bildwerken im Asklepieion; diese meint (IV 57) κατνὴν ταῦτ' ἐρεῖς Ἀθηναίην γλύψαι τὰ καλά, und von ihren Trösterinnen sagt Koritto VI 66:

αὐτῆς (sc. *Ἀθηναίης*) *ὁρῆν τὰς χεῖρας, οὐχὶ Κέρδωνος*
δόξεις· δύω μὲν — δύο γὰρ ἦλθ' ἔχων. Μητροῖ —
ἰδοῦσ' ἁμίλλῃ τὤμματ' ἐξεκύμηνα.

Weder *δύω* noch *ἁμίλλῃ* sind in dem papyrus erhalten; Bücheler liest dafür *ἐγὼ* und *ἅμ' ἄλλως*, Blafs neuerdings auch *ἐγώ* und dann *ἅμ' ἴσθι*. Dafs vor *τὤμματ'* ein *η* stand, ist mir fast zweifellos; über das Wort nach *δόξεις* gibt das Facsimile kaum einen Anhaltspunkt; aber weder *δύω* scheint mir passend noch *ἐγώ*. Ist *ἁμίλλῃ* richtig, dann ist der Ausdruck m. E. von dem Kampf zu verstehen, in welchem die Augen, abwechselnd nach dem einen und nach dem andern der gleich reizenden Dinge schweifend, beide zu verschlingen suchen; möglicher Weise aber ist das abwechselnde Hin- und Herschauen durch *ἰδοῦσ' ἀμοιβῇ* von Herondas bezeichnet worden, dann möchte ich lesen:

ἔρῳ μὲν — δύο γὰρ ἦλθ' ἔχων, Μητροῖ,
ἰδοῦσ' ἀμοιβῇ τὤμματ' ἐξεκύμηνα,

ἔρῳ — ἐξεκύμηνα wie es I 56 heifst: *ἐκύμηνε τὰ σπλάγχν' ἔρωτι*. vgl. Odyss. *σ* 212 *ἔρῳ δ' ἄρα θυμὸν ἔθελχθεν*.

In diesem Falle würde der Kausalsatz *ἀμοιβῇ* antizipierend erklären; soll der zu erklärende Ausdruck dem Kausalsatz vorangehen, so kann man schreiben:

ὁμῶς μέν (oder *διχῇ μέν*) — *δύο γὰρ ἦλθ' ἔχων. Μ.,*
ἰδοῦσ' ἁμίλλῃ τὤμματ' ἐξεκύμηνα.

Das sind mögliche Wendungen, die ich anderweitigen Versuchen vorziehe, bis ein Glücklicher Sicheres findet.

Für einige Partien des 7. Gedichtes verwandeln sich durch Diels und Crusius Trümmer in vollständige Verse: und zum Teil sind diese echt nach Sinn und Wortlaut, aber auch was als Ersatz des Echten von den Genannten geboten wird, ist auf Grund so eingehender Herondasstudien und so scharfsinnig erdacht, dafs dem Leser diese Befreiung von dem horror vacui dankenswert erscheinen mufs.

Allgemeine Zustimmung wird wohl Crusius' Herstellung von V. 44 f. finden:

Κοὔπω λέγω τρεῖς καὶ δέκ' οἰκέτας βόσκω,
ὁτούνεκ' ὦ γυναῖκες ἀργοῦσιν παῖδες.

Sie ist wenigstens m. E. anderweitiger Ergänzung vorzuziehen, und Crusius hat entschieden auch Recht, wenn er die Verse mit den folgenden von dem reichen Kindersegen des „vielfachen Familienvaters" versteht. Nur eine Änderung scheint mir nötig: „Noch kann ich", meint er, „bei den 13 Jungen, die Brot von mir verlangen, nicht von Arbeitern sprechen; die sind vorderhand arbeitscheu", also: *οὔ πω λέγω τρεῖς καὶ δέκ' ἐργάτας βόσκω*, wozu das von Cr. gefundene *ἀργοῦσιν παῖδες* oder *ἀργοῦσιν πάντες* trefflich pafst (man vgl. Plat. Euthyd. 281 C.). —

Die Farbe des Leders wird nach Diels und Crusius von Kerdon so gepriesen (VII 27):

οὐ λείρι' οὕτω κοὐδὲ κηρὸς ἀνθήσει.

Die ersten Worte sind nicht überliefert; die Zusammenstellung von „Lilie und Wachs" mifsfällt mir aus dem Grunde, weil man dabei

die umgekehrte Reihenfolge erwarten dürfte: Kerdon wird nicht die Wirkung des ersten Bildes durch ein zweites geringerer Art abschwächen. In Plat. Phaedon 110 heifst es bei Beschreibung der Farbenpracht einer vollkommeneren Erde: *τὴν μὲν γὰρ ἁλουργῆ εἶναι. τὴν δὲ χρυσοειδῆ, τὴν δὲ ὅση λευκὴ γύψου ἢ χιόνος λευκοτέραν;* ich möchte meinen, dafs Kerdon sagte:

οὐ γύψος οὕτω κοὐδὲ κηρὸς ἀνθήσει.

auch *οὐ κόκκος* liefse sich recht wohl denken, vgl. Drom. 1, 4 (K. II 419) *ἐρυθρότερον κόκκου — ἔσθ' ὁρᾶν.*
Blume scheint mir vor *κηρός* wenig passend.

Eine Strafe, die mit Vorliebe bei Herondas angewandt oder angedroht wird, ist die Fessel. In der Eifersüchtigen prophezeit sie Kydilla dem Pyrrhies 60: *τοῖς δύο Κύδιλλ' ἐπόψεθ' ἡμερέων πέντε παρ' Ἀντιδώρῳ τὰς γε χοίνικας κείνας — τοῖς σφύροισι τρίβοντα* (*τάς γε χοίνικας* möchte ich auch jetzt noch anstatt *τὰς Ἀχαικὰς* lesen); ähnlich droht Kerdon dem faulen Drimylos (VII, 9):

εἶα δή, οἰκότριψ.
κίνει ταχέως τὰ γοῦνα[τα, ἢ σε ποιή]σω
τρίβειν ψοφεῦντα νουθ[ετηθέντ' ἐκ]τῶνδε.

So ergänzt Crusius, bei Diels liest man:

κίνει ταχέως τὰ γοῦνα[τ' · ἤ σε δεῖ δεσμά]
τρίβειν ψοφεῦντα · νουθ[έτημα γὰρ] τῶνδε.

Mit der Ellipse *ψοφεῦντα* kann ich mich hier nicht recht befreunden, halte also *δεσμά* mit D. für unentbehrlich. Indem ich an die Schlufsverse des 3. Gedichtes erinnere (*καὶ πέδας ἧξω φέρουσα*), möchte ich, wenn wirklich die Buchstaben — *σω* am Schlufs von V. 10 erhalten sind, vorschlagen:

κίνει ταχέως τὰ γοῦνατ' · ἤ σοι δέσμ' οἴσω
τρίβειν ψοφεῦντ', ἃ νουθέτημ' ἔχω τῶνδε.

Eine Änderung von *ψοφεῦντ'* in *ψοφεῦνθ'* vor *ἃ* (oder *ὃ*?) bei Herondas nicht geboten; doch könnte der zweite Vers auch lauten:

τρίβειν ψοφεῦντα · νουθέτημ' ἄλλ' (= *ἄλλο*) *οὐ τῶνδε.*

„Ein anderes Mittel, solche Gesellen zur Einsicht zu bringen, gibt es nicht".

Weder Crusius noch Diels werden es sich verhehlen, dafs ihre Textgestaltung des 7. Gedichtes manches Zweifelhafte enthält, dafs sie an manchen Stellen der nachbessernden Hand bedarf; anderseits mufs anerkannt werden, dafs auf dem Gebiet divinatorischer Textkritik gleich glänzende Leistungen in geringer Zahl zu verzeichnen sind.*)

Heidelberg. H. Stadtmüller.

---

*) Um noch einmal auf III 51 zu kommen, sollte nicht der Fischer zum Fisch werden? Herondas' Worte *τὸν βλὸν τῆς ζόης τρίβων* erinnern an Eubul. 68, 2 (K. II 18?) *πονήρου — τρίβων βίον;* vor *τρίβων* aber steht *κεστρέως*, und für meine obige Änderung *κατ' ἰλὺν* spricht vielleicht Zenob. IV 52 *νέμεται δὲ (ὁ κεστρεύς* nach Aristoteles) *τὴν ἰλὺν ταλαιπωρῶν.* Sollte etwa *κυρτεὺς* bei Her. aus *κεστρεὺς* verschrieben sein?

II. Abteilung.

Rezensionen.

Adolph Steudel, Das goldene Abc der Philosophie d. i. die Einleitung zu dem Werke „Philosophie im Umrifs." Neu herausgegeben und mit Bemerkungen versehen von M. Schneidewin. Berlin 1891. F. Stahr. 215 Seiten. 8°.

Der Herausgeber bemüht sich, einen hartnäckig vom grofsen Publikum ignorierten Philosophen ans Licht zu ziehen, nämlich den Stuttgarter Advokaten Adolf Steudel, der von einer unwiderstehlichen Neigung zur Philosophie getrieben alle von Berufsgeschäften übrig bleibende Zeit auf philosophische Studien verwendete und 1871 in seinem 66 Lebensjahr ein gröfseres Werk, „die Philosophie im Umrifs", herausgab, ohne jedoch irgendwelche Beachtung zu finden. In der That habe ich in 3 mir eben zur Hand liegenden neueren Geschichten der Philosophie (Überweg, Falckenberg, Rabus) eine Erwähnung des Steudelschen Werkes nicht entdecken können. Jedoch wenigstens einen warmen Anhänger hat Steudel an M. Schneidewin gefunden, der mit wahrhaft rührender Pietät das Werk seines 1887 verstorbenen Lieblingsphilosophen zur Geltung zu bringen trachtet und zu diesem Zweck die Einleitung desselben, welche ihm besonders wertvoll zu sein scheint, unter dem obenstehenden neuen Titel herausgegeben hat. Der Grund, weshalb die philosophische Welt sich so schwer für Steudel erwärmen läfst, scheint mir in dem Umstand zu liegen, dafs, wie der Herausgeber S. 9 sagt, das Ergebnis der Steudelschen Philosophie etwa ein spinozistischer Pantheismus ist, der für unsere Zeit eine nicht recht passende (weil allzu verschwommene) Weltanschauung sein dürfte.

In dem „goldenen Abc" ist vieles ganz vortrefflich auseinandergesetzt, und sicherlich wird niemand es bereuen, das Buch gelesen zu haben, wenn ihn philosophische Fragen überhaupt interessieren. Nur einiges hat mir weniger gefallen. So z. B. die Behauptung, dafs die Philosophie Wahrheit um jeden Preis will (S. 36). Dann würde sie auch jedes Verbrechen für erlaubt halten müssen, wenn man nur durch dasselbe zu einer Wahrheit gelangen zu können vermeinte. S. 37 verlangt St., das eigene Gemütsleben solle sich nicht bei der Forschung beteiligen und das Philosophieren solle nicht darauf ausgehen, die Anforderungen des Gemüts zu befriedigen. Das ist ungefähr

das nämliche, wie wenn man verlangte, dafs eine Uhr ohne Gewicht oder Feder gehen soll. Das Gemüt ist gerade die treibende Kraft bei allem, was wir thun und denken, das Streben nach wahrem Glück die letzte Ursache aller bewufsten und unbewufsten Thätigkeit. Steude selbst hat lediglich zur Befriedigung seines Gemüts („aus Neigung" sagt er selbst) philosophiert.

S. 41 behauptet St., der philosophischen Forschung dürfe kein realer Zweck gesetzt werden. Ich dächte aber doch, ihr realer Zweck müsse das wahre Glück der Menschheit sein. S. 43 meint er, Brauchbarkeitsrücksichten müfsten der Philosophie durchaus ferne liegen. Ich dächte im Gegenteil, dafs eine Philosophie in erster Linie brauchbar sein müsse: sonst wäre ja schade für jedes Milligramm Denkschmalz, das man an sie gewendet hat. S. 38 sagt er: „Das Gefühl ist immer etwas Individuelles, also keinen Mafsstab der Allgemeingültigkeit Darbietendes." Aber ist denn nicht auch alles Denken ein individuelles? Kann aber das individuelle Denken Allgemeingültigkeit erlangen, warum sollte das individuelle Fühlen diese nicht ebenfalls erlangen können? Und thatsächlich haben schon oft genug individuelle Gefühle diese erlangt.

S. 53 sagt St.: „So ist der Gang der Philosophie jedenfalls ein saurer und ernster, der, wenn er die Hoffnung eines Erfolges haben soll, mit einer Art von Todesmut beschritten werden mufs." Das ist sehr schön und gut gesagt, erscheint aber nach Steudel unbegreiflich, wie der Todesmut von Kriegern, die für keinen realen Zweck kämpfen. Der früheren Behauptung, dafs die Philosophie keinen realen Zweck haben dürfe, sondern nur um jeden Preis die Wahrheit zu suchen habe, scheint St. zu widersprechen, wenn er S. 117 sagt: „Wir sind der Ansicht, dafs das, was die Philosophie an wirklichen Schätzen hebt, in das Bewufstsein eines jeden Gebildeten zu dringen und die Menschheit auf ihrer Bahn fortschreitender Entwickelung zu fördern habe." Hier wird ja doch der Philosophie ein reales Ziel gesteckt, nämlich das Wohl der Menschheit.

S. 128—215 sind von den Bemerkungen des Herausgebers angefüllt. Dieser sagt Anm. XXVI S. 162, die Philosophie dürfe nicht auf Veredelung, sondern nur auf Wahrheit ausgehen. Das ist eben so richtig oder falsch, wie wenn ich sage, das Essen und Trinken des Menschen dürfe nur auf die Sättigung, aber ja nicht auf die Ernährung des Menschen ausgehen. Wenn die Wahrheit den Menschen nicht veredelt, so ist sie wertlos, wie eine Speise, welche den Menschen sättigt, ohne ihn zu nähren.

Bayreuth. Ch. Wirth.

Arnold Ohlert, Die deutsche Schule und das klassische Altertum. Eine Untersuchung der Grundlagen des gymnasialen Unterrichts. Hannover, Karl Meyer. 1890. 188 S. M. 2,40.

Der Verfasser des vorliegenden Buches ist, soviel ich aus Mushackes Schulkalender ersah, Oberlehrer an einer höheren Töchterschule in Königsberg in Ostpreufsen. Er steht auf radikalem Standpunkte, jedoch

mufs man anerkennen, dafs seine Bekämpfung des Gymnasiums sich in anständigen Formen bewegt.

Er versucht den Nachweis zu liefern, dafs das Humanitätsideal des vorigen Jahrhunderts sich nicht mehr aufrecht erhalten lasse. Die neuere deutsche Schule müsse auf der Muttersprache, den exakten Wissenschaften und den modernen Bildungselementen aufgebaut werden. Fr. Aug. Wolfs Ansichten über die formalbildende Kraft des Lateinischen, die ausführlich geschildert werden, seien eine Täuschung, die freilich immer noch gläubige Anhänger finde. Die Sprache beruhe auf psychologischen Gesetzen, und nur insoweit auf logischen, als die Sprachwissenschaft das gesetzmäfsige Entstehen der Sprachformen aus den logischen Gesetzen heraus begreife. Die Sprachwissenschaft aber könne nicht Aufgabe der Schule sein.

Ohlert spricht sich für Beibehaltung des Griechischen — ich zweifle, ob aus eigener Kenntnis der Sprache — aber für Entfernung des Lateinischen aus. Doch räumt er ein, dafs eine sofortige Beseitigung der letztgenannten Sprache nicht wohl möglich sei. Aber auch am Griechentum hat er vieles auszusetzen, wobei immer der Gedanke im Hintergrunde steht, dafs wir Modernen doch viel weiter vorgeschritten seien. Man sieht, es fehlt dem Verfasser durchaus der Sinn für die geschichtliche Betrachtungsweise.

Wir wollen ihm beispielsweise ja zugeben, dafs die in den griechischen Dramen öfter auftretende Schicksalsidee unserer Anschauung über Schuld und Sühne nicht mehr entspricht. Aber deshalb wird man doch nicht davon absehen sollen, die Anschauungen des geistvollsten und gebildetsten Volkes des Altertums über die wichtigsten Fragen, die von jeher die Menschheit bewegten, kennen zu lernen und deren Entwicklung in der Zeit zu verfolgen, um mit weiterem Blicke und unbefangener die eigene Zeit zu würdigen.

Unbegreiflich ist u. a. der Ausspruch des Verfassers, die Handlung in der Sophokleischen Antigone sei auf einem abergläubischen Bestattungswahn aufgebaut und entlocke uns ein mitleidiges Lächeln. Ein solches Urteil steht einem Manne schlecht an, der offenbar über diese Dinge nur vom Hörensagen redet. Auch wir Modernen halten es für eine heilige Pflicht, die verstorbenen Lieben zu beerdigen und noch im Tode zu ehren. Wenn also Antigone mit Übertretung des Gebotes eines irdischen Herrschers, der den nahen Verwandten auch nach seinem Tode noch mit blinder Wut verfolgt, ihren Bruder begräbt, so handelt sie dem göttlichen Gebote und ihrem Gewissen gemäfs. Nach der Ansicht der Modernen im Sinne Ohlerts ist das freilich ein abergläubischer Wahn! Unser Verfasser ist so furchtbar modern, dafs er nicht blofs Klopstock, Wieland und Lessing zum alten Eisen wirft, sondern weissagt, auch die Zeit Schillers und Goethes werde bald vorüber sein. Nur dem letzteren will er eine etwas längere Gnadenfrist gewähren.

Eigentümlich mutet es den Leser an, wenn Ohlert aus der bekannten Rektoratsrede des am 6. Mai 1892 verstorbenen Chemikers Geheimrats A. W. v. Hofmann in Berlin vom Jahre 1880 mehrere

Abschnitte anführt und dabei immer von dem Gymnasialdirektor Hoffmann (so!) als einem Manne spricht, der zurückgeblieben sei, veralteten Anschauungen huldige und ein sprechendes Beispiel dafür biete, wie eine seit der Jugend gepflegte einseitige Richtung mitten unter den gewaltigen Kräften des frisch blühenden Lebens zur geistigen Erstarrung führe.

Wir wollen Herrn Ohlert verraten, dafs zu Ehren des Grofsmeisters der chemischen Forschung, des verstorbenen Geheimrats Aug. Wilh. von Hofmann, unlängst seine zahlreichen Schüler und Freunde den Plan fafsten, den Gefühlen der unauslöschlichen Dankbarkeit und Verehrung gegen den grofsen Mann durch Begründung eines Hofmannhauses Ausdruck zu geben. Dieses soll in erster Linie chemischen Bestrebungen dienen, zugleich auch anderen wissenschaftlichen Vereinigungen eine gastliche Stätte bieten und als schönsten Schmuck ein von Künstlerhand geformtes Standbild des Meisters enthalten. Das Protektorat der Vereinigung übernahm die Kaiserin Friedrich, der Ausschufs des Vereines besteht aus wissenschaftlichen Vertretern der Naturwissenschaften in allen Kulturländern. So, Herr Ohlert, ehrt man in Deutschland die hinter der Zeit zurückgebliebenen Männer.

Welche Lehre aber wollen wir aus diesem sonderbaren Quidproquo Ohlerts ziehen? Wir wollen auch in Zukunft an den altklassischen Studien festhalten, welche uns befähigen und anleiten aus den Quellen zu schöpfen und nicht abgeleiteten Kanälen zu folgen; denn Ohlert hat offenbar Hofmanns Rede selbst nicht gelesen, sondern seine Citate aus anderweitigen Citaten gewonnen. Besonders aber wollen wir uns hüten, aus verschiedenen halb verstandenen Schriften einen Cento zusammenzuschweifsen, der so bedenkliche Lichter auf die Gründlichkeit eines Verfassers zu werfen geeignet ist.

Burghausen. A. Deuerling.

Das Gudrunlied. Neuhochdeutsche Bearbeitung von Walter Hübbe. Hamburg, Herold'sche Buchhandlung 1892.

Der Verf. dieses Buches hat bereits 1889 die Grundsätze, nach denen er bei Herstellung einer neuhochdeutschen Bearbeitung des Nibelungenlieds verfahren zu müssen glaubt, um einen solchen Text überhaupt dem heutigen Leser geniefsbar zu machen, in dem sehr anregend geschriebenen Osterprogramme des Johanneums in Hamburg weiteren Kreisen vorgelegt. Ohne die rein philologische Textkritik, wie sie besonders von Müllenhoff und Martin geübt wurde, im geringsten zu verschmähen, glaubt er sich nämlich nur von ästhetischer Kritik leiten lassen zu dürfen und hält zu diesem Zweck nicht nur Auslassungen, Zusammenziehungen, Umstellungen bezüglich des alten Textes für notwendig, sondern — und hierin geht er namentlich seine eigene Wege — auch Veränderungen und Zusätze für unentbehrlich. Gerade aus letzterem Grunde liefert das genannte Programm, worin dieses Verfahren für das Nibelungenlied genauer begründet ist, dem

Lehrer, der die Lektüre desselben in der Schule zu leiten hat, höchst schätzbare Beiträge für die Erklärung.

Für noch notwendiger hält der Verf. die Herstellung eines nach solchen Grundsätzen bearbeiteten Textes beim Gudrunliede, von dem er annimmt, dafs es in einer vollständigen Übertragung des alten Textes überhaupt unwirksam sei, eine Neugestaltung mittelst Zusammenziehung des Inhalts und Beschränkung auf den wesentlichen Kern also geradezu herausfordere. So hat er denn das vorliegende Buch noch vor der früher in Aussicht gestellten Übersetzung des Nibelungenlieds erscheinen lassen. Er will ein freier Bearbeiter sein, der hiefür eine gewisse Rechtssphäre in Anspruch nimmt, und trotzdem keine Um- oder Nachdichtung liefern, so gering seien die Zusätze, so durch das Original belegbar und lediglich redaktioneller Natur die Veränderungen, die er sich erlaube. Vorgearbeitet habe ihm bereits Klee (Leipzig 1868), er aber will in mancher Beziehung, um eine poetische Erhöhung zu erzielen, noch einen Schritt weiter gehen. Insbesondere soll die Dichtung in dem Gewande, das er ihr gibt, die Probe aushalten beim mündlichen Vortrag; er bestimmt seinen Text nicht dafür mit den Augen blofs gelesen zu werden. Gerade hiedurch kommt der Verf. am meisten dem Bedürfnis des Unterrichts entgegen. Haben die Schüler keinen Text zur Hand und sind sie lediglich auf das Zuhören angewiesen, so mufs das Vorgetragene von der Art sein, dafs es nicht nur durch sich allein völlig verständlich ist, sondern auch geeignet die Seele des Hörers im innersten zu ergreifen, in Spannung zu halten und bis ans Ende zu fesseln. Der Vortrag kann nach der Gruppierung der einzelnen Abenteuer, die in der Neubearbeitung das Ganze bilden, auf zwei oder drei Sitzungen verteilt werden. Ref. hat mit solchen Vorlesungen Versuche angestellt und gefunden, dafs die Arbeit des Verf. vorzüglich diesem ihrem Zweck entspricht.

Was zunächst die Form betrifft, so ist nicht wie in der Band XXVIII S. 392 dieser Blätter besprochenen Übersetzung von Löschhorn die Nibelungenstrophe gewählt, sondern die echte Gudrunstrophe mit dem weiblichen Reim der Endverse beibehalten und mit Geschmack und Gewandtheit behandelt. Zwar könnte bezüglich des Reimes hie und da eine gröfsere Abwechslung herrschen; doch fällt dies gegenüber anderen Vorteilen, die bei der Darstellung der Gedanken erzielt wurden, nicht sehr ins Gewicht. Mit Recht beruft sich Hübbe in seinem Programm S. 9 auch auf Goethes Grundsatz: „Ein reiner Reim wird wohl begehrt, doch den Gedanken rein zu haben, die herrlichste von allen Gaben, das ist mir alle Reime wert". Auf Ausstellungen, wie sie von L. Freytag in der Zeitschrift für deutschen Unterricht 1892, S. 512 an der Arbeit des Verf. gemacht wurden, ist nicht viel zu geben. Gleiches gilt von den altertümlichen Wendungen, von denen in mafsvoller Weise Gebrauch gemacht ist; denn es darf auch in der Modernisierung des Ausdrucks nicht zu weit gegangen werden, wenn anders die Dichtung noch wie ein Werk des Mittelalters anmuten soll. Dafs alle Wendungen neuhochdeutsch sein sollen, ist eine unberech-

tigte Forderung. Auch hierüber hat sich Hübbe in dem genannten Programm, das Freytag nicht zu kennen scheint, selbst ausgesprochen.

Bezüglich des Inhalts springt als die durchgreifendste Änderung, die vorgenommen wurde, dem Kenner der Dichtung die Weglassung des ganzen Hildenlieds in die Augen. Selbstverständlich fiel damit auch das Hagenlied. Zwar könnte man fragen, ob nicht gerade der durch die Verschiedenheit der poetischen Grundidee der gesonderten Teile vorhandene Kontrast „dort glücklich gelungene List und Gewalt mit einem heitern, fast gemütlich plaudernden Abschlufs, hier innerlich durchlebtes tiefstes Leid, welches selbst noch in der darauf folgenden hohen Freude leiser und vernehmlicher nachzittert“, wieder ihre Verbindung zu einer Einheit fordere, aber zugeben mufs man dem Verf., dafs durch die Weglassung ein wirksamer dramatischer Aufbau des „Gudrunliedes“ entsteht, und damit wird gewifs dem, was der moderne Hörer verlangt, besser Rechnung getragen. Auch zu einer Einschaltung des Hildenliedes konnte sich der Verf. nicht entschliefsen, weil, wie er glaubt, der Fortgang der Handlung allzusehr gehemmt werde.

Mit der Weglassung des Hildenliedes war ein „neues Kopfstück“ zur Notwendigkeit geworden, das von H. der Einleitung des Nibelungenlieds nachgebildet wurde. Über diese und andere der vorgenommenen wichtigsten Änderungen gibt auf 14 Seiten ein Anhang näheren Aufschlufs. Derselbe enthält auch sonst für die Erklärung des Lieds wertvolle Bemerkungen. Zu diesen gehört namentlich die Rechtfertigung der lokalen Beziehungen, wie sie für das Lied angenommen wurden, um den geographischen Anschauungen diejenige Klarheit zu geben, die wir heutigen Tags von einer epischen Schilderung bei wechselndem Ort der Handlung verlangen. H. zeigt, dafs es keine Willkür sei, wenn Hettels Reich an die Elbmündung verlegt wurde, weil der Zusammenhang deutlich auf diese Gegend hinweise, ganz abgesehen von Namenanklängen, die sich dort finden.

Besondere Sorgfalt ist der Charakteristik der Hauptpersonen gewidmet. So ist z. B. bezüglich Hartmuts, um sein Wesen scharf hervortreten zu lassen, alles herangezogen, was das Original zu seiner Charakteristik beibringt, „sollte es selbst von spätester Hand herrühren“. Wenn das Gleiche nicht auch bei Herwig geschehen konnte, so liegt der Grund schon im Original, das, wie angenommen wird, in Gudrun absichtlich die geistig Überlegene zeichnen wollte, wie dies z. B. ähnlich in Goethes Hermann und Dorothea mit letzterer der Fall sei. Der Zweikampf Hettels mit Ludwig ist im Original ungenügend erzählt. H. verzichtet aber darauf mit eigener Erfindung durch Eindichtung von Strophen nachzuhelfen; als blofser Übersetzer will er nur durch wenige Striche den Ausdruck gehobener machen. Ähnlich bei anderen Partien der Dichtung. Trotzdem dürfte es manchem scheinen, als sei der Verf. vielfach zu weit gegangen. Hier läfst sich jedoch nicht im einzelnen mit ihm rechten; soll das Lied den beabsichtigten harmonischen Eindruck machen — der Hörer übt ja bezüglich der Einzelnheiten keine Kritik — so mufs eine solche Freiheit eingeräumt werden.

Es würde zu weit führen, die mannigfachen Veränderungen auch nur im wesentlichen hier namhaft zu machen und auf ihren ästhetischen Wert zu prüfen. Es mag genügen anzudeuten, dafs sowohl bei Ausscheidung der spätern Zuthaten als auch bei der mit dieser Streichung nötigen Neuordnung der Verse bis in die einzelsten Züge hinein alles wohl erwogen erscheint und dafs man dem Verf. gern bei der Darlegung seiner Gründe folgt und vielfach durch die feinsinnige Motivierung angeregt wird. Von Simrocks Übersetzung des Nibelungenlieds schrieb einst bei ihrer Rezension Goethe die bekannten Worte: „Es sind die alten Bilder, aber nur erhellt". Heutigen Tags sind die Ansprüche bei der Kunst der Aufhellung des Alten gröfser geworden; aber auch Goethe forderte bereits den Versuch, „dafs die vielen Flick- und Füllverse wegfielen, dafs der Gehalt in ganzer Kraft und Macht vor die Seele träte und dem Geiste von einer neuen Seite zur Erscheinung käme". Möge der in diesem Sinn mit dem Gudrunliede gemachte Versuch Hübbes sich des Beifalls der Freunde unserer älteren Literatur erfreuen.

Speier. A. Nusch.

Der „Papist" Shakespeare im Hamlet. Von J. Spanier. Trier 1890, Druck und Verlag der Paulinus-Druckerei. (116 Seiten 8°. Preis M. 1,60).

Über diese Schrift sollte vielleicht nicht sowohl ein Literarhistoriker sein fachmännisches Urteil abgeben als vielmehr ein Irrenarzt; denn ihr Inhalt ist der helle Wahnsinn. Und zwar ein bösartiger Wahnsinn, dessen Tobanfälle in der leidenschaftlichen Behauptung wissenschaftlicher Unwahrheiten gipfeln. Ohne eine Ahnung von literargeschichtlicher Forschung und von dem künstlerischen Schaffen eines grofsen Dichters versucht Spanier eine neue Erklärung des „Hamlet", gegen die aller Unsinn, der bisher über dieses Drama ausgekramt wurde, Weisheit scheint, eine Erklärung, die, wenn sie auch nur richtig sein könnte, Shakespeare zum elendesten Stümper und abgeschmacktesten Tendenzpfuscher stempeln müfste, die aber glücklicherweise aufser ein paar ganz besonders von Gott verlassenen Thoren kein normaler Mensch annehmen wird. Der Verfasser geht von der These aus, dafs Shakespeare heimlicher Katholik und Gegner der englischen Kirche gewesen sei, obgleich die Verkehrtheit dieser von einigen geschichtsfälschenden Quasiforschern aufgebrachten Vermutung längst für jeden, der lesen kann und sehen will, erwiesen ist. Aber dieser an sich schon höchst thörichte und falsche Satz bildet für Spanier nur die Grundlage, auf der er noch viel thörichter und hinfälliger weiter baut. Durch sein Verfahren erhält das alte mystische Wort, das dem religiösen Dogma gegenüber wirklich eines tiefen Sinnes fähig ist, „Credo quia absurdum", eine neue, schauerliche Beleuchtung. Er knüpft an die Erwähnung Wittenbergs im „Hamlet" an. Nun sollte man meinen, es müfste nicht allzu schwer sein, eine halbwegs natürliche Erklärung zu finden, warum gerade diese Universität, zu Shakespeare Zeiten noch ziemlich die be-

rühmteste Hochschule Deutschlands, genannt sei. Aber nein, da hat vor einigen Jahren ein gewisser H. Besser gefaselt, Hamlets Aufenthalt zu Wittenberg solle den Titelhelden als Sendboten des wahren deutschen, in England nur äufserlich durchgekämpften Reformationsgedankens bezeichnen. Das konnte nun zwar Spanier nicht gelten lassen; doch auch ihm ging bei diesen Worten ein Licht auf: Wittenberg bedeutet die Herrschaft und das Zeitalter der Reformation in England!! Aber in der feindlichsten Absicht wird dieser Name genannt; denn Shakespeare war ja „erwiesenermafsen“ Papist: sein Held Hamlet mufs daher auch als Gegner der Reformation gedacht werden! Hamlet soll ein „Spiegel für die junge Generation Englands zur Zeit des Dichters“ sein! In ihm wird ein „junger Geist“ dargestellt, „der von reformatorischen Ideen angezogen und erfüllt gewesen“; aus dieser Stimmung wird er durch die wirklichen Ereignisse, die im Gefolge der Reformation kamen, aufgeschreckt, zunächst von Zweifeln bestürmt und durch das Eingreifen übernatürlicher Mächte mit der vollen Erkenntnis begnadet: seinen „religiösen Klärungsprozefs“ stellt das Drama dar! Hamlets Mission ist, den Tod des alten Königs zu rächen; das bedeutet „die aus der Erkenntnis des reformatorischen Unrechts fliefsende Verpflichtung, den alten Glauben gegenüber der Reformation und ihrer Herrschaft zu vindizieren, überhaupt in That und öffentlichem Leben demselben Gerechtigkeit zu verschaffen“! Sie enthält also auch den „Hinweis auf ein konkretes politisches Ziel“, auf „den Sturz des reformatorischen Regierungs*systems*“ in England! Der alte König bedeutet „die durch die Reformation verdrängte katholische Zeit“; der Usurpator Claudius (im Namen Anspielung auf Claudius Nero!) ist der Repräsentant des Reformatorentums, speziell der englischen Reformationskoryphäen wie Heinrich VIII., Cranmer, Elisabeth und ihrer „Eigenschaften des Heuchlerischen, Verräterischen, Mörderischen und Niedrig-Leidenschaftlichen“; die Königin bezeichnet England, „das, seine Vergangenheit vergessend, in Blindheit und Korruption dem Reformatorentum sich auslieferte“! Und so geht es im lustigen Allegorisieren flott weiter; alle Personen des Stücks, alle ihre Reden und Handlungen werden mittelst unerhörter Verrenkungen diesem Prokrustesbette angepafst und schliefslich die Leser, die geduldig bis ans Ende ausharrten, noch mit einer gelungenen moralischen Anwendung des „Hamlet“ auf unsere Zeit belohnt. Im ganzen Buche steht auch nicht ein einziger neuer Gedanke, der selbst nur einen Keim von Wahrheit enthielte, wohl aber mancher Satz, auf den sittlich fühlende Menschen nur mit einem Pfui antworten dürften. So heifst es z. B. S. 9 von Giordano Bruno: wenn Shakespeare ihn gekannt und in seinen Dichtungen seiner gedacht hat, so wäre Bruno „an keiner ehrenden Stelle, sondern mit anderen Gröfsen gleicher Würde, hauptsächlich im Leben des Sir John Falstaff, zu suchen“. Und S. 30 werden gar die Worte des Geistes (I, 5, 42) „dieses blutschänderische, dieses ehebrecherische Tier“ auf Heinrich VIII. bezogen, der in Anna Boleyn seine eigene Tochter geehlicht haben soll: „ob wahr oder unwahr, ist gleichgültig; der Dichter wird die Nachsage ebenfalls gehört und geglaubt haben“!!

Wer will nach einem solchen Beispiel noch seine Zeit mit derartigem frivolen Geschwätze vergeuden? Zumal, da auch das Deutsch des Verfassers zu wünschen übrig läfst! Jedenfalls ist, um von einigen sonderbaren Ausdrücken in den bereits angeführten Stilproben ganz abzusehen, S. 71, Z. 9 „die Zwischenzeit ist nicht sein, sie ist dem Gegner“ ein recht bedenklich konstruierter Satz.

Spaniers Schrift könnte einen anständig denkenden Leser ingrimmig empören, wenn sie nicht so lächerlich thöricht wäre. Oder sollte sie vielleicht doch einen Sinn haben? Wäre sie am Ende nur eine Parodie und Satire auf die bodenlose Verkehrtheit derjenigen, die aus allen Worten Shakespeares papistische Gedanken herauslesen wollen? Aber auch dann müfste die Parodie viel deutlicher sein und wenigstens das Eine merken lassen, dafs der Verfasser klüger sei als sein Buch. Und davon vermag auch der schärfste Spürsinn nichts zu entdecken.

Jahresberichte für neuere deutsche Literaturgeschichte, unter ständiger Mitwirkung von J. Bolte, W. Creizenach, G. Ellinger, E. Elster, L. Geiger, O. Harnack, A. Heusler, G. Kawerau, K. Kehrbach, K. Kochendörffer, A. Köster, E. Kühnemann, Rud. Lehmann, R. M. Meyer, V. Michels, F. Muncker, E. Naumann, O. Pniower, A. Reifferscheid, G. Roethe, A. Sauer, P. Schlenther, Erich Schmidt, A. E. Schönbach, Edw. Schröder, G. Steinhausen, Ph. Strauch, V. Valentin, M. v. Waldberg, O. F. Walzel, A. v. Weilen, H. Welti, R. M. Werner, herausgegeben von Julius Elias, Max Herrmann, Siegfried Szamatólski. Erster Band. (Jahr 1890). Stuttgart, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung, 1892. (XI, 136 und 196 Seiten Lexikon-8°).

Das Werk, dessen erster Band in zwei stattlichen, eng (aber deutlich) gedruckten Halbbänden im vergangenen November hervortrat, verdient die wärmste Anerkennung und die eifrigste Unterstützung. Das sonst oft mifsbrauchte Wort, dafs das neue Unternehmen eine Lücke in der wissenschaftlichen Forschung ausfülle, ist hier vollständig an seinem Platze. Es war bisher auch für den fleifsigsten Leser und Sammler nicht möglich, sich einen Überblick über das zu verschaffen, was jedes Jahr an mehr oder minder wertvollen Schriften und Aufsätzen zur neueren deutschen Literaturgeschichte brachte; dem Forscher bereitete bei jeder eignen Arbeit auf diesem Gebiete die Zusammenstellung dessen, was andere schon vor ihm geleistet hatten, zeitraubende Mühe, und, verfuhr er auch noch so sorgfältig, immer lief er doch noch Gefahr, dafs ihm die eine oder andere Veröffentlichung der letzten Jahre, die etwa in einer weniger zugänglichen Zeitschrift erschienen war, ganz unbekannt blieb und er sich so mit dem Nachweis von Dingen plagte, die schon bewiesen waren, mit der Aufhellung von Fragen, über denen kein Dunkel mehr schweben sollte. Ähnliche

Mifsstände sind in verwandten Disziplinen durch regelmäfsig erscheinende Berichte über die Gesamtheit der jüngsten Veröffentlichungen längst beseitigt. Auch in unserer Literaturgeschichte wurden Anläufe zu einem derartigen Versuch genommen; so hat Philipp Strauch wiederholt im „Anzeiger für deutsches Altertum“ ein Verzeichnis der auf dem Gebiete der deutschen Literatur seit Opitz erschienenen wissenschaftlichen Publikationen zusammengestellt. So tüchtig und dankenswert aber dieses auch ausfiel, es mufste doch in mehr als einem Sinne Stückwerk bleiben; die Zeit und Kraft eines einzelnen, der überdies noch andere wissenschaftliche Aufgaben zu erledigen hatte, war der Riesenleistung nicht gewachsen. Erst jetzt stellen die von Elias, Herrmann und Szamatólski herausgegebenen „Jahresberichte“ wirklich alles irgendwie Wertvolle und dazu auch das allermeiste Minderwertige zusammen, was über deutsche Literatur seit der Mitte des 15. Jahrhunderts Jahr für Jahr geschrieben wird. Und zwar werden nicht blofs bibliographisch genau die Titel aller dieser Schriften verzeichnet, sondern ihr Inhalt und wissenschaftlicher Wert wird kurz charakterisiert. Um dies aber in der That vollständig und fachmännisch gründlich zu leisten, haben die Herausgeber, denen hauptsächlich die Sammlung und Verteilung des ungemein weitschichtigen Materials zufiel, sich mit den meisten hervorragendern Literarhistorikern Deutschlands und Österreichs vereinigt: die in der Überschrift genannte Liste der Mitarbeiter zählt 33 Namen, darunter viele von vortrefflichem Klange. Sieben der auf dem Titelblatt mitverzeichneten Herren (Heusler, Sauer, Schlenther, Schröder, Steinhausen, Valentin, Welti) werden zwar erst im nächsten Jahrgang als regelmäfsige Mitarbeiter eintreten; die ihnen übertragenen Abschnitte werden erst dort nachgeliefert werden. Ganz lückenlos ist überhaupt der Bericht nicht ausgefallen; teils die Kürze der Ablieferungsfrist, teils nicht vorherzusehende Zwischenfälle waren schuld, dafs die Kapitel „Geschichte der neuhochdeutschen Schriftsprache“, „Geschichte der Metrik“, „Theatergeschichte“, „Lessing“ diesmal noch unausgeführt blieben. Der nächste Band wird also hier Doppelkapitel bringen, um den Erscheinungen der beiden Jahre 1890 und 1891 gerecht zu werden. Aber was bedeuten diese kleinen Lücken gegen die Fülle des schon jetzt Gebotenen? Der Reichtum des in dem „Jahresberichte“ verarbeiteten Stoffes war vorher kaum auch nur zu ahnen. Und trotzdem ist zu erwarten, dafs dieser Reichtum in den folgenden Bänden noch wachsen wird; denn die systematische Durchforschung der deutschen Zeitungen, Wochen- und Monatsschriften nach ihrem literargeschichtlich brauchbaren Inhalte konnte bei dem vorliegenden ersten Jahrgange noch keineswegs mit jener nahezu erschöpfenden Genauigkeit und Vollständigkeit stattfinden, wie es schon bei der Vorbereitung des zweiten Jahrgangs der Fall war und sicherlich künftig immer mehr der Fall sein wird. So sind z. B. in dem vorliegenden Bande mehrere Aufsätze der „Allgemeinen Zeitung“, die entschieden wissenschaftlich gehalten sind und schätzbare literargeschichtliche Ergebnisse liefern, nicht in Erwägung gezogen.

Die Herausgeber haben nur wenige Kapitel selbst ausgearbeitet,

weitaus die meisten Abschnitte des Werkes vielmehr solchen Fachgenossen übertragen, die in dem engeren, ihnen zugewiesenen Bezirke die gröfste Spezialkenntnis besitzen. Nur so war es möglich, dafs der riesige Stoff bewältigt und zugleich das Einzelne auf seine Bedeutung hin möglichst gründlich beurteilt wurde. Andrerseits bringt freilich die unvermeidliche Arbeitsteilung auch unvermeidliche Mifsstände mit sich, die aber gegen die ungemeinen Vorzüge eines solchen Verfahrens nicht in Betracht kommen können. Ohne eine gewisse, hie und da recht merkbare Verschiedenheit der Arbeitsweise geht es dabei vor allem nicht ab. Der eine Mitarbeiter befleifsigt sich des knappsten Ausdrucks selbst auf die Gefahr hin, dafs er gelegentlich allerlei abseits liegende Anspielungen in ein armes Adjektiv oder Adverb schwerverständlich verstecken mufs; der andere läfst sich behaglich breit gehen. Jener teilt nur den Inhalt der besprochenen Schriften ohne jedes persönliche Urteil mit; dieser liefert mehr eine scharfe Kritik der Arbeitsmethode und wissenschaftlichen Bedeutung als eine Inhaltsangabe der verzeichneten Bücher und Aufsätze. Ein Dritter läfst sein Urteil, nicht immer ganz deutlich, zwischen den Zeilen lesen. Der stellt die höchsten Anforderungen an eine neue Leistung und verlangt überall eine namhafte Bereicherung seines eigenen, ungewöhnlich ausgebreiteten Spezialwissens; ein anderer, zwar nicht ärmer an Kenntnissen, ist doch milder in seinem Urteil und hat bereits für den, der nur das Richtige will und vorerst in mäfsigem Umfange zu thun beginnt, Worte des Beifalls. So hätte z. B. Flaischlens Versuch einer graphischen Literaturtafel trotz einzelner Fehler, die sich aber zum gröfsten Teile leicht verbessern liefsen, eine viel günstigere Besprechung verdient, als ihr auf S. 7 der „Jahresberichte“ zu Teil ward; andrerseits ist wieder z. B. Hartmanns nicht sehr tief in die eigentliche literargeschichtliche Forschung eindringende Dissertation über Creuz (S. 98 des zweiten Halbbandes) über Gebühr gelobt. Ja selbst über das gleiche Werk gehen die Urteile der verschiedenen Mitarbeiter gelegentlich auseinander. So sehen z. B. Roethe und Elster sowohl die Darstellung des künstlerischen und wissenschaftlichen Lebens in Deutschland zwischen 1830 und 1840 durch Treitschke als die Schriften über die nämliche Periode von Brandes mit sehr verschiedenen Augen an. Dem verständigen und aufmerksamen Leser — und nur für ihn sind die „Jahresberichte“ bestimmt — schaden solche Ungleichheiten der Arbeitsweise und des Urteils in den meisten Fällen wenig; er bildet sich an dem, was er bald umständlicher und bald kürzer, bald mit strengem und bald mit mildem Urteil dargestellt sieht, doch schliefslich seine eigene Meinung, selbständig und gleichwohl ungemein unterstützt durch die in den „Jahresberichten“ niedergelegten Ansichten. Manche Ungleichheiten übrigens in der Arbeits- und Darstellungsart werden ohne Zweifel von Jahr zu Jahr geringer werden; auch die verschiedenen Mitarbeiter des Werkes werden im gegenseitigen Studium nach und nach eine gewisse Einheitlichkeit der innern Form herausbilden, indem sie sich zugleich mehr und mehr der (vorerst nur selten erreichten) richtigen Mitte zwischen den Ex-

tremen nähern. Vielleicht verschwindet dann auch noch ein weiterer Mifsstand, der sich jetzt hie und da fast komisch bemerkbar macht, obwohl er im Grunde sehr natürlich ist. Die Bearbeiter der einzelnen Kapitel sind beinahe durchweg Spezialforscher auf dem von ihnen in den „Jahresberichten" behandelten Gebiete. Sie sind somit in die Lage versetzt, meistens auch ihre eignen Schriften selbst besprechen zu müssen. Da liegt es nun nahe, dafs eine solche Selbstrezension ungewöhnlich genau die Einzelergebnisse verzeichnet und daher unverhältnismäfsig ausführlich wird, zumal wenn es sich (wie in der That in den meisten derartigen Fällen) um eine tüchtige wissenschaftliche Leistung handelt, die nach der Meinung des Verfassers nicht die verdiente Beachtung beim Publikum oder bei der Kritik gefunden hat. Gleichwohl sollte gerade einer solchen Versuchung gegenüber die bescheidenste Zurückhaltung ein Grundsatz aller Mitarbeiter sein.

Einfach und geschickt stellt sich die Gliederung des ganzen Werkes dar. Eingeleitet wird es durch einen „Allgemeinen Teil", der in neun Kapitel zerfällt. Zuerst behandeln Herrmann und Szamatólski ausführlich und zugleich tief in den Inhalt eindringend die Schriften des Jahres 1890 zur deutschen Literaturgeschichte im allgemeinen; dann folgt der Abschnitt „Geschichte der deutschen Philologie", von Schönbach sehr tüchtig ausgeführt, frisch geschrieben und überall mit einem knapp ausgedrückten selbständigen Urteile versehen. Zu breit ist das dritte Kapitel „Poetik und ihre Geschichte" von Werner geraten; namentlich die Inhaltsangaben aus schwächeren Schriften sollten teils viel kürzer gehalten, teils ganz gespart sein: dann würden die wirklichen Ergebnisse der sehr fleifsigen und gewifs mühsamen Arbeit Werners ungemein bedeutsamer hervortreten. Lob verdienen die Abschnitte „Schrift- und Buchwesen" von Kochendörffer, „Kulturgeschichte" von Meyer, „Geschichte des Unterrichtswesens" von Kehrbach und das besonders für den Gymnasiallehrer sehr wichtige Kapitel „Die Literatur in der Schule", von Lehmann mit zahlreichen trefflichen Bemerkungen ausgestattet. Die beiden letzten Kapitel des „Allgemeinen Teils" werden erst im nächsten Jahrgang nachgeliefert werden. Der zweite Hauptteil behandelt die Literatur von der Mitte des 15. bis zum Anfang des 17., der dritte die vom Anfang des 17. bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts, der vierte die Literatur von etwa 1750 bis zur Gegenwart, alle drei in die Abschnitte „Allgemeines", „Lyrik", „Epos", „Drama", „Didaktik" gegliedert. Dazu gesellen sich noch besondere Kapitel über hervorragende Einzelpersönlichkeiten oder Gruppen von literarischen Erscheinungen, über Luther, die Reformationsliteratur, Humanisten und Neulateiner, Klopstock, Wieland, Lessing, Herder, Schiller, Romantik, das „Junge Deutschland" und namentlich über Goethe. Alle diese Kapitel zeugen von der Gründlichkeit und aufopfernden Sorgfalt ihrer Bearbeiter; besonders hervorheben möchte ich die höchst inhalts- und ergebnisreichen Abschnitte über das 16. Jahrhundert aus der Feder Herrmanns und Szamatólskis, das grofse Kapitel „Luther" von Kawerau, die ausführliche Darstellung der Literatur des 17. Jahrhunderts im allgemeinen von Reifferscheid, die beiden Kapitel über das Drama und

über die Didaktik der gleichen Zeit von Creizenach und Elias. Ein Meisterstück ist der einleitende Abschnitt zum vierten Hauptteil von Roethe, der die Literaturforschung zum 18. und 19. Jahrhundert im allgemeinen betrifft, nicht nur höchst gediegen dem Inhalte nach, sondern auch vortrefflich in der Form. Volle Anerkennung verdient sodann Werners Kapitel über die Lyrik seit 1750, durch Reichtum des Inhalts und wohl abgewogenes Urteil ausgezeichnet; höchstens sollte manche Hyperbel moderner Enthusiasten über geringere Dichter (z. B. Lyons unglaubliche Überschwänglichkeit in seinem Heft über Martin Greif) schärfer zurückgewiesen sein. Um die Didaktik der jüngsten anderthalb Jahrhunderte hat sich Kühnemann, um das Drama und Epos derselben Periode A. v. Weilen und Walzel verdient gemacht; der letztere hat auch die Romantik ziemlich breit behandelt und dabei den Spezialkenner vielleicht zu stark herausgekehrt. Unter den sechs Kapiteln, die Goethe gewidmet sind, sind die drei von Geiger verfafsten hervorzuheben; ungemein inhaltsreich und sehr scharf im Urteil ist der Abschnitt über Goethes Dramen von Erich Schmidt, aber der Deutlichkeit halber hätte es dem Verfasser auf ein paar Dutzend Worte mehr nicht ankommen sollen. Breiter läfst sich Köster in seinem Schiller-Kapitel gehen, und ganz aufserordentlich ausführlich ist der Schlufsabschnitt des Buches über das „Junge Deutschland" von Elster ausgefallen, der nur an einer Stelle zur bescheidensten Kürze sich einschränkt, da nämlich, wo er seine eigne, sehr verdienstliche Ausgabe und Biographie Heines erwähnt. Drei sorgfältige Register, nach Autoren, Sachen und Verlegern geordnet, erleichtern den wissenschaftlichen Gebrauch des Werkes.

Die kleinen Mängel dieses ersten Bandes, die hier mit Absicht nicht verschwiegen wurden, sind beim Anfange eines so grofs angelegten und schwierigen Unternehmens unvermeidlich gewesen; sie sind überdies verschwindend gering im Vergleich zu den nach Zahl und Wert bedeutenden Vorzügen der „Jahresberichte". Den Herausgebern und Mitarbeitern gebührt für die schöne Leistung unser ungeteilter Dank; für Literarhistoriker und Schulmänner wird das Werk in kurzer Zeit geradezu unentbehrlich werden (dieses Wort in seiner strengsten Bedeutung genommen), und schon jetzt legt kein Forscher, ja kein wirklich literarisch Gebildeter es ohne den gröfsten Nutzen aus der Hand.

München. Franz Muncker.

W. Lindemann, Geschichte der deutschen Litteratur. 6. Auflage bearbeitet von J. Seeber. III. Abteilung. Freiburg im Breisgau, Herder, 1889.

Die dritte und Schlufsabteilung dieses jetzt in 6. Auflage erschienenen weit verbreiteten Buches umfafst das 19. Jahrhundert und ist in zwei Bücher abgeteilt, von welchen das VII. vom Beginne des Jahrhunderts bis zur Julirevolution, das VIII. von da bis zur Gegenwart reicht.

Dieselben sind und besonders das die literarischen Erscheinungen der Gegenwart umfassende, welches von dem ursprünglichen Verfasser nur in Umrissen vorlag, neu bearbeitet und bedeutend erweitert, auch durch die Ergebnisse der neueren Forschung bereichert. Der Neubearbeiter hat sich bemüht, mit pietätvollem Sinne die Grundsätze des verewigten Verfassers zur Geltung zu bringen, wie besonders aus den Charakteristiken ganzer Perioden wie einzelner Dichter deutlich zu erkennen ist. In der Beurteilung der Dichter und Dichterwerke geht der Verfasser nicht auf den landläufigen Pfaden der Unmasse von Literaturgeschichten, die nach einer bestimmten Schablone arbeiten; er zeigt vielmehr Selbständigkeit und eigenes Forschen und schaut die Gegenwart etwas nüchterner an, als viele andere, welche die literarische Bedeutung unserer Zeit und häufig damit nur sich selbst zu verherrlichen bemüht sind.

Manchmal treten allerdings die Fragen des religiösen, politischen und sozialen Lebens etwas zu stark in den Vordergrund und werden dadurch oft einzelne Partien mehr als gut ist, ins Schwarze gemalt.

Für die neueste Zeit hat der Verfasser möglichste Vollständigkeit angestrebt, indem er die bedeutenderen Dichter und Schriftsteller je nach ihrer Eigenart und der Verschiedenheit der behandelten Stoffe in Gruppen zusammenstellte, um so einen leichten Überblick zu ermöglichen.

Auch in der neuen Bearbeitung wird sich das Buch seine alten Freunde erhalten.

Würzburg. A. Baldi.

Zur Sprachreinigung. Eine Sammlung der gebräuchlichsten Fremdwörter mit Bezeichnung der Aussprache und Angabe ihrer Abstammung etc. etc. Zusammengestellt von A. Spöttel. München. Kellerer 1891.

Der Gedanke, ein kurzgefafstes Wörterbuch zu schaffen, welches die Übertragung der gebräuchlichsten Fremdwörter ins Deutsche, beziehungsweise eine umschreibende Erklärung enthält, ist nicht neu, aber die Art und Weise, wie hier die Durchführung geschieht, dürfte eigenartig erscheinen. Jedenfalls verdient die mühereiche Arbeit, welche die Bildung von Satzbeispielen verursacht, in denen die Fremdwörter durch deutsche Wörter oder möglichst kurze Umschreibungen Ersatz finden sollen, dankbare Würdigung und Empfehlung des Büchleins. Freilich ist die genannte Prozedur nicht immer in gleicher Weise geglückt. Nehmen wir z. B. das Wort „Jongleur"! Unter dieser Bezeichnung begreift man einen Gaukler, Possenreifser, Taschenspieler, Fecht- und Zauberkünstler, Äquilibristen, Seiltänzer etc. Vertausche ich nun in dem betreffenden Satze „Der Jongleur ergötzt die Zuschauerwelt(?) durch allerlei Kunststückchen" das Fremdwort mit irgend einer der obigen Übertragungen, so deckt keine davon den Begriff Jongleur; es wird also in diesem Falle — und derartige Fälle sind nicht ver-

einzelt — geraten sein, das Fremdwort Jongleur, dem etwa unser „Gaukler" am nächsten käme, beizubehalten.

Bei einer weiteren Auflage der brauchbaren Schrift müfste aber unstreitig die Zahl der am meisten in Gebrauch stehenden Fremdwörter erheblichen Zuwachs erfahren. Wörter wie Abiturient, Bombast, Chance, Dekret, Elixir, Fideikommifs, gravitieren, habilitieren, Idiosynkrasie, Kapitel, Laie, Manöver, notorisch, obsignieren, Paralyse, Quodlibet, Renaissance, Scholastik, Servitut, Temperatur, Utopien, Vasall, Xylographie, Zenith etc. etc. dürfen nicht fehlen, selbst wenn man noch so kompendiös verfährt. — Auch manche Unebenheiten haben sich eingeschlichen. So lesen wir „praenumerando — vorausbezahlend", während die richtige Verdentschung wäre „Bei Vorausbezahlung": denn wenn man an dem beigefügten Satz „Versicherungsgebühren werden gewöhnlich praenumerando erhoben", die erstgenannte Verdeutschung anwenden wollte, so hiefse das Beispiel: „Versicherungsgebühren werden gewöhnlich vorausbezahlend erhoben", ein widersinniges Deutsch, wie es freilich bedauerlicherweise im Gerichts- und Kaufmannsstil noch immer zu finden ist. — Schliefslich sei noch die Bemerkung gestattet, dafs die historischen und geographischen nomina propria in Wegfall kommen könnten, da sie als keine Fremdwörter im eigentlichen Sinne gelten, wogegen die Zahl der wirklichen Fremdwörter, und zwar nur insoweit sie zu den allergebräuchlichsten gehören, wie schon oben angedeutet wurde, um ein beträchtliches vermehrt werden sollte.

Kleine Poetik. Für höhere Schulen und zum Selbstunterricht. Von Professor Dr. C. Beyer. — Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien. 1893.

Ein hochverdienstliches Unternehmen des Verfassers war es, aus seinem grofsen nationalen Werke „Deutsche Poetik" einen gedrängten praktischen Abrifs zu bieten, der die Schüler- und Laienkreise in das Wesen und insbesondere in die Technik der deutschen Poesie einzuführen geeignet ist. Dafs System und Prinzip des monumentalen Hauptwerkes im ganzen und grofsen sorgsam beibehalten ward, versteht sich von selbst; denn das Gegenteil müfste nur beklagt werden. Und so können wir denn allen Schulbehörden, sowie den Vorständen und Lehrern, denen die grofse „deutsche Poetik" zum Schulgebrauch zu umfangreich ist, dieses Büchlein auf das wärmste empfehlen. Wenn ich etwas zu beanstanden hätte, so wäre es der Umstand, dafs der hochbedeutende Dichter und neben Rückert gröfste Formenkünstler Platen nur anläfslich der Ghasel-Definition und der künstlerischen Parodie erwähnt ist, während er doch als Oden- und Sonettendichter ganz Hervorragendes leistete. Auch ist der geniale Schöpfer der lyrischen Grofsbilder aus Welt und Geschichte, Hermann Lingg, sowie der gewaltige Sänger des „Ahasverus", des „Königs von Zion" etc. nirgends erwähnt. Solche Namen dürfen selbst in einem noch so

kompendiösen derartigen Buche nimmermehr fehlen. Indes diese Lücken können bei einer zweiten Auflage, die ja bei der eminent praktischen Anordnung und Durchführung des Stoffes in Bälde zu erwarten ist, leicht ausgeführt werden.

Deutsches Lesebuch für höhere Lehranstalten. Herausgegeben von Lehrern der deutschen Sprache an dem K. Realgymnasium zu Döbeln. 4. Teil, 1. Abteilung. Unter-Tertia. 2. Aufl. Leipzig, Teubner, 1892.

Wenn die Verfasser dieses Lesebuches die etwas einschränkende Buchaufschrift der 1. Auflage mit der allgemeineren „deutsches Lesebuch für höhere Lehranstalten" vertauscht haben, so scheinen sie mir im besten Rechte zu sein. Denn die allermeisten Lesestücke sowohl der Prosa- als Poesieabteilung eignen sich auch für humanistische Schulen. Ferner finden wir, dafs einigen von Fachgenossen mitgeteilten Anschauungen und Wünschen Rechnung getragen ist. Dafs sich die vaterländischen Gedichte in der neuen Auflage einer gröfseren Anzahl erfreuen und dabei insbesondere des edlen Sachsenlandes Geschichte in würdigen Betracht kam, halten wir an sich für sehr löblich, wenn wir uns auch mit dem poetischen Mittelgut, als welches sich mehrere dieser Dichtungen erweisen, nicht vollauf befreunden können. Zu einem grammatischen Anhang haben sich die Verfasser nicht verstehen können, was wir ihnen nicht übel nehmen wollen, da ein solcher in der Regel zu viel und zu wenig bietet. Dafs Hermann Lingg, der geniale Schöpfer der sogenannten historischen Lyrik, nur mit einem, noch dazu poetisch minderwertigen Poem vertreten ist, Gustav Schwab aber, der in keinem Teil eines solchen Lesebuches fehlen sollte, gar nicht zu Worte kommt, finden wir mindestens befremdlich. Auch der Kanon der auswendig zu lernenden Nummern dürfte sich um einige vermehren und etwa Geibel noch einzureihen sein.

München. Dr. Karl Zettel.

Des C. Sallustius Crispus Bellum Catilinae, Bellum Iugurthinum und Reden und Briefe aus den Historien. Zum Schulgebrauche herausgegeben von A. Scheindler. 2. Aufl. Mit einer Karte. Leipzig, Freytag 1891.

C. Sallusti Crispi Historiarum reliquiae edidit B. Maurenbrecher. Fasc. I. Prolegomena. Lipsiae, in aedibus B. G. Teubneri 1891.

Die 2. Auflage der Scheindlerschen Sallustausgabe unterscheidet sich von der ersten dadurch, dafs sie in ihrer Anlage den übrigen deutschen Schulausgaben der Freytagschen Sammlung angepafst wurde. Dem Texte voran geht eine kurz orientierende Einleitung über Sallusts Leben und Werke, sowie eine Zeittafel; hinter dem Texte befindet sich ein ebenfalls deutsch abgefafstes alphabetisches Verzeichnis der Eigennamen. Der Text ist in der 2. Auflage ent-

schieden besser geworden dadurch, dafs an einer Reihe von Stellen die Überlieferung hergestellt und eigene, aber unwahrscheinliche Vermutungen des Herausgebers entfernt wurden. Die Ausgabe macht noch besonders empfehlenswert der grofse deutliche Druck und das gute Papier; dagegen ist das Kärtchen etwas dürftig.

Eine neue Ausgabe der Fragmente der Historien Sallusts erweist sich als zeitgemäfs, nachdem die Ausgaben von Kritz und Dietsch im Buchhandel schwer erhältlich sind und seit diesen Ausgaben eine Reihe von wichtigen Fragmenten, insbesondere die Orleaner aufgefunden wurden. Einen besonderen Vorzug wird die neue Sammlung dadurch bekommen, dafs Maurenbrecher sich die Aufgabe gestellt hat, aus den verschiedenen, die gleichen geschichtlichen Ereignisse behandelnden Schriftstellern das auf Sallust als Quelle Zurückgehende zusammenzustellen und so durch Einreihung der erhaltenen sallustischen Fragmente an passender Stelle gewissermafsen das ursprüngliche Geschichtswerk inhaltlich zu rekonstruieren. Die Grundlagen dieses Planes — den mehr historischen Teil — enthält der erste vorliegende Band. Neben vielen ansprechenden und wahrscheinlichen Vermutungen des Verfassers bezüglich der Benutzung der Historien durch die späteren Schriftsteller, bes. Appian und Cassius Dio, findet sich naturgemäfs manche auf schwächerem Fufse stehende Behauptung. Immerhin zeigt sich M. seiner Aufgabe nach der historischen Seite hin gewachsen. Möge die kritische Neuordnung der Fragmente im zweiten Teile, der hoffentlich bald nachfolgt, sich nach der philologischen Seite hin auf gleicher Höhe halten — und der Verfasser darf des Dankes für sein verdienstvolles Unternehmen von Seiten der Historiker wie der Philologen in gleichem Mafse sicher sein.

München. Gustav Landgraf.

Ciceros Rede für T. Annius Milo. Für den Schul- und Privatgebrauch in vierter Auflage bearbeitet von Hermann Nohl. Leipzig. Teubner 1892. 110 S.

Der als Cicero-Kenner bewährte Herausgeber zeigt sich hier auch als Erklärer der Reden Ciceros, zunächst der Miloniana nach Richter-Eberhard. Und auch hier bemerkt man die kundige Hand. Die Einleitung ist vielfach umgearbeitet und im Ausdruck von Fremdwörtern gereinigt, die Belegstellen sind vermehrt und bestimmt. Auffallend ist hier die Bemerkung, die Kunst dieser Rede vermöge „uns kaltblütige Nordländer nicht so sehr zur Bewunderung hinzureifsen wie Ciceros Landsleute." Von welchem Standpunkt aus soll man denn ein Kunstwerk betrachten? Und dann bleibt immer ein solches Urteil der Ausflufs persönlicher Wärme oder Kälte. Jedenfalls gehören nicht in eine für jugendliche Schüler berechnete Ausgabe solche Gefühlsregungen, wie man vielleicht auch im Kommentar den häufigen Hinweis auf die Schwäche der Beweisführung durch die Einleitung hätte vermeiden können; man vergleiche aufserdem die Literaturgeschichte von Teuffel: „ein rednerisches Meisterstück" und von Schanz: „ein ganz vortreff-

liches Denkmal ciceronischer Beredsamkeit"! Ungenau ferner heifst S. 13 der Vorstand des Gerichts (quaesitor) „Untersuchungsrichter." S. 15 „Oberrichter"; dafs dieser „erwählt" worden sei (S. 17) ist zweideutig. „Da Prätoren noch nicht gewählt waren, mufste Pompejus stellvertreten" scheint Provinzialismus zu sein.

Was den Text der Rede anlangt, so schliefst er sich im allgemeinen an die im Jahre 1888 bei Freytag-Leipzig erschienene Recension an. Dem Urteil über die geringe Zuverlässigkeit des wiedergefundenen Coloniensis, jetzt Harleianus 2682, kann man nur zustimmen. Doch hätte die Folgerung strenger gezogen werden sollen, da ihm bei Verschiedenheit von E und TS der Ausschlag zugewiesen wird. Denn § 39 cum-fecisset verbesserte wohl ein oberflächlicher Grammatiker aus dem ihm weniger geläufigen cum-fecit: der Unterschied des Sinnes und das hier Geforderte liegt auf der Hand, beide Handlungen fallen zusammen. Auch § 14 möchte cum inessent in re vis et insidiae mit E vor der Lesart der anderen Handschriften inesset den Vorzug verdienen, da der eine Begriff den andern nur verstärkt. Dagegen ist an derselben Stelle die Vermutung des Herausgebers zu quo arma Saturnini (non fehlt ohne Bemerkung): es sei nach non ausgefallen sine sanguine sunt depressa, nicht mehr wiederholt: wahrscheinlich ist non etiamsi e republica nur spätere Erklärung zu tamen; für den Redner handelt es sich um vis vi illata defenditur. Die Erklärung: „zu arma Saturnini schwebt oppressa sunt aus caesus est bereits vor; etiamsi e rep. oppr. s. gehört dem Sinne nach zu allen drei Gliedern," läfst die Überlieferung erst recht unsicher und gekünstelt erscheinen. — § 32 ist das Unterscheidungszeichen vor speraret wohl überflüssig; auch § 54 ist bei Müller übersichtlicher wiedergegeben. — § 76 fehlt iam vor usu in E, wie steht es hier mit H? Wahrscheinlich ist es unecht. Und § 88 hat P obstare poterat, das Müller aufnahm, die anderen poterat obstare, wie H? — So richtig ferner § 103 ut inspectante me expellerentur ii, per quos essem restitutus in der Abhängigkeit ist, ebenso läfst sich das folgende si distrahar ab his, per quos restitutus sum mit dem bestimmten Hinweis auf den anwesenden Milo verteidigen.

Doch bei einer Schulausgabe ist besonders auf die Erklärung Gewicht zu legen, und hier bedeutet diese Bearbeitung einen grofsen Fortschritt über Richter-Eberhard hinaus. Schon der Druck der Anmerkungen ist diesmal in Absätzen und daher übersichtlich gestaltet. An den einzelnen Abschnitten wird der Zusammenhang und der entsprechende Teil angegeben: vielleicht hätte auch stets der rhetorische Ausdruck der Rede hinzukommen können, da solche Dinge, noch so oft mitgeteilt, immer wieder dem Gedächtnisse der Jugend entfallen und doch auch für die Schulung im Deutschen wichtig sind. Aber die Bemerkung, z. B. zur Erzählung § 24 „sie ist parteiisch und verschweigt manches, erfüllt aber ihren Zweck" läfst die Tragweite des Hinweises nicht ersehen. Das gleiche gilt von § 13 „das Streben cuius zur Herstellung eines Enthymems in den Anfang des Satzes treten zu lassen hat die etwas künstliche Wortstellung veranlafst". —

§ 15 salutarem: der Richter konnte auch beide Buchstaben löschen = non liquet. — § 74 hätte splendidus „das gewöhnliche ehrende Beiwort des Ritterstandes" dem Schüler die Beigabe einer geschmackvollen modernen Übersetzung wertvoller gemacht. — Die Fragestellung ohne entsprechende Beispiele, die auf das Gewünschte hinführen, hat stets etwas Mifsliches; so auch, wenn § 54 paenula irretitus, raeda impeditus, uxore paene constrictus gefragt wird, „warum nicht ab uxore." Bei Halm ist doch wenigstens zur gleichen Frage auf § 47 iacent suis testibus, i. e. testium dictis hingewiesen. Dieser seltene Gebrauch des instrumentalen Ablativs bei Personen, welche als Werkzeuge einer Handlung aufgefafst werden (Draeger H S I² § 229), ist wohl hier nicht besonders zu betonen, da ihn eher die Konzinnität veranlafste.

Recht dankenswert ist die Zugabe des Asconius zur Miloniana, die, ohne kritische Nachweise, eine sachgemäfse Erklärung erfuhr. Wenn aber zu § 33 wie bei Halm-Laubmann Mommsen herangezogen wird, so hätte auch die Stelle bestimmter genannt werden können. Bei § 16 privilegium wird durch lex in privum hominem das Wörterbuch nicht erspart. Die Erläuterung zu § 8 ex luco Libitinae läfst „den in Amtstracht umherwandelnden Ahnen des Verstorbenen" die fasces vortragen; erst § 33 der Rede bringt in die Stelle den gebührenden Ernst. Auch das „Beerdigungsinstitut" unterhielten die libitinarii, die im Tempel der Libitina ihr Gewerbe ausübten; vgl. Horat. carm. III. 30. 7, sat. II. 6. 19.

München. C. Hammer.

Titi Livii ab urbe condita liber XXX. Für den Schulgebrauch erklärt von Franz Luterbacher. Leipzig, Verlag von B. G. Teubner 1892.

Luterbacher beginnt mit diesem Bändchen eine neue Serie seiner verdienstvollen Schulausgabe des Livius. Hinsichtlich des Textes konnte er sich an die gröfsere kritische Ausgabe von Luchs anlehnen. Von seinen Abweichungen sind folgende erwähnenswert: Kap. 4, 5 ergänzt er nach Cic. de or. 1, 84 <eam aperiret>; das Lexicon Livianum von Fügner ist leider noch nicht soweit gediehen (Fasc. V schliefst mit ambitio!), um nach dem Sprachgebrauch entscheiden zu können, ob aperire den Vorzug vor Madvigs Einschaltung <eam promeret> verdient. — 6, 2 scheint die Stelle durch die Einfügung von <ortum> und die Änderung confusis zwar für die Schule lesbar gemacht, aber noch nicht endgültig geheilt zu sein. — 27, 11 wird etwas gewaltsam geschrieben iussi . . facere statt des handschriftlichen ut . . facerent, das man sich von einem zu ergänzenden ‚man beschlofs' abhängig zu denken hat. — 29, 4 lesen die Hss. maxime si hostis fiduciaque, non de nihilo profecto concepta, percussus est. Die Geschichte der Stelle ist interessant. Drackenborch änderte das verdorbene si in scilicet, Madvig in ceterum und stellte es vor maxime, Alschefski in sed mit derselben Umstellung; Weifsenborn

schrieb maxime [si] hostis fiducia <audacia> que und ebenso Luchs und Riemann; Zingerle zuerst suchte in dem verstümmelten si ein passendes Substantiv zu fiducia (vgl. Polyb. 15, 5, 8 *θαυμάσας ὁ Ἀννίβας τὴν μεγαλοψυχίαν καὶ τόλμαν τἀνδρός*) und schrieb: maxime spiritu hostis fiduciaque. Luterbacher nun meint die Vorzüge der bisherigen Konjekturen zu vereinigen, indem er liest: ‚sed („zugesetzt nach Alschefski als Ggs. zu quidem, Madvig ergänzt ceterum!‘) audacia („auf maxime mufs doch wohl unmittelbar der Hauptgrund der Bestürzung des Hannibal folgen“) hostis fiduciaque. Er übersieht dabei, dafs nicht wegen des Gegensatzes zu quidem von Alschefski sed und von Madvig ceterum eingefügt wurde, sondern um aus dem hss. si etwas zu machen. Offenbar ist der von Zingerle eingeschlagene Weg der Emendation der einzig richtige: auch wäre gegen das von ihm an Stelle von si gesetzte spiritu nichts einzuwenden, wenn es nicht noch eine einfachere Lösung gäbe und die ist, man schreibe spe statt si; dadurch gewinnen wir die auch sonst so beliebte Verbindung spes ac fiducia, die hier vorzüglich pafst, besonders auch zu concepta; man vgl. Nep. Hann. 8, 2 spe fiduciaque, Caes. b. c. 1, 20, 2; b. Afr. 19, 4; Flor. 3, 5, 3. 7, 2 spes ac fiducia, Curt. 9, 4, 25 fiducia ac spes; ib. 4, 10, 7; b. Alex. 12, 2 spes et fiducia; Liv. 45, 8, 5, Tac. Agr. 3 non modo spem, sed fiduciam; Suet. Claud. 10 minore spe quam fiducia. — Die Änderung 36, 6 contemplatus scheint mehr dem Interesse der Schule zu dienen als die Kritik zu befriedigen; warum übrigens die Ergänzung Alschefskis ad contemplandum (so die Hss!) Carthaginis situm . . . <provectus> Uticam rediit verschmäht wurde, die sehr viel Wahrscheinlichkeit für sich hat, ist mir nicht erfindlich.

Konnten wir sonach den Textesänderungen Luterbachers nicht immer zustimmen, so anerkennen wir um so freudiger die Bearbeitung des Kommentars. Das bei Weifsenborn-Müller und Riemann angesammelte Material ist für Schulzwecke gesichtet und durch eigene gute Bemerkungen vermehrt. Insbesondere die Kapitel 30 und 31, welche die Reden Hannibals und Scipios anläfslich ihrer Begegnung vor der Schlacht bei Zama enthalten, Glanzpunkte dieses Buches, aber auch mit nicht wenigen Schwierigkeiten versetzt, haben bei L. eingehende und sorgfältige Erklärung gefunden, man vergl. besonders die Note zu 30, 2; § 4 fasse ich fuerit als Potentialis; geschmacklos ist die Uebersetzung § 5 ludibrium casus = neckischer Zufall, vielmehr Laune des Schicksals; § 15 braucht der Schüler notwendig einen Fingerzeig, etwa: novi] nicht von novus. Der Druck ist korrekt.

Möge diese für die Bedürfnisse der Schule sehr geeignete Ausgabe von Luterbacher dazu beitragen, dafs das an dramatischen Momenten so reiche XXX. Buch des Livius mehr als bis jetzt in den Gymnasien gelesen werde!

München. Gustav Landgraf.

Alexander Reinhardt, Der saturnische Vers in der römischen Kunstdichtung. Leipzig 1892. B. G. Teubner. 8°. Sonderabdruck aus dem XIX. Supplementbande der Jahrbücher für Philologie S. 205—253.

Der Sieg derjenigen Forscher, welche den saturnischen Vers für quantitierend halten, über die Vertreter des Accentuationsprinzips darf heute wohl als entschieden betrachtet werden. Vgl. diese Bl. XXII (1886) S. 570. Auch der neueste Bearbeiter des schwierigen Problems schliefst sich der ‚victrix causa' an, doch nimmt er insofern eine Sonderstellung ein, als er die Saturnier der Kunstpoesie (Fragmente der Odissia und des bellum Poenicum, Scipionengrabschriften[1]) nebst einigen anderen Inschriften, Musterverse der alten Grammatiker) von denen der rein volkstümlichen Dichtung scheidet und nur die ersteren zum Gegenstand seiner Untersuchung macht. Er geht in der Weise vor, dafs er zunächst 11 Hauptregeln (S. 211 f.) aufstellt, welche als gesicherte Resultate der bisherigen Forschungen gelten dürfen, dann das erhaltene Material nach diesen Regeln prüft, wobei sich ergibt, dafs „unter Ausscheidung der . . . nicht verwendbaren Fragmente" (Überreste von zu geringem Umfange u. s. w; vgl. S. 218 ff.) von 127 Versen resp. Versteilen „sich 109 ohne weiteres oder mit leichten, rhythmisch unwesentlichen Correcturen den aufgestellten Gesetzen" bequemen, während 18 (handschriftlich überlieferte) Verse „durch sehr wahrscheinliche Emendation" zur löblichen Unterwerfung bewogen werden können, und erst auf Grund des auf diesem Wege gewonnenen „zuverlässigen Bestandes an Saturniern" die Prosodie und Metrik darstellt. Die 11 Hauptregeln haben sich im Laufe der Untersuchung erfreulicher Weise (denn die Wissenschaft kennt keinen Aberglauben) zu 13 Hauptgesetzen vermehrt (S. 250 f.). Da das Ausschreiben derselben sehr viel Raum beanspruchen würde, so überlasse ich es den Freunden der altlateinischen Metrik, sie beim Verfasser selbst nachzulesen und zu prüfen, ob dieser nicht den Widerstand der gemafsregelten Saturnierminorität etwas zu geringfügig erscheinen läfst.[2]) Im ganzen macht Reichardts umsichtige und behutsame Arbeitsweise einen vorteilhaften Eindruck, und wenn seine Theorien so wenig ohne Rest aufgehen, als die seiner Vorgänger, so liegt die Schuld nicht an ihm, sondern an dem kläglichen Zustande unserer Überlieferung. —

[1]) Die neueste Arbeit über „die Dichter der Scipionenelogien" von E. Wölfflin (Sitzungsber. d. b. Ak. phil.-hist. Cl. 1892, 188–219) konnte nicht mehr bezw. noch nicht berücksichtigt werden.

[2]) Ich kann mich z. B. nicht entschliefsen, mit dem Verf. S. 217 „das nicht gut erklärbare vehementem" bei Liv. Fr. 20,2 B. zu ändern. Bei C. Zander, versus italici antiqui, Lundae 1890 p. 88 (vgl. meine Ausgabe von Apul. Am. und Ps. S. 40) ist die meines Erachtens richtige Erklärung gegeben.

J. W. Beck, Studia Gelliana et Pliniana, Lipsiae 1892. B. G. Teubner. 8⁰. Sonderabdruck aus dem XIX. Supplementbande der Jahrbücher für Philologie S. 1—55.

Der mit der grammatischen Literatur der Römer in hohem Grade vertraute Verfasser, ein Schüler des verstorbenen Bährens, hat sich die schwierige Aufgabe gestellt, die ‚libri dubii sermonis' des älteren Plinius, ein Werk, das allmählig als eine Hauptquelle der späteren Grammatiker hervortritt, zu rekonstruieren. In der oben verzeichneten Vorarbeit schafft er stattliche Bausteine zur Stelle, indem er aus den attischen Nächten des Gellius, den fälschlich dem Valerius Probus beigelegten ‚de nomine excerpta' (Keil G. L. IV), dem libellus de dubiis nominibus (Keil G. L. V) und Charisius I 15 plinianisches Gut aushebt. Während der Nimbus des biederen Gellius[1]) etwas verblafst, da sich herausstellt, dafs er gleich anderen seiner antiken und modernen Kollegen hie und da seine direkte Quelle verschwiegen und die in derselben niedergelegte Gelehrsamkeit für den Ertrag ausgedehnter eigener Lectüre ausgegeben hat, erscheint die Bedeutung des Grammatikers Plinius, zumal für die Synonymik (vgl. p. 34 ff.), in um so hellerem Lichte. Ich mufs mich mit dieser kurzen Signalisierung der anregenden Studien, die inzwischen durch Oskar Froehde[2]) ‚Valeri Probi de nomine libellum Plinii Secundi doctrinam continere demonstratur' (XIX. Supplementbd. d. Jahrbb. für Philol. S. 159 ff.) und den Verf. selbst „Die plinianischen Fragmente bei Nonius und dem Anonymus de dubiis nominibus" (Berl. philol. Wochenschr. 1892 Nr. 50 und 51) bestätigt und weitergeführt worden sind, begnügen; zu detaillierter Besprechung mangelt mir die Kompetenz.

Guilelmi Blesensis Aldae comoedia edidit Carolus Lohmeyer. Lipsiae 1892. B. G. Teubner. 8⁰. 2 Bl. 87 S. Bibliotheca scriptorum medii aevi Teubneriana.

Das sonderbare Product, welches durch diese Ausgabe bequem zugänglich gemacht worden ist, gehört zu den comoediae elegiacae, d. h. zu jenen Dichtungen, welche nach Ernst Muellenbachs Definition ‚variis locis a variis poetis composita in eo omnia concinunt, quod elegiacis versibus aut comicarum fabularum argumenta enarrant aut narratione hic et illic interposita ipsa per diverbium decurrentia scaenicarum similitudinem quandam prae se ferunt' (com. eleg. I 5). Sein Verfasser, Wilhelm von Blois, dessen sonstige Dichtungen gleich seinen theologischen (!) Werken verloren gegangen sind, weilte 1167—69 in Sicilien und gelangte wahrscheinlich dort in den Besitz seiner

[1]) Der Apostrophierung desselben p. 6 kann ich keinen Geschmack abgewinnen.

[2]) Vgl. dag. Kübler, Wochenschr. f. klass. Philol. 1892, 1286 ff. — Auch die etwas früher erschienene Schrift Froehdes ‚De C. Julio Romano Charisii auctore' (XVIII. Supplementbd. d. Jahrbb. f. Philol. S 565 ff.; vgl. H. Keil D. L. Z. 1892, 1558 f.) berührt sich zum Teil innig mit Becks Studien. Vgl. auch Fröhdes Referat über letztere, Wochenschr. f. kl. Ph. 1892, 1346 ff.

Vorlage, nämlich einer in lateinischer Prosa abgefafsten, aber noch mit dem (entstellten) griechischen Titel versehenen Erzählung, die ohne sonderliche Kühnheit auf die Hypothesis des menandrischen[1]) *ἀνδρόγυνος* zurückgeführt werden kann. In der That enthält der Kern der Handlung — ein junger Mann gelangt an das Ziel seiner Wünsche, indem er in weiblicher Kleidung in das Gemach der vom Vater (im Original vom leno) ängstlich gehüteten Geliebten (im Original natürlich einer meretrix) dringt — nichts dem Geiste der neueren Komödie widersprechendes, obgleich er unter der Masse der zeitgemäfsen d. h. mittelalterlichen Zuthaten dermafsen vergraben ist ‚ut vix forma prisca eluceat' (p. 22). Der Dichter zeigt starke Abhängigkeit von den früheren mittelalterlichen Komödiendichtern (Vitalis u. a.) und hat seinerseits auf die spätere Literatur einen beträchtlichen Einflufs ausgeübt. Wenn die Alda ungeachtet ihres lasciven Inhaltes sogar als Schullectüre verwendet wurde, wie der Herausgeber p. 33 vermutet (B. Hauréau, Journal des Savants 1892, 746 bezweifelt es), so müssen allerdings die ‚medii aevi homines in illis rebus non ita anxii' gewesen sein: denn gegen die Scene v. 435 ff., in welcher der verkleidete Pyrrhus Aldas Wifsbegierde[2]) stillt, ist selbst die „Instruktionsstunde" im „Hirtenroman" des Longos harmlos.[3]) — Von den zwei Rezensionen, in welche uns die Komödie erhalten ist, hat Lohmeyer diejenige bevorzugt, welche auf den codd. Harleianus 3872, Parisinus 15155, Berolinensis ms. Diez. B. Santen. 60 und Leidensis Bon. Vulcanii 48 basiert. Der ‚nomina, metrica, grammatica, memorabilia' umfassende Index verzeichnet unter ‚imitatur' einige der vom Dichter erborgten Horatius- und Ovidiusfloskeln.[4]) —

München. Carl Weyman.

Ernst Graf, Pindars logaödische Strophen. Marburg. N. G. Elwert 1892.

Wenn ein so hervorragender Metriker wie Christ (Zur Chronologie Pindar. Siegesges. S. 56) erklärt, für die Zeitbestimmung der Oden sei zweifellos die Entwicklung der metrischen Form von Bedeutung, aber unsere Einsicht sei noch zu lückenhaft und unaufgeklärt, als dafs sich auf diesem unsichern Grunde etwas Sicheres für die Chronologie Pindars aufbauen liefse, so mufs die vorliegende Untersuchung interessieren, in der der Versuch, eine solche Entwicklung zu finden, gemacht ist. Sehr besonnen ist der Plan, nach dem Vf. zu verfahren sich vornimmt. Frei von der Willkür, mit der andere

[1]) Irrtümlich werden p. 19 Anm. 2 die bekannten Worte über die Verbrennung der menandrischen Komödien dem Petrus Alcyonius, statt dem Johannes Medici, dem nachmaligen Papste Leo X., beigelegt; vgl. J. Bernays, die heraklitischen Briefe S. 117.

[2]) Der Namen Alda (franz. Aude) scheint für die ‚virgo quamvis nubilis, tamen plane rei amatoriae inscia' (p. 26) typisch gewesen zu sein.

[3]) Widerlich ist die Schilderung des nicht-nutzigen Sklaven Spurius v. 171 ff.

[4]) Selbstverständlich ist auch der ‚poeta' benützt; vgl. z. B. v. 165 ‚caeco carpitur igne' daneben v. 101 die biblischen ‚viscera pietatis'.

Metriker, wie Mor. Schmidt, J. H. H. Schmidt, Rofsbach-Westphal ihren Theorien zu Liebe Silbenmafse und Pausen von jeder Länge annahmen, um eine regelmäfsige rhythmische Form der Oden zu gewinnen, will er selbst die logaödischen Oden in die verschiedenartigen, verschieden langen Versglieder zerlegen und untersuchen, was den Dichter bei der Bildung und Zusammensetzung geleitet hat. Er weist im einzelnen nach, wie der Bau der Strophen aus gewissen metrischen Elementen (Gliedern) durch Wiederholung, Verkürzung, Erweiterung, Verdoppelung, Einführung neuer Elemente, Verknüpfung und Durchschlingung mit denselben entstanden ist und findet als Entwicklungsgesetz: In den ältesten Oden (Pyth. 10 u. 6) zeigt sich das Streben nach möglichster Buntheit der Gestaltung, die den innern Zusammenhang nur gerade noch wahrt, in der reiferen Zeit (Ol. 1. Pyth. 2) kehrt der Dichter zur einfacheren Formgebung zurück, in der dritten Periode seiner Entwicklung (nach Leop. Schmidt), beginnend mit Ol. 9 (456) ist ein bedeutender Schritt weiter zu ruhigem, gleichmäfsigem Fortgang des Rhythmus geschehen, charakteristisch dafür das Zusammentreten gleicher und ähnlicher Glieder zu kleinen Gruppen von 2 bis 3 Versen und Abnahme der Auflösungen. Diese Entwicklung ist durch Nachweise an den einzelnen Oden wahrscheinlich gemacht und für die chronologische Bestimmung der Abfassungszeit benützt. Vf. stimmt hierin im allgemeinen mit den Resultaten Leop. Schmidts überein, er weicht nur ab bei Isthm. 6 (*τίνι τῶν πάρος ὦ μάκαιρα Θήβα*), die er ihres rhythmischen Charakters wegen in die allererste Zeit des Dichters versetzt. Von den von Schmidt nicht sicher datierten Oden legt er Nem. 4 in die letzte Zeit des Dichters, Nem. 3 um 475, Nem. 7. um 476 (od. 461), Nem. 2 in die letzte Periode, Nem. 6 noch um die Zeit der 13. olym. Ode (464) um 460; Nem. 8 (gegen L. Schmidt und Mezger) mit Bestimmtheit in das spätere Alter des Dichters, nicht allzuweit von Ol. 13 (464.)

Die gewonnenen Resultate besonders hinsichtlich der Chronologie dürften doch, wenn zu den metrischen nicht noch andere Beweise hinzukommen, wenig Sicherheit bieten. Selbst wenn man sich auf den prinzipiellen Standpunkt Grafs stellt, sind doch schon in der Abgrenzung der einzelnen Versglieder und in der rhythmischen Auffassung derselben verschiedene Ansichten möglich, wie viel mehr werden die Urteile über eine ganze Strophe differieren! Und wie mifslich ist es dann, davon die Zeitbestimmung der Abfassung abhängen zu lassen! Z. B. Isthm. 6 soll wegen ihres bunten metrischen Charakters in die früheste Zeit des Dichters fallen. Aber v. 40 *ὅτι τερπνὸν ἐφάμερον διώκων ἕκαλος ἔπειμι γῆρας ἔς τε τὸν μόρσιμον αἰῶνα* kann kein Jüngling sagen und trotz der Verschiedenheit der Versbestandteile übertrifft die Ode, weil die Glieder fast durchgängig in Strophe und Epode logaödischen Rhythmus haben und sehr wenig trochaische und (um bei Grafs Auffassung zu bleiben) choriambische Elemente beigemischt sind, an Einfachheit die meisten logaödischen Oden, so dafs sie deshalb eher in die letzte Zeit des Dichters versetzt werden mufs.

Kempten. Meinel.

Xenokrates. Darstellung der Lehre und Sammlung der Fragmente, von Richard Heinze. Leipzig. Teubner 1892. 204 Seiten.

Die Lektüre der philosophischen Schriften Plutarchs hat zu dem vorliegenden Werk über Xenokrates die Veranlassung gegeben. Die Vermutung des Verfassers, als ob so manche, besonders mystische Ansicht Plutarchs auf Xenokrates zurückzuführen sei, erweiterte und vertiefte sich zur wissenschaftlichen Darstellung des ganzen Systems jenes platonischen Philosophen. Aber die Rekonstruktion dieser Lehren ist ihrer Natur nach eine schwierige, umständliche und immerhin unvollständige, weil wir nur aus Fragmenten schöpfen können, die aus ihrem ursprünglichem Zusammenhang gerissen sind. Um die Wahrscheinlichkeit der Rekonstruktion zu vergröfsern, mufste der Verfasser die Verbindungsfäden zwischen Xenokrates und seinem Lehrer Plato aufdecken, ferner die Nachwirkungen des mystisch angelegten Philosophen bis hinunter auf den Stoiker Posidonius und Plutarch kenntlich machen. Zu diesem Zwecke hat Heinze die Fragmente, welche in dem 3. Bd. der Sammlung von Mullach enthalten sind, bedeutend erweitert aus Sextus emp., Plutarch, Galen, Clemens Alex., Aristoteles, Boethius, Porphyrius, Simplicius z. Arist., Aetius, Cicero, Tertullian, Jamblichus, Theophrast, Proclus, Laurentius Lydus, Censorinus, Nemesius, Lactantius, Lucian, Olympiodor, Johannes Stobaeus, Aelian und Seneca. Diese Fragmente, in ihrer gröfseren Vollständigkeit und besseren Übersichtlichkeit an dem Schlusse des Buches zusammengestellt, sind eine dankenswerte Leistung des Verfassers, indem sie eine umfassendere und gründlichere Darstellung des Xenokrates ermöglichen. Manche Stellen sind freilich nicht Fragmente im eigentlichen Sinne, sondern vielmehr Nachrichten über Xenokrates. Immerhin sind sie für die historische Erkenntnis des Philosophen von Wichtigkeit.

Xenokrates, der Schüler Platos und nach Speusippus der Leiter der Akademie von 339—314, war bemüht, das Erbe der platonischen Philosophie treu zu bewahren, gegen seine Angreifer zu verteidigen, die Schwierigkeiten desselben durch Erklärungen und Zusätze zu beseitigen und besonders in religiöser Beziehung auszubauen, indem er die gelegentlichen und zerstreuten eschatologischen Erörterungen Platos in ein wohlgeordnetes mystisches System brachte. Durch diese religiöse Mystik ist Xenokrates besonders dem Stoiker Posidonius sympathisch geworden und hat durch diesen seine Gedanken auf Plutarch vererbt, welcher mit Vorliebe die religiöse Ethik und Psychologie behandelte.

Heinze sucht nun ausgehend von Plutarch 1. die Erkenntnislehre, Metaphysik und Physik des Xenokrates zu rekonstruieren, 2. seine Dämonenlehre, 3. Psychologie und Ethik darzustellen. Während Aristoteles eine negative, zersetzende Kritik an dem Lehrgute seines Meisters übte, war Xenokrates bestrebt, dasselbe zu erhalten, auszubauen und zu vervollkommnen. Die Hauptstelle nun für die Er-

kenntnislehre des Xenokrates ist ein Bericht des Sextus adv. math. VII. 147, in welchem man einen wesentlichen Unterschied von der platonischen Ansicht über δόξα und αἴσθησις wahrnehmen kann. Diese beiden psychischen Vorgänge beziehen sich bei Plato auf das Gebiet der konkreten Welt, indem aus der sinnlichen Wahrnehmung (αἴσθησις) nur eine Meinung (δόξα), aber nicht eine Erkenntnis (ἐπιστήμη) der Dinge entsteht. Xenokrates dagegen trennt die δόξα von der αἴσθησις und weist zwar richtig die αἴσθησις der sinnlichen Welt zu, bezieht dagegen die δόξα auf ein ganz anderes Gebiet, nämlich auf die gemischten Wesenheiten, die zwischen der intellegiblen und sensiblen Welt liegen. Die Darstellung des Sextus macht den Eindruck, als ob Xenokrates der αἴσθησις gröfsere Wahrheit zugeschrieben habe als Plato, was Heinze mit Unrecht Zeller gegenüber bestreitet. Xenokrates ging ferner über Plato hinaus, dadurch dafs er die mathematischen Zahlen mit den platonischen Idealzahlen identifizierte, wodurch er sein System in die gröfsten Schwierigkeiten brachte.

Die metaphysischen Prinzipien des Xenokrates lernen wir aus Plutarchs Schrift „Über die Schöpfung der Seele im Timaeus“ kennen. Er steht hier ganz auf den Schultern seines Lehrmeisters; deshalb sah sich auch Heinze veranlafst, die Genesis der platonischen Lehre vom ἕν und ἄπειρον darzustellen, was er in höchst anziehender und verständiger Weise durchführt. Überhaupt beweist der Verfasser eine grofse Sicherheit und Einsicht auf dem Gebiete der Platoforschung. Ferner erkennt Heinze in der Schrift Plutarchs „Über Isis und Osiris“ die Weltanschauung des Xenokrates. Auch zeigt er mit grofser Wahrscheinlichkeit, dafs es ebenfalls Xenokrates ist, der in der peripatetischen Schrift περὶ ἀτόμων γραμμῶν bekämpft wird.

Die Dämonlehre des Xenokrates findet Heinze in der plutarchischen Schrift περὶ τῶν ἐκλελοιπότων χρηστηρίων c. 10 ff. angedeutet und sucht sodann festzustellen, was die xenokratische Dämonenlehre früheren Philosophemen verdankt. Interessant ist dabei die Behandlung des plat. Eros. Auch die Nachwirkungen seiner Dämonologie auf Posidonius, Neupythagoreer, Neuplatoniker, Philon und die christliche Zeit sind bemerkenswert.

Bei dem 3. Teil endlich, der Psychologie und Ethik, ist auszugehen von der Schrift Plutarchs „Über das Gesicht im Mond,“ in welcher, wie der Verfasser ausführt, Xenokrates als Hauptquelle benutzt ist.

Die gelehrte und gründliche Darstellung des vorliegenden Werkes über Xenokrates und seine Lehre ist eine anerkennenswerte Bereicherung der Geschichte der Philosophie.

Würzburg. Nusser.

Die attische Beredsamkeit. Zweite Abteilung: Isokrates und Isaios. Dargestellt von Friedrich Blass. 2. Auflage. Leipzig, Teubner 1892.

Nach fünfjähriger Pause hat der um das Studium der attischen Redner hochverdiente Verfasser der Neuauflage des 1. Abschnittes

seines grofsen Werkes die des 2. Abschnittes folgen lassen. Dieselbe unterscheidet sich von der ersten vor mehr als 17 Jahren erschienenen Auflage „in zahlreichen Einzelheiten, jedoch erheblicher nur in wenigen Punkten. Namentlich ist die Darstellung des prosaischen Rhythmus bei Isokrates, seinen Zeitgenossen und Nachfolgern eine andere, wie B. hofft, und wie auch Referent meint, befriedigendere geworden.“ Die Umarbeitungen erstrecken sich besonders auf die Partien über rhetor. Rhythmus, Wortstellung, Periodik, Eurythmie, epideiktische Satzfügung, rednerische Figuren. Dabei hat B. eher erweitert als gekürzt, was schon äufserlich daran zu erkennen ist, dafs die 2. Aufl. 587 Seiten gegen 550 der ersten umfafst. Die wichtigste Kürzung ist die, dafs Seite 466 der alten Auflage, wo die Privatreden des Demosthenes im Gegensatz zu denen des Isaios beurteilt werden, in der neuen Auflage verschwunden ist, wohl deshalb, weil B. eingesehen hat, dafs er bei eingehender Besprechung jener Reden den dem nächsten Abschnitt (Demosthenes) vorbehaltenen Stoff teilweise vorwegnehmen würde. Die seit der ersten Auflage erschienene einschlägige Literatur ist, wie es von einem so gewissenhaften Gelehrten nicht anders zu erwarten stand, genau berücksichtigt und verwertet. Auch in formeller Hinsicht sind einzelne Verbesserungen angebracht; doch sind dem Ref. noch einige Kleinigkeiten aufgefallen, die aus der ersten Auflage nicht hätten herübergenommen werden sollen: S. 39 unten steht der Gräcismus: „Die Athener erwählten lieber Unrecht zu thun als Unrecht zu leiden. — S. 58 oben klingt die Übersetzung des griechischen „μέγα πρᾶγμα“ durch „ein grofses Tier“ doch etwas vulgär. — S. 79 oben ist dem Ref. der Satz unverständlich: „wie hätte er (Isokrates) nicht, wenn irgend patriotisch fühlend, oder dem Ehrgeiz zugänglich, dem Ganzen etwas zu sein, wirklich bemüht sein sollen etc.“, ferner S. 81 Z. 8 v. u.: „auch durch jenes alles vortrefflich.“ — S. 86 Z. 5 ist die partizipiale Wendung: „jede dies erreichende Verfassung“ hart; man erwartet doch besser einen Relativsatz. — S. 90 Z. 12 v. u. ist der Ausdruck „Tyrannis über die Hellenen“ zur Bezeichnung der, wenn auch recht gewalthaberisch auftretenden Führerrolle Athens im attischen Seebund, doch etwas stark. — Undeutsch ist auch die Wendung S. 117 Z. 8 „nach des Redners gesamter Natur und Bildungsgang.“ — S. 225 Z. 6 v. u. vermifst man im Satz „dafs herausgegeben niemals mehr existiert hat“ das Subjekt „sie“ oder erwartet einen anderen Ausdruck. Die wenigen Druckfehler, die sich finden, sind unbedeutend: S. 83 Z. 5 v. u. „des“ st. „das“; 135 Z. 7 „Identiät“, 218 „sechszehnten“, 237 „Trozenier“, 259 „Phleius“, 476 „Forsetzer“, 512 l. Z. „Demothenes“. Zum Schlusse spricht Ref. den Wunsch aus, es möge die Neuauflage des 3. (wichtigsten) Abschnittes des ganzen Werkes (Demosthenes) nicht lange auf sich warten lassen.

Index Demosthenicus composuit Sigmundus Preuss. Lipsiae in aedibus B. G. Teubneri MDCCCXCII. 330 S. geh. M. 6.50.

Durch vorliegende Ausgabe eines Index Demosthenicus hat sich die Verlagshandlung wie der Verfasser ein grofses Verdienst um unsern Redner erworben; denn bei dem grofsen Umfange der erhaltenen Werke des D. hatte sich das Bedürfnis nach einem ausführlichen Wortregister schon längst fühlbar gemacht. Mit peinlicher Genauigkeit und ungewöhnlichem Fleifse hat P. diesem Bedürfnisse abgeholfen. Er sagt in seiner praefatio: Friderici Blass editione quarta (Lipsiae 1888) usus id potissimum egi, ut paene omnium quae in D. [D] orationibus prooemiis epistulis leguntur vocabulorum formas locosque enumerarem. Ad particulas coniunctionesque disponendas maiorem adhibui diligentiam. Incohata reliqui paucissima illa capita quae inclusa sunt uncis rotundis ( ): *ἐγώ, εἰμί* etc. Omnino omisi praeter nomina propria et numeralia capita quae hoc loco colliguntur: *αὐτός, δέ, ἐκεῖνος, ἡμεῖς, καί, ὁ ἡ τό, ὅς, οὗτος, σύ.*

Der Druck ist äufserst korrekt, was uns bei der Natur des Werkes als besonders verdienstlich erscheint. Bei einer Stichprobe — es war mir nicht möglich, alle Zahlenangaben zu kontrolieren — fand ich nur wenige ganz unbedeutende Druckfehler. Das Buch kann daher allen, die sich mit Demosthenes beschäftigen, als geradezu unentbehrliches Hilfsmittel empfohlen werden.

München. Dr. Burger.

A. Kaegi, Griechische Schulgrammatik. Mit Repetitionstabellen als Anhang. Dritte, verbesserte Auflage. Berlin, Weidmann. 1892. XX u. 286 u. XLIV S. Preis 3 M. 50 Pf.

A. Kaegi, Kurzgefafste griechische Schulgrammatik. Berlin, Weidmann. 1893. IX u. 170 S. Preis 2 Mark.

Sehr rasch ist auf die zweite Auflage (1889) der Kaegischen Schulgrammatik die dritte gefolgt. Da die Vorzüge des Kaegischen Buches, Begrenzung des Stoffes durch sorgfältige Rücksichtnahme auf das dem Schüler für die Lektüre Notwendige und zweckmäfsige Anordnung und Behandlung des Materials, genugsam bekannt sind und die dritte Auflage wohl durch zahlreiche Verbesserungen im einzelnen, aber nicht durch tiefergreifende Veränderungen von der vorigen sich unterscheidet, so glaube ich von einer ausführlicheren Besprechung desselben absehen zu können, zumal der Gebrauch gröfserer griechischer Schulgrammatiken seit Einführung der neuen Lehrpläne an den Gymnasien mehr und mehr abnehmen wird. Nur so viel sei bemerkt: Wo der griechische Unterricht nach einem ausführlicheren Lehrbuche erteilt werden kann, ist die Kaegische Grammatik als der besten eine aufs wärmste zu empfehlen.

Die neuen Lehrpläne für die höheren Schulen Preufsens vom Jahre 1892 veranlafsten den Herrn Verfasser zur Bearbeitung einer „Kurzgefafsten griechischen Schulgrammatik“, in welcher die Ver-

minderung und Beschränkung des grammatischen Lernstoffes weiter geführt und in der nunmehr geforderten Abgrenzung und Form geboten wird. Zunächst ist der Kreis der berücksichtigten Schriftsteller und Schriften enger umschrieben, für unsere bayerischen Verhältnisse vielleicht zu eng, indem aufser Arrian, Lukian, Plutarch, Euripides auch Xenophons Kyropädie, deren Ausscheidung, wie der Verfasser sagt, sich für die Entlastung sehr fruchtbar erwies, Lykurgs Leokratea u. a. m. fallen gelassen wurde. Sodann hat der Verfasser, gewifs mit vollem Rechte, eine ganze Reihe von seltener vorkommenden Unregelmäfsigkeiten im Nomen und Verbum aus dem Lernstoff ausgeschieden. Anstatt aber diese Dinge in besonderen Nachschlagparagraphen zusammenzustellen, wäre es meines Erachtens praktischer gewesen, sie geeigneten Orts in kleinerem Druck oder unter dem Strich zu geben; denn bei der jetzigen Einrichtung mufs der Schüler häufig an zwei Stellen suchen, bis ihm Belehrung wird. Auch in der Kasuslehre, sowie bei der Lehre vom Infinitiv, ist vieles weggeblieben, die Präpositionen sind in alphabetischer Ordnung ganz kurz behandelt u. s. w. Gewifs sind alle diese Änderungen vom Verfasser wohl überlegt und da, wo griechisch so gelehrt und gelernt wird, dafs jede Rücksicht auf deutsch-griechische Schreibübungen wegfällt und nur die Herübersetzung ins Auge gefafst wird, auch vollkommen berechtigt; für diese Methode ist die Kaegische Grammatik sicherlich ein ganz vortreffliches Lehrmittel, aber eben nur für diese Methode. Für unsere bayerischen Gymnasien, wo die Übersetzungen ins Griechische durch alle Klassen hindurch, wenn auch in den beiden obersten nur noch in mäfsiger Ausdehnung (eine Stunde wöchentlich), zu treiben sind, ist meines Erachtens Kaegis Grammatik nicht sonderlich zu empfehlen, und wir würden nicht gut thun, um ihretwillen unsere seit langen Jahren erprobten, trefflichen Lehrmittel, die Formenlehre von Englmann—Haas und die Syntax von Englmann—Rottmanner, aufzugeben. Ist es ja doch, zum grofsen Teile wenigstens, diesen Lehrbüchern zu verdanken, dafs die bei uns bisher erzielten Resultate im Griechischen den in anderen deutschen Staaten erreichten in keiner Weise nachstehen.

Im einzelnen sei Folgendes bemerkt: Dafs in § 17 nicht angegeben ist, welche Wörter die Elision zulassen, erklärt sich daraus, dafs das Buch auf deutsch-griechische Schreibübungen keine Rücksicht nimmt, beweist aber auch, dafs, wo diese gepflegt werden, der Gebrauch des Buches Schwierigkeiten macht. — Dafs *νόσος, ψῆφος* u. a. feminini generis sind, steht nirgends; überhaupt ist sichere Kenntnis des Geschlechts der Substantiva aus der Grammatik nicht zu lernen. — *Πατρᾰ́σι, μητρᾰ́σι* u. s. w. zu drucken (§ 42) oder *Διΐ, νηΐ* (§ 50), ist wohl des Guten etwas zu viel. — Warum in § 60 zu *ἄστυ, -εως, τό,* ausdrücklich noch bemerkt wird „unrichtig G. *ἄστεος*,“ ist nicht recht ersichtlich. — Würde es nicht besser sein, dem Schüler als Neutrum von *ὅστις ὅ τι* oder *ὅ,τι* zu bieten statt *ὅτι* oder *ὅ, τι*? — In § 76,2 könnte durch Beispiele angedeutet sein, dafs zu den Verba muta auch die auf *πτω, ττω* u. *ζω* gehören, und in § 76,3 gesagt

sein, dafs unter Liquidae hier die Laute λ, μ, ν, ϱ zu verstehen sind: vgl. § 2, 4 u. Anm. — S. 48 fehlt die Erklärung der Form ἐπαιδεύσω. — In den Übersetzungen „ich bin (war) erzogen (worden), damit ich erzogen (worden) sei, erzogen (worden) sein" (S. 50 f.) würde ich „worden" lieber nicht in Klammern gesetzt sehen. Soll die Weglassung des „worden" auch noch durch die Schule gefördert werden? — Der Zusatz „u. ä." zu der Regel in § 82,5: „Konsonantenanhäufungen werden vermieden; z. B. in πέπεμμαι . . . von πέμπω" reicht doch wohl nicht aus. — Besonders knapp, für uns entschieden zu knapp, ist die Kasuslehre behandelt. Ich halte es für recht nützlich, wenn die Schüler in der VI. Klasse (Untersekunda) eine erkleckliche Zahl von häufig vorkommenden Verbalkonstruktionen und Phrasen aus ihrer Grammatik lernen; es kommt ihnen das nach meinen Erfahrungen bei der Lektüre sehr zu statten. — Etwas kindlich mutet die Versregel über die Präpositionen und die mit ihnen stehenden Kasus an: „Zum zweiten Kasus setz ἐκ, πρό, ἀπό, ἀντί u. s. w." Sie ist indessen auch überflüssig. — In § 162 wäre die Bemerkung angezeigt, dafs das direkte Medium verhältnismäfsig selten ist. — In § 167 vermisse ich die Angabe, dafs das Partic. des Aor. auch die Coincidenz bezeichnet. — Die Moduslehre reicht für das Herübersetzen aus; zur Sicherheit beim Übersetzen in das Griechische verhilft sie nicht. — In Beziehung auf den Ausdruck habe ich nur weniges zu beanstanden gefunden. In § 76,1 steht: „Verba, die auf einen Vokal" und § 76,2: „Verba, die auf eine Muta auslauten". In § 148 fehlt vor „nichts anschlagen" das Wörtchen „für". — An einigen Stellen sind die Citate zu berichtigen; so mufs es S. 6 Z. 6 v. oben heifsen § 103,1. 3; ferner § 67,2 f.: § 9,1 b und S. 47: § 166,4. — Im Wortregister ist unter ἀκούω auf § 112, unter προνοέομαι auf § 94,2 und unter φαίνω auf § 112 hingewiesen, ohne dafs diese Verba dorten sich fänden. — Schliefslich noch ein paar Druckfehler: es steht § 63 σεαυτῆς, S. 46 Z. 2 v. u. als letztes Wort παιδεύ-ο-νσι. S. 51 l. Z. v. u. παιδευ-θή-ωσαν, S. 94 unter κλίνω ἐκλίνθην.

Regensburg. Fr. Zorn.

Leitfaden für den Unterricht in der Kunstgeschichte, der Baukunst, Bildnerei, Malerei und Musik, für höhere Lehranstalten und zum Selbstunterricht bearbeitet nach den besten Hilfsquellen. Siebente, umgearbeitete Auflage. Mit 172 Illustrationen. Ebner und Seubert (Paul Neff) in Stuttgart [1892].

Mit einem gewissen Mifstrauen nahm ich das Buch, welches die Kunstgeschichte aller Zeiten und Gattungen samt der wohl nur aus praktischen Gründen beigefügten Musikgeschichte in 255 Seiten umfafst, zur Hand, aber mit steigender Befriedigung habe ich die Durchsicht vorgenommen. Denn im ganzen verdient es die Empfehlung, welche ihr von W. Lübke Seite X auf den Weg gegeben wird. Der Bearbeiter der neuesten Auflage, Ernst Wikenhagen, hat wie seine

Vorgänger die Bedürfnisse der Schule richtig erkannt, indem er dem Lehrer einen Leitfaden in die Hand gibt, dem dieser im Unterrichte folgen kann, und zugleich dem Lernenden eine Grundlage gewährt, auf der er auch im späteren Leben zur Erneuerung und Ergänzung seiner kunstgeschichtlichen Kenntnisse bauen kann. Aber freilich der Lehrer mufs das Meiste thun, um aus den kurzen Angaben lebensvolle Gestalten zu schaffen. Denn der geringe Umfang des Buches zeigt, dafs der Text nur ein Gerippe sein kann, an welchem ohnedies einzelne Stücke fehlen: So sind kurze Literaturangaben bei den einzelnen Abschnitten ebenso wenig entbehrlich, wie die Beifügung der Lebenszeiten zum Künstlerlexikon eine Benützung sehr erleichtert. Die Abbildungen sind nicht immer richtig ausgewählt. Denn bei der notwendigen Beschränkung derselben dürfen in erster Linie die eine bestimmte Kunstrichtung oder einen Künstler bezeichnenden Werke nicht fehlen: Lionardos Abendmahl wird jeder ungern vermissen; ein griechisches Vasenbild schön-rot-figurigen Stils mufs dem Anfänger geboten werden. Über die Bevorzugung dieses oder jenes Werkes kann man verschiedener Ansicht sein, aber beistimmen wird man doch gewifs, wenn gefordert wird, dafs aus der Bildnerei des 19. Jahrhunderts wenigstens ein Muster vorgeführt wird, und eine Vertretung der einzelnen Schulen der Malerei im 19. Jahrhundert für unentbehrlich gehalten wird. Mir persönlich liegt es immer am Herzen, dem Lernenden zu zeigen, welches Meisterwerk Thorwaldsen in dem Reiterstandbilde des Kurfürsten Maximilian I. von Bayern geschaffen hat. Es ist in der That eine der herrlichsten Schöpfungen aller Zeiten in dieser Art, eine Zierde Münchens, die nicht genug beschaut und bewundert werden kann. — Der Text ist bei aller Kürze frisch geschrieben, der Stoff gewaltig und darum die Darstellung von Fehlern schwer freizuhalten. Diese können beseitigt werden, wenn Kundige für die einzelnen Gebiete vor der Drucklegung eine Lesung des Manuskripts vornehmen. Wer für die Bildung unserer Jugend in der Kunstgeschichte einen Sinn hat, wird diese Arbeit gerne übernehmen. Dann wird man nicht mehr lesen, dafs der Apoll von Thera im Theseustempel zu Athen stehe (S. 88), und dafs die Porträtkunst erst spät in der griechischen Plastik zum Ausdruck gekommen sei (S. 98). Auch der sterbende Gallier im Kapitol und die bekannte Gruppe in Palazzo Boncompagni werden nicht mehr zu den Resten des Weihgeschenkes des Attalos für die Akropolis von Athen gerechnet werden (S. 100). Endlich wird der Leser auf S. 96 auch den Kopf des Dionysos Knaben in dem Werke des Praxiteles zu sehen bekommen. Wohl wird auch der alte Athenatempel auf dem Plane der Akropolis (S. 23) seine Bezeichnung erhalten. Diese Versehen lassen sich leicht beseitigen: im grofsen und ganzen ist der auch durch guten Druck und gediegene Ausstattung ausgezeichnete Leitfaden zu empfehlen. „Aber der Unterricht wird ohne den rechten Mann und einen einigermafsen ausreichenden Apparat gewifs ohne alle Früchte sein“. So hat ein Schulmann, Karl Georg Jacob, in den Biographischen Erinnerungen an seinen Kollegen von Schulpforta, Gottlob Lange, schon 1832 geschrieben (gedruckt in Ad. Gottl. Lange's vermischten

Schriften und Reden. Leipzig 1832 S. XLVII). Wenn er dies nur von der Archäologie in der Schule sagt, so können wir es ohne weiteres auf die gesamte Kunstgeschichte anwenden. Und wenn er fortfährt: „Wer, wie Lange, sein Leben dem Studium des Edlen und Schönen gewidmet hatte und von dieser himmlischen Flamme entzündet war, der konnte auch junge Gemüter wohl in die Stimmung versetzen, welche jenes schöne Gelübde bei Euripides (Herc. furens 673) ausspricht:

„Οὐ παύσομαι τὰς χάριτας
Μούσαις συγκαταμιγνὺς
Ἡδίσταν συζυγίαν“.

So mögen diese goldenen Worte jedem Lehrer als ein hellleuchtender Leitstern für seine Thätigkeit in dieser Richtung sein. Der Leitfaden gewährt dann nur dem Gedächtnisse des Lernenden eine Stütze. Und diesem Bedürfnisse verdankt er ja auch seine Entstehung, wie es in dem Vorworte zur ersten Auflage von J. Kufs 1868 ausgesprochen ist. Den Zweck erfüllt es.

München. Heinrich Ludwig Urlichs.

Steuerwald, Dr. Wilh., Französisches Lesebuch für höhere Lehranstalten. München. C. H. Beck. 1892. gr. 8. 608 Seiten. M. 3,—.

Dieses Lesebuch, welches nach denselben Grundsätzen, wie das schon in 2. Aufl. erschienene englische Lesebuch desselben Herausgebers bearbeitet ist, fällt schon beim ersten Blicke durch die in Anbetracht des billigen Preises unverhältnismäfsige Fülle des Inhaltes auf. Von dem reichen Inhalt möge folgende summarische Inhaltsangabe einige Vorstellung geben. Es finden sich darin 20 Fabeln; 82 Anekdoten, Erzählungen und Märchen; 6 Novellen und Auszüge aus berühmten Romanen; 3 dramatische Stücke; 12 Dialoge; 88 naturgeschichtliche Stoffe; 55 Moral und Religion behandelnde Stücke; 60 geschichtliche und 44 literarhistorische Aufsätze; 52 geographische und 14 oratorische Stücke; ferner 28 Briefe und 115 Gedichte. Wir zweifeln nicht, dafs auch dieses mit vielem Fleifs und Geschmack zusammengestellte Buch bald zur zweiten Auflage gelangen wird.

Dr. A. Rauschmaier, Über den figürlichen Gebrauch der Zahlen im Altfranzösischen. Erlangen und Leipzig. A. Deichert. 1892. 8. VIII u. 188 S. M. 2.70.

Das Ergebnis dieser fleifsigen Arbeit, welcher der Verfasser 44 atlfr. chansons de geste und zwei Prosatexte zu Grunde gelegt hat, ist, dafs die Dichter die Zahlen von 3—20 (mit Ausnahme von 11 und 19, die sich überhaupt nicht finden) in den allermeisten Fällen nicht in ihrem nüchternen arithmetischen Sinne anwenden, sondern dafs dieselben sich dabei von einer gewissen auf Tradition beruhenden Vorliebe für einzelne Zahlen leiten lassen. Die Produkte von 10 (namentlich 40, 60, 500) stehen meist im Sinne von „sehr viel“. Dabei ist noch zu beachten, dafs die Rücksicht auf den Reim und die

erforderliche Silbenzahl des Verses häufig für die eine oder die andere Zahl den Ausschlag gibt. So erklären sich namentlich die sogenannten Zugabezahlen wie 20 + 2, 30 + 3 u. s. w. Vielleicht hätte noch eine kleine Übersicht über die in jedem einzelnen Gedichte gebrauchten Zahlen Nutzen gebracht.

München. Dr. Wohlfahrt.

I. Dr. H. Breymann und Dr. H. Moeller: Französisches Übungsbuch für Gymnasien. I. Teil. München u. Leipzig. Druck und Verlag von R. Oldenburg, 1892. X und 239 Seiten. M. 3.80.

II. Dr. H. Breymann: Ergänzungen zum französischen Unterrichte an Gymnasien mit besonderer Berücksichtigung des Latein. Anhang zu den in Gymnasien verwendeten französischen Grammatiken. München und Leipzig. Druck und Verlag von R. Oldenburg, 1892. V und 29 Seiten. 60 Pf.

Der Titel der uns vorliegenden Arbeit verspricht nur ein „Übungsbuch", doch bieten uns die Herren Verfasser, K. Universitäts-Professor Dr. Breymann und K. Reallehrer Dr. Moeller zugleich damit auch eine „Grammatik" für Gymnasien und zwar ganz speziell, — wie uns schon die ersten Zeilen des Vorwortes belehren, — für die bayerischen Gymnasien. Das ist zum mindesten nicht dasselbe. — Recht erfreulich berührt die Mitteilung im Vorworte (p. V), dafs die Verfasser bei Ausarbeitung ihres Lehrbuches auch fachmännische Vertreter an bayerischen Gymnasien zu Rate gezogen und die von ihnen „erteilten Wünsche" (Wünsche „erteilen" ?) berücksichtigt haben. Einem für bayerische Gymnasien bestimmten Lehrbuche konnte dieses Verfahren nur zum Vorteile gereichen.

Es sei uns gestattet, die leitenden Gesichtspunkte und das System, wonach der Stoff bearbeitet und eingegliedert worden ist, zunächst im Allgemeinen zu betrachten. Auf das „Übungsbuch" (S. 1—112) folgt die „Grammatik" (S. 113—208). Hieran reiht sich ein „Vokabular" (S. 209—239). Das Übungsbuch einerseits, wie die damit in organischer Verbindung stehende Grammatik andrerseits zerfällt in je 4 Abschnitte, welche der Reihe nach die Praxis und Theorie der Laute, der Schrift, der Flexion, sowie endlich das Wesentlichste aus der Syntax umfassen. Hiedurch wird rücksichtlich des zu bewältigenden Pensums für die Klassen VI und VII den einschlägigen Bestimmungen der neuen Schulordnung entsprochen. Der Umstand, dafs das Übungsbuch dem grammatischen Teile vorausgeht, gestattet schon einen Rückschluss auf die Methode, welche nach der Absicht der Verfasser bei Benützung ihres Lehrbuches eingehalten werden soll. „Im Mittelpunkte des Unterrichts steht die zusammenhängende, aber nach grammatischen Gesichtspunkten geordnete Lektüre." (p. IV.) Die „den mannigfachsten Anschauungskreisen entnommenen Stücke" (ibid.) sollen hauptsächlich einen doppelten Zweck verfolgen, nämlich erstens nach vorausgängiger genauer Durcharbeitung (?) und

Übertragung „in idiomatisches Deutsch“ den Stoff zu leichter französischer Konversation bieten, — über das „Wie?“ schweigen leider geschickt die Verfasser —, dann aber dazu dienen, die einschlägigen Regeln der parallel einhergehenden Grammatik zu abstrahieren. Wie oft verlangt worden ist und wie es im Vorworte heifst: „Erst die Anschauung, dann die Abstraktion“. Wir möchten hier einen Augenblick stehen bleiben und daran erinnern, dafs 1. für den Schüler und Anfänger die Regeln einer ihm fremden Sprache keine Abstraktionen sind und 2. dafs sich die geschriebene Sprache nicht allein aus Regeln oder „Abstraktionen“, sondern auch und zwar zunächst aus Formen zusammensetzt. Wir wiederholen ausdrücklich, dafs wir, worum es sich doch handelt, einen deutschen Schüler und Anfänger im Auge haben, bei dem der Apperzeptionsmodus, auch schon mit Rücksicht auf die hier vorgerücktere Altersstufe und den höheren Grad formeller Schulung, auf wesentlich anderen Grundlagen beruht.

Es hiefse indessen Eulen nach Athen tragen, wenn wir hier noch einmal in eingehender Weise allen Bedenken Ausdruck geben wollten, die längst gegen diese lockende Methode vorgebracht worden sind. Doch mögen schon anläfslich der durch dieselbe bedingten Gruppierung des Stoffes einige Bemerkungen Platz finden. Nachdem mit Vermeidung der vielgeschmähten buntscheckigen Einzelsätze direkt in eine zusammenhängende Ideenreihe eingeführt werden und gleich anfangs die Konversation zu ihrem vollen Rechte kommen soll, mufs notwendig das Verbum (hier in § 25 avoir und être zusammen, alsdann die regelmäfsigen Begriffsverben) an die Spitze treten. Nachdem dasselbe eingeübt, bezw. in der Grammatik dargestellt worden, folgen erst die übrigen Redeteile, Substantiv, Artikel, Adjektiv u. s. f. — Auch wir möchten auf den baldigen Beginn und thunlichst ausgiebigen Betrieb von Konversations-Übungen kein zu geringes Gewicht legen, und es steht aufser Zweifel, dafs eine Konversation ohne „Verba“ schlechterdings undenkbar ist. Es dürfte sich daher gewifs empfehlen, mit der erschöpfenden Darstellung der Hilfsverba und der regelmäfsigen Konjugationen recht frühzeitig, früher als dies in der Mehrzahl der französischen, englischen und italienischen Grammatiken geschieht, zu beginnen. Ein Mittelweg würde vielleicht am besten zum Ziele führen. Denn welche Mifsstände mufs wohl die in vorliegendem Lehrbuch befolgte Praxis im Gefolge haben? Der Lehrer kann nicht umhin, bei der von den Verfassern ja selbst geforderten Übersetzung in „idiomatisches Deutsch“ und „gründlichen Durcharbeitung“ der einzelnen Übungsstücke die Aufmerksamkeit der Schüler auf alles mögliche andere, was zu einer nur einigermafsen gründlichen Erklärung unerläfslich erscheint, hinzulenken und, um von anderen Dingen gar nicht zu reden, die Lehre von den Artikeln, der Femininbildung der Adjektive, der Konkordanz des participe passé u. s. w. (so z. B. schon im ersten Stücke „Au Jardin“) teilweise zu antizipieren. Ein planmäfsiges Fortschreiten von Gegenstand zu Gegenstand wird hiedurch jedenfalls erschwert oder verlangsamt. Wie will man sich

ferner unter diesen Verhältnissen vergewissern, dafs von den 35—45 gröfstenteils nur mäfsig begabten Schülern (Durchschnittszahl der VI. Klasse) die Fülle der zum hinreichenden Textverständnis nötigen Erklärungen und Zuthaten zum eigentlich einschlägigen grammatischen Teil richtig aufgefafst worden ist? Bei knappem Stoff auf knappem Raum ist eine solche durchgreifende Kontrolle leicht möglich, daher die oft so überaus günstigen Resultate bei den anspruchlosesten Lehrmitteln und bei dem geistlosesten „Plötzismus", dem wir übrigens gewifs nicht das Wort reden möchten.

Ein weiterer heikler Punkt bei der hier angewandten Methode ist bekanntlich der Umstand, dafs in wenigen Zeilen dem Anfänger gleich in den ersten Stunden eine so aufserordentlich grofse Anzahl von Wörtern entgegentritt, mit denen er sich sozusagen erst etwas befreunden mufs, ehe er es ruhig geschehen lassen kann. dafs der zusammenhängende Text allerhand Veränderungen an ihnen vornimmt. — Wir wollen ja nicht bezweifeln, dafs man bei nicht allzu grofsen Klassen und unter sonstigen günstigen Verhältnissen auch mit diesem System recht gut zurecht kommen und treffliche Resultate erzielen k a n n, aber da in praktischen Unterrichtsfragen nur der Erfolg mafsgebend ist, können wir diesem System an sich nach den bis jetzt gemachten Erfahrungen eine besondere Superiorität kaum einräumen, schon deshalb nicht, weil es zudem entschieden eine höhere Anspannung und Arbeitsleistung von seiten des Schülers zur Bedingung macht. Dafs dasselbe, besonders auch für den Lehrer, interessanter ist, möchten wir nicht in Abrede stellen.

Noch einige hier naheliegende Bemerkungen allgemeinerer Natur mögen den Einzelbetrachtungen vorausgeschickt werden. Die Breymann-Moellersche Grammatik kann unstreitig das nicht geringe Verdienst in Anspruch nehmen, durch wissenschaftliche Zuverlässigkeit (vergl. besonders die Einteilung und Darstellung der sog. unregelmäfsigen Verba), durch treffende Formulierung der Regeln und durch passende Hinweise auf den gesetzmäfsig wirkenden Sprachgeist den Gegenstand in einer seiner ideellen Bedeutung durchaus entsprechenden würdigen Weise behandelt zu haben. So wird z. B. oft, teilweise sogar systematisch der Versuch gemacht, scheinbar ganz abnorme lautliche und orthographische Erscheinungen auf sprachgeschichtlich begründetem Wege dem Schüler begreiflich zu machen. Diese an sich sehr löbliche Tendenz ist auch gewifs sehr geeignet, namentlich begabtere und tiefer eindringende Schüler zu fesseln. Doch gehen die Verfasser in ihrem Streben öfters zu weit, z. B. in § 109, II, Anmerkung, die am besten ganz zu tilgen wäre.

Die in Übungsbuch und Grammatik einander entsprechenden ersten zwei Abschnitte über Laut und Schrift sind durchaus zuverlässig, knapp und doch erschöpfend. Dem arglosen Schüler bleiben, was besonders freudig zu begrüssen ist, die schreckhaften Zerrbilder phonetischer Transcription erspart, und er kann sich unverwirrt der Betrachtung des wirklichen Wortbildes hingeben. Und doch ist dabei genügend Vorsorge getroffen, dafs die lautliche Seite der Sprache von

Beginn zu voller Geltung kommt, so dafs allerdings zu der Zeit, wo dem Schüler ein Schriftganzes vor die Augen tritt, (was nach etwa 1 Monat der Fall sein dürfte), wenigstens nach dieser Richtung hin gegen zeitraubende Schwierigkeiten nicht mehr jeden Augenblick angekämpft werden mufs.

Die „Lese-Übungen“ (S. 10—15) werden viel dazu beitragen, einen Mifsstand nicht zu sehr aufkommen zu lassen, der sich leider bis in die obersten Gymnasialklassen hinein trotz aller Anstrengungen seitens des Lehrers ausdehnt, wir meinen die „Vokalbindung“, die über der dem Schüler so sehr imponierenden liaison in ihrer Wichtigkeit zuweilen etwas zu wenig gewürdigt werden dürfte. Die Vokalbindung, dieses wesentlichste Element des „Zusammenlesens“, wird, wenn von Anfang an gebührend berücksichtigt, am ehesten das Ziel erreichen lassen, dafs der etwas rascher und mit idiomatisch-nationaler Aussprache vorgetragene kleinere, dann auch gröfsere Satz von der Mehrheit der jugendlichen Hörer schon das erstemal verstanden wird. Dieses Moment aber, rasche Auffassung des Gesprochenen, Fertigkeit im Niederschreiben eines Diktats, ist und bleibt, auch nach der ausdrücklichen Bestimmung der Schulordnung, eine Hauptsache bei Erlernung einer modernen Fremdsprache. Es bildet fernerhin in gewissem Sinne eine Vorübung zur Konversation und bei beschränkter Zeit und grofser Schülerzahl einen höchst wertvollen Ersatz hiefür. — Die Sprache des täglichen Lebens, welche denn doch in der französischen Konversation am meisten Berücksichtigung finden dürfte, soll in den zahlreich eingeschobenen Paragraphen, betitelt: „le français de tous les jours“ zur Geltung kommen. Nicht immer kann allerdings hier von der Sprache des täglichen Lebens die Rede sein, denn z. B. Realdefinitionen in § 73, S. 45 und anderswo oder zum Teil recht seltsame Anstandsvorschriften, wie in § 121, S. 78: »On ne se sert etc.» wollen nicht recht hineinpassen. Übrigens äufsern sich die Verfasser gar nicht darüber, wie es eigentlich mit den betr. Paragraphen im Unterricht gehalten werden soll; wir vermuten, dafs dieselben wohl hauptsächlich den Zweck haben dürften, den Wortschatz des Schülers auch nach dieser Richtung zu bereichern. Durch ein eigenes (ohnedies kaum entbehrliches) Vokabular erreicht man aber diesen Zweck besser und vollkommener. Auf jeden Fall wird ein solches durch das Lehrbuch der Verfasser nicht überflüssig.

Gehen wir nunmehr zur Detailbetrachtung über, wobei wir am bequemsten die Seitenzahl das entscheidende Einteilungsprinzip sein lassen wollen. Die verhältnismäfsig wenigen Ausstellungen und Beobachtungen aber, die man nicht kurzweg als Druckfehler ansehen dürfte, mögen indessen den Vorrang erhalten.

S. VII u. 46. Halles und Halles Centrales gewöhnlich für „halles“ und „halles centrales“. — S. 5, § 11. Schreibe „l'État“ statt „l'état“. — S. 5, § 12. pied und premier erscheinen irrtümlich an dieser Stelle; ebenso wäre in der folgenden Zeile „sais“ als ganz vereinzelter Fall aus der Übersicht besser wegzulassen. — S. 20, § 34, 3. Statt „aber“: sondern. S. 26, § 44, 2. Der Satz: „Je force mon ami à payer ses

dettes" gefällt uns weder französisch noch deutsch. — S. 28, § 46. „Comment va?" etwas zu familiär für die Grammatik. — S. 39, § 65. „Er sprach mit grofser Würde"; keine glückliche Übersetzung. — S. 41, § 67 und § 68 wünschten wir wegen der Möglichkeit weniger erwünschter komischer Effekte andere Sätze für: „Diese Edelleute etc.; 2. „Jene Damen etc."; 3. „Folgendes sind etc." — S. 44, Z. 17. Die Schreibung „Empire" dürfte häufiger vorkommen. — S. 47, § 78. „Sie machen uns da Wippchen vor". Für Bayern schwer verständlich. — S. 51, § 83, Z. 9 und 10 v. u. kann leicht und wird ohne Erläuterung zu einer unrichtigen Vorstellung des Begriffes von „professeur" führen. — S. 51, § 83 schreibe „L'Église statt „L'église". — S. 52, § 84, Z. 7 und 8. „Ich bin der Betrogene . . ." kaum ein idiomatisches Deutsch. — S. 58, § 91a. Besser: „Ich lenkte das Gespräch etc." — S. 69, § 105, Z. 2 v. o. Hemdkragen = faux-col. — S. 72, § 113, Z. 2 v. u. „radis au beurre wohl gebräuchlicher und zugleich charakteristisch für eine Reihe von Ausdrücken des französischen Speisezettels. — S. 73, § 113, Z. 3 u. 4 v. o. „Mit allen möglichen Gemüsen" besser: „mit allerlei G." — S. 72, § 113, Z. 9 v. u. Die Anrede mit „mein Freund" im Deutschen hier von entschieden komischer Wirkung. — S. 125. In §§ 21, 22, 23 sollten am besten schon die französischen Bezeichnungen der Tempora und Modi auftreten, die erst bei der Satzlehre, S. 188, § 120, II. Anm. angegeben werden. — S. 127, § 24. Die Reihenfolge der Abschnitte wäre logischer dahin abzuändern, dafs der mit 2. bezeichnete an die Spitze träte, während zunächst Nr. 2 und schliefslich Nr. 1 auf ihn zu folgen hätten. — S. 132, Z. 2 v, u. besser: „schreibt man" als „lautet". — S. 141, § 43, II, 3 „passe-ports und pour-boire viel seltener als passeports und pourboire (in einem Wort). — S. 147, § 52. Dem Adjektiv coi, coite gebührt kaum eine Stelle in der Schulgrammatik. — S. 148, § 55. court-vêtu mit „kurz gekleidet" zu übersetzen dürfte kaum ganz entsprechen. — S. 149, § 56 „Charles est mon plus grand ami," wird wohl schwerlich Jemand sagen. — S. 163, § 83. à cause que der ungemeinen Seltenheit halber wäre besser wegzulassen. — S. 166, § 88 vermissen wir ressortir à, während die Fufsnote doch auf ressort aufmerksam macht. — S. 166, 6. Zeile von unten wäre bei dem einsamen faillir ein Hinweis auf § 104, S. 176 zu wünschen. — S. 168, § 91 vermissen wir die Präpositionen de nach s'enquérir, de und sur nach discourir; ebenso auf S. 170 à nach réduire, bei dem wenigstens noch eine andere Bedeutung beigefügt werden dürfte. — Seite 173, § 98. Wie wird survivre konstruiert? — Seite 173, § 98 fehlt das nicht seltene apparaître, desgl. comparaître. — S. 175, § 101 wären recevoir und percevoir wohl entbehrlich und dafür s'apercevoir de wünschenswert. — S. 175, Z. 15 v. o. ergänze Sing. hinter „im Mask." — S. 176, § 104 ergänze: ci-gisent. — S. 176, Z. 4 v. o. pourvoir à heifst nicht „versorgen mit". — S. 186, Z. 2 v. o. Sinn des Satzes: „Toute la vie humaine a été vécue? — S. 189, § 123 scheint mir eine etwas komische Wirkung nicht ausgeschlossen bei den Sätzen: „Le curé prit une prise, toussa et s'assit

sans rien dire". „Le curé prit une prise, toussa trois fois et s'assit. — S. 190, Z. 3 v. o. Satz 2 gibt wegen seines seltsamen Inhalts ebenfalls zu denken. — Seite 198, § 134, b, 3. Auch dieser Satz eignet sich nicht gut, schon wegen der zu fordernden Übersetzung ins Deutsche. — S. 202, § 138, II. Nach jusqu' à ce que ist der subjonctif die Regel; dementtprechend wäre die hiehergehörige Angabe zu berichtigen. — S. 207, § 145. Commencer à und commencer de gebraucht man jetzt freilich ohne Unterschied, doch gibt es für die Praxis des Schülers nur commencer à; tâcher de ist weit häufiger als tâcher à. — An Druckfehlern ist uns aufgefallen: S. VIII Sédan (mit accent) wie noch öfters später so S. 44, S. 96, 97. S. 19 thême statt thème. S. 20, § 34, 4 fehlt der Apostroph bei j'ai. S. 26. Z. 3 v. o. lies élément statt „élement". S. 30, Z. 3 v. u. finden wir einen Strichpunkt nach „Mais". S. 31, Z. 4 v. o. streiche das Komma hinter paysans. S. 35, Z. 7 v. u. fehlt der Bindestrich bei elle-même. S. 149, 2. Z. v. u. lies: „der jüngere." S. 151, § 59, 4. Z. v. u. lies: régné. S. 163, § 83 schreibe parce que für „parceque." S. 193, § 127, 4. Z. v. o. schreibe disait-on statt „disait on". S. 207, § 145, Z. 9 v. o. lies: in einen G. statt „in einem G." S. 208, § 146, 3, Ausn. schreibe repartir für „répartir."

Im ganzen dürfte sich das neue Breymann-Moeller'sche Lehrbuch, soweit sich dies jetzt schon beurteilen läſst, als eine recht brauchbare Arbeit bezeichnen lassen, wenn gleich nach der Ansicht des Ref. eine partielle Umarbeitung nach den dargelegten Gesichtspunkten den Wert derselben für die Schule noch wesentlich erhöhen könnte.

Die typographische Ausstattung läſst kaum etwas zu wünschen übrig. Der Preis dürfte jedoch manchem etwas zu hoch erscheinen.

Nach unserer Ansicht eignet sich von dieser an sich trefflichen gedrängten Darstellung des Verhältnisses des Französischen zum Latein nur der Abschnitt über die „Wortbildung" zu einer regelrechten Behandlung an Gymnasien. Die „Wortfamilien" am Schlusse des Werkchens, die sich natürlich vermehren und im einzelnen noch öfters ergänzen lassen, können dazu beitragen, die rasche Aneignung eines ausreichenden Wortschatzes zu erleichtern. Was sonst in dieser kleinen Schrift geboten wird, dürfte unter den gegebenen Verhältnissen nur gelegentlich im Unterricht nach dem Ermessen des Lehrers beliebige Verwendung finden. Druckfehler bemerkten wir nur wenige: S. 24, § 29 muſs es heiſsen: „le revenu" statt „la revenue"; S. 26 3. Z. v. u. fehlt der Accent bei défectueux u. S. 28 der Bindestrich bei tout-puissant.

Eichstätt. Geist.

Foelsing-Koch. Lehrbuch der Englischen Sprache. Teil I. Elementarbuch. 24. Auflage. Berlin. Goldschmidt. 1890. gr. 8. X u. 214 Seiten. M. 2,10 geb.

Das Charakteristische an diesem Buch ist 1. die Vorausschickung

einer vom Schüler genau zu studierenden Aussprachelehre d. h. einer Schilderung der Zungen- und Lippenstellung beim Aussprechen der Vokale und Konsonanten des Englischen; 2. die Umschrift der Aussprache der einzelnen Wörter, ohne Ziffern, nur durch Buchstaben und besondere Zeichen; 3. die Vorausstellung je eines kleinen zusammenhängenden Lesestückes, welches den darauffolgenden deutschen Übungssätzen zur Grundlage dient. Inbezug auf den ersten Punkt sagt der Verfasser in der Vorrede zur 22. Auflage, die Erfahrung habe ihn gelehrt. „dafs die deutlichste Aussprache, die sich ausschliefslich an das Gehör wendet, niemals den Erfolg haben kann, als wenn der Schüler gleichzeitig dazu angeleitet wird, die Sprachwerkzeuge in die den einzelnen Lauten angemessenen Stellungen zu bringen. Während früher von einer Schülerzahl von etwa vierzig Knaben nur zwei bis drei die englischen Laute einigermafsen zutreffend nachzubilden lernten, sind es jetzt nur etwa zehn, denen die natürliche Ungelenkigkeit ihrer Zunge Schwierigkeiten in der richtigen Aussprache bereitet". Was die Umschrift der gewöhnlichen Orthographie in Lautschrift angeht, so ist sie ziemlich kompliziert, da der Verfasser, jene Vokale abgerechnet, die er blofs mit dem Zeichen der Länge oder Kürze versieht, 26 von der orthographischen Schrift abweichende Buchstaben verwendet, so gibt er examine durch egzä|mīn, tame durch tēim, conceal durch konsīl, queen durch kwīn, animal durch än nīməl, now durch näu u. s. w. wieder. Hinsichtlich des dritten Punktes: Benützung eines zusammenhängenden Lesestückes behufs Bildung deutsch-englischer Übungssätze, ergibt sich der — im Englischen allerdings nicht sehr schwerwiegende — Übelstand, dafs gleich bei dem ersten Lesestückchen die Formen: was, gave, asked, are, answered und beim zweiten desselben Kapitels: done, do you, is, might, written vorkommen, in ihrer Bedeutung gelernt und in der deutsch-englischen Übung wieder angewendet werden müssen. Auf der anderen Seite sind die grammatischen Darlegungen so erschöpfend, dafs das Buch auch dem Selbstunterrichte dienen könnte. Mit der 84. Seite ist der Lehrgang absolviert, von Seite 85—109 folgt eine zweite Reihe von Lesestücken mit daran sich anschliefsenden deutschen Sätzen. Diese ganze II. Reihe läuft parallel mit den Kapiteln und Übungen der I. Reihe und ist für diejenigen Lehrer bestimmt, die an den Sätzen der ersten Reihe nicht genug zu haben glauben. Den Schlufs des Buches bilden: die Vokabelverzeichnisse zu den Reihen I und II (S. 109—148), 17 Zeilen Proben zusammenhängender Stücke in Lautschrift (S. 148), ein Lesestück: The Sovereigns of England (S. 149—166) mit Questions, vier Gedichte (S. 166 - 169), ein Wörterverzeichnis zu diesen Lesestücken (S. 170—184), dann ein alphabetisches Verzeichnis der in der Grammatik, den Lesestücken, Beispielen und Übungssätzen vorkommenden Wörter, wobei jedoch nicht die Übersetzung, sondern blofs durch Ziffern die Stelle angegeben ist, wo das Wort zu finden ist. Das Buch soll in einem Jahre durchgenommen werden; vielleicht könnte es sogar in unserem fakultativen 2stündigen Unterrichte absolviert werden, denn die eigentliche Grammatik beginnt auf Seite 12 und

endet auf Seite 84. Für seine grofse Verwendbarkeit sprechen die 24 Auflagen. Die Ausstattung ist sehr gut.

Desselben Buches Teil II. Verkürzte Mittelstufe Abteilung I. Kleineres englisches Lesebuch, nebst fortlaufenden Fragen und sachlichen und sprachlichen Anmerkungen. Bearbeitet von Dr. John Koch, ord. L. a. Dorotheenstädtischen Realg. zu Berlin. Mit Karten von Grofsbritannien und einem Plan von London. Berlin. Goldschmidt 1890. gr. 8. 221 Seiten. M. 2,80 geb.

Die Absicht des Bearbeiters des gröfseren Lesebuches (gb. M. 4,30) war, durch Kürzung des letzteren ein Lehrmittel herzustellen, welches, verhältnismäfsig rasch durchgearbeitet, dazu dienen könnte, die Lektüre zum Mittelpunkte des gesamten Sprachunterrichts zu machen. Der Lesestoff selbst soll, aufser der Übung im sprachlichen Ausdrucke, dem Schüler Gelegenheit geben, sich mit den wichtigsten Einrichtungen, Gebräuchen und Anschauungen der Engländer und einigen der hervorragendsten Gestalten aus ihrer Geschichte bekannt zu machen. Um diesen Zweck zu erreichen, hat der Bearbeiter in sein Lesebuch aufgenommen: I. A geographical Outline of Great Britain and Ireland (16 S.). II. Sketches of English Life and Manners (15 S.). III. Pictures from English History (67 S.). IV. Tales and Novelettes: 1. Rip van Winkle (15 S.). 2. Right at Last v. Mrs. Gaskell (19 S.). 3. English School Life aus Th. Hughes' Tom Brown's School Days (20 S.). 4. Christmas (von Irving (17 S.). V. Poems (11 S.). VI. einen Appendix: a) Geld-, Gewicht- und Mafstafel; b) Tabelle der englischen Herrscher von 827 bis jetzt. Dann noch 36 Seiten Erklärungen und Redensarten. Der Inhalt ist gut gewählt. Druck und Papier sind vortrefflich.

München. Dr. Wohlfahrt.

Bebber, Dr. W. J., van. Die Wettervorhersage. Eine praktische Anleitung zur Wettervorhersage auf Grundlage der Zeitungswetterkarten und Zeitungswetterberichte. Für alle Berufsarten. Stuttgart, Enke 1891. XI. 8° mit 103 Abbildungen. 4 M.

Das kommende Wetter vorherzuwissen, ist den meisten angenehm, vielen nützlich, für manche Berufsarten aber geradezu notwendig. Versuche der Wettervorhersage sind daher schon seit alten Zeiten gemacht worden; manchmal erwiesen sie sich als zutreffend, weit öfter aber nicht und das ist keineswegs zu verwundern, wenn man sieht, wie die alten Wetterpropheten Dinge in Zusammenhang mit dem Wetter bringen, von denen wir jetzt sicher wissen, dafs sie mit demselben gar nichts zu thun haben. Eine eigentliche Wissenschaft der Witterungskunde haben wir erst seit wenigen Jahren; ihre Lehren sind aber auch im sogenannten gebildeten Publikum noch wenig bekannt oder es wird ihnen seitens desselben nicht das Vertrauen geschenkt, welches sie billig verdienen. Die junge Wissenschaft hat eben

einen schwierigen Standpunkt; sie behandelt einerseits ein Gebiet, für das sich jeder interessiert, von dem jeder etwas zu verstehen glaubt und gerade deshalb hat sie gegen eine grofse Menge von unrichtigen Vorstellungen und Vorurteilen anzukämpfen; andrerseits ist sie aber, wie keine andere Wissenschaft auf die werkthätige Mithilfe breitester Schichten des Publikums angewiesen; denn ihre Entwicklung, ihr Ausbau setzt eine grofse Menge von Beobachtungsmaterial voraus und dieses mufs dem Fachmanne möglichst gleichzeitig von möglichst vielen Beobachtern geliefert werden. Deshalb ist es höchst wünschenswert, dafs weitere Kreise der Bevölkerung mit den Lehren der Witterungskunde vertraut gemacht, von ihrer Richtigkeit überzeugt und dann selbst zur Beobachtung angeregt werden. Dieser Aufgabe hat sich der Verfasser des vorliegenden Werkes, der selbst für die Entwicklung der Meteorologie so manchen Beitrag geliefert hat, im Auftrage der Direktion der deutschen Seewarte zu Hamburg unterzogen und mir scheint, die Lösung derselben ist ihm aufs trefflichste gelungen.

Nach einer kurzen Einleitung, welche sich mit der Geschichte der Meteorologie beschäftigt, macht uns der Verfasser damit vertraut, wie das Beobachtungsmaterial gesammelt und verwertet wird; im zweiten Abschnitte wird uns die Zeichensprache des Meteorologen erklärt und auf Grund einer Wetterkarte dargelegt, dafs das Wetter in erster Linie von der Wärme und der Feuchtigkeit der Luft abhängig ist. Wir lernen ferner den Begriff des barometrischen Maximums und Minimums kennen, den Einflufs derselben auf die Witterung, sowie die Hauptstrassen, welche die Minima bei ihrem Zuge über Europa einzuschlagen pflegen. Nachdem wir in einem dritten und vierten Abschnitte über die charakteristischen Eigenschaften der Gebiete mit hohem und mit niedrigem Luftdrucke unterrichtet sind, zeigt uns der Verfasser im fünften Abschnitte an zahlreichen, mit Wetterkarten belegten Beispielen, die nicht etwa zu dem Zwecke ersonnen, sondern typischen Zuständen aus den letzten 15 Jahren entnommen sind, die einzelnen Erscheinungen, welche mit der Wanderung der Depressionen auf einer jeden der fünf Hauptstrassen und zwar sowohl in der kälteren, als auch in der wärmeren Jahreszeit verbunden sind. Damit gibt uns der Verfasser einen jedenfalls verschwindend kleinen Teil des reichlichen Beobachtungsmateriales, welches ihm als Abteilungsvorstande der deutschen Seewarte zu gebote steht und auf grund dessen er im sechsten Abschnitte eine inhaltsreiche Tabelle zur Aufstellung von Wettervorhersagen ausgearbeitet hat, mit Hilfe deren jeder, der mit den Elementen der Meteorologie vertraut und im stande ist, die Angaben des Baro-, Thermo- und Hygrometers richtig abzulesen, sowie die Richtung des Unterwindes und des Wolkenzuges zu beurteilen, mit grofser Wahrscheinlichkeit das für den kommenden Tag zu erwartende Wetter vorausbestimmen kann. Endlich belehrt uns der Verfasser im letzten Abschnitte über den, allerdings unbedeutenden Einflufs, welchen örtliche Verhältnisse auf die Gestaltung des Wetters ausüben können.

Aus dieser kurzen Inhaltsangabe wird man erkennen, dafs der

Verfasser den Stoff erschöpfend behandelt hat; der Leser des Buches wird sich überzeugen, dafs dasselbe klar und anregend geschrieben ist; er wird über alle einschlägigen Fragen gründliche Aufklärung in demselben finden und mit Hilfe derselben im stande sein, sich selbst ein Urteil über die jeweilige Witterungslage bilden und das kommende Wetter vorausbestimmen zu können. Freilich wird dem Laien noch viel weniger als dem Fachmanne die Enttäuschung erspart bleiben, dafs seine Prognose sich manchmal als unrichtig erweisen wird, auch wenn er sich aufs genaueste an die hier gegebenen Vorschriften und Tabellen hält. Es kommen eben bisweilen Faktoren mit in Rechnung, von denen wir bis jetzt fast so viel wie nichts wissen, insbesondere Vorgänge in höheren Wolkenschichten oder plötzlich auftretende sekundäre Bildungen. Wenn trotzdem sich die Trefferprozente bei der Vorhersage der einzelnen meteorologischen Elemente zwischen 60 und 90 bewegen, wenn es vorkommt, dafs unter 15 Prognosen für einen Tag 14 sich als richtig erweisen, so zeigt das, dafs unsere moderne Meteorologie jedenfalls auf einer begründeten, verlässigen Basis beruht.

Neben diesem vorwiegend praktischen Zwecke empfiehlt sich das von der Verlagsbuchhandlung elegant ausgestattete Buch aber auch trefflich als Lehrmittel; wird man auch kaum verlangen, dafs sich der Schüler dasselbe beilegt, so wird es doch jedenfalls dem Lehrer der Physik erwünscht sein, ein Werk in der Hand zu haben, dem er der Wirklichkeit entnommene Beispiele zur Begründung und Belebung seines Vortrages über Vorgänge in der grofsen Natur entnehmen kann.

Würzburg. Zwerger.

Fischer, Dr. Ed., Systematischer Grundriss der Elementarmathematik. Zweite Abteilung: Die Geometrie (Raumlehre). Für den Gebrauch an höhern Lehranstalten bearbeitet. Berlin, Carl Dunker, 1891. 226 S.

Es gibt treffliche Lehrbücher, die dem Berichterstatter kein besonderes Interesse abgewinnen, weil sie sich darauf beschränken, den bekannten und anerkannt guten Weg zu gehen und das seit langem Erprobte nur mit unwesentlichen Modifikationen zu reproduzieren. Es gibt aber auch Bücher, die neue Methoden in gröfserem oder geringerem Umfange anwenden, aber dabei bald verraten, dafs die wissenschaftliche oder die didaktische Kraft des Verfassers der Aufgabe nicht gewachsen war. Endlich gibt es einige wenige Bücher, die ihre eignen Wege gehen, aber dabei wirklich etwas neues Brauchbares bieten; diese sind dem Rezensenten und können dem Lehrer die interessantesten sein, weil er selbst aus ihnen etwas lernen, seinen Ideenkreis erweitern, seine Methode verbessern kann.

Ein solches Buch ist das hier angezeigte. Natürlich ist nicht Alles vollständig vom Hergebrachten abweichend und von Grund aus umgestaltet — das wäre unmöglich und unzweckmäfsig, aber dennoch fehlt fast auf keiner Seite eine glückliche Eigenart der Darstellung. Die Parallelentheorie beruht auf dem als selbstverständlich vorausgesetzten

Begriffe der Richtung. Dieselbe ist in 3 Kapiteln (Nr. 1. vom Winkel, 2. vom Dreieck, 3. von den geradlinigen Figuren) zerrissen behandelt, was wohl für den Unterricht nicht ganz zweckmäfsig sein dürfte, zumal da man mit Adoption des Richtungsbegriffes die Parallelentheorie einfach und doch streng erledigen kann. Dafür interessiert die hier gegebene Behandlung der genannten Theorie den gewandteren Mathematiker durch die gründliche Erörterung der unendlich fernen Elemente in der Geometrie, ferner durch die strenge Ableitung der Grundeigenschaften der Ebene. Das zweite Kapitel behandelt das Dreieck und die Kongruenz desselben, welche bewiesen wird durch den Nachweis, dafs durch drei gegebene Stücke die andern mitbestimmt sind. Diese Nachweise sind ohne Benützung der Kreiseigenschaften durch Bewegung der Dreieckstücke in sehr anschaulicher Weise geführt. Das 3. Kapitel, „die Ebene", definiert dieselbe als den Ort der Punkte gleicher Entfernung von zwei gegebenen und leitet daraus die einfachsten Eigenschaften derselben ab. Durch diese Definition wird der Grundsatz beweisbar, dafs eine Gerade ganz in der Ebene liegt, wenn sie 2 Punkte mit ihr gemeinsam hat. Dafs das 3. Kapitel ferner noch zur Ergänzung der Parallelentheorie dient, ist schon gesagt worden. Dieses Kapitel dürfte wohl doch im Unterrichte des ersten Jahres zu überschlagen sein, denn die Auffassung räumlicher Gebilde, für welche man nicht einmal wahrheitsgemäfse Figuren zeichnen kann, dürfte Anfängern doch zu schwer werden. Im vierten Kapitel werden schon die Eigenschaften des Kreises, soweit sie durch Kongruenz nachweisbar sind, behandelt. Dies ist nur zu billigen. Denn bei den unvermeidlich gleich anfangs zu nehmenden Elementarkonstruktionen ist es mifslich, wenn man den Kreis nur gewissermafsen per nefas, ohne ihn ausdrücklich zu erwähnen, verwenden kann. Aufserdem kommt dort das Viereck und seine besondern Arten zur Diskussion. Besonders die Kreissätze sind sehr gut ausgewählt und dargestellt und vermitteln einen trefflichen Einblick in die Abhängigkeit der Teile einer Figur von einander, und diskutieren die Veränderungen der vollständigen Figur, welche durch Veränderung eines Teiles veranlafst wird. Auch das Kapitel 5, welches den Flächeninhalt der Figuren behandelt, dem Pythagoras den richtigen Platz anweifst, und von der Rechnung einen ausgiebigen Gebrauch macht, steht hier besser, als wie gewöhnlich nach der Lehre von den Transversalen und der Ähnlichkeit, welche durch Benützung der Resultate in Kapitel 5 grofse Vereinfachung erfahren können. Zum Schlufse wird die Konstruktion algebraischer Ausdrücke kurz besprochen. Aufserdem wird auch ein nur auf dem Satz des Pappos und der Kongruenz fufsender Beweis für den Ptolemäer geliefert, der aber wegen der ewas komplizierten Figur nicht ganz leicht ist. Die Kapitel 6 und 7 behandeln die Ähnlichkeit, die Transversalen und die Kreismessung. In Kapitel 8 und 9 sind die Goniometrie und die Dreiecksberechnung kurz und klar erledigt. Allerdings wurden bei der Goniometrie gleich die allgemeinen trigonometrischen Funktionen und die Richtungszeichen definiert, entgegen dem von Hubert Müller eingeschlagen und von dem Berichterstatter

empfohlenen Gange (Vergl. Bd. XXIV S. 143), der zweifellos einfacher und erkenntnistheoretisch berechtigter sein dürfte und auch von mehreren Trigonometrie-Verfassern adoptiert wurde. Das 10. Kapitel behandelt die Winkel zwischen Ebenen und Geraden und die körperlichen Ecken. Eine klare Darstellung mit Vermeidung überflüssiger Sätze ist auch hier zu rühmen; besonders gut ist die Lehre vom Flächen- und Neigungswinkel dargestellt. Die Kongruenz der körperlichen Ecken ist sehr zweckmäfsig übergangen und dafür im 12. Kapitel die Kongruenz sphärischer Dreiecke behandelt. Es folgt jetzt nämlich die dritte Abteilung „Krumme Flächen", in welcher das 11. Kapitel die Cylinder- und Kegelfläche und das 12. die Kugelfläche enthält. Hier ist schön auf jene Sätze hingewiesen, welche für das ebene und sphärische Dreieck gemeinsame Giltigkeit haben. Das 13. Kapitel lehrt die sphärische Trigonometrie und leitet eine Hauptformel gleich am schiefwinklichen Dreiecke, die übrigen auf rechnerischem Wege, auf meist eigenartige, sehr einfache Weise ab. Gleichwohl glaubt der Berichterstatter, dafs für die in Rede stehenden Ableitungen der auch beim ebenen Dreicke angewendete Weg, vom rechtwinklichen Dreiecke auszugehen und das schiefwinkliche in zwei rechtwinkliche zu zerlegen doch noch den andern Wegen vorzuziehen sei. Die zwei Kapitel des vierten der Stereometrie gewidmeten Abschnittes veranlassen nur die Bemerkung, dafs die Darstellung eine sehr strenge und doch fafsliche ist. Der letzte Abschnitt behandelt kurz die Grundbegriffe der analytischen Geometrie und den Kegelschnitt und bietet somit auch den nötigen Lehrstoff für Realgymnasien.

Sickenberger Adolf, Leitfaden der Arithmetik nebst Übungsbeispielen. 8°. 196 S. 5. Auflage. — Leitfaden der elementaren Mathematik. Erster Teil, Algebra. 2. Auflage. 8°. 75 S. München, Ackermann 1892.

Da die Neuauflagen dieser trefflichen Bücher keine wesentlichen Änderungen erfahren haben, so dürfte es genügen, auf die früheren Anzeigen Bd. XXV. S. 562 hinzuweisen.

Seeger, Heinrich, Leitfaden für den ersten Unterricht in der Geometrie. 5. Aufl. 24 S. Wismar, Hinstorff 1891.

Das Buch gibt, zum Zwecke eines geometrischen Vorunterrichtes, eine gut angeordnete Reihe von Fragen, Aufgaben und Lehrsätzen, deren weitere Behandlung mit den Schülern dem Lehrer überlassen bleibt.

Münnerstadt. A. Schmitz.

Dr. Georg Stoeckert, der Bildungswert der Geschichte. Berlin 1892. R. Gaertners Verlagsbuchhandlung Hermann Heyfelder. 46 Seiten.

Eine gedankenreiche, in gedrängter Form gut geschriebene Broschüre. Sie will ein auf dem Gebiete der Schulreform vielumstrittenes Problem, die Bedeutung des geschichtlichen Studiums für unsere gesamte Bildung, beleuchten helfen. Diese Aufgabe wird mit voller Sachkenntnis und zielbewufst verfolgt. Nimmt der Verfasser auch auf Fr. Nietzsches „Unzeitgemäfse Betrachtungen — Zweites Stück: Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben“ mit Vorliebe Bezug, dort und da auf Ranke, ein anderes Mal auf Wilh. v. Humboldt, auf H. Grimms „Unüberwindliche Mächte“ oder auf Schopenhauer, so geht er doch überall selbständig seine Wege, allerdings mitunter Wege, auf denen ihm nicht alle Leser stets mit Behagen folgen werden. Die Geschichtsfreunde „mit der theologischen Binde vor Augen“ (S. 6); die Annahme „für den gemeinen Mann sei die Religion nur und allein der Glaube, dem dann der Priester immerhin durch allerlei verstandesmäfsige Verblendung den Anschein eines soliden Steinbaues der Überzeugung geben mag“ (S. 20); die Behauptung, „dafs der Sturmflut des wühlenden Zweifels gegenüber das milde Öl priesterlicher Weisheit nicht verfangen will“ (S. 22); der Ausfall gegen die eifrigen und übereifrigen Zionswächter auf dem Gebiete der Kunst und der Religion, von denen viele sich für berufen halten, während nur wenige auserwählt sind (S. 37), müssen und werden vielfach verstimmen. Auch uns sind derlei Redewendungen in Schriften von Jugenderziehern ganz und gar nicht sympathisch.

Indes wäre es unbillig, im Mifsmute ob derartigen Ausputzes das im Übrigen wackere Schriftchen zu verurteilen. Mag der Verfasser auch den Wert der historischen Bildung immer noch beträchtlich überschätzen, wenn er (S. 30) meint, wir könnten die Bestie im Menschen zwar nicht töten, aber zähmen lasse sie sich durch Bildung und zwar vornehmlich durch historische Bildung, so ist doch gern zuzugestehen, dafs er das Wesen der Historie und die Aufgabe der heutigen historischen Wissenschaft in Rück-, Um- und Ausblicken gut erörtert; dafs er die Notwendigkeit historischer Bildung für unsere allgemeine Bildung richtig darlegt; dafs er zahlreiche aus dem wirklichen, nicht blofs dilettantischen Studium der Geschichte erwachsende Früchte zu zeigen und entsprechend zu würdigen versteht; endlich, dafs er in warmer Begeisterung für seine Sache für eine erfolgreiche Methode des geschichtlichen Unterrichtes voller Beachtung würdige Bahnen weist, mögen sie auch keineswegs immer neu sein. Es ist ferner der Ernst anzuerkennen, mit dem der Verfasser besonders für unsere Zeit volle Charaktere als Führer und Leiter, als Mitarbeiter und Streiter fordert und mit dem er auf seinem und auf verwandten Gebieten die Möglichkeit zu ergründen sich bemüht, solche zu erziehen und heranzubilden.

Wenn der Verfasser hiebei die Humanität als die edelste Frucht wahrhafter Bildung preist und fordert, so wird er kaum auf Wider-

spruch stofsen, ebensowenig, wenn ihm zur harmonischen Bildung des Geistes auch die ästhetische und die künstlerische gehört; wohl aber, wenn es ihm keinen Zweifel unterliegt, dafs wir in dieser Beziehung hinter unseren Vätern und vollends gar hinter unseren Grofsvätern weit zurückstehen, und wenn er für diese ihm unbestreitbare Erscheinung das gänzlich unkünstlerische Gebahren unseres höheren Unterrichtes verantwortlich macht (S. 34).. Nach dieser Richtung bleibt gewifs noch vieles zu thun übrig; allein es läfst sich trotzdem wohl auch nicht leugnen, dafs die Dinge so ganz trostlos doch nicht stehen, wie er sie ansieht.

Indes genug! Wir müfsten ja die Broschüre ausschreiben, wollten wir in allen Einzelheiten unsere Zustimmung, beziehungsweise abweichende Meinung zum Ausdruck bringen. Eine eingehende Lektüre wird jedem Leser zum Nachdenken reichen Anlafs bieten.

Zeitschrift für Deutsche Kulturgeschichte. Neue Folge. Unter Mitwirkung namhafter Fachgenossen herausgegeben von Dr. Christian Meyer, K. preufs. Archivar I. Cl. zu Breslau. Zweiter Band. 1. und 2. Heft. Berlin. Verlag von Hans Lüstenöder 1892.

Meyers Zeitschrift für deutsche Kulturgeschichte — neue Folge — auf welche die Leser unserer Blätter, so weit es dessen etwa noch bedarf, hiemit aufmerksam gemacht werden sollen, erscheint vom zweiten Bande an in Quartalsheften zu 9 Bogen (vorher 7½ Bogen.) Der Abonnementspreis beträgt wie bisher pro Band 10 Mk.

Die vorliegenden zwei Hefte bieten in der ersten Abteilung folgende längeren Aufsätze:

Historische Volkserziehung von Hans Frisch; das Kaschauer Deutschbürgertum und seine Namen von Franz v. Krones; Wie man früher heiratete von Karl Schaefer; Über Hünenbetten im Osnabrückschen von Hermann Hartmann; die deutschen Verwandtschaftsnamen; Deutschland am Ausgang des 12. Jahrhunderts von Fritz Arnold; Deutsch-Venetianische Handelsbeziehungen im Mittelalter von Christian Meyer; Brauch und Sitte in Schleswig-Holstein im Anfang des 19. Jahrhunderts; Bilder aus der pommerschen Kultur- und Sittengeschichte von Th. Unruh; Beiträge zur Entwicklungsgeschichte des gesellschaftlichen Anstandsgefühls in Deutschland von Arthur Denecke; Zur Trachtengeschichte von Alt-Berlin von Oskar Schwebel; Das Hausbuch einer steirischen Bürgersfrau von Anton Mell.

Die zweite Abteilung gibt eine Reihe kleinerer Mitteilungen. Daran reihen sich im ersten Heft sechs Bücheranzeigen, im zweiten eine von Franz Heyer in zehn übersichtlichen Gruppen zusammengestellte Bibliographie und fünf weitere Bücherbesprechungen.

Von den „kleineren Mitteilungen“ sei hier besonders erwähnt: Altbaierische Sitten und Kultur bei Ausgang des 30jährigen Krieges von Karl Schaefer, ein Auszug aus einem vor etwa 200 Jahren in München in der nachmaligen kurfürstlichen Hofbuchdruckerei erschienenen und von dem Münchner Bürger und Kunstführer Petrus

König in Verlag genommenen interessanten Büchlein, das sich „vierfache Weisheit" nannte, und da es mancherlei schöne Lehren und nützliche Hausregeln enthielt, mehrere Auflagen erlebte. Es wollte nach der eigenen Angabe „ein gemain Lehrstuck guter Sitten" sein und unserm biederen Bürgervolke zeigen, wie man sich im Leben gegeneinander verhalten solle.

Unter den Bücheranzeigen befindet sich eine kurze Besprechung von W. Schreibers Geschichte Bayerns und des ersten Heftes der von Th. Heigel und J. Grauert herausgegebenen historischen Abhandlungen aus dem Münchener Seminar.

Die von Hans Frisch in seinem Aufsatz „Historische Volkserziehung" grau in grau gemalte Methode des gymnasialen Geschichtsunterrichts hält uns nicht ab, die Zeitschrift in Anbetracht ihres reichen und meist gediegenen Inhaltes sowie mit Rücksicht auf ihre anerkennenswerte Ausstattung zu verdienter Beachtung zu empfehlen.

Schauffler Theodor, Quellenbüchlein zur Kulturgeschichte des deutschen Mittelalters. Aus mittelhochdeutschen Dichtern mit Ausschlufs des Nibelungen- und Gudrunliedes und Walthers von der Vogelweide zusammengestellt und mit einem Wörterverzeichnis versehen. Leipzig. Druck und Verlag von B. G. Teubner. 1892. VIII und 119 S.

Das gesammelte Material ist in sieben Abteilungen zerlegt: Fürst und Volk; die Kirche; Leben und Sitte; deutsche Art; aus der Welt der Dichtung und des Glaubens: Recht und Gericht; sprichwörtliche Redensarten. Angefügt ist ein Verzeichnis der hauptsächlich benützten Literatur und ein fünf Seiten umfassendes, doch gar zu knapp gehaltenes Verzeichnis der selteneren Wörter.

Die ausgewählten, mehrfach nur wenige Zeilen umfassenden Stücke sind für das Kulturleben des Mittelalters durchweg charakteristisch; der Lehrer wird in ihnen zahlreiche, beim Unterrichte verwertbare Züge finden. Wer sich an den gegen Rom und den Klerus gerichteten Stellen nicht stöfst, wird das Büchlein auch für die Schülerlektüre geeignet finden. Vom Standpunkte der Schule aus wären indes diese Stücke unzweifelhaft besser ausgeschlossen geblieben.

Die schöne Ausstattung und der saubere Druck verdienen Lob.

Sickenberger Hermann: Leitfaden der Geschichte für Mittelschulen. I. Teil. Alte Geschichte. München, Bamberg, Leipzig. C. C. Buchner Verlag. 1892. S. VII und 136.

Ein Schulbuch, das in mannigfacher Beziehung alle Beachtung verdient. Vor allem trägt das Ganze von Anfang bis Ende ein weit selbständigeres Gepräge, als man bei Büchern dieser Art zu finden gewohnt ist. Überdies ist das Buch aus dem Unterrichte selbst hervorgegangen und zeigt so allenthalben von richtigem Verständnisse

für den Bedarf desselben. Für die untere Stufe der Gymnasien, für Realschulen und ähnliche Anstalten bestimmt, beobachtet es hinsichtlich der Auswahl des Stoffes in der Regel die richtige Mitte zwischen dem Zuviel und dem Zuwenig, ist ferner in Dingen formeller Art im ganzen sorgfältig gearbeitet, vielfach sorgfältiger als solche Bücher hergestellt zu werden pflegen, erfreut sich endlich seitens der Verlagsbuchhandlung einer derart günstigen äufseren Ausstattung, wie sie derlei Lehrmitteln nur selten zu teil wird. Für die behufs Erzielung einer thunlichst weitgehenden Übersichtlichkeit willenskräftig angestrebte und geschickt hergestellte reiche Gliederung ist allenthalben in Hülle und Fülle Raum zur Verfügung gestellt.

Zur äufsern Ausstattung gehören auch die angewendeten verschiedenen Druckgröfsen: ein stark in die Augen fallender Grofsdruck, ein kleinerer gleichfalls im Texte und der Kleindruck der ziemlich zahlreichen Fufsnoten. Auch die beiden Kleindrucke erregen für das Auge der Schüler keinerlei Bedenken. Die Bedeutung des Kleindruckes im Text ist, wie schon S. V und VI des Vorwortes zeigt, von S. 24 an eine andere als vorher. Es wird darauf später zurückzukommen sein.

Soll auf Einzelheiten näher eingegangen werden, so heben wir am liebsten da an, wo am wenigsten auszusetzen ist, bei den Druckfehlern. S. 136 zählt fünf auf, sämtlich an und für sich leicht verbesserlich. Uns fielen aufser diesen nur noch drei auf, gleich belangloser Art, und zwar S. 30 Note 1, wo „Ephesos, später auch Smyrna“ zu lesen ist, und wo nach Bedeutung der Punkt vermifst wird, ferner S. 40 Themistokles Ende, wo also der Apostroph fehlt; endlich ist in der Anmerkung 3 S. 124 digesta zu lesen, nicht digestae, eine gewifs anerkennenswerte Sorgfalt, die auf die Korrektur verwendet wurde. Höchstens wäre noch zu erwähnen, dafs konsequenter Weise da und dort einmal ein Wort durchschossen zu drucken war, bei dem es unbegründet unterblieb.

Nicht ganz so glücklich war der Verf. in Sachen der Rechtschreibung. Zwar ist vorauszusetzen, dafs ihm, wenn er S. 5, 7 und 27 Sündflut schreibt, seine Überzeugung höher stand als die amtlich vorgeschriebene Form; auch für ägadisch S. 67, 87 und 119 statt ägatisch hat er seine Gründe; ob der Form im Kleinen S. 21 und Litteratur S. 123 und 130 ist ohnehin nicht erheblich zu rechten. Wenn Seite 36 und 80 Loos steht, so ist dagegen Seite 97 richtig Los gedruckt; connubium Seite 79, 80 und 119, Massinissa S. 91 und Quinctilianus Seite 124 mag der Verfasser vielleicht für richtiger halten, obgleich sie es nicht sind. Im übrigen finden sich Verstöfse gegen die gewöhnliche Orthographie nicht. Etwas anders aber ist es um die Konsequenz. Es durfte nicht S. 107 Oktavianus und auf der gleichen Seite, ferner S. 108, 109 und 136 Octavianus geschrieben werden, nicht S. 90 Keltiberer, S. 100 Celtiberer; nicht 87 Barkas, S. 119 Barcas. Und wenn ganz richtig S. 36 Peisistratos und Kleisthenes zu lesen ist und S. 25 die richtige Form Peiraieus wenigstens beigegeben wird, warum wird nicht auch Dareios, Aristeides, Koroneia, Dekeleia, Elateia,

Mantineia, Chaironeia, Heracleia, Epameinondas u. s. w. geboten? Warum nicht insbesondere S. 25 Alpheios und Peneios? Wenn ferner S. 47 und 62 richtig steht Aigospotamoi, warum nicht auch Oidipus, Pherai, Plataiai, Heliaia u. s. w.? Wenn Konsulat, warum nicht Diktatur? Wenn Ilion, warum nicht auch Tainaron? Wenn Danaos, warum S. 34 wieder Kodrus?

Im Zusammenhange hiemit läfst sich eine andere Seite des Buches abmachen, die nicht zu seinen stärksten zählt. Der Verfasser gibt „als Anhang ein kurzes Verzeichnis solcher Fremdnamen, deren Aussprache im Deutschen dem Anfänger, besonders an nicht humanistischen Anstalten schwer fällt; der Vokal jener Silbe, welche den Hauptton hat, ist fett gedruckt." Dafs der Verfasser diesem Punkte ein näheres Augenmerk zugewendet und hinsichtlich desselben rationeller vorzugehen sich bemüht hat, als es gewöhnlich geschieht, verdient anerkannt zu werden. Allein bei einer zweiten Auflage ist eine sorgfältige Nachlese vonnöten. Eine grofse Anzahl, mehr als die Hälfte, der im Buche vorkommenden Fremdnamen ist gar nicht berücksichtigt, für mehrere der berücksichtigten wird eine falsche Betonung angegeben. Belege hiefür sind entbehrlich; schon für den ersten Fremdnamen des Anhanges Abydos wird eine irrtümliche Betonung gelehrt. Um Ordnung in die Sache zu bringen, ist ein doppeltes Verfahren möglich. Vor allem sind sämtliche im Buche vorkommenden Fremdnamen, deren Aussprache dem Schüler Schwierigkeit bereiten kann, alphabetisch geordnet zusammenzustellen. Diese können dann entweder insgesamt in den Anhang aufgenommen werden, was sich insofern empfiehlt, als sie der Schüler so bei jeder Gelegenheit nachschlagen kann. Wird dieses Verfahren darum nicht beliebt, weil es den Anhang beträchtlich vergröfsern würde, so bleibt wohl nur übrig, jeden solchen Fremdnamen im Texte selbst, wo er zum erstenmal vorkommt, mit der Bezeichnung der Aussprache zu versehen. In diesem Falle wären nur die zweimal oder öfters vorkommenden einschlägigen Fremdnamen auch noch in den Anhang aufzunehmen. Würde aber die von uns empfohlene Schreibweise Dekeleia, Elateia u. s. w. angenommen, so käme eine nicht unbeträchtliche Anzahl nach dieser Richtung von vornherein in Wegfall.

Dem Periodenbau und dem Ausdruck ist grofse Sorgfalt zugewendet. Im Lernstoff sind längere Perioden ganz vermieden; aber auch sonst begegnen wir so gut wie keinerlei irgendwie anstöfsigen Periodisierung. Der verfehlte Relativsatz S. 111: „Ihm ahmte sein Sohn Titus nach, welcher im Auftrage des Vaters Jerusalem belagert und erobert hatte", aus dem notwendig ein Hauptsatz zu bilden war, dürfte völlig allein dastehen. Bezüglich des Ausdruckes seien ein paar Einzelheiten namhaft gemacht, die uns weniger zusagen: Die chamitischen Völker wurden so verkehrt (S. 7); Salomon wurde noch im Alter thöricht (S. 14); ein grofser Vorzug der Römer war es, dafs in der Regel kein Bürger eines unterworfenen Volkes die persönliche Freiheit verlor, statt: ein grofser Vorzug des Vorgehens der Römer gegenüber besiegten Völkern war es etc. (S. 85); Caesar setzte Kleopatra

auf den Thron (S. 106); Domitianus verordnete eine allgemeine Verfolgung der Christen (S. 111); Aurelianus überhob sich seiner Gewalt (S. 114); Konstantin der Grofse liefs sich durch Arius zu falschen Schritten gegen die Katholiken verleiten (S. 116); die römischen Bürger bildeten die Legionssoldaten (S. 125); dazu verstand sich der gewöhnliche Mensch nicht, der doch den grofsen Haufen zusammensetzt (S. 132). Hieher gehören auch verkehrte Satzverbindungen mit und wie z. B.: Darius teilte das Reich in Satrapien und richtete eine Schnellpost ein (S. 20); mittels der zahlreichen langgestreckten Alpenthäler dringt Italien im Norden tief in das Herz Europas ein, und im Süden wird es durch die nur 20 Meilen breite sicilische Strafse von dem heifsen Afrika geschieden (S. 64); Pompejus gehörte der Optimatenpartei an und führte Sulla drei Legionen zu (S. 102); Caesar erfocht einen Sieg über das gallische Entsatzheer und der edle Vercingetorix ergab sich (S. 105); Maxentius wütete in Rom gegen die Christen und ertrank nach seiner Niederlage an der milvischen Brücke im Tiber (S. 115). Ferner zählen hieher die in Schülerarbeiten gleich beliebten wie verrufenen Hyperbeln wie: Die zahllosen gröfseren wie kleineren griechischen Staaten (S. 36); das unzählbare Heer des Königs Xerxes (S. 39); die furchtbaren Verluste (S. 46); die furchtbare Niederlage (S. 49); die ungeheuren Rüstungen (S. 88); die ungeheuren Summen (S. 97); der ungeheure Aufwand (S. 114). Hieher gehören endlich ein paar Einzelheiten anderer Art, die wir nur andeutungsweise berühren: an Massigkeit (S. 21); der gewesene Archont (S. 35); der gewesene Konsul (S. 96); die ränkevolle Hera (S. 56); der verbissene Arianer Valentinianus I. (S. 117); seit dem Ausgang der Könige (S. 66); dem genannten Metellus (S. 93); der pontische König Mithradates, von welchem schon oben die Rede war (S. 100); unter Vermehrung seines Heeres (S. 105); neben einander wieder — wieder (S. 118).

Nach der formellen Seite mögen vielleicht noch die stellenweise etwas zahlreichen Anmerkungen Anstofs erregen. Wie wir meinen, mit Unrecht. Auch ihrerseits äufserst übersichtlich gehalten sind sie zugleich geeignet, den Text sauber und leicht lernbar zu gestalten.

Nun zum sachlichen Teil! Dafs in einem so knapp gefafsten Leitfaden mancherlei nur kurz abgemacht wird, anderes gänzlich unerwähnt bleibt, was andere berichtet oder ausführlicher behandelt wünschten, braucht nicht erst erwähnt zu werden. In dieser Hinsicht wird eine völlige Einheit der Anschauungen nie erzielt werden. Im ganzen scheint der Verf., wie schon eingangs gesagt, die richtige Mitte getroffen zu haben. Auch über eine dort und da einmal weniger zutreffende Erklärung oder Behauptung wird man sich unschwer hinwegsetzen. Wie das lebendige Wort des Lehrers dem Ganzen überhaupt erst Odem und Geist einzuhauchen hat, so wird es auch manche Dinge ins rechte Licht zu setzen haben. Auf Ziele und Ergebnisse, Ursache und Wirkung, Förderungen und Hemmnisse, auf Fortschritt und wohl auch einmal

Rückschritt wird der Lehrer immer wieder hinzuweisen haben. Das Buch ist nur ein Unterrichtsmittel, den Lehrer kann, will und darf es nicht ersetzen.

An dieser Ansicht festhaltend stofsen wir uns z. B. wenig an der ungenügenden Erklärung der demotischen Schrift der alten Ägypter (S. 10); wenig an der schiefen Deutung des Namens Lacedämonier (S. 32); wenig an der gleich schiefen Auffassung des Wortes Philippika (S. 50); wenig an der uneingeschränkten Behauptung, Homer habe um 900 gelebt, und nicht viel an der einfachen Ignorierung der wichtigen constitutio Antoniniana (S. 113). Auch über ein paar stärkere Versehen kommen wir nicht allzuschwer hinweg, wie z. B. wenn der Verf. vor der homerischen Ilios (nicht Ilion) nur einen Ajas kennt (S. 29); wenn der Sieger von Zama ohne jede Einschränkung S. 93 auch als Sieger von Magnesia gefeiert wird; wenn S. 98 der dem Tiberius Gracchus gegnerische Tribun Marcus Antonius heifst statt Octavius, wenn Seite 124 Tacitus Agricola als Agrippa vorgeführt wird. Derartige sachliche Verstöfse finden sich im Buche nur höchst selten.

Dafs mancherlei nachweisbar der Sage angehöriges Material für Geschichte ausgegeben wird, mag auf dieser Stufe nicht ernstlich beanstandet werden. S. 12 wird für die Gröfse Palästinas, S. 67 für die Siciliens der Umfang Altbayerns oder Tirols, gut zur Vergleichung herangezogen, ein Verfahren, das nicht auf diese beiden Länder zu beschränken war. S. 80 und 97 wird das römische jugerum, beidemal in verschiedener Form, aber inhaltlich richtig auf unser Mafs zurückgeführt. Gleiches hätte hinsichtlich des Wertes mit den 1000 Pfd. Goldes S. 74 und der 10000 Talente S. 90 geschehen sollen.

Eine sachliche Eigenartigkeit, die vielleicht kein Schulbuch mit ihm gemeinsam hat, brachte der Verf. bei der S. 4 — 24 behandelten Geschichte des Orients zur Anwendung. Er schliefst von den Hauptkulturländern Indien, China und Japan, wie viele andere Verfasser, von der Behandlung überhaupt aus, fügt aber die Geschichte der übrigen, Ägyptens, Phöniciens, Assyriens, Babyloniens, Mediens und Persiens in seiner Weise nach der Art Herodots je an geeigneter Stelle in die Geschichte des Volkes Israel ein, so dafs diese so zusagen den roten Faden bildet, an dem der Weg durch den Orient des Altertums angetreten und zurückgelegt wird. Den Anlafs für diese Sonderart auf dieser Stufe bildet ihm der Umstand, „dafs der Anfänger in der Geschichte durch den Religionsunterricht mit den Geschicken des auserwählten Volkes schon ziemlich vertraut geworden ist, dafs ihm daher dieser ein willkommener Führer durch das Labyrinth der orientalischen Geschichten sein wird.“ (S. V.) So gut sich dieser Grund vom didaktischen Standpunkt aus hören läfst, so wäre er uns doch nicht ausschlaggebend gewesen. In der Geschichte handelt es sich vorzugsweise um das politische und um das kulturelle Moment. In beiden Beziehungen ist die Geschichte der Juden im Altertum in ihrem Einflufs auf die übrigen damaligen Völker viel zu unbedeutend, als dafs sie, wenn auch nur formell, die Leitung über-

nehmen könnte. Sachlich weit gerechtfertigter wäre eine solche Einfügung an geeigneten Stellen der griechischen, der macedonischen oder vollends der römischen Geschichte. Da aber hier des Verfassers didaktischer Grund fehlen würde, so wird es besser bei der üblichen Sonderbehandlung sein Verbleiben haben.

Da der Verf. selbst eine ziemliche Vertrautheit der Schüler mit der Geschichte der Israeliten und wohl auch der Entstehung und frühesten Ausbreitung des Christentums aus dem Religionsunterrichte voraussetzt, so ist um so schwerer abzusehen, warum die einschlägigen Partien S. 4—24 und S. 126—134 verhältnismäfsig so breit behandelt sind. Die letzteren 9 Seiten sind fast ausschliefslich Sache des Religionsunterrichtes. Unsere Ansicht ist in dieser Beziehung folgende:

Auf den Grenzgebieten sollen sich der Religionslehrer und der Geschichtslehrer freundnachbarlich in die Hände arbeiten; was hingegen entschieden hüben oder drüben liegt, bezüglich dessen mögen sie die durch höhere Gewalten und mächtigere Verhältnisse gesetzten Grenzsteine respektieren. Soweit wir wenigstens die Ergebnisse gegenseitiger Übergriffe zu beurteilen vermögen, so erheben sie sich in der Regel nicht über das Niveau geringwertiger Dilettantenarbeit; nicht selten bleiben sie selbst unter diesem.

Das Buch steht löblicher Weise mit voller Entschiedenheit auf positiv christlichem Standpunkte; ergeben sich hier einmal Differenzpunkte der beiden wichtigsten Konfessionen, so vertritt es die katholische Anschauung. Wir wünschen im Interesse des im ganzen gewifs guten Buches, dafs es dem Verfasser im 2. und im 3. Teile gelingen möge, einen versöhnlichen Ton zu bewahren. Es scheint uns nicht überflüssig, diesen Wunsch zum Ausdruck zu bringen. Würde künftig gegenüber dem Protestantismus eine gleiche Haltung eingenommen, wie sie S. 61 und 125 gegenüber dem griechischen und dem römischen Altertum zur Geltung gebracht wird, so wäre das Buch bedauerlicher Weise an einer grofsen Anzahl unserer Mittelschulen als Lehrmittel unmöglich. Dieses Wort wird hoffentlich genügen, um uns eine weitere Polemik gegen die zwei genannten Seiten zu ersparen.

Der Verf. beachtet viel zu wenig, um es mit Zeche*) kurz zu sagen, „dafs, was die griechisch—römische Kultur auf staatlichem, literarischem und künstlerischem Gebiet geschaffen, nicht verloren ging, sondern gerade durch die Kirche, die selbst einen Teil der antiken Kultur aufgenommen hatte, den neubekehrten kräftigen Germanen vermittelt wurde und dadurch ein Hauptbestandteil der Kultur des Mittelalters und aller folgenden Zeiten ward.“ In der Schule werden wir Lehrer der philologischen Sparte mit jenen zwei Seiten uns wohl abzufinden wissen. Gefallen sich Lehrer der Geschichte an Realschulen in jener so einseitigen Beurteilung des klassischen Altertums, so haben wir im voraus die Genugthuung, dafs ihnen nicht wenige ihrer besten Schüler im späteren Leben hiefür wenig Dank zollen werden.

*) Lehrbuch der Geschichte des Altertums für die obern Klassen der Gymnasien. Laibach 1891 S. 331.

Dittmar, G., Geschichte des deutschen Volkes. In drei Bänden. Heidelberg. Karl Winters Universitätsbuchhandlung. 1891 u. 1893. I. Band XVI u. 566, II. Band XII u. 544, III. Band XVI u. 592 Seiten. Preis 15 M.

Ein kurzer Hinweis auf G. Dittmars deutsche Geschichte, deren Erscheinen damals bis S. 112 des zweiten Bandes gediehen war, wurde bereits S. 219 f. des XXVIII. Bds. d. Blätter geboten. Wir beschränken uns daher hier auf die seitdem erschienenen Hefte des nunmehr zum Abschlufs gelangten Werkes.

Den Verfasser rifs das am 15. Januar 1891 plötzlich eingetretene Ableben desselben mitten aus seiner amtlichen und schriftstellerischen Thätigkeit. Gottlob Dittmar, geboren 1839 als ältester Sohn des damaligen Subrektors in Grünstadt und späteren Studienrektors in Zweibrücken, Dr. Heinrich Dittmar, bestand 1861 nach den in Erlangen und Göttingen zurückgelegten Universitätsstudien die philologisch-historische Lehramtsprüfung in München, trat jedoch schon 1868 als ordentlicher Lehrer an die höhere Bürgerschule nebst Progymnasium in Neuwied über. 1882 erhielt er einen erweiterten Wirkungskreis als Direktor des Gymnasiums nebst Realprogymnasium in Kottbus.

G. Dittmars Arbeit an der vorliegenden deutschen Geschichte schliefst mit Seite 374 des dritten Bandes, also mit dem Lüneviller-Frieden von 1801 ab. Die Vollendung übernahm Gymnasial-Oberlehrer Ernst Stutzer in Barmen.

„Auf einen gebildeten Leserkreis“ berechnet ist das Werk im besten Sinne des Wortes populär geschrieben; es liest sich leicht und angenehm. Vereinzelte sprachliche Eigenarten kommen diesem Gesamteindrucke gegenüber wenig in Betracht. Einzureihen wären in diese Eigenarten etwa Redewendungen und Ausdrücke folgender Art: Kaiser Maximilian I. braunte darauf, nach Italien zu ziehen (II 238); er liefs sich wieder viel zu sehr von einer Menge ins Grofse gehender Projekte umtreiben (239); er warf sich sofort in den Krieg (241); er trug seine Waffen gegen Geldern (242); M. Wohlgemuth blühte in der Holzschneidekunst (265); der hohe prachtfunkelnde Kirchenfürst Cajetan (288); jener spanische Karl (293); die begehrerischen Pläne Habsburgs (426); völlige Ungeordnetheit (433); die zerstörten Bistümer Brandenburg und Havelburg wurden wieder aufgebaut (III. 17); das Land erfüllte sich mit Gewaltthat, Schrecken und Flucht (134); Napoleon I. erfüllte sich ganz mit der Gewaltsamkeit der Revolution und Verachtung des Alten (357); Frankreich erfüllte sich mit leidenschaftlichem Hasse gegen Deutschland (575); die Franzosen setzten ihre Waffen in Ruhe (142); Katharina II. ging nur Schritt für Schritt von ihren türkischen Forderungen ab (245); der Kurfürst-Erzbischof Friedrich Karl von Mainz brachte sich in Würzburg in Sicherheit (339); als Custine sich Mainz näherte, verlor er (d. i. Oberstlieutenant Eickemaier) das Selbstvertrauen (S. 340); alles Aufklärerische (363); der 1851 aus der Totenkammer hervorgeholte Bundestag (496); die französischen Korps fluteten zur Mosel zurück (558). Zierden des Buches

sind derlei Spracheigentümlichkeiten sicher auch in ihrer Isoliertheit nicht; es wird sich daher empfehlen, ihnen bei einer zweiten Auflage sorgsame Aufmerksamkeit zuzuwenden.

Zu loben ist die fast durchweg edle und keusche Ausdrucksweise. Wendungen wie z. B. II, 489: Den Fürsten war es bei dieser kostspieligen Kriegführung unmöglich, ein mäfsiges Heer auch nur ein paar Monate aus ihrem Beutel zu unterhalten, oder 264: Die Ehrbarkeit der Sitten hielt nicht stand vor den heifsen Trieben des kraftstrotzenden Geschlechts, sind überaus selten.

Nicht die gleiche Zurückhaltung ist hinsichtlich der oft genug verkehrt angewendeten Schülerliebhaberei für Übertreibungen mit „ungeheuer, furchtbar, unerhört" und dergl. beobachtet. Wenn vom Dresdener Kapellmeister Hasse III, 101 gesagt wird, er habe unzählige Opern geschrieben, so werden über diese Art der Unzählbarkeit selbst die Schüler stutzig werden. Noch gröfser wird jedoch die Verwunderung der Leser sein, wenn sie II, 320 vernehmen, Wien sei 1529 von dem furchtbarsten Türkenheere bedroht worden, das je an der Donau erschienen war, und wenn sie auf der nächsten Seite finden, dieses furchtbarste aller bislang je an der Donau gesehenen Heere sei 25.000 Mann stark gewesen, argwöhnen sie nicht selbst, dafs hier ein Druckversehen vorliegt, nämlich 25,000 statt 250,000 Mann.

Indes sei hier gleich bemerkt, dafs die Sauberkeit von Druckfehlern im allgemeinen zu den löblichen Seiten des Buches zählt.

Auch an der Orthographie desselben ist wenig auszusetzen. Wenn II, 390 husitisch geboten wird, sonst richtig hussitisch, II, 256 Herzoge, 388 und 392 Erzherzoge, sonst Herzöge; S. 425 nebeneinander wallensteinsche Truppen und wallenstein'sche Politik; 524 Franke's, sonst richtig z. B. Wallensteins, 478 Rohheit, 521 Roheit; 516, A. Kraft, 266 und 536 A. Krafft; II, 341 Berlin-Köln, III, 19 Kölln, III, 70 arm und reich, 355 hoch und niedrig, 556 jung und alt, dagegen 456 Arm und Reich; ferner II, 278 Reinecke Fuchs, III, 75 und 591 Staremberg statt Starhemberg, 91, 120, 260 und 592 Chr. Wolf statt Wolff, 368 parthenopäisch statt parthenopeisch, 561 und 588 Noiseville statt Noisseville, so ist darob und ob anderer derartiger Versehen ein Aufhebens nicht zu machen, so wenig als aus der verkehrten Interpunktion „heiliges, römisches Reich" (III 450).

Ernsteren Anstofs wird man an den mancherlei sachlichen Versehen nehmen müssen. II, 149 wird erzählt: „Die rheinische Pfalzgrafschaft war durch Kaiser Friedrich II. 1214 an den Wittelsbacher Ludwig von Bayern verliehen worden, der eben so wie sein Sohn Otto I. stets fest und treu zu Kaiser und Reich stand. Des letzteren Sohn Ludwig II. der Strenge wurde durch seine Tochter Elisabeth Grofsvater des letzten Hohenstaufen." Ludwigs I. Sohn war nicht Otto I., sondern Otto II,; Elisabeth war nicht Ludwigs II. Tochter, sondern Ottos II.; Ludwig II. war nicht Konradins Grofsvater, sondern Onkel. Otto II. stand nicht stets treu zum Kaiser, sondern hielt es vorübergehend mit den Friedrich II. feindlich gesinnten Päpsten. Eine ernst zu nehmende Geschichtserzählung sollte derartigen Irrlichtereien nicht

verfallen. Auf der gleichen Seite erfahren wir, dafs Ludwig der Bayer 1329 den Söhnen seines Bruders Rudolf die kurpfälzischen Lande und einem Enkel desselben die Oberpfalz überliefs; Rudolf II. habe seinem Schwiegersohn Karl IV. 1353 die Oberpfalz abgetreten. Hätte G. Dittmar doch das Schulbuch seines Vaters, „Abrifs der bayerischen Geschichte“ in der Dreykornschen Neubearbeitung nachgesehen, so wäre er vor so oberflächlichen und schiefen Angaben wenigstens teilweise bewahrt geblieben. Diese Seite allein dürfte für den Nachweis genügen, wie wenig zuverlässig G. Dittmar in sachlicher Beziehung des öftern ist. Wir beschränken uns daher nach dieser Richtung nur noch auf wenige gelegentliche einschlägige Bemerkungen. II, 247 ist von einem zwischen Albrecht IV. und Georg dem Reichen abgeschlossenen Erbvertrag die Rede. Nicht um einen solchen handelte es sich beim Landshuter Erbfolgestreit, sondern einerseits um die einschlägigen Bestimmungen des Hausvertrages von 1329, anderseits um das Testament Georgs. II, 310 wird Kasimir von Brandenburg geboten statt von Brandenburg-Kulmbach-Bayreuth; ebenso 320 und 324 Georg von Brandenburg statt von Brandenburg-Ansbach, wie 323 richtig gibt; 312 wird gesagt, Johann der Beständige von Sachsen sei Friedrichs des Weisen jüngster Bruder gewesen; er hatte aber noch 2 jüngere Brüder. Wenn II, 371 gesagt wird, die gregorianische Kalenderverbesserung habe darin bestanden, dafs 1582 zehn Tage übersprungen wurden und dafs immer im vierten Jahre ein Tag eingeschaltet werden sollte, so ist gerade das Wichtigste unberücksichtigt geblieben, dafs künftig nur diejenigen vollen Hundertjahre Schaltjahre sein sollten, welche sich durch 400 ohne Rest dividieren lassen. III, 56 heifst es, Ernst August von Hannover habe sich mit der Tochter Friedrichs V. von der Pfalz verheiratet statt mit einer Tochter Friedrichs V. Die erste Gemahlin des Kaisers Leopold I., Maria Theresia von Spanien starb nicht 1693, sondern 1673 (III, 60). Der Sturz der Whigs unter der Königin Anna erfolgte nicht 1709, sondern im April 1710 (S. 64). Suleiman II. starb nicht 1668, sondern 1666 (S. 73). Zur Zeit der Bestrebungen Karls VI. für die pragmatische Sanktion bestanden nicht 3 pfälzische Linien, sondern 5: die Neuburger, die Sulzbacher, die Kleeburger, die Zweibrücken-Birkenfelder und die Zweibrücken-Gelenhauser Linie (S. 81). Leibniz starb 1716, nicht 1714 (S. 90). Der Verfasser der „Insel Felsenburg“ heifst Johann Gottfried, nicht Ludwig Schnabel (S. 97); Rabener starb 1771, nicht 1770 (S. 100); S. Reimarus war Professor der Mathematik, nicht Arzt (S. 261 und 273); Arzt war dessen Sohn Johann Albert Heinrich; S. 339 ist für 1792 von einer geistlichen Regierung in Speier die Rede, welches doch damals Reichsstadt war. S. 369 weifs der Verf. mit Bestimmtheit zu erzählen, dafs es beim Rastatter Gesandtenmord auf die Wegnahme von Gesandtschaftspapieren abgesehen war, in denen man wichtige Enthüllungen über geheime Abmachungen zwischen Preufsen und Frankreich zu finden hoffte. Damit wäre also die heikle Streitfrage endgültig gelöst! Der Prinz von Enghien wurde in Vincennes erschossen, nicht in Paris (S. 377). Die bei Palm vorgefundene

Schrift war betitelt: „Deutschland in seiner tiefen Erniedrigung“ nicht „in seiner tiefsten“ (S. 386). Während S. 356 dem Erzherzog Karl eingeräumt wird, er sei „ein tüchtiger Soldat und ausgezeichneter Stratege gewesen“, war er nach S. 416 „kein grofser Feldherr.“ Nach S. 438 war Friedrich Rückert „aus Thüringen.“ Die Stiftung der Universität Bonn gehört dem Jahre 1818 an, nicht 1819 (S. 466.) Auf König Ludwig I folgte in Bayern Maximilian II., nicht Max I. (S. 480).

Anlangend die äufsere Behandlung beschränkt sich das Buch lediglich auf die Erzählung; geographische Kärtchen, ja selbst genealogische Tabellen sind geflissentlich ferngehalten. Es bringt zahlreiche Zitate aus neueren Werken, jedoch sämtlich ohne Quellenangabe. Mit Zahlen ist es im ganzen sparsam. Über den engeren Rahmen der deutschen Geschichte wird ziemlich oft und recht weit hinausgegriffen, wo dem Verfasser Einwirkungen auf den Gang der deutschen Geschichte wahrnehmbar zu werden schienen. Über derlei Dinge ist nicht zu rechten; es mufs jedem Verfasser überlassen bleiben, diejenigen Wege zu gehen, auf denen er sein Ziel am sichersten zu erreichen hofft.

Nicht so leicht kommen wir über mancherlei Ungleichartigkeit, oder um es gleich deutlicher zu sagen, über das ungleiche Mafs hinweg, das hinsichtlich des verwerteten oder nicht verwerteten Materials hinsichtlich der Würdigung von Ereignissen und Staaten und Personen nur allzu oft bemerkbar wird.

G. Dittmar trat nach seiner eigenen Angabe in den preufsischen Staatsdienst über, „weil er einerseits die Erkenntnis der sittlichen Schäden des süddeutschen Partikularismus, andrerseits aber Einsicht in die Vortrefflichkeit des preufsischen Schulwesens“ gewonnen hatte. Gegen diesen „Sprung über den Graben,“ wie G. Dittmar sich gerne ausdrückt, seine persönliche Angelegenheit, besteht an und für sich keine Erinnerung; ist er einzig aus so idealen, selbstlosen Gründen erfolgt, so wird er vielmehr zu loben sein. Indes darnach wird gefragt werden dürfen, auf welchem Weg D. zu dieser Erkenntnis und zu dieser Einsicht gelangt ist. Nach dem vorliegenden Buche ging es dabei kaum ohne alle Voreingenommenheit ab. Um zunächst sozusagen mit der Elle zu messen, mufs es doch auffallen, dafs z. B. eine der ruhmreichsten Perioden der österreichischen und mit ihr der deutschen Geschichte, der Zeitabschnitt der Abwehr der Türkengefahr 1664—1718, auf anderthalb Seiten abgemacht wird, und dafs selbst hier noch für ein paar wenig freundnachbarliche Bemerkungen über die „konfessionelle Intoleranz“ Österreichs Raum bleibt (III, 74 f.), während dem siebenjährigen Kriege nicht weniger als 63 Seiten (160—223) zugewiesen sind. Wir stehen nicht an, in einem solchen Verfahren, um uns eines Wortes des Buches selbst zu bedienen (III, 554), „eine Sünde wider den heiligen Geist der Geschichte“ zu erkennen. III, 392 bietet den für das Frühjahr 1807 mit Emphase hingeworfenen Ausruf: „Welche verhängnisvolle Wendung hätte der Kampf nicht nehmen können, wäre an dem Donaustrande Napoleon ein neuer Gegner

erstanden!“ Dagegen wird S. 349—54 eine wenig glückliche Rechtfertigung des Baseler Friedens von 1795 angestrebt; weder für 1796 bis 97, noch für 1799—1801, noch für 1805 findet sich im Buche bezüglich der Spreestadt ein gleicher Ausruf; ein paar schüchterne Worte über „kurzsichtige und waghalsige Politik,“ über „langes Zaudern“ und über „qualvolle Unentschlossenheit,“ das ist alles, was hier angebracht wird. Erst zu 1809, hier viel weniger am Platze, kommt S. 415 f. eine ähnliche rhetorische Frage. Und wie hier, so auch anderweitig. Bei solchem Verfahren erwehrt man sich schwer des ursprünglich allerdings in anderem Sinne gesprochenen Dichterwortes: „sic tibi Penelope frugi est.

Dafs Bayern mit auffälliger Unfreundlichkeit behandelt wird, läfst sich nicht sagen, jedoch gewifs auch nicht mit der Preufsen zugewendeten Vorliebe. Dafs die Anteilnahme der Bayern an den Kämpfen bei Weifsenburg, Wörth, Sedan, Orleans und vor Paris wenig zur Geltung kommt, läfst sich damit entschuldigen, dafs der letzte Teil des Buches überhaupt mehr summarisch gehalten ist. Indes für 1813 hätte doch nicht allein vom Vertrag zu Teplitz des 9. September, sondern auch vom Rieder Vertrag des 8. Oktober die Rede sein sollen (III, 444). Wenn S. 477 der liberalen Partei Süddeutschlands für die Zeit vor 1848 zum Vorwurf gemacht wird, sie sei einem „gewissen Sondertum“ verfallen, so war doch auch auf die zu diesem Sondertum führenden Gründe hinzuweisen. S. 237 hätte auch Kurfürst Max III genannt werden sollen; was über ihn S. 292 nachgeholt wird, ist wenig genügend. Auch Albrecht V. ist in seinen wichtigsten Bestrebungen ganz und gar nicht ausreichend gewürdigt. Was S. 397 von der „verschwenderischen Wirtschaft“ des Königs Max I. gesagt wird, ist in hohem Grade übertrieben. Auch die auf S. 366 erwähnte „gründlichste Verfeindung desselben mit Österreich“ bestand nicht; die Zeiten Josephs II. waren damals vorüber. Max trat sofort nach seinem Regierungsantritt gelegentlich der zweiten Koalition auf Seite Österreichs und erklärte sich zur Reichshilfe bereit.

In konfessioneller Hinsicht steht das Buch durchweg auf protestantischem Standpunkte. Es verdient Anerkennung, dafs es trotzdem in löblichem Gegensatze zu andern Geschichtswerken dieser Art z. B. den Kurfürsten Max I von Bayern II, 383, als „einen ebenso überzeugungstreuen Katholiken als hervorragenden Staatsmann“ gelten läfst, dem freilich S. 421 im Handumdrehen auch wieder nachgesagt wird, er habe „ein jesuitisches Doppelspiel“ gespielt. Die über die Einnahme Magdeburgs 1631 gegebene Darstellung (II, 436) und die Würdigung Tillys macht der Wahrheitsliebe des Verfassers alle Ehre. Allein es mangelt auch keineswegs an anders gearteten Auslassungen. Wenn z. B. II, 275 von der der Reformation vorangehenden Zeit ohne jede Einschränkung gesagt wird: „Wer in den Mönchsstand trat, hatte keine andere Absicht, als sich gute Tage ohne Arbeit zu machen,“ so wäre man genötigt, bei Luther bei diesem „Sprung über den Graben“ die gleiche Intention vorauszusetzen, würden wir nicht nachträglich S. 286 belehrt, er allein habe hievon eine rühmliche Aus-

nahme gemacht, denn er that den Schritt infolge „grofser Seelenangst.“ Die ganze Darlegung auf S. 275—78 dient den gleichen Zwecken, die Zustände vor der Reformation thunlichst in Schwarz zu malen und keinerlei Lichtseite durchschimmern zu lassen, die kirchlichen Verhältnisse als „trostlos und anstöfsig“ zu erweisen (II. 240). Kein Wunder, dafs so dem Verfasser Calvin „den unwiderleglichen Beweis führte, dafs die römische Kirche im vollen Widerspruch mit der alten Kirche Christi sowohl entstanden sei als sich entwickelt habe“ (II, 367). Allein crambe repetita!

Die seitens der Verlagsbuchhandlung dem Buche zu teil gewordene Ausstattung verdient volle Anerkennung. Der dritte Band, mit einem hübschen Bildnis des Kaisers Wilhelm geschmückt, ist dem Wirklichen k. preufsischen Geheimen Ober-Regierungsrat Dr. L. Wiese zugeeignet. Jedem der drei Bände ist ein gut angelegtes Register beigegeben.

München. Markhauser.

Die Erde und die Erscheinungen ihrer Oberfläche nach E. Reclus von Dr. Otto Ule. 2. umgearbeitete Auflage von Dr. Willi Ule, Privatdocent an der Universität Halle. Mit zahlreichen Buntdruck-Karten, Vollbildern und Textabbildungen. Braunschweig. Verlag von Otto Salle. 1891.

Ein schönes Werk liegt uns in dieser Neubearbeitung vor, zu dessen gediegener Ausstattung die Verlagshandlung keine Kosten gespart hat. An die beiden Hauptwerke „La terre“ von E. Reclus und „das Antlitz der Erde“ von Ed. Suess sich anschliefsend, hat der Verfasser das früher in 2 Bänden von seinem Vater Dr. Otto Ule, herausgegebene Buch nach den neuesten Forschungsergebnissen ganz umgearbeitet, so dafs man von ihm wohl sagen darf, es stehe auf der Höhe des heutigen Standes der Wissenschaft. 15 Buntdruck-Karten, 5 Vollbilder und eine sehr grofse Anzahl von Detailabbildungen sind zur Erläuterung beigegeben und verdienen mit Ausnahme der weniger gelungenen Karte V durchaus lobende Erwähnung. Der Verfasser hat den überreichen Stoff in 3 Hauptgruppen gegliedert: A. das feste Land. B. der Ocean und die Atmosphäre. C. das Leben auf der Erde und schliefst sein Buch mit einem schwungvoll geschriebenen Kapitel: der Mensch. Von der erstaunlichen Reichhaltigkeit desselben überzeugt schon ein Blick in das äufserst zuverlässige Register, und man wird nicht leicht einen Punkt finden, über den man nicht befriedigenden Aufschlufs erhielte. Das Buch ist auf Anregung und Belehrung für weite Kreise unseres Volkes berechnet und daher im ganzen in einem diesem Zwecke vollauf entsprechenden Stile geschrieben. Doch sind manche Abschnitte der geographischen Wissenschaft so spröde, dafs die angestrebte „Anschaulichkeit für Jedermann“ nur als frommer Wunsch betrachtet werden kann. Die Fülle der termini technici, die sich an nicht wenigen Stellen unvermeidlich in bedenklicher Weise

häuft, wird das Verständnis dem Laien in der geographischen Wissenschaft nicht so leicht machen. Dem Verfasser steht aber zweifellos eine der Grofsartigkeit der zu beschreibenden Objekte entsprechende schöne, an kraftvollen Bildern und poetischem Schwunge reiche Sprache zu gebote. Manche Kapitel sind in dieser Hinsicht ganz vorzüglich geraten. Nur selten sind sprachliche Härten zu finden, die übrigens dem Ganzen keinen Eintrag thun können. Es sei noch gestattet, auf Einzelheiten hinzuweisen, die mir einer Änderung zu bedürfen scheinen. Es sind dies zunächst die Ausdrücke, „äolische Ablagerungen“ auf S. 57 und S. 285 „gleichsinnige Niveauschwankungen,“ die ohne erklärenden Beisatz nicht sofort verständlich sind. Erst auf S. 398 folgt eine Erläuterung, dafs unter „äolischen Ablagerungen“ die durch Windwirkungen hervorgerufenen Schichtungen des Löfs zu verstehen sind. Auf diese Deutung des Wortes „äolisch“ wird man nicht so leicht kommen. — Ähnliches gilt von den „gleichsinnigen Niveauschwankungen,“ für welche sich aus den folgenden Auseinandersetzungen zuletzt ergibt, dass man sich darunter Schwankungen des Meeresniveau in gleichem Sinne, d. h. lauter Hebungen oder lauter Senkungen zu denken habe. — An sprachlichen Härten habe ich mir folgende notiert: S. 3 Noch hat die Erde dem forschenden Menschengeiste b e i w e i t e m a u c h n i c h t e i n m a l ihre ganze Oberfläche enthüllt. S. 32: welche in ihren äufseren Formen a u c h d u r c h a u s n i c h t g e r a d e Ähnlichkeit darbieten: S. 33: In Europa möchte man von vornherein schwerlich versucht sein, einen Erdteil zu erblicken. S. 36 möchte zu „elegante und stolze Form Spaniens“ doch ein Fragezeichen zu machen sein. Stolz mag sie schliefslich sein, aber elegant kaum. S. 67: F r e i l i c h die ungünstigen klimatischen Verhältnisse, welche — bringen, bieten. S. 196: Wenn wir . . . die Erde umschreiten könnten, würden wir uns fortwährend ein wenig drehen müssen, s o b a l d wir i m m e r unser Gesicht dem Süden zukehren wöllten. S. 215: Wenn das kaspische Meer abermals den ganzen Raum seines Beckens bis zu e i n e r d e r des Ocean entsprechenden Höhe ausfüllen sollte. S. 272: die E r z i t t e r u n g e n des Erdbodens . . . werden verursacht. Das Wort scheint in transitivem Sinne = Erschütterungen gebraucht zu sein. In intransitivem Sinne habe ich es noch nie gehört. S. 297: die grofsartigsten Veränderungen schafft sie, u n b e m e r k t d e n W e s e n, die sie ernährt (statt v o n den Wesen) S. 389: W i e begreiflich ist es d o c h d a r u m, dafs es . . . nicht gelungen ist. S. 444 3. Zeile von oben dürfte das Ausrufzeichen durch einen Punkt zu ersetzen sein. Ferner erweisen sich die Superlative: charakteristischsten, phantastischsten, typischsten doch als etwas zungenbrecherisch und würden am besten durch Umschreibung vermieden. Endlich habe ich noch einige wenige Druckversehen angemerkt, z. B. S. 80 Macug u aga statt Macug n aga. S. 218: wegen seiner Lage in eine r der tiefsten Einbrüche. S. 246. Spun t statt Spun d. S. 362 Egi bros statt Egri pos. S. 522 Kata rothren statt Kata v othren (βόθρος). Das vortreffliche Werk verdient somit in jeder Beziehung die angelegentlichste Empfehlung.

Die Perlen des bayer. Hochlandes von Franz Joseph Brenner. Leipzig. Amthor'sche Verlagsbuchhandlung, 1890.

Ein recht hübsches. flott und ansprechend geschriebenes Büchlein, das auf Reisen in das bayerische Hochland recht praktisch sein dürfte. Man sollte eigentlich die „vier Perlen" aus eigener Anschauung kennen, um ein richtiges Urteil über die Zuverlässigkeit des Büchleins abgeben zu können. Es spricht aber jedenfalls für dasselbe, dafs man sich durch seine Lektüre lebhaft zu dem Wunsche angeregt sieht, mit eigenen Augen die Schönheiten von Oberammergau, Partenkirchen, Mittenwald und Walchensee, denn das sind die 4 Perlen, zu schauen. Aber nicht blos dem Lande, sondern auch seinen kraftvollen Bewohnern mit ihrer naturwüchsigen Einfachheit in Sitten und Bräuchen widmet der Verfasser die erwünschte Aufmerksamkeit und weifs unsere Sympathien für unsere Hochländer zu gewinnen. Recht hübsche Bilder nach Photographien, ein Lichtdruck, die Kreuzigungsgruppe in Oberammergau vorstellend, und eine Spezialkarte des beschriebenen Gebietes sind ein empfehlender Schmuck des Reisebuches.

Nieberdings Leitfaden bei dem Unterrichte in der Erdkunde. Bearbeitet von W. Richter. 21. Auflage. Paderborn. Druck und Verlag v. Ferd. Schöningh. 1892.

Von einem Buche, das in 21. Auflage erscheint, darf man wohl voraussetzen, dafs es ein vielgebrauchtes Lehrmittel sei. Das wird für norddeutsche Anstalten, die einen anderen Lehrgang haben als wir in Bayern, auch zutreffen. — Der Lehrstoff wird in konzentrischen Kreisen in zwei Lehrstufen geteilt vorgeführt. Die erste, für Unterklassen berechnet, bringt die Grundlehren der Mathematik, Astronomie und Physik nebst einem Abrifs der 5 Erdteile. Sodann folgt in ganz gleicher Reihenfolge der nämliche Stoff in bedeutend erweiterter Form für die obere Lehrstufe. Der Geschichte hat der Verfasser eine ziemlich weitgehende Berücksichtigung zu teil werden lassen. Vielleicht hätte er aber besser daran gethan, auf dem „streng geographischen Standpunkte" stehen zu bleiben und der Versuchung aus dem Wege zu gehen, zwei Herren auf einmal dienen zu wollen. Er betont ja selbst im Vorworte, dafs man die Notwendigkeit derselben bestreiten könne, hofft aber doch, „man werde in derselben eine willkommene, im übrigen ja nicht störende Zugabe erblicken." Ob er sich hierin nicht doch etwas täuscht? Als „Leitfaden" in der Geographie wird sich mit mir wohl noch mancher andere Lehrer ein Buch wünschen, das dem Schüler nur das Unerläfsliche in leicht fafslicher Form bietet. Was sollen ihm dann nun diese „ja nicht störenden" Zugaben, die man also auch weglassen darf? Sie machen das Buch nur dickleibiger und teurer, was beides ihm nicht zum Vorteil gereicht, zumal sie meist in einem feinen, die Augen anstrengenden Druck gesetzt sind. Überhaupt wäre es erwünscht, wenn bei neuen Auflagen von Schulbüchern mehr darauf Bedacht genommen würde, den Lehrstoff durch

Ausmerzung des Entbehrlichen möglichst zu beschränken, statt durch Einfügung alles Erdenklichen, was in näherem oder fernerem Bezuge zur Sache steht, über Gebühr anschwellen zu machen und dadurch die Handlichkeit des Buches zu beeinträchtigen. Und darin geht, glaube ich, der Bearbeiter der 21. Auflage zu weit. Ich thue ihm gewifs kein Unrecht, wenn ich behaupte, es liefsen sich die meisten „Zusätze" ohne Schaden streichen, denn er hat kaum irgend eine Gelegenheit versäumt, einen entbehrlichen Zusatz, sei es als Fufsnote oder als Parenthese beizubringen. Selbst der Mann im Mond und die Springprozession in Echternach fehlen nicht. Belege dafür bietet beinahe jede Seite. Besonders störend wirkt die massenhafte Anwendung des Ausrufzeichens, selbst das Citat eines Paragraphen erfreut sich seines „!" — Auch gehören in einen Leitfaden schwerlich Ergüsse wie pag. 59: „In der That, was der einzelne Mensch auf der weiten Erde, das ist die Erde selbst im Weltgebäude: „ein Tropfen am Eimer!". — Es gilt wohl nur dem Spruche: „ein Tropfen am Eimer" ein Plätzchen zu gönnen. Oder das etwas dithyrambische Lob der Schönheit der Alpen. Ein gleiches Verfahren wie Dr. Ganzenmüller in seiner bereits früher angezeigten Schrift befolgt auch der Herausgeber in den zahlreichen Fufsnoten, die meist der Ableitung der Fremdwörter gewidmet sind, obwohl sich in ihnen noch eine Menge anderer Notizen zusammengedrängt findet. Dafs bei der Aussprache englischer Namen mannigfache Abweichungen der verschiedenen Autoren von einander vorkommen, dafür nur zwei Beispiele statt vieler. Richter schreibt Hull und spricht Hall, Ganzenmüller Höll; Richter schreibt Plymouth und spricht Plimufs, Ganzenmüller Plimöfs, Biedermann Plimes, Günther & Götz Plimm's und andere wieder anders. Wer hat nun recht? Aus der Geographie der Pfalz ist zu berichtigen, dafs Frankenthal eine durch Weinbau bedeutende Stadt sei, — wäre dem nur so! — dafs Kaiserslautern auf der Haardt liege; dafs Zweibrücken eine Fabrikstadt sei. Pirmasens, die dritte Stadt der Pfalz nach Bevölkerungszahl und Fabrikthätigkeit, sucht man vergeblich. Frankenthal hätte als Fabrikstadt eine Hervorhebung verdient. Dem Buche ist ein 28 Seiten starker Anhang beigegeben, der eine eingehende Beschreibung der deutschen Kolonien enthält — im übrigen ein unveränderter Abdruck des im Unfermannschen Verlag in Paderborn erschienenen und mit 2 hübschen Karten versehenen Schriftchens mit gleichem Titel. Gelobt mufs werden der korrekte Druck. Von den ganz wenigen Druckfehlern, die ich bemerkt, ist pag. 181 Vosagus statt Vosegus zu erwähnen.

Frankenthal. Koch.

III. Abteilung.

Miscellen.

Abwehr der Angriffe des Herrn Prof. Dr. K. Hartfelder in Heidelberg.

Vor Allem mufs ich Herrn H. mitteilen, dafs jetzt und, wenn er einmal einen wahrheitsliebenden Biographen findet, auch in Zukunft an seinem Namen der Makel schnöden Undankes haftet. Als er nämlich bei der letzten Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in München aus irgend einem dringenden Grunde darum nachsuchte seinen Vortrag in der pädagogischen Sektion vor mir halten zu dürfen, erwies ich ihm diese Gefälligkeit, obwohl die Verlegung meines Vortrags auf den letzten Tag der Versammlung offenbar ungünstig war. Dann habe ich sein umfangreiches Buch über Melanchthon, welches mir von der Redaktion unserer bayerischen Zeitschrift zugesandt wurde, durchgenommen und habe in meiner Rezension (s. Bl. f. d. b. G., XXXVIII. Bd. S. 176 ff) seinen Ruhm nach Kräften verkündet. Und für all diese Wohlthat beehrt mich H. H. in der Selbstanzeige seines Buches Jahresb. üb. d. F. d. cl. Alt. 20. Jahrg. S. 185 ff. in einem längeren mir gewidmeten Abschnitt mit einem bösartigen Zornesausbruch, als ob ich ihm schweres Unrecht zugefügt hätte, und beschuldigt mich in Bezug auf meine Rezension in leichtfertigster und rücksichtslosester Weise zugleich der Unbilligkeit und des Mangels an Sachkenntnis.

Es ist ergötzlich zu lesen, mit welchem Raffinement der bescheidene Mann zu diesen vernichtenden Schlägen gegen mich ausholt. Um seine Leser in das wünschenswerte Erstaunen über seine Gelehrsamkeit zu versetzen und zugleich ihr Mitgefühl ob der erlittenen Kränkung zu erregen, gibt er kund, dafs er das Quellenmaterial in den 28 Bänden des Corpus Reformatorum und möglichst Alles, was seit 350 Jahren über Melanchthon geschrieben wurde, durchgearbeitet habe, dafs dem Buch 34 Besprechungen zu Teil wurden und dafs es auch eine Zierde der Monum. Germ. paedag. genannt worden sei. Alles recht schön und brav, H. H., aber Sie wären doch noch schöner und braver, wenn man nicht aus den Bekenntnissen der fleifsigen Gelehrtenseele auch überall Frau Eitelkeit hervorlugen sähe!

Nach diesem fein ausgedachten Prooimion hat er in aller Bescheidenheit auch die Anmafsung nach dem Berechtigungsschein für meine Rezension seines mit solchem Schweifse behafteten Werkes zu fragen und sich dabei über meine wissenschaftliche Thätigkeit im allgemeinen auszulassen. Da er dieselbe zum Teil gar nicht, zum Teil nur sehr oberflächlich kennt, so häuft er in seinem blinden Zorne Unwahrheit auf Unwahrheit. Die von ihm aufgelegte Liste meiner Arbeiten ist durchaus nicht vollständig und die hier vorliegenden Angaben sind zu einem guten Teile falsch. Es ist unwahr, dafs ich nur in den siebziger Jahren Abhandlungen über Aischylos veröffentlicht habe; aus den Jahrb. f. Phil. und auch aus den Jahresb. üb. d. F. d. Alt. kann sich H. H. überzeugen, dafs diese Studien auch im letzten Decennium fortgesetzt wurden; es ist ferner unwahr, dafs meine Schrift „Das Bildungsideal des deutschen Gymnasiums“ „durchweg“ aus abgeleiteten Quellen geschöpft ist; der Zweck der Schrift erforderte im allgemeinen nicht das Zurückgehen auf die ersten Quellen, doch wurden dieselben in besonderen Fällen auch beigezogen, so S 21 die Ratio studiorum societatis Jesu, S. 22 die Lehrpläne des Aegidianums in Braunschweig, S 23 die Konstitutionen der Gesellschaft Jesu üb. d. Schulwesen. vgl. ferner S. 25 u. 27. Was sind Sie doch ein gewissenloser Rezensent, H. H.! Um einen solchen Berichterstatter sind die Jahresberichte wahrlich nicht zu beneiden! Es ist zudem unwahr, dafs ich nur „eine Anzahl Rezensionen über didaktische Fragen“ geschrieben habe; vielmehr wurde

von mir während eines Zeitraumes von mehr als zehn Jahren in den Blättern f. d. bayer. Gymn. regelmäfsig über bedeutendere Erscheinungen auf dem Gebiete der Gymnasialpädagogik, darunter auch über mehrere Bände der Mon. Germ. paed. berichtet und zugleich wurden in einer Reihe von Abhandlungen wichtigere pädagogische Zeitfragen behandelt. Es ist nicht Jedermanns Sache die Lobsprüche der Recensenten noch besonders abdrucken zu lassen, wie dies H. H. gefällt; ich überlasse es seinem Fleifse sich die Urteile über meine wissenschaftliche Thätigkeit in den verschiedenen Zeitschriften zusammenzusuchen.

Nachdem H. H. mit sichtlichem Behagen meinen guten Namen möglichst herabzusetzen bestrebt war, schlägt ihm doch das Gewissen und er beginnt fast reumütig sich zu schämen; mit merkwürdiger Naivetät findet er es plötzlich „gar nicht nötig, dafs jeder Kritiker schon vorher durch eigene litterarische Leistungen seine Kenntnis des Gegenstandes bewiesen habe". Aber meine Ausstellungen, behauptet H. H., entbehrten der Sachkenntnis.

Die Darstellung in dem Buche des H. H. war mir stellenweise etwas breit erschienen und, wie ich jetzt sehe, befinde ich mich damit im Einverständnis mit anderen Kritikern; so setzt H. Bender in d. Jahresb. f. d. höh. Schulw. IV. Jahrg. den Lobsprüchen hinzu „mitunter etwas umständlich" und im 10. Jahrg. der Deutsch. Litteraturz. spricht Th. Ziegler von Wiederholungen im einzelnen infolge der von H. H. gewählten Gruppierung und Gliederung seines Buches. Beispielsweise fand ich in Abschnitt IX des Buches „Organismus der Schulen" Manches zu ausführlich behandelt — ich verweise jetzt z. B. auf die Mitteilungen über die Prüfungsordnungen jener Zeit S. 462 ff. — und das eine oder andere schien mir geeigneter für eine allgemeine Schulgeschichte. Wer gröfsere Ausführlichkeit liebt, mag anderer Ansicht sein, aber nur ein zornmütig verbissener H. H. konnte sich dadurch zu der albernen Frage verleiten lassen, ob ich denn „so unwissend sei zu meinen, das was Melanchthon geschaffen, sei ganz allgemein gewesen." Ferner erklärte ich es als eine Folge der ungünstigen zu Wiederholungen führenden Einteilung des Buches, dafs über die „obere Schule" in Nürnberg an zwei Stellen ausführlich gehandelt ist — das Wort „ausführlich" ist dem pünktlichen H. H. entgangen —; er belehrt mich über den Begriff der Wiederholung und leugnet dieselbe; er vergleiche aber gefälligst S. 431 „Eine zweite Stufe der höheren Schule, die ein Bindeglied zwischen der gewöhnlichen dreiklassigen Trivialschule und der Universität sein sollte u. s. w." mit S. 501 „Sie sollte der Abschlufs der verschiedenen Lateinschulen . . . . . und zugleich direkte Vorbereitungsschule für die Universität sein u. s. w. und die ziemlich gleichlautenden Anmerkungen an beiden Stellen; ferner S. 434 Z. 14 ff. mit S. 501 Z. 4 ff. und S. 435 Z. 10 mit S. 505 Z. 24. Ist hier nicht überall an beiden Stellen das Nämliche gesagt, H. H.?

Zweitens hatte ich in der Rezension kurz angedeutet, dafs wegen des engen Zusammenhangs der pädagogischen und ethischen Anschauungen Melanchthons mit seiner Theologie in dem Bilde des Pädagogen die Grundzüge der theologischen Wirksamkeit nicht fehlen sollten. Der Reformator sagt bekanntlich selbst von sich: ego mihi ita conscius sum non aliam ob causam unquam τεθεολογηκέναι nisi ut vitam emendarem, und es wies daher auch die Eigenart seiner theologischen Arbeiten darauf hin, deren beherrschender Gesichtspunkt nach dem Ausspruch eines hervorragenden Theologen immer der ethische und praktische ist. Für kurze Andeutungen scheint aber die Fassungskraft des H. H. nicht auszureichen; er erklärt nicht zu wissen, was ich meine, und ich mufs daher seinem Verständnis etwas nachhelfen.

Der V. Abschnitt des Buches ist überschrieben: Melanchthon als Gelehrter. Kann nun aber das Bild des Gelehrten als ein vollkommen befriedigendes bezeichnet werden, wenn mit der Theologie eine Hauptthätigkeit desselben von vornherein ausgeschlossen wird? Habe ich ferner irgendwie angedeutet, dafs in dem Buche über die loci Theologici oder die Lehre vom freien Willen „eingehend" gesprochen werden solle? Kann sich H. H. nicht ein mittleres Verfahren denken zwischen der Darstellung der Theologen, in welcher das pädagogische Wirken Melanchthons nicht genügend zur Geltung kommt, und einem Buche, in welchem auf die theologische Entwicklung nur sozusagen im Notfalle Rücksicht genommen

wird? Es ist vielmehr offenbar: nur wenn man von der Theologie ausgeht, werden vielfach die wissenschaftlichen und pädagogischen Bestrebungen der Pädagogen des 16. Jahrhunderts, der protestantischen wie der katholischen, in das rechte Licht gerückt. Ein bestimmtes Beispiel wird noch deutlicher sprechen. S. 232 ff. seines Buches entwickelt H. H. den Inhalt der philosophischen Ethik Melanchthons, wobei auf den steigenden Einfluſs seiner Theologie auf die verschiedenen Ausarbeitungen der Ethik hingewiesen wird; S. 236 folgt dann nach Luthardt ein Zusatz über Melanchthons theologische Ethik. Nun hat aber Luthardt mit Recht behauptet, daſs sich M. erst von der vornehmlich durch Luther beeinfluſsten theologischen Moral aus auf dem Gebiete der philosophischen Ethik orientierte. So ist M. bereits in der Apologie der Unterscheidung der natürlichen Sittlichkeit, des geoffenbarten Sittengesetzes im Dekalog und der auf der Rechtfertigung beruhenden chrislichen Sittlichkeit näher getreten, und das Problem, das Verhältnis der theologischen und philosophischen Ethik zu bestimmen, hat, wie ein anderer Theologe sagt, unsern Reformator sein ganzes Leben hindurch beschäftigt. Es erscheint daher sachgemäſser bei der Erörterung des Inhalts der philosophischen Ethik von denjenigen Grundlehren der theologischen Moral auszugehen, auf welche es hier wesentlich ankommt, und von da aus die Stellung Melanchtons zur antiken Philosophie zu beleuchten.

Indem ich eine kurze, dem Hauptzwecke des Buches förderliche und mit ihm wohl vereinbare Würdigung des Theologen M. vermiſste, wies ich auf die Schriften Plancks und Schlottmanns über den Praeceptor Germaniae hin, insofern in ihnen die theologischen Leistungen behandelt sind; im übrigen bin ich für diese Arbeiten mit keinem Worte eingetreten. Aber schon daſs ich sie genannt habe, ist für die Leidenschaft des H. H. Grund genug auch über sie herzufallen und sie herabzusetzen. „Das kleine Büchlein von Planck“, sagt er, „wimmelt von den gröbsten Fehlern“; „Etwas besser steht es mit der lateinischen Commentatio Schlottmann, aber nicht viel“. Es muſs aber mit dem Urteilsvermögen und dem Gerechtigkeitssinn des H. H. nicht immer gut bestellt sein, denn die nämlichen Schriften nennt er in der Vorrede zu seinem Buche S. VIII „verdienstliche Arbeiten“! Man wird sich daher auch nicht über seine naiv dreiste Unterstellung wundern, daſs ich nicht zu wissen scheine, was die Mon. Germ. pädag. für eine Aufgabe haben.

Soviel zur Sachkenntnis. Die in durchaus rücksichtsvoller Form vorgebrachten Ausstellungen der Rezension bestehen alle zu recht. Sollte jetzt vielleicht sogar H. H. für die Erkenntnis empfänglich sein, daſs ἀνεμώλια βάζει, wer wegen derselben solch unartigen Lärm schlägt? Handelt es sich hier überhaupt um irgend welche Masse von Kenntnissen, und nicht vielmehr in erster Linie um Geschmack und Urteil, um Abwägung verschiedener Gesichtspunkte? Und ist die Offenbarung einer anderen Ansicht in Bezug auf die hier in Frage kommenden Punkte eine Unbilligkeit gegen den Autor? Selbst wenn es feststände, daſs das Buch des H. H. nicht stellenweise an Breite leidet und daſs er die Theologie Ms. genügend berücksichtigt hat, so wäre ein Irrtum meinerseits noch keine unbillige Herabsetzung seines Buches, nachdem im ganzen die entsprechende Anerkennung nicht versagt ist. Aber freilich ein Kritiker, auf den H. H. mit solchem Selbstgefühl herabsieht, hätte wenigstens das Lob seiner Groſsthat in vollen Tönen verkünden sollen! Und vielleicht nährte H. H. noch einen tieferen Groll von München her in seinem Busen: ich hätte von dem bescheidenen Gelehrten nicht Dank für meine Gefälligkeit erwarten, sondern mich bei dem Verfasser einer Zierde entschuldigen sollen, daſs man mich überhaupt zuerst vor ihm auf das Programm setzte. So stempelt sich sein galliger Ingrimm als die jämmerliche Bosheit eines durch Eigendünkel und die Lobsprüche Anderer aufgeblähten Mannes. Und dieses Urteil drängt sich umsomehr auf, wenn ich hinzufüge, daſs in der langen Zeit meiner Thätigkeit als Rezensent meines Wissens noch Niemand einen Vorwurf gegen mich erhoben hat als dieser H. H. in seiner verletzten Eitelkeit.

Bamberg, im Februar 1893.

Dr. Fleischmann.

Buchdruckerei von Dr. Franz Paul Datterer in Freising.

BLÄTTER

FÜR DAS

GYMNASIAL-SCHULWESEN

HERAUSGEGEBEN VOM

BAYER. GYMNASIALLEHRERVEREINE

REDIGIERT VON

DR. ADOLF ROEMER.

NEUNUNDZWANZIGSTER BAND.

V. u. VI. HEFT.

MÜNCHEN 1893.
J. LINDAUER'SCHE BUCHHANDLUNG.
(SCHOEPPING.)

Inhalt des V. u. VI. Heftes.

Diesem Hefte liegen folgende Beilagen bei:

1 der Verlagshandlung von S. Calvary & Co. in Berlin,
1 der G. J. Göschen'schen Verlagshandlung in Stuttgart,
1 der Verlagshandlung C. C. Meinhold & Söhne in Dresden,
1 der Verlagshandlung von Franz Vahlen in Berlin.
1 der Verlagshandlung von R. Oldenbourg in München.

Druck von Dr. Franz Paul Datterer in Freising.

I. Abteilung.

Abhandlungen.

Zur Methode des zoologischen Unterrichtes an den humanistischen Lehranstalten Bayerns.

Nach § 16 der Schulordnung f. d. hum. Gymn. im Königreich Bayern soll durch den Unterricht in der Naturkunde in den Schülern das Interesse an der Beobachtung von Naturgegenständen wachgerufen und gefördert werden. Wahrlich eine ideale Aufgabe, die sich ein Lehrer der Naturkunde darnach zu setzen hat! Der Sinn für Natur, das Streben, sich ihres reinen Genusses erfreuen zu können, beseelte bisher nur wenige unserer Schüler. Nur die kleineren von ihnen kehren in der warmen Jahreszeit, bisweilen mit Botanisierbüchse und Schmetterlingshamen ausgerüstet, den dumpfen Mauern der Stadt den Rücken, um den Kindern Floras einen Besuch abzustatten oder Käfern und Schmetterlingen nachzujagen. Unsere gröfsere Jugend fühlt — offen gesprochen — mit verschwindenden Ausnahmen keine derartigen Regungen; die Strafsen der Stadt üben auf die meisten eine allzu mächtige Anziehung aus, und wenn sie diese einmal verlassen, so suchen viele ein ganz anderes Ziel als Wald und Flur; die grofsartige Schönheit und Pracht der Natur geht spurlos an ihnen vorüber.

Hier mufs der naturkundliche Unterricht seinen Hebel ansetzen, nicht blofs dem tändelnden kleinen, nein, ganz besonders dem denkenden gröfseren Schüler sind die Augen zu öffnen und neue Gebiete ihm zu erschliefsen. Soll aber der Unterricht solchem Zwecke dienen, so mufs er — wie P i f s n e r in seinem trefflichen Aufsatze in diesen Blättern (Bd. XXVII, S. 470) mit Recht betont — „den Anforderungen eines guten Anschauungsunterrichtes nach allen Seiten entsprechen". Leider erlaubt nur ein kleiner Bruchteil unseres Studienjahres, die Schüler zur unmittelbaren Betrachtung von Tier, Pflanze und Stein ins Freie zu führen und selbst in diesen Monaten fehlt es nicht an Hindernissen, welche die Verwirklichung der guten Absicht vereiteln.

Unser langes Wintersemester ist in der 2., 3. und 4. Klasse dem Studium des Tierreiches gewidmet. Es drängt sich mithin die Frage auf, w i e s i c h a u f d e m G e b i e t e d e r T i e r k u n d e m i t R ü c k s i c h t a u f d i e g e g e b e n e n V e r h ä l t n i s s e d e r A n-

schauungsunterricht möglichst zweckmäfsig gestalten läfst.

Welche Lehrmittel besitzen wir, die einen erfolgreichen Anschauungsunterricht ermöglichen? Durch die hohe Ministerialentschliefsung vom 18. November 1892 sind uns die einzuschlagenden Wege vorgezeichnet. Für das Tierreich sind die Wandtafeln von Engleder (Schreiber, Efslingen") zur Anschaffung empfohlen (oder Gerolds Wandtafeln, Wien, Gerolds Sohn). Dazu kommt noch eine Anzahl von Tierskeletten.

Engleders Wandtafeln verdienen in der That für manche Klassen der Tierwelt ausgezeichnetes Lob. Am schwächsten dünken sie mir in den Abbildungen der Vögel zu sein. So läfst sich beispielsweise der Fluggapparat des Vogels an den uns bis jetzt zu gebote stehenden Anschauungsmitteln nicht eingehend darlegen. Das Gymnasium, an dem ich lehre, besitzt auch die Wandtafeln von Schubert, Tabellen, welche eine Übersicht über das gesamte Tierreich in seinen wichtigsten Vertretern in ganz annehmbarer Weise koloriert wiedergeben. Ich mufs gestehen, dafs mir ein derartiges Kartenwerk willkommene Dienste leistet. Denn wenngleich der Lehrer bei der geringen Stundenzahl sich auf die nähere Besprechung weniger Tiere einer Ordnung, bezw. Familie beschränken mufs, so kommt er doch dabei gelegentlich auf andere Arten zu sprechen und ist im stande, mittels des Bildes bedeutend schneller im Schüler die richtige Vorstellung zu wecken als durch viele Worte.

In mancher Hinsicht instruktiver als Abbildungen wäre freilich eine Sammlung ausgestopfter Säugetiere und Vögel, sowie zur Aufbewahrung präparierter Reptilien, Lurche und Fische, desgleichen eine Insektensammlung. Letztere kann im Laufe der Zeit vom Lehrer im Verein mit den Schülern selbst leicht angelegt werden, jene erheben — abgesehen von der naheliegenden Gefahr ihrer Beschädigung durch Insektenfrafs — zu grofse Ansprüche an Raum und Geld. Weninger macht in seiner Abhandlung „Zur Frage des Anschauungsunterrichtes an den hum. Gymnasien" (Bd. XXIX, 1 ff. dieser Blätter) auf die vielfach in gröfseren Städten bestehenden naturgeschichtlichen Sammlungen aufmerksam. Aber auch hier begegnet man Schwierigkeiten, wenn man von ein paar Städten des Königreiches absieht. Regensburg diene als Beispiel! Der naturhistorische Verein ist im Besitze einer im ganzen für Unterrichtszwecke genügenden, auf einigen Gebieten sogar sehr reichhaltigen Sammlung. Aber alles Entgegenkommen der Vorstände genannten Vereines ermöglicht nicht die ausgiebige Benützung der Sammlung, da der zoologische Unterricht im Wintersemester erteilt wird, die Lokale des naturwissenschaftlichen Vereines aber nicht heizbar sind.

Unsere bisherigen Anschauungsmittel sind also einstweilen bescheidener Natur; mit der Zeit wird in dieser oder jener Richtung doch ein Zuwachs zu erhoffen sein. Die Erzielung eines wirklich erspriefslichen Anschauungsunterrichtes hängt aber auch von anderen Umständen ab. Die erste Gefahr für den rationellen Unterrichtsbetrieb

liegt darin, dafs die Schüler vielfach aufser stande sind, die von der Anstalt beschafften Abbildungen deutlich zu sehen und genau zu betrachten. Es gibt in jeder Klasse eine Anzahl von Schülern, welche mangels normaler Sehschärfe die Einzelheiten bei den Abbildungen, die zur Demonstration im vorderen Teile des Lehrzimmers aufgehängt werden müssen, nicht unterscheiden können und daher auch den klarsten Darlegungen des Lehrers nicht zu folgen vermögen, ein Mifsstand, der fast alle in den hinteren Subsellien sitzenden Schüler gröfserer Klassen gleich empfindlich trifft. In letzterem Falle ist es auch nicht angängig, dafs man die Schüler aus den Bänken treten läfst und sie um sich gruppiert, da nicht alle Platz finden oder dabei die Disziplin leiden mag. Abhilfe wird auch dadurch nicht geschaffen, dafs die erklärten Bilder an den Wänden des Klafszimmers hangen bleiben. Denn wann sollen die Schüler die Abbildungen genau besichtigen, da sie in den Pausen das Zimmer zu verlassen, wenn sie es wieder betreten, an ihrem Platze zu bleiben haben? Dazu kommt, dafs die durch mangelhafte Anschauung gewonnenen Kenntnisse bei wöchentlich einstündigem Unterrichte, der bisweilen noch durch Feiertage ausfällt, nach meinen Erfahrungen, die sich mit denen mehrerer geehrten Herrn Kollegen decken, leider bei einem grofsen Teile der Schüler nicht einmal bis zur nächsten Stunde haften. Nachdem kein Lehrbuch eingeführt ist, sieht man sich genötigt, ein Gerippe des Behandelten am Schlufse der Stunde zu diktieren. Aber auch dies hat seine Nachteile. Da die Schüler der unteren Klassen noch wenig Gewandtheit im Schnellschreiben haben, werden durch das Diktieren auch nur der unentbehrlichsten Schlagwörter leicht 10 Minuten geraubt. Wieviel Zeit bleibt alsdann noch zum Fortfahren im Unterrichte übrig, nachdem doch 15—20 Minuten der Stunde auf Wiederholung der vorangegangenen Lektionen verwendet werden müssen, was ebenso nötig ist wegen der Qualifikation der Schüler wie behufs besserer Einprägung des Gelernten! Fällt dann dieser Unterricht noch in eine Lehrstunde, welche nur 45 Minuten dauert, wie viel ergibt sich als Rest für die neue Lektion? Ungefähr 15—20 Minuten! Was dabei zu erreichen ist, liegt auf der Hand, namentlich wenn, wie ich es für allein richtig erachte, der Schüler an neuen Objekten die charakteristischen Merkmale selbst finden soll. Ferner tritt durch das Diktieren die Gefahr ein, dafs ein mechanisches Auswendiglernen, also eine weitere Belastung unserer Schüler mit trockenem Memorialstoff herbeigeführt wird, was unter allen Umständen vermieden werden sollte.

Die Art und Weise, wie einer derartigen Beeinträchtigung des Unterrichtes erfolgreich begegnet werden kann, denke ich mir folgendermafsen.

In erster Linie sollte jede Anstalt ihren naturkundlichen Lehrsaal erhalten, was in vielen Fällen ohne bedeutenden Geldaufwand zu erreichen sein dürfte. Hier erhalten etwaige Sammlungen ihren Platz. Die Wände sind mit Abbildungen behangen. Vor den Subsellien steht ein Tisch für die Demonstrationen des Lehrers. Die Bänke steigen nach rückwärts an, so dafs die hinteren Schüler über

die Köpfe der weiter vorne sitzenden hinwegsehen. Auch in der Pause vor oder nach einer Unterrichtsstunde hält sich der Lehrer in diesem Saale auf und bespricht mit den Schülern, welche sich in dieser Zeit hier einfinden dürfen, die einschlägigen Bilder und Skelette. Die entsprechende Lüftung des Lokales bleibt möglich, da sich die wenigen naturkundlichen Stunden unschwer so legen lassen, dafs nicht ihrer mehrere nach einander treffen.

Nicht mindere Betonung dürfte ein zweiter Punkt verdienen. Wie in Geographie und Geschichte dem Schüler zur Erleichterung des Verständnisses und besseren Orientierung ein Schulatlas in die Hand gegeben wird, so wird dies auch in der Zoologie von erspriefslicher Wirkung sein. Durch Abbildungen, welche alle Schüler in gleicher Weise besitzen, wird nicht nur ein schnelleres und sicheres Erfassen des Lehrstoffes erzielt, sondern auch die häusliche Vorbereitung in die richtigen Bahnen gelenkt. Das Auge leistet alsdann den gröfseren Teil der Vorbereitung und dient dem Gedächtnisse als kräftige Stütze. Fortgesetzte Übungen dieser Art werden sicherlich dem Schüler eine Anregung bieten zur aufmerksamen Betrachtung der Natur und ihrer Geschöpfe.

Auf der Suche nach Lehrmitteln, die dem bezeichneten Zwecke dienen, ist mir ein Kartenwerkchen aufgestofsen, das von allen, die mir zu gesichte gekommen sind, bei weitem den Vorzug verdient: „Zoologische Zeichentafeln, herausgeg. von Dr. O. Vogel und O. Ohmann, Berlin 1891/92, Winkelmann u. Söhne.“ [1]) Dieser Atlas hat neben seinen sonstigen guten Eigenschaften besonders den Vorzug der Billigkeit, so dafs durch Anschaffung dieses Hilfsmittels keinem Schüler zu viel zugemutet wird. Es kostet das 1. Heft 80 Pf., das 2. Heft 1 M. 25 Pf. und das 3. Heft 1 Mk. Das 1. und 2. Heft behandeln die Wirbeltiere, das 3. Heft, das also erst in der 4. Klasse nötig wird, die übrigen Typen des Tierreiches. Die Tafeln sind, wie ihr Titel sagt, nicht koloriert, das Format handlich. Die Figuren sind deutlich und gefällig gezeichnet, und die Anordnuug für die Verwendung beim Unterrichte besonders deshalb sehr geeignet, weil die Erklärungen der einzelnen Zeichnungen nicht neben oder unter diesen beigedruckt, sondern in einem besonderen Heftchen zusammengestellt sind.

Und was kommt bei jedem Tiere zur Darstellung? Ein paar Beispiele genügen zur Beurteilung des Ganzen. Der Körperbau des Rindes wird anschaulich gemacht durch die Abbildung des Tieres im ganzen, sodann der Zähne von der Seite, der Vorderzähne, dann einzelner Backenzähne mit den Schmelzfalten, es folgen: Vorder- und Hinterfufs, Stirnzapfen und abgenommenes Horn, endlich der Wiederkäuermagen mit seinen Teilen. Vom Kondor findet sich neben der Hauptabbildung das Skelett und an Detailzeichnungen: Schädel. Unterkiefer von unten gesehen, Becken von oben und unten, Brust-

[1]) Im Anschlufs an den Leitfaden für den Unterricht in der Zoologie von Vogel, Müllenhoff u. Kienitz-Gerloff, der dem Lehrer zu seiner Vorbereitung manche dankenswerte Winke gibt: vgl. Pifsner, Winke zur Erteilung des naturkundl. Unterrichtes, XXVII. Bd. S. 474 dieser Bl.

bein, Gabelbein, Brustbein, von der Seite gesehen, mit Schulterblatt und Rabenschnabelbein. Auch auf den Aufenthaltsort der Tiere ist Rücksicht genommen, indem ein Gewässer, eine alte Mauer, ein Ast, Blatt oder dergl. beigegeben ist. Sämtliche Tiere sind nach denselben Grundsätzen wie Rind und Kondor abgebildet, ohne dafs man Eintönigkeit verspürte. Mit verschwindenden Ausnahmen ist stets die wichtigste Seite eines Tieres, die zur Betrachtung gelangen mufs, in besonderer Zeichnung vorgeführt und die einzelnen Hefte erfreuen sich einer im Verhältnisse zum Preise erstaunlichen Reichhaltigkeit. Um von dieser ein Bild zu geben, sei es gestattet, den Inhalt der 3 Hefte in gedrängter Kürze wiederzugeben. Heft 1: Türkischer Affe, Fuchs, Löwe, brauner Bär, Igel, Maulwurf, Eichhörnchen, Biber, Pferd, Rind, Edelhirsch, Wildschwein, Indischer Elefant, Riesenkänguruh, Fledermaus; Haushuhn, Taube, Schleiereule, Kuckuck, Zaunkönig, Eisvogel, Schwalbe, Straufs, Storch, Wilde Ente. Heft 2: Orang Utan, Mandrill, Skelett des Menschen, Wolf, Hund, Organe der Brusthöhle des Menschen, Organe der Bauchhöhle, Tiger, Jaguar, Wilde Katze, Teile der Hauskatze, Arme des Menschen, Edelmarder, Hausmarder, Hermelin, Hausmaus, Hausratte, Wanderratte, Elentier, Renntier, Reh, Ziege, Schaf, Dromedar, Giraffe, Einhörniges Nashorn, Nilpferd, Faultier, Gürteltier, Schnabeltier, Seehund, Walfisch; Kondor, Steinadler, Buchfink, Zeisig, Stieglitz, Haussperling, Kolkrabe, Gemeine Krähe, Saatkrähe, Schwarzspecht, Grofser Buntspecht, Grünspecht, Kranich, Reiher, Inneres der Gans, Gans, Schwan, Pelikan; Landschildkröte, Flufsschildkröte, Riesenschildkröte, Nilkrokodil, Gemeine Eidechse, Blindschleiche, Ringelnatter, Riesenschlange, Kreuzotter, Klapperschlange, Grüner Wasserfrosch, Kleiner Molch: Flufsbarsch, Stichling, Karpfen, Hecht, Hering, Flunder, Flufsaal, Zitteraal, Stör, Menschenhai, Zitterrochen, Neunauge. Heft 3: Wanderheuschrecke, Maulwurfsgrille, Eintagsfliege, Wasserjungfer, Schabe, Ohrwurm, Gelbrand, Kolbenwasserkäfer, Maikäfer, Nashornkäfer, Hirschkäfer, Wolfsmilchschwärmer, Seidenspinner, Köcherjungfer, Ameisenjungfer, Wasserskorpion, Feuerwanze, Stubenfliege, Stechmücke, Birkenblattwespe, Riesenholzwespe, Schlupfwespe, Rosengallwespe, Rote Waldameise, Wespe, Erdhummel, Biene; Tausendfufs, Sandassel; Flohkrebs, Kellerassel, Flufskrebs, Taschenkrebs; Kreuzspinne, Skorpion; Tintenfisch, Schlammschnecke, Wegeschnecke, Auster, Blutegel, Regenwurm, Trichine, Bandwurm; Seestern, Seeigel; Schirmqualle, Armpolyp, Rote Seeanemone, Edelkoralle, Schwammkoralle, Süfswasserschwamm; Glockentierchen.

Hier findet der Lehrer mehr als ausreichendes Material für seinen ganzen Lehrstoff, der Schüler bildliche Anregung in Hülle und Fülle. Ich habe für heuer probeweise das 2. Heft in der 2. und 3. Klasse eingeführt und seitdem freudige Thätigkeit und ein gründliches Erfassen des Pensums wahrgenommen. Auch das lästige Diktieren konnte in Wegfall kommen, da die Abbildungen eine lebendigere Sprache führen.

Ich bin zum Schlusse gekommen. Weit entfernt zu glauben, dafs die von mir gehandhabte Methode vollkommen und allein richtig sei, verfolge ich mit vorstehender Erörterung den doppelten Zweck, einer-

seits eine Anregung zur geneigten Prüfung eines Verfahrens zu geben, das ich mit Erfolg angewendet zu haben glaube, andererseits auch die geehrten Herrn Kollegen zur Kundgabe ihrer Erfahrungen bei der Erteilung des naturkundlichen Unterrichtes einzuladen, da durch kräftiges Zusammenwirken unserer Sache am besten gedient ist.

Regensburg. Franz Vollmann.

Cicero als Schulschriftsteller[1]).

(Fortsetzung.)

Nachdem ich die Abhandlung Dettweilers über die Rosciana ausführlicher besprochen habe, weil sie gewissermaſsen vorbildlich für dergleichen Untersuchungen ist, kann ich mich betreffs seiner umfangreicheren Arbeit über die Philippischen Reden kürzer fassen.

Auch hier sind im 1. Kapitel die historischen und allgemeinen Gesichtspunkte behandelt. Der formalistische und stilistische Gesichtspunkt überwog bisher in den Urteilen der Gelehrten über die Philippischen Reden. Man beschränkte die Lektüre dieser Reden in der Schule fast ausschlieſslich auf die erste und zweite. Ein Beweis hiefür sind die gewöhnlichen Ausgaben der für die Schule ausgewählten Reden, z. B. von Halm, Richter. Man muſs aber prüfen, wie weit die Philippischen Reden den Zweck aller Erziehung, die auf gleichmäſsigem Zusammenwirken der körperlichen, wissenschaftlichen und religiös-sittlichen Schulung und Zucht beruhende Bildung des Charakters, fördern. Was nicht bildungskräftig genug ist, muſs ausgeschieden werden, ohne daſs wir deshalb den Zusammenhang mit der Vergangenheit aufgeben.

Im 2. Kapitel bespricht Dettweiler den Inhalt der Philippischen Reden und zwar zunächst nach dem Gesichtspunkte der Zeit. Die Zeit, in welcher diese Reden gehalten wurden, war eine Zeit der Gewalt und Willkür, der Kopflosigkeit und Charakterlosigkeit. Die am meisten in Betracht kommenden Persönlichkeiten sind Antonius und Cicero. In der I. Rede schmeichelt Cicero dem Antonius und findet in dessen Ausbeutung der Amtshandlungen Cäsars nichts Schuldvolles. In der 2. Rede, die erst nach des Antonius Entfernung aus der Hauptstadt gehalten ist, bekämpft er die Auslassungen seiner ersten Rede und schmäht seinen Feind in der ausgesuchtesten und boshaftesten Weise. Allerdings ist Antonius das Musterbild eines verwahrlosten, sittenlosen Aristokraten, aber Cicero zollt seiner wirklich vorhandenen kriegerischen Tüchtigkeit keinerlei Anerkennung, bezeichnet ihn als dumm, als schlechten Redner, was der geschichtliche Antonius nicht war. Wir erhalten sonach kein richtiges Bild der Persönlichkeit des Antonius. Die 9. Rede ist pädagogisch wertvoller, da sie eine warme Verherrlichung des Serv. Sulpicius enthält und die Pflicht der Dankbarkeit gegen die im Dienste des Vaterlandes Gefallenen betont. Die 14. Rede zeigt Verständnis für kriegerischen Ruhm und für den Heldentod im Dienste des Vaterlandes. Überhaupt bemerken wir an dem Cicero der späteren Reden eine gewisse Erhabenheit des

[1]) Vgl. oben S. 83 ff.

Willens. Der ermordete Cäsar, der junge Octavius erscheinen als Nebenpersonen, die kein höheres Interesse einflöfsen können. Senat und Volk erweisen sich als schwach und verächtlich.

Im 3. Kapitel verbreitet sich der Verf. über die erziehliche Brauchbarkeit der in den Philippischen Reden dargestellten Verhältnisse und Personen. Viele Verhältnisse sind typisch, z. B. die Verblendung der starr am Alten festhaltenden Parteien, die Thatsache, dafs in solchen gesetzlosen Zeiten sich einzelne thatkräftige Männer an die Spitze stellen u. s. w. Allein es sind das doch keine Zeiten des Heldentums und, wenn auch solche Zeiten behandelt werden müssen, damit ein Einblick in die geschichtlichen Ursachen und Wirkungen ermöglicht wird, so sind der Jugend doch hauptsächlich heldenhafte Zeiten nahe zu bringen, wo für Wahrheit, Gerechtigkeit und Freiheit gestritten wird. Zudem ist Ciceros Darstellung der Verhältnisse unwahr — man müfste also beständig den Autor kritisieren, was vom erziehlichen Standpunkte aus nicht zu empfehlen ist. Dettweiler erörtert dann, weshalb weder Ciceros Person, wie sie sich in den Philippischen Reden darstellt, noch die des Antonius der Jugend wahre Teilnahme, die Grundbedingung erziehlicher Wirkung, einflöfsen kann.

Der 4. Abschnitt behandelt die Gattung der Reden und ihren didaktischen Wert. Sie sind Muster der beratenden und epideiktischen Gattung der Beredsamkeit, die 2. Rede ist typisch für die Invektive, trefflich auch rücksichtlich der Hauptteile. Die Beweisführung ist advokatisch, die Gründe sind oft mit den Haaren herbeigezogen: es soll eben der Hauptzweck, die moralische Vernichtung des Antonius, erreicht werden. Die Begriffe der Ehre, der persönlichen Ehre, der Familienehre, der Ehre eines ganzen Staates, der Totenehre sind zwar benützt, aber nur vereinzelt als wirksames Motiv. Bei der Auswahl von Reden aber verdienen jene den Vorzug, welche mehr allgemein giltige Gesichtspunkte enthalten und dadurch eine Anwendung auf andere Fälle zulassen. Als Geschichtsquellen endlich können die Reden an sich nicht gelten, am wenigsten die Philippischen, welche voll sind von Entstellungen der Wahrheit, ja von Fälschungen. Die durchsichtige Anordnung des Stoffes in den Ciceronischen Reden ist pädagogisch betrachtet kein Vorzug. Wenn der Überblick über das Ganze zur Hauptsache gemacht wird, dann ist das Herausarbeiten der einzelnen Teile durch die Schüler ein Vorteil. Bei Demosthenes, Thukydides, in den Chorliedern der Tragiker mufs die Auffindung der Teile mit grofser Mühe erarbeitet werden.

Im 5. Kapitel werden die bedeutsamen Anschauungen und Begriffe besprochen, die sich allenfalls aus den Philippischen Reden gewinnen lassen und zwar a. aus dem Kreis des politischen b. des menschlichen Lebens, c. die literarischen Begriffe. Der didaktische Gehalt ist auch nach dieser Seite gering.

Im 6. Kapitel, wo die Beziehungen der Reden zur vaterländischen und sozialen Aufgabe der Schule und der Gegenwart geprüft werden, ergibt sich wieder wenig zur erziehlichen Wirkung Geeignetes. Wir lernen den Wert der sogenannten Volkssouveränität,

die Unfähigkeit der Parlamentsherrschaft (hier des Senates) zu wirksamen Reformen, die Notwendigkeit einer starken Monarchie u. s. w. kennen, also wieder nur Schattenseiten, welche die römische Geschichte jener Zeit zeigt. Es ist darum aus den Philippischen Reden kein Gewinn zu erhoffen für die Erziehung zum Gehorsam und die Achtung gegen die Gesetze, zur Unterordnung unter die staatlichen Gewalten, zur Hochachtung vor der sittlichen Gröfse einzelner Männer.

Das 7. Kapitel beantwortet die Frage, welche Stellung die Philippischen Reden im Gymnasiallehrplan einnehmen, welchen Wert sie für eine Konzentration der Lehrstoffe und dadurch für die Vertiefung des Unterrichtes haben.

Da nun die 2. Rede als Schmährede aus der Schule zu verweisen ist, so würden die übrigen als politische Parlamentsreden übrig bleiben. Andere aber aus den Philippischen Reden Ciceros auswählen, wäre unrichtig (?), eben weil sie das Spezifische derselben nicht so an sich tragen. Andere und bessere Parlamentsreden lassen sich aus Thukydides, Mirabeau gewinnen: auch Ciceros Rede für den Manilischen Gesetzesantrag, ja sogar die Catilinarischen Reden wären passender. Das geschichtliche Leben des absterbenden Freistaates und der entstehenden Monarchie lernen wir kurz, klar und deutlich aus dem Eingange der Annalen des Tacitus, ferner aus Horatius (carm. II, 7. sat. I, 6, 48. epist. II, 1.) und aus dem 5. Buche der Ciceronischen Briefe kennen. Für die allgemeinen Symptome eines staatlichen Zersetzungsprozesses bietet Demosthenes Besseres, dessen Philippische Reden ja an sich ursprünglicher sind. Bei Cicero fehlen die grofsen Persönlichkeiten: der Schüler kann sich für solche Erbärmlichkeiten nicht begeistern. Also bleiben die Philippischen Reden für eine Konzentrationsarbeit isoliert.

Man wird anerkennen müssen, dafs Dettweiler in echt wissenschaftlicher Weise seine Untersuchungen angestellt und durchgeführt hat. Im Obigen sind nur die Ergebnisse derselben dargelegt, der Verfasser selbst hat sie alle durch bestimmte Nachweise begründet. Er leugnet nicht, dafs die Rede als solche ins Gymnasium gehört, weil sie eine bedeutende Literaturgattung ist und ein ausschlaggebender Faktor im öffentlichen Leben der Alten war, so dafs sie zum Verständnis des Altertums notwendig ist. In Rom hinwiederum war Cicero der Meister, durch den wir uns als Mittelstufe den Weg bahnen zum Typus der Beredsamkeit, zur griechischen Beredsamkeit. Aber ich fürchte, dafs, wenn man Dettweilers Grundsätze auf die anderen bisher in der Schule gelesenen Reden Ciceros anwendet, nur wenige vor dieser Kritik bestehen werden. Übrigens lassen sich auch im einzelnen manche seiner Behauptungen und Folgerungen anfechten. Er sagt z. B. in der Abhandlung über die Rosciana S. 77: würde diese als Anknüpfung an die römische Geschichte gedacht, so könnte als Vorläufer der Monarchie die Reihe C. Gracchus, Marius, Sulla, Pompejus, Cäsar und Antonius auf Augustus vorbereiten. Man könne doch nicht jede der genannten Perioden mit annähernder quellenmäfsiger Genauigkeit behandeln. Aber einmal dürfte bei solchen unmefsbaren Gröfsen auch nicht annähernd ein äufserlicher

Mafsstab anzulegen sein, sodann würde, wenn man von C. Gracchus absieht, der wohl kaum als Vorläufer der Monarchie anzusehen ist, übrigens auch aus Ciceros Brutus zum Teil kennen gelernt werden kann, die von Dettweiler vorausgesetzte Reihe unschwer herzustellen sein. Quellenschriften sind: für Marius der Jugurthinische Krieg des Sallustius, für Sulla die Rosciana und Sallusts Jugurtha, für Pompejus Ciceros Rede über dessen Oberbefehl und Cäsars Bürgerkrieg, für Cäsar dessen Denkwürdigkeiten, sowie Reden und Briefe Ciceros, auch Sallusts Catilina, für Antonius die Philippischen Reden und Briefe Ciceros, für Augustus selbst der Anfang der Annalen des Tacitus und die Horazischen Gedichte.

Dafs Cicero in der 1. Philippischen Rede rücksichtsvoll gegen Antonius auftrat, war vernünftig und in den Verhältnissen begründet. Cicero war einfacher Senator, Antonius Konsul, der Legionen zur Verfügung hatte. Aufserdem war ja Cicero vorher zum Antonius in fast freundschaftlichem Verhältnisse gestanden und es wäre unklug von seiner Seite gewesen, sogleich alle Brücken zur Verständigung mit jenem abzubrechen. Übrigens scheint Antonius doch nicht den Eindruck der Schmeichelei von Ciceros 1. Philippischer Rede bekommen zu haben, wie Dettweiler; sonst wäre er nicht eben wegen dieser Rede so grob dreingefahren.

Wenn ferner Dettweiler es als einen pädagogischen Nachteil betrachtet, dafs Ciceros Reden so klar disponiert sind, so kann ich ihm auch darin nicht beistimmen. Denn der Schüler hat trotz der durchsichtigen Anordnung des Stoffes in den Ciceronischen Reden genug zu thun, wenn er sich die Haupt- und Nebenteile sowie die Unterabteilungen immer gegenwärtig halten will. Auf das Herausarbeiten der Teile kann er trotzdem nicht ganz verzichten und mufs andererseits noch viele Schwierigkeiten in Form und Inhalt überwinden.

Eine Untersuchung vom Standpunkte der Schule aus hat Alois Kornitzer über die Rede für Murena angestellt[1]), da sie in dem Kanon der Schulreden, wie er in den Instruktionen für die Österreichischen Gymnasien festgestellt ist, nicht vorkommt.

Der wichtigste Gesichtspunkt ist auch ihm der pädagogische. Eine sittliche Schädigung der Jugend befürchtet er von der Lesung der genannten Rede nicht. „Wenn auch nicht geleugnet werden soll“, meint Kornitzer, „dafs Murena des Ambitus, dessen er angeklagt wurde, aller Wahrscheinlichkeit nach sich wirklich schuldig gemacht hatte, so war es doch eine patriotische (!) That Ciceros, für den Angeklagten einzutreten.“ In so gefährlicher Zeit, wo Catilina noch im Felde stand, sei ein tüchtiger Offizier, wie Murena, eher am Platze gewesen, als ein ehrenwerter, spitzfindiger Jurist wie Sulpicius. Cicero hatte recht, gegenüber dem unzeitigen Übereifer Catos die Gefahr neuer Wahlkämpfe um jeden Preis abzuwenden.

Das ist denn doch eine sehr weitherzige Moral, zu deren Anwalt man sich der Jugend gegenüber nicht machen darf. Freilich kann

[1]) Zum Kanon der in der Schule zu lesenden Reden Ciceros. Zeitschr. für d. österr. Gymnasien. 1892. S. 453–461.

der Staatsmann in gefährlichen, revolutionären Zeiten nicht immer seine Seele kindlich rein bewahren. Aber dafs Cicero, der während seines Konsulats eine Verschärfung der Strafbestimmungen wegen Amtserschleichung in einem eigenen Gesetze, der lex Tullia, durchgebracht hatte, noch in seinem Konsulats-Jahre den Murena, der sich unzweifelhaft gegen dieses Gesetz vergangen hatte, selbst verteidigt und seine Freisprechung erwirkt, — das der Jugend als politische Weisheit klar zu machen, geht über das erlaubte Mafs hinaus. Da müfste man sagen: Der Zweck heiligt die Mittel. Stellt aber der Lehrer, was die Wahrheitsliebe von ihm verlangt, Ciceros Handlungsweise als sittlich verwerflich dar, dann begibt er sich jeder Einwirkung auf die Charakterbildung der Jugend: diese müfste den Cicero verachten: in solchem Grade darf der oberste Regierungsbeamte weder Advokat noch Parteimann sein.

Kornitzer fährt fort: „Wenn daher Nägelsbach mit Recht (?), wie mir scheint, die Forderung erhebt, dafs man der Jugend vor allem solche Reden vorlegen solle, welche Thaten sind, so darf auch aus diesem Grunde die Rede empfohlen werden. Denn ihr Erfolg war damals für Rom eine rettende That." Ich sage: eine verwerfliche That, denn durch sie hat Cicero, wie durch sein Eintreten für die Manilische Bill, durch die von ihm angeratene Bekleidung des Octavius mit aufserordentlichen Vollmachten, an seinem Teile dazu beigetragen, das Ansehen der Gesetze zu vernichten. Solche Thaten kann man der Jugend nicht empfehlen.

Wunderlich ist Kornitzers Verteidigung der guten und schlechten Witze, welche Cicero gegen den Juristen Sulpicius und den Stoiker Cato vorbringt. „Der unbefangene Leser", sagt Kornitzer, „wird manches Körnchen Wahrheit in dem finden, was Cicero gegen den juristischen Formelkram und die Auswüchse der stoischen Sittenlehre vorbringt." Es gelte hier von ihm, was Horaz in seinen Satiren für sich in Anspruch nimmt: ridentem dicere verum. Warum aber solle bei Cicero anstöfsig sein, was man bei Horaz ergötzlich finde? Das ist doch ein himmelweiter Unterschied! Bei einem Satirenschreiber ist die Verspottung von Gebrechen einzelner Personen oder ganzer Stände, Sekten oder Schulen am Platze. Ja man erwartet nichts anderes. Aber wenn ein Redner in einem Kriminalprozefs, wo es sich um recht ernste, den Bestand des Staates in Frage stellende Dinge handelt, aus Mangel an guten Gründen sich auf Neckereien und Spässe gegen hochachtbare Männer, wie Sulpicius und Cato, verlegt, weil er weifs, dafs die Richter, die wohl schon zum Teil in Murenas Schuhen gesteckt, solche Schnurren gerne hören, so ist das ein ander Ding. Man braucht kein starrer Sittenrichter zu sein, um ein solches Vorgehen höchst ungehörig zu finden.

Hierauf zählt Kornitzer die übrigen Vorzüge der Rede auf: Klarheit der Disposition, geschmackvolle Sprache, heiteren Humor, Freiheit und Humanität gegen befreundete Prozefsgegner, Abwesenheit von Derbheiten und Obscenitäten, Vorzüge, die ihre Geltung haben mögen, aber auch in anderen Ciceronischen Reden vorhanden sind.

Aber sie verschwinden gegenüber dem Umstande, dafs der Redner in seiner Rede nicht als ein „guter" redekundiger Mann erscheint, dessen Beispiel Nacheiferung verdient, und dafs sein Klient Murena, der Mohr, der weifsgewaschen werden soll, die Teilnahme des Schülers zu erwecken nicht geeignet ist.

Zum Schlusse macht Kornitzer eine Bemerkung, die gleichfalls nicht stark für die Rede ins Gewicht fallen kann: „Jeder praktische Lehrer des Lateinischen wird mir zugeben, dafs für die Durchbildung des lateinischen Stils kein sonderlicher Gewinn aus einem solchen Vielerlei lateinischer Autoren in dieser (d. i. der 6. österreichischen) Klasse zu erwarten ist." Also auch hier wieder die verhängnisvolle Verwechslung von Mittel und Zweck!

Zu den gelungenen Versuchen, eine geeignete Auswahl aus den Ciceronischen Reden für die Schule zu treffen, möchte ich also die Untersuchung Kornitzers über die Rede für Murena nicht rechnen. Aber von den vorhergenannten Gelehrten ist, wenn man auch vielleicht in allen Punkten mit den Endergebnissen nicht übereinstimmen mag, ein vielverheifsender Anfang gemacht worden, die Frage nach der Auswahl der Ciceronischen Reden für die Schule auf dem von Frick empfohlenen Wege der Einzeluntersuchungen zu lösen und eine allmähliche Einigung der Schulmänner in dieser Sache anzubahnen.

Curt von Oppen hat bekanntlich eine Zusammenstellung des Lesestoffes in den alten Sprachen veröffentlicht[1]), wobei er die altsprachliche Lektüre des Schuljahres 1883/84 von 10 Gymnasien der Provinz Pommern zusammenstellte. Man erkennt daraus, dafs die Auswahl der Ciceronischen Reden keine eng oder ängstlich begrenzte ist. Der von Oppen selbst bei Aufstellung seines Kanons der Reden festgehaltene Standpunkt ist nach Nägelbachs und Ecksteins Vorgang der rein geschichtliche: er verlangt die Lektüre jener Reden, in denen grofsartige politische Begebenheiten, die einen bleibenden Eindruck von Cicero als Redner herrvorzurufen geeignet sind, sich wiederspiegeln. Zu diesen gehören die Reden gegen Catilina, vom Oberbefehle des Pompejus, die Rede für Milo und die 1. und 2. Philippische Rede. Die Reden gegen Verres stehen den genannten Reden nach: denn ihr Inhalt ist Spezialgeschichte. Unter den kleineren Reden läfst sich vielleicht die Rede für Archias fruchtbar machen. Für die Sache eines Sestius, Murena, Roscius, Dejotarus u. s. w. wird kein Interesse hervorgerufen.

Ich selbst machte mir eine Übersicht der in den Schuljahren 1890/91 und 1891/92 an den 36 bayrischen humanistischen Gymnasien gelesenen Ciceronischen Schriften. In Bayern beginnt nicht wie in Preufsen in der 6. Klasse (IIb), sondern in der 7. (IIa) Klasse die Lektüre der Reden Ciceros.

Im Schuljahre 1890/91 wurden in der 7. Klasse an 6 Gymnasien Reden Ciceros gelesen und zwar 2mal die Rede vom Oberbefehle des Pompejus, 3mal Catilinarische Reden und zwar im 1. Falle

[1]) Die Wahl der Lektüre im altsprachlichen Unterricht, wie sie getroffen wird und wie sie zu treffen wäre. Berlin, Gärtner 1885.

die 4 Reden, im 2. Falle die 3 ersten, im 3. Falle die 1. und 3. Rede, endlich die Reden für Marcellus und Ligarius neben der Pompeiana. Vereinzelt war die Lektüre des Traumes des Scipio.

Im Schuljahr 1891/92 wurden an 10 Gymnasien in der 7. Klasse Schriften Ciceros der Schullektüre zugrundegelegt, nämlich an dreien die Catilinarischen Reden und zwar an 2 Gymnasien die 1. und 2., an einem die drei ersten, die Reden für den Archias und über den Oberbefehl des Pompejus an je einem Gymnasium; endlich wurde an 3 Gymnasien der Ältere Cato, an zweien Laelius behandelt.

In der 8. Klasse waren im Schuljahre 1890/91 an 35 Gymnasien Ciceronische Schriften Gegenstand der Schullektüre und zwar 2mal an den beiden Abteilungen der 8. Klasse eines Gymnasiums: 11mal die Catilinarischen Reden, und zwar 4mal die vier ersten, 3mal die beiden ersten, einmal die drei ersten, und einmal die erste allein; 9mal die Verrinischen Reden und zwar die 4. je dreimal, die 5. je dreimal, einmal die 4. und 5. zusammen, 2mal die Rede gegen Cäcilius; 7mal die Rede über den Oberbefehl des Pompejus: je 5mal die Rede für Murena, Marcellus und Balbus; von den philosophischen Schriften: 3mal Laelius, 1mal Cato. Einmal wurden auch Ciceros Briefe in Auswahl behandelt.

In der 8. Klasse war im Schuljahr 1891/92 an sämtlichen Gymnasien Cicero zur Lektüre in der Schule bestimmt: 11mal die Rede für Milo, 10mal die Rosciana, 9mal die Pompeiana, 7mal die Rede für Archias und die Catilinarischen Reden, unter diesen 5mal alle vier, einmal die 1. und einmal die 4.; 5mal die Rede für Ligarius, 3mal die Verrinischen Reden, unter ihnen einmal die Rede gegen Cäcilius und 2mal die 4. gegen Verres; je einmal die Rede für Flaccus, Sulla, Murena, die 1. Philippische Rede und die 2. Philippische Rede. Aufserdem las man an 5 Gymnasien eine Auswahl aus Ciceros Briefen und an 2 Gymnasien den Laelius.

In der 9. Klasse (Ia) las man im Schuljahre 1890/91 an 31 Gymnasien Ciceronische Schriften: 6mal die Rede für Roscius, 4mal die Catilinarischen Reden und zwar je 1mal die 1., die 3., die 4., einmal auch die 3 ersten; je 1mal die Pompeiana, die Rede für Dejotarus, Ligarius, Murena; von den rhetorischen Schriften: 3mal die Schrift vom Redner, natürlich nur teilweise, 3mal den Redner, darunter 1mal teilweise; einmal wurde Ciceros Schrift über die Auffindung des Stoffes in Verbindung mit der Rhetorik des Cornificius gelesen. Von den philosophischen Werken Ciceros wurden in der Schule behandelt: 9mal die Pflichtenlehre, darunter 4mal das 1. Buch (einmal teilweise), 2mal das 2. und 3. Buch (teilweise), einmal eine Auswahl aus den 3 Büchern, je 1mal das 1. und 3. Buch zusammen; 6mal die Tuskulanischen Untersuchungen, darunter 5mal das 1. Buch (in einem Falle teilweise), 1mal eine Auswahl aus dem 1. und 2. Buche, je einmal Cato, Laelius und die Schrift über das Wesen der Götter.

In der 9. Klasse wurden im Jahre 1891/92 an 25 Gymnasien

Ciceros Schriften gelesen: je 1mal die Reden für Archias, Milo, Roscius, Sestius, je 1mal die 3. Rede gegen Catilina und die 1., 4., 14. Philippische Rede zusammen; von den rhetorischen Werken: 4mal die Schrift vom Redner und zwar 3mal das Buch (1mal teilweise), 1mal eine Auswahl aus dem 1. und 2. Buche; 1mal Brutus mit Auswahl; von den philosophischen Schriften: 9mal die Tuskulanischen Untersuchungen, darunter 5mal das 1. Buch (1mal mit Auswahl), 2mal das 2. Buch, 1mal das 5. Buch, 1mal eine Auswahl aus dem 1., 2., 3. Buch; 2mal die Lehre von den Pflichten (einmal mit Auswahl), 2mal Laelius, 1mal das Werk vom Staate und über das Wesen der Götter in der Auswahl von Weifsenfels.

Diese Zusammenstellung zeigt, dafs die Auswahl der Reden sich innerhalb weiter Grenzen bewegt, sowie, dafs bei deren Auswahl die Klasse, für welche die Wahl stattfindet, nicht immer in Betracht kommt.

Es erübrigt noch des interessanten Versuches von Thümen zu gedenken, welcher die Rede über den Oberbefehl des Pompejus unter Zugrundelegung der Herbartischen Interessenlehre bearbeitet und für Mitglieder pädagogischer Seminarien und für Lehrer den Stoff gruppiert hat[1]).

Er behandelt im Kommentare einen Abschnitt der Rede nach dem andern, insoweit er eine Einheit bildet, nach 5 Gesichtspunkten. Der erste (= *A*) enthält das sprachlich-grammatische und rhetorisch-formale Element (empirisches Interesse), das zweite (= *B*) den Nachweis des Zusammenhanges der in dem betreffenden Abschnitte vorkommenden Thatsachen (spekulatives Interesse), der dritte (= C) den Nachweis des Kunstvollen in der rhetorischen Prosa z. B. in den Verbindungen der Worte und Gedanken, welche Wohlgefallen oder Mifsfallen erregen, in Bezug auf die Tropen und Figuren, die Gattung der Rede (ästhetisches Interesse), der vierte (= D), was Teilnahme an dem Menschen, der Menschheit erweckt, z. B. durch Charakteristik der Personen, charakteristische Eigenschaften (sympathetisches Interesse), der fünfte (= *E*) den Hinweis auf einzelne Menschen als Glieder der menschlichen Vereinigung, auf die Zwecke des Staates, auf die Pflichten der Menschen gegen den Staat, die Erweckung der Vaterlandsliebe (ethisches oder im besonderen soziales Interesse). Übrigens erklärt sich Thümen mit den Bezeichnungen empirisches, spekulatives und sympathetisches Interesse nicht einverstanden.

Mit der Art, wie er die verschiedenen Interessen in der Lektüre verwendet, kann man im allgemeinen einverstanden sein. Thümen hütet sich vor starrem Formalismus und erkennt an, dafs eine forcierte Arbeit der Reflexion vieles in die Erklärung der Schriftsteller hineinträgt und sich einer Unterschätzung der Macht des Unterrichtsobjektes schuldig macht. Ein Lehrer, der den Kommentar in verständiger Weise benützt, wird viele Anregungen finden, insbesondere über den Zusammenhang des Ganzen und der Teile eine gute Übersicht gewinnen.

[1]) Ciceros Rede de imperio Cn. Pompei, nach pädagogischen Gesichtspunkten erklärt von Dr. F. Thümen, Oberlehrer am Gymnasium zu Stralsund. Berlin 1890. Gärtners Verlag.

Ein Hauptverdienst des Buches besteht darin, daſs Thümen das in verschiedenen Ausgaben enthaltene Material nach methodischen Gesichtspunkten geordnet und gegliedert hat; doch stammen auch von ihm nicht wenige schätzenswerte Beiträge zur Erklärung der Rede.

Über allen Interessen, so will ich diesen Abschnitt schlieſsen, steht dasjenige Interesse, welches der Lehrer durch die Macht seiner Persönlichkeit und sein gründliches und umfassendes Wissen erweckt. In diesem Sinne möchte ich den vom Redner geltenden römischen Spruch also umgestalten: Magister sit vir bonus et doctus docendi peritus.

III. Ciceros Briefe.

Einen historischen Überblick über die wichtigsten Gesichtspunkte, welche bisher für das Studium und die Lektüre der Ciceronischen Briefe bestimmend waren, hat Gidionsen in seiner Programmabhandlung vom Jahre 1892 gegeben [1]). Ciceros Briefe galten, wie wir aus Fronto ersehen, schon im 2. Jahrhundert unserer Zeitrechnung als Stilmuster, im Mittelalter dienten sie als Mittel zur Erwerbung der Fertigkeit im Lateinsprechen, im Zeitalter des Humanismus las und studierte man dieselben zur Aneignung einer reinen und echten Latinität. In erster Linie sind hier die Namen eines Erasmus, Manutius, Muretus und Melanchthon zu nennen. Auch Sturm pflegte das Studium der Ciceronischen Briefe, groſsenteils wegen ihres Nutzens für den lateinischen Stil. Im 18. Jahrhundert verlangte Gesner, daſs der Gedankengehalt der alten Schriftsteller zum geistigen Eigentum der Schüler gemacht werde, Herder, daſs man nicht Wortkrämer, sondern römische und griechische Sachgelehrte bilde. Aber in der Praxis blieb es doch wesentlich beim Alten. Erst um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts kam besonders durch Fr. A. Wolf der historische Gesichtspunkt zur Geltung. K. G. Schelle [2]) meinte, die Ciceronischen Briefe seien nicht als Werke der Beredsamkeit, aber auch nicht lediglich als Urkunden der Geschichte zu behandeln, sondern ihr höchster Wert bestehe einerseits in ihrem humanen d. i. jeden gebildeten Menschen ansprechenden Interesse, andrerseits in ihrem epistolaren Charakter. Diese Festsetzungen sind hervorgegangen aus einer Polemik Schelles gegen Martini-Laguna. Dieser hatte nämlich in einer Vorrede zu seiner Ausgabe der Briefe Ciceros im Jahre 1804 sich gegen die Lektüre derselben in der Schule ausgesprochen, einmal weil sie zu schwierig seien, sodann weil es pädagogisch nicht ratsam sei, der Jugend die vielen in den Briefen enthaltenen Beispiele menschlicher Schlechtigkeit vorzuführen. Matthiä, welcher 1816 eine den Forderungen Wolfs entsprechende Auswahl der Briefe herausgab, wies nach, daſs von den beiden Einwänden Martini-Lagunas der erstere auf eine Auswahl der Briefe nicht zutreffe, der zweite überhaupt auf eingebildeten Befürchtungen beruhe.

[1]) Dr. Wilh. Gidionsen, Direktor der K. Domschule zu Schleswig, Ciceros Briefe als Schullektüre. Schleswig 1892. 13 S. 4°.

[2]) Welche alte klassische Autoren, wie, in welcher Folge und Verbindung mit anderen Studien soll man sie auf Schulen lesen? 1804.

Besondere Verdienste um die geschichtliche Auslegung der Briefe erwarb sich Abeken, epochemachend wurde Drumanns grofses Geschichtswerk, durch welches zum erstenmale die in den Briefen Ciceros vorhandene Fundgrube für die Zeitgeschichte gründlich und vollständig ausgenützt erschien und das auch Nägelsbach, weil in der Einzelforschung unübertrefflich, in der Hand jedes Ciceroerklärers sehen wollte[1]). Durch die Ergebnisse dieser Forschungen unterstützt konnten jetzt auch die Schulausgaben mehr als früher leisten. In Nägelsbachs und Roths Pädagogik wird bei Besprechung der lateinischen Prosalektüre der Ciceronischen Briefe gar keine Erwähnung gethan. Eckstein meint: Briefe als Eingebungen des Augenblicks und Mitteilungen des Schreibers zu einem bestimmten Zweck mag der Mann studieren, vor den Schülern nimmt die sachliche Erklärung zu viel Zeit in Anspruch. Auch Curt v. Oppen scheinen sie viel zu viel Kenntnis der Zeitgeschichte vorauszusetzen und anderseits dem Schüler ein gar zu klägliches Bild von der Persönlichkeit des Mannes zu entrollen, den er als Redner schätzen gelernt haben soll. Anstatt die Briefe zur Hauptlektüre zu erheben, sei es vorzuziehen, lediglich Proben davon am Schlusse des Schuljahrs mitzuteilen. Wilhelm Schrader hält die Briefe Ciceros für unentbehrlich zum Verständnis des Staatsmannes, Menschen und Schriftstellers Cicero: sie seien besonders geeignet unsere Jugend gegen verkehrte Auffassungen dieses hochgebildeten und patriotischen Mannes zu schützen[2]). Hermann Schiller möchte auf die Lesung der Ciceronischen Briefe nicht viel Zeit verwendet sehen. Am besten, meint er, würden in Prima vor dem Eintritt in die Tacituslektüre oder nach der Lektüre der 2. Philippischen Rede einige Briefe gelesen, die sich auf die Vorgeschichte des Prinzipates beziehen; sie würden sich um die Person des späteren Augustus zu gruppieren haben[3]). Im 21. Bande der Verhandlungen der Direktorenversammlungen sprach der Berichterstatter die Ansicht aus, dafs der aus der Lektüre der Briefe sich ergebende Wert dem der übrigen Ciceronischen Schriften nicht gleichkomme; ein Überblick über das ganze Gebiet sei nicht möglich, einzelne Stücke aber hätten vielfach nur beschränkte Bedeutung. Immerhin sei es zulässig, einige Briefe zu lesen und daneben für die Skripta zu verwenden, schon damit die Schüler auch diesen Literaturzweig kennen lernten. Dagegen meinten andere Mitglieder der Versammlung, Ciceros Briefe geben eine gute Gelegenheit, das römische Staatsleben zu veranschaulichen. In der bayrischen Schulordnung vom Jahre 1854 ist schon unter der lateinischen Prosalektüre für die 7. Klasse, welche der jetzigen 8. Klasse des Gymnasiums entspricht, eine Auswahl aus Ciceros Briefen bestimmt, eine Bestimmung, die auch in den Schulordnungen der Jahre 1874 und 1891 beibehalten ist. Von derselben wurden i. J.

---

[1]) Abeken, Cicero in seinen Briefen. Drumann in seiner römischen Geschichte. Bd. V. S. 216 flg. und Bd. VI.

[2]) Erziehungs- und Unterrichtslehre. S. 368.

[3]) Handbuch der praktischen Pädagogik. S. 420

1890/91 einmal, i. J. 1891/92 5mal Gebrauch gemacht[1]). Auch die neuen preufsischen Lehrpläne vom Jahre 1892 enthalten nunmehr Ciceros Briefe als Lesestoff für Unterprima.

Die neueren Schulmänner, deren spezielle Schriften über Cicero von mir schon mehrfach nach anderer Richtung hin gewürdigt wurden, nämlich Boissier, Aly und Weifsenfels, haben sich über die Verwendbarkeit der Ciceronischen Briefe in der Schule entweder gar nicht geäufsert oder nur allgemeine Urteile gefällt. Mit solchen aber ist in einer Sache, die nur auf Grund bestimmter Grundsätze und methodischer Untersuchung gelöst werden kann, soviel wie nichts gedient.

Dafs Boissier die pädagogische Seite des Studiums der Briefe Ciceros nicht behandelte, ist aus dem Zwecke seiner Schrift zu erklären: er hatte eben keine Veranlassung dazu. Dennoch ist das, was er auf den 22 Seiten seiner Einleitung des Buches Cicero und seine Freunde sagt, äufserst lehrreich auch in Rücksicht auf die Lektüre der Reden in der Schule. Er legt zunächst dar, welche Bedeutung der Briefverkehr im Altertum, ja noch im vorigen Jahrhunderte hatte, warum man vordem häufiger, ausführlicher und sorgfältiger sich Briefe schrieb als jetzt, welche Eigenschaften zum guten Briefschreiben erforderlich sind. Schliefslich verbreitet er sich über die Gesichtspunkte, von welchen aus Ciceros Briefe richtig gewürdigt werden können. Ich will der leichteren Übersicht wegen Boissiers Ergebnisse unter gewissen schulmäfsigen Ausdrücken zusammenfassen. Ein Betrachtungspunkt, unter welchen er die Briefe Ciceros ins Auge fafst, ist der historische im allgemeinen. Schon Cornelius Nepos hatte im Leben des Atticus, im 16. Kapitel, gesagt, dafs derjenige, welcher Ciceros Briefe lese, eine zusammenhängende Geschichte jener Zeiten nicht vermissen werde. Boissier setzt hinzu, die hiedurch gewonnene Geschichtskenntnis sei lebendiger und treuer, als man sie in späteren Werken oder in solchen finde, die speziell zu unserer Belehrung über jene Zeiten geschrieben seien. Ein weiterer Gesichtspunkt ist, wenn ich so sagen soll, der biographische. Wir erhalten durch die Briefe ein treueres Abbild der Person Ciceros als durch seine Reden: in seiner Korrespondenz gibt sich Cicero wie er ist, mit allen seinen Schwächen und Tugenden. Die Briefe enthalten seine ersten Gedanken, sie sind ungekünstelt und natürlich. In dieser Hinsicht gleicht ihm ganz und gar die Frau von Sévigné. Aber nicht blofs Ciceros Persönlichkeit tritt uns treu, ja gewissermafsen naiv entgegen. Da derselbe allzeit gefällig und in der Wahl seiner Freunde nicht allzu ekel war, so sind in seinem Briefwechsel fast alle bedeutenden Männer entweder vertreten oder irgendwie charakterisiert.

Aly will in seiner Abhandlung über die Bedeutung der Ciceronienischen Schriften für das Gymnasium[2]) Ciceros Briefe auf dem Programm des Gymnasiums belassen und zwar für das I. Semester in der Prima. Eine taktvolle Auswahl werde den Schülern Genufs und

---

[1]) S. meine Zusammenstellung der in den Schuljahren 1890/91 und 1891/92 gelesenen Ciceronischen Schriften. S. 288.

[2]) Zeitschr. f. Gym. 1888. S. 734.

Belehrung bieten. Zur Auswahl empfehle sich vielleicht am meisten die Zeit von Ciceros Prokonsulat, wobei man nicht verabsäumen möge, die liebenswürdigen, wenn auch boshaften Berichte des Caelius zu verwerten. Solche allgemeine Bemerkungen ohne alle didaktische oder pädagogische Begründung können einen wissenschaftlichen Wert nicht beanspruchen.

Weifsenfels fällt nach seinem grundsätzlichen Standpunkte ein abfälliges Urteil über Ciceros Briefe hinsichtlich der Verwertung in der Schule[1]). Ihm hat das Geschichtliche, das Thatsächliche nur einen sekundären Wert in pädagogischer Beziehung. Die rhetorischen und philosophischen Schriften Ciceros, in welchen der universale Ertrag der antiken Bildung gesammelt und durch welche Cicero zum Lehrer der Menschheit geworden sei, müsse als kostbarster Erwerb der Jugend auf der obersten Gymnasialstufe geboten werden. So sehr auch, sagt Weifsenfels, Ciceros Briefe das Lob verdienen, dafs es keine gewandter und besser geschriebenen gibt, so wichtig sie auch für das Studium der Tagesereignisse sind — sie bieten doch für den Zweck einer humanen Bildung sehr wenig. Mit diesen paar Bemerkungen hat er die Sache abgethan. Zur Bekämpfung dieses Standpunktes beziehe ich mich einfach auf meine Bemerkungen über das, was Weifsenfels gegen Ciceros Reden geltend gemacht hat[2]).

Eingehend und methodisch hat Gidionsen über Ciceros Briefe als Schullektüre in der eingangs dieses Abschnittes erwähnten Programmarbeit gehandelt. Rücksichtlich der Form dieser Abhandlung möchte ich zunächst eine Bemerkung vorausschicken. Früher glaubten manche Gelehrte, ihre Arbeiten erhielten einen wissenschaftlicheren Anstrich, wenn sie mit einer Fülle gelehrter Anmerkungen soll ich sagen? behaftet sind. Ich will nun Gidionsen durchaus nicht eine solche Absicht unterschieben, aber die Thatsache besteht, dafs er dieser, wie ich glaube, veralteten Form wissenschaftlicher Darstellung noch zu huldigen scheint. Wie unbequem wird aber das Studium einer so gearteten Schrift für den Leser! Gidionsens Text umfafst 4½ grofsgedruckte Seiten in Grofsquart, während die Anmerkungen 6 klein- und enggedruckte Seiten des nämlichen Formats füllen. Und dazu sind die Anmerkungen hinter dem Texte der Abhandlung angefügt. Man mufs öfters innerhalb eines Satzes 3—4mal umblättern und suchen, sich also erst mühsam erarbeiten, was uns der Verfasser bieten will. Hoffentlich verbindet er mit diesem „Erarbeiten" keinen pädagogischen Zweck. Hätte er nicht besser daran gethan, den wesentlichen Inhalt der Anmerkungen mit dem Texte zu verarbeiten und dabei kurze Verweisungen auf die Quellen in Fufsnoten zu geben?

Übrigens ist die Abhandlung gründlich und lehrreich. Im 1. Kapitel stellt der Verfasser zunächst fest, dafs Ciceros Briefe die älteste authentische Briefsammlung darstellen. Diese Korrespondenz führt den Brief, d. i. den eigentlichen, dem wirklichen Leben ent-

[1]) Cicero als Schulschriftsteller. S. V. des Vorworts.
[2]) Vgl. oben S. 108.

sprungenen Brief in einer umfangreicheren Leistung in die Literatur ein. Sie ist wertvoll in Hinsicht auf die Form, charakterisch für die veredelte Umgangssprache (loqui) im Gegensatze zu dem gehobenen Sprechen des Redners (dicere) und des wissenschaftlichen Gesprächs (disserere). Cicero bewahrt auch im Briefstile seine Meisterschaft in der Formgebung. Die Briefe zeigen den mannigfachsten Wechsel des Tons je nach Bedürfnis und Anlafs. Der Verfasser beruft sich auf die kurze, aber vortreffliche Charakteristik der Ciceronischen Briefe in der Geschichte der römischen Literatur von Schanz (I, 242): „Wir haben hier den Brief in allen seinen Formen vor uns: es begegnet uns das rasch hingeworfene Billet, die sich gehen lassende Plauderei, das abgemessene, wohl erwogene, für die Öffentlichkeit bestimmte Schreiben, der im festen Geleise sich bewegende Empfehlungsbrief, endlich sogar die Abhandlung in Briefform“. Ciceros Briefe sind also musterhaft in der Form und hierin den vollkommensten Vorbildern dieser Gattung in der französischen Literatur durchaus ebenbürtig.

Gidionsen vermeidet die technischen Schulausdrücke. Wollten wir hier einen solchen technischen Ausdruck für die eben erwähnten Darlegungen von ihm gebrauchen, so könnten wir mit Schelle sagen, er habe als Gesichtspunkt den epistolaren Charakter der Briefe hervorgehoben, oder mit den Herbartianern, die Ciceronische Korrespondenz sei in der Schule als Typus der Gattung des Briefes zu behandeln.

Den Inhalt der Briefe bezeichnet Gidionsen als durchaus interessant und fesselnd. Jeder der Briefe, sagt er, ist ein kleineres oder gröfseres Aktenstück zum Lebens- und Charakterbilde des Verfassers und zugleich ein treues Spiegelbild jener wichtigen Zeit. Ihre Bedeutung ist zwar in dieser Hinsicht bedingt durch den Anteil des Verfassers an dem Thatsächlichen, dagegen haben sie vor allen Nachrichten über die Thatsachen den Vorzug der Unmittelbarkeit.

Dieser Gesichtspunkt Gidionsens würde also mit jenem Grundsatze der auf psychologischer Grundlage ruhenden Pädagogik gleichbedeutend sein, welcher fordert, dafs sich der Unterricht, wenn er wissenschaftlich sein solle, nicht mit abgeleiteten Urteilen über geschichtliche Personen und Verhältnisse begnügen dürfe, sondern durch Einführung in hervorragende Denkmäler der betreffenden Zeit dem Schüler eine lebendige Anschauung der Zeiten vermitteln und dadurch den Geschichtsunterricht fruchtbar machen, ergänzen und erweitern müsse.

Im III. Kapitel zieht Gidionsen den didaktischen und pädagogischen Gewinn, der aus dem Studium des Ciceronischen Briefwechsels erwächst. Die Briefe Ciceros sind wertvoll 1. in formalsprachlicher Beziehung als Übersetzungsstoff. Die leichteren Abschnitte kann man für das unvorbereitete Übersetzen aus dem Lateinischen benützen. Ferner ist das schriftliche Übersetzen musterhafter fremdsprachlicher Briefe ergiebig für den deutschen Stil überhaupt und für den Briefstil im besonderen. Endlich ist die freie Rückübersetzung der Briefe ins Lateinische sehr nützlich für die

Übungen im Lateinschreiben. Schmalz hat in seinen Vorlagen[1]) 47 Nummern aufgenommen, die sich an Ciceronische Briefe anlehnen, Gidionsen selbst in seinen Stilübungen[2]) zwei Stücke eingefügt, welche in Ton und Ausdruck Beispiele des Briefstiles sein sollen.

Die Briefe Ciceros sind wertvoll 2. bezüglich des Inhaltes und zwar a) vom Gesichtspunkte der Fühlung und Verknüpfung mit anderen Unterrichtsstoffen oder der Konzentration: Livius, Cäsar, Cicero, Tacitus bilden eine Reihe. Livius greift voraus, Tacitus gibt einen Ausblick in die Folgezeit, Cäsar und Cicero sind Repräsentanten der damaligen Gegenwart. So entrollt sich dem Auge des Schülers ein einheitliches grofses Gemälde, das sich um die Wende zweier Weltalter, den wahren Angelpunkt der gesamten geschichtlichen Entwicklung, herumlegt.

b) Die Briefe Ciceros sind vom psychologischen Gesichtspunkte wertvoll für den Unterricht, weil unsere eigene Geschichte mit ihren Wurzeln in jene Epoche zurückreicht. Da nun die erste Hälfte dieser Epoche, besonders die Zeit vom Jahre 62—43, in den Briefen eine unvergleichliche Veranschaulichung gefunden hat, so sollte man sie gereifteren Schülern zur Ergänzung des anderweitigen Unterrichtes vorführen.

c) Lebhaftes Interesse für bedeutende Persönlichkeiten kann durch die Ciceronischen Briefe in hohem Grade geweckt werden. Besonders Ciceros Person tritt den Schülern menschlich nahe. Es entspricht dadurch die Lektüre der Briefe der Aufgabe, welche die neuen Preufsischen Lehrpläne[3]) der Lesung der lateinischen Schriftsteller gestellt haben, nämlich für bedeutsame Abschnitte der Geschichte und hervorragende Persönlichkeiten einen durch individuelle Züge belebten Hintergrund zu gewinnen.

d) Denkart und Sitten des Zeitalters, das literarische und soziale Treiben der römischen Gesellschaft lernen wir in hundert anschaulichen Lebensbildern kennen, so dafs wertvolle Anschauungen und Begriffe ethischer, ästhetischer und kulturhistorischer Art aus den Briefen genommen werden können.

Ich wiederhole, dafs ich die von Gidionsen aufgefundenen Gesichtspunkte unter die landläufigen didaktisch-pädagogischen Schulausdrücke einordnete. Ich wollte damit seinen Gedanken keinen Zwang anthun, sondern klar machen, dafs er sich bei seiner Beweisführung von methodischen Grundsätzen leiten liefs, wenn er auch die schulmäfsige Ausdrucksweise verschmähte.

Von den Auswahlen aus den Ciceronischen Briefen für die Schule sind am bekanntesten die mit erklärenden Anmerkungen versehenen

---

[1]) J. H. Schmalz, Deutsche Vorlagen zum Übersetzen ins Lateinische für Oberklassen. Tauberbischofsheim, Lang 1886.

[2]) Vorlagen zu lateinischen Stilübungen in den oberen Gymnasialklassen. Schleswig, Bergas 1887.

[3]) Lehrpläne und Lehraufgaben für die höheren Schulen nebst Erläuterungen und Ausführungsbestimmungen. Berlin, Hertz. 1891. S. 25.

Ausgaben von Friedrich Hofmann[1]) und Joseph Frey[2]). Die erste vertritt, wie die meisten der im Weidmannischen Verlage erschienenen kommentierten Ausgaben, mehr den gelehrten Standpunkt. Die Briefe sind in 3 Bücher geteilt, von denen das erste Ciceros Verbannung, das zweite dessen Prokonsulat, das dritte den Krieg zwischen Cäsar und Pompejus umfafst. Die Ausgabe Freys stellt gleichartige Gruppen zusammen, um dadurch den Überblick und das Verständnis auch bei langsam fortschreitender Lektüre zu erleichtern. Innerhalb der einzelnen Gruppen blieb die Folge der Briefe die chronologische: nur einigemal wurde aus sachlichen Gründen von diesem Gesichtspunkte abgegangen. Das 1. Buch bezieht sich auf Cicero und seine Familie; das 2. und 3. auf Cicero im Verkehr mit Freunden und Staatsmännern, wobei mit Rücksicht auf die einzelnen Personen wieder Unterabteilungen gemacht sind, das 4. auf Cäsar und die Cäsarianische Partei.

Das Gesagte mag rücksichtlich der längst bekannten Ausgaben genügen. Im Jahre 1892 erschien eine vom geschichtlichen Standpunkte ausgehende Auswahl von 80 Briefen aus Ciceros Korrespondenz, herausgegeben von Friedrich Aly[3]). Der Herausgeber hofft, wie er in der Vorrede erklärt, dafs eine nach dem eben erwähnten Standpunkte getroffene Auswahl aus den Ciceronischen Briefen auch unter den veränderten Verhältnissen die Lektüre Ciceros als eines der wichtigsten Schulschriftstellers möglichst fruchtbar gestalten könne. Das gehe aus den methodischen Bemerkungen der neuen Preufsischen Lehrpläne von 1892 deutlich hervor.

Im 1. Abschnitte der Einleitung gibt Aly eine gute Gegenüberstellung des Griechen- und Römertums und schildert in kurzen bündigen Worten den Einflufs der griechischen Kunst und Wissenschaft auf die römische Literatur. Unter den 3 Namen Ennius, Cicero, Augustus, welche Marksteine in dieser Entwicklung bedeuten, sei der Name Cicero der bedeutendste: Cicero habe die griechische Bildung vollständig in sich aufgenommen und durch rastlose vielseitige Thätigkeit seinen Landsleuten und der Nachwelt vermittelt. Der 2. Abschnitt enthält das lateinisch geschriebene Leben Ciceros, von ihm selbst erzählt, nach Suringer[4]) die Zeit von 106—64 v. Chr. umfassend. Im 3. Abschnitte erhalten wir einen Überblick über die Zahl der Briefe, die Auffindung der Briefe durch Petrarca und eine kurze Charakteristik derselben, hauptsächlich nach Boissier.

Mit Recht hebt Aly (S. 10) den kulturhistorischen Wert der Ciceronischen Korrespondenz hervor; die Zeit von 64—43, welcher die ausgewählten Briefe entstammen, sei zwar reich an unerfreulichen

---

[1]) Ausgewählte Briefe von M. Tullius Cicero. Erklärt von Friedrich Hofmann. Berlin, Weidmann.

[2]) Ausgewählte Briefe Ciceros. Für den Schulgebrauch erklärt von Joseph Frey. Leipzig, Teubner.

[3]) Ausgewählte Briefe Ciceros und seiner Zeitgenossen. Zur Einführung in das Verständnis des Zeitalters Ciceros. Herausgegeben von Friedrich Aly. Berlin. Gärtner. 1892.

[4]) M. Tullii Ciceronis commentarii rerum suarum sive de vita sua. Leidae 1854.

Bildern, aber wichtig für die Bildungsgeschichte der Menschheit. Dieser Gesichtspunkt mufs meines Erachtens heutzutage um so mehr hervorgehoben werden, als infolge der bekannten Äufserung Fricks, dafs die Zeit der römischen Kommune keine so eingehende Würdigung verdiene, vielfach über das Ziel hinausgeschossen wird. Denn gleichwie in der obersten Stufe des Gymnasiums bei der deutschen Lektüre hauptsächlich das Dreigestirn Lessing, Goethe und Schiller berücksichtigt wird, weil eben diese Schriftsteller die reichste und vollkommenste Entwicklung des deutschen Geistes darstellen, so werden auch in der lateinischen Lektüre Cicero und Horaz als die vollendetsten Vertreter der römischen Prosa und Dichtung eine ganz besondere Berücksichtigung erfahren müssen. Freilich beabsichtigte Frick, wie schon erwähnt (oben S. 95), nicht eigentlich ein Zurückdrängen Ciceros, sondern nur jener Schriften, welche die unerquickliche Zeit der absterbenden Republik zu breit behandeln.

Die Ausgabe Alys ist in 7 Abteilungen gegliedert. Die 1. umfafst die Zeit bis zur Verbannung Ciceros (64—59), die 2. die Verbannung und Rückkehr (58—57), die 3. die Zeit der Herrschaft des Dreibundes (56—52), die 4. das Prokonsulat (51—50), die 5. den Bürgerkrieg (50—47), die 6. die Zeit der Monarchie (46—44), die 7. den letzten Kampf um den Freistaat (44—43). Ein Anhang behandelt Ciceros Tod mit den Worten des Livius bei dem älteren Seneca (Suasor. VII). Am Schlusse ist ein erklärendes Verzeichnis der Eigennamen beigefügt. Erklärende Anmerkungen sind dem Texte, welcher nach der Ausgabe von Klotz-Wesenberg gestaltet ist, nicht beigegeben.

Es ist immer einem oder mehreren Briefen eine kurze deutsche Einleitung vorausgeschickt, welche den Schüler über den Zusammenhang unterrichtet und das Verständnis erleichtert. Manchmal enthalten diese Einleitungen kurze Charakteristiken einzelner Briefe, welche sich bisweilen auch auf den Stil beziehen. Aufnahme fanden grofsenteils die zeit- oder kulturgeschichtlich bedeutsamen Briefe Ciceros und seiner Zeitgenossen. Aus manchen gröfseren Briefen, wie gleich dem ersten, dem Briefe des Qu. Cicero an seinen Bruder Markus über die Bewerbung um das Konsulat sind nur die bedeutungsvolleren Teile, durch einen Strich getrennt, der Auswahl einverleibt. Doch sind auch kleine, an sich unbedeutende Briefe, oft blofse Billets, beigegeben und zwar mit Recht: 'denn wenn auch inhaltlich an sich von keinem Gewichte, sind sie doch charakteristisch. So spricht z. B. das kurze Briefchen Ciceros vom Oktober 47 an Terentia eine beredte Sprache: „es kündigt durch die Kürze und Nüchternheit des Ausdruckes bereits das eheliche Zerwürfnis an, das nicht lange nachher zur Scheidung führte".

Burghausen. Dr. A. Deuerling.

(Schlufs folgt).

II. Abteilung.

Rezensionen.

Jahresberichte über das höhere Schulwesen, herausgegeben von Konrad Rethwisch, V. Jahrgang 1890. 622 Seiten. VI. Jahrgang 1891. 692 S. Berlin, Gärtner 1891 u. 1892.

In dem Vorwort zu dem ersten dieser Jahrgänge nimmt der Herausgeber das Recht der Berichterstatter ihre eigenen Ansichten darzulegen in Schutz: wir stimmen zu, doch mit dem Beifügen, dafs, wie es ja auch meist in den Jahresberichten geschieht, über schwierige schwebende Fragen der Pädagogik ein abschliefsendes oder abweisendes Urteil möglichst vermieden werden möge: in solchen Fällen dürfte es besser bei dem horazischen Wort: adhuc sub judice lis est sein Bewenden haben; ist doch die jährlich den einzelnen Berichterstattern zuströmende Literatur so umfangreich, dafs eine allseitige, eindringende Prüfung nicht immer ermöglicht wird.

In den Abschnitten über Schulgeschichte bespricht H. Bender von gröfseren Werken hauptsächlich die letzten Bände der Monumenta Germaniae Paedagogica; aufserdem treten hervor Monographieen über bedeutende Schulmänner wie Comenius, Basedow, Landfermann und eine ziemliche Anzahl von Programmen über die Geschichte einzelner Lehranstalten.

Einige der Ansichten, welche C. Rethwisch in den Abschnitten, welche „Schulverfassung“ überschrieben sind, über die Erlasse des Kaisers und die Dezemberkonferenz entwickelt, haben wir bereits in diesen Blättern besprochen (s. XXVIII. Bd. S. 387 ff.). Die neuen Lehrpläne fafst er als eine Art Abschlagszahlung für weitere Forderungen auf; „das Alte“, meint er, „hat dem Neuen, das Fremdländische dem Deutschen, das Sprachliche dem Sachlichen, das Wissenschaftliche dem Künstlerischen einen weiteren Raum gewähren müssen“. Wenn er sich in Bezug auf die neue bayerische Schulordnung dahin ausspricht, dafs „der Unterricht im Deutschen immer noch einen zu starken Ballast Rhetorik weiterschleppen mufs“ so können wir das nicht zugeben, wohl aber, wenn er es nicht nachahmenswert findet, dafs sämtliche Aufgaben für die Reifeprüfung durch das Ministerium bestimmt werden. Ein Zeugnis unbefangenen Urteils ist es, wenn R. zugesteht: „eine grofse Verbesserung wäre es, wenn wir im Norden uns der in Österreich, Bayern und Württemberg gebräuchlichen Bezeichnung der Klassenfolge anschliefsen wollten“. In Bezug auf eine der wichtigsten neueren Bestrebungen haben

wir uns auch stets mit ihm im Einverständnifs befunden, nämlich dafs der praktischen Übung der Seminargymnasien eine Vorbildung in „schulwissenschaftlichen Seminarien“ an den Universitäten vorausgehen mufs.

In dem Bericht über das Deutsche erklärt R. Jonas bei Gelegenheit der Anzeige einer gymnasialpädagogischen Schrift Schillers mit Recht, dafs gesteigerte Anforderungen ohne Erhöhung der Stundenzahl nicht durchführbar sind. In Bezug auf die stilistische Ausbildung der Schüler billigt er R. Lehmanns mafsvolle Anschauung: es komme im Gymnasium mehr auf die Ausbildung der aufnehmenden als der schaffenden Thätigkeit an, mehr auf die Thätigkeit des Überblicks und der Wiedergabe als der selbständigen Gestaltung. Die Notwendigkeit eines gründlichen Betriebes der deutschen Grammatik wird jetzt nirgends bestritten, fraghaft bleibt aber, wieweit bei dem gegenwärtig dem Unterricht im Deutschen zukommenden Zeitmafs der Aufgabe entsprochen werden kann, ein Verständnifs der geschichtlichen Entwicklung unserer Sprache anzubahnen. Gegenüber dem Grundsatz die Literaturgeschichte durchaus mit der Lektüre zu verbinden erheben sich doch auch Stimmen für eine chronologische, mehr zusammenhängende Behandlung. Klagen über mangelhafte Vorbildung der Lehrer für alle die Aufgaben, welche ihnen in diesem Fache gestellt werden, dürften nicht unberechtigt sein.

Was die lateinischen Stilübungen betrifft, so können wir hier nur unsere Übereinstimmung mit dem Berichterstatter über Latein H. Ziemer wiederholen: dieselben sind auf das zum Verständnis der Autoren notwendige Mafs einzuschränken und von der Reifeprüfung auszuschliefsen. In Bezug auf die Erklärung der Schriftsteller legt Z. besonderen Nachdruck auf die Erfassung des Inhalts, auf das Herausheben der ästhetischen und psychologisch-ethischen Momente; er empfiehlt F. Thümens Ausgabe der Rede Ciceros de imperio Pompei und die der drei Bücher de officiis von P. Dettweiler, ferner den Livius-Kommentar von C. Haupt und E. Rosenbergs Horazausgabe. Gewifs ist das Streben den Gehalt der Schriftwerke zu erfassen und anzueignen anzuerkennen, insbesondere gegenüber dem Übermafs sprachlicher Belehrung in früherer Zeit; aber die Fragen nach der im einzelnen Falle entsprechendsten und nutzbringendsten Art der Erklärung, wobei doch auch die Eigenart des Autors wesentlich in Betracht kommen mufs, sind gerade gegenwärtig noch im Flusse begriffen und der Vorbildung in den pädagogischen Seminarien winken hier bedeutende Aufgaben. Darin, dafs den Schülern gute, ihren Bedürfnissen entsprechende Ausgaben, nicht blofse Texte in die Hand gegeben werden sollen, stimme ich ebenfalls mit Z. durchaus überein; dadurch soll den Schülern die häusliche Präparation soviel als möglich erleichtert werden; die neuerdings für gänzliche Abschaffung dieser letzteren vorgebrachten Gründe, welchen Z. ziemliches Gewicht beilegt, kann ich dagegen nicht billigen; schon der Umstand, dafs so die Lektüre in der Klasse noch langsamer fortschreiten müfste, spricht in entscheidender Weise dagegen.

In dem Berichte A. v. Bambergs über das Griechische treten besonders die Bestrebungen hervor, einen Kanon der Lektüre

festzustellen; auch des Aristoteles Politeia wird neuerdings als Schullektüre empfohlen; es zeigt sich ferner zunehmende Neigung mit Auswahl zu lesen, so Homer, Xenophon, Demosthenes; von den pädagogisch-didaktischen Ausgaben hebt der Berichterstatter hervor die der Ilias von Stier und die der Antigone des Sophokles von Rappold. Die hauptsächlich von Rothfuchs angeregten Beobachtungen und Untersuchungen über die Methode des Herüberübersetzens sind in mehreren Schriften fortgesetzt worden. Nicht unerwähnt möchte ich endlich lassen, dafs in einer der preufsischen Direktorenkonferenzen bereits auch an der strengen Anforderung in der Accentlehre gerüttelt wurde.

In dem Streite der Vorkämpfer einer neuen verbesserten Methode des französischen Unterrichts und den Verteidigern der Vorzüge der alten Lehrweise ist, wie H. Löschhorn in dem Bericht über das Französische darlegt, in der letzten Zeit ein Fortschritt zur Verständigung eingetreten. In den preufsischen Lehrplänen ist eine Verminderung der Lehrstunden der französischen Sprache erfolgt und ist der Beginn dieses Unterrichts auf Quarta zurückgeschoben; in der Reifeprüfung wird nur eine Übersetzung aus dem Französischen gefordert. Diese letzte Änderung findet auch Zustimmung in der pädagogischen Literatur, dagegen fahren namhafte Vertreter des Faches fort auf Vermehrung der Lehrstunden zu dringen.

Aus dem Bericht über Geschichte von E. Schmiele verzeichnen mir als bemerkenswert die Bestrebungen die Lektüre besser für den Geschichtsunterricht zu verwerten. Das Lehrverfahren wird in zahlreichen Schriften behandelt; Leitfäden in Tabellenform finden, wie es scheint, immer mehr Anklang. Was die Bestimmungen der neuen preufsischen Lehrpläne betrifft, so bezeichnet der Berichterstatter das Pensum der Obersekunda als ein „ganz gewaltiges“ und fast nicht minder grofs das der Unterprima.

In Bezug auf die Geographie klagt O. Bohn, dafs die Ergebnisse der schulgeographischen Methodik zu wenig Einflufs auf die Praxis des Unterrichts gewinnen. Zu der Neuordnung der preufsischen Lehrpläne bemerkt er, es werde „noch lange schmerzlich empfunden werden, dafs der Wunsch, die Erdkunde als besonderen Unterrichtsgegenstand bis zur Prima durchgeführt zu sehen, nunmehr endgültig als unerfüllbar bezeichnet werden mufs, und dafs sie als Gegenstand der Reifeprüfung beseitigt worden ist“.

Gegenüber einer Anforderung, dafs die Philologen das Vorurteil von der besonderen mathematischen Befähigung mit bekämpfen sollen, gibt der Berichterstatter über Mathematik, A. Thaer, folgendes zu: „Immerhin mufs zugegeben werden, dafs zahlreiche Mathematiker dies ‚Vorurteil‘ innerhalb gewisser Grenzen teilen und anerkennen, dafs es Schüler gibt, deren Befähigung für Mathematik erheblich zurücksteht, hinter der für Sprachen und umgekehrt“. Von prinzipieller Bedeutung für die Stellung der Mathematik in unserem Lehrsystem ist ferner die Frage, welche neuerdings wieder in den Vordergrund der Diskussion gerückt wurde, ob nämlich der Unterricht in derselben nicht auf diejenigen Teile eingeschränkt werden solle, welche für das

Studium der Naturwissenschaften notwendig sind. Sehr anerkennenswert sind auch die Bestrebungen, welche einer besseren Vorbildung der Mathematiker für die Aufgaben der Schule zugewandt sind. Die aufserordentliche Belastung der Untersekunda mit Lehrstoff, wie sie durch die neuen preufsischen Ordnungen eingetreten ist, erregt die Besorgnis fast aller Lehrer der Mathematik, dagegen wird eine wesentliche Förderung darin erkannt, dafs die Reifeprüfung in Zukunft nur ermitteln soll, ob der Schüler die Lehraufgabe der Prima sich angeeignet hat.

Die Lehrer der Naturwissenschaften, über welche E. Löw berichtet, fordern bei ihren Vereinigungen Vermehrung der Lehrstunden, auch die Biologie soll in den Kreis der Unterrichtsgegenstände hereingezogen werden. Die preufsischen Lehrpläne haben auch die elementaren Grundlehren der Anthropologie und Gesundheitslehre für Obertertia vorgeschrieben, ferner vorbereitenden Unterricht in Physik und Chemie für Obertertia und Untersekunda. Bemerkenswert ist noch die Forderung auch für die Gymnasien Schulgärten anzulegen, worüber z. B. die letzte Direktorenkonferenz der Provinz Pommern verhandelte.

Der Berichterstatter über das Zeichnen, F. Flinzer, findet die Vorschriften der neuen bayerischen Schulordnung über dieses Lehrfach klarer und bestimmter als die der württembergischen, noch mehr rühmt er die in Preufsen ausgewählten Lehrmittel und Modelle, „denn die Fühlung mit der Natur ist überall deutlich gewahrt“. Die Verbesserung der Methode wird fortwährend in einer Reihe guter Schriften erörtert.

In dem Abschnitt über Gesang behandelt H. Bellermann unter anderem eingehender die Kompositionen für die Aufführung griechischer Dramen. Gegen den Betrieb der Instrumentalmusik als Lehrgegenstand in der Schule führt er künstlerische, ästhetische und pädagogische Gründe an.

Aus dem Berichte über Turnen und Gesundheitspflege von E. Euler erwähnen wir die in Preufsen angeordneten Lehrkurse für Bewegungs- und Turnspiele, sowie dafs in Österreich durch einen Erlafs des Ministeriums die Gesundheitspflege als ein besonderer Lehrgegenstand an Lehrer- und Lehrerinnenbildungsanstalten, ebenso für Priesterseminare und Ackerbauschulen vorgeschrieben wurde.

In Ergänzungsheften berichtet L. Witte über evangelische, J. N. Brunner über katholische Religionslehre. Ersterer bekämpft sehr entschieden die Vorschläge L. Wieses, die wir bereits in unserer letzten Anzeige der Jahresberichte (s. XXVII. Bd. S. 363) erwähnt haben, auch richtet er sich gegen einzelne Bestimmungen der neuen preufsischen Lehrordnung; dem Berichte des letzteren entnehmen wir, dafs er in Bezug auf den Streit über den Vorzug der systematischen oder katechetischen Methode für eine Verständigung der Streitenden eintritt.

Hiemit haben wir aus dem mannigfaltigen Inhalt, welchen diese Jahresberichte wiederum bieten, weniges herausgehoben. Wenn auch

hier überall für die Schätzung der Schriften der Standpunkt der Berichterstatter in Betracht kommt, so treten doch die bedeutenden Erscheinungen genügend hervor. Diese können so leichter in ausreichender Vollständigkeit für die Bibliotheken der Gymnasien, insbesondere derjenigen, mit welchen pädagogische Seminarien verbunden sind, ausgewählt werden, damit sie zur Erörterung schwebender Bildungs- und Erziehungsfragen anregen und die Verständigung über strittige Grundsätze und Methoden vermitteln. Dadurch soll erreicht werden, dafs die guten Früchte der pädagogischen Literatur immer mehr dem Unterrichte zu gute kommen.

Bamberg. J. K. Fleischmann.

Denkmäler der älteren deutschen Literatur für den literaturgeschichtlichen Unterricht an höheren Lehranstalten herausgegeben v. Dr. G. Bötticher und Dr. K. Kinzel. Halle, Waisenhaus 1892. III, 4: Kunst- und Volkslied in der Reformationszeit ausgewählt und erläutert von Dr. K. Kinzel. IV, 1: Die Literatur des siebzehnten Jahrhunderts ausgewählt und erläutert von Dr. G. Bötticher.

Das vierte Bändchen der III. Abteilung der Denkmäler ist dazu bestimmt, das Bild des 16. Jahrhunderts, zu dem die beiden Hefte „Luther" und die Auswahl aus Hans Sachs die Unterlage gegeben, weiter auszuführen und zu vertiefen. Eine kurze Einleitung begründet die getroffene Auswahl und weist nach, inwiefern das früher Gegebene noch einer Ergänzung bedürfe. Der Inhalt zerfällt in geistliche und weltliche Dichtung. Vorangestellt ist das evangelische Kirchenlied. Bei der besonderen Rücksicht, die diesem geschenkt wird, ist das Bändchen wohl nur in vorwiegend protestantischen Gymnasien verwendbar, zumal die lateinischen und deutschen Kirchengesänge älterer Zeit in einen blofsen Anhang verwiesen sind. Dafs bei der weltlichen Dichtung Fischart vorangestellt und das glückhafte Schiff von Zürich in gekürzter Form mitgeteilt ist, wird Billigung finden; von Huttens Bedeutung vermag das eine Lied, das Aufnahme fand, noch keine hinreichende Anschauung zu geben. Die Berichte über den Meistergesang von Puschmann und Wagenseil sind eine dankenswerte Beigabe. Was das Volkslied betrifft, so läfst sich darüber streiten, in welcher Ausdehnung Proben desselben aus der Zeit des 16. Jahrhunderts in der Schule Verwendung finden dürfen, zumal das erotische Element bei diesen eine grofse Rolle spielt. Der Herausgeber hielt derartiges für unverfänglich, und wer mit ihm dieser Ansicht ist, mag das Büchlein auch in die Hände von Primanern gelangen lassen. Andere werden dies lieber vermeiden. Besser läfst sich die Aufnahme der historischen Volkslieder vom pädagogischen Standpunkt aus rechtfertigen. Allen Liedern sind unter dem Text kurze sprachliche und sachliche Anmerkungen beigegeben, die überall den im deutschen Unterricht wohlerfahrenen Schulmann verraten und daher einen besonderen

Vorzug des Buches bilden. Freunde unserer Literatur, denen gröfsere Werke über diese Zeit nicht zugänglich sind, werden sich mit Vorteil daraus unterrichten.

Die IV. Abteilung der Denkmäler soll in zwei Bändchen eine Auswahl von Werken des 17. und 18. Jahrhunderts enthalten. Das zunächst uns vorliegende erste Bändchen, betitelt „Die Literatur des 17. Jahrhunderts“ ausgewählt und erläutert von Bötticher ist trefflich dazu geeignet den literaturgeschichtlichen Unterricht zu begleiten. Das sonst so unfruchtbare und geringgeschätzte Jahrhundert würde von dem Schüler ohne einen solchen Einblick in die Literatur unverstanden bleiben; denn die Leitfäden der Literaturgeschichte bieten wenig mehr als eine Nomenklatur, und diese kann nichts Anziehendes haben. Um diesem Mangel abzuhelfen, hat es der Herausgeber wohl verstanden nicht nur in der Einleitung das Verständnis anzubahnen für den nationalen Aufschwung, wie er in unserer Literatur vor der jähen Unterbrechung durch den dreifsigjährigen Krieg eingetreten war, sowie „für die Mächte, welche wieder bessere Zeiten herbeizuführen vermochten, für die Quellen der Erneuerung, zu welchen sich alle edleren Geister fast instinktiv hinwandten“, sondern auch von diesen Gesichtspunkten geleitet die dem Unterricht am besten dienende Auswahl unter den literarischen Produkten der Zeit zu treffen. Neben den Verdiensten von Opitz, dessen für eine genauere Kenntnis der deutschen Metrik lehrreiches Buch „von der deutschen Poeterey“ an die Spitze der Sammlung gestellt ist, fand auch hier die geistliche Lyrik vorzugsweise Berücksichtigung, nicht minder aber sind die andern charakteristischen Erscheinungen des Jahrhunderts vertreten, Epigramm, Satire und Drama, letzteres durch einen Auszug aus dem Horribilicribrifax von Gryphius. Dafs die Versuche zur Belebung des Nationalgefühls, zur Bekämpfung der Ausländerei, aber auch zur Einwirkung auf allgemeine politische und soziale Verhältnisse besonders hervortreten, ist ein weiterer Vorzug des Buches, das aus dem zuletzt angeführten Grund mit einer Auswahl der Werke von Abraham a Santa Clara schliefst, die geeignet ist auf Schillers Wallensteins Lager ein helles Streiflicht fallen zu lassen. Bei der Textgestaltung ist zur Vermeidung des damaligen Wirrwars in der Schreibweise eine Annäherung an die jetzige Orthographie vorgenommen worden, was zur Lesbarkeit des Textes wesentlich beiträgt. Zur Anschaffung für Schülerbibliotheken kann auch dieses Bändchen gut empfohlen werden.

Speier. A. Nusch.

Parzival von Wolfram von Eschenbach in neuer Übertragung für alle Freunde deutscher Dichtung erläutert und zum Gebrauche an höheren Lehranstalten eingerichtet von Dr. Gotthold Bötticher. 2. Aufl. Berlin, Friedberg u. Mode. 1893. 8. 408 S. Kleine Ausgabe. Berlin, Friedberg u. Mode. 1893. 8. 199 S.

Um Wolframs mittelhochdeutsche Gedichte lesen und verstehen zu können, bedarf man gründlicher Sprachkenntnisse; eigentlich besitzt

nur der Fachgelehrte das nötige Mafs von Übung und Wissen, um mit verständnisvollem Genufse in den oft schwierigen Gedankenkreis des Dichters sich einzuleben. Es ist daher kein Wunder, dafs Wolfram viel gepriesen, aber wenig gekannt ist. Die Bearbeitungen San Martes und Simrocks erfüllen die Aufgabe, dem heutigen Leser den mittelalterlichen Dichter vertraut zu machen, nicht im vollen Maafse, der eine hat zu frei, der andere allzu wörtlich übersetzt; bei besonders schwierigen Stellen, welche so häufig begegnen, versagen diese Übertragungen fast immer. Keiner der beiden Gelehrten hat aufserdem die richtige Bahn betreten, um dem Leser die Voraussetzungen zum tieferen Verständnis Wolframs zu verschaffen. Diese Fehler sucht Bötticher möglichst zu vermeiden; er gibt auch dem Laien ein richtiges Bild des grofsen Dichters, worin wir ein Hauptverdienst erblicken. Der Vf. bietet nicht den ganzen Parzival dar, sondern eine gekürzte Bearbeitung. Die Bücher, welche von Gawan erzählen sind ausgelassen, auch sonst ist Manches gestrichen, das Fehlende aber durch eine kurze Erzählung des Inhalts ersetzt. Bei seiner Auswahl ist der Vf. von dem durchaus zu billigenden Grundgedanken geleitet, die Gestalt des Parzival, die Entwicklung seines Charakters in helles Licht zu rücken; denn damit wird auch die leitende Idee des Gedichtes deutlich. Dafs Bötticher den Reim aufgab und lieber den Wortlaut und Gedanken genau beibehielt, als aus Reimnot daran zu rühren, ist nicht zu tadeln. Bei Wolfram kommt es aufs Einzelne an, in Einzelheiten äufsert sich seine Eigenart am deutlichsten, daran darf daher möglichst wenig geändert werden. Der Satzbau ist selbst bei engstem Anschlufs ans Original für das heutige Gefühl auf diese Art natürlicher und besser zu gestalten, als im Reimzwang, der Simrocks Übersetzung so oft dunkel und schwerfällig macht. Gegen eine Verkürzung ist auch nichts einzuwenden; denn Wenige haben Zeit und Geduld, den ganzen Parzival zu lesen.

Für besonders gelungen erachten wir die Einleitung. Der erste Hauptteil behandelt Wolframs Leben und Werke. Die dichterische Persönlichkeit Wolframs ist sehr glücklich geschildert. Wolfram ist erfüllt von echter Frömmigkeit und von hoher Begeisterung fürs Rittertum, das ihm als ein sittliches Lebensideal erscheint. Der Parzival ist eine Verherrlichung des echten und wahren Ritters. Mit kindlichem Vergnügen ist der Dichter aber auch allem äufsern Glanz und Schimmer des ritterlichen Lebens zugethan. Bötticher nimmt unseres Erachtens den richtigen Standpunkt zur Beurteilung Wolframs ein. Die Nebel mysteriös-philosophierender Auslegungen haben gerade Wolframs Dichterei schon allzu oft verschleiert und den frischen lebensfreudigen Sinn, der in seinem Schaffen waltet, verdunkelt. Auch über Wolframs französische Vorlage und über die Sage verbreitet sich Bötticher, er hält an Kyot fest, den Wolfram verdeutscht habe. Doch daneben habe er auch Crestien von Troyes gekannt. Dafs Wolfram zwei französische Werke mit kritischer Auswahl benützte, ist kaum glaublich. Man kann als seine unmittelbaren Quellen nur Kyot oder Crestien nennen, nicht aber Beide zusammen. Sonst würde Wolfram, der doch

gerade an literarischer Bildung hinter den meisten der Zeitgenossen zurücksteht, ein merkwürdig und ausnahmsweise selbständiges Verfahren zugesprochen. Die französischen Romandichter und auch Gottfried von Strafsburg werden gelegentlich etwas geringschätzig erwähnt. Wolframs Ruhm braucht nicht durch Herabsetzung Anderer erhöht zu werden; suum cuique! Bei der Behandlung der Sage vermifst man einen Verweis auf Nutts und Heinzels wertvolle Untersuchungen; die kymrische Prosaübersetzung von Crestiens conte del graal (das sogen. Mabinogi) ist unrichtig beurteilt. Aber diese und andere Ausstellungen betreffen Nebensachen und Einzelheiten, die Hauptsache, Wolframs dichterische Persönlichkeit, tritt klar und vollständig uns entgegen.

Im zweiten Abschnitt der Einleitung gibt B. kulturgeschichtliche Erläuterungen auf Grund der Werke Weinholds, A. Schultzs und anderer. Das ritterliche, höfische Leben wird anschaulich dargestellt. Für den nächsten Zweck, zum Verständnis des Parzival, reichen diese Schilderungen vollkommen aus. Sie geben den allgemeinen kulturgeschichtlichen Hintergrund, auf welchem die Zustände der höfischen Romane sich abheben. Die zusammenhängende Behandlung scheint uns sehr gut; verstreut man derlei Erläuterungen in Anmerkungen, so verschwinden sie und beeinträchtigen den Genufs der Lektüre. Der Laie liest daraus nur unklare und unzusammenhängende Vorstellungen auf; ein gleichmäfsiges Gesamtbild wird er kaum gewinnen. Aber hier ist ihm ein solches in unterhaltender und belehrender Art dargeboten.

In kurzen Anmerkungen erklärt B. am Schlufse des Buches noch einige besondere Textstellen. Ein Namen- und Sachregister sind willkommene Beigaben. Die kleine Ausgabe ist nur ein Auszug aus der grofsen, welche allenfalls der Schüler, dem die grofse Ausgabe zu ausführlich oder zu teuer ist, zur Hand nehmen kann. Die Ausstattung ist zu loben.

Bötticher beherrscht als Fachmann die Wolframliteratur und hat als praktischer Schulmann mit richtigem Blick Auswahl und Erläuterung zusammengestellt. Hat er auch zunächst die höheren Schulen im Auge, wo ein genaueres Eingehen auf Wolfram entschieden wünschenswert, eine Beschäftigung mit dem schwierigen Urtext jedoch ausgeschlossen erscheint, so ist das Buch doch auch derart eingerichtet, dafs es bei allen Freunden altdeutscher Studien auf Teilnahme hoffen darf. Für Solche, denen Zeit und Umstände ein eigentliches Studium Wolframs versagen, mag es wohl als Ersatz dienen; solchen, die Wolfram selbständig näher treten wollen, gewährt es eine treffliche Einführung, indem der Standpunkt gezeigt wird, von dem aus Wolfram zu betrachten ist.

München. Wolfgang Golther.

Schiller-Schriften von Kuno Fischer. Zweite Reihe. Band 3 und 4: Schiller als Philosoph. Zweite, neubearbeitete und vermehrte Auflage. In zwei Büchern. Heidelberg, Karl Winters Universitätsbuchhandlung, 1892. (172 und 224 Seiten. 8. 6 Mark).

Im Sommer 1858 veröffentlichte Kuno Fischer einen zu 170 Seiten erweiterten Vortrag, den er kurz zuvor in Jena gehalten hatte, über Schiller als Philosophen, im Drucke. Damals gab es noch keine historisch-kritische Ausgabe der Schriften Schillers, seine ästhetischen Briefe in der Urform waren noch nicht wieder aufgefunden, die Forschung über Schiller lag noch ziemlich in den Anfängen. Fischers Schriftchen, so lückenhaft und im Einzelnen auch öfters unzutreffend es immerhin sein mochte, war doch schon damals ein wirklich schätzenswerter Beitrag zur wissenschaftlichen Erkenntnis des Denkers und Dichters Schiller. In weit höherem Grade gilt dieses Lob von der zweiten, vollständig umgearbeiteten und auf mehr als den doppelten Umfang gebrachten Auflage. Jetzt erst behandelt Fischer die ganze philosophische Entwicklung Schillers, während er 1858 fast nur den Kantianer Schiller seiner Aufmerksamkeit gewürdigt hatte. Im ersten Buch der neuen Auflage erörtert er, indem er überall von der historisch-kritischen Ausgabe ausgeht und die einschlägige Literatur bis auf die neuesten Arbeiten von Weltrich, Minor, Brahm hie und da streift, die philosophischen Versuche des Karlsschülers (besonders die „Philosophie der Physiologie“ und die Dissertation über den Zusammenhang der tierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen), ferner die „Philosophischen Briefe“ von Julius und Raphael sowie die bestimmenden Grundideen im „Geisterseher“ und in dem Gedichte „Die Künstler“. Von dem allen enthielt die Schrift von 1858 nichts oder nur kärgliche Andeutungen. Die Ausführung dieser Andeutungen in der nun vorliegenden zweiten Auflage konnte dem Geschichtschreiber der neueren Philosophie und gründlichen Kenner Schillers keine besondere Schwierigkeit bereiten, zumal da ihm die jüngsten Biographen des Dichters auch in diesen Bezirken eifrig vorgearbeitet hatten. Aber Fischer tritt seinen Vorgängern vollkommen selbständig gegenüber, bisweilen sogar mit offener Polemik, geht in den meisten Fällen genauer auf das Einzelne ein und versteht es trotzdem vortrefflich, die leitenden Grundgedanken der verschiedenen Werke des Jünglings und ihre allmähliche Entwicklung klar und übersichtlich vor uns darzulegen. Das zweite Buch der Schrift umfaſst die akademische Zeit des Philosophen Schiller (1789—1796). Fischer charakterisiert zuerst die Lehrthätigkeit des jenaischen Professors und sein in der Zeit schwerer Krankheit mehr und mehr sich vertiefendes Studium Kants, erörtert dann die teils auf der „Kritik der Urteilskraft“, teils aber auch noch auf der „Hamburgischen Dramaturgie“ beruhenden Aufsätze über das Tragische, schildert ausführlicher Schillers unmittelbare Fortbildung und Ergänzung der Kantischen Moralphilosophie und Ästhetik in den Untersuchungen über das Erhabene und über den objektiven Begriff des Schönen, über Anmut und Würde, verweilt mit Recht am längsten bei den zwei

Werken, die den höchsten Gipfel der Philosophie Schillers bezeichnen, den Briefen über die ästhetische Erziehung und der Abhandlung über naive und sentimentalische Dichtung, und erklärt zum Schlusse den Gedankengang in Schillers tiefstem Gedichte „Das Ideal und das Leben“. Auch bei diesem zweiten Teile ist in der neuen Auflage alles anders geworden, breiter, genauer, klarer und philosophisch bedeutender. Nur die Grundgedanken des einstigen Vortrags sind geblieben; ihre Ausführung aber ist durchweg neu. Wie Kuno Fischer es verstanden hat, seine Darstellung dabei zu vertiefen, beweist Kapitel für Kapitel, so z. B. die nunmehrige Behandlung der ästhetischen Briefe. Für den gebildeten Laien war freilich die ehemalige Form hie und da leichter verständlich, da Fischer damals manches erklärende Beispiel in seine Darlegung einflocht, das er jetzt weggelassen hat (z. B. S. 89 der älteren Schrift bei der Erläuterung des Spieltriebs); der tiefer eindringende Leser aber gewinnt trotz solcher (nicht eben erfreulichen) Erschwerung des Studiums schliefslich aus der neuen Fassung doch auch eine richtigere und klarere Anschauung. Abschliefsend im Einzelnen ist Fischers Buch auch jetzt nicht; der Detailforschung bleibt gerade auf diesem Gebiete noch manches zu thun übrig, wie unter anderm Eugen Kühnemanns 1889 erschienene, von Fischer leider nicht berücksichtigte Schrift über die Kantischen Studien Schillers und die Komposition des „Wallenstein“ (Marburg, Oskar Ehrhardt) beweist. Vielleicht regt aber gerade die neue Ausgabe des Fischerschen Buches zu weiteren derartigen Einzeluntersuchungen an.

München. Franz Muncker.

Ditscheiners Handwörterbuch der deutschen Sprache. Dritte vollständig umgearbeitete und vermehrte Auflage von Dr. Ig. Wessely. Leipzig 1892. Rob. Friese.

Wenn man aus den drei Lieferungen, die uns bisher von dem Ditscheinerschen Wörterbuch zugekommen sind, auf das Ganze schliefsen darf, so verdient das Buch alle Beachtung.

Es enthält nicht nur die Erklärung der Wörter, sondern gibt auch die Beugung an, warnt vor falschen Formen, berücksichtigt die Synonymik und Phraseologie, erörtert Fragen über den Sprachgebrauch und erklärt dunkle Redensarten. Dafs es zugleich ein wohl ausreichendes Fremdwörterbuch ist, mag ihm eine noch weitere Verbreitung sichern; ich hätte es lieber gesehen, wenn der Verf. sich dem Titel gemäfs auf die deutschen Wörter beschränkt hätte, zumal da die Herkunft der Fremdwörter nicht angegeben ist. Auch bei den deutschen Wörtern ist übrigens die Abstammung nicht berücksichtigt, was wir aber keineswegs tadeln wollen.

Bezüglich der Fügung „gefolgt von“ ist der Verf. freilich im Recht, wenn er sie als falsch bezeichnet, aber der Gallicismus ist kaum mehr auszurotten. Wir wünschen, dafs die Lieferungen etwas rascher auf einander folgen möchten — im Jahre 1893 ist noch keine

ausgegeben worden, wie es scheint — und der falsche Apostroph in „Ditscheiner's" entfernt werde.

Deutsches Lesebuch für höhere Lehranstalten, herausgegeben von Lehrern der deutschen Sprache an dem K. Realgymnasium zu Döbeln. Dritter Teil: Quarta. 2 Aufl. — Dasselbe: vierter Teil, zweite Abteilung: Obertertia. 2 Aufl. Leipzig, Teubner 1891 u. 1893.

Das „Döbelner Lesebuch" war zunächst nur für die sächsischen Realgymnasien geschrieben, in letzterer Zeit fand es aber auch Eingang an verschiedenen humanistischen Gymnasien, was nur freudig zu begrüfsen ist. Denn es heifst ein thörichtes Vorurteil ablegen, wenn man zugibt, dafs die Schwesteranstalten wenigstens auf dem Gebiete der deutschen Lektüre dieselben Pfade wandeln können. Das wäre wohl nur dann unmöglich, wenn ein Buch solche Lesestücke in gröfserer Anzahl brächte, die sich auf besondere Lehrgegenstände des Realgymnasiums beziehen, was bei dem vorliegenden Lehrmittel nicht der Fall ist.

Die beiden Bücher zählen 350 und 404 S., haben also einen Umfang, welcher zu der meines Wissens auch in Sachsen für die 4. und 5. Klasse der humanistischen Gymnasien bestimmten Zahl der deutschen Stunden (wöchentlich je zwei) in keinem rechten Verhältnis steht. Aber abgesehen davon, dafs vielleicht die Realgymnasien reichlicher mit Stunden bedacht sind, halte ich es durchaus für kein Unglück, wenn die deutschen Lesebücher in den mittleren Klassen nicht nur dem eigentlichen Unterricht, sondern auch der häuslichen Lektüre dienen. Vielleicht beklagen sich auch die Sachsen weniger über den Aufwand für Schulbücher. Was die Wahl der Lesestücke betrifft, so haben die Herausgeber in mancher Beziehung, aber ja nicht in übermäfsiger und einseitiger Weise, Mitteldeutschland und besonders Sachsen berücksichtigt. Ich empfehle dem Herausgeber des in Bayern an den meisten Anstalten eingeführten Lesebuches sehr, in den Lesestücken für die 4. und 5. Klasse sich den berechtigten Partikularismus des Döbelner Lesebuches zum Muster zu nehmen und namentlich der kriegerischen Tüchtigkeit, die unser Heer im Jahre 1870/71 bewiesen, nicht zu vergessen. Die auf diese Kriegsjahre bezüglichen Lesestücke und Gedichte nehmen in dem sächsischen Lesebuch einen ziemlich breiten Raum ein, und mit Recht. Denn die Schule hat unleugbar die Pflicht, der Jugend die Grofsthaten ihres Volkes auch aufserhalb der Geschichtsstunde vorzuführen, und traurig wäre es um den deutschen Knaben bestellt, der nicht mit Begeisterung Berichte und Gedichte über die Schlachten bei Sedan und St. Privat läse. Um des patriotischen Zweckes willen wollen wir selbst dichterische Erzeugnisse von geringerer Formvollendung willig in den Kauf nehmen.

Wenn Lesestücke solchen Inhaltes ihren ersten pädagogischen

Zweck, die Jugend fortzureifsen, zu begeistern, erfüllen, mag immerhin einzelnes unverstanden bleiben. Im übrigen aber wird es bei der Auswahl des Lesestoffes vor allem darauf ankommen, der Jugend einen solchen zu bieten, der rücksichtlich des Inhaltes und der Darstellung von ihr ganz verstanden werden kann und auch Beziehungen zu den übrigen gleichzeitig behandelten Lehrgegenständen hat. Ich kann mich also damit nicht einverstanden erklären, dafs in beiden Teilen des vorliegenden Lesebuches der Lesestoff so ziemlich alle Perioden der Geschichte umfafst, obwohl das geschichtliche Pensum der Quarta doch wohl kaum mehr als das Altertum behandeln wird. Aber auch das Verständnis der Darstellung, der Kunstform legt meinem Ermessen nach dem Herausgeber Rücksichten auf, die mir in dem Döbelner Lesebuch nicht genug beachtet scheinen. Wie es mir geradezu als Versündigung erscheint, wenn man den unreifen Knaben der VI. Klasse (U II) den herrlichen VI. Gesang der Odyssee vorlegt — etwa deshalb, um die 24 Gesänge auf vier Klassen gleichmäfsig zu verteilen — so kommt es mir sehr bedenklich vor, Tertianern Goethes Mignon und Erlkönig erklären zu wollen. Lehmann kann mich durch seine Ausführungen („Der Deutsche Unterricht“ S. 144) keineswegs vom Gegenteil überzeugen.

Das ist aber freilich auch alles, was ich an den trefflichen Büchern zu tadeln finde; zu loben gäbe es viel, so z. B. die Aufnahme von Erzählungen aus dem Nibelungenlied (nach Vilmar), die hoffentlich auch in unserem neuen bayerischen Lesebuch nicht fehlen werden.

Dafs die Lesestücke teilweise von ziemlich grofsem Umfang sind, verdient nur Beifall; die Schüler der mittleren Klassen müssen sich durchaus gewöhnen, eine längere Gedankenreihe zu verstehen und zu behalten.

Was die Schriftsteller betrifft, so hat es mich mit besonderer Freude erfüllt, unter ihnen auch H. W. Riehl zu finden sowie Fr. Güll, Schack, M. Greif und Lingg. Des ersteren feinsinnige Erzählungen werden in unserer sensationsbedürftigen Zeit leider zu wenig gekannt und gewürdigt, obwohl gerade sie geeignet sind, den Namen des Verf. auf die Nachwelt zu bringen. Güll, Lingg und M. Greif existieren leider selbst für manche Literaturgeschichten noch nicht, so z. B. fehlen sie selbst in der 10. Auflage des Lehrbuches von Pütz-Conrads, worauf einmal nachdrücklich hingewiesen werden mufs. Wenn trotz dieser und anderer Vernachlässigung der bayerischen Literatur (und obwohl der treffliche Kluge zur Verfügung steht) einzelne bayerische Gymnasien das Buch bei sich noch dulden, so ist das gewifs ein starker Beweis für die Gutmütigkeit der Bayern.

München. A. Brunner.

Deutsches Lesebuch für die oberen Klassen höherer Lehranstalten. Auswahl deutscher Poesie und Prosa mit literarhistorischen Übersichten und Darstellungen von Professor Dr. J. Jense. II. Teil: Dichtung der Neuzeit. 2. verbess. Auflage. Freiburg i. B. Herder. 1892.

Vor allem sind es die schulpraktischen kurz gehaltenen Übersichten über die verschiedenen Perioden und Entwicklungsstadien der neuzeitlichen Dichtung, welche eine freundliche Anerkennung verdienen. Die Auswahl der einzelnen Poesien ist im ganzen und grofsen eine fachkundige und glückliche zu nennen. Auch dafs die systematische Anordnung in der 2. Auflage des Buches von der 1. nicht abweicht, mufs gebilligt werden. Was dem Schreiber dieser Zeilen unliebsam auffiel, ist der Umstand, dafs unter den übrigen bedeutenden Dichtern der Neuzeit ein Hermann Lingg und Robert Hamerling, zwei gewaltige Dichternaturen, gar nicht erwähnt, geschweige denn mit einigen Proben aus ihren Werken vorgeführt werden, während der Dichter von „Dreizehnlinden“ vielleicht doch etwas überschätzt erscheint, so sehr man seine hohe Begabung und das edle charakterstarke Wesen dieses Geistes würdigen mag. Auch der österreichische Dramatiker Halm darf selbst bei einer noch so kompendiösen Fassung eines solchen Lesebuches nicht ganz übergangen werden. — Zum Schlusse sei noch eines Versehens gedacht. Im Verzeichnis der Dichter ist Ewald Kleist als auf Seite 338 stehend angegeben, während sich dieser Name auf S. 27 findet, wogegen der Dichter des Lustspiels „Der zerbrochene Krug“, der auf S. 338 in Kürze charakterisiert ist, im genannten Verzeichnis fehlt.

Dr. Karl Zettel.

H. Seeger, Deutsche Schulgrammatik. Für die Klassen Sexta bis Tertia. Wismar, Hinstorff. 1891. S. 116.

Bevor wir an die Besprechung im einzelnen herantreten, müssen wir bekennen, dafs das angezeigte Buch mit peinlicher Sorgfalt in allen seinen Teilen ausgearbeitet ist und überall das gründliche Studium eines forschenden Theoretikers verrät; dagegen darf das Bedenken nicht unterdrückt werden, ob denn dasselbe nicht doch zu hoch geschrieben sei, wenigstens in dem für die zwei untersten Klassen bestimmten Teile?

Die Darstellung beginnt, wie es bei dem Standpunkt des Verf. nicht anders zu erwarten war, nach dem Vorgange Kerns mit dem Satze; aus ihm werden die Wortarten herauskonstruiert. Unter Subjekt und Prädikat versteht der Verf. nicht blofs das Grundwort des betr. Satzgliedes, sondern er läfst grundsätzlich jeden Satz — abgesehen von Einschaltungen — nur aus S. und Pr. und nicht noch aus irgend etwas anderem bestehen; S. und Pr. bestehen in der Regel aus mehr als einem Worte, z. B. S.: Unsere Eltern — Pr.: verreisen morgen. Ungeschickt ist es hiebei, den Schüler nach dem Prädikat einfach mit was thut? fragen zu lassen. Was soll sich der Sextaner

denken, wenn er lernen mufs: Subjekt und Prädikat bilden eine Toneinheit (Satzton)? Ferner: Die logische Beziehung des subnominalen Genitivs zu seinem Grundwort ist eine sehr mannigfaltige. Auch was in § 3 über eingeordnete und untergeordnete Bestimmungen, sodann über Grundverbindungen auseinandergesetzt wird, ist sehr unklar und geht auf alle Fälle über den Gesichtskreis des Sextaners hinaus, der gerade noch genug mit den Formen zu thun hat; auch die Herüberziehung der Ausdrücke Grund- und Bestimmungswort aus der Wortbildungslehre in die Syntax ist auffällig und führt nur zu Mifsverständnis und Verwirrung. Das Prädikat wird auseinandergerissen in 2 Teile, eigentliches Prädikat und prädikative Bestimmung; das Gleiche geschieht mit dem Objekt, das nach dem Verf. nur zu Verben treten kann; ist es abhängig von einem Adjektiv, so heifst es adnominale Bestimmung desselben. Der Präpositionalausdruck wird in sechs Teile gespalten, während in den alten Grammatiken deren nur drei aufgezählt sind. Das nennt man Vereinfachung! In Kap. V ist zwar des Begriffes Pronominaladverb gedacht, jedoch nicht seines Gegenstückes, des Nominaladverbs.

Kürzer als die Formen- ist die Satzlehre behandelt; der weitere Ausbau derselben wird dem französischen Unterrichte des Realgymnasiums anheimgegeben, für welches dieses Buch eigens geschrieben ist. Bei der Aufzählung der Satzarten sind nur assertorische und interrogative Sätze unterschieden; von Ausrufe-, Wunsch- und Befehl-Sätzen ist im ganzen Buche keine Rede; nur im Absatz über den Konjunktiv findet sich eine diesbezügliche Andeutung; soviel wir wissen, hat sonst niemand gewagt, dieselben über Bord zu werfen. Dem Schlusse der Lehre vom Satzgefüge gliedern sich noch Bemerkungen an über einzelne Arten des Adverbialsatzes, die im Rahmen des vom Verf. befolgten Systemes nicht unterzubringen waren und nun aufserhalb desselben ihre Besprechung und Erklärung finden müssen. Hier bemerken wir: Vertretende Hauptsätze, unechte Nebensätze, elliptisch gebrauchte Wenn-Sätze, verkürzte Komparativ-, Konformitäts- und Proportional-Sätze. Hat S. schon in dem ganzen bisher besprochenen Lehrgange grofsen Wert auf genaue Bestimmung der Satzglieder gelegt, so gibt er noch zum Schlusse der Satzlehre gründliche Anweisung zur schriftlichen Herstellung von Satzanalysen, eine Übung, welche nach seinem Dafürhalten in jeder Klasse einen wesentlichen Teil des Unterrichtes bilden soll.

Die Lehre von den Formen, welche alle unter dem Gesichtspunkte des Satzes betrachtet werden (sogar der Artikel mufs sich dem fügen und heifst determinative Bestimmung), ist in denkbar gröfster Breite angelegt und merkt ungemein viele sprachliche Thatsachen an, so dafs eigentlich wenig Stoff zu einer später erfolgenden Vertiefung übrig bleibt; ein weitergehender Unterricht kann sich nur, wie Verf. mit Recht meint, auf das Mhd. erstrecken. Namentlich die Präpositionen haben eine Ausführlichkeit erfahren, wie sie sonst Elementargrammatiken fremd ist; ingleichen die Wortbildung, bei welcher

hie und da auf das Ahd. zurückgegriffen wird; letzteres wird auch in der Lautlehre neben dem Ndd. Mecklenburgs herangezogen.

Fassen wir unser Urteil nochmals zusammen, so verkennen wir nicht den redlichen, auf Herstellung eines brauchbaren Werkes gerichteten Willen des Verf., müssen aber wiederholt darauf hinweisen, dafs die Kräfte des ins Auge gefafsten Schülermaterials vielfach überschätzt sind, namentlich in Hinsicht auf die allzuscharfen logischen Distinktionen.

Geberding und Beyer, Kurzgefafste deutsche Grammatik für Schulen und Fortbildungs-Anstalten. 5. Aufl. Berlin, Weidmann. 1891. Preis M. —,80.

Gleich so vielen anderen Verfassern neuerer deutscher Grammatiken beginnen die Herausgeber des angezeigten Büchleins ihre Sprachlehre nicht mit den Formen, sondern mit dem Satze; unterschieden wird hier der einfache und der zusammengesetzte Satz; von jenem selbst werden zuerst die Haupt-, dann die Nebenteile besprochen. Die Formenlehre als eigner Hauptabschnitt der Grammatik wird ganz gestrichen und dasjenige, was man bisher unter derselben zusammenfafste, mufs im Fortschreiten der Darstellung über den Satz an geeigneten Stellen Unterkunft suchen, z. B. das Verbum nach dem Prädikat, das Adjektiv und Numerale nach dem Attribut, die Präposition hinter dem Objekt, obwohl sie bereits bei dem Attribut in den Gesichtskreis des Lernenden gerückt war. Es ist dies eine Methode, welche — heutzutage sehr beliebt — ein gereifteres Verständnis und ausgiebige Vorübung in den Formen voraussetzt, sich deshalb für die elementare Stufe des deutschen Unterrichtes weniger empfiehlt. Gleich eine der ersten Definitionen: Sätze, die nur einen Gedanken enthalten, heifsen einfache Sätze, berücksichtigt statt der äufseren Form den geistigen Inhalt, — ein Kriterium, das wohl für gereiftere Schüler, nicht aber für ungeschulte Anfänger mafsgebend sein kann.

Ausgemerzt sind im 1. Teile verschiedene Begriffe der alten Grammatik, z. B. Kopula, Präpositionalobjekt; die bei den Teilen des umkleideten Satzes vermifste Apposition taucht zu Ende des Buches als verkürzter Relativsatz auf. Beibehalten sind aber die von andern so verpönten Ausdrücke: nackter und zusammengezogener Satz. Die Begriffe Abstraktum und Konkretum gehören nicht in eine Elementargrammatik, sondern in ein Lehrbuch der Stilistik oder Logik. Im ganzen weiteren Verlaufe der Grammatik werden sie ohnehin nicht mehr erwähnt. Was thun sie in einem Lernbuch? — Die Darstellung der st. und schw. Deklination der Substantive entbehrt der nötigen Klarheit und Durchsichtigkeit. Die Aufzählung der Substantivklassen, welche das Endungs-e abstofsen, gehört in eine Grammatik für Ausländer, denn es wird doch keinem deutschen Schüler einfallen zu deklinieren: des Fadenes, dem Fadene!

Die Lehre von den Umkleidungen des nackten Satzes erfährt eine einigermafsen andere Behandlung als bisher üblich war; geteilt werden

sie 1. in nähere Bestimmungen des Subjekts, 2. in n. B. des Prädikats; diejenigen des letzteren Satzgliedes müssen natürlich nach seinen 3 Haupttypen einzeln aufgeführt werden. Wir halten diese Teilung nicht für glücklich, da Zusammengehöriges auf diese Weise auseinander gezerrt wird; so muſs z. B. das Adverb dreimal erwähnt werden und zwar beim Subjekt, Prädikatsadjektiv und verbalen Prädikat. Das Gleiche gilt vom Präpositionsausdruck. Auch zur Vereinfachung trägt dieses Verfahren sicherlich nicht bei, vielmehr wird die Darstellung dadurch überaus in die Länge gezogen, da z. B. neun Möglichkeiten, das Subjekt zu erweitern, angeführt werden müssen, ebenso drei beim Prädikatsadjektiv. Die Lehre vom zusammengesetzten Satze bietet im ganzen wenig Neues; bei den Konjunktionen der Satzverbindung sind durch Vereinigung bloſs 3 Klassen unterschieden. Etwas ausführlicher als sonst zu treffen ist, werden die verkürzten Nebensätze behandelt.

Im allgemeinen kann man behaupten, daſs die Verf. ihrer Aufgabe gerecht geworden sind; durch Beachtung der allseits erhobenen Forderung nach einer zweckmäſsigen Beschränkung und methodischen Anordnung des Lehrstoffes suchen sie den neueren Standpunkt zu vertreten. Zu letzterem Behufe gehen sie überall von der sprachlichen Thatsache aus, beschreiben sie, lenken die Aufmerksamkeit auf das charakteristische Merkmal, finden das ihr zugrunde liegende Gesetz und fassen dies in eine möglichst kurze und klare Regel. Bei der Auswahl der Beispiele wurden absichtlich Sätze mit möglichst einfachem Gedankeninhalt ausgesucht, in bewuſstem und scharfem Gegensatz zu jenen modernen Theoretikern, die in dem Bestreben möglichst „interessant“ zu sein, nicht bloſs zwei, sondern gleich zehn Fliegen auf einen Klapp schlagen wollen. Es ist ja offenbar, daſs die didaktische Arbeit des Erklärens empfindlich beeinträchtigt wird durch Zerstörung der Einheit ihres Zweckes. Um auch der fünften Formalstufe ihr Recht zu gönnen, haben die Verf. den Beispielen Aufgaben angeschlossen, doch sind dieselben im ganzen etwas dürftig ausgefallen und zeigen keine besonderen Vorzüge. Zu beklagen ist der Mangel an Übersichtlichkeit; Absätze mit 12 Zeilen Länge sind keine Seltenheit; derselbe ist indes eine notwendige Folge der Methode, denn wenn das, was der Lehrer in der Schule erklärend sagen soll, in den Text mitaufgenommen wird, so kann es nicht anders sein, als daſs die Darstellung etwas weitschweifig wird; man vgl. z. B. die langatmige Erklärung, mit welcher auf den Begriff Pronomen hingeführt wird. Immerhin hätte jedoch durch bessere Anordnung auch für das Auge etwas gethan werden können.

Hof. Rud. Schwenk.

Ausgewählte Komödien des T. Maccius Plautus. Für den Schulgebrauch erklärt von Julius Brix. Drittes Bändchen: Menaechmi. Vierte Auflage. Bearbeitet von Max Niemeyer. Leipzig. Teubner 1891. S. 116. Pr. 1 M.

Sowohl nach der älteren als nach der neueren bayerischen Schulordnung gehören zu den lateinischen Schriftstellern, aus welchen für die oberste Gymnasialklasse eine Auswahl zu treffen ist, Terenz und Plautus, wenn sie auch erst in zweiter Linie (in Klammern) genannt sind. Erfreulicher Weise ist aus den Jahresberichten zu ersehen, dafs von dieser Freiheit auch Gebrauch gemacht wird: so wurden in den beiden letzten Schuljahren an je einer Anstalt (Eichstätt und Straubing) die Captivi, an einer andern (Ansbach) nach Aug. Schmidts Lesestücken aus Plautus die Aulularia (von Terenz am Gymnasium in Passau je 1 Stück: Adelphi und Andria) gelesen, und es wäre mit Freuden zu begrüfsen, wenn sich noch mehr Lehrer (der Prima) entschliefsen könnten, sich und ihren Schülern den Genufs zu verschaffen, den die Lektüre einer Plautinischen oder Terenzischen Komödie gewährt. Denn unbedingt ist dem beizustimmen, was Brix in seinem Vorwort zur ersten Auflage des Trinummus ausgesprochen hat „zur Rechtfertigung des Versuches, auch den Plautus in angemessener Auswahl der Stücke für den Schulgebrauch zu erklären und pädagogischen Zwecken zugänglicher zu machen". „Es ist nicht zuviel gesagt — heifst es dort — wenn wir behaupten, dafs diese Lektüre vorzugsweise dazu beizutragen geeignet sei, in der Jugend ein lebendigeres und hingebenderes Interesse für das griechisch-römische Altertum zu erwecken; denn indem die antike Komödie uns mitten in die Gegenwart der lebenden Nation hineinstellt, schafft sie einen konkreten Boden für die Erkenntnis der Vergangenheit des untergegangenen Volkes, indem sie aber die Sprache des täglichen Lebens in edlerer Form darstellt, bietet sie das sicherste Mittel auf dem Wege der Vergleichung auch die Schriftsprache mit tieferem und schärferem Verständnis zu erfassen, so dafs in beiderlei Beziehungen neben dem Verstande namentlich auch das Gemüt der Jugend in weit stärkerem Mafse als ohne dies in Anspruch genommen wird". An der Hand der Ausgaben von Brix und ihrer Neubearbeitungen von Niemeyer kann die Lektüre des Plautus auch keine grofse Schwierigkeit mehr bieten. Ob und in welcher Ausdehnung anderwärts die Plautus-Lektüre betrieben wird, entgeht meiner Kenntnis. Nach Eckstein (Lateinischer und griechischer Unterricht, bespr. von Rektor Gerstenecker in den Bl. Bd. XXV S. 181 ff.) wären früher nur in Sachsen noch (aufser Bayern, wie zu berichtigen war) Terenz und Plautus unter den für die Gymnasiallektüre zugelassenen Schriftstellern gewesen. In den neuen preufsischen Lehrplänen tritt weder Terenz noch Plautus auf. Aber die dort in den Lehraufgaben bezeichneten Schriftsteller und Schriften sind solche, welche in den betreffenden Klassen gelesen werden müssen; indes die Provinzial-Schulkollegien sind ermächtigt, auch andere Schriftsteller oder Schriften zuzulassen, und es ist wohl zu erwarten, dafs

von dieser Freiheit auch für Plautus in angemessener Weise Gebrauch gemacht wird. Bedenkliches haben ja gerade die Menaechmi für das Alter unserer Primaner nicht, wenn man von dem Hetären-Wesen oder vielmehr — Unwesen absieht, in dessen Bann selbst Ehemänner mit der gröfsten Ungeniertheit sich bewegen (v. 124 Hodie ducam scortum atque aliquo ad cenam condicam foras). Aber die Schüler sind ja doch in diesem Alter schon soweit „in das Geistes- und Kulturleben" der Alten eingeführt, dafs sie den Unterschied zwischen dem Eheleben dieser und dem unsrigen begriffen haben und an derartigen Dingen nicht mehr Ärgernis oder Anstofs nehmen.

Was schon bei der Anzeige der von Niemeyer umgearbeiteten Trinummus-Ausgabe (Bd. XXVI d. Bl. S. 163) bemerkt worden ist, dafs die Ausgabe „für den Schulgebrauch" allzu viel gelehrtes Beiwerk enthält, ist auch hier zu wiederholen. Es ist ja zuzugeben, dafs sich unter den gelehrten Anmerkungen auch manches für den Schüler Brauchbare findet, aber man glaube doch nicht, dafs der Schüler Lust hat, durch einen so dick angeschwollenen Kommentar sich durchzuarbeiten — es wird ihm oft genug gesagt, dafs er dazu gar nicht die Zeit hat. So bleibt denn auch diese Ausgabe der Menächmi hauptsächlich für den „angehenden Philologen" bestimmt, und dieser wird allerdings reichen Nutzen daraus schöpfen; für ihn (und höchstens noch für den Lehrer) ist auch der kritische Anhang am Schlusse beigegeben. Aber selbst mit Rücksicht auf den Zweck, den „angehenden Philologen" in die Lektüre des Plautus einzuführen, ist im Kommentar oft des Guten zu viel geschehen, namentlich was das Verweisen auf Parallelstellen betrifft. Wo überhaupt die Stellen nicht vollständig zitiert werden, halte ich das Verweisen für „verlorne Liebesmüh"; denn wer blofs Plautus lesen will und keine Spezialstudien dabei im Auge hat, wird kaum sich bemüfsigt fühlen, die betr. Stellen nachzuschlagen. Schon das Personenverzeichnis gibt Anlafs zu einer Abhandlung über den Namen Peniculus, die viel zu viel Prunk mit Gelehrsamkeit enthält; weniger wäre hier mehr gewesen, besonders im Hinblick auf v. 78, wo Peniculus selbst seinen Namen erklärt. Viel mehr Dank würde sich der Herausgeber einer solchen sog. Schulausgabe verdienen, wenn er noch ausgiebiger von dem allerdings auch hier wieder sichtbaren Bestreben Gebrauch machen würde, ungewöhnlichere Worte oder Ausdrücke möglichst treffend zu übersetzen; ist doch eine gute Übersetzung anerkanntermafsen meist die beste Erklärung. Was hilft v. 210 dem Leser die weitschweifige Erklärung über die Bildung der Wörter glandionides und pernonides (oder -da) aus glandium und perna, wenn er in seinem „Handwörterbuch" vielleicht nicht einmal die Bedeutung von glandium findet? Gerade die Ausdrücke für die Speisen, welche in Plaut. Stücken bei den Parasiten eine so grofse Rolle spielen, sind dem Leser weniger geläufig; warum also nicht gleich im Kommentar „Drüsenstückchen, Schinkenstückchen" oder Ähnliches? Bei einem selteneren Ausdrucke wie velitati estis v. 778 sollte in der Anmerkung an das jedem bekannte Stammwort (velites) erinnert werden; v. 859 dedolabo assulatim viscera würde am besten durch eine drastische

Übersetzung erklärt, etwa wie im Georges: „ich will ihm (bis auf den Knochen) das Fleisch fetzenweise vom Leibe hauen“; v. 426 erfährt man nichts über phrygio, erst zu v. 469 kommt die Erklärung; v. 1020 wäre zur Redensart suppetias adveni der Hinweis auf die bekannte Analogie infitias ire nicht unangebracht.

Vorausgesetzt ist im Kommentar durchweg die Bekanntschaft mit der Trinummus-Ausgabe oder zum mindesten deren Besitz, da beständig darauf zurückgegriffen wird — für eine Schulausgabe jedenfalls auch von fraglichem Werte. Noch mehr aber ist auch hier wieder zu tadeln, wenn statt einer Erklärung sich nur die Verweisung auf eine Stelle in einem anderen Stücke des Plautus findet, so wenn v. 324 ut eas maxumam malam crucem über den blofsen Akkusativ der Leser sich Rats erholen soll aus der Anm. zu Capt. 469; so auch v. 332 „potius quam adstes s. zu Capt. 688“ v. 1017 u. a. Wozu endlich gar v. 269 die Anführung der Parallelstellen zu percitus, wenn im Texte gelesen wird animi perditi, was ganz verständlich erscheint? Die Begründung einer nicht einmal aufgenommenen Konjektur ist sicher an diesem Platze überflüssig. Indes folgt N. in diesen Dingen gänzlich seinem Vorgänger.

Dafs Kommentar wie Text manche Änderungen erfahren mufsten, ist bei dem Fortschreiten der Plautinischen Studien seit der im J. 1880 erschienenen dritten Auflage von Brix selbstverständlich. Mehr aber als die neue kritische Bearbeitung der Menaechmi von Schöll (1889) war auf die neue Textgestaltung bei N. von Einflufs die Ausgabe von Vahlen (1882), deren Zweck und Absicht, den Text so zu geben, wie ihn die Handschriften überliefert haben, Schöll nach einer Bemerkung N.'s „auch jetzt noch völlig mifsverstanden“ habe. Überhaupt läfst N. es sich angelegen sein, Vahlen, „jenen Meister der Kritik“, in Schutz zu nehmen gegen Schöll, dem er hie und da einen Hieb zu versetzen sucht. (cf. Anh. z. v. 39. 849). Der kritische Anhang schliefst sich an Schölls Appendix an; aber N. bedauert zugleich, dafs er nicht ausführlicher werden durfte, um „Schölls Einseitigkeit und Ungerechtigkeit in der Darlegung der Geschichte der Textkritik“ zu beleuchten.

N. steht auf einem noch weit konservativeren Standpunkte als Brix, der allerdings selbst „Vahlens Text noch eifrig studiert und häufig am Rande seine Beistimmung für die Überlieferung ausgedrückt hat“. Im Anschlufs an Vahlen hält N. daher an einer überaus grofsen Zahl von Stellen (gegen 80 habe ich gezählt) den von Schöll aufgenommenen eigenen oder fremden Verbesserungsversuchen, aber auch den Lesarten von Brix gegenüber an der Überlieferung fest. Insbesonders fällt es auf, dafs zahlreiche (frühere) Lücken aus dem Texte verschwunden sind, was in einer Ausgabe „für den Schulgebrauch“ jedenfalls nur zu billigen ist. Auch die Annahme von Dittographien und Interpolationen weist er mit Vahlen zurück; nur im Prolog (s. zu v. 15 u. krit. Anh.) sind 2 verschiedene Fassungen angenommen. Ähnlich wie in der Trinummus-Ausgabe hält sich N. auch hier besonders bei der Gestaltung der Cantica genau an die Überlieferung, öfter „freilich mit vielen Bedenken“ (z. B. v. 966 ff.); er steht dabei nicht

an, „Zweifelhaftes zweifelhaft sein" zu lassen, was bei der grofsen Unsicherheit, die immer noch in den Ansichten über den Rhythmuswechsel in den nicht dialogischen Partien der Komödien herrscht, mindestes in gleichem Grade zu empfehlen ist als die verschiedenen Änderungsversuche, welche dem einen ebenso wahrscheinlich wie dem andern verwerflich erscheinen. Auch in der Anordnung der Verse ist N. mit Recht fast durchweg der Überlieferung gefolgt, worin allerdings neben Vahlen auch Schöll mit gutem Beispiel vorangegangen ist. V. 604 ff., wo Brix in der 3. Aufl. noch Ritschl folgte, hat N. nur insofern geändert, als er (mit Ausschlufs der Annahme einer Dittographie, die für Schöll notwendig wurde) den auf v. 615 folgenden Vers nach v. 620 stellte (im Anschlufs an Kiefsling mit Schöll) und v. 607 f. mit Ritschl um 19 Verse vorrückte (während Schöll sie an ihrer Stelle nach v. 625 = 627 N. belassen hat). Ich halte die Möglichkeit der überlieferten Aufeinanderfolge nicht für unbedingt ausgeschlossen, wenn auch der Zusammenhang „logischer" wird durch Umstellung. An der überlieferten Ordnung ist festgehalten mit Schöll v. 729 ff., wo Brix noch der Umstellung Ritschls beigestimmt hatte; ebenso v. 829 ff.

In der Akteinteilung hat N. mit Brix Spengels Annahme festgehalten, indem er den 3. Akt mit v. 558 beginnen läfst, während bei Schöll nach der Vulgata der 2. Akt mit v. 445 schliefst und der 3. Akt v. 445—700 umfafst. Auch in der Frage nach dem griechischen Original des Stückes schliesst sich N. ganz an Brix an, wie überhaupt die Einleitung fast wörtlich aus dessen 3. Auflage abgedruckt ist. Da die vorliegende Ausgabe — wie N. selbst bekennt — „weniger einen möglichst reinen als einen lesbaren Text bezweckt", so mufsten Konjekturen (auch eigene) aufgenommen werden, die in einer kritischen Ausgabe „nicht einmal der Erwähnung wert" erachtet würden: bei dieser anspruchslosen Bescheidenheit läfst sich wohl nicht viel rechten mit dem Herausgeber. Zu verwundern aber ist doch, dafs N. gegen Schöll v. 105 von der Überlieferuug abgegangen ist und domi dominatus sum eingesetzt hat nach Vahlen, der in seiner Ausgabe allerdings selbst noch das handschriftliche domi dómitus sum hat. Wenn es auch sonst ohne Beispiel ist, so erscheint es doch dem Plautinischen Sprachgebrauch nicht allzu fernliegend und ist leicht erklärlich, wie es Brix früher auch wirklich versucht hat: „Daheim bin ich eingeheimst". Alle im Texte aufgenommenen Konjekturen sind durch Kursivschrift kenntlich gemacht, wobei allerdings eine Ungenauigkeit schon insofern mit unterläuft, als nur das, was hinzugesetzt wird, hervortritt, nicht aber Wörter oder Buchstaben, welche abgeworfen werden, z. B. v. 592. Plus minus (Handschriften Aut plus aut minus) v. 212 in mensa (in mensam). Auch die Umstellung von einzelnen Wörtern innerhalb eines Verses ist nicht bezeichnet, z. B. v. 515. 681; nichts angegeben ist über die von Ritschl übernommene Änderung in v. 915 f. Aufserdem ist z. B. v. 443 nicht erkennbar, dafs ‚inscitus qui domino me' Konjektur ist; ähnlich v. 561 Atque ea (st. id), v. 638 eampse (aus eamipsus ei); v. 814 deierat (Handschr.: delurat, corr. deiurat, delirat), v. 836 Eu Jacche; v. 279 f. ist die in den Text

aufgenommene Ergänzung Schölls nicht ganz genau angegeben: Di te amabunt quis <quis es> — Dinge, welche allerdings gerade von keiner Bedeutung für eine Schulausgabe sind.

Auch Versehen anderer Art fehlen nicht: v. 274 u. 295 stimmt die Verszählung in den Anmerkungen nicht überein mit der (offenbar verschobenen) Zählung im Texte; die Anmerkung 254 Fünffache Alliteration gehört zu v. 252; aus der 3. Auflage schon stammen folgende Versehen: v. 1159 quiqui im Texte, quique Anm., v. 570 Huc concédamus (st. huc cóncedamus); v. 836 fehlt das Personenzeichen ME., v. 476 dedisti (st. dedistis). Weitere Druckfehler: v. 545. 546. 548. 549 sind im Kommentar bezeichnet mit 555. 556. 558. 559., v. 803 auram st. aurum; S. 46 ff. ist die am oberen Rande angegebene alte Sceneneinteilung unrichtig: 2,4 und 2,5 st. 3,1 und 3,2 (richtig S. 49).

Anzuführen ist schliefslich noch, dafs N. von Brix wie auch von Schöll in der Orthographie abweicht, indem er mit Recht durchweg die dem Leser geläufige Schreibart wählt: obsecro [Schöll: opsecro, aber v. 1016 obsecro nach A], obsonarier, obsonium [Schöll: opsonarier, aber v. 220 obsonium nach A], abstulisse, absterream, anime mi (nicht mei), cum caris meis (nicht careis) qui (nicht quei), comederis (nicht comedereis), sycophantae, Syracusis u. s. w. Warum cantherino st. des von Pylades eingeführten und von Brix und Schöll aufgenommenen canterino geschrieben wird, dafür habe ich allerdings keinen Grund gefunden, aufser, dafs es so in den Handschriften heifst.

München. Dr. Weninger.

Ausgewählte Briefe von M. Tullius Cicero, erklärt von Fr. Hofmann. 1. Bdchn. 6. Aufl. bes. von K. Lehmann. Berlin, Weidmann. 1892. 8°. VI u. 272 S.

Die treffliche Auswahl aus Ciceros ausgedehntem Briefwechsel von Hofmann, die vor anderen Schriften Ciceros zur Schullektüre sich eignet, hat in der 6. Auflage eine willkommene Bearbeitung erfahren durch Karl Lehmann. Der Herausgeber hat die seit der 5. Ausgabe (1884) erschienene Literatur fleifsig benützt und namentlich der Kritik und Textesgestaltung seine Thätigkeit gewidmet. Die Einleitung und der kritische Anhang sind erheblich geändert, während die Zahl und Reihenfolge der ausgewählten Briefe die gleiche ist wie in der 5. Aufl. Die Gesamtzahl der Bücher der Briefe gibt Lehmann auf wenigstens 68 an (Hofmann 76), indem er Gurlitt in der Verwerfung der Noniuscitate von einem 4. Buch ad Pomp. u. s. w. beipflichtet. Bezüglich der Frage über die Echtheit der Korrespondenz mit M. Brutus betont Lehmann, dafs das erste und zweite Buch nicht auseinanderzuhalten seien (so in der 5. Aufl.), sondern, dafs nur an einen Verfasser zu denken sei, ohne sich bestimmt für oder gegen die Echtheit auszusprechen. Über die Entstehung der Sammlung ‚ad familiares‘ äufsert sich der H. ebenfalls nicht entscheidend, hält aber mit Hofmann die Herausgabe durch Tiro für wahrscheinlich. In der Handschriftenfrage erachtet er für die Feststellung des Verhältnisses von Med. 49, 9

(ad famil.) zu anderen neuerdings verglichenen Handschriften noch eingehendere Untersuchungen für nötig. Von den Attikushandschriften hat er sieben (E N H O P R s) selbst verglichen.

Von den Textesänderungen (der 6. gegenüber der 5. Aufl.) dürfte die Mehrzahl Zustimmung finden. Wird man aber die Worte ad fam. XIV 7, 1 (III, 21) id est Apollini et Aesculapio nicht als Glossem streichen, oder wird man ad fam. V 12, 4 (II, 1) in legendo te scriptore tenere (Hofm. in legendo tuo scripto retinere) ohne Anstofs lesen?

Der Kommentar (und Index) zeigt an sehr vielen Stellen die nachbessernde Hand des Herausgebers. In den grammatisch-stilistischen Bemerkungen wäre fast durchgehends Beschränkung verdienstvoller gewesen als Erweiterung (z. B. ille, hic, stare ab aliquo u. ä.), wenn ich auch der modernsten Methode, die blofs mit „sachlichen" Erläuterungen auszukommen wähnt, keineswegs das Wort reden möchte. Vermifst wird u. a. eine Bemerkung ad fam. XIV 7, 1 (III, 21) zu *χολὴν ἄκρατον*. In der Anm. zu ad Att. VII 3, 3 (III 4) wird die Aktivform adsentio durch Belege gestützt; sie ist aber vielleicht nicht auf die Briefe zu beschränken, wenigstens liest Friedrich mit den Mutili de or. I § 110 assentire (andere bieten assentiri[1]), und von Sisenna wurde nach Quint. I 5, 13 die Aktivform gefordert.

Unter den Druckfehlern – sie sind nicht zahlreich — stört besonders S. 60 letzte Z. des Textes tabes dolocatre für tabescat dolore. Auch Marmorameer S. 70 Anm. zu Cyzicum ist wohl Druckfehler wie in der 5. Auflage.

München. Dr. G. Ammon.

T. Livi ab urbe condita libri. W. Weifsenborns erklärende Ausgabe. Neu bearbeitet von H. J. Müller. 3. Band. 2. Heft. Buch IX—X. 5. Aufl. Berlin, Weidmann, 1890.

Im Vorworte bemerkt der Herausgeber, dafs zur glücklichen Heilung verderbter Stellen in beiden Büchern Madvigs Emendationen wieder das Beste beigesteuert haben, dessen Vorschläge von Weifsenborn nicht mit derjenigen Gründlichkeit und Unbefangenheit geprüft worden seien, die man einem solchen Kenner des Lateinischen und speziell des livianischen Sprachgebrauchs schuldig sei. Aber nicht nur Madvigs Konjekturen, sondern auch die Vermutungen anderer Liviusforscher haben in beträchtlicher Anzahl Aufnahme in den Text der vorliegenden Auflage gefunden, so dafs derselbe an mehr als 100 Stellen von demjenigen der vierten Auflage abweicht. Von der unbedingten Notwendigkeit dieser Änderungen konnte sich indes der Referent nicht durchgehends überzeugen, sondern gibt der Überlieferung mehrfach den Vorzug, so namentlich; 9, 17, 3 fortuna per omnia humana, maxime in res bellicas (der Plur. auch 10, 11, 9) potens (vgl. potestas in aliquem Horat. Sat. 2, 7, 62 u. Tac. hist. 3, 11, 16; in re bellica Müller nach eigener Vermutung); 9, 24, 5 silvestribus locis cohortibus

[1]) Th. Stangl in seiner Ausg. 1893 adsentiri.

insidere iussis (considere Müller nach eigener Vermutung; aber insidere findet sich in der Bedeutung besetzen noch Verg. Ae. 11, 531 arripuit locum et silvis insedit iniquis, also an einer Stelle, die auch sonst an des Livius Worte anklingt); 10, 10, 12 pecuniam ingentem . . paratam (partam M. nach codd. rec.; vgl. Band XXVIII, S. 624 dieser Blätter); 10, 18, 1 dum ea gererentur (cum M. nach Gron.; indes kommt dum mit Konjunktiv nach Luterbachers Bemerkung wiederholt bei Liv. vor); 10, 24, 7 se tendere nihil ultra. quam ut, si dignum provincia ducerent, in eam mitterent, wo M. se vor dignum nach cdd. vet. einfügt; jedoch kann das Reflexiv aus dem Vorhergehenden leicht ergänzt werden, und fehlt das Pronomen me in ähnlichem Zusammenhang bei Tac. a. 4, 38 (posteri) satis superque memoriae meae tribuent, ut (falls) maioribus meis dignum. . . offensionum . . non pavidum credant.

Die Anmerkungen, in vorliegender Auflage vielfach gänzlich umgearbeitet, bieten einen in sachlicher und sprachlicher Hinsicht reichhaltigen Kommentar; nur zu einigen schwierigeren Stellen, so zu 9, 27, 7 ne qua eo vis fieret, 10, 5, 11 superare aliqua wäre eine kurze Erläuterung wünschenswert. In dem mit grofser Sorgfalt bearbeiteten kritischen Anhang (S. 219—232) sind u. a. die Lesarten des cod. Upsaliensis vollständig verzeichnet.

München. F. Walter.

Plinii naturalis historia ed. C. Mayhoff. Vol. III. Leipzig, Teubner 1892. (XIV und 496 S.) 8°.

Seit einem Menschenalter ist die Herausgabe der natur. hist. des Plinius die unbestrittene Domäne von Gymnasialrektoren Nord-, Mittel- und Süddeutschlands. Zweiundvierzig Jahre trennen uns von dem Zeitpunkt, wo der mit Spannung erwartete erste Band der grofsen Silligschen Ausgabe erschien. Sillig starb als Konrektor der Kreuzschule in Dresden. Es folgte die Ausgabe des Erlanger Rektors Ludwig von Jan und auf diese die von D. Detlefsen, dem gegenwärtigen Direktor in Glückstadt. Von dem vor wenigen Jahren in den Ruhestand getretenen Direktor Mayhoff ist der (Buch 16—22 umfassende) Band bearbeitet, der zur Besprechung vorliegt.

Von der Janschen Ausgabe war nämlich frühzeitig eine neue Auflage nötig geworden, aber bis vor kurzem waren nur der erste und zweite Band erschienen: jener noch von L. v. Jan und nach seinem Tode von einem Sohne (1869), dieser (1875) von Mayhoff besorgt. Erst 1892, also fast zweimal neun Jahre später, kam der dritte Band heraus, da es Mayhoff erst nach Niederlegung des Direktorates möglich wurde, die frühere literarische Thätigkeit wieder aufzunehmen. Den lange gehegten Erwartungen entspricht aber auch die Trefflichkeit der Arbeit. Es unterliegt keinem Zweifel — dies kann auch ohne Schmälerung der Verdienste Detlefsens offen ausgesprochen werden — dafs von allen bis jetzt vorhandenen Ausgaben des Plinius jene von Mayhoff als die empfehlenswerteste bezeichnet werden mufs.

Denn nicht nur bekundet sie einen Fortschritt in der Verbesserung des Textes, sondern sie weist auch sonstige höchst dankenswerte Neuerungen auf.

So liefert der kritische Apparat des vorliegenden Bandes gewissermafsen eine Geschichte der Textesrecension. Sillig hatte aus der Zahl der älteren Ausgaben nur die von Dalechamp und Brotier verglichen, und auch diese nicht durchgängig; von den ältesten hatte er meines Wissens keine einzige konsequent eingesehen. Seine Nachfolger aber bemühten sich, den kritischen Apparat möglichst zu vereinfachen; eine Bezugnahme auf die alten Ausgaben fand nur selten und nur aus textkritischen Rücksichten statt. Da stellte sich Mayhoff die Aufgabe, im krit. Apparate die discrepantia scripturae nicht blofs der Handschriften, sondern auch der Editionen zu geben. Zu diesem Zwecke verglich er nicht weniger als vierzehn Ausgaben, wohl die wichtigsten, welche seit 1499 erschienen sind.[1]) Es war eine gewaltige Arbeit, welche er damit auf seine Schultern lud, eine Mühe, die fast ungeahnt unter der einfachen Sigle von ein paar Buchstaben sich verbirgt. Wenn z. B. 17,61 zu dem im Texte stehenden Worte praeparatas die Note gegeben ist: „paratas v. a. G.“, so bedeutet dies: paratas las man vor Gelenius (vulgo ante G.), seit Gelenius liest man praeparatas. Dadurch, dafs solche Angaben konsequent gemacht werden, wird dem Kritiker das Nachschlagen in alten Editionen erspart; dadurch wird, wie Mayhoff in der Vorrede mitteilt, manche von Späteren gemachte Konjektur als bereits in älteren Ausgaben vorweggenommen erkannt; dadurch wird manchem Verdienste die lange vorenthaltene Ehre zu teil und überhaupt die kritische Thätigkeit früherer Herausgeber in ein günstigeres Licht gestellt; dadurch wird ferner ein Einblick in die Schwankungen der Textesgestaltung gewonnen; dadurch wird endlich mancher Irrtum fast unmöglich gemacht, der bis jetzt infolge der Verschiedenartigkeit der Texte bei Citaten leicht platzgreifen konnte. Um das letztere zu erweisen, also um zu zeigen, wie wünschenswert es ist sofort zu sehen, welchen Text man früher an einer Stelle las, sei es gestattet auf ein gewisses Vorkommnis hinzuweisen. In der „Philol. Rundschau“ 1881 Nr. 13 ging Nohl mit dem Pliniusübersetzer Wittstein, einem vor einigen Jahren verstorbenen bekannten Münchener Chemiker, streng ins Gericht. Um darzuthun, welch geringe Kenntnisse Wittstein im Lateinischen besitze, stellte er einige Sätze der Übersetzung dem Texte von Detlefsen gegenüber. Nohl hatte gar nicht gemerkt, dafs Wittstein den Text von Detlefsen — gar nicht kannte, sondern nach Sillig und noch älteren Ausgaben übersetzte. Ein solcher Mifsgriff wird in Zukunft einem „Kritiker“, der Mayhoffs Ausgabe benützt, nicht leicht mehr begegnen. Nicht leicht, denn das durchaus berechtigte Streben des Herausgebers nach Kürze brachte es mit sich, dafs die eine und die andere Lesart älterer

[1]) Die vierzig Jahre vorher gedruckte ed. princ. Rom. und ed. princ. Ven. — letztere ist in so wenigen Exemplaren vorhanden, dafs sie sogar in der an Inkunabeln reichen Münchener Staatsbibliothek fehlt — wurden von Mayhoff nicht zur Vergleichung herangezogen, wohl nicht ohne Grund.

Ausgaben, weil sie falsch ist oder als falsch erscheint, nicht beachtet wurde. Ich meine Fälle wie z. B. 18, 144 postea caule; das nur im cod. Chiffl. vorhandene Wort postea hatte Sillig in den Text aufgenommen, Mayhoff aber hat dies ignoriert.

Ungemein praktisch ist auch die Neuerung, dafs über jeder Seite in einer Ecke die jeweilig zu Grunde gelegten Handschriften angegeben werden. Dadurch wird jedem, der in die Handschriftenkunde der nat. hist. nicht genau eingeweiht ist, viele Mühe erspart. Insbesondere wird ihm die Orientierung darüber, was an jeder einzelnen Stelle unter der Sigle r zu verstehen ist, sehr erleichtert; denn da auf gar keiner Seite mit r eine bestimmte einzelne Handschrift bezeichnet ist, so wird jeder, auch wenn er die im Vorwort gegebene Erklärung der Siglen nicht beachtet, notwendig zur Erkenntnis kommen müssen, dafs r = rel. cod. bedeutet und zwar bald gute bald minderwertige Handschriften. Er wird also von einem Mifsgeschick verschont bleiben, wie es Gottlieb hatte, als er in den „Wiener Studien“ 1890 S. 146 ff. Pliniusexcerpte veröffentlichte und, indem er Detlefsens krit. Apparat zur Vergleichung heranzog, das Urteil abgab[1]), dafs die Handschrift, aus der jene Excerpte entnommen seien, „einer sehr geringwertigen Gruppe r angehörte“. In dieser „sehr geringwertigen Gruppe r“ befinden sich — sämtliche Handschriften, natürlich abwechslungsweise, auch R^2 F^2.

Eine weitere Neuerung besteht darin, dafs Mayhoff die Parallelstellen und Fundorte, soweit sie zu eruieren waren, zitierte. Nach dieser Richtung hin war zwar in einigen früheren Ausgaben, wie in denen von Dalechamp und Hardouin, einiges geschehen, aber nirgends war die Quellenangabe zum Prinzip gemacht und streng durchgeführt, wie beim Martianus Capella von Eyssenhardt oder beim Solinus von Th. Mommsen. Spezielle Abhandlungen über die Quellen liegen nur zu einigen Büchern der nat. hist. vor. Mayhoffs Mühewaltung ist also dankbarst zu begrüssen. Dieser Teil seiner kritischen Thätigkeit hat schon für sich allein den Wert einer selbständigen wissenschaftlichen Leistung oder vielmehr ebenso vieler wissenschaftlichen Leistungen, als der dritte Band Bücher der nat. hist. umfafst. Es ist nunmehr demjenigen, der sich mit Quellenstudien beschäftigt, das nötige Material an die Hand gegeben. Es wird aber der Dank, den man Mayhoff schuldet, um so gröfser sein, je sorgfältiger der Herausgeber zu Werke

[1]) Da jene Publikation meines Wissens nirgends Beachtung fand, so sei hier einiges über dieselbe mitgeteilt. Der cod. Vat. Reg. 123 enthält unter andern wörtliche Excerpte aus dem zweiten Buch der nat. hist. des Plinius, nämlich § 135—146, 224, 247 bis Schlufs des Buches und (nach § 136) — § 82. Die Sätze nämlich, welche Gottlieb nicht für plinianisch, sondern für „offenbare Interpolation“ hält, machen eben jenen § 82 aus. Für die Textkritik sind die Excerpte wertlos; darin hat Gottlieb Recht. Doch gehen sie auf eine sehr gute Handschrift zurück, wie die Übereinstimmung mit sehr guten Handschriften beweist; nur sind die Excerpte selbst oder schon ihre Originalkopie von einem Ignoranten geschrieben. Für die Geschichte des Fortlebens des Plinius bilden sie ein beachtenswertes Material. Gerade weil sie als eine Kopie einer Kopie sich darstellen, gehört das Originalwerk einer früheren Zeit (vielleicht schon dem 10. oder gar dem 9. Jahrhundert) an.

ging. In dieser Beziehung mufs jedoch Referent sich eines Urteils begeben, da er niemals sich eingehend mit Quellenkritik befafste; allem Anschein nach gibt aber Mayhoff, wie wenigstens einige Proben beweisen, mit Recht sich der Hoffnung hin, dafs wichtige Stellen ihm nicht entgangen sind. Unbedeutende Dinge (s. zu 16,4 Urlichs Chrestomathie, zu 16,62 Ilias 19,387 ff.) müssen bei dem gewaltigen Umfang des Arbeitsfeldes geradezu verschwinden.

Ein Wunsch aber sei, was die Citate betrifft, uns auszusprechen gestattet. Dieser Wunsch, dessen Erfüllung Mayhoff nicht schwer fällt, betrifft die Ausdehnung der Citate auf die Fragmente. Warum auch soll nur jenen Autoren die Ehre der Berücksichtigung zu teil werden, deren Schriften uns, in Bücher, Kapitel und Paragraphen eingeteilt, vorliegen? Warum sollen jene Werke von Schriftstellern minder beachtet werden, von welchen uns ein neidisches Schicksal nur kümmerliche Reste erhalten hat? Gesammelt sind die Fragmente grofsenteils; sollte sich aber herausstellen, dafs das eine und das andere noch nicht in der betreffenden Sammlung Aufnahme gefunden, so wäre es ja ein Verdienst, darauf aufmerksam gemacht zu haben. Was aber jene vereinzelten Fragmente betrifft, für welche eine Sammlung nicht existiert, so dürfte es sich gewifs empfehlen, dafs dieselben als solche auf irgend eine Weise erkennbar gemacht werden. Ich wünschte also, dafs z. B. 16,36 zu den Worten des Cornelius Nepos citiert werde: „cf. fr. ap. Halm Nr. 12 (p. 120)“, oder 19,12 zu den Worten des Mucian: „cf. fr. ap. L. Brunn de Muc. Nr. 11 (p. 21)“, und so zu den Worten des Nigidius Figulus das Buch von Swoboda, zu den Worten von Historikern die Fragmentsammlung von Peter, beziehungsweise Müller u. s. w.

Indem Mayhoff die Werke und Stellen nachsah, welche Plinius direkt oder indirekt benützte, oder welche mit Plinius übereinstimmen, sind ihm viele treffliche Emendationen gelungen. Ebenso befähigte ihn das eingehende Studium des Inhalts und des Sprachgebrauchs, sehr viele Korruptelen zu beseitigen. So hat er um die Verbesserung des Textes der nat. hist. sich grofse Verdienste erworben. In der Vorrede erklärt er, dafs er an mehr als tausend Stellen Konjekturen gemacht habe. Unter dieser grofsen Zahl befinden sich — Referent bezieht sich hier zunächst auf die drei ersten Bücher des Bandes — allerdings auch viele, die unnötig erscheinen dürften. Im allgemeinen jedoch kommt man in diesen Partien des Plinius über eine gewisse Eklektik in der Kritik nicht hinaus; denn das kann man mit Fug und Recht sagen, dafs in denjenigen Partien, in welchen es keinen Moneus, keinen Bambergensis gibt, der Text ebenso mangelhaft ist (abgesehen von der Heilung der Schäden durch die Kritik), wie er vor der Auffindung des Moneus und des Bambergensis in den betreffenden Abschnitten war. Aber auch von jenen Konjekturen, welche eine allgemeine Billigung nicht finden werden, dürfte manche immerhin in irgend einer Beziehung Beachtung verdienen. So ändert Mayhoff z. B. 16,72 das Wort montuosus in montanus, indem er auf eine Reihe von Pliniusstellen hinweist, an denen der Begriff „im Ge-

birge vorkommend, in gebirgiger Gegend befindlich" mit montanus gegeben wird; diese Bedeutung müfste 16,72 auch das überlieferte montuosus haben. Eine Belegstelle für diese Bedeutung, die Georges nicht anführt, habe ich bei Plinius nicht finden können, aber Weyman machte mich auf Julius Valerius III, 60 (Kübler p. 168,19) aufmerksam, wo man Alexandria montuosa liest und wo montuosus nichts anderes als „im Gebirge gelegen" bedeuten kann. Also wird wohl 16,72 montuosus nicht zu ändern, jedenfalls aber die genannte Bedeutung ins Lexikon aufzunehmen sein.

Was endlich das handschriftliche Material anlangt, so liegt, da nun einmal eine vorzügliche Handschrift nicht mehr zu finden oder zu untersuchen ist, in der neuen Ausgabe das alte bereits von Detlefsen und seinen Vorgängern zur Stelle geschaffte Material vor; Mayhoff hat blofs zwei weitere Handschriften herangezogen, denen er selbst nur geringen Wert beimifst, ferner die Excerpte in den (von Breysig edierten) Germanicusscholien und die Excerpte, welche Rück herausgab. Bezüglich der Wertschätzung von cod. d nimmt er, meines Erachtens mit Recht, entschieden Stellung gegen Detlefsen. Was die Handschrift F betrifft, so stimmt er meiner Ansicht bei, dafs dieselbe nicht, wie Detlefsen behauptet, identisch ist mit cod. Chiffl. Dagegen ist seine Haltung in der Frage, ob F das Apographon von D + G + V (Detlefsens Behauptung) oder eine selbständige Handschrift aus gleicher Familie ist (meine Ansicht), nicht klar. Denn daraus, dafs er sagt (praef. IX): „(Detlefsenum) refellere conatus est Welzhofer", ist zu entnehmen, dafs er Detlefsen beipflichtet, ebenso daraus, dafs er die Handschrift nur so weit benützt, als sie Detlefsen kollationiert hat. Dem steht aber gegenüber, dafs er thatsächlich durchgängig F ebenso behandelt wie D + G + V. Da dies keineswegs zum Schaden der Textkritik geschehen ist, so dürfte der Wunsch gerechtfertigt sein, dafs der Herausgeber in den nächstfolgenden Büchern auch cod. F vergleichen möge.

Die Erklärung in den Teubnerschen Mitteilungen, dafs „die anderen Bände in möglichst kurzen Fristen nach einander erscheinen werden", ist freudig zu begrüfsen.

München. Karl Welzhofer.

Lateinisches Übungsbuch von Prof. H. Busch. 2. Teil. Für Quinta. 5., teilweise umgearbeitete Auflage von Dr. W. Fries, Direktor der Franckeschen Stiftungen in Halle a. S. Berlin, Weidmann. 1892. II u. 179 S.

Das Buch ist nach den neuen preufsischen Lehrplänen umgearbeitet: es beginnt nunmehr mit der Einübung der Deponentia und zwar sogleich mit Einschlufs der Unregelmäfsigkeiten der Deklinationen und Konjugationen. Im Übrigen ist der Stoff sowohl inhaltlich wie sprachlich möglichst vereinfacht worden.

Der Übungsstoff besteht hauptsächlich in einer ziemlich gleichen Anzahl von lateinischen und deutschen Einzelsätzen; die zusammen-

hängenden Stücke — lauter lateinische — nehmen nur 19 Seiten von den 104 Seiten ein, welche den Übersetzungsübungen dienen: dazu kommen nicht weniger als 70 Seiten Wörter-Verzeichnisse, 2 Seiten Phrasen und 2 Seiten Sprüche zum Memorieren.

Was den Inhalt des Übungsmaterials anlangt, so kann man ihn, — abgesehen etwa von den lateinischen zusammenhängenden Stücken — besonders anregend nicht nennen. Vielfach ist er, und dies namentlich in den ersten (neuen) Partien, sogar recht trivial: Sätze mit „ich, du, wir, ihr, Vater, Mutter, Eltern, Sohn, Bruder, Feldherr, Soldaten u. s. w." sollten doch allmählich aus den Übungsbüchern verschwinden. Auch ist nicht selten der Zusammenhang, die Beziehung schwer ersichtlich (vgl. 7b,9; 9b5; 10b,12). Häufig sind Latinismen, besonders in der Anwendung der Tempora und in der Wortstellung, aber auch sonst allenthalben im Ausdruck: vgl. 1b1; 4b6; 3b3 u. 11; 14b10; hierher gehören auch: 2b3 „in der am Granikus gelieferten Schlacht"; 2b7 „scheuet"; 2b2 „das Wahre" statt „die Wahrheit"; 8b6 „blühte"; 9b15 „dir" statt „für dich"; 10b1 „ist" statt „befindet sich"; ähnlich 14b12; 15b3 „er sah die Soldaten durstend." Besser als die deutschen Sätze sind die lateinischen, welche offenbar das nötige Korrektiv in sich selbst fanden. Auch ist zuzugeben, dafs sowohl das gebotene Latein wie das intendierte im ganzen tadellos ist. Der Aufbau ist im Sinne der preufsischen Instruktionen offenbar wohl überlegt; doch nimmt es wunder, dafs da und dort selbst von den schwierigsten Regeln der Satzlehre der freieste Gebrauch gemacht worden ist; dem Schüler dieser Stufe kann dies nicht nützen, sondern nur schaden, weil es ihn in Ermanglung einer gründlichen Einsicht in die betreffenden Bildungsgesetze verwirren mufs. Dieses Bedenken hat sich Ref. bereits in der Rezension der 3. Aufl. dieses Buches (Bd. XXVI d. Bl. S. 193) zu äufsern erlaubt.

Lateinisches Übungsbuch für die mittleren Klassen höherer Lehranstalten im Anschlufs an Stegmanns lateinische Schulgrammatik. Bearbeitet von Dr. Ferdinand Hoffmann, Oberlehrer am Realgymnasium in Gera, und Dr. Wilhelm Votsch, Oberlehrer am Realgymnasium in Magdeburg. II. Teil. Leipzig, Teubner 1892. S. IV, 210. Pr. ungeb. M. 1,60.

Ein treffliches Buch, mit aufsergewöhnlicher Sorgfalt und rühmlichstem pädagogischen Geschick bearbeitet! Die Verfasser gehören offenbar nicht zu denjenigen, welche nur äufseren Antrieben folgend an solche Arbeit gehen: sichtlich hat sie in erster Linie freudige Hingebung an die Sache der Erziehung und Unterweisung dazu bestimmt, das schwierige Werk zu unternehmen, und so mufste es gelingen. Zu besonderem Lobe ist es ihnen dabei anzurechnen, dafs sie nicht, wie gegenwärtig seitens sovieler Unberufenen geschieht, gewissen Modethorheiten ihr besseres Erkennen zum Opfer brachten. Beruhen ja doch diese Modethorheiten zumeist auf ungeschickter Überspannung

an sich richtiger Prinzipien (Konzentration, Induktion), die dann einer dem andern nachmacht, ihn womöglich zu überbieten versuchend. Demgegenüber sind die Grundsätze, welche die Verfasser bei der Bearbeitung dieses Buches in Anwendung gebracht haben, durchaus gesunde zu nennen.

In reichlicher Anzahl, um die erwünschte Abwechslung zu ermöglichen, werden durchgehends deutsche zusammenhängende Übungsstücke geboten und zwar zunächst zur Repetition der Kongruenz- und Kasuslehre (32 Nummern), sodann zur Einübung der nominalen Verbalformen (Inf., Partizip, Gerund., Supin.: 32 Nummern) und der Lehre von den Tempora und Modi einschliefslich der indirekten Rede: 82 Nummern. Daran schliefst sich ein Anhang von 25 Nummern, bestehend in „freien Aufgaben im Anschlufs an Cäsars b. G., zugleich als Einübung der wichtigsten grammatisch-stilistischen Bemerkungen, nach Stegmann § 257—269". Jedes dieser Stücke nimmt fast genau eine Seite des gewöhnlichen Übungsbuchformates ein.

Die Auswahl der Stoffe ist als eine sehr passende zu bezeichnen. Mit Recht haben die Verfasser sowohl die Klassenlektüre (Corn., Cäs.) ausgenützt, als auch die gesamte alte Geschichte in den Kreis der Bearbeitung gezogen. Wie sie beides thaten, das zeigt ihr feines Gefühl für die Bedürfnisse dieser Unterrichtsstufen. Da haben wir keine nackten oder breitspurigen Periphrasen der Klassikerstoffe, die in den Schülern das Interesse und die Freude an beidem, am Hinübersetzen wie am Klassiker selbst, ersticken müssen: sondern es ist jeweilig das Interessanteste und für den Schüler Verständliche zu einer völlig neuen, das Verständnis noch weiter fördernden Komposition verarbeitet; so des Cornelius Agesilaus, Timoleon, Epamin., Alcib., Chabrias; und ebenso das Wissenswerteste und geradezu Kanonische aus Cäsar und nur dieses, und all das ist in einer Weise gegeben, dafs es auch von denjenigen Schülern, die nicht gerade die betreffenden Bücher des Cäsar gelesen haben, unschwer bewältigt werden kann. Dazu kommen dann noch historische Stoffe, wie sie der Fassungskraft und dem Interesse der Schüler entsprechen. Diese letzteren Stoffe dienen geradezu zur Ergänzung und Vertiefung des Geschichtslehrbuches.

So verständig wie die stoffliche Auswahl, so sorgfältig ist auch die Form: hier finden sich keine Latinismen, Provinzialismen, Plattheiten: durchwegs ist der Ausdruck korrekt, edel, fliefsend, angemessen; das Latein, welches entsteht, ebenso.

Auch der Aufbau ist zu loben, liegt ja doch Stegmanns Lateinische Schulgrammatik zu grunde. Doch kann auch jede andere Grammatik benützt werden, zumal da die einzelnen Materien (Kongruenz, Lehre vom Accusativ u. s. w.) zusammenfassend, nicht nach einzelnen Paragraphen, behandelt werden: es ist dieser letztere Umstand einerseits eine conditio sine qua non, wenn blofs zusammenhängende Stücke, und nicht auch Einzelsätze, geliefert werden sollen, andrerseits unter Umständen ein Hemmschuh für den Lehrer: allein die Stufe, für die das Buch berechnet ist (Tertia), ermöglicht bereits eine solche Zusammenfassung. Als letzter Vorzug des Buches ist zu

erwähnen, dafs die einzelnen Stücke die grammatischen Regeln in reichlicher und mannigfacher Anwendung enthalten, ohne dafs jedoch irgendwie übertriebene Anforderungen gestellt würden. Alles in allem: den Verfassern ist zu dieser Leistung nur Glück zu wünschen.

Lateinische Lese- und Übungsbücher für Sexta bis Tertia im Anschlufs an die lateinische Schulgrammatik von Stegmann. Von Ph. Kautzmann, Prof. am Gymn. zu Mannheim, Dr. K. Pfaff und T. Schmidt, Professoren am Gymn. zu Heidelberg. Zweiter Teil: für Quinta. Leipzig, Teubner, 1892. S. IV 148. Preis geb. 1 M. 60 Pf.

Diese Übungsbücher sind augenscheinlich in erster Linie für die badischen Gymnasien berechnet; denn badische Schulmänner sind die Verfasser und die Stegmannsche Grammatik ist in Baden vorzugsweise (oder ausschliefslich?) im Gebrauch. Wenn jedoch die übrigen Übungsbücher des obengenannten „Dreibundes" ebenso ausfallen, wie das vorliegende, so ist ihnen eine über die badischen Grenzpfähle hinausgehende Verbreitung und zwar mindestens an solchen Gymnasien, an welchen Stegmann eingeführt ist und der preufsische Lehrplan gilt, mit ziemlicher Sicherheit in Aussicht zu stellen. Denn dieses Buch ist in seiner Art musterhaft zu nennen.

Es ist, wie gesagt, nach dem preufsischen Lehrplan bearbeitet. Derselbe verlangt für die erste Klasse (Sexta) die gesamte „Formenlehre mit strengster Beschränkung auf das Regelmäfsige und mit Ausschlufs der Deponentia." „Das Lese- und Übungsbuch," heifst es ferner, „nimmt seinen Stoff vorzugsweise aus der alten Sage und Geschichte, um damit inhaltlich und sprachlich eine Vorstufe für den Schriftsteller zu bilden. Es bietet möglichst viel zusammenhängenden Inhalt und zwar zunächst und überwiegend lateinische Lesestücke, dann diesen entsprechende deutsche. Sämtliche Abschnitte werden in der Schule, anfangs unter Anleitung und Hilfe des Lehrers, allmählich immer selbstthätiger übersetzt und dann zum Nachübersetzen aufgegeben. Übungen im Konstruieren und Rückübersetzen. An den lateinischen und deutschen Abschnitten finden regelmäfsige mündliche und schriftliche Übungen in der Klasse statt. Induktiv werden aus dem Lehrstoff abgeleitet einige elementare syntaktische Regeln, z. B. über Orts- und Zeitbestimmungen, den abl. instr. und die gebräuchlichsten Konjunktionen cum, quamquam, ut, ne, und einige Vorschriften über Wortstellung." Die zweite Klasse (Quinta) hat sodann folgende Lehraufgaben: „Wiederholung der regelmässigen Formenlehre, die Deponentia, die unregelmässige Formenlehre mit Beschränkung auf das Notwendige. Gebrauch des Lese- und Übungsbuchs wie in Sexta. Nach Bedürfnis werden aus dem Lesestoff einige syntaktische Regeln, z. B. über acc. c. inf., partic. coniunctum, abl. absol., Konstruktion der Städtenamen, und einige notwendige stilistische Anweisungen abgeleitet."

Die Verfasser haben ohne Zweifel die eigenartige Aufgabe, die ihnen hiernach gestellt war, mit dem besten Erfolge gelöst. Der gebotene Stoff ist ein beschränkter (95 S.), da offenbar die einzelnen Stücke, nach der Intention der Schulordnung, das Operationsfeld weitgehender Übungen im Dekl., Konjugieren, Konstruieren etc. sein sollen. Die Stücke, zumeist zusammenhängend und im Gebiete der Sage, der Biographie hervorragender Persönlichkeiten des Altertums, der alten Geschichte und naheliegender Vorgänge des Lebens sich bewegend, sind zum gröfseren Teile lateinisch abgefafst (52 S.); die deutschen sind sodann gröfstenteils Reproduktionen der lateinischen Stoffe. Trotzdem kann man nicht sagen, dafs sie ermüdend wirken, wie denn sämtliche Stoffe, aufser XXI, geschickt ausgewählt sind.

Der deutsche und lateinische Ausdruck ist gleich sorgfältig; aufgefallen ist nur suppl. sumere a statt de, ex (7), im Wörterverzeichnis steht übrigens de; statim statt brevi (6); corda statt animi (9). — Entschieden nicht gering ist das Mafs der Anforderungen; man sieht schon an den ersten Stücken, dafs in der 1. Klasse — dem preufs. Lehrplan gemäfs — sowohl vom Lehrer als von den Schülern viel verlangt wird. Dazu kommen nun — und darin haben die Verfasser vielleicht des Guten etwas zu viel gethan — in der zweiten Klasse neben den (unerläfslichen) Unregelmäfsigkeiten in Dekl. und Konjugation ziemlich viele Antizipationen aus der Kasuslehre, Tempuslehre (z. B. Konjunktiv in Relativsätzen!), ja sogar Moduslehre (117: quanto melius fuit.). — Das Wörterverzeichnis dürfte besser alphabetisch geordnet werden; oder sollen die Schüler alle diese Wörter und Konstruktionen auswendig lernen und stets parat halten? Die fett gedruckten Sachen könnten immerhin bleiben, wie sie sind. —

Im ganzen genommen wird es viel auf den Lehrer ankommen, ob das Nötige in die Schüler hineingearbeitet wird; sicher bleibt ihm mehr Arbeit übrig als bisher. Aber ebenso unzweifelhaft, wie dies im Sinne der neuen Schulordnung liegt, ist es auch, dafs ein im Sinne dieser Schulordnung hergestelltes Übungsbuch im ganzen und grofsen nicht anders aussehen darf, wie das vorliegende, das ich sonach als wohlgelungen bezeichnen zu müssen glaube.

München. Dr. Gebhard.

Präparation zu Homers Odyssee. Heft I und II der Präparationen für die Schullektüre griechischer und lateinischer Klassiker, herausgegeben von Krafft und Ranke. Hannover 1890. Norddeutsche Verlagsanstalt O. Goedel. Preis des Heftes 0,50 M.

Das I. Heft dieser Sammlung, welche bis jetzt Homer, Xenophon, Cäsar und Ovid umfafst, behandelt Odyss. I 1—95 und V 1—493; das II., die Fortsetzung des I., Od. VI 1—331, VII 1—347, VIII 1—265, 370—586. Beide Hefte sind bearbeitet von Gymnasiallehrer J. A. Ranke in Goslar. Die Präparationen sollen Anfängern in der Lektüre der betreffenden Autoren ohne Überbürdung der Arbeitskraft

eine gründliche, einheitliche Vorbereitung ermöglichen und für die häusliche Wiederholung eine sichere Grundlage bilden; der Gebrauch eines Wörterbuches sowie die schriftliche Präparation sollen durch dieselben entbehrlich gemacht werden. — Gewifs ist es, dafs es dem Anfänger viele Zeit und Mühe kostet, sich in einen Schriftsteller einigermafsen einzulesen. Ob aber diese Schwierigkeiten bei Autoren wie Xenophon oder gar Cäsar so grofs sind, dafs man zu aufserordentlichen Hilfsmitteln greifen mufs, darf mit Fug bezweifelt werden. Etwas anders steht die Sache allerdings bei Homer; obwohl immer und immer wieder zu betonen ist, dafs eine sorgfältige Unterweisung seitens des Lehrers dem normalen Schüler, wenn er auch nur auf seinen Text und das Wörterbuch angewiesen ist, verhältnismäfsig bald in den Stand setzt, sich genügend vorzubereiten.

Was die vorliegenden Proben einer Präparation zur Odyssee betrifft, so bildet die Grundlage derselben der Standpunkt, welcher bei dem Durchschnitt der Schüler auf der Stufe vorausgesetzt werden mufs, auf der die Homerlektüre beginnt. Alles was der Schüler nicht wissen kann, wie z. B. neue Wörter, wird angegeben; auf blofse Winke beschränkt sich der Verf. da, wo die Lernenden das Richtige durch entsprechende Verwertung ihres sprachlichen Wissens selbst zu finden vermögen. Alle sachlichen sowie die den Zusammenhang betreffenden Erörterungen werden dem mündlichen Unterricht überlassen. Das etymologische Element ist bei den Worterklärungen sehr ausgiebig berücksichtigt. In einer besonderen Rubrik unter dem Texte des Wörterverzeichnisses finden sich knapp gefafste Bemerkungen über die homerische Formenlehre im Anschlufs an die gerade vorkommenden Wortformen.

Dem gleichen Zwecke wie Rankes Präparation dient

Wörterverzeichnis zu Homers Odyssee, Buch I 1—324. Zur Einführung in die Homerlektüre zusammengestellt von A. Sickinger, Professor am Gymnasium in Bruchsal. Karlsruhe 1892. Druck und Verlag der G. Braunschen Hofbuchhandlung.

Das zwei Bogen starke Heftchen gibt für die ersten 324 Verse des I. Buches der Od. die Ableitung und Bedeutung der Vokabeln an, vereinigt aber damit durch fortlaufend eingestreute Bemerkungen das Wichtigste aus der Grammatik der homerischen Sprache. So beginnt das Verzeichnis der Wörter mit der Erklärung von *ἔννεπε, πολύτροπος, μάλα πολλὰ* (V. 1); darauf folgt (V. 2) *πλάγχθη*. Diese Form gibt Anlafs zur Bemerkung 1: Bei Homer kann das Augment stehen oder fehlen. Hierauf wird mit der Angabe der Vokabeln fortgefahren, bis das Wort **νόον** (V. 3) die 2. Bemerkung veranlafst: Die Kontraktion unterbleibt bei Homer häufig. Solcher einfacher Regeln enthält das Heft fünfundzwanzig; sie sind durch den Druck augenfällig vom Wörterverzeichnis unterschieden. — Metrische Winke sucht man sowohl bei Ranke als bei Sickinger vergebens (bei letzterem liest man nur zu *πετάσσας* (V. 130) die Bemerkung (23): Nach kurzem Vokal stehen aus metrischen Gründen oft doppelte Konsonanten etc.). —

Ungleich gröfseren Wert als die beiden besprochenen Schriften hat die

Anleitung zur Vorbereitung auf Homers Odyssee von C. Hentze. I. Bändchen: Gesang I—VI. II. Bdchn.: Ges. VII —XII[1]) (Heft V 1 u. 2 der Schülerkommentare zu griechischen und lateinischen Klassikern). Leipzig 1891. B. G. Teubner.

Dem Werkchen liegt der pädagogisch richtige Gedanke zu Grunde, dafs der Schüler sich beim Unterrichte selbst nur einer Textausgabe bedienen, den Kommentar blofs zur häuslichen Vorbereitung benützen solle. Es hat also den Zweck, die Eigentümlichkeiten der homerischen Formenlehre und Syntax klar zu machen, überhaupt die häusliche Vorbereitung soweit zu erleichtern, dafs die Schüler im stande sind, Sinn und nächsten Zusammenhang zu verstehen und eine richtige Übersetzung zu geben. Die Anordnung des Stoffes in Form eines Kommentars, nicht in der einer förmlichen Präparation sichert dem Büchlein schon einen äufseren Vorzug vor den obengenannten Hilfsmitteln, mit dem sich aber auch die inneren Vorzüge einer sorgfältigen Auswahl des Mitzuteilenden und der Behandlung der ganzen Odyssee verbinden. Der Kommentar ist so eingerichtet, dafs für das 1. Buch die Wort- und Satzformen in umfassender Ausführlichkeit erläutert werden, während bei den folgenden Rhapsodien die Kenntnis der gewöhnlichen Erscheinungen aus Formenlehre und Syntax vorausgesetzt ist. Mit Rücksicht darauf jedoch, dafs an manchen Gymnasien die Lektüre der Odyssee nicht mit B. 1, sondern mit B. 9 begonnen wird, ist auch das letztere in der Weise wie α unter dem Gesichtspunkte der ersten Einführung in Homer bearbeitet.

Bei dieser Gelegenheit mufs die Frage aufgeworfen werden: Wie stellt sich der Lehrer in Bayern zu derartigen Schulschriften angesichts der Bestimmung (§ 11 Abs. 3) der Disziplinarordnung für die königl. Studienanstalten, welche den Gebrauch von gedruckten Präparationen untersagt? Die Antwort wird einfach dahin lauten müssen, dafs, solange jenes Verbot besteht und nicht etwa zu gunsten der Anfänger modifiziert wird, Hülfsmittel wie die an erster und zweiter Stelle besprochenen für bayerische Gymnasien schlechterdings unbrauchbar sind. Dagegen wird nichts Bedenkliches darin gefunden werden können, wenn der Lehrer den Schülern, welche beim Unterrichte nichts als den blofsen Text in Händen haben dürfen, ein Werkchen, wie es Hentzes „Anleitung“ ist, zur Benutzung bei der häuslichen Vorbereitung empfiehlt. —

An die genannten schliefsen wir hier noch ein Werk an, das allerdings weniger für Schüler als vielmehr für Lehrer, für diese aber in hervorragender Weise nützlich erscheint:

Homeri Odyssea. In usum scholarum ed. et commentario instruxit J. La Roche. P. I: Odyss. I—XII. P. II: Od. XIII—XXIV.

[1]) Vor ganz kurzer Zeit ist das 3. Bändchen: Gesang XIII—XVIII erschienen.

Wien und Prag, Tempsky; Leipzig, Freytag. 1892. Preis jedes Teiles 1,00 M. Hiezu:

Kommentar zu Homers Odyssee von J. La Roche. Wien und Prag, Tempsky; Leipzig, Freytag. 1. Heft: Ges. I—VI. 1891. 1,00 M. 2. Heft: Ges. VII—XII 1892. 0,70 M. 3. Heft: Ges. XIII —XVIII 1892. 0,50 M. 4. Heft: Ges. IX—XXIV. 1892. 0,60 M.

Die Textausgabe der Odyssee von La Roche bedarf keiner besonderen Empfehlung. Von einem so bewährten verdienten Forscher, wie es der Verf. ist, läfst sich nur eine gediegene Leistung erwarten. L. R. folgt in der Gestaltung des Textes, soweit es nur möglich ist, der Überlieferung der guten Quellen. Die wenigen Abweichungen von derselben finden sich in der dem 1. Hefte des Kommentars vorausgeschickten Vorrede zusammengestellt. Die äufsere Ausstattung der Ausgabe ist vorzüglich.

Der Kommentar empfiehlt sich vor allem durch die vielen sehr gelungenen Übersetzungen, die sich dem Verf., wie wir ihm gerne glauben, oft erst nach langer Überlegung und Prüfung ergaben. In Hinsicht auf grammatische und sachliche Erklärung ist dem Lehrer genügender Stoff übrig gelassen. Die zahlreich angeführten Parallel- und Belegstellen hat der Verf. wohl zunächst für den Lehrer bestimmt, für den sie ebenso wie die eingestreuten kritischen Bemerkungen eine schätzenswerte Zugabe bilden. Warum sollte übrigens nicht auch der eine oder der andere fortgeschrittene, eifrige Schüler diesem Bestandteile des Kommentars sein Augenmerk schenken? Besonders dankbar sind wir dem Verf. für den dem 1. Hefte beigegebenen Anhang, der reich an feinen Beobachtungen gute Beiträge zum Verständnis der homerischen Sprache bringt. Ein Wort- und Sachregister sowie ein Verzeichnis der im Anhange behandelten oder erwähnten Stellen, die dem 4. Hefte beigedruckt sind, erleichtern den Gebrauch des Werkes wesentlich. —

Im einzelnen allerdings kann man nicht alle Aufstellungen, die der Verf. im Kommentar gibt, billigen. So heifst es dem Sinne und der Sprache Gewalt anthun, wenn zu α 19 gesagt wird, der Nachsatz beginne mit θεοὶ δέ. — α 61 möchte Ref. χαρίζετο ἱερὰ ῥέζων nicht mit dem Verf. (Anhang 11) übersetzen: „willfahrte durch Opfergaben“; das Richtige steht schon bei Pape, gr. — d. Wb. unter χαρίζομαι. — α 351 ist unter Αἰγύπτῳ nicht der Flufs, sondern das Land zu verstehen. — δ 612 ist die Übersetzung der Worte ταῦτα μεταστήσω „will dir darin nachgeben“, gewifs unrichtig. — δ 686 möchte Ref. nicht als eine leidenschaftliche Anrede der abwesenden Freier erklären, wie ausser L. R. auch Hentze thut. Natürlicher scheint die Annahme, dafs Penelope in ihrer Aufregung den vor ihr stehenden Medon unter die Freier rechnet, wie Ameis erklärte. — ι 445 mufs die Bemerkung zu πυκινὰ φρονέοντι als sehr gesucht bezeichnet werden.

Der Druck des Kommentars ist korrekt. Aufgefallen ist dem Ref. die Bemerkung zu δ 95: „das Haus ward nur zerrüttet“; es soll statt nur offenbar mir heissen. — Im Lemma zu δ 366 steht

ὀρίνα für ὄρινα. — Zu ι 88—90 heifst es πεύθεσθαι ἰόντας für ἰόντες; ebenda σῖτον ἔδοντας. d. h. ζῶντας für ἔδοντες bezw. ζῶντες.

München. M. Seibel.

Susemihl, Geschichte der griechischen Literatur in der Alexandrinerzeit. I. Band, Leipzig 1891. 8°. XVI, 907 S. II. Band, 1892. XVI, 771 S.

Wenn die Aufgabe eines Rezensenten wesentlich darin bestände, die Aufmerksamkeit der Fachgenossen auf wichtige Erscheinungen der Literatur hinzulenken, so käme diese Anzeige entschieden zu spät. Das vorstehende Werk ist in seinem ersten Teile bereits 1891 erschienen und wird bereits vielfach in Abhandlungen und Zeitschriften berücksichtigt und zitiert; es hat sich schon einen festen Platz in den Bibliotheken der Philologen und Literaturfreunde erobert und bedarf dazu nicht mehr einer verspäteten Anzeige. Aber da eine Rezension doch auch noch andere Aufgaben zu erfüllen hat, so wird auch jetzt noch eine Besprechung des wichtigen Buches nicht ungelegen sein.

Die griechische Literaturgeschichte, weit und inhaltsreich wie kaum eine andere, hatte das Unglück, dafs die bedeutendsten Unternehmungen, wie die von Bernhardy, Ottfr. Müller, Bergk, mitten im Werke stecken blieben und so entweder nicht über die attische Zeit hinauskamen oder die Prosa ganz bei Seite liefsen. Da überdies bei der Massenhaftigkeit des Stoffes und der emsigen Detailarbeit der Philologen eine Beherrschung des gesamten Materials nicht leicht möglich schien, so verbreitete sich in Gelehrtenkreisen seit Jahrzehnten immer mehr die Anschauung, es sei geratener erst in Sonderuntersuchungen einzelne Gebiete der griechischen Literatur zu bearbeiten, und auf sie basierend dann erst später eine Gesamtdarstellung zu versuchen. Aus diesem Bestreben sind bereits vorzügliche Arbeiten hervorgegangen, unter denen Welckers Griechische Tragödien, Zellers Philosophie der Griechen, Blafs' Attische Beredsamkeit, Volkmanns Leben und Schriften Plutarchs, Rohdes Griechischer Roman zu nennen und zu rühmen genügen möge. Zu den pia desideria in dieser Richtung gehörte insbesondere auch eine Geschichte der alexandrinischen Literatur. Das im übrigen sehr schätzenswerte Buch des französischen Gelehrten Couat, La poésie Alexandrine sous les trois premiers Ptolemées, 1882, erfüllte nur einen kleinen Teil dieses Wunsches. Vollständig ist jetzt der Wunsch erfüllt durch das grofs angelegte, sorgfältig durchgeführte Unternehmen von Franz Susemihl. Sein Name steht allein auf dem Titel, und das Ganze wird auch wesentlich seinem Geiste und seinem Fleifse verdankt. Einige Kapitel sind von seinen Freunden und Schülern bearbeitet, so das über die Medizin von Wellmann, das über die Landwirtschaft von Oder, das über die Anekdotensammler von A. Brunk; auch andere Gelehrte haben wertvolle Beiträge geliefert, so insbesondere Knaack, Schürer, Br. Keil; ihr geistiges Eigentumsrecht an den betreffenden Stellen ist gewissenhaft gebucht;

aber ihre Beiträge treten doch weit zurück gegen das, was Susemihl selbst gearbeitet und erarbeitet hat.

Warum ward eine Spezialgeschichte der alexandrischen Literatur so sehr ersehnt und warum liefs dieselbe trotzdem so lange auf sich warten? Das läfst sich leicht beantworten. Es gab keine Zeit, in der die Gelehrten der verschiedensten Art, die Grammatiker, Historiker, Geographen, Mathematiker, Astronomen, so fleifsig ans Werk gingen und mit Fleifs und Scharfsinn so Glänzendes leisteten als die alexandrinische; aber die Schriftsteller dieser Zeit waren wesentlich Detailarbeiter, ihre Arbeiten wurden erst später in der römischen Zeit in die systematisch angelegten Handbücher und die grofsen Sammelwerke aufgenommen. Die letzteren sind uns allein, wenn auch nur zum Teil erhalten; um sie zu würdigen und zu verstehen, werden wir immer und immer wieder auf die Quellen der alexandrinischen Zeit verwiesen. Das hatte man schon früher geahnt und ausgesprochen, ist aber erst in unserer Zeit durch Arbeiten, wie die von Lehrs, de Aristarchi studiis Homericis, allen zum klaren Bewufstsein gekommen. Eben deshalb wurde aber auch das Verlangen immer lebhafter, über die Thätigkeit dieser Alexandriner näher und im Zusammenhang unterrichtet zu werden. Auf der anderen Seite übte die Literatur der Alexandriner geringe Anziehungskraft. Was bedeutet auch eine Literaturepoche, aus der uns fast nichts vollständig erhalten ist? in der ein wüstes Trümmerfeld zu durchwandern ist, aus dem nur hie und da eine aufrecht stehende Säule emporragt. Da lassen sich Werke wie Ribbecks Geschichte der römischen Dichtung, oder Gervinus Poetische Nationalliteratur der Deutschen nicht schreiben. Da heifst es Entsagung üben und dem, was man mit dem verrufenen Namen Alexandrinertum bezeichnet, selbst sich anbequemen. Man mufs es Susemihl dank wissen, dafs er sich durch die Öde der Aufgabe nicht abschrecken liefs, dafs er nicht ermüdete, Seiten hindurch blofse Namen, mit dürrem Notizenkram notdürftig ausstaffiert, geduldig zu verzeichnen; aber nicht alle Leute haben die gleiche Geduld und das gleiche Interesse für nackte Gelehrsamkeit, und der Verfasser darf sich nicht wundern, wenn der Leser nur mit Mühe sich durch die zwei dicken Bände und die den Text vollständig überwuchernden Anmerkungen durchwindet, wenn viele das Buch als Buch ungeniefsbar finden und es nur als brauchbares Hilfsmittel zum Nachschlagen gelten lassen wollen, wenn Literaturfreunde das an ihm vermissen, was sie als Hauptaufgabe einer Literaturgeschichte betrachten, dafs sie in die Literatur einführe und den Leser zum Lesen der literarischen Werke selbst erwärme. Ich bin nicht so unbillig diese Mängel einzig dem Autor zur Last zu legen: sie liegen wesentlich in dem Stoffe selbst, in dem fragmentarischen Zustand des gröfsten Teiles der alexandrinischen Literatur, und unmittelbar daneben liegt der Hauptvorzug des Buches, die erschöpfende, selten versagende Gelehrsamkeit und die sorgfältige Genauigkeit im Druck und in den Zitaten[1]). Aber ich darf doch als Rezensent auch nicht ver-

[1]) In den zwei starken Bänden und bei dem vielen Petitdruck habe ich doch nur ganz wenige Druckfehler gefunden. Ein störender Irrtum ist II 23

schweigen, dafs ein Teil der Schuld an dem Autor liegt, dafs derselbe, ohne der Gelehrsamkeit und der Akribie etwas zu vergeben, das Buch anziehender, übersichtlicher, überhaupt lesbarer hätte gestalten können.

Das soll nicht ausgesprochen sein ohne Begründung. Es ist wahr, ein Trümmerfeld gibt nicht leicht Anlafs zu warmer Empfindung; aber wir haben doch aus der Alexandrinerzeit auch einige wohl erhaltene Juwele der Dichtkunst, wie aufser den Mimiamben des Herondas, die nur nachträglich noch berücksichtigt werden konnten, die Idyllen des Theokrit und die geistreichen Distichen der Epigrammatiker; wir begegnen sodann unter den Staatsmännern, Geschichtsschreibern, Philosophen unserer Epoche, vielen wirklich bedeutenden Männern, die trotz der Geringfügigkeit der von ihnen erhaltenen Schriften ein reiches Bild ihrer Persönlichkeit hinterlassen haben. Aber Susemihl geht fast an ihnen allen mit kalter, trockner Gelehrsamkeit vorüber, ohne eine feinfühlige, ästhetische Analyse zu versuchen oder zur lebensvollen Zeichnung ihres Charakters aufzusteigen. Am besten kommen noch die Philosophen weg, für die der Verfasser sichtlich ein höheres Interesse hat, das sich aus seinen früheren Studien leicht erklärt und auch in der Widmung des Buches an Zeller ausgesprochen ist.

Gelegenheit zu weiter ausgreifender, über den massenhaften Kleinkram sich erhebenden Darstellung hätte dem Verfasser die Charakteristik der Alexandrinerzeit und der einzelnen Phasen der Periode geboten. Susemihl hat zwar seine Studien nicht auf die sprachlichen Denkmale beschränkt; schon die häufigen Zitate von historischen und archäologischen Werken zeigen, dafs er sich auch in die politische Geschichte des Zeitraums vertieft und von den kulturellen Verhältnissen sowie von den Inschriften und Kunstwerken der Zeit Kenntnis genommen hat. Aber seine Charakteristik der Periode im ersten Kapitel ist äufserst dürftig und mager ausgefallen. Sodann hat er wohl bei mehreren Fächern, wie bei der Philosophie, Geschichte, Grammatik, Medizin thatsächlich zwei Abschnitte angenommen und die Erscheinungen auf diesen Gebieten an zwei verschiedenen Orten behandelt, aber dafs und warum mehrere Abschnitte in der alexandrinischen Periode anzunehmen seien, darüber findet man ebenso wenig eine Auseinandersetzung wie über die Merkmale, welche die frühere alexandrinische Zeit von der späteren unterscheiden. Da hat es unser Krumbacher anders verstanden, wiewohl er es doch auch mit einer sterilen Literatur zu thun hatte, durch geistvolle Einleitungen, geschickte Gruppierungen und Hereinziehung kultureller Momente den spröden Stoff zu beleben.

Das führte mich auf einen anderen Punkt, zur Anlage und Dis-

untergelaufen, wo es von Apollodoros heifst: ‚Schüler des Stoikers Seleukos von Seleukeia‘ statt ‚Schüler der Stoiker Diogenes und Panaitios‘; der Irrtum ist in der Hauptsache korrigiert in den Addendis II 685. Aufserdem notiere ich I 146: 236/4 statt 226/4; I 164 An. 849 b: C. 19 statt C. 17; I 546 An. 140: Euseb. P. E. X 2 statt X 3; II 383 Ann. 182d: *τῶν Ῥωμαίων πολεμησάντων* statt *Ῥωμαίοις*; II 466 An. 49: coincidendisque statt concidendisque: II 741 im Index unter Hermippos: 429 statt 492.

position des Werkes. Susemihl hat sein Werk in 38 Kapitel geteilt; gröfsere Abschnitte, Bücher, wie man ehemals sagte, hat er nicht angenommen, wenigstens nicht äufserlich angedeutet: das läfst von vornherein keine grofse Durchsichtigkeit und Planmäfsigkeit der Anlage erwarten; aber schlimmer stellt sich die Sache noch, wenn man ins Einzelne geht. Da findet sich das Epigramm losgerissen von seiner Mutter, der Elegie, und so weit losgerissen, dafs Lyrik und Epigramm in Kap. 36, schier am Schlusse des zweiten Bandes, die Elegie im ersten Band in Kap. 4 behandelt wird: da findet sich gleich im Anfang die Poesie der Alexandrinerzeit (Kapp. 3—10) und zwar in der planlosen Folge, Elegie, Idyll, Hilarotragödie, Komödie, Tragödie, Lehrgedicht, mitten zwischen die Prosa gesetzt, und von ihr wieder weit weg die theogonische Poesie und das eigentliche Epos (Kap. 14) verschlagen; da finden sich Riesenkapitel, in die alles mögliche zusammengepackt ist, wie das 25. mit dem Titel ‚Schriften über Landwirtschaft und Verwandtes, Tier- und Steinkunde, Traumbücher, gastronomische Schriften, Beschreibung eines Schiffes‘, und daneben ganz winzige Kapitel, wie das 18. über die Anekdotensammler, die doch viel weniger verdienten von ihren Zwillingsbrüdern, den Verfassern von Wunderbüchern und den Periegeten, getrennt zu werden. Welches Prinzip aber überhaupt der Einteilung des Stoffes in 38 Kapitel zugrunde liegt, ist mir vollständig unklar geblieben. Das eidologische oder die Behandlung nach Literaturgattungen gewifs nicht, wie schon aus dem oben Bemerkten hervorgeht; aber auf der anderen Seite findet sich auch die Chronologie so oft gestört, dafs auch sie nicht als leitender Gesichtspunkt gedient haben kann. Und wo bleibt die Konsequenz, wenn die Grammatik und Medizin in zwei zeitlich geschiedene Abschnitte geteilt werden, die Mathematik und Geographie aber nicht? Und wie klappt es zusammen, dafs die Alexandrinerin Hestiaea erst II 148 behandelt wird, während Demetrios von Skepsis, welcher sich auf die Untersuchungen jener Gelehrten stützte, schon I 681 seine Behandlung gefunden hat? Von einem lucidus ordo oder einer Beherrschung des Stoffes wird man da kaum reden können.

Aber auch innerhalb der einzelnen Kapitel vermissen wir vielfach die leicht orientierende, übersichtliche Anordnung, an die wir auf dem Gebiete unserer Disziplin namentlich durch die Werke von Teuffel-Schwabe und Schanz gewöhnt sind. So werden bei Polybius die Handschriften und Ausgaben statt am Schlusse des Abschnittes, mitten drin (II 120 f.) abgehandelt, und wird überhaupt die Besprechung des Biographischen, des sachlichen Inhaltes und der sprachlichen Form nicht säuberlich von einander geschieden. Zwei Dinge aber sind es insbesondere, die in dieser Beziehung Anstofs erregen. Zur leichteren Orientierung dienen, wie jedermann aus Erfahrung weifs, insbesondere die Absätze; Susemihl macht von diesem Hilfsmittel innerhalb der denselben Autor behandelnden Abschnitte so wenig Gebrauch, dafs es z. B. bei Polybius schier 50 Seiten (II 80–128) in einem Zug ohne jeden Absatz fortgeht. Das ist doppelt auffällig gerade bei Susemihl, der sich bekanntlich in seinen Ausgaben aristotelischer Schriften nicht

genug thun kann in der Zerteilung des Textes in Kapitel und Paragraphen. Oder sollen wir Philologen den Vorwurf auf uns laden, dafs wir für Übersichtlichkeit nur in den Ausgaben fremder Werke sorgen, uns um dieselbe aber in den eigenen Büchern nicht kümmern? Ein anderer Punkt betrifft die Scheidung in Text und Anmerkung. Grofse Stilisten, wie unter unseren Philologen Ottfr. Müller, verschmähten bekanntlich ganz die Anmerkungen, und trotz des Lobes, das jüngst Mich. Bernays den Noten gesungen hat, hatte jenes Verfahren jedenfalls das Gute, dafs der Verfasser schon durch die äufsere Form gezwungen ward, Fremdartiges, für das die Noten einen so bequemen Unterschlupf bieten, von seiner Darstellung fern zu halten. Susemihl macht von den Anmerkungen einen ganz extravaganten Gebrauch, so dafs wir bei ihm ähnlich wie in den verrufenen Ausgaben des Livius von Drakenborch oder des Thukydides von Poppo oft mehrere Seiten hintereinander im Text nur 2—3 Zeilen zu lesen bekommen und den ganzen übrigen Raum durch den Petitdruck der Noten ausgefüllt sehen. Dadurch sind teils sehr viele Allotria in das Buch gekommen, teils haben sich wissenswerteste Bemerkungen in die Noten verloren. Das Beste dabei ist der ganz vorzügliche Index, mit dessen Hilfe man das Zusammengehörige leicht finden und sich selbst zusammenstellen kann.

Konnte das Buch nicht kleiner sein? Auch diese Frage mufs ich aufwerfen, da es doch, Gott seis gedankt, auch in unserer dickleibigen Zeit immer noch Leute gibt, die sich zu dem Kallimachischen *μέγα βιβλίον μέγα κακόν* bekennen. Die Frage ist, wenn man den Standpunkt des Verfassers, ein vollständiges Verzeichnis der schreibseligen Leute der Alexandrinerzeit geben zu wollen, teilt, nicht so einfach zu beantworten. Unnütze Phrasen enthält das Buch nicht, es finden sich in ihm auch keine auffälligen Wiederholungen, selbst weitschweifig ist es nicht, weder in den Charakteristiken noch in der Behandlung der Kontroversen, und doch hätte dasselbe, unbeschadet seines Wertes, von seinen 1700 Seiten leicht auf die Hälfte reduziert werden können. Das Buch enthält ein ganzes Kapitel (31) über Rhythmik und Metrik; nun ist uns aber bekanntlich gar keine metrische Schrift aus der Alexandrinerzeit erhalten, und läfst sich das, was uns authentisch über die Kolometrie und Metrik der alexandrinischen Grammatiker überliefert ist, schier in 10 Zeilen wiedergeben. Freilich gehen die Elemente der metrischen Schriften der späteren Zeit auf die Studien der Alexandriner zurück und rühren die Namen der einzelnen Metra sowie die verkehrte Versteilung der Lyriker von Aristophanes und seinen Genossen her; aber was bedarf es deshalb gleich eines ganzen Kapitels, zumal eines Kapitels mit so ödem Inhalt und so zweifelhaften Theorien? Es ist ferner richtig, dafs zumeist in der alexandrinischen Zeit die Werke des Aristoteles durch Zusätze erweitert und den grofsen Rednern, Philosophen und Staatsmännern unechte Schriften und Briefe untergeschoben wurden; aber diese Interpolationen und Fälschungen werden doch besser bei jenen Autoren im Zusammenhang mit den echten Werken besprochen, hier genügte ein kurzer Hinweis auf jene

Fälscherfabrik und konnte um so eher genügen, als der Verfasser selbst wiederholt, namentlich bei den Briefen eingestehen mufs, es sei nicht ausgemacht, wann dieselben, ob schon in unserer Zeit oder erst nach Christi Geburt entstanden seien. Es gibt noch viele ähnliche Zuthaten des Werkes, die gut hätten wegbleiben können, wie die Hereinziehung der Neu-Pythagoraeer und die Besprechung der attischen Studien der römischen Redner (II 502 f.), aber ich wende mich lieber gleich zu einem anderen Punkt, der hauptsächlich dazu beitrug, den Umfang des Buches so ins Ungemessene anschwellen zu lassen.

Die Literaturgeschichte Susemihls ist nicht aus dem eindringlichen Studium der griechischen Schriften selbst entstanden, sie basiert vielmehr auf einem sorgsamen, mühsamen Studium der gelehrten Literatur, die sich in den letzten Jahrzehnten an die einzelnen literarischen Persönlichkeiten angeschlossen hat. Das wird in unserer Zeit, wo man ja überhaupt lieber Bücher über die Klassiker als die Klassiker selbst liest, dem Buche bei vielen zur besonderen Empfehlung gereichen; aber dadurch ist doch die Darstellung zu weitschichtig geworden und ist der Verfasser selbst zu sehr in Abhängigkeit von der Massenliteratur der Dissertationen und Zeitschriften gekommen, zumal er, frei von Parteisucht und Schulkoterie, aus jedem Lager die Gaben annimmt und auch die verfehlten Eintagsleistungen der Berücksichtigung würdigt. So entspricht ganz gewöhnlich der Raum, der den einzelnen Schriftstellern zugeteilt ist, nicht der Gröfse der von ihnen erhaltenen Schriften oder Fragmente, sondern dem Umfang der Literatur, die sich an sie angeschlossen hat. Der Redner Demochares z. B., von dessen Historien nur winzige Fragmente uns erhalten sind, erhält 7 Seiten, Aristoxenos, einer der wenigen Autoren jener Zeit, von denen wirklich uns etwas erhalten ist, bekommt nicht einmal einen eigenen Abschnitt. Und wird es einem nicht bange vor einer neuen Auflage oder einem zu erwartenden Nachtragsbande, wenn das einzige, allerdings gute Buch von Schmekel, die Philosophie der mittleren Stoa, dessen Aushängebogen dem Verfasser während des Druckes zukamen, gleich zu Nachträgen von mehr als 5 Seiten engsten Druckes Anlafs geben? Nach meinem Geschmack hätte Susemihl in der Auswahl der neueren Literatur strenger verfahren und in der Besprechung derselben viel, viel kürzer sich fassen können. Er hätte dieses namentlich da thun können, wo die alten Zeugen sprechen und durch sich schon die Entscheidung gab. So z. B. lesen wir I 527 von dem Grammatiker Aristokles: ‚jedenfalls nach und sogar wohl beträchtlich nach der Regierung des Ptolemaeos Physkon, also frühestens um das zweite Drittel des ersten Jahrhunderts v. Chr., aber auch wohl nicht später, und dazu zwei ellenlange, mit allen möglichen Zitaten angefüllte Noten: alles das ist überflüssig gegenüber der einen bestimmten Angabe des Strabon XIV. p. 655, der den Grammatiker Aristokles als einen seiner Zeitgenossen (*Ἀριστοκλῆς ὁ καθ' ἡμᾶς*) anführt. Und wenn I 104 von den zwei Schriften des Lakoniers Sosibios über die Opfer in Lakadämon und über Alkman bemerkt wird: ‚beide waren eine Hauptquelle für Plutarchos im Lykurg‘, so sollte in der begründenden Note

statt auf Kalkmann, Weber, Müller, Steffen vor allem auf Plutarch selbst, Leben des Lykurg c. 25, verwiesen werden. Auf solche Weise überladen wir unsere Autoren mit einem Ballast von Gelehrsamkeit, der das eigentliche Herz der Philologie zu ersticken droht.

Nach diesen Ausstellungen wollen wir endlich wieder zu dem zurückkehren, was Susemihl offenbar als die eigentliche Aufgabe einer Literaturgeschichte betrachtet, und was auch in der That die Hauptsache ist und bleibt, zur gelehrten Erforschung und Besprechung des Einzelnen. Hier hat der Rezensent, wie bereits oben bemerkt, fast nur zu loben, teils die erschöpfende, alle Winkel dieser schreibseligen Periode auskehrende Behandlung[1]), teils die immense, eindringliche Gelehrsamkeit, die sich nicht mit dem Zitieren von Büchertiteln begnügt, sondern überall auf den Inhalt der zitierten Schriften eingeht, teils die verständige, meist zutreffende, stets unparteiische Besprechung der kontroversen Punkte, endlich und nicht am wenigsten die Sorgfalt und Subtilität in den chronologischen Angaben. Das Urteil Susemihls habe ich in den meisten Fällen als ein sehr wohl erwogenes erkannt; bei einem für die Chronologie und das Wechselverhältnis der griechischen Mathematiker besonders wichtigen Punkt, der die Lebenszeit des Mathematikers und Mechanikers Ktesibios betrifft, hatte ich mich anfangs an der neuen Aufstellung Susemihls heftig gestofsen und auch brieflich dem Verfasser gegenüber meine Bedenken ausgesprochen; aber bei einer nochmaligen, unbefangenen Prüfung habe ich mich doch von der Richtigkeit des Susemihlschen Ansatzes völlig überzeugt. Aber deshalb fallen wir uns doch noch nicht überall in die Arme: wiewohl in meiner Geschichte der griechischen Literatur das alexandrinische Zeitalter nicht ganz 100 statt 1700 Seiten füllt, habe ich doch öfter mehr und besseres. Zum Schlufs seien daher noch ein paar rein sachliche Berichtigungen und Beiträge gegeben.

I 253 heifst Menander ‚Sohn jenes ausgezeichneten athenischen Feldherrn, Koloniefführers und Gouverneurs im thrakischen Chersones Diopeithes, dessen entschlossenes Vorgehen Demosthenes verteidigt'. Das ist ein durch Homonymität entstandener, bereits von Meineke widerlegter Irrtum, da der Feldherr Diopeithes aus Sunion, der Vater unseres Menander aus Kephisia stammte. Dabei sei gelegentlich zu I 255 An. 47 bemerkt, dafs der von Plutarch de glor. Athen. 5 erwähnte Ausspruch des Menander *νὴ τοὺς θεοὺς ἔγωγε πεποίηκα τὴν κωμῳδίαν· ᾠκοδόμηται γὰρ ἡ διάθεσις, δεῖ δὲ αὐτῇ τὰ στιχίδια ἐπᾷσαι* ganz nach der Vorschrift des Aristoteles Poet. 17 geschrieben ist: *δεῖ καὶ αὐτὸν ποιοῦντα ἐκτίθεσθαι καθόλου, εἶθ' οὕτως ἐπεισοδιοῦν καὶ παρατείνειν.*

[1]) Ich vermisse einen eigenen Artikel über Pytheas, den grofsen Entdecker von West-Nordeuropa, ebenso einen Artikel über den Peripatetiker Phanias von Eresos. — Eine Berücksichtigung der trefflichen Schrift von Rohden de mundi miraculis 1875 hätte den Verfasser I 477 vor dem vagen Satz über Philon von Herakleia bewahrt. Über Palaiphatos scheint dem Verfasser die einschneidende Untersuchung von Festa, Considerazioni interno all' opusculo di Palefato, 1890, noch nicht zu Gesicht gekommen zu sein, die von Vitelli, manoscritti di Palefato, 1893 konnte er noch nicht kennen.

Wie sich hier der von Susemihl I 250 gut im allgemeinen gekennzeichnete Einfluſs der philosophischen Kunsttheorie des Aristoteles auf die jüngeren Dichter ausdrückt, so noch deutlicher in einem anderen von mir Gr. Lit.[2] 257 kurz angedeuteten, von Susemihl übersehenen Punkt. Aristoteles poet. 24 tadelt die allzugroſse Länge der alten Epen und empfiehlt dagegen als richtiges Maſs den Umfang von so viel Tragödien, als auf einmal zu Gehör gebracht werden (*πρὸς τὸ πλῆθος τραγῳδιῶν τῶν εἰς μίαν ἀκρόασιν τιθεμένων*), also von 4 Stücken. Ganz an diese Vorschrift hat sich Apollonios von Rhodos gehalten, dessen Argonautika gerade 4 Gesänge umfassen; und damit man nicht trotzdem an die bloſse Laune des Zufalls denke, so bemerke ich des weiteren, daſs die Gesänge des Apollonios gröſser als die des Homer sind und so ungefähr dem Umfang von je einer Tragödie gleichkommen (1362, 1285, 1407, 1781 Verse).

I 276 läſst Susemihl die Alexandra des Lykophron als grammatisches Übungsbuch für die vorgerückteren Knaben in den Schulen benützt werden. Das beruht auf einem Miſsverständnis der Worte des Clemens Alex. Strom. V 511 *ἡ Λυκόφρονος Ἀλέξανδρα καὶ τὰ τούτοις παραπλήσια γυμνάσιον εἰς ἐξήγησιν γραμματικῶν ἔκκειται παισίν.* Damit ist nicht gesagt, daſs die Alexandra als Übung für die den Grammatikern übergebenen Knaben dienen soll, sondern daſs sich die Grammatiker selbst mit der Exegese des dunklen Gedichtes abplagten. Der geschraubte Ausdruck des belesenen Kirchenvaters lehnt sich an die bekannten epigrammatischen Wendungen *Γραμματικοὶ Μώμου στυγίου τέκνα* AP. XI 321 und *Γραμματικῶν περίεργα γένη* AP. XI 322 an.

I 413 wird die Stelle des Suidas über die Beinamen des Eratosthenes *Βῆτα, δεύτερος ἢ νέος Πλάτων, Πένταθλος* angeführt und darüber geklagt, daſs der Sinn der Benennungen nicht klar sei. Ich habe in meinen platonischen Studien und darnach kurz in Gr. Lit. 508 darauf hingewiesen, daſs diese Benennungen auf eine Stelle im platonischen Dialog Erastai p. 135 E zurückgehen, und daſs aus dieser sich deutlich Grund und Sinn der Beinamen ergibt.

I 510 wird dem Schwindler Lobon, der aber schwerlich noch der alexandrinischen Periode angehört, auf Grund des bekannten und mit Recht gepriesenen Aufsatzes von Hiller im Rh. Mus. Bd. 33 ein Artikel gewidmet. Wenn dort als ausgemachte Sache betrachtet wird, daſs Lobon die von Diogenes uns überlieferten Gedichte der sieben Weisen selbst fabriziert habe, so muſs ich dem entschieden widersprechen. Die Gedichte rühren zwar zweifelsohne nicht von Pittakos, Bias, Chilo oder Thales her, aber in der spätalexandrinischen oder gar nachalexandrinischen Zeit verfaſste man sicher keine derartigen Verse mehr: die Technik der Daktylo-Epitriten weist entschieden in eine ältere Zeit, die des Euripides oder die des Aristoteles: so unerfahren sind wir doch in den Stilformen nicht, wenn wir auch gegen die Subtilitäten der archäologischen Stilisten uns skeptisch verhalten.

I 590 An. 342 und ähnlich öfter wird als Beweis, daſs Athenäus den Historiker Duris selbst gelesen habe, der Umstand angeführt, daſs

derselbe den Duris nach einzelnen Büchern zitiert. Da kennt Susemihl die Praktiken der Plagiatoren und des Athenäus schlecht: in der Vorlage, namentlich in dem am meisten benützten Lexikon des Pamphilos fand Athenäus die Stelle genau zitiert und nahm, um sich die Miene des akkuraten Kenners zu geben, das Zitat mit herüber. Susemihl mufs dieses selbst später, II 414 An. 371 zugeben, wo er wörtlich sagt: ‚gerade das einzige Zitat mit Buchzahl ist sicher nicht aus eigner Lektüre hervorgegangen'. Schon I 633 An. 565 war er vorsichtiger im Schlufs geworden.

II 334 wird zum Beweis dafür, dafs der Neupythagoräer Okellos vor Varro gelebt habe, auf Varro de re rust. II 1, 3 verwiesen. Sonst schreibt Susemihl die Beweisstellen aus; das wäre hier notwendiger als an anderen Stellen gewesen. Dann hätte jeder gesehen, dafs in der Stelle des Varro von Okellos gar nichts steht, und dafs nur Diels Doxogr. 187 vermittelst einer äufserst feinen, vielleicht richtigen Deduktion beweist, dafs sich Varro nicht auf Pythagoras selbst, sondern auf seinen Fälscher bezieht. — Diese Gelegenheit mufs ich noch benützen, um mich gegen gewisse Feinspinnereien der neueren, vielfach auch von Susemihl gebilligten Kritik auszusprechen. Die zwei Eudoxoi, den älteren und den jüngeren, wirft Susemihl I 697 wieder zusammen und macht den berühmten älteren, den Zeitgenossen des Platon, zum Verfasser der viel gelesenen *Γῆς περίοδος*. Er folgt hierin Böckh und erlaubt sich dabei auf den trefflichen Aufsatz von Brandes im Archiv f. Philol. XIII verächtlich herabzusehen; aber seine Darlegung ist ganz verfehlt und wird jetzt durch die neue Untersuchung des Gegenstandes von Unger, Philol. a. 1891, S. 218 ff. gründlich widerlegt. Umgekehrt macht Susemihl I 851 An. 96 und sonst öfter aus dem wüsten Kompilator Alexander zwei, indem er den Zoologen Alexander aus Mindos von dem Polyhistor Alexander unterscheidet, wiewohl er doch selbst genötigt ist die beiden aus derselben Gegend stammen und zur selben Zeit leben zu lassen. In ähnlicher Weise beschert er uns I 618 mit zwei Neanthes; das sind alles Verlegenheitsauswege, denen jede Wahrscheinlichkeit abgeht. Besonders gern operiert aber auch Susemihl mit dem x der neuesten Philologenschule, indem er als Hauptquelle der Späteren einen beliebigen Anonymus konstruiert, der für Altertümer, Periegese, Mythologie, aus Excerpten ein handliches Schulbuch zusammengebracht haben soll, aus dem, statt aus den gröfseren Werken dann die Späteren mit Vorliebe geschöpft hätten. Es werden auf solche Weise die Schriftsteller der römischen Zeit zu elenden Plagiatoren herabgedrückt, die nicht blofs jeder Selbständigkeit entbehren, sondern auch so unbelesen sind, dafs sie sich mit den armseligsten Kompendien behelfen. Sonderbar wäre es aber dann doppelt, wenn bei den alten Literaturhistorikern, die doch den Dionysios Thrax und Hephaistion sorgfältig verzeichnen, die Verfasser dieser Hauptkompendien spur- und namenlos verschwunden wären. Ich habe hier nicht den gleichen Glauben an die Resultate dieser neuesten Quellenforschung und stehe selbst Bethes Mythograph von 90/45 zweifelnd gegenüber.

Ich schliefse mit einer persönlichen Quittung. Ich habe das Buch von Susemihl zweimal gelesen, einmal gleich nach dem Erscheinen der einzelnen Bände und dann das zweite Mal in diesem Winter, nachdem mir auf Weihnachten mein lieber Freund Roemer das Versprechen einer Anzeige für diese Blätter abgenötigt hatte. Die Lektüre hat mich manchmal Überwindung gekostet, aber ich verdanke ihr sehr wertvolle Belehrungen, die auch einer Neuauflage meiner griechischen Literaturgeschichte zugute kommen sollen. Als unentbehrliches Nachschlagebuch kann ich das Werk von Susemihl, das jedenfalls zu den besten Leistungen der philologischen Literatur des letzten Jahrzehnts zählt, unbedingt empfehlen.

München. W. Christ.

Nun mufs ich wohl oder übel auch mein Versprechen einlösen und den Ausführungen des teuren Freundes das versprochene Postskriptum hinzufügen. Dasselbe war ursprünglich etwas anders gedacht und entworfen, und die veränderte Gestalt wurde durch die schlagenden und treffenden Bemerkungen in der vorstehenden Rezension hervorgerufen. In derselben dürfte wohl vor allem der Satz von der Unzulänglichkeit der Durcharbeitung der Originale auf allgemeine Zustimmung rechnen. Scheint ja doch von einigen höchst rühmlichen Ausnahmen abgesehen bei der Arbeitsmethode der Philologen der Satz zu herrschen

Τὸ μὲν πάρεργον ἔργον ὡς ποιούμεθα
τὸ δ' ἔργον ὡς πάρεργον ἐκπονούμεθα.

Es ist eben dieses *πάρεργον*, der heillose Notizenkram, der das sonst so hochverdienstliche Werk fast ungeniefsbar macht. Die unbefangene, selbständige Würdigung der Originale, die doch immer und unerbittlich von dem Literaturhistoriker gefordert werden mufs, ist nur fast ausnahmsweise zum Worte gekommen. Was sind das nun fast durchgängig für blasse Marter- und Jammergestalten! Es ist eine blutleere Buchführung selbst auch da, wo unsere Quellen reichlicher fliefsen! Bei einem Manne, wie Eratosthenes sollte man doch meinen hätte Susemihl andere und wärmere Töne gefunden! Und wie sie nun hier friedlich nebeneinander zur ewigen Ruhe gebettet sind die Schüler Aristarchs! Der schulmeisterliche kleine Pedant, der blinde und starre Analogist neben dem Originalkopf eines Dionysios dem Thraker mit seinen guten Einfällen, seinen schlechten Witzen, dem warmen Schülerenthusiasmus neben der Selbständigkeit seines Urteils, das uns allerdings zeigt, dafs der Mann, welcher der Welt die erste Grammatik geschenkt, zum Grammatiker nicht geboren war. Und Aristarch selbst! Es ist S. selbst bange geworden vor dem Urteil, das er S. 458 Anm. 120 nachschreibt; dem gegenüber verweist er verständig auf Lehrs [3] p. 221—246. Trotzdem spuckt aber der in sachlicher Interpretation inferiore Aristarch noch da und dort in seiner Literaturgeschichte, wie S. 461 und anderwärts! Das erklärt sich sehr einfach! Mit der geographischen Interpretation, auf die uns S.

verweist, ist die sachliche Interpretation durchaus nicht erschöpft. Sollte S. das wichtige Kapitel über Mythologie, oder gar das noch wichtigere „De cultu et victu heroum“ entgangen sein? Leider ist der letztere Abschnitt der ungenügendste im ganzen Aristarch von Lehrs. Wer die Quellen selbst zu Rate zieht, erkennt mit Staunen, wie der „einseitig grammatisch gebildete grofse Analogist, der jedes historischen Sinnes bar und blofs war“ mit allen Mitteln und dem denkbar günstigsten Erfolg bemüht war, sich ein volles Bild von der Homerischen Zeit aus den Worten des Dichters zu entwerfen, wie er alle grofsen und kleinen Züge scharf beobachtet und richtig ausnützt, um auf diesem Wege zu einem Gesamtkulturbild zu gelangen! Darf man einen solchen Mann wegen einer einzigen, unglücklichen Hypothese nach dieser Seite so herabdrücken? Da hätte S. besser gethan, sein gesundes selbständiges Urteil walten zu lassen, von dem wir leider hier nur schwache Ansätze bemerken konnten.

Weniger zurückhaltend ist er mir gegenüber verfahren in meiner Auffassung von der Überlieferung der Homerrezension des Aristarch durch Didymus II, S. 209 „Aber auch da, wo wir die des Letzteren (des Didymus) nicht durch die des Ersteren (Aristonikus) mehr kontrolieren können, jene überall dann zu verwerfen, wenn sie den Aristarchos in einem ungünstigen Lichte erscheinen lassen, ist selbst ein verwerfliches Beginnen“. Also manum de tabula! Das ist also das Neueste in der Quellenkritik! Die Devise für den Historiker lautet in Zukunft also: „Will ein Forscher das Leben, die Thaten und Leistungen einer Persönlichkeit ergründen, so hat er sich zunächst daraufhin seine Quellen anzusehen und sie auf den höheren oder geringeren Grad ihrer Verlässigkeit zu prüfen. Hat er z. B. zwei nicht vollständig mit einander übereinstimmende oder gar in wichtigen Fragen von einander stark abweichende Quellen, so wird er zuerst und zunächst zu ermitteln haben, welcher von diesen beiden die Priorität in bezug auf Zuverlässigkeit zuzusprechen ist. Ist das nun mit heifsem Bemühen endlich glücklich gelungen, dann hat er eine gebundene Marschroute höchst einfacher Art: „Er folge getrost dem Wegweiser, den er als den besseren ermittelt, er wird ihn weiter und endlich glücklich ans Ziel führen“. Ja aber, wenn dieser Wegweiser auf einmal verschwindet? Wenn nur noch derjenige vorhanden ist, dessen Unzuverlässigkeit an der Hand des ersten sich zweifellos herausgestellt hat, was ist dann zu thun? Sehr einfach! „Nun da halte er sich jetzt an den andern!“ — Da kömmt man allerdings auch wohin! Das ist aber auch das einzig Richtige in dieser klassischen Anleitung! Also wenn der Glaube an die Zuverlässigkeit einer Quelle mit guten Gründen erschüttert ist, so darf man diese Quelle nur da für erschüttert halten, wo wir dank des gerade zufällig erhaltenen Materials in der glücklichen Lage sind, eine zweite bessere Quelle gegen sie mit Erfolg in das Feld zu führen, in allen andern Fällen, wo wir durch reinen Zufall auf eine solche Gegenüberstellung verzichten müssen, ist die erste Quelle als Führer trotzdem sicher und zweifelsohne! Also wer einmal — zweimal — dreimal lügt! Soweit meine Logik reicht, würde ich die Aufstellung eines solchen Satzes

eher für ein verwerfliches Beginnen halten. Das wird mir doch auch S. zugeben und dazu braucht es auch nicht eine Spur von Aristarcholatrie, sondern nur ein wenig gesunden Menschenverstandes. Es mag ja das Werk des Didymus immerhin ein achtenswertes, ja großartiges Unternehmen gewesen sein, dem meinetwegen auch nicht ein Deut von seinem Wert genommen werden soll, durch die Dummheit seines Verfassers, wie sie sich hie und da in seinen Urteilen kundgibt und man könnte sich am Ende damit zufrieden geben, an die Stelle des Nauckschen dummen und inferioren Schreibers von Zenodot ruhig den Didymus zu setzen — aber wir müssen nun einmal die Leistungen Aristarchs im Homer richtig zu würdigen suchen und so müssen wir uns doch wohl zunächst den auffallenden Dissens unserer beiden Hauptquellen zu erklären suchen und die Frage dahin fixieren, welche von den beiden bei der ungeheuren Menge von apokryphen Schriften den glaubwürdigeren Vorlagen gefolgt ist. Darauf mufs eine Antwort gesucht und gefunden werden. Und zum Beweise, wie wenig gerade Referent in Gefahr ist, einseitig den Aristonikus anzubeten, gestatte ich mir auch hier die Bemerkung, dafs ich baldigst den Versuch machen werde den guten Aristarch auch von diesem Grammatiker wenigstens teilweise zu erlösen nnd ich hoffe mit Erfolg. Mit diesem Versuch mufs dann allerdings auch ein gut Stück Lehrs geopfert werden. Denn nach manchen Seiten seiner Thätigkeit steht Aristarch viel gröfser und glänzender da, als Lehrs vermutet und gezeigt hat. Und so wären wir also glücklich wieder bei der Aristarcholatrie angelangt! Doch vielleicht erteilt uns S. die Absolution, wenn wir ihm einmal mit einem recht langen und ausgiebigen Kapitel „De Aristarchi erroribus" aufwarten. Vorderhand erlaube ich mir ihm nur den einen guten Rat zu geben, auch andern gegenüber das *νᾶφε καὶ μέμνασ' ἀπιστεῖν* in Anwendung zu bringen. Dasselbe dürfte gerade da am meisten am Platze sein, wo eine ganz einzige und Staunen erregende Vielseitigkeit zu Worte kömmt und auch in diesen sehr schweren und sehr verwickelten Fragen kühn ihre Verdikte fällt. Aber *πολυμάθεια πολλὰς ταραχὰς ποιεῖ* — meinte Aristoteles.

Kempten. Roemer.

Dr. E. Weifsenborn, Aufgabensammlung zum Übersetzen ins Griechische im Anschlufs an die Lektüre der Obertertia behufs Einübung der unregelmäfsigen Verba und Wiederholung der gesamten Formenlehre. 2. Ausgabe. Leipzig, Teubner. 1892. VIII und 169 S. Preis M. 1,60.

Derselbe, Aufgaben zum Übersetzen ins Griechische im engen Anschlufs an Xenophons Hellenika für die Untersekunda behufs Einübung der Kasuslehre. 2. Ausgabe. Leipzig, Teubner. 1892. VIII und 164 S. Preis M. 1,50.

Derselbe, Aufgaben zum Übersetzen ins Griechische im engen Anschlufs an Herodots Geschichte Buch 6—9. Xenophons Memora-

bilien, Platon, Demosthenes und Thukydides für die oberen Klassen der Gymnasien. 2. Ausgabe. Leipzig, Teubner. 1892. XII und 196 S. Preis M. 1,80.

Der Verfasser geht, wie schon die Titel seiner Übungsbücher beweisen, von dem Grundsatze aus, dafs das Übersetzen in das Griechische in den Dienst der Lektüre zu stellen sei. Daraus ergibt sich nun freilich mit Notwendigkeit, dafs seine Aufgaben nur da benützt werden können, wo während der Behandlung und Einübung der einzelnen Abschnitte aus der Grammatik die klassischen Schriftwerke gelesen werden, die den einschlägigen Übungsstücken zugrunde liegen. Darnach ist an unsern bayerischen Gymnasien eine Benützung der beiden ersten Aufgabensammlungen ausgeschlossen, weil bei uns weder die Einübung oder Wiederholung der Formenlehre mit der Lektüre der Anabasis, noch die Behandlung der Kasuslehre mit der Lektüre der Hellenika zusammenfällt. Das an dritter Stelle genannte Übungsbuch dagegen, welches in der ersten Abteilung Übungsstücke für die Syntax des Verbums im Anschlufs an die Memorabilien und an Herodot und in der zweiten freiere für Prima berechnete Kompositionen bietet, die nur im allgemeinen auf eine bestimmte Schrift und ihre Phraseologie Bezug nehmen, ist für die drei oberen Klassen unsrer bayerischen Gymnasien recht wohl zu brauchen.

Die einzelnen Aufgaben sind durchweg mit grofsem Geschick verabfafst und verraten durch ihre verständige Rücksichtnahme auf die Leistungsfähigkeit der Schüler den erfahrenen Schulmann. Dem deutschen Ausdruck ist grofse Sorgfalt zugewendet. In der indirekten Rede entsteht jedoch nicht selten durch den Gebrauch des sogenannten umschriebenen Imperf. und Plusquamperf. Konj. eine gewisse Schwerfälligkeit. Ein Beispiel möge zeigen, was ich meine. In Nr. 161 der Aufgaben für die oberen Klassen heifst es: er wolle dem Heere einen Fufspfad zeigen unter der Bedingung, dafs der König ihm eine Belohnung g e b e n w ü r d e. Aufserdem ist mir nur weniges aufgefallen. Angemerkt habe ich mir aus Nr. 103 des ersten Bändchens: „sie speisten von … den Broten und dem Naschwerk und Weine, w e l c h e der heilige Bezirk selbst geliefert hatte“; ferner aus Nr. 154 des dritten: „wenn sie die verschiedenartigste Kleidung trugen und Sitten hatten“ und einiges andere dieser Art. In Nr. 144[2] desselben Bändchens ist auf „dafs“ nach glauben ὅτι verlangt. Ebenda fehlen im Wörterverzeichnis mehrere Eigennamen, z. B. aigaiisch Nr. 160, Oita- und Trachiniergebirge Nr. 161, Tenedos und Kodriden Nr. 171, Kleomenes Nr. 172, Susa Nr. 173, Therma Nr. 177 u. a. m. Druck und Ausstattung der Übungsbücher lassen nichts zu wünschen übrig.

Regensburg. Fr. Zorn.

Phonetische Studien. Herausgegeben von Wilhelm Vietor. V. Band. 1. u. 2. Heft. Marburg in Hessen. G. Elwert. 1891. 256 Seiten. M. 8,—.

R. J. Lloyd setzt seine Untersuchungen über Speech Sounds and their causation und F. Araujo (Toledo) seine Recherches sur la phonétique espagnole fort.

G. Rolin (Prag) beschliefst seinen Essai de grammaire phonétique. Nach diesem Essai zu unterrichten, dürfte aber nicht jedermanns Geschmack sein. Hier nur einige Proben, um das Verfahren des Verfassers anzudeuten: p. 36. Les adjectifs qualificatifs servent à désigner la qualité des substantifs. La consonne du pluriel z tombe, à l'exception de quelques rares adjectifs mono-ou dissyllabes qui précèdent le substantif et sont intimement liés avec lui, tels que bon, vræ etc., qui, tous, conservent le z du pluriel devant une voyelle, (Dazu die Fufsnote: A l'exception de quelques adjectifs tels que sál, ɔvál, ɔpál, pal, et d'autres peu employés dans le peuple, asefal (acéphale), tous les adjectifs fém. pl. en al ont au pluriel m. o.: rwajál (royal) — rwájo, rivál — rivo). Un très petit nombred'entre eux ont une forme masculine qui diffère de la féminine. C'est pour la presque totalité de ces cas, la consonne finale du féminin qui, en tombant, donne la forme du masculin. Cette consonne inconstante se reconnaît le mieux aux dérivés soit verbaux, soit nominaux. Dazu macht der Verfasser in einer Fufsnote die wohlmeinende Bemerkung: Pour un Français, ce procédé, de déduire l'adjectif de son composé, ne serait pas logique; mais il s'agit ici des étrangers qui veulent apprendre le français: ici, la science est mise de côté. — p. 40: Placé devant un substantif masculin qui commence par une voyelle, l'adjectif conserve sa forme féminine et se lie au mot suivant par la consonne finale, sauf d, qui alors se dévocalise, et s, qui se vocalise. On en excepte sæš, frãš, blaš qui lient par k, fræš par z. — p. 42: Combinés les uns avec les autres ces pronoms observent l'ordre suivant: a) Avant le verbe:

1		2	3	4	5	6	7
Pronoms sujets	+	vu t nu m	s	læ la l	lœr lwi	i	â [n].

b) Après le verbe:

+ 4 ^{2} 5 ^{6} 7.

Demnach würde der Satz: „man hat mich ihr vorgestellt" zu geben sein mit: on me lui a présenté!

R. J. Lloyd empfiehlt warm „An Introduction to Phonetics by Miss Laura Soames" und benützt dieses Buch als eine verlässige Grundlage zu einem Vergleich zwischen gutem Nordenglisch, gutem Südenglisch und Londoner Englisch.

E. Stengel (Marburg) bringt interessante Auszüge aus Geofroy Torys Champ fleury, Paris 1529. Man meint, mutatis mutandis einen unserer Sprachreiniger zu hören, wenn man Torys Klagen liest über «Trois manieres d'hommes qui sesbatent & efforcent a la (d. h.: la Langue Francoise) corrumpre & difformer. Ce sont Escumeurs de Latin, Plaisanteurs et Jargonneurs». Und «Je treuue en oultre qu'il y a une aultre maniere d'hommes qui corrompt encores pirement nostre langue. Ce sont Innovateurs et Forgeurs de mots nouveaulx. — Toutesfois si nostre Langue estoit deuement Reiglee & Polye, telles immundices en porroiēt estre deiectees. Parquoy ie vous prie donon nous tous courage les ungz aux aultres, & nous esueillon a la purifier!» Tory hat wohl auch gröſstenteils in den Wind gepredigt, denn was damals fehlerhaft war, ist schon lange Regel: «Les Dames de Paris pour la plus grande partie obseruent bien ceste figure poetique (d. h. Apostrophus) en laissant le finalle de beaucoup de dictions: quant en lieu de dire, Nous avons disne en ung Jardin & y avons menge des Prunes blanches et noires, des Amandes doulces & ameres, des Figues molles, des Pomes, des Poires, & des Gruselles. Elles disent & pronuncent. Nous auon disne en ung Jardin: & y auon menge des Prune blanche & noire, des amende doulce & amere, des figue molle, des pome, des poyre & des gruselle. Ce vice leur seroit excusable, se nestoit quil vient de femme a homme, & quil se y treuue entier abus de parfaictement pronuncer en parlant».

Dr. K. Dorfeld (Mainz) skizziert seinen Betrieb des Französischen nach der reformierten Methode in der Quinta des Realgymnasiums bei wöchentlich 4 Stunden im Jahre 1889. Er fing mit den Zahlwörtern an, nahm die Lautschrift zu Hilfe, benutzte Bierbaums Lehrbuch der französischen Sprache, gewann die Grammatik aus zusammenhängenden Lesestücken, behandelte Hölzels Anschauungsbilder, lieſs kleine Gedichte lernen und singen; die in den Lesestücken nicht vorgekommenen Formen der Hilfszeitwörter und des Aktivs der ersten Konjugation wurden besonders eingeübt. Die schriftlichen Arbeiten bestanden in Niederschriften aus dem Gedächtnis, Diktaten, Beantwortung französisch gestellter Fragen, kleinen Umformungen und Formenexerzitien. Herr D. schlieſst seinen Aufsatz mit den Worten: „Vergleichen wir die Ergebnisse einer derartigen Behandlung mit denen der grammatisierenden Methode, so ergibt sich, daſs durch dieselbe gleich sichere Kenntnis der grammatischen Formen erreicht wird, der Vokabelvorrat nach gemachten Aufstellungen keinen groſsen Unterschied zeigt, nur daſs er hier nicht heterogenen Gebieten, sondern in sich abgeschlossenen und zusammengehörigen Gruppen entlehnt ist. Was aber die Schulung des Gehörs und die Auffassung durch dasselbe, ferner die Beherrschung (!) der Sprache anbetrifft, so bietet die neue Methode unleugbare Vorteile, wie sie auch Lust und Liebe zur Sache, die Grundbedingung pädagogischen Erfolges, bei den Zöglingen wachruft, was die alte Methode bei der Mehrzahl derselben zu leisten nicht im Stande war".

Im Hinblick auf dieses Urteil ist recht bemerkenswert, was Swoboda, ein eifriger Reformer, in seinem Aufsatz „Der neusprachliche

Unterricht in Österreich" sagt: „Die Lehrziele des neusprachlichen Unterrichts" — die Bierbaum, gleichfalls ein Vertreter der Reform, in seiner Besprechung der v. Rodenischen Schrift „In wiefern mufs der Sprachunterricht umkehren" tapfer dahin formuliert: Volles Verständnis des geschriebenen und gesprochenen Wortes und die möglichste (!) Fähigkeit sich mündlich sowohl als schriftlich in der fremden Sprache auszudrücken — „werden, da sie sowohl sprachliches Wissen als auch sprachliches Können in hohem Ausmafs vorschreiben, bei einer so geringen Stundenzahl (27 französische Stunden in sieben Klassen und 9 englische in den drei obersten Klassen der Realschule) weder mit der alten noch mit der neuen Methode erreicht werden. Es müfste also, wenn man überhaupt etwas solides erzielen will, das Lehrziel näher gerückt, oder die Stundenzahl vermehrt werden. Wenn nicht, nicht". Und nicht minder bedeutsam ist K. Kühns Erklärung in der Besprechung derselben Schrift v. Rodens. Er sehe sich genötigt, sagt er, gegenüber dem allseitigen Widerspruch und den grofsen sachlichen Schwierigkeiten seinen bisherigen Standpunkt — die Formenlehre auf den Laut zu gründen — aufzugeben! Wenn das am grünen Holz geschieht, was will am dürren werden? Eigentlich möchte man nun die Reformer fragen: Wozu der Lärm? Sollte nicht gerade durch die neue Methode Zeit gewonnen, und das Lehrziel besser und schneller erreicht werden? Wo bleibt denn da der Vorzug der so gepriesenen neuen Methode? Gebt dem gewissenhaften Lehrer angemessene Zeit, „günstige Vorbedingungen" und vernünftige Lehrziele, und wenn er nicht ganz ohne Geschick ist, wird er Befriedigendes leisten, sei es mit der alten, sei es mit der neuen Methode.

Würzburg. J. Jent.

A. Englert, Anthologie des poètes français modernes dédiée à la jeunesse. Erlangen, Junge 1892; broschiert M. 1,50, kartoniert M. 1,80, in eleg. Leinenb. M. 2.—.

Einer neuen Anthologie, sei dieselbe der französischen oder einer anderen Sprache entnommen, pflegt der Lehrer und Literaturfreund meist nicht besonders viel Wohlwollen entgegenzubringen und sie auch wohl, wenn sie ihm als Ansichtssendung zugegangen ist, unbesehen bei seite zu legen. Mit um so gröfserer Freude erfüllt es mich, die Fachgenossen auf ein Werkchen hinweisen zu können, welches mir ihrer ganz besonderen Beachtung wert erscheint, da es einen rühmlichen Gegensatz bildet zu fast allen Veröffentlichungen dieser Art und, sagen wir es nur frei heraus, auch zur Mehrzahl der übrigen Publikationen des Tages, sofern sie wenigstens dieser Sparte angehören, da es dazu angethan ist, erstens eine oft empfundene Lücke in der französischen Schulliteratur auszufüllen, und ferner dem Studenten der neufranzösischen Sprache eine willkommene Ergänzung seiner Handbibliothek zu bilden.

Im Gegensatze zu allen anderen Sammlungen dieser Art wählt Englert, wie er in der Einleitung selbst sagt, nur Stücke, welche seit

der Veröffentlichung der ersten Meditationen Lamartines erschienen sind, — eine höchst glückliche und meines Erachtens für den Wert des Büchleins ausschlaggebende Einschränkung. Dadurch dafs die meist wenig anregenden, streng formell gehaltenen Erzeugnisse der früheren Jahrhunderte in Wegfall kommen, ist Raum geschaffen für eine reiche Auswahl aus der neuen und neuesten Literatur unseres Nachbarvolkes, die ja für den Leser gewifs die meisten Anziehungspunkte bietet, von der man aber bei uns meist am wenigsten weifs, und welcher auch an den Schulen im Ganzen wenig, viel zu wenig, Beachtung geschenkt wird.

Was die Sammlung so an Umfang, der Zeit nach, verloren, das gewinnt sie doppelt an Fülle: Englerts Buch führt uns Proben von nicht weniger als 75 Dichtern vor, so dafs ich getrost die Behauptung wage, dafs es kaum ein Werk geben dürfte, welches auf so engem Raum ein so vollständiges Bild der Entwicklung der französischen Poesie seit Anfang des Jahrhunderts, des neuen, ungeahnten Aufschwunges, den sie in den letzten sechs Dezennien genommen hat, lieferte. Es versteht sich, dafs sich unter 75 Namen auch manche zweiten Ranges befinden; aber auch dies halte ich nicht für einen Nachteil. Es dürfte ja wichtiger sein, durch Vorführung der besten Leistungen auch weniger bedeutender Autoren ein Gesamtbild zu geben, als mit Bevorzugung einzelner besonders wichtiger Namen alles andre im Dunkel zu lassen.

Die Art, wie Englert auswählt, unterscheidet sich ebenfalls sehr zu ihrem Vorteil von jener der meisten Herausgeber ähnlicher Werke. Soll man an ihr mehr den Geschmack bewundern, der sich hier kundthut, das feine Gefühl für das poetisch Schöne und Allgemeingültige, die strenge und dabei doch keineswegs übertriebene Rücksichtnahme auf Moral und gute Sitte, die vollständige Selbständigkeit seines Verfahrens, oder die Mäfsigung, welche er, dem doch eine selten anzutreffende Kenntnis der neuesten französischen Literatur zur Verfügung steht, sich aufzuerlegen weifs? Von den 75 Dichtern sind nicht mehr als 157 Stücke gegeben und diese nehmen nur 221 Textseiten ein, eine Bescheidenheit, welche bei der üblichen Dickleibigkeit verwandter Bücher nicht hoch genug angeschlagen werden kann. Unter diesen 157 Stücken nun sind, wie Englert selbst hervorhebt, viele, welche man in ähnlichen Sammlungen nicht findet, und die, setzen wir hinzu, dem deutschen Leser überhaupt nur sehr schwer zugänglich sind, was den Wert des Buches für den Literaturfreund bedeutend erhöht. Alle sind mit solchem kritischen Takt ausgewählt, dafs der Referent trotz aller eines Rezensenten würdigen Vorsätze nicht eines darunter finden konnte, das nicht aus einem oder dem andern Grunde an dieser Stelle zu stehen verdiente.

Was den inneren Wert der gegebenen Stücke betrifft, so ist es mit dem Charakter einer blofsen Besprechung unvereinbar, auf Einzelheiten einzugehen. Bei Namen, wie Hugo, Brizeux, Fabié, Coppée und ähnlichen dürfte ja eine rühmende Erwähnung überflüfsig erscheinen, bei anderen dagegen wäre die Wiedergabe ganzer Stücke

notwendig, um ihr Auftreten in diesem Buche zu rechtfertigen. — Nur eines möchte ich ganz besonders hervorheben, weil mir dies ein unserer Sammlung eigentümlicher Zug zu sein scheint: die Mitteilung einer Reihe aus dem Deutschen übersetzter oder sich an das Deutsche anlehnender Stücke. Wir finden, um nur Einiges zu nennen, prächtige Übertragungen von Uhlands „Schäfers Sonntagslied" und „Des Knaben Berglied" aus der Feder Schuré's, von desselben „Schlofs am Meer" durch N. Martin, von Rückerts „Chidher" durch Richepin, u. s. w. Jeder Leser begrüfst freudig die alten trauten Bekannten im fremden Gewande und freut sich, dafs dieselben auch jenseits des Rheins Verehrer gefunden haben; aufserdem wird auf diese Weise dazu beigetragen, die Übersetzungsfähigkeit der Franzosen, die man bei uns immer noch ein wenig nach der schrecklichen Homerverdollmetschung der Madame Dacier zu beurteilen geneigt ist, in das gebührende Licht zu rücken.

Das Büchlein ist wohl nicht eigentlich für Schulzwecke geschrieben. Doch ist es so eingerichtet, dafs es in der Hand des Lehrers höchst erspriefsliche Dienste leisten kann. Für fortgeschrittenere Schüler halte ich es zum Zwecke der Einführung in die neueste französische Poesie für sehr wohl brauchbar und bin sicher, dafs der ungemein anregende Inhalt gute Resultate herbeiführen wird. Den Bedürfnissen der Schule hat der Herausgeber Rechnung getragen durch ganz kurg gehaltene, den einzelnen Namen vorausgeschickte biographisch-literarische Notizen und durch am Ende des Bändchens stehende Anmerkungen, welche, 20 Seiten stark, das Verständnis der seltensten Ausdrücke erleichtern, und besonders die nötigen sachlichen Erklärungen geben. Auch hier ist es dem Herausgeber mit der ihm eigenen Sicherheit gelungen, die rechte Mitte einzuhalten, sich auf das Notwendige zu beschränken und dem Leser nicht sowohl die Denkarbeit abzunehmen, als vielmehr ihn dazu anzuregen.

Das hübsche Format, der gefällige, lesbare und reine Druck, sowie das kräftige, feine Papier machen das Werkchen, besonders in dem netten Ganzleinenband, auch als Geschenk für die reifere Jugend empfehlenswert und berechtigen uns zu dem zusammenfassenden Urteil: ein in jeder Hinsicht treffliches Buch!

Bamberg. Bruno Herlet.

Anspach, Résumé de l'histoire de la littérature française. Heidelberg. Groos. 1892. 8. SS. VIII u. 392.

Zu dem reichlichen Überflufse an französischen Literaturgeschichten wieder einmal eine neue, deren Verfasser jedoch bescheidener Weise in seiner Vorrede sagt: „si la lecture de notre livre engage un certain nombre de personnes à pousser plus avant l'étude des belles époques de la littérature française, nous aurons atteint notre but". Wir dürfen also an diesen Grundrifs, der kein Lehr- und Lernbuch sein, sondern nur zu tieferen Studien anregen will, einen milderen Mafsstab anlegen. In der That ist das Buch wenigstens kein schlechtes, sondern vermag

den vom Verfasser ins Auge gefafsten Zweck recht gut zu erfüllen. — Der erste Teil: Origines du Français ist, wie nicht anders zu vermuten, der wenigst befriedigende. Die skizzenhafte Einleitung über die Abstammung der französischen Sprache, über die Entwicklung derselben bis zur Scheidung zwischen provenzalisch und französisch, sowie über die älteren Sprachdenkmale beider läfst vielfach genaue Kenntnis vermissen; allein je näher Hr. Anspach der klassischen Zeit kommt mit um so gröfserer Liebe behandelt er seinen Gegenstand und um so mehr verrät sich seine grofse Belesenheit. Er hat keineswegs in der Hauptsache excerpiert oder anderen nachgebetet, er hat selbst gelesen und selbständig urteilend weifs er nicht selten den Leser durch seine Darlegung anzuziehen und anzuregen. Naturgemäfs nimmt die Würdigung der Schriftsteller unseres Jahrhunderts einen bedeutenderen Raum ein, als es in einem Lehrbuche für Literaturgeschichte möglich wäre.

Collins, Ed. Lehrbuch der Englischen Sprache für den Schul- u. Privatunterricht. Eine neue und praktische Methode u. s. f. 3. gänzlich umgearbeitete Auflage. Stuttgart. Neff. 1892. SS. XX u. 406. 8.

Plate, H. Lehrgang der Englischen Sprache. In zeitgemäfser Neubearbeitung. I. Grundlegender Teil. Dresden. Ehlermann. SS. VIII. u. 248. 8.

Schmidt, Dr. J. Schulgrammatik der Englischen Sprache mit Übungsbeispielen. 4. umgearbeitete Auflage. Berlin. Haude und Spener 1892. SS. VIII. u. 503. M. 3,— (geb.).

Ritter und Friedrich. Elementarbuch der Englischen Sprache. Bielefeld und Leipzig. Velhagen und Klasing. 1892. SS. V u. 254. 8.

Degenhardt, Dr. R. Lehrgang der Englischen Sprache. 14. Auflage. In zeitgemäfser Neubearbeitung. II. Schulgrammatik in kurzer Fafsung. Dresden. Ehlermann. 1892. SS. XII u. 366. 8. M. 3,—, geb. M. 3,50.

Meffert, Dr. Fr. Englische Grammatik für die oberen Klassen. 3. Auflage. Leipzig. Teubner 1891. SS. VIII u. 178. 8. M. 1,80.

Görlich, Dr. Ew. Grammatik der Englischen Sprache. Paderborn. F. Schöning. 1892. SS. X u. 184. 8.

Mit Ausnahme von 3 und 6 sind die hier aufgeführten englischen Grammatiken glücklicherweise nur Neuauflagen, die also die schon vorhandene Legion derselben nicht um neue Nummern vermehren; alle, das an erster Stelle genannte Buch ausgenommen, sind

mehr oder weniger empfehlenswert. Das, wie alle Bücher aus dem Neffschen Verlage, vorzüglich ausgestattete Lehrbuch von Collins entspricht keineswegs den Anforderungen, welche man an ein Buch stellen müfste, das die grofsen Erfolge erzielen sollte, welche sich der Verfasser in seiner Vorrede verspricht. Nachdem er dort den gewifs vollständig neuen Satz aufgestellt hat, dafs sein Werk eine richtige Beurteilung erst zulasse, nachdem man es durchstudiert habe, fährt er fort: „Ich ersuche daher meine geehrten Kollegen das Buch erst mit einigen Ihrer (!) Schüler durchzuarbeiten; ich bin der festen Überzeugung, dafs Sie dann kein anderes Lehrbuch bei Ihrem Unterricht verwenden, sondern es als das praktischste, nützlichste Werkzeug für Ihren Beruf anerkennen werden". Wie bescheiden!! Leider habe ich mich nicht zu dieser Erkenntnis emporarbeiten können. Vor Allem ist es unrichtig, dafs die im Vorwort als unentdeckt gepriesene Methode, statt der Einzelsätze zusammenhängende Übungsstücke zu bieten, neu ist: dann aber hat Hr. Collins diese Methode nur sehr teilweise durchgeführt. In den ersten 20 Lektionen finden wir nur Einzelsätze, die nicht selten an banalem Inhalt kaum hinter Ollendorf zurückbleiben. (Z. B. She was blind, but he was lame. Ist Ihre Katze auf oder unter der Bank. Sie ist unter dem Stuhle. Diese grofse Schachtel ist hübsch, jene ist häfslich u. s. f.). Oft finden sich in den Übungsstücken und Regeln die gröbsten Verstöfse gegen den deutschen Sprachgebrauch; z. B. S. 6: „Wer kam her letzte Nacht? S. 9: Seien Sie nützlich Ihrer Freundin? S. 11: Sagen Sie ihnen nicht, zu laufen. S. 70: Nimmt der Knabe den Bleistift am Ende? S. 188: Der Bankier, welcher selbst Ihnen den Brief eingehändigt haben würde. S. 191: Ich weifs es für gewifs (for certain). Ebenda: im Felde statt „auf dem Felde" u. s. f. Was soll man zu Regeln sagen, wie die folgenden? S. XIX. „f. . . . wird dadurch hervorgebracht, dafs man die Zunge schnell nach links an den Gaumen wirft.!! Bei th drücke man die Zungenspitze . . . . und werfe dann die Zunge zurück, um den folgenden Vokalen Platz zu machen" (!!) Wie aber, wenn kein Vokal folgt?! S. 62, 1: „Das vergangene Partizip eines unregelmäfsigen Zeitwortes wird nicht durch Anhängung von ‚ed', sondern anders gebildet". Wie lehrreich! Und da ist Hr. Collins naiv genug, seinen Kollegen zuzumuten, sie sollen sein Werk allein und kein anderes als Werkzeug benützen!

Plates Lehrgang, dessen grundlegender Teil seit seiner vor 2 Jahren erschienenen vollständig umgearbeiteten 66. Auflage schon wieder 2 Auflagen erlebt hat, ist bekanntermafsen eines der besseren älteren Lehrmittel und kann in seiner neuen Gestalt für Anstalten, welche schon früh mit dem Unterricht des Englischen beginnen, besonders für Mädchenschulen empfohlen werden. Das Buch enthält allseitig genügenden Stoff für etwa 2 Jahre und kann ebenso gut von Anhängern der neueren Richtung wie von denen der älteren Schule benützt werden. Die sehr gut ausgearbeitete Leseschule (Lautlehre) halte ich für zu eingehend, um in der Schule gleich Anfangs systematisch gelehrt zu werden.

Das Elementarbuch von Ritter und Friedrich, das den ersten Teil zu Ritters in 4. Auflage erschienenen „Hauptregeln der englischen Syntax" bilden soll, wird sich als recht brauchbar für die unteren Klassen (Formenlehre) erweisen. Die Verfasser huldigen den Anschauungen der Neuerer, gehen aber einen vernünftigen Mittelweg. Der erste Abschnitt bringt eine Erklärung der Aussprachebezeichnung, die überall genaue Kenntnis und gewissenhafte Benützung der besten Werke über engl. Lautlehre (Sweet, Western; Victor) beweist. Ich vermisse nur unter den Konsonanten in § 17 h, von dem doch anzugeben gewesen wäre, in welchen Wörtern es nicht gesprochen wird, was auch in § 20 (Artikel) unterlassen wurde. Der 2. Abschnitt enthält eine gute Auswahl von Prosastücken und 6 Gedichte, der 3. (Grammatik) die Etymologie in knappen Regeln mit Musterbeispielen und einen Anhang über die gebräuchlichsten Zusammenziehungen der Hilfsverben mit dem Personale und über Maſse, Geld u. s. f., der 4. deutsch-englische Übungen im Anschlusse an die Lektüre und die Grammatik und der 5. die Wörterverzeichnisse. Daſs die Walkerschen Ziffern zur Aussprachebezeichnung gewählt wurden, wird unter anderem damit gerechtfertigt, daſs sie in Wörterbüchern noch immer die gebräuchlichste sei, das ist aber doch wohl eine Täuschung. In unseren Tagen hat dieselbe ihre Berechtigung verloren; da die Verfasser dies selbst fühlten, haben sie einige Besserungen (å, ᵹ) eintreten lassen.

Görlichs Grammatik der englischen Sprache, eine eben erst erschienene Fortsetzung seines methodischen Lehr- und Übungsbuches zerfällt dadurch, daſs die Beispiele vollständig von den Regeln getrennt wurden, in 2 Teile: Grammatik in Beispielen und Grammatik in Regeln. Während ich mich mit den im Vorwort geäuſserten Grundsätzen fast durchweg einverstanden erklären kann, vermag ich nicht einzusehen, warum unbedingt Beispiele und Regeln so von einander abgesondert werden muſsten. In der Lautlehre geht der Verfasser vom Laute aus, indem er, mit dem hellsten Vokale (ī) beginnend, aufzählt, welche Schriftzeichen dem Laute entsprechen. Das Buch dürfte sich als brauchbar erweisen.

Schmidts vorzüglich ausgestattete, in 4. Auflage vorliegende Schulgrammatik ist ein anerkannt gutes, für die oberen Klassen von Realgymnasien und ähnlichen Anstalten empfehlenswertes Buch, das an geeigneter Stelle auch auf verwandte Sprachen (Französisch, Lateinisch) verweist. Es hat insofern gegen früher eine Änderung erfahren, als die Übungsbeispiele nicht mehr wie früher einen eigenen Band bilden, sondern in die Grammatik (III. Teil) aufgenommen werden.

Degenhardts Schulgrammatik in kurzer Fassung, im gleichen Verlage wie Plate erschienen und in der neuen Auflage von demselben Verfasser umgearbeitet, hat wesentliche Veränderungen erfahren, welche dem schon früher viel benützten empfehlenswerten Buche manche neue Freunde erwerben dürften. Die Regeln wurden vielfach gekürzt, die Musterbeispiele gesichtet, das Verb mehr als vorher in den Mittelpunkt gestellt. Am Schlusse eines jeden Abschnittes wurden zusammenhängende, gemischte Übungen angehängt, die sich ihrem

Inhalte nach auf englische Geschichte u. s. f. beziehen und den besten Geschichtsforschern der Neuzeit (Longmann, Gardiner u. a.) entnommen sind. Das Buch eignet sich für dieselben Anstalten wie das eben besprochene.

Mefferts in dritter Auflage vorliegende „Englische Grammatik" ist ein mit grofser Ausführlichkeit und Sorgfalt bearbeitetes Lehrbuch, das an geeigneter Stelle auf Latein oder Französisch Bezug nimmt und für solche höhere Anstalten pafst, welche das Studium der englischen Sprache sehr betonen und von ihren Schülern besonders eingehende Kenntnis der Grammatik verlangen. Wir finden in demselben neben vorzüglicher Behandlung der Sytnax auch die Etymologie in gekürzter Form unter steter Hinweisung auf die entsprechenden §§ der „Elemente der englischen Formenlehre für Anfänger" von dem gleichen Verfasser. Die einzelnen Regeln werden durch eine reiche Auswahl von schönen Beispielen belegt. Jenen Verben und Adjektiven, deren Rektion von jener der entsprechenden deutschen Verba abweicht, ist ein eigner Anhang gewidmet, das Nachschlagen durch ein sehr genaues Sachregister erleichtert.

München. Wolpert.

Götz H. Lehrbuch der Physik. Mit 288 Figuren und zahlreichen Übungsaufgaben. München-Leipzig. Franz. 1892. XXIV. 8°. Mk. 3,60.

Das vorliegende Buch darf man mit Fug und Recht als eine Bereicherung der einschlägigen Literatur bezeichnen: denn es hat mit den besseren der bereits vorhandenen Lehrbücher der Physik Reichtum des Inhaltes und Gewandtheit der Darstellung gemein, überragt sie aber durch die Methode des Vortrages sowie durch Beifügung zahlreicher, gut gewählter Übungsaufgaben. Der Verfasser geht von dem zweifellos richtigen Gedanken aus, dafs dem reifen Manne zwar eine klare Darlegung der Gesetze genüge, dafs dieselben aber dem Schüler, der erst denken lernen soll, an bestimmten Zahlen nachgewiesen werden müssen, wenn er sie ganz verstehen und dauernd merken soll. Rechnerisch durchgeführte Beispiele wie etwa die Bestimmung des spezifischen Gewichtes S. 36 oder die Feststellung des Arbeitseffekts der Dampfmaschinen S. 103 und viele ähnliche werden dem Schüler von weit gröfserem Nutzen sein als jede noch so schöne Theorie. Mit besonderer Vorliebe hat der Verfasser augenscheinlich das modernste Gebiet der Physik, den Magnetismus und die Elektrizität, behandelt und sich ein unleugbares Verdienst dadurch erworben, dafs er die neuesten Forschungen in demselben, soweit sie sich mit elementaren Mitteln dem jugendlichen Geiste klarlegen lassen, in den Kreis seiner Betrachtungen aufgenommen hat. In der hier geübten Darstellung werden die Begriffe magnetisches Feld, elektrisches Potenzial, die Kraftlinientheorie und deren Verwertung auch dem Schüler fafsbar: jedenfalls kann er diese Dinge, deren Schwierigkeit keineswegs geleugnet werden soll, die aber heutzutage nun einmal nicht mehr zu umgehen sind, mit Hilfe des vorliegenden Buches bei gutem Willen

bewältigen. — Nicht gering anzuschlagen ist auch das Bestreben des Verfassers, dem Lernenden gewisse Analogien bei physikalischen Vorgängen vor Augen zu halten; dadurch werden diese Vorgänge nicht blofs dem Verständnisse, sondern auch dem Gedächtnisse des Schülers näher gebracht. Die Aufgaben sind an passender Stelle eingefügt und stellen an die Leistungsfähigkeit des Schülers meist keine zu grofsen Forderungen; vielleicht dürfte es sich empfehlen, bei einer künftigen Auflage auch die Resultate derselben kurz anzugeben; der Schüler würde dadurch zu einer richtigen Lösung der Aufgaben in gewissem Sinne gezwungen. — Dafs der Verfasser in einem Buche, welches dem Unterrichte in der Schule als Leitfaden zu grunde gelegt werden soll, auf eine eingehende Besprechung von Apparaten und Experimenten verzichtet, ist begreiflich; ratsam wäre es aber doch, einige einfachere Experimente, die der Schüler selbst anstellen kann, namentlich solche, welche wichtigere Gesetze illustrieren, beizufügen.

In formeller Beziehung zeichnet sich das Buch durch eine reiche Gliederung des Stoffes, die auch äusserlich durch schönen, weiten Druck hervortritt, sowie durch knappe, aber doch klare, offenbar wohlüberlegte Ausdrucksweise aus; die Figuren sind zwar nur skizziert, entsprechen aber ihrem Zweck ganz gut. Verbesserungsbedürftig, weil nicht ganz klar, erscheinen dem Unterzeichneten die Bemerkungen S. 80, Absatz 3: „Die Wasserkräfte verdanken wir u. s. f., S. 109 Absatz 4: „Von einem magnetischen Agens u. s. w.“, sowie der Abschnitt 248 S. 350. Das Kapitel über das physische Pendel hält nicht, was seine Überschrift verspricht. Warum für die Geschwindigkeit s. S. 354 drei verschiedene allgemeine Werte angegeben werden, ist bei der sonstigen kurzen Fassung der Erklärungen nicht einzusehen. Das bezüglich des Chlorcalciums S. 91 Absatz 4 Bemerkte möchte der Unterzeichnete in Erwägung eigener Erfahrung nicht nachsagen.

Koppe K. Anfangsgründe der Physik mit Einschlufs der Chemie und mathematischen Geographie. 18. Auflage. XXXII. 8°. Essen. Bädecker 1892. Bearbeitet von Dr. H. Koppe.

Die neue Auflage dieses guten Buches, welches im XXV. Bande dieser Zeitschrift S. 55 eingehender besprochen wurde, hat im Vergleiche mit der vorhergehenden sowohl in bezug auf Inhalt als auch in hinsicht auf Form entschieden gewonnen. Der Verfasser ist offenbar bestrebt, die neuesten Forschungen im Gebiete der Physik, soweit dies mit den ihm zu gebote stehenden Mitteln möglich ist, darzulegen. Dies zeigt sich namentlich in dem Abschnitte über Magnetismus u. Elektrizität, der abgesehen von seiner in didaktischer Beziehung erfolgten Umarbeitung eine wesentliche Bereicherung des Inhaltes erfahren hat. Verbesserungen in der Darstellung finden sich auch sonst vielfach, namentlich tritt das Prinzip von der Erhaltung der Energie in allen Teilen noch klarer hervor. Als Anhang hat der Verfasser einen kurzen Abrifs über mathematische Geographie bei-

gegeben, der sich im grofsen und ganzen als ein Auszug aus desselben Verfassers „Mathematische Geographie" (Essen 1889. Dritte Auflage) erweist; auch in diesem Abschnitte zeigt sich deutlich des Verfassers bekannte Fähigkeit, knapp und doch klar zu schreiben. — Der schöne, weite Druck und das vergröfserte Format der neuen Auflage sind als eine erfreuliche Neuerung zu verzeichnen. Allerdings mufste dieser zu liebe, um den Umfang des Buches nicht allzusehr zu vergröfsern, mancher Abschnitt kürzer gefafst, einiges sogar ganz weggelassen werden; zu bedauern ist dabei der Ausfall der geschichtlichen Übersichten. Die neu eingefügten Holzschnitte sind wie die früheren gut und deutlich. — Auch jetzt noch, nachdem unsere Schüler bereits einen kurz gefafsten Leitfaden der Physik in Händen haben, kann man ihnen doch das vorliegende Buch zur Anschaffung empfehlen, namentlich solchen, welche über theoretische Entwicklungen oder über Einrichtung und Zweck physikalischer Apparate zu Hause näheren Aufschlufs zu haben wünschen.

Fliedner-Krebs. Aufgaben aus der Physik nebst einem Anhange, physikalische Tabellen enthaltend. Siebente verbesserte und vermehrte Auflage mit 74 Holzstichen. Braunschweig, Vieweg 1891. 8°. IX.

Dieselben. Auflösungen zu den obigen Aufgaben mit 122 Holzstichen. 8°. XIII.

Die vorliegende Aufgabensammlung zeichnet sich durch Reichtum des Inhaltes, klare Fragenstellung, sowie insbesondere durch die den Lösungen vielfach beigefügte Erklärung physikalischer Gesetze und Erscheinungen aufs vorteilhafteste aus; sie behandelt in mehr als 1000 Nummern, von denen fast jede neues bietet, alle Gebiete der Physik, beschränkt sich aber auf solche Fragen, welche auf elementarem Wege gelöst werden können und ist deshalb in den obersten Klassen unserer Gymnasien mit Auswahl gut zu verwenden. Etwas über 500 Aufgaben gehören in das Gebiet der Mechanik, 70 zur Akustik, etwa 160 zur Wärmelehre, 180 zur Optik, 90 beschäftigen sich mit dem Magnetismus und der Elektrizität, endlich noch 35 mit der Chemie. Eine nur einigermafsen eingehendere Angabe des Inhaltes ist hier nicht möglich; es möge die Bemerkung genügen, dafs der Stoff in 33 Abschnitten mit vielen Unterabteilungen richtig gegliedert und trefflich geordnet ist; jeder Abschnitt beginnt mit ganz einfachen Fragen und schreitet zu schwierigeren vorwärts, teilweise bis zu solchen, welche als sehr schwierig bezeichnet werden müssen. Ein Anhang von 29 Tabellen enthält alle physikalischen Konstanten, deren Kenntnis zur Lösung der Aufgaben nötig ist. — Der Verfasser geht mit Recht von der Ansicht aus, dafs der Unterricht in der Physik von vorneherein soviel als möglich auf Mafs und Zahl Rücksicht zu nehmen habe; damit soll aber nicht gesagt sein, dafs die mathematische Behandlung der Aufgaben Selbstzweck wäre; sie soll und darf nur Mittel

zum Zwecke bleiben. Verfasser bleibt auch in der Verwendung dieses Mittels in sehr bescheidenen Grenzen; er verlangt vom Schüler nur Kenntnis in der Behandlung der Gleichungen ersten und zweiten Grades, Fertigkeit in der Anwendung einfacher geometrischer Konstruktionen, sowie das Wesentlichste aus der ebenen Trigonometrie. Wenn nun auch die Mehrzahl der Aufgaben mathematisch-physikalischer Natur ist, so finden sich doch auch sehr viele, welche auf Grund nur physikalischer Gesetze gelöst werden können; als Beispiel möge hier die Frage XXV, 7 angeführt sein: „Wie erklärt es sich, dass uns Sonne und Mond beim Auf- und Untergange gröfser erscheinen, als wenn sie hoch am Himmel stehen?“ Manche Fragen beziehen sich auch auf die experimentelle Bestimmung physikalischer Gröfsen, wie XX, 3 die Korrektur des Barometerstandes, oder XXVIII, 58 die Bestimmung der Brennweite von Linsen und ähnliche. Dafs der Verfafser mit der Herausgabe der Lösungen einen weitergehenden Zweck verfolgt, als etwa die leere Angabe der Resultate läfst sich schon äufserlich daran erkennen, dafs die Lösungen fast volle fünf Druckbogen mehr beanspruchen, als die Aufgaben selbst und zeigt sich namentlich daran, dafs manche Aufgabe gestellt ist, nicht so fast damit der Schüler sie erschöpfend beantworte als vielmehr, damit er sich in den Lösungen gründliche Belehrung erhole; schwierigere Fragen dieser Art sind übrigens auch durch den Druck kenntlich gemacht, wie XIX, 58 u. 59. Dadurch und durch die eingehende Begründung und Erörterung der gestellten Probleme mit vielen Erläuterungen und Zusätzen erhebt sich die vorliegende Aufgabensammlung zu einer trefflichen Ergänzung eines jeden Lehrbuches der Physik, weil der Schüler aus ihr in vielen Fragen Aufschlufs schöpfen kann, die in seinem Lehrbuche gar nicht oder nur kurz berührt sind. Die Aufschrift des Buches: „Zum Gebrauche für Lehrer und Schüler an höheren Unterrichtsanstalten und besonders beim Selbstunterrichte“ ist deshalb auch wohl berechtigt.

Wünschenswert wäre, dafs der Verfasser bei Berufungen auf die Lehrbücher, von denen drei in Betracht kommen, nämlich das Lehrbuch von Fliedner, der Leitfaden und der Grundrifs von Krebs, in jedem einzelnen Falle genau angebe, welches gemeint ist. Ferner nimmt sich in einem Buche, das doch sonst vollständig auf modernem Boden steht, das alte Mafs, das bei einigen Aufgaben verwendet ist, etwas sonderbar aus; freuen wir uns, dafs wir unsere Jugend mit demselben nicht mehr zu quälen brauchen! Druckfehler finden sich etwa ein paar Dutzend; sie sind meist leicht zu erkennen und deshalb unschädlich, ausgenommen etwa IV, 17 (Kugelabschnitt statt Ausschnitt) VI, 5 (fehlt in der Lösung der Faktor 2) XVII, 25 (= statt —) und XXIX, 11 (Zeile 7 der Lösung, Brechungs- statt Ablenkungswinkel β). Sachliche Bedenken ergeben sich bei Aufgabe I, 46, welche in dieser Form leicht mifsverstanden wird (in XIX, 4 und 5 ist die entsprechende Frage richtig gestellt); die Wurfhöhe in VI, 16 ergibt sich wohl besser aus dem Worte $v = o$ der vertikalen Geschwindigkeitskomponente. In XI, 8 fehlt die Antwort auf die zweite Frage; in XI, 9 ist der erste Teil der Lösung unrichtig. XVI, 26 geht wohl etwas zu weit und

erreicht, weil nur mit grober Annäherung lösbar, ihren Zweck nicht; XVII. 8 ist nicht klar gestellt. Die erste Lösung von XIX, 5 führt den Schüler zu der falschen Vorstellung, als ob ein Körper bei 0° C auch die Wärme 0 hätte. Bei XXVIII, 25 fehlt der Nachweis, dafs w ein Minimum ist. In der Tabelle vor Aufgabe XXIX, 14 ist für den Einfallswinkel $\alpha = 89° 23'$ der Ablenkungswinkel $\omega = 42° 2'$ kein Maximum; die Behauptungen der nächstfolgenden Aufgabe werden dadurch dem Schüler mindestens zweifelhaft. (Vergleiche auch Krebs, Leitfaden § 183.) Abgesehen von diesen nach Art und Zahl geringfügigen Fehlern ist aber die Aufgabensammlung ein so prächtiges Werkchen, dafs man sie Lehrern und Schülern zur Benützung nur empfehlen kann.

Heussi, Dr. J., Leitfaden der Physik. Dreizehnte Auflage, bearbeitet von K. Weinert, Braunschweig, Salle. IX u. II. 8°. ist ein fast unveränderter Abdruck der im XXVII. Bd. dieser Zeitschrift S. 443 besprochenen 12. Auflage dieses Büchleins. Neu dazugekommen ist ein Anhang: „Die Grundbegriffe der Chemie“, in welchem der Verfasser kurz das Wesentlichste über die Aufgabe der Chemie. Begriff des chemischen Elementes, die namentlich für das praktische Leben wichtigsten Verbindungen der anorganischen Chemie und auch noch einiges aus der organischen Chemie mitteilt. Der Verfasser dürfte auch in diesem Anhange sowohl in bezug auf den Inhalt als auch hinsichtlich der Form das Richtige getroffen haben.

Würzburg. Dr. Zwerger.

Albrecht Wirth, Danae in christlichen Legenden. Wien 1892. F. Tempsky. VI u. 160 S. 8°. 5 M.

Hermann Usener, welchem die vorliegende Schrift gewidmet ist, hat in der Festschrift f. d. 34. Vers. deutscher Philologen und Schulmänner zu Trier 1879 den dankenswerten Versuch gemacht, aus den Legenden der hl. Pelagia die Momente hervorzuheben, welche auf ein Fortleben einer in mancherlei Formen auftretenden Gestalt des alten Glaubens, Aphrodite, (p. XX ss.) hinweisen, oder hinzuweisen scheinen. A. Wirth nun sucht seinerseits die Spuren einer im klassischen Altertum gern behandelten Lokalgeschichte, die Erzählung vom Geschicke Danaes, vor allem in den Legenden der hl. Barbara, Irene und Christina wiederzufinden. Während aber Usener eine wohlabgerundete, sichere Darstellung bietet, führt uns W. durch ein entsetzliches Labyrinth von Sagen allermöglicher Völker und Länder, wie es die heillose Kombinierungssucht so vieler Mythologen immer und immer wieder zu thun pflegt. Doch könnte man all das lustig emporgeschossene Beiwerk in all seiner methodelosen Nebeneinanderstellung stillschweigend hinnehmen, wenn nur der Kernpunkt der Sache Bestand hätte, „dafs der Untergrund der christlichen Märchen von

der eingeschlossenen Königstochter in der antiken Danaesage zu suchen ist". (p. 38).

In nicht ganz 14 Zeilen sind die Grundmotive der beiden (von einem gemeinsamen Urbilde, dem Adonismythus, abgeleiteten) Sagen zusammengestellt (p. 39). Sie sollen sich decken! Mit Ausnahme eines Punktes glaubt jedoch Ref. alle und jede Übereinstimmung verneinen zu müssen: „Ein König schliefst seine Tochter von der Welt ab, mit der ausgesprochenen Absicht, sie an der Heirat zu verhindern". Dies pafst wohl zur Danaegeschichte (cfr. Apollod. bibl. II, 4, 1: *Ἀκρισίῳ δὲ . . . . . ὁ θεὸς ἔφη γενέσθαι παῖδα ἐκ τῆς θυγατρός, ὃς αὐτὸν ἀποκτείνῃ. δείσας οὖν Ἀκρίσιος τοῦτο ὑπὸ γῆν θάλαμον κατασκευάσας χάλκεον τὴν Δανάην ἐφρούρει*), nicht im geringsten aber zur Barbara- und Irenelegende. cfr. *μαρτ. τ. ἁ. Β.* p. 105, 8 ss.: „Der Vater Barbaras kommt zu ihr in den Turm: „*Τινὲς τῶν μεγιστάνων ὑπέμνησάν με περὶ σοῦ τοῦ λαβεῖν σε ἐπὶ γάμῳ· τί οὖν βουλεύει περὶ τούτου*"; *ἡ δὲ ἀτενίσασα αὐτὸν μετ' ὀργῆς εἶπεν* „*μὴ καταναγκάσῃς με τοῦτο πρᾶξαι, πάτερ*". — *μαρτ. τ. ἁ. Εἰρ.* p. 117, 44 ss.: „*ἰδοὺ*", spricht der Vater zu Irene „*τοίνυν σήμερον βούλομαί σε εἰσενέγκαι εἰς τὸν πύργον καὶ ποιῆσαί σε* (codd. *ποιήσεις*) *χρόνους, ἕως οὗ φθάσῃς πρὸς γάμον*". ib. p. 119, 112 ss. „*εἰσελεύσομαι εἰς τὸν πύργον καὶ θεάσομαι τὸ θυγάτριόν μου, διότι ἔφθασε νῦν πρὸς γάμον*". ib. p. 120, 118 s.: „. . . . . *ὅστις βασιλέως υἱὸς ἀρέσκει σοι, οὗτος ἔσται σοι νυμφίος*". — „Die Amme der argivischen Königstochter ersetzt der Schulmeister Ampelianus". Die *τροφός*, kein Bestandteil der einfachen Sage, ist das bekannte Inventarstück des Theaters (erwähnt von Pherekydes und in dem Ps. Eurip. Prol. Nauck 352—54), und die Wege, die vom attischen Drama bis zum *διδάσκαλος*, <*ὅς*> *διὰ μαγγάνων ἐδίδασκεν αὐτὴν* (sc. *Εἰρήνην*) *τὰ γράμματα μὴ ὁρῶν τὸ πρόσωπον αὐτῆς* (p. 118, 82 s.) führen, sind unauffindbar. Zudem wird p. 67 vom Verf. behauptet, dafs Apollonius von Tyrus in dem A(m)pelianus der Irenelegende fortlebe!! — „Überirdische Mächte dringen auf wundersame Weise in die unzugängliche Behausung der einsamen Jungfrau. Die Schöne wird bestimmt, den Geboten ihres Vaters zuwiderzuhandeln. Dies kommt an den Tag, und sie wird vom eigenen Vater grausam behandelt und verstofsen". Das Eindringen übernatürlicher Wesen in einen verschlofsenen Raum braucht in den Akten der Heiligen doch nicht auf den erst umzumodelnden Besuch des Zeus bei der Danae zurückzugehen, während andere Beispiele unendlich näher liegen (cf. z. B. act. Apost. 5, 19 s. p. 211. Tischend.[4] ib. 23, 11, p. 250.), von der mehr als grundverschiedenen „Unfolgsamkeit" der Danae und der hl. Jungfrauen ganz zu schweigen, ebenso wie über die Handlungsweise der Väter. — „Ein Kästchen nimmt die Unglückliche auf, sie wird dem Spiel der Wellen preisgegeben, und man hört nichts mehr von ihr". Hiebei ist nicht nur eine blofse unwahrscheinliche Annahme, sondern eine absolute Unrichtigkeit zu beanstanden, die eine mehr als leichtfertige Arbeitsweise verrät. Abgesehen davon, dafs man von Danae doch in der Folge „etwas hört", steht im griech. Text (*μαρτ. τ. ἁ Εἰρ.* p. 147, 1004 ss.) kein Wort

davon, dafs das „Kästchen" (eine *λάρναξ ἐκ μαρμάρου*), welches *χρόνον ἱκανὸν εἶχε βεβλημένη ἐν ἐκείνῳ τῷ τόπῳ* (*ἔξω τῆς πόλεως* ohne nähere Angabe!) und in das die hl. Irene (nur um diese handelt es sich) selbst steigt, dem Spiel der Wellen preisgegeben wird. Es bleibt ruhig stehen, nur die Heilige ist nach vier Tagen daraus verschwunden: „*μετὰ δὲ τὰς τέσσαρας ἡμέρας πορευθεὶς πρῶτος Ἀμπελιανὸς εἰς τὸν τόπον ἐθεάσατο ἠρμένον τὸ πόμα* (= *πῶμα*) *τῆς λάρνακος* ⟨*τὴν δὲ μακαρίαν μὴ οὖσαν ἐν αὐτῇ*⟩ *πλὴν ἔγνω, ὅτι ὁ κύριος αὐτὴν ἀνελάβετο*". Ref. möchte hier am ehesten vermuten, dafs Reminiscenzen an den Auferstehungsbericht der Evangelien (bes. Marc. 16, 4 p. 93; Luc. 24, 2, p. 153, Joh. 20, 1 p. 198: . . . . *βλέπει τὸν λίθον ἠρμένον ἐκ τοῦ μνημείου*) vorliegen. — Haltlos ist es endlich auch, den Tod des Acrisius durch den Discuswurf (natürlich Discus = Blitz!) mit dem des Vaters der hl. Barbara (nur um diese kann es sich handeln cf. *μαρτ. τ. ἁ. Β.* p. 111, 153 s.: . . . . *ἀπὸ τοῦ ὄρους πῦρ ἔπεσεν ἐκ τοῦ οὐρανοῦ καὶ κατέφλεξεν αὐτόν.*) in Übereinstimmung zu bringen.

So bleibt nur ein einziges Motiv übrig, das mit der alten Sage gemeinsam ist: das Einsperren in ein einsames Gemach. Dies Motiv aber ist nicht ein Charakteristicum der Danaegeschichte; diese ist nur ein Glied in der überall, vorzüglich im Märchen, wiederkehrenden Erzählung von der *παῖς κατάκλειστος* (cf. E. Rohde — W. schreibt durchweg Rhode! — gr. Roman p. 134, 1). Eine weit dankbarere und zu mehr gesicherten Resultaten führende Untersuchung wäre es gewesen, statt mit vorgefafster Meinung überall Danae zu wittern, eben diese *παῖς κατάκλειστος* im Zusammenhang zu behandeln, wobei all die netten Märchen von Rapunzel u. s. w., die übrigens von W. lange nicht in vollständiger Zahl beigebracht sind, ein berechtigtes Unterkommen hätten finden können[1]).

Der versuchte Nachweis also, in den angeführten christlichen Legenden Spuren der Danaesage wiederzufinden scheint durchweg mifslungen[2]). Die Darstellung des Mart. d. hl. Barbara weist wohl in keiner Hinsicht auf das klassische Altertum hin, während

---

[1]) Ref. wäre begierig gewesen, wie d. V. sich eine bestimmte Partie des aegypt. Märchens des neuen Reiches von dem Prinzen „mit den drei Geschicken' zurecht gelegt hätte. cf. Erman, Aeg. u. aeg. Leben im Altert. II. p. 503.

[2]) Dafs bereits Papebroch Spuren der Danaesage in der Barbaralegende vermerkt habe, wie W. p. 13 behauptet, mufs eine unbegreifliche Täuschung sein. Der dem Ref. vorliegende Text: acta SS. Maii edd. Henschenius et Papebrochius. I. Antverpiae 1680, p. LIV (ephem. Graec.-Mosc.) Dec. 4 weist aber auch nicht das geringste davon auf. — Danae war übrigens christlichen Autoren nicht unbekannt, aber wie einschlägige Stellen darthun, wurde ihr Abenteuer mit Zeus in tendenziöser Weise behandelt. cf. August. de civ. Dei 18, 13: vel Danaes . . . . . ubi intellegitur pudicitiam mulieris auro fuisse corruptam. = Isid. etym. 8, 11. In ähnlichem Sinne: Tertull. apol. 21. Lact. inst. div. I. 11. Hieron. ep. ad Gaud. II. 534. Columb. carm. III, 61. Fulgent. mythol. ad Catum presb. I. p. 613. Epiphan. ancor. c. 105. — cf. ferner eine nicht ganz ungeschickte Reimerei a. d. XII. Jhd.: qualiter Jupiter corrupuit Danen in specie auri. Ztschr. f. d. A. 18, 457. — Von all diesen Stellen, die für das Fortleben Danaes in der christlichen Literatur nicht unwichtig sind, findet sich bei W. keine Spur!

in der Irenelegende Untersuchungen weniger nach der sachlichen als nach der rhetorisch-stilistischen Seite hin (unangenehm fallen übrigens auch hier die abscheulichen Hiaten auf) nicht ohne Erfolg sein dürften. So verrät z. B. der *θρῆνος* der Penelope-Irene (p. 117 s., 52 ss.: *ἔτι ζῶσαν εἰς Ἅιδου πύλας με κατακλείεις κ. τ. λ.*), sowie das hochdramatische Moment des Auftretens des Daemons p. 124, 254 ss. einen rhetorisch nicht ungebildeten Mann, der auch Stellen aus der hl. Schrift nicht blofs anzuführen, sondern auch für seine Darstellung mit Geschick zu verwenden versteht. cf. z. B. die Anlehnung an die herrlichen Worte des Johannesevangeliums 9. 4, p. 176: *ἡμᾶς δεῖ ἐργάζεσθαι τὰ ἔργα τοῦ πέμψαντος ἡμᾶς, ἕως ἡμέρα ἐστίν· ἔρχεται νὺξ, ὅτε οὐδεὶς δύναται ἐργάζεσθαι* u. *μαρτ. τ. ἁ. Εἰρ.* p. 122, 194 ss.: *διαβλέψατε οὖν, ἀδελφοί, καὶ μετανοήσατε, ὡς ὅτι καιρός ἐστιν, πρὶν ἢ ἐλθεῖν τὴν ἡμέραν τῆς κρίσεως, ἐν ᾗ οὐδεὶς δύναται ἐργάζεσθαι.* Dabei hätte wenigstens positives beigebracht werden können! — Übrigens möchte Ref. betonen, dafs es für einen auf diesem Gebiet Arbeitenden unumgänglich und in erster Linie notwendig ist, sich solide Kenntnisse in der gesamten christlichen Literatur zu erwerben, bevor die Jagd nach abgeblafsten Gestalten des alten Glaubens beginnt. Verschwunden sind diese ja nicht alle ganz, sie aber wieder zu finden ist mehr denn Dilettantenarbeit!

Recht wenig vertrauenerweckend ist ferner die Edition der Legenden der hl. Barbara und Irene (p. 105 ss.). — Zu welchen überaus wertvollen, grundlegenden Resultaten eine sorgsame Untersuchung über Legendentexte zu führen vermag, zeigen Krumbachers Studien zu den Legenden des hl. Theodosius (S.-B. d. b. A. d. W. philos.-philol. Cl. 1892, Heft 2, p. 220 ss.). An diesen Studien konnte sich W. allerdings kein Muster mehr nehmen, aber mehr Sachkenntnis und vor allem mehr Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit hätte man doch bei dem Herausgeber voraussetzen dürfen, als in Wahrheit vorhanden ist. Den Beweis, dafs der Paris. 1470 (übrigens eine Hdschr. von gutem Klang) dem Vind. hist. 23 gegenüber „die bei weitem ursprünglichste Überlieferung aufweist“ (p. 99), ist er uns schuldig geblieben. Denn beweiskräftig dürfte weder die Lesart des Paris p. 124, 247: *ὡς ἄν τις ἴδῃ πρόσωπον θεοῦ* gegenüber dem *πρ. ἀγγέλου* von Vind. und Palat. 27 sein (die Variante läfst sich so sehr leicht aus dem eine Zeile vorherstehenden: . . . *ἠγωνίζοντο θεάσασθαι τὸ ἰσάγγελον αὐτῆς προσώπον* erklären!), und noch viel weniger die so stark betonte (p. 39) der „Kirchenzensur“ glücklich entronnene Bemerkung des Paris. p. 118, 78: *ἐφοβήθη γὰρ (Λικίνιος) μήποτε φθονήσας ὁ ἥλιος ἀμαυρώσῃ τὸ κάλλος τῆς θυγατρὸς αὐτοῦ*, worüber Cr.(usius) sich schon entsprechend geäufsert hat (Lit. Centralbl. 1892, n. 44, Sp. 1584 s.). Das Verhältnis einer anderen Hdschr. zum Vind. ist mit folgenden Worten abgethan (p. 99): „Sehr nahe kommt ihm der Marcianus 362, den ich nach dem Gedächtnis sehr flüchtig kollationiert habe!!“ — Noch viel gröfsere Fahrlässigkeiten weist die Art der Edition des Textes der Barbaralegende auf. Zu Grunde gelegt ist der minderwertige Vat. 866; gleichzeitig ist das Bedauern ausgesprochen

(p. 97), den Paris. 1470 nicht zeitig genug gekannt zu haben, und — drei Druckbogen später (p. 159) kommt die Berichtigung, dafs Paris. 1470 die Barbaralegende gar nicht enthält! Der Messin. 76 wird als „am besten und vollständigsten“ gepriesen, und wieder bedauert d. Herausg., „ihn nicht zu Grunde gelegt zu haben“. Hing denn Tod oder Leben von einer mehr oder minder schnellen Publikation ab?! „Der Vind. hist. 61, auf der Stufe des Vat.“ Nein, der Vind. ist besser! Vom Neap., der wieder blofs nach dem Gedächtnis kollationiert wurde, weifs W. nichts Näheres mehr anzugeben als das kurze: „Sein Wert ist nicht grofs“ (p. 98). Vom Paris. 1463 bringt er nur die von Usener ihm mitgeteilten Anfangsworte. Die Sonderstellung des Prag. VIII. A. 15 wird sehr kurz registriert. — Und das alles soll eine Grundlage für einen kritischen Apparat sein!

Zu der Überlieferung des Textes kann Ref. noch eine kleine, gewifs nicht unwillkommene Ergänzung beibringen. In dem jüngst erschienenen III. Bd. der acta Mart. et Sanct. (Paris. 1892. — Lpz. Harrassowitz) ist aus einer syrischen Hdschr. der Pariser Nationalbibliothek zum ersten Mal in syrischer Gestalt u. a. auch der Text der Barbaralegende (p. 345—354) publiziert[1]. Leider ist eine Übersetzung nicht beigegeben, so dafs die allgemeine Benützung ziemlich erschwert ist[2]. — Inhaltlich deckt sich natürlich diese Bearbeitung mit den griechischen Darstellungen, der Text aber stimmt mit keiner der von W. beigezogenen Hdschr. völlig überein; sehr zu bedauern ist übrigens, dafs von Paris. 1463 nur der Anfang mitgeteilt ist, denn nur der Anfang dieser Hdschr. deckt sich mit dem der syrischen: *κατ᾽ ἐκείνους τοὺς καιροὺς βασιλεύοντος μαξιμιανοῦ τοῦ παρανόμου καὶ ἀσεβεστάτου · ἡγεμονεύοντος δὲ μαρκιανοῦ ἦν διωγμὸς μέγας τῶν χρ.* und: „In den Zeiten, da Maximianus regierte, der gottlose und verruchte, in der Hegemonie des Marcianus entstand eine grofse Verfolgung gegen alle Christen“. — Eine sehr grofse Übereinstimmung zeigt der Syr. mit dem Vind., indem eine ziemliche Anzahl von Lesarten, die nur der Vind. bietet, auch im Syrischen wiederkehren. Ein einzelnes Stück der auch hier sich findenden Julianapassion, p. 109, 2, die von W. mit Unrecht ausgeschieden wird, ist nur dem Vind. und Syr. gemeinsam. Aber auch ein paar Stellen von den anderen Hdschr. lassen sich nachweisen. Das Détail kann natürlich hier nicht gegeben werden. Ein Neuherausgeber der Barbaralegende (denn die vorliegende Edition ist, wie ersichtlich sein wird, unbrauchbar) wird jedenfalls Notiz von dem syrischen Text nehmen müssen.

Neben diesen die Hauptsache bezw. die Grundlagen der ganzen Veröffentlichung betr. Punkten seien nur noch ein paar beliebig herausgegriffene Kleinigkeiten erwähnt, um auch hierin eine Probe von der Arbeitsweise des

[1] W. konnte die Ausgabe selbst kaum mehr benützen, aber bei einem derartigen Stoff wäre der Gedanke doch sehr nahe gelegen, Erkundigungen einzuziehen, ob nicht in irgend einer Bibliothek einschlägige syrische Handschrftn. existieren.

[2] Ref. verdankt durch Vermittlung von Hrn. Prof. Dr. Hommel der Liebenswürdigkeit des Hrn. Prof. Dr. Schönfelder in München eine Übertragung des Textes, wofür er auch an dieser Stelle seinen herzlichsten Dank ausspricht.

Verf. zu geben: p. 45, 5 wird mit Berufung auf Reinisch bei Pauly behauptet, der Osiriscultus sei vor dem 13. Jahrh. in Ägypten unbekannt gewesen, was unrichtig ist. Osiris ist kein jüngerer Gott und enthält keine fremden Elemente. (Erst in späterer Zeit findet eine Contamination mit der Adonissage von Byblus statt, cf. Ed. Meyer, G. d. A. I. p. 69 Anm.) Bei dem jetzigen Stand der aegyptol. Forschungen nur Paulys Realencyclopaedie aus dem J. 1864 [2] zu citieren, ist kaum mehr gestattet. — Θυρίς in der Barbaralegende p. 105, 18 u. ö. ist p. 14 fälschlich mit „Thüre" übersetzt, selbstverständlich mufs es „Fenster" heifsen. — p. 109, 1 wird Juliana zu einer angeblichen Schwester Barbaras gemacht. Sollte hier eigens bemerkt werden müssen, dafs unter dem ἀδελφή des Textes eine Schwester in Christo zu verstehen ist? Zu allem Überflufs hat der syrische Text (p. 354) .... mit Juliana ihrer geistigen Schwester. — Auffallend ist auch, dafs bei den wenigen hebräischen Citaten statt ־נ die Finalform ם gedruckt ist, so p. 28, 2: שְׁמַשׁ st. שְׁמַשׁ u. p. 80, 4: שְׁמאֵל st. שְׁמֹאל.

München. Dr. E. Knoll.

Klassisches Bilderbuch von Raimund Oehler (Verlag von Schmidt und Günther in Leipzig) [1892]. 4°.

Nachdem Schule und Forschung gemeinsam bestrebt sind, die Archaeologie im Unterrichte zu verwerten, ist der Nährboden geschaffen, auf dem eine reichliche Literatur emporspriefst. Es ist die Aufgabe der Kritik, das Unkraut von den nützlichen Erzeugnissen zu scheiden und auch diese wenn notwendig zu verbessern. Zu den brauchbaren Büchern gehört das „Klassische Bilderbuch" und eine Umgestaltung wird auch nicht schwer möglich sein. Es bietet in grofs 4° auf 105 Tafeln 190 Abbildungen und 6 Pläne, hat in der Anlage eine Ähnlichkeit mit Baumeisters Bilderheften, ist nur weniger reichlich und weniger übersichtlich, die Abbildungen sind schlechter, dagegen mit kurzen Erklärungen versehen, die sehr bequem für den Schüler jeder Nummer angefügt sind, endlich ist das Werk bei weitem preiswürdiger. Götterbilder sind viel zu wenig, Darstellungen der Mythen so gut wie gar nicht vorhanden, Porträts dagegen zahlreich, wenn auch zum Teil mifslungen. Ganz neu und recht verdienstlich ist die Sammlung von Landschaften vorwiegend aus Griechenland; der Verfasser möge in einer neuen Bearbeitung des Buches auch von Italien Abbildungen bringen. Besonders der Anblick von berühmten Plätzen aus der Umgegend von Rom, vom Sorakte, von Tuskulum, vom Mons Albanus, wird viele Stellen der Schriftsteller beleben können. Von Sicilien wird jeder Lehrer den Schülern gerne und mit Vorteil Syrakus mit der Insel zeigen. Wohl nur durch einen Zufall fehlt eine deutliche Abbildung eines griechischen Theaters; die Auswahl ist nicht schwer; denn das von Epidauros wird am geeignetsten sein.

Reich ist der Inhalt, aber auch bunt. Schon wenn man das Register durchliest und ebenso wenn man das Buch selbst durchblättert, werden die Mängel offenbar. Denn nur wer mit dem Stoffe und mit den Gegenden wohl vertraut ist, wird einen dauernden Eindruck behalten. Das Anschauungsvermögen des Schülers mit durchschnittlicher Begabung wird eher abgestumpft als geschärft, das Interesse wird zu sehr geteilt wie bei dem Fremden, der von eiligen Ciceroni durch alle Räume und Museen Roms geführt wird. Zu grofse Mannigfaltigkeit des Inhalts, Mangel an Übersichtlichkeit in der Menge des Gebotenen, mittelmäfsige Abbildungen sind die Fehler, welche dem Buche von Oehler und ähnlichen Unternehmungen anhaften. Darum lieber weniger in bezeichnender Anordnung und vortrefflicher Vervielfältigung, das zu dauerndem Besitze des Schülers werden kann! Dieser mufs im wesentlichen die nämliche Auswahl in Händen haben, welche er täglich im Klafszimmer oder im Schulgebäude sieht, ebenso wie Übereinstimmung von Atlas und Wandkarte die erste Bedingung für einen gedeihlichen Unterricht in der Geographie bildet. Darum mufs von mafsgebender Stelle ein Kanon mustergiltiger Abbildungen in passender Gröfse um mäfsigen Preis hergestellt werden. Nur so wird ein fester Grund geschaffen, auf dem der Lehrer sich stützen kann. Seine Individualität wird dadurch nicht erdrückt, im Gegenteil, sie wird sich erst jetzt auf sicherem Boden weiterentwickeln können.

Rom und Römisches Leben im Alterthum geschildert von Dr. Hermann Bender Rektor des kgl. Gymnasiums in Ulm. Zweite verbesserte und durch zahlreiche Abbildungen vermehrte Auflage. Tübingen Verlag der M. Laupp'schen Buchhandlung. Grofs octav. Preis brochirt 10 Mark.

Vor 14 Jahren erschien das nunmehr in zweiter Auflage vorliegende Werk; es ist nach des Verfassers eigenen Worten nicht für Gelehrte geschrieben, „es sind vielmehr solche Leser vorausgesetzt, welche ohne auf gelehrte Untersuchungen sich einlassen zu wollen oder zu können, über das altrömische Leben sich unterrichten resp. ihr Wissen und ihre Erinnerungen wieder auffrischen und erweitern wollen“. Seinen Zweck hat es erfüllt; denn viele werden mit Genufs und Belehrung die einzelnen Abschnitte gelesen haben, von denen jeder ein abgeschlossenes Ganze bildet, in dem in geschichtlicher Folge die Darstellung auf Grund der antiken Schriftquellen sich aufbaut. Schon ein Blick auf die Inhaltsübersicht läfst erkennen, dafs der Titel „Rom und Römisches Leben“ gerechtfertigt ist. Denn es werden Geschichte und Ortskunde, die staatlichen und religiösen Verhältnisse, das Privatleben, Handel und Industrie, Kunst und Literatur ausführlich und ohne Vorurteil behandelt; andere Bücher von festbegründetem Rufe werden von dem Werke Benders bei anziehender Schilderung durch die Vollständigkeit und den Umfang des Stoffes übertroffen. Die an-

tiken Schriftsteller bieten vorwiegend das Material. Sie werden vielfach wörtlich angeführt, nur etwas zu reichlich benützt. Eine Prüfung der einzelnen Stellen ist dadurch erschwert, dafs dieselben erst am Schlusse des Buches angefügt sind. Geeigneter würde die Anführung unter dem Texte selbst sein, zumal da derselbe dadurch nicht gedrückt würde. Zu dem Worte gehören heutzutage noch bei weitem mehr als vor 14 Jahren die Abbildungen; sie fehlen nicht, ja einzelne Rekonstruktionen von Gebäuden verdienen lobende Erwähnung. Aber diese Beigaben müssen in einer künftigen Auflage noch zahlreicher erscheinen; so wird die schöne Schilderung des römischen Volkes s. 1 ff. durch Abbildungen besonders bezeichnender Köpfe aus der republikanischen Zeit, beispielsweise des sogenannten Marius, Rom, Vatikan, Helbig. Führer I. 102. 103, weit klarer und fester eingeprägt werden, auch glaube ich, dafs die Bildnisgruppe eines Ehepaares von einem Grabrelief im Vatikan (Helbig I. 233) auf jeden Leser und Beschauer einen tiefen Eindruck machen würde. Die Darstellung eines Triumphes, etwa die vom Titusbogen, würde S. 573 ff. am Platze sein. Unpassende Vignetten, die mehrfach störend wirken, könnten dagegen beseitigt werden. Die getroffene Auswahl mufs ebenso wie die Darstellung der Topographie von fachmännischer Seite geprüft werden, vorausgesetzt dafs der Verfasser nicht selbst in der Lage ist, die Literatur durchzusehen. Dann wird man nicht mehr die Statue des „Pompejus“ im Palazzo Spada (S. 73) und die sitzende „Agrippina“ des alten kapitolinischen Museums (S. 276) finden. Zur Berichtigung solcher Versehen genügt übrigens Helbigs Buch. Manche Abbildungen sind nur ganz zufällig eingereiht worden (S. 550 ff. beim Militärwesen, römische Porträts u. s. w.). Auch in dieser Hinsicht ist eine Änderung notwendig.

Der Wert des Buches wird durch diese Fehler nicht geschmälert; er ist für die oberen Klassen des Gymnasiums ein hoher. Denn die Lehrer werden durch die Lektüre für den Unterricht, insbesondere für die Erklärung der Schriftsteller eine reiche Anregung empfangen; von den Schülern selbst werden nur besonders befähigte zu eigener Lesung völlig reif sein. Aber in späteren Jahren wird das Werk von jedem Freunde des klassischen Altertumes mit Nutzen und Vergnügen gelesen werden.

Porträtköpfe auf Roemischen Münzen der Republik und der Kaiserzeit. Für den Schulgebrauch herausgegeben von Dr. F. Imhoof-Blumer. Zweite verbesserte Ausgabe. Leipzig. Druck und Verlag von B. G. Teubner. 1892. Klein fol.

Bereits 1879 hat der treffliche Numismatiker durch die Veröffentlichung dieses Werkes sein reiches Wissen in den Dienst der Schule gestellt. Nunmehr liegt die zweite, „um einige Namen vermehrte und in den Daten verbesserte Ausgabe“ vor. Es werden auf vier Tafeln die Münzporträts von 122 berühmten römischen Persönlichkeiten von Pompejus bis Kaiser Romulus Augustus in vortrefflicher, durch die

größeren Veröffentlichungen des Verfassers rühmlichst bekannten Lichtdrucken geboten. Das chronologische Verzeichnis umfaſst auch alle übrigen Personen, deren Bildnisse auf Münzen erscheinen. Die Ergänzung der Aufschriften von abgebildeten Münzen, kurze Zeitangaben und Erklärungen erleichtern den Gebrauch.

Für den „Schulgebrauch“ ist das Werk herausgegeben. Wird es im Unterrichte mit Nutzen verwendet werden? Ein Urteil kann erst dann gefällt werden, wenn festgestellt ist, welcher Zweck überhaupt mit der Vorzeichung der Porträts berühmter Personen des Altertums vorwiegend im Geschichtsunterrichte und bei der Lesung der Schriftsteller verfolgt werden muſs. Das Interesse, die Bildnisse derjenigen, von deren Thaten erzählt wird, zu schauen, wird bei jedem strebsamen Schüler vorhanden sein. Bei geeigneter Anleitung wird er aus der Gestalt und insbesondere aus den Porträt Beziehungen zu dem, was er von der dargestellten Person vernommen hat, suchen und auch finden. „Die Individualität ist in der Statue (des Demosthenes im Braccio nuovo) auf das Meisterhafteste veranschaulicht. In dem scharf geschnittenen und von Furchen durchzogenen Gesichte liest man die ganze, an Kämpfen und traurigen Erfahrungen reiche Geschichte des Mannes.“ (Helbig, Führer durch die öffentlichen Sammlungen klassischer Altertümer in Rom I. zu Nr. 30 S. 20). So wird eine Ausstellung von Porträts und die Erläuterung zur richtigen Anschauung nicht nur zur Belebung des Unterrichts beitragen, sondern auch eine bedeutungsvolle Ergänzung desselben bilden.

Genügen die Abbildungen der Porträtköpfe auf römischen Münzen zur Erreichung dieses Zweckes? Ein Blick auf die Tafeln wird genügen, um eine verneinende Antwort zu bewirken. Sogar der philologisch, aber nicht archaeologisch gebildete Lehrer kann auch bei aufmerksamer und wiederholter Durchsicht keinen festen und dauernden Eindruck gewinnen und der Schüler hat nicht einmal den Nutzen, den er beim Durchblättern eines Bilderbuches erlangt; denn die Abbildungen sind zu klein, die Bildnisse treten für das Auge des Unkundigen zu wenig bezeichnend hervor. Können also die Porträtmünzen gar nicht für die Schule verwendet werden? Es wäre lebhaft zu bedauern; denn gerade für die römische Republik bilden diese vielfach die einzige sichere Quelle. Zunächst freilich ist die Anschaffung von vortrefflichen Gipsen eine billige Forderung: wenige, passend ausgewählte genügen. Sodann wird hoffentlich die Herstellung von mustergiltigen Abbildungen in entsprechender, auch für die Anschauung aus der Ferne hergestellter Gröſsen nicht mehr lange nur ein Wunsch aller Einsichtigen bleiben. Endlich die Porträts, welche allein auf Münzen erscheinen, sind in mehrfacher, die Bedürfnisse der Schule berücksichtigenden Vergröſserung herauszugeben. Der Verfasser wird sich ein groſses Verdienst und bleibenden Dank erwerben, wenn er ein derartiges Unternehmen ins Werk setzen würde. Seine Kennerschaft bürgt dafür, daſs die Errungenschaften der Münzkunde verwertet werden, seine reiche Erfahrung sichert uns eine stilgetreue Vervielfältigung. Dann darf aber auch eine kurze Charak-

teristik der dargestellten Personen, die aus dem Bildnisse selbst entwickelt werden mufs, nicht fehlen.

München. Heinrich Ludwig Urlichs.

Augustus und seine Zeit von V. Gardthausen. Erster Teil, Erster Band und Zweiter Teil, Erster Halbband. X und 481 und 276 S. gr. 8°. Leipzig 1891, Teubner.

Der Verf. stellt im I. Teil seines Werkes die Ereignisse von den Iden des März bis zum ägyptischen Triumph Octavians dar. Dabei begnügt er sich aber nicht, das reichliche schriftstellerische Material, das uns gerade über jene Periode der römischen Geschichte zu gebote steht, auszuschöpfen, sondern er zieht auch Inschriften und Münzen bei — von letzteren gibt er zahlreiche Abbildungen, Stellen aus alten und neueren Dichtern, Altertumsfunde, Kulturerscheinungen aller Art, Vergleiche mit geschichtlichen Thatsachen bis auf die neueste Zeit; ja auch wissenschaftliche Grundsätze aus Gebieten, die der Historie fernzuliegen scheinen, wie die Theorie der erblichen Belastung, finden Anwendung, wenn dadurch der Charakter und die Beweggründe der handelnden Personen beleuchtet und erklärt werden können. So trägt das Werk ein ungewohntes, aber desto interessanteres Gepräge; und wer mit der Auffassung und Darstellung nicht immer ganz einverstanden sein sollte, der wird wenigstens angeleitet, den Gang und Zusammenhang des Geschehenen von den verschiedensten Seiten aus zu betrachten. Im I. Teil stehen unter dem Text nur Citate und knapp gehaltene Notizen: die ausführlicheren Anmerkungen und Belege sind in den II. Teil verwiesen, der von der sorgfältigsten Durchforschung des Materials Zeugnis gibt und beweist, auf wie umfangreichen und tiefgehenden Vorarbeiten das ganze Unternehmen ruht, das die allgemeine Aufmerksamkeit schon deswegen verdient, weil bisher eine den heutigen Anforderungen entsprechende Monographie über Augustus nicht vorhanden war. Zu bedauern ist nur, dafs manche wichtige Fragen z. B. die nach den Familienverhältnissen und dem Charakter des Augustus nicht schon im I. Teil erörtert werden; denn in der bisherigen Darstellung tritt der persönliche Anteil des Parteiführers so wenig hervor, dafs es den Anschein hat, als ob Augustus vom J. 44 bis 30 v. Chr. immer im Hintergrunde gestanden und ihm die Beute beinahe ohne sein Zuthun zugefallen wäre. Doch wird sich dieser Eindruck mit der Fortsetzung des Werkes sicherlich bald verwischen. Was aber bereits vorliegt, ist als eine im besten Sinne des Wortes eigenartige Erscheinung zu bezeichnen, welche auf künftige historische Arbeiten nicht ohne Einwirkung bleiben dürfte; lehrt sie doch, dafs zu allseitiger Durchdringung der Vergangenheit eine breitere Basis notwendig ist, als sie das blofse Studium der Geschichtschreiber und historischen Archive gewähren kann.

Über Einzelheiten wie über die Charakteristik des Antonius mit dem Verf. zu rechten, dürfte hier nicht am Platze sein; dagegen sei

die Bemerkung erlaubt, dafs die Verteidigung des vielgeschmähten Cicero gegen die mafslosen Angriffe Drumanns wohlthuend berührt. Beigegeben ist dem I. Teil eine gelungene Abbildung der vatikanischen Büste des jugendlichen Augustus, wie denn die ganze Ausstattung des Buches auch den Geschmack verwöhnter Bücherliebhaber befriedigen mufs.

Landshut. M. Rottmanner.

Das rheinische Germanien in der antiken Litteratur. Von Alexander Riese. Leipzig, Teubner, 1892. M. 14.

„Eine Sammlung aller Stellen der antiken Schriftsteller (bis zum Ende des 5. Jahrhunderts), welche zur Aufklärung der Geschichte, der Geographie und des Kulturzustandes der Rheinlande im Altertum beitragen können, ist sowohl für die Historiker und Antiquare, wie für jeden Freund rheinischer Geschichte und Altertumskunde geradezu notwendig.“ Deshalb hat sich der Verfasser der höchst mühsamen Arbeit unterzogen, aus der grofsen Anzahl antiker Schriftwerke zusammenzustellen, was in der bezeichneten Richtung von Belang ist. Das werden ihm alle Dank wissen, die gerne aus den Quellen schöpfen und doch nicht Zeit und Gelegenheit haben, die ganze Literatur selbst zu durchmustern. Und wahrlich, auf bequemere Weise, als dies hier geschieht, kann man mit dem reichen und teilweise so entlegenen Schrifttum des Altertums und mit dessen Inhalt kaum bekannt gemacht werden. Wir zweifeln daher auch nicht, dafs vorliegendes Buch in dem weiten Gebiet, dessen Geschichte klar gelegt werden soll, von Privaten und Bibliotheken gerne erworben werden wird. Aber es verdient noch weitere Verbreitung. Allerdings gilt dem Verfasser als „das vollständig zu berücksichtigende Gebiet“ nur Germania superior und inferior sowie das Land der Treverer, Mediomatriker, Tungrer, Rauraker und Helvetier. Doch wählte er auch aus den die entfernteren Gebiete Galliens sowie Rätien und das innere Germanien behandelnden Stellen aus, was zum Rheinlande in irgend einer Beziehung steht. In den kulturhistorischen Abschnitten aber gibt er alle Stellen, die „für das praktische Bedürfnis der Entdecker, Ausgraber, Lokalforscher und Museen“ von Belang zu sein schienen, ohne Rücksicht darauf, ob das Rheinland darin genannt ist oder nicht. Es finden also auch die, welche aufserhalb des zunächst berücksichtigten Gebietes wohnen, eine reiche Anzahl von Textausschnitten, die zugleich für ihre Heimat von Interesse sind. Nur ist hier keine Vollständigkeit angestrebt. Besonderen Wert verleihen dem Buch die beigegebenen Register, deren erstes die sämtlichen Stellen genau verzeichnet, während das zweite Aufschlufs gibt über die behandelten Personen, Orte und Gegenstände. Hier findet man aufs bequemste alle Äufserungen der Alten über das Christentum am Rhein, über römische Bauten und deren Herstellungsweise, über die Germanen und ihre Sitten und Kultur etc. Übrigens hat der Verfasser aufser den literarischen Quellen auch die auf Germanien bezüglichen Münzen aufgenommen, während

er leider die Inschriften bei Seite lassen mufste, da er die in Aussicht stehende Ausgabe von Zangmeister nicht abwarten konnte. Aber auch so ist das Buch ein vortreffliches Hilfsmittel, dessen Anschaffung sich nicht nur für Bibliotheken von Geschichtsvereinen, sondern ebenso für die der Gymnasien empfiehlt, umsomehr, als man für Erklärung des Cäsar und Tacitus allerlei daraus entnehmen kann. Wir wünschen dem Buch eine weite Verbreitung, aber auch eine Ergänzung durch Zusammenstellung alles dessen, was sich auf die übrigen Gebiete unseres Vaterlandes bezieht. Speziell für das alte Rhätien sind wir zur Zeit immer noch auf das veraltete Werk von Planta angewiesen, wenn auch Ohlenschlager und andere inzwischen durch eine Reihe schöner Monographien unser Wissen von demselben wesentlich erweitert haben.

Memmingen. Heinrich Schiller.

Ernst Curtius, die Stadtgeschichte von Athen. Mit einer Übersicht der Schriftquellen zur Topographie von Athen von A. Milchhöfer. Mit 7 Kartenblättern, gezeichnet von J. A. Kaupert und 32 in den Text gedruckten Abbildungen. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung 1891. IV, CXXIV und 130 S. 16 Mk.

Ursprünglich sollte sich an die vorliegende Topographie Athens von geschichtlichem Standpunkte eine topographische Darstellung in örtlichem Zusammenhange anschliefsen, daher sich auch am Rande der Druckbogen und Kartenblätter die Titelangabe „Topographie“ findet, jedoch hat Curtius von dieser Ortsbeschreibung einstweilen abgesehen, weil in nächster Zeit für den alten Stadtboden zwischen „Theseion“ und Attaloshalle durch Eisenbahnanlagen neue Aufklärung in Aussicht steht; ebenso schien es für den Fufs der Akropolis geraten, die Ergebnisse methodischer Ausgrabungen abzuwarten.“

Vorausgeschickt ist dem Ganzen ein Corpus der Schriftquellen zur Topographie von Athen, auf 124 Seiten von der berufenen Hand A. Milchhöfers zusammengestellt und bestimmt, das Citieren im Texte zu erleichtern, so wird z. B. im Texte mit III, 85 auf Seite III, Zeile 85 der Quellenübersicht verwiesen. Es war ein trefflicher Gedanke, hier alles zu vereinigen, was man sich sonst aus Büchern und Inschriftenwerken mühsam zusammensuchen mufs und wenn auch ausdrücklich betont wird, dafs auf Vollständigkeit kein Anspruch gemacht werde, so bekundet es doch das Streben nach solcher, dafs in einem eigenen Anhang S. CXXI—CXXIV Nachträge (seit Sommer 1890) gegeben werden, darunter die wichtigen Ergebnisse aus Aristoteles' *Ἀθηναίων πολιτεία*.

Die Geschichte der Stadt, welche uns der Altmeister athenischer Topographie bietet, zerfällt in 8 Abschnitte von sehr verschiedenem Umfange: 1. Die Stadtlage, 2. Athen bis Solon, 3. die Tyrannis, 4. Themistokles—Kimon, 5. Perikles—Lykurgos, 6. die hellenistische Zeit, 7. die römische Zeit, 8. die Zeit nach Pausanias. Der erste Ab-

schnitt, die Stadtlage S. 1—18 zeigt, welchen Wert Curtius mit Recht auf die Prüfung des Gesamtbildes in Bezug auf die natürlichen Bodenverhältnisse legt; er betont hier, dafs keine Stadtgeschichte so sehr von der Kenntnis der Stadtlage abhängt, wie die Athens; der Reihe nach bespricht er Gebirge und Ebene, die Flufsthäler, das Stadtterrain, das Seegestade, die Luft von Athen, den Charakter der Landschaft, die Schätze des Landes, sowie die Urteile der Alten (bes. des Plato und Xenophon.)

Der 2. Abschnitt umfafst (S. 18—66) die Stadtgeschichte bis auf Solon. Curtius beginnt mit dem Hinweis darauf, dafs innerhalb eines Umkreises von etwa einer deutschen Meile, dessen Mittelpunkt die Akropolis ist, sich zusammenfindet, was für die Landwirtschaft, das Seegewerbe, für Wein- und Olivenzucht, für Bergbau, Thon- und Metallindustrie notwendig war. Die Urgaue Athens: Kerameikos, Melite, Kollytos, Keiriadai waren verbunden durch den Kult des pelasgischen Zeus auf der grofsen Felsterrasse des Pnyxgebirges, hier erfolgten auch die ältesten Niederlassungen auf nacktem Felsboden, worauf es C. zurückführt, dafs die Athener ihre Vorfahren Kranaer, das älteste Athen selbst Kranaa nannten. Den bekannten Felswürfel mit Treppenanlage, welcher auf der Pnyx von der oberen in die untere Terrasse vorspringt, erklärt C. als die Stätte, von wo der auf der unteren Felsterrasse versammelten Volksgemeinde der Ausfall des auf der oberen dargebrachten Opfers verkündet wurde. Zu dem heimischen Kulte des Zeus kommen fremde Kulte von der See: durch die Phönicier der der Aphrodite Urania in den feuchten Niederungen am Illissos und auf dem Kolonos Agoraios, sowie der des tyrischen Stadtgottes unter dem Namen Herakles im Gau Melite. — Festere Einigung als das älteste Band dieser Kultverbindungen erzeugte erst gemeinsame Kriegsgefahr; dadurch erfolgte auch eine durchgreifende Änderung der Ortsverhältnisse: war bisher Melite mit der Pnyx der Kern, so wurde es jetzt der Felsrücken der Akropolis, das Centrum der ganzen Hügelgruppe. Seine Abhänge waren längst bewohnt, die Höhe selbst aber zum Wohnort einer bäuerlichen Bevölkerung nicht geeignet, sie enthielt ihre Bedeutung erst durch das Geschlecht der Kekropiden, das den Zeus zu seinem Haus- und Herdgott machte; so wurde die Gruppe Kern der Stadtgemeinde (πόλις), Zeus ein Stadthort (πολιεύς). und die bäuerlichen Gaue gehen unter königlicher Herrschaft in eine Stadtgemeinde über, werden aus Krananern zu Kekropiden. Aus dem Inselmeer kommt der Stamm der Jonier herüber, besetzt das östliche Gestade und bringt den Gott von Delos mit: von der Küste breiten sich die Jonier nach dem Ilissosthale aus und unter Theseus wird aus der Nachbarschaft eine Verschmelzung der älteren und jüngeren Bevölkerung um einen Stadtherd, der Synoikismos findet statt. Von S. 42 an schildert C. die alte Theseusstadt; dieselbe erstreckte sich, wie schon Thukydides sah, von der Burg nach Südosten, nicht wie die spätere Stadt nach Norden und Nordosten. Da war der Altmarkt, da das Prytaneion, da der heilige Bezirk des Dionysos. Von Akropolis und Areopag im Norden, vom Barathron, dem Absturz des

Nymphenhügels im Westen war die alte Stadt begrenzt, im Osten hatte sie keine Schranke. Nördlich vom Areopag, in der thonreichen Niederung erwuchs die erste Vorstadt neben dem Asty der Kydathenäer; letztere Benennung konnte erst aufkommen, als Leute anderer Art vor der Stadt wohnten: es war die Eupatridenstadt.

Die Solonische Gesetzgebung erforderte neue Versammlungsräume: 1. für die ursprünglich auf dem Altmarkt stattfindenden Verhandlungen der Bürgerschaft wurde jetzt ein neuer Raum gefunden in dem oberhalb der Marktniederung, gegenüber der Burg aufsteigenden Abhang des Pnyxgebirges, auf welchen sich der Gesamtname des Gebirges übertrug; 2. Raum für die Halia oder Heliäa[1], d. h. das als oberste Gerichtsbehörde versammelte Volk mufste gleichfalls abgesondert werden; ihre Lage ist nicht bekannt, C. sucht sie am Südwestabhang der Akropolis, wo später das Odeion des Herodes Attikus gebaut wurde. — Soweit der erste Teil der Stadtgeschichte; man bewundert an ihm besonders die erstaunliche Gestaltungskraft des Verfassers, der mit Benützung der geringfügigsten Anhaltspunkte in vollendeter Form uns ein abgerundetes Bild der ältesten Entwicklung Athens vorführt, freilich ist dies Bild an manchen Stellen vom Dichter ausgeschmückt und ausgefüllt, wo dem Forscher Lücken blieben.

Festeren Boden haben wir schon beim nächsten, 3. Abschnitt unter den Füfsen; die Tyrannis. Peisistratos — Kleisthenes (S. 67—97). Unter dem Tyrannen wurde die Burg wieder Herrschersitz, ein würdiger Aufgang im Westen wurde hergestellt, so dafs sie wie alle Anaktensitze auch zu Wagen zugänglich war, Felscisternen wurden angelegt, der alte Königspalast wird erneuert worden sein: Künstler kamen von den Inseln herüber und brachten fertige Marmorwerke mit, infolgedessen wurde auch in den attischen Gebirgen, zuerst wohl im Hymettos Marmor entdeckt. Es entstand das Hekatompedon, der alte Athenatempel, dessen Erbauung wohl mit der Stiftung der Panathenäen zusammenhängt. Das grofsartigste Denkmal der jungen Dynastie sollte der Tempel des olympischen Zeus am Ilissos werden, der aber nie vollendet wurde; dazu kommt das Pythion südlich von ersterem, hart über dem rechten Flufsufer. Besonderen Aufschwung erfuhren die Dionysosfeste: der Gott hatte schon in der Theseusstadt am Südfufs der Burg seinen Sitz gehabt in einem *Λίμναι* (Brühl) genannten Bezirk; wahrscheinlich hat nun Peisistratos das neue Hochfest des Gottes, die grofsen Dionysien, eingesetzt als Frühlingsfest mit Bildfahrten und Schauspielen (*Διονύσια τὰ ἐν ἄστει*, ein Ausdruck der nach C. keinen Anlafs gibt, für *τὰ Διονύσια ἐπὶ Ληναίῳ* einen Raum aufserhalb zu suchen). Das Lenaion war ein heiliger Raum von gröfserem Umfange, innerhalb dessen 2 bescheidene Heiligtümer des Gottes lagen, deren Grundmauern neuerdings wieder aufgefunden worden sind; nordöstlich von dem nördlicheren, kleinern

[1]) Den Namen erklärt C. mit *ϝήλιος* = gedrängt; *ἡλιαία* = der abgepferchte Ecclesienraum; mit *ἥλιος* hat derselbe nichts zu thun.

hat man unter den späteren Bühnengebäuden den alten aus polygonalen Steinen erbauten kreisrunden Tanzplatz, die Orchestra, wieder aufgedeckt. Neben den städtischen bestehen die ländlichen Dionysien fort. Die Stiftung des Altares der Zwölfgötter als eines neuen Zentralpunktes im Kerameikos weist darauf hin, dafs damals der Brennpunkt des städtischen Lebens aus Kydathenaion in den Kerameikos, nach dem bisherigen Gaumarkt der Keramäer verlegt wurde, eine Demütigung des städtischen Adels. Von dem neuen Zentrum aus wurden die Strafsen strahlenförmig nach allen Seiten von Attika verlängert, genau vermessen und mit viereckigen Steinhermen versehen. Besonders die Versorgung der Stadt mit Wasser liefsen sich die Peisistratiden angelegen sein; bezeugt ist allerdings nur ein solches Werk, die Umwandlung der Kallirrhoe in den Prachtbau einer städtischen Fontäne (Enneakrunos = Neunsprudel); die Bewässerung des Kephisosthales wurde geregelt und in ländlicher, baumreicher Umgebung zu den Gymnasien Athens, Lykeion wie Akademie, der Grund gelegt. Vermutungsweise äufsert C. die Ansicht, es sei von den Peisistradiden aufserhalb des Pelargikon, d. h. des die Abhänge der Burg mit einschliefsenden, in der Zeit der Könige entstandenen Festungsringes noch ein zweiter Mauerring von etwa 20 Stadien im Umfange angelegt worden, der dann später durch Themistokles erweitert wurde.

Mit der Vertreibung der Peisistratiden wurde nach Abbruch ihrer Wohnräume die Leitung der Gemeindeangelegenheiten endgiltig nach dem Kerameikos verlegt, dort wurde durch Kleisthenes ein neues Prytaneion (die Tholos nach der Form, oder Skias genannt) errichtet, die Archonten tagten im Basileion, dem vom Altmarkt übertragenen Amtshaus des Königs, ebenso darf man voraussetzen, dafs hier das Geschäftslokal des Archontats, welches später Thesmothesion hiefs, sich befand; endlich verlangte ein besonderes Gebäude der neu ins Leben gerufene solonische Rat, das Rathaus und als Registratur für die öffentlichen Akten wurde das Metroon (Staatsarchiv) geschaffen: die Gruppe der drei letztgenannten Staatsgebäude lag am Nordrand des Areopag. Durch die Aufhebung der jonischen Phylen und die Neugliederung der gesamten Bürgerschaft in 10 Stämme und 100 Gaue wurde die Beseitigung aller politischen Vorrechte der altstädtischen Adelsgeschlechter, wie sie Peisistratos begonnen hatte, vollendet, Stadt und Landschaft endgiltig mit einander verschmolzen. Die monumentale Darstellung des neuen Staates waren die Erzbilder der 10 Heroen, welche den neuen Phylen den Namen gegeben; sie überragten, am Nordrande des Areopag aufgestellt, den Stadtmarkt. Endlich wurde der Markt für solche Versammlungen der Bürgerschaft benützt, wo nur abgestimmt werden sollte (Ostrakismos), für mündliche Verhandlungen blieb die Pnyx. So waren z. B. 20,000 Bürger auf deren Felsstufen versammelt, als um 500 Aristagoras von Milet zu den Athenen sprach, und durch die Beteiligung am jonischen Aufstand trat die Stadt in überseeische Verwicklungen ein, die sich bisher nur mit ihren innern Angelegenheiten be-

schäftigt hatte. Kurz vorher waren die hölzernen ἴκρια des Theaters zusammengebrochen und es wurde der Bau eines festen Zuschauerraumes begonnen, dessen Sitzstufen sich an den Fuſs der Akropolis anlehnten.

IV. Abschnitt: Themistokles—Kimon (S. 98—137). Des Themistokles unsterbliches Verdienst is es, erkannt zu haben, daſs auf der Piräushalbinsel die Zukunft der Stadt beruhe; als Archon 493 hat er den Volksbeschluſs zur Ausführung gebracht, die Halbinsel in eine Festung zu verwandeln; aber durch die Kriegsjahre wurde der Ausbau der Hafenstadt unterbrochen und als nach Abzug der Perser Themistokles an die Weiterführung der Hafenbauten gehen wollte, da muſste wegen der Eifersucht der Nachbarstaaten erst die Oberstadt in einen verteidigungsfähigen Stand gesetzt werden und so entstand, der Themistokleische Mauerring, den C. S. 105—108 beschreibt.[1] Noch vor Vollendung der Hafenbefestigung muſste Th. zurücktreten, sein Programm wurde aufgegeben, und dafür ein Mittelweg eingeschlagen: statt den Piräus zur Hauptstadt zu machen, was Themistokles gewollt, baute man die langen Mauern, zuerst die nördliche dann die südliche (nach 460), wozu durch Perikles noch die mittlere kam. Die Doppelstadt mit den Mauerschenkeln war also ein Kompromiſs zwischen zwei entgegengesetzten Zielpunkten der Politik, den man, wenn man nur die Verteidigungsfähigkeit der Stadt ins Auge faſst, als bleibenden Nachteil und Schaden betrachten muſs.

Cimons Bestreben ging nun folgerichtig dahin, Athen, das durch ihn als Hauptstadt gerettet war, den Athenern so lieb als möglich zu machen. Durch seine Seezüge hatte man das jonische Land kennen gelernt; die Markthallen, die Leschen, die Baumanlagen der öffentlichen Plätze wurden nach Athen übertragen. Am Westrand des Kerameikos-Marktes entstand die Stoa Eleutherios und die Stoa Basileios (schon aus Kleisthenes Zeit vorhanden erhielt sie jetzt erst neue Form), an der Ostseite erhob sich die vom Schwager Cimons Peisianax, erbaute Halle, die „bunte Halle“ (Poikile), im Norden schloſs den Markt die nur uneigentlich sogenannte „Halle der Hermen“, auf dem ansteigenden Südrand erhoben sich Stadthaus, Rathaus und Archiv aus dem Schutt, auch die 10 Heroenbilder wurden erneuert. Der Marktverkehr beschränkte sich auf den nördlichen Teil. Der städtische Verkehr zog sich immer mehr nach Nordwesten, dem Thore des Kerameikos, welches als Hauptthor von Athen unter den Namen Dipylon bekannt in einzelnen Teilen der Cimonischen Zeit angehören mag. Der äuſsere Kerameikos erhielt eine neue Bedeutung durch die Gräber, eine ganz neue Anlage entstand dort, ein öffentlicher Friedhof in Felder geteilt, welche den verschiedenen Schlachtfeldern

[1]) Ich bemerke hier, daſs die mehrfach bezweifelte doppelte Wagenbreite der Mauer sich deutlich aus den jüngsten Funden ergibt: beim acharnischen Thore wurde ein vollständig erhaltenes Stück der Mauerlinie gefunden, 5 m. breit, aus sehr groſsen, regelmässigen Quadern bestehend. (Berl. philol. Wochenschr. 1893, Nr. 6).

entsprachen: es war eine monumentale Kriegsgeschichte Athens. Auch das Innere der Stadt östlich und westlich von der Agora änderte sich unter Cimon wesentlich: auf dem Weg zur Aglaurosgrotte entstand das Theseion, das Mikon mit Bildern schmückte, im Westen der Agora aber auf einem Felshügel der heute sogenannte Theseustempel. C. sieht darin eine Herakleion, in welchem der alte Gott des Gaues, der Meliteer Herakles, in kühner Weise mit dem Nationalheros Theseus verschmolzen wurde. — Besondere Aufmerksamkeit wendete Cimon der Akropolis zu: Die Terrassierung des Bodens wurde im gröfsten Mafsstabe aufgenommen; diese Arbeit verband man mit der Herstellung eines neuen Mauerringes, da der alte gleich nach dem Sturze des Tyrannen niedergerissen worden war. Man mauerte also an den abschüssigsten Stellen eine neue Burgwand auf, welche durch Aufschüttung mit dem Kern des Burgfelsens zu einem Ganzen verbunden wurde; die umherliegenden Trümmer wurden entweder als Baustücke der neuen Mauer eingefügt oder als Füllmaterial bei den Aufschüttungen verwendet, darunter auch Bildwerke, wie man denn 1886 ganze 14 weibliche Figuren 3—4½ m. tief im Boden liegend fand. Ein dorischer Tempel mit 8 Säulen Front, dessen Fundamente gröfstenteils unter dem Parthenon des Perikles lagen, wurde von Cimon der Athene erbaut, vom alten Hekatompedon aber nach C. Ansicht nur das Hinterhaus (Thesauros oder Opisthodomos) erneuert, als Schatzkammer, wo man den von Delos 454 herübergebrachten Bundesschatz unterbrachte. Ebenso wird die Statue der Athena Promachos, das erste Werk von Phidias Hand in Athen, auf die Zeit der Wirksamkeit Cimons zurückgeführt.

V. Abschnitt: Perikles bis Lykurg (S. 138—218). Über die besser bekannte Zeit des Perikles kann ich mich hier kürzer fassen, obschon gerade ihre Darstellung zu den Glanzpunkten des Buches gehört. Neu ist der Gesichtspunkt, dafs zwischen der Cimonischen und Perikleischen Zeit in der Baugeschichte Athens ein viel geringerer Unterschied ist, als man gewöhnlich annimmt, und dafs man den Perikles zu sehr auf Kosten seines Vorgängers erhöht hat. Des Perikles erster Bau ist das Odeion am Ostabhang der Burg, es folgt das Goldelfenbeinbild der Athena und 434/33 ist das 14. und letzte Baujahr des Parthenon, dann entstehen die Propyläen, ferner die Anbauten am ältesten Heiligtum der Burggöttin, die Korehalle im Süden, die Säulenhalle mit der zur Cella des Poseidon—Erechtheus führenden Prachtthüre im Norden und der mit 3 Fenstern erleuchtete westliche Raum des Erechtheion.

Nach der Zerstörung der Mauerschenkel am Ende des pelop. Krieges war Athen wieder wie vor Themistokles eine machtlose Binnenstadt; erst unter Conon erfolgte die völlige Wiedergeburt: es wurden die 2 Parallelmauern nach dem Piräus wieder aufgebaut und auch der Mauerring der Oberstadt. Aber erst während der Verwaltung des Lykurgos wurde wieder an die Zeit des Perikles angeknüpft. Lykurgs erste Sorge war Athens Wehrhaftigkeit: es wurde die schon 347 begonnene berühmte Skeuothek des Philon fertiggestellt (330),

gleichzeitig wurde die Zahl der Schiffshäuser wieder auf 373 gebracht, auch die Stadt-, Schenkel- und Hafenmauern wurden erneuert. Dazu kamen verschiedene Friedenswerke: es begann der umfassende Umbau des Theaters, es erfolgte der Bau des Stadiums in der Thalmulde des Ilissos.

VI. Die hellenistische Zeit (S. 219—245). Mit dem unglücklichen Ausgang des lamischen Krieges besetzten makedonische Soldaten die Burg Munichia; diese beherrschte Stadt und Hafen und liefs keinen Gedanken an Seeherrschaft mehr aufkommen. Der Piräus wurde als Stadt ganz aufgelöst und geriet in Verfall. Dabei folgten jedem Thronwechsel neue Bewegungen. König Cassander übergab einem Vertrauensmann und geborenen Athener, dem Phalereer Demetrios das Amt des ihm verantwortlichen Gemeindevorstehers (317 bis 307). Antigonos und sein Sohn Demetrios befreiten Athen von dem makedonischen Joche, vertrieben die Besatzung von Munichia und schleiften die Zwingburg, die Standbilder des flüchtigen Stadtverwesers Demetrios wurden vernichtet und neben Harmodios und Aristogeiton die Statuen der beiden Könige aufgestellt, ja man reihte sie den 10 Landesheroen an und errichtete ihnen zu Ehren 2 neue Phylen. Lykurgos Sohn Habron trat an die Spitze der Verwaltung, die Mauern wurden erneuert, am meisten geschah für die Häfen. Aber kaum war Demetrios Poliorketes selbst König von Makedonien geworden, so liefs er sich nicht nur Munichia und Piräus übergeben, sondern errichtete auch mitten in der Stadt eine Zwingburg, indem er den Gipfel des Musenhügels besetzte und befestigte. Nochmals erstarkte die republikanische Partei, die Besatzung des Museion wurde vertrieben, nur die Häfen blieben noch in Feindes Hand. Als Athen endlich frei war, standen die Kelten vor den Thermopylen (279) noch einmal sehen wir die Athener als Vorkämpfer der Hellenen unter Waffen treten; Demochares, der letzte Republikaner im Sinne des Demosthenes, stand an der Spitze und auf seinen Antrag wurde dem Demosthenes ein Erzbild auf dem Markte errichtet. Es folgte der Chremonideische Krieg, Athen erlag und mufste sich 263 an Antigonos Gonatas bedingungslos ergeben, nicht blofs Museion und Munichia wurde besetzt, sondern auch Salamis und Sunion, um jede überseeische Verbindung abzuschneiden. Aber es erstarkte der achäische Bund und Aratos bewog den makedonischen Kommandanten Diogenes zum Abzug. So wurde Athen plötzlich wieder frei, aber trotzdem konnte es sich nicht entschliefsen, einem Bunde beizutreten, der nicht in Athen seinen Mittelpunkt hatte. Die Athener schauten immer wieder nach dem Ausland aus und ihre Hoffnungen täuschten sie nicht; denn die Pergamener Fürsten waren unter allen auswärtigen diejenigen, deren Liebe zu Athen am aufrichtigsten war. König Attalos stellte auf der Cimonischen Burgmauer eine 4fache Reihe von plastischen Gruppen auf. Die Athener riefen ihn auch gegen König Philipp von Macedonien zu Hilfe, er hielt durch das Dipylon seinen Einzug und bekam neben Ptolemaios als 12. Eponymos den Ehrenplatz. Aber bald folgte schwere Kriegsnot. Philipp erschien vor

Athen, schon hatte er das äufsere Dipylonthor erbrochen, wurde aber im Thorhof zurückgedrängt; dafür verwüstete er alle vorstädtischen Anlagen (Lykeion, Kynosarges, Akademie) und schonte selbst die Gräber nicht. Bald jedoch empfing die verarmte Stadt neue Wohlthaten von den Pergamenern: König Eumenes (197—159) erbaute ihnen am Südfufs der Burg die „eumenische“ Halle, Attalos II (159—138) aber eine neue Markthalle, die Attalostoa an der Ostseite des Kerameikos. Ihr Beispiel wirkte und bald setzten auch die syrischen Fürsten eine Ehre darein, der Stadt Huld zu erweisen: Antiochus Epiphanes nahm den vor vierthalb Jahrhunderten verlassenen Bauplan der Peisistratiden am Illissos wieder auf und gründete dem olympischen Zeus einen herrlichen Marmortempel; aber sein Tod unterbrach den Bau und von neuem lag ein halbfertiger Tempel auf der Terrasse. Auch andere Philhellenen beteiligten sich damals an der Ausschmückung der Stadt: Andronikos aus Kyrrhos errichtete den 8seitigen Marmorturm der Winde. Seine Lage zeigt, dass abermals eine Verschiebung des städtischen Verkehrs, u. zwar vom Kerameikos nach Osten, nach dem früher abgelegenen Gau Kollytos stattgefunden hat. Daher stellt C. S. **244** die Vermutung auf, dafs unter dem Phalereer Demetrios dort auch ein neues Prytaneum erbaut worden sei, wo die ehrwürdigen Reste der solonischen Gesetztafeln untergebracht wurden und damit ihren dritten Platz erhielten.

Der 8. Abschnitt, die römische Zeit (S. 246—303), berichtet zunächst von der Erstürmung Athens durch Sulla im Mithridatischen Kriege, wo Athen zum ersten Male ungemildert alle Schrecknisse einer eroberten Stadt erfuhr; damals wurde von dem in der Burg eingeschlossenen Aristion das Odeion des Perikles angesteckt; am gründlichsten zerstört wurde von den Römern die Hafenstadt mit ihren Anlagen, Skeuothek und Schiffswerften. Doch mit der Zeit kam den Athenern die wachsende Vorliebe für attische Bildung in den vornehmen Kreisen Roms zu gute. Die wichtigste Thatsache einer neuen Ära in der Stadtgeschichte ist die Einführung des Kultus der Roma, für die bald nach 27 v. Chr. auf der Akropolis ein Rundtempel errichtet wurde, und die Verschmelzung dieses Kultus mit dem der Athena. Ein 2. wichtiges Denkmal dieser Epoche steht wohlerhalten in der Unterstadt, ein Marmorthor, welches den westlichen Eingang bildet zu einem mit jonischen Säulen eingehegten und mit Marmorquadern gepflasterten Platz, der sich ostwärts bis zum Turm der Winde erstreckt. Wie hoch die Athener besonders des Agrippa Verdienst schätzten, zeigt noch heute der viereckige Marmorturm vor den Propyläen (zwischen 11—27 n. Chr. errichtet), auf dem A. zu Wagen dargestellt war. Von besonderer Bedeutung für die Stadt der Kaiserzeit ist das stattliche Denkmal, dessen Ruinen dem Gipfel des Pnyxgebirges seinen heutigen Namen gegeben haben, 114—116 n. Chr. für einen Enkel des letzten Königs von Kommagene, Namens Antiochus Philopappus errichtet. Erst Hadrian wurde für Hellas und besonders für Athen ein landesväterlicher Fürst. Zwei Gebiete seiner schöpferischen

Wirksamkeit lassen sich in Athen unterscheiden. Einmal hat auch er die Fläche im Norden der Akropolis mit neuen Prachtbauten ausgestattet, besonders der „Stoa des Hadrian" in deren Mitte ein grofses, viereckiges Prachtgebäude lag, vermutlich die Bibliothek. Das Hauptwerk des Kaisers aber ist die Hadriansstadt im Südosten am Ilissos; denn innerhalb des nördlichen Stadtbezirkes war kein Raum für die grofsen Pläne des Kaisers. Noch ist das Hadriansthor erhalten; den heiligen Mittelpunkt des neuen Stadtteiles bildete ein grofser Tempelhof, innerhalb dessen sich der Zeustempel erhob. Unmittelbar in die Wirksamkeit Hadrians trat ein der bekannte Herodes Attikus aus Marathon. Das am meisten angestaunte Werk von ihm ist die Ausstattung des ganzen von Lykurg zum Stadium eingerichteten Längenthales am Fufse des Ardettos mit pentelischem Marmor. Am deutlichsten aber steht uns von allen seinen Werken in grofsartigen Überresten das Odeion vor Augen, das er am Südwestfufs der Burg erbaut hat. An Herodes Attikus knüpft sich endlich das Wichtigste, was für Athen unter Antoninus Pius und Mark Aurel geschehen ist, nämlich die Übernahme der Unterrichtsanstalten in die unmittelbare Obhut des Reichsoberhauptes: er erscheint als der erste Curator der Universität Athen.

Ein eigenes Kapitel (S. 283—303) widmet C. der Beurteilung des Pausanias, an welcher die gerechte Würdigung des Periegeten angenehm berührt; ohne seine Mängel zu verkennen erklärt C. doch seinen Charakter für unverdächtig und hebt den unschätzbaren Wert seines Werkes hervor.

Der 8. und letzte Abschnitt (S. 304—319) behandelt die Zeit nach Pausanias. Schon 100 Jahre nach Pausanias drangen die Gotischen Scharen vor, aber der Sturm ging noch glücklich vorüber und auch von Alarich (395) wurde die Stadt mit schonender Achtung behandelt. Der von Proklus begründeten neuplatonischen Schule verdankt Athen als Sitz der Wissenschaften seine letzte Blüte, aber bald begann der Kampf mit dem Christentum: Athen wurde der Schauplatz einer Reihe von gewaltsamen Mafsregeln; diese erzielten erst die Einschränkung, dann die Vernichtung der Gottesdienste; besonders gegen die alten Volksfeste wurde rücksichtslos eingeschritten; man sperrte den Weg zur Burg für die Festzüge durch einen Burgverschlufs von 22 m. Länge mit einem von 2 viereckigen Thürmen eingefafsten Thor (von Beulé 1858 freigelegt). Noch zur Zeit des Proclus († 485) wurde der Parthenon in eine christliche Kirche umgewandelt, das Bild der Göttin entführt. 529 wurden die Philosophenschulen geschlossen, die Einkünfte der Stiftungen eingezogen. Unsicher bleibt die Entstehungszeit der sogenannten „Valerianischen" Mauer, welche vom Anfang zur Akropolis über 500 Schritt gegen Norden in die Tiefe des Kerameikos sich hinabzieht (wobei die Attaloshalle in rohester Weise zur Fortsetzung benützt ist), dann nach Osten umbiegt und an der Nordseite der Hadrianstoa entlangt zieht, um endlich nach Süden umbiegend sich wieder an den Burgfelsen anzuschliefsen. Bei dieser Befestigung hat man zuerst an die Zeit des Kaisers Valerian gedacht

(253—260 n. Chr.) daher die üblich gewordene Benennung, später an Justinian. Am wahrscheinlichsten ist die zuletzt geäufserte Ansicht, dafs sie ein Werk fränkischer Zeit sei.

In gedrängten Zügen bespricht C. am Schlufse die Geschichte der Wiederentdeckung Athens von der Zeit an, als der 4. Kreuzzug die allmählich ganz auseinander gefallenen Hälften der klassischen Welt wieder unvermutet in Berührung brachte, wo fränkische Herzöge Stadt und Burg befestigten; dann folgt die türkische Zeit, die Reisen des Cyriakus v. Ankona (1435), die von Spon; Nointel, der Gesandte Ludwigs XIV. bei der Pforte besucht von Constantinopel aus Athen und läfst die damals vor der venetianischen Katastrophe (1687) noch wohl erhaltenen Bildwerke durch Carrey zeichnen. 1781 kamen Stuart und Revett von Venedig nach Athen, Leake und Otfried Müller folgten; nach Herstellung eines selbständigen Griechenland wurde Athen Hauptstadt. Schon 1833 wurden auf der Akropolis die ersten, bescheidenen Ausgrabungen gemacht. Seitdem ist Athen von neuem ein Mittelpunkt wetteifernder Geistesthätigkeit geworden.

Wir sind am Schlufse angelangt: an der Hand des trefflichen Buches konnten wir die Schicksale der einzigen Stadt von ihren ersten Anfängen bis zu ihrem höchsten Glanze, das traurige Herabsinken und Verschwinden und ihre Auferstehung verfolgen und das in wohl abgerundeten Bildern. Natürlich stimmt C. nicht an allen Punkten mit den übrigen Forschern auf diesem Gebiete überein, aber er läfst sich wenig auf Controversen ein, und einem Manne, der nun schon 50 Jahre lang die Probleme attischer Stadtgeschichte durchdacht und durchgearbeitet hat, wird man wohl vergönnen, eigene Meinungen aufzustellen. Die beigegebenen 7 Kartenblätter von Dr. Kaupert, dem Geheimen Kriegsrat im grofsen Generalstabe, sind nicht blofs eine wertvolle Beigabe, sondern geradezu ein herrlicher Schmuck des so trefflich ausgestatteten Buches (S. 320—327 finden sich Erläuterungen zu diesen kartographischen Beilagen). Zu diesen Vorzügen kommt noch die ganz einzig schöne Form der Darstellung, die man übrigens bei C. nicht anders gewohnt ist; kurz die Stadtgeschichte Athens ist ein vornehmes Buch in des Wortes bestem Sinne, es ist ein Genufs, dasselbe zu lesen und zu studieren und darum mögen auch die Leser dieser Blätter es gütigst entschuldigen, wenn ich in dem Bestreben, von dem reichen Inhalt einen Begriff zu geben, den Raum einer gewöhnlichen Besprechung bedeutend überschritten habe.

Oskar Jaeger, Alexander der Grofse. Mit Titelbild und einer Karte. (Gymnasialbibliothek herausgegeben von Pohlmey und Hoffmann: 2. Heft). Gütersloh, C. Bertelsmann, 1892; 71 S. 1 Mk. 20 Pf.

Der als Historiker wie als Pädagoge gleich geschätzte Direktor des Friedrich-Wilhelmsgymnasiums zu Köln will den reiferen Schülern in der Lebensbeschreibung Alexanders des Grofsen ein Bild vorführen, wozu die das 5. Bändchen der Gymnasialbibliothek füllende des älteren

Cato im Kontrast stehen soll, also Parallelbiographien nach dem Muster des Plutarch. Da aber der Verfasser die auf den ersten Blick sonderbare Gegenüberstellung erst am Schlusse der Biographie des Cato rechtfertigt, so brauchen wir darauf hier nicht näher einzugehen.

Was den Inhalt der Darstellung anlangt, so wird jeder, der Oskar Jägers Geschichte der Griechen kennt, sofort finden, dafs sich im Allgemeinen diese Biographie Alexanders mit dem 4. Buch jenes gröfseren Werkes deckt. Man kann nicht einmal sagen, dafs hier das biographische Moment stärker hervortrete, und das ist auch ganz natürlich: denn in einer Periode der Weltgeschichte, wo sich alles so um die Person und die Thaten eines Mannes dreht, ist dessen Lebensbeschreibung von der Erzählung der Ereignisse nicht zu trennen. Nur in einem Punkte unterscheidet sich die Biographie von jenem 4. Buch der griechischen Geschichte: während Jäger in letzterem trotz der sichtlich zu Tage tretenden Vorliebe für den Heldenkönig sich doch bemüht, mehr objektiv zu bleiben, während er manche für die Beurteilung des Charakters Alexanders ungünstig wirkenden Thatsachen einfach erzählt und es dem Leser überläfst, sich sein Urteil selbst zu bilden, ist seine Darstellung in der Biographie entschieden subjektiv und verrät auf jeder Seite seine Vorliebe und Bewunderung für den grofsen Macedonier. Nicht als ob er sich irgend mit den Quellen in besonderen Widerspruch setzte, — er folgt vielmehr im Allgemeinen der guten und glaubwürdigen Überlieferung des Arrian — sondern weil er gerade da, wo die Quellen spärlich fliefsen, diesen Umstand zu Gunsten seines Helden verwertet, indem er geltend macht, dafs die Sache auch anders gewesen sein kann, und dann besonders deshalb, weil er in dem Bestreben, keinen Flecken am Charakter Alexanders zu lassen, denselben auch da verteidigt und rechtfertigt, wo man bisher allgemein von einem Fehler, einer übereilten That des Königs sprach. Besonders die Ermordung des Kleitos, die im Anschlufs an die Verurteilung des Philotas erfolgte Tötung von dessen Vater Parmenion, das Ende des Kallisthenes, die Einführung der προσκύνησις geben zu solchen Rechtfertigungsversuchen Anlafs. Man kann dieselben aber nicht durchweg als gelungen bezeichnen, von der Ermordung des Parmenion sagt Jäger S. 45 selber, es sei eine schwere That, die niemand loben oder rechtfertigen werde: man könne nur sagen, dafs Alexander nicht ohne die höchste Gefahr zu diesem verwerflichen Mittel gegriffen haben würde, und dafs wir nicht mehr in der Lage seien, Stärke und Umfang dieser Gefahr zu bemessen. Auch hier soll also das Versagen der Quellen zu Gunsten Alexanders ausgebeutet werden; doch kaum mit Recht: jener Mord ist und bleibt ein Akt des reinsten Despotismus. Auch das, was Jäger über die Einführung der προκύνησις sagt, genügt noch nicht, uns von der Notwendigkeit derselben zu überzeugen. Kurz ich meine, in dieser Hinsicht ist das Bild Alexanders in letzter Zeit von Holm im 3. Bd. seiner griechischen Geschichte richtiger und schärfer gezeichnet worden, aber nicht mit gröfserer Begeisterung und Liebe. Und gerade dieser unleugbare Vorzug läfst das Büchlein als so aufserordentlich

geeignet für die Zwecke der Schule erscheinen, denen es dienen soll. Daher darf es auch in keiner Schülerbibliothek der 6. Klasse fehlen; denn wie die Figur des Achilles in der Poesie. so ist die des Alexander in der Geschichte der Jugend vor allen lieb und Jäger hat an seinem Teil dazu beigetragen, ihr das Verständnis derselben zu erleichtern.

Der Stil der Darstellung ist, wie das jeder erwartet. der Jägers Schriften kennt, eigentümlich und einheitlich von Anfang bis zu Ende. Das Büchlein wird der Schüler nicht gern aus der Hand legen, bevor er es zu Ende gelesen hat. zumal der Verfasser sich hinsichtlich des Umfanges weise Beschränkung auferlegt hat. Freilich findet sich noch hie und da eine Härte, des Ausdrucks oder der Konstruktion, die man beseitigt sehen möchte. Der Satz S. 23: „Dafs Philipp seinem Sohne . . . eine vorzügliche hellenische Erziehung geben liefs, entsprach den Überlieferungen des Fürstenhauses, das Harakliden aus Argos begründeten und auch in Hellas anerkannten Anspruch auf hellenische Nationalität erhob“ verstöfst gegen die Regeln der Grammatik, wenn nicht vor auch ein zweites das als Subjekt eingeschoben wird. S. 4, Z. 6 u. 7 von unten mufs vor gebieten und verpflichten ein zu eingesetzt werden. Auf derselben Seite ist Z. 11 der Druckfehler: die grofse Pläne zu verbessern.

Der Standort der Schauspieler und des Chores im griechischen Theater des 5. Jahrhunderts. Mit dem Accessit anerkannte Preisschrift von John Pickard[1]), München (Th. Ackermann) 1892. 36 S.

Vorliegende Schrift ist der erste Teil einer Arbeit, welche veranlafst wurde durch folgende im Jahre 1891 von der philosophischen Fakultät der Universität München gestellte Preisaufgabe: „Die über die Einrichtung der attischen Bühne des 5. Jahrhunderts schwebenden Fragen hängen zumeist mit der Art und Weise des Auf- und Abtretens der Schauspieler und des Chores zusammen. Gewünscht wird eine Untersuchung: Welche Anzeichen des Ortes der auf- und abtretenden Personen aus den erhaltenen Dramen sind nachweisbar?“ — Zwei Umstände sind für die Beurteilung der Schrift von vornherein mifslich: 1) Dieselbe ist eigentlich nur die Einleitung zu dem Hauptgegenstand der Abhandlung, der Erörterung der Frage aus den vorhandenen Dramen. Von diesem heifst es am Schlufse S. 36: „Der 2. Teil wird später veröffentlicht werden.“ So kommt es, dafs man bei manchen der vorgetragenen neuen Ansichten sich fragt: „Gut, aber wie stellt sich dazu die Literatur der vorhandenen Dramen?“ 2) Der Verfasser hat als Angehöriger der amerikanischen Schule im Jahre 1890/91 unter Dörpfelds Leitung die Ruinen der in Frage kommenden griechischen

[1]) Die Abhandlung ist ursprünglich in englischer Sprache geschrieben und dann in das Deutsche übersetzt. Daraus erklärt es sich, dafs trotz der dabei aufgewendeten Sorgfalt immer noch eine Anzahl undeutscher Ausdrücke auffällt.

Theater besucht und mufs jedenfalls von Dörpfeld die Ermächtigung erhalten haben, dessen Vorträge für seine Abhandlung zu verwerten. In wieweit dies geschehen ist, d. h. welches die Ansichten Dörpfelds, welches die eigenen Vermutungen des Verfassers sind, läfst sich aber häufig nicht klar und scharf genug erkennen.

Wertvoll wegen der darin aus Dörpfelds Vorlesungen angeführten Thatsachen ist der 1. Abschnitt über das Theater zu Athen (S. 5—12). Es ergeben sich dabei S. 11 folgende Resultate: 1) Die altertümliche Orchestra, welche bei den Ausgrabungen unter der heutigen aufgedeckt wurde, geht in das 5. Jahrhundert zurück oder in noch frühere Zeit. Im Zusammenhang damit wurde später, nach Ol. 70, ein steinernes Theatron errichtet. Beständige Bühnengebäude existieren in der ganzen Zeit noch nicht. 2) Die Bühnengebäude wurden im Zusammenhang mit einem neuen Theatron von Lykurgos in der letzten Hälfte des 4. Jahrhunderts vollendet. Die Form seiner scaenae frons ist natürlich dieselbe wie die der zeitweiligen scaenae frons, welche der ständigen voranging, indem der Architekt einfach in Stein die Form hergestellt haben wird, welche die Dramen früher verlangt hatten. Diese sc. fr. gibt die beste Vorstellung jener, vor welcher die Dramen der grofsen Dramatiker aufgeführt wurden. 3) Ziemlich lange nach Lykurgos wurde das steinerne Proskenion errichtet, wahrscheinlich in einer Zeit, als die Dramen auf dem Punkte der Entwicklung angelangt waren, wo alle Spiele so ziemlich denselben Hintergrund erforderten. Da solche steinerne προσκήνια im 5. und 4. Jahrhundert nicht existierten, so müssen die Spiele der grofsen Dramatiker nicht vor einem einzigen Proskenium aufgeführt worden sein, sondern man errichtete damals Proskenia je nach den Erfordernissen der verschiedenen Dramen. 4) Die römische Bühne wurde erst unter Nero errichtet. 5) Dieselbe wurde zur Zeit des Phädrus um 290 n. Chr. geändert.

In einem 2. Abschnitt, Die Thymele (S. 12—16), bemüht sich Pickard zu erweisen, dafs ein Brettergerüste in der Orchestra, als welches man (auch A. Müller, Oehmichen) die Th. erklärt hat, nicht bestanden haben kann. Gegen ihr Vorhandensein spricht 1) das argumentum ex silentio: Die alten Autoren würden ein solches Gerüste gewifs erwähnt haben, wenn es existiert hätte. Auch Vitruv schweigt darüber. 2) Für seine alljährliche Errichtung würden besondere Einrichtungen vorhanden gewesen sein, aber davon finden sich keine Spuren. 3) In mehreren Komödien des Aristophanes tanzen die Schauspieler und der Chor beim Abtreten, was sie bei einem Heruntersteigen von einem Gerüst zur Parodos nicht thun konnten. In mehreren Tragödien treten Personen zu Wagen auf; diese können nur in der Orchestra erschienen sein. Wie aber sollten die Pferde auf ein Brettergerüst gestiegen sein? 4) Die Vorderseite der Bühne in Athen, Epidauros, Oropos und Eretria war mit schlanken Säulen geziert und hatte in der Mitte einen Aufgang auf das Orchesterniveau. Ein Gerüst wie die θυμέλη hätte diese Säulen und die Thüre in der Mitte durchgeschnitten. 5. Endlich sucht P. aus den Ruinen selbst des Nichtvorhandensein der θυμέλη zu erweisen. In Epidauros war die

sogenannte Bühne 4 m. hoch, so dafs man für die θυμέλη wenigstens 2,50 m. als Höhe annehmen müfste. Die θρόνοι der ersten Reihe, welche genau auf dem Orchestraniveau stehen, haben 0,43 m. Höhe. Wenn man für das Auge des Sitzenden 0,80 m. Abstand vom Boden annimmt, so ergibt sich wie bei P. auf einer eigenen Tafel II dargestellt wird, dafs, im Falle eine 2,50 m. hohe θυμέλη vorhanden war, entweder die Choreuten die Bühne verdeckten, wenn sie weit vorne standen, oder nur mit einem Teil ihres Körpers sichtbar waren, wenn sie weiter zurückstanden. — Als ganz besonders wichtig wird sodann die Entdeckung eines unterirdischen Ganges im Theater zu Eretria bezeichnet, zu welchem von der Mitte der Orchestra aus eine Treppe hinabführte, während eine eben solche hinter dem προσκήνιον wieder heraufführte. Solche Durchgänge, die sich auch in Sikyon, Magnesia und Tralles gefunden haben, wären ganz überflüssig, wenn für den Chor ein besonderes Gerüste bestanden hätte; denn dann hätten die Schauspieler ja unter jenem Gerüste gehen können, um in der Orchestra zu erscheinen. So Pickard. Aber hier liegt doch wohl ein übereilter Schlufs vor! Denn Jedermann wird fragen: „Warum findet sich ein solcher Gang nicht im Dionysostheater zu Athen?“ Solange derselbe nur für Eretria erwiesen ist (denn an anderen Orten z. B. Sikyon diente er offenbar als Abzugskanal), darf man diese Entdeckung doch nicht verallgemeinern und daraus einen so wichtigen Schlufs ziehen!

Auch im 3. Abschnitt: „Die sogenannte griechische Bühne“ S. 19—28 ist die Beweisführung eine rein negative, durch welche die bisherige Bühnentheorie wiederlegt werden soll. Unter Bühne verstand man bisher den Raum zwischen dem Rande des προσκήνιον und der Vorderseite der Bühnengebäude; dessen Breite beträgt in Epidauros 3 m., in Athen 2,25 m., in Oropos 1,95 m., in Eretria 2,14 m. Aber dieser Raum stand nicht einmal ganz den Schauspielern zur Verfügung: denn vor der Mauer der Bühnengebäude mufs noch Platz für die διστεγία gewesen sein (cf. Müller, Bühnenaltert. S. 140 ff.). Neben dieser Enge ist es besonders der Mangel einer Verbindung mit der Orchestra, welcher gegen die Annahme einer Bühne in diesem Sinne spricht: denn die bei Pollux IV, 137 erwähnten Stufen läfst P. nicht als bequeme Verbindung gelten, auch sei in griechischen Theatern keine Spur einer solchen Treppe gefunden worden. Ferner finden sich keine Ruinen eines griechischen Theaters, die zeigten, dafs etwelche Thüren oben auf die vorausgesetzte Bühne führten. Demnach müfsten sich die Angaben bei Vitruv V, 6 und Pollux VI, 124. 126, die von 3 Thüren in der Façade der Bühnengebäude sprechen, auf spätere (römische) Gebäude beziehen. Nochmals wird, wie ich meine mit Unrecht, der bereits erwähnte unterirdische Gang in Eretria zum Beweise dafür herangezogen, dafs in der Orchestra gespielt wurde. Auch hätten nur im letzterem Falle die Zuschauer auf den Plätzen an den Flügelenden alles sehen können. Ferner wäre beim Spiel auf der sogenannten Bühne nicht nur die Entfernung zwischen Publikum und Schauspielern eine sehr grofse gewesen, sondern es wäre auch der Chor die Hauptsache des Spieles gewesen:

denn er allein hätte sich ganz und unmittelbar den Augen des Publikums dargeboten. Im Anschluſs an diese Beweisführung erklärt P. 1) προσκήνιον als das, was vor den Bühnengebäuden (der σκηνή) errichtet wurde (so findet sich der Name inschriftlich am Epistyl der Vorderwand in Oropos); 2) ὑποσκήνιον ist dementsprechend die innere Seite der σκηνή und ὑπὸ σκηνὴν ist im Sinne unseres „hinter den Kulissen, in den Bühnengebäuden“ gebraucht. Wenn also ὑπὸ τὴν σκηνὴν hinter der Bühne heiſst, dann heiſst ἐπὶ τῆς σκηνῆς „in einer Stellung vor der Bühne“, cf. ἐπὶ τοῦ ποταμοῦ „am Flusse“, ἐπὶ θυρῶν „an den Thüren.“

In einem 4. Teile „Entwicklungsgeschichte des griechischen Theaters“ S. 28—36 versucht P. eine positive Darstellung von der allmählichen Umgestaltung des antiken Theaters zu geben. Aus dem Zusatze „wie wir diese Umgestaltung uns denken,“ scheint hervorzugehen, daſs wir es hier mit eigenen Vermutungen zu thun haben. Oder sollte auch hier Manches von Dörpfeld herrühren? Zunächst wird θυμέλη positiv erklärt. Die Stellen der Alten bezeugen deutlich, daſs der von jeher in der Orchestra stehende Altar θ. hieſs. Auf einem Tisch neben dem Altare stand der erste Schauspieler, auch dieser Tisch hieſs θ., wie aus antiken Zeugnissen hervorgeht. Da nun aber auch die Musikanten und ῥαβδοῦχοι ihren Platz dort hatten, so kann es kaum jener Teil des Altares gewesen sein, auf welchem geopfert wurde. Nun haben die Ausgrabungen von Olympia bewiesen, daſs die Altäre aus 2 Teilen bestanden, einem für das Opfer (βωμός) und einem andern für den Priester, welcher πρόθυσις hieſs. Dieser 2. Teil des Altares im Theater hieſs θυμέλη; denn eine Inschrift aus Delos (Bull. de corr. Hell. 1890 S. 396) sagt ἡ θυμέλη τοῦ βωμοῦ. In Athen finden sich 2 Beispiele antiker Altäre, darunter der bekannte Altar (βῆμα) auf der Pnyx; von letzterem ist der βωμόςteil sehr beschädigt, der βῆμαteil, resp. θυμέλη so gut wie unversehrt. So erklärt sich auch die Definition des Pollux IV, 123 θυμέλη εἴτε βῆμά τι οὖσα εἴτε βωμός. (Diese Beweisführung wir doch wohl Dörpfeld verdankt). — Als infolge Einführung eines 2. Schauspielers die θυμέλη nicht mehr ausreichte, da wurde der hohe Kothurn erfunden als Ersatz dafür, daſs die Schauspieler in das Orchestraniveau hinabgerückt wurden. Da z. B. die Orchestra, in Epidaurus 60 Fuſs Durchmesser hat, so können die Schauspieler durch die Choreuten nicht verdeckt gewesen sein. Als ein Schauspieler mehrere Rollen zu spielen hatte, brauchte man eine Bude (σκηνή) zum Ankleiden, und als dann der Handlung ein bestimmter Platz vor einer ‚Scene‘, Tempel oder Palast, gegeben wurde, war den Schauspielern der Raum vor jener Scene, also der Teil der Orchestra, welcher dem προσκήνιον zunächst lag, vorbehalten, das übrige fiel dem Chor für seine Tänze zu. Ein λογεῖον findet man erst erwähnt, als der Chor verschwunden war; jetzt brauchte man nicht mehr den ganzen Orchestrakreis, nach Vitruv wurde die erste Hälfte der Orchestra mit Sitzplätzen für die Senatoren ausgefüllt. Jetzt muſste die Bühne wie im modernen Theater entsprechend erhöht werden. So entwickelte sich die römische Bühne

aus der griechischen und zwar wahrscheinlich erst in Griechenland. Die πάροδοι des griechischen Theaters wurden die Seiteneingänge der römischen Bühne, das προσκήνιον blieb dasselbe, aber da jetzt die Hälfte der Orchestra vor den Sitzplätzen tiefer gelegt war, und die alten πάροδοι nach dem Wegfall des Chores auf die Bühne führten, so mufste man neue Durchgänge haben, durch welche die Zuschauer zu ihren Plätzen gelangen konnten; es gab also im späteren Theater, wo das λογεῖον existierte, 2 πάροδοι, 2 Zugänge von den Seiten her, der alte zum λογεῖον und der neue in die κόνιστρα führende. (So hiefs nämlich der Teil der Orchestra, welcher direkt vor den Sitzreihen niedriger gemacht wurde, um eine Arena herzustellen, der übrig bleibende für die Bühne der Redenden bestimmte Teil erhielt den Namen λογεῖον).

Wenn wir schliefslich die Bedeutung der Abhandlung kurz beurteilen sollen, so mufs zugegeben werden, dafs sie manche wertvolle allerdings auf Dörpfeld zurückgehende Beiträge enthält, aber dennoch ist ihre Publikation als verfrüht zu bezeichnen; ohne den Hauptteil, der die Dramen selbst zur Untersuchung heranzieht, hätte diese Einleitung nicht erscheinen sollen; denn so entbehren gar manche Hypothesen derselben einer festeren Grundlage.

München. Dr. J. Melber.

L. Mitteis, Reichsrecht und Volksrecht in den östlichen Provinzen des römischen Kaiserreiches. Leipzig, Teubner. 1891. XIV und 562 Seiten

Als die Römer vom Erbe Alexanders Besitz ergriffen, liefsen sie die verschiedenen Partikularrechte (Stadtrechte, Volksrechte) zunächst, wenigstens im internen Verkehr des peregrinen Provincialen, in der Regel der Hauptsache nach in Geltung, wenn auch unter römischer Kontrolle. Doch mufste bald ein Konflikt derselben mit dem ius civium Romanorum eintreten. Dieser verschärfte sich immer mehr, je mehr in den Provinzen die Zahl der cives Romani wuchs. Natürlich siegte bei Prozessen zwischen römischen Bürgern und Peregrinen in der Regel das Recht der Stärkeren. Die allgemeinere Verleihung des röm. Bürgerrechts an die Provincialen unter Caracalla machte das röm. Recht gewissermafsen zum allgemeinen „Reichsrecht“, so dafs den einzelnen Landrechten im Wesentlichen der Boden entzogen war und sie wenigstens auf dem Gebiet des Privatrechts nur etwa noch subsidiäre Geltung hatten. Vermutlich wurden sich die Beteiligten erst allmählich im Laufe der Jahrzehnte jener einschneidenden Wirkung des antoninischen Gesetzes bewufst, und nicht selten zur unangenehmen Überraschung; vielleicht hat nicht einmal Caracalla selbst an diese Wirkung seiner Anordnung gedacht. Jedenfalls erhielten sich noch lange partikularrechtliche Auffassungen im Reiche, und der Vf. deckt, unter Beschränkung auf die östliche Reichshälfte, ihre Spuren in der scharfsinnigsten Weise auf.

Weitaus die wichtigste Rolle spielte im Osten das griechische Element: griechische Rechtsanschauungen waren ebenso wie die griechische Sprache weit über die Grenzen des eigentlichen Griechenlands hinaus verbreitet (Syrien, Ägypten), und ihnen fällt naturgemäfs auch in den Ausführungen des Vf. der Löwenanteil zu. Eine Reihe von kaiserlichen Reskripten zeigt sich jetzt in klarerem Licht. Wenn beispielsweise Kaiser des 3. Jahrhunderts erklären, dafs eine Privatexekution ohne richterliches Urteil nicht statthaft sei, so hatte der so abgewiesene Petent (oder dessen Rechtsanwalt) sich offenbar durch die bis dahin noch fortlebende griechische Rechtsübung irreführen lassen, nach welcher der Zusatz *ἡ πρᾶξις ἔστω* (oder ähnl.) *καθάπερ ἐκ δίκης* auf Schuldurkunden die Privatexekution gestattete — ein Recht, von dem Ciceros einstiger Kollege im Konsulat, G. Antonius, allzu ausgiebigen Gebrauch gemacht zu haben scheint: multos in Achaia spoliaverat, nactus de exercitu Sullano equitum turmas. Oft sind die Petenten offenbar der Meinung, ein ungeschriebenes Rechtsgeschäft sei ungiltig: denn im Osten hatte die „Graeca fides" längst den Grundsatz ausgebildet, dafs höchstens die Zuziehung von Zeugen die Schriftlichkeit ersetzen könne, dafs aber Schwarz auf Weifs auch einer unsicheren Zeugenaussage vorzuziehen sei.

Aus einer Reihe von Reskripten aus diokletianischer Zeit geht hervor, dafs Frauen Eigentümerinnen der Mitgift zu sein glaubten, wie es im griechischen Recht war. Dafs man die Kinder nicht verkaufen dürfe, war einigen Petentinnen, die vermutlich die phrygische Sitte im Auge hatten, ganz unbekannt.

Seitdem Konstantin die Residenz nach dem Osten verlegt hatte, trat, freilich nur in recht bescheidenem Umfang, auch für das Rechtsgebiet das Wort in Geltung: Graecia capta ferum victorem cepit. Schon jetzt wurde offenbar die griechische Sprache sogar für Testamente, die nach klassischem Recht lateinisch geschrieben sein müssen, wenn auch noch nicht allgemein gestattet, so doch vielfach verwendet, und auch in die Kanzleisprache drang das Griechische immer mehr ein. So fingen auch griechische Rechtsanschauungen, die bis dahin wie Funken unter der Asche weitergeglimmt hatten, wieder an hervorzutreten. Besonders Konstantin war es nach dem Vf., der auch hier eingriff und manche griechische Rechtsanschauung auf Kosten der bisherigen Gesetze sanktionierte. (Der Widerspruch A. Leists, Sav.-Zeitschr. XIII 348 will sich wohl nur gegen zu grofse Verallgemeinerung dieses Satzes richten). Spätere Kaiser folgten. Wenn Constantinus beispielsweise die Manumissio in ecclesia einführte, so war dies (was man bisher vielfach übersah) lediglich eine Christianisierung des Hierodulismus: die Griechen verkauften nämlich freizulassende Sklaven gerne an einen Gott, unter dessen unsichtbarer Hand der Sklave natürlich in völliger Freiheit lebte. Wenn derselbe Kaiser verordnet: Quicumque fugitivum servum susceperit eum cum pari alio vel viginti solidis reddat (Cod. Just. 6, 1, 4 pr.), so erinnert dies an die Mysterieninschrift von Andania: — *μηδεὶς ὑποδεχέσθω τοὺς δραπέτας* —. *Ὁ δὲ ποιῶν παρὰ τὰ γεγραμμένα, ὑπόδικος ἔστω τῷ κυρίῳ τᾶς τοῦ*

σώματος ἀξίας διπλασίας καὶ ἐπιτιμίου δραχμῶν πεντακοσίων. Als weiterhin auf verschiedenen Gebieten des Rechts der Boden unsicher wurde durch Gesetze, die sich infolge von provinzialen Unterströmungen widersprachen, entstanden volkstümliche Rechtsspiegel, welche in ihre Darstellung des römischen Rechts auch partikularrechtliche Elemente mischten: jetzt konnte manches einheimische Institut wieder kühner das Haupt erheben. So entstand um 500 das sog. syrisch-römische Rechtsbuch, welches, wie der Vf. nachweist, viele griechische Auffassungen durchblicken läfst. Offenbar war z. B. dem Vf. dieses Spiegels jene Apokeryxis (öffentliche Verstofsung eines Sohnes) geläufig, von welcher u. a. das Recht von Gortyn 9,10—17 (ed. Bernhöft) spricht. War, vielleicht infolge griechischen Einflusses, die Schriftlichkeit bei Verträgen schon in der späteren Kaiserzeit zu höherer Bedeutung gelangt, so steht das syrische Rechtsbuch geradezu auf dem (griechischen) Standpunkt, dafs die Schrift bei allen Rechtsgeschäften erforderlich sei. Auch von einem aufsergerichtlichen Pfändungsrecht (*καθάπερ ἐκ δίκης*, s. o.) scheinen sowohl im Rechtsbuch wie auch noch im 9. und 10. Jahrhundert sich Spuren erhalten zu haben.

In einem Fall weist der Vf. sogar nach, dafs eine griechische Anschauung (die Mitgift sei eine Erbschaftsabfindung) trotz der kaiserlichen Reskripte, die dagegen auftraten, bis h e u t e in Griechenland in Geltung geblieben ist.

Exkurse über die Munizipalgerichtsbarkeit, das griechische und römische Notariat, Vorbildung der Juristen in Griechenland, Bedeutung der Syngrapha sind für die Kenntnis des antiken Lebens von Bedeutung. Einzelnes, wie der (dem Ref. als Laien nicht ganz einleuchtende) Nachweis, dafs das Erbrecht des syrischen Rechtsbuchs auch in der Intestat-Succession mit dem griechischen (athenischen) verwandt sei, oder die rechtsgeschichtliche Darstellung der ante nuptias donatio in Orient und Occident, wird an sich den Philologen vielleicht weniger fesseln als den Juristen. Doch findet sich auch hier in den Nachweisen manches Interessante; z. B. von den Papyrus-Eheverträgen aus El-Faijûm (die teilweise hier zuerst veröffentlicht sind) läfst mancher einen hübschen Einblick in Garderobe und Boudoir einer griechisch-ägyptischen Dame thun.

Staunenswert ist es, aus welcher Fülle von Schriften der verschiedensten Art der Vf. die Grundlagen für seine epochemachenden Ausführungen geholt hat: zuweilen lag das Material, von anderen auffalenderweise übersehen, offen am Wege, oft aber mufste es erst kunstvoll durch scharfsinnige Schlüsse zutage gefördert werden. Die klare, nirgends knappe Sprache bestrebt sich offenbar, auch auf den philologischen Leser Rücksicht zu nehmen. Doch wird allzu grofse Gelehrtheit vorausgesetzt, wenn es S. 166 heifst: Von Tomi ist es b e k a n n t, dafs es erst gegen Ende des dritten Jahrhunderts römisches Municipium geworden zu sein s c h e i n t. S. 497 A. 3: Wenn b e k a n n t l i c h auch dies (die Interpolation von Dig. 22, 3, 25, 4) von Manchen bezweifelt wird, so dürfte dies doch auf übermäfsiger Vor-

sicht beruhen. Ref. vermutet, dafs auch manchem anderen Leser kein Verteidiger der Echtheit (aufser etwa Huschke, Darlehen S. 108 A ..) bekannt ist. (Doch vgl. Pernice, Sav.-Zeitschr. XIII 286). S. 147 A 4: Ulpian selbst hat bekanntlich bei Abfassung seines Liber Regularum die Inst. des Gaius zur Vorlage gehabt (vgl. Roms Juristen S. 77).

Nürnberg. W. Kalb.

III. Abteilung.

Literarische Notizen.

A. F. Rohmeder, Oberlehrer, die Abkürzung der Wörter. München, Max Kellerer. 1892. S. 76. Es kann kaum eine Frage sein, dafs in unserer eiligen Zeit Abkürzungen im schriftlichen Verkehr, zu dem man auch den Druck zählt, einigermafsen von Nutzen sind. Vor allem der kaufmännische Stand ist es, der dem Grundsatze time is money folgend schon längst eine grofse Anzahl solcher Siglen in Anwendung brachte, die nunmehr gang und gäbe sind. In vorliegendem Büchlein hat der Verf. es versucht zu Unterrichtszwecken soviele als möglich zusammenzustellen, um eine reiche und sichere Verwertung derselben herbeizuführen. In erster Linie ist das Werk berechnet für kaufmännische Bildungsanstalten, indes werden auch andere Schulen es nicht ohne Nutzen verwenden können, abgesehen davon, dafs es für jeden Lehrer eine Fundgrube zum Nachschlagen ist. Seine volle Bedeutung erlangt es jedoch im praktischen Leben; für das Haus, die Werkstatt, die Kanzlei, das Geschäftszimmer kann es wohl als Ratgeber in Verlegenheitsfällen dienen. Noch verdient bemerkt zu werden, dafs R. den Versuch gemacht hat, eine grofse Anzahl fremdländischer Ausdrücke durch deutsche zu ersetzen, ein Bestreben, das nur zu loben ist.

K. Bruchmann, Lateinisches Lesebuch für die Sexta und Quinta von Gymnasien und Realgymnasien. Dresden. Ehlermann. 1892. Dieses „Lesebuch" entspricht dem gewöhnlichen Begriffe eines solchen nicht, da unter die Lesestücke auch deutsche Übungsstücke zum Übersetzen eingestreut sind. Ganz eigenartig und wohl kaum nachahmenswert ist auch die Inhaltsangabe, welche, dem Buche vorausgeschickt, die Stoffeinteilung nach den einzelnen Abschnitten angeben soll, z. B. der S. 3—6 umfassende Abscnitt II: Sum; indic. praes. 6. Imperativ 7. Imperf. Per. Plusqupf. Kongruenz 8. Deutsch 8 d. Wörter auf as 9. Objekt 10. Neutrum 11. Deutsch 12. Da es dem Verf. gut scheint, „beim Unterricht nicht so sehr an das absolut Wünschenswerte als relativ Erreichbare zu denken", so glaubt er, auch für ein Elementarbuch den Vorwurf der Trivialität am wenigsten ängstlich fürchten zu müssen. Auch nach unserer Anschauung sind gerade keine geistreichen Komposisionen für ein Elementarbuch zu verlangen, dennoch aber soll sich der Verf. eines solchen wenigstens bemühen, abgeschmackten Sätzen aus dem Wege zu gehen, statt von vorneherein auf den angeführten Grundsatz zu sündigen. Auch hier gilt: in medio virtus! Denn sicher darf doch auch der geistbildende Inhalt in Betracht kommen neben den beiden Hauptaufgaben, welche bei Gestaltung des Übungsstoffes zu berücksichtigen sind: Sicherheit in der Grammatik und Aneignung eines vorsichtig gewählten Wortschatzes. Störend und überflüssig scheint die in den ersten Stücken einzelnen Sätzen beigedruckte Fragestellung: Servus ministrat domino (wem?), sie bleibt besser dem Lehrer überlassen. Geradezu fehlerhafte Dinge sollten vermieden werden; es würde sich gewifs zur Einübung des Imperf. ein anderer Satz finden an Stelle des grammatisch unrichtigen: Graeci Troiam diu oppugnabant. Was soll ein deutscher, allein stehender Satz: „Die Griechen hatten Troja erobert". Auch seltene oder in dem betr. Sinne ungebräuchliche Wörter anzuwenden ist verwerflich, z. B. Ministramus deo (5, 3). Derartige Dinge finden höchstens Entschuldigung in zusammenhängenden Stücken, nicht aber in Einzelsätzen. Was nun die zusammenhängenden Lesestücke betrifft, so sind sie, nach einigen Proben zu schliefsen, gewandt komponiert, wenn auch Gewalt-

samkeiten nicht ausbleiben. Der Inhalt der im ersten Teil, allerdings in geringer Zahl, enthaltenen ist im ganzen passend; hingegen ist es fraglich, ob es empfehlenswert ist, für diese Stufe schon so lange fortlaufende, gröſsere Partien aus der Geschichte zu bringen, wie sie in dem Kursus der Quinta stehen. Auch die Quellenangabe in der Überschrift des Kap. 24 „Römische Geschichte nach Livius 1—6“ ist noch verfrüht, jedenfalls aber sollte sie genauer sein (cf. 40. Fortsetz. Liv. II, 1 f.). Wir bezweifeln, daſs die Schüler schon fähig sind, solche Abschnitte zu übersehen, und halten kürzere Stücke, deren Inhalt ein abgerundetes Ganze bilden, für angezeigter. Für unsere Anstalten möchten wir daher das Buch nicht empfehlen, auch abgesehen von dem Lehrgang, der von dem unsrigen abweicht.

1. Hermann Perthes, Lateinisches Lesebuch für die Sexta der Gymnasien und Realgymnasien. 5. verb. Aufl. v. Prof. W. Gillhausen. Berlin. Weidmann. 1891. 2. Hermann Perthes, Grammatisch-etymologisches Vokabularium im Anschluſs an Perthes' lat. Lesebuch f. d. Sexta. 5. verb. Aufl. v. Prof. W. Gillhausen. Berlin. Weidmann. 1891. Die „wesentlichen Änderungen“ dieser neuen Auflage des ersten Teiles von dem bekannten Perthesschen Werke beschränken sich „im Lesebuche auf die Stücke über die Bildung der Stammformen der Verba der III. Konj. N. 69—72“. Während bei der Anordnung in dem zuerst erschienenen Lesebuch und dann in der später herausgegebenen Formenlehre von Perthes verschiedene Gesichtspunkte befolgt worden waren, ist „diese in allen späteren Auflagen gebliebene und im Unterricht oft störend empfundene Ungleichheit“ jetzt dadurch beseitigt, daſs aus der Formenlehre (5. Aufl.) einige §§ dem Sexta-Kursus zugewiesen sind, indem die dadurch herbeigeführte geringe Vermehrung des Lesestoffes durch Auslassung zweier Stücke über die Pronomina infinita nahezu wieder ausgeglichen wurde. Die Sätze der neuen Lesestücke tragen dieselben Mängel in sich, wie sie den Pertherschen Einzelsätzen (sowie den zusammenhängenden Stücken) des öfteren vorgeworfen wurden, da sehr viele davon einen Inhalt haben, der nicht im „Gedankenkreise“ des Sextaners liegt, welcher die Stücke „lesen“ soll. Diese Arbeit wird nur durch eine weitgehende Mithilfe des Lehrers geleistet werden können, welche eine selbständige Thätigkeit kaum mehr übrig lassen dürfte — es müſste denn bereits am Sextaner die Perthessche Methode Wunder gewirkt haben. Ein Satz wie: Fame coacti milites interdum lora ederunt (69, 1) ist überflüssig, wenn er vollständig in einem späteren (70 A 6) wiederkehrt: Fame coacti milites interdum lora pellesque scutis detractas manderunt et ederunt. Das Vokabular erlitt eine Änderung, welche die äuſsere Anordnung betrifft, indem „die von Perthes aufgestellten, aber in der Praxis nicht immer durchführbare und thatsächlich wohl meist aufgegebene Unterscheidung in Bezug auf das Auswendiglernen der Vokabeln nun auch im Druck fallen gelassen ist“. Abgesehen von den Musterbeispielen, welche durch fetten Druck hervorgehoben, wie früher an der Spitze der einzelnen Stücke bleiben, werden zwei Gruppen von Vokabeln und zwar nur örtlich, nicht aber durch den Druck unterschieden; die eine enthält „die zu lernenden Vokabeln“, die andere, durch einen Strich von der ersten getrennt, „nicht nur solche Wörter, deren Einprägung einer späteren Zeit oder auch der unbewuſsten Aneignung (!) überlassen bleibt, sondern auch die Übersetzungshilfen“. Daher soll das Prinzip der „gruppierenden Repetition“ noch mehr als bisher durchgeführt werden, während die „häufigen Wiederholungen einmal gelernter Wörter“ in Wegfall gekommen sind, wofür die Schüler auf den „index“ hingewiesen werden sollen, in welchem die den Vokabeln beigegebenen Zahlen die Stücke angeben, in denen das betreffende Wort zuerst gelernt ist. Für die Entscheidung, welcher Gruppe jedesmal ein Wort zuzuweisen, d. h. ob es an einer früheren oder späteren Stelle zu lernen sei, wird als vielfach maſsgebend „nur die Rücksicht auf eine gleichmäſsigere Verteilung des Lernstoffes“ angegeben, ein Prinzip, das gewiſs Bedenken hervorrufen muſs, besonders wenn es gar andere, vielleicht wichtigere Rücksichten ganz verdrängen sollte.

Gustav Schneider, Hellenische Welt- und Lebensanschauungen in ihrer Bedeutung für den gymnasialen Unterricht. Gera. Theodor Hofmann. 1893. 43 S. Verf. tritt für eine lebhaftere Betonung der groſsen und erhabenen Gedanken ein, die an unsern Gymnasien an der Hand der Lektüre der

Schriften Platons den Schülern vermittelt und erläutert werden sollen. Mit vollem Rechte stehen ihm die Begriffe des Wahren, Guten und Schönen im Vordergrunde und verlangt er eine Einprägung derselben zum vollen geistigen Eigentum. Ref. findet sich da mit Schn. im vollen Einverständnis, das er jedoch der Wahrheit wegen dahin einschränken möchte, dafs man, was die gröfsten griech. Geister gedacht, nicht sofort und allgemein auf das ganze Volk übertragen darf. In dem Ideal, das z. B. Hipp I 291 D entworfen ist, findet die *καλοκἀγαθία* keine Stelle und zwischen dem *πεπαιδευμένος* des Isokrates Pan. 239 und dem des Sokrates und Plato ist doch ein gewaltiger Unterschied und Isokrates — war doch auch ein Grieche, wenn auch ein langweiliger. Durchaus richtig und erprobt in der Praxis der Schule sind Schn.'s Bemerkungen über die zweckmäfsige Verwendung der Archäologie in dem Unterricht. Ist doch fast zu fürchten, dafs mit dem Dusel und Wahne „realer Interpretation" Homer zu einer Art Erläuterungsschrift für alte Bildwerke herabgewürdigt wird. Mit vollem Rechte verweist darum Schn. auf ein sehr beherzigenswertes Wort von Herm. Grimm: „Es ist mir keine, weder antike noch moderne, bildliche Illustration des Homer bekannt, die dem Inhalte der Ilias und Odyssee entspräche, wie die unbefangene Lektüre der Gedichte deren Gestalten uns zeigt. Sammlungen von antiken Bildwerken, deren Anblick unsere Jugend tiefer in Homer eindringen lassen soll, sind nur geeignet zu verwirren und falsche Anschauungen in die Phantasie zu versetzen".

Dr. Val. Hintner, Griechisches Lese- und Übungsbuch für die 3. und 4. Klasse der Gymnasien zur Grammatik von Hintner bearbeitet. Wien. Alfr. Hölder. 1892. Geheft. 1 fl 20 kr. Das Buch ist nach den Grundsätzen der induktiven Methode bearbeitet; das stets vorangehende griechische Übungsmaterial ist im ganzen umfangreicher als das deutsche. Während für die deutschen Übungen nur einzelne Sätze geboten werden, besteht der griechische Lesestoff schon vor der zweiten Deklination nur ausschliefslich aus zusammenhängenden Stücken, die sich im Ideenkreise des Schülers bewegen; auch die Gestaltung der Sätze entspricht wohl der Fassungskraft dieser Altersstufe, vielfache Wendungen dürften doch einem Anfänger zu grofse Schwierigkeiten bieten. Den Übungsstücken folgen 297 Spruchverse, nach den einzelnen Lesestücken geordnet, welche ohne Zweifel recht instruktiv sind. Hieran schliefsen sich griechische Lesestücke aus Xenophons Anabasis (S. 95–119) in guter Auswahl; die Fufsnoten dazu sind reichlich und sachgemäfs. Den Schlufs des Übungsstoffes bilden Einzelsätze zur Einübung der Hauptpunkte aus der Syntax (S. 119–132); da wird denn doch den Schülern viel zugemutet, wenn sie das alles ordentlich lernen sollen. Der lexikalische Teil (S. 133–282) umfafst ein griechisch-deutsches Wörterverzeichnis zu den einzelnen Lesestücken, ohne systematische Anordnung von Wortgruppen, dann ein griechisch-deutsches Wörterbuch, endlich ein deutsch-griechisches Wörterbuch; alle diese Abschnitte sind gründlich bearbeitet; die etymologischen und sprachwissenschaftlichen Bemerkungen wirken jedenfalls anregend. Der syntaktische Anhang ist dürftig und unklar und wohl überhaupt überflüssig, da ja nötigenfalls die Grammatik zu Rate gezogen werden kann. Papier und Druck sind vorzüglich.

Krüger Karl A., Rektor in Königsberg i. Pr.: Drei Kaiser. Lebensbilder von Wilhelm I., Friedrich III. und Wilhelm II. Dritte, vermehrte und verbesserte Auflage (mit den Bildnissen der Majestäten). Preis: geheftet 1 Mk., elegant geb. 1,25 Mk. Leipzig. Verlag von Julius Baedecker. 1893. 103, 72 u. 111 S. Das anerkennenswert ausgestattete und politisch wie konfessionell gleich unverfängliche Schriftchen erzählt das Belangreichste aus dem Lebensgange der drei Kaiser Wilhelm I., Friedrich III. und Wilhelm II. unter Einreihung einer grofsen Anzahl namentlich für die Pflichttreue, den Edelsinn und die Leutseligkeit derselben mehr oder minder charakteristischen Anekdoten. Die Diktion ist durchaus angemessen. Das Titelblatt zu jedem einzelnen Bändchen enthält die Bemerkung: Ein Lebensbild für Jung und Alt. Soweit sie für die Verwendung an unseren Schülerlesebibliotheken in Betracht kommen, dürfte die 5. Klasse die höchste sein, für die sie noch zu berücksichtigen sind; zum Lesen werden sie auf die 2. u. 3. beschränkt werden, da der Ton für höhere ein zu kindlicher ist. Für die genannten zwei

verdienen sie warme Empfehlung. Ohne die harmlose Art der Erzählung im mindesten zu verkennen, wünschen wir doch im Hinblick auf diesen Zweck III, S. 95 den Besuch des jetzigen Kaisers im Harem des Sultans lieber entfernt. Woher der Verf. die Nachricht holte, daſs der bayr. General von der Tann früher an der Seite des französischen Generals Raouch in Afrika gekämpft habe, ist uns unbekannt (II, S. 38). I, S. 3 ist für die Schlacht bei Jena und Auerstädt der 10. Okt. 1806 angegeben statt der 14. Oktober. I S. 33 und 37 siehe die Schreibweise Falkenstein statt Falckenstein.

Dr. L. Viereck, Bürgerkunde, zum Gebrauche in höheren Unterrichtsanstalten. Hannover. Hahnsche Buchhandlung, 1892. Wenn der Verfasser im Vorwort bemerkt, daſs die höheren Lehranstalten die Pflicht haben, ihre Schüler mit den wichtigsten Einrichtungen des deutschen Reiches und ihres Heimatlandes bekannt zu machen, so braucht er wohl von keiner Seite Widerspruch zu fürchten. In der Einleitung gibt er in Kürze über die allgemeinen Begriffe der Staats- und Wahlformen Aufschluſs. Auf zehn Seiten wird dann das Wesentlichste von der Verfassung, der Verwaltung, dem Gerichts- und dem Militärwesen des deutschen Reiches, auf sechs Seiten werden die wichtigsten Einrichtungen des preuſsischen, auf dreien die des bayerischen Staates, auf zweien die der freien Stadt Hamburg dargestellt. Letztere ist hinzugenommen, um das Beispiel einer repräsentativen Republik zu geben. Bezüglich Bayerns finden wir das Wissenswerteste über den König, die beiden Kammern, die Ministerien, die Verwaltung, das kirchliche Regiment, die Rechtspflege und das Verhältnis zum Reich. Das Büchlein ist der Beachtung der Herrn Kollegen zu empfehlen.

IV. Abteilung.

Miscellen.

Personalnachrichten.

Ernannt: Karl Dahl, Assistent in Augsburg (St. A.) zum Gymnl. in Zweibrücken; Joh Haberl, Assist. in Regensburg (A. G.) zum Gymnl. in Dillingen; Jos. Pistner, Gymnprof. in München (Maxgymn.) zum Rektor in Straubing; Franz Abert, Gymnl. in Neuburg a/D. zum Gymnprof. in Burghausen; Georg Froschmaier, Stdl. in Dinkelsbühl zum Gymnl. in Neuburg a/D.; Christ. Welzel, Assist. in Wunsiedel zum Sdl. in Öttingen.

Versetzt: Dr. K. Hoffmann, Gymnl. von Zweibrücken nach Regensburg (N. G.); Jos. Fürtner, Gymnprof. von Burghausen nach München (Maxgymn.).

In Ruhestand versetzt: Ferd. Haubenstricker, Gymnl. in Regensburg (N. G.) auf ein Jahr; Jos. Bayer, Gymnl. in Dillingen für immer.

Gestorben: Jos. Liepert, Rektor in Straubing; Moriz Kiderlin, Gymnprof. a/D. in München; Herm. Konold, Assist. in Nördlingen.

Nekrolog.

Dr. Joseph Gierster,

Kgl. Gymnasiallehrer für Mathematik und Arithmetik am Wilhelmsgymnasium zu München.

Geboren 10. August 1854, gestorben 2. Januar 1893.

Bald nach Giersters Tod bemühte sich ein engerer Kreis von Amtsgenossen, jemand zu gewinnen, der dem Verstorbenen in diesen Blättern ein bescheidenes Denkmal setzen sollte. Aber da seine Jugendgenossen und späteren Freunde ihm nur immer eine Zeit lang näher gestanden waren, konnte keiner von ihnen bewogen werden, sein Lebensbild zu zeichnen. So entschlossen sich denn einige Kollegen, auf Grund zwar spärlicher, aber zuverlässiger Mitteilungen und eigener Wahrnehmungen, dem Verewigten einen Nachruf zu widmen, der, weil auf die angegebene Weise entstanden, nicht den Namen eines bestimmten Verfassers tragen kann. —

Joseph Gierster wurde am 10. August 1854 in dem zum Bezirksamt Bogen gehörigen Dorf Haibach als das dritte von den elf Kindern eines Wirtes geboren. Sein Leben hindurch bewahrte er seiner im bayerischen Wald gelegenen Heimat eine geradezu rührende Anhänglichkeit. Wegen seiner trefflichen Anlagen und seiner guten Singstimme, die ihn bald zum Solosänger geeignet machte, erhielt er Aufnahme in der Dompräbende zu Regensburg. Als Zögling dieses Institutes besuchte er das humanistische Gymnasium, das er im Jahre 1873 absolvierte. Über die zweite Hälfte seines Aufenthaltes an dieser Anstalt wird uns von einem seiner ehemaligen Mitschüler u. a. geschrieben: „Auffallend war seine Begabung für Mathematik. Es kam selten vor, daſs ihm die Lösung einer Aufgabe nicht glückte. So war er in allen Klassen der beste Mathematiker. Und doch verwendete er auf dieses Fach die geringste Mühe; er eignete sich alles spielend an. Bei der Absolutorialprüfung gelang es ihm — als dem einzigen seiner Klasse — sämtliche Aufgaben zu lösen, die im Vergleich zu den in den letzten Jahren gegebenen als geradezu sehr schwierig bezeichnet werden dürfen. Als er das Gymnasium verlieſs, war es für ihn wie für seine Mitschüler ausgemacht, daſs er Mathematik studieren werde. Seine Leistungen in den übrigen Fächern waren durchaus achtungswert, und er war überall ein selbständiger Arbeiter. Für deutsche Literatur (Körner, Goethe) bekundete er viel Interesse. Auch erinnere ich mich, daſs er die englischen Stunden gern besuchte und mir viel davon erzählte. Was seinen Charakter anlangt, so war er ein guter, hilfsbereiter Mensch; er selbst — auch darin zeigte sich seine Selbständigkeit — hat selten jemand um Hilfe angegangen. Bei seinen Mitschülern war er sehr beliebt. Hie und da wurde er etwas gehänselt, weil er zu wenig auf sein Äuſseres gab. Solche Neckereien nahm er in der Regel gutwillig hin; wurde der Spötter aber unangenehm, so fertigte er ihn mit feiner Ironie ab. Verletzend war er kaum jemals. Seinen Lehrern zollte er viel Ehrfurcht. Nie, glaube ich, hat er sich einer Übertretung der Disziplinarsatzungen schuldig gemacht."

Vom Jahre 1873—1877 besuchte er die Universität und die technische Hochschule zu München und oblag dort mit Eifer den mathematischen Studien. Seine Armut legte ihm anfangs unglaubliche Entbehrungen auf, die wohl auch auf seinen Gesundheitszustand einen sehr ungünstigen Einflufs übten; später, als ihm Privatstunden zugewiesen wurden, besserten sich seine Verhältnisse. Im Jahr 1877 bestand er die Hauptprüfung für das Lehramt der Mathematik und Physik, 1879 die Spezialprüfung aus diesen Fächern, beide mit der 1. Note; in der Hauptprüfung hatte er sich den ersten Platz errungen. Von 1877—1879 war er an der technischen Hochschule zu München Assistent bei seinem hochverehrten Lehrer, Prof. Dr. Felix Klein, mit dem er bis zu seinem Tode in regem Verkehr stand. Am 15. Sept. 1879 wurde Gierster zum Lehramtsverweser, am 1. Mai 1880 zum Reallehrer an der Kgl. Realschule zu Bamberg ernannt. Hier erteilte er — anfangs wenigstens unentgeltlich — auch an der höheren Töchterschule Unterricht in der Physik; aufserdem lehrte er — nicht zu seiner Freude — an der Fortbildungsschule. Auch seine Promotion (in Leipzig) fällt in die Zeit seines Bamberger Aufenthaltes. Auf die erstaunte Frage eines Freundes, warum er den anregenden Beruf als Assistenten am Polytechnikum mit der Reallehrerstellung vertauscht habe, erwiderte Gierster, er habe Geld gebraucht. Gewifs kostete ihm der Übergang von einer rein wissenschaftlichen Thätigkeit zum praktischen Lehrberuf einen schweren Kampf; innere Befriedigung wenigstens bot ihm die Lehrstelle an der Realschule, ja überhaupt das Lehramt an Mittelschulen nicht, schon deshalb, weil es ihm dabei an Zeit gebrach, die neuen Erscheinungen auf dem Gebiete seiner Wissenschaft und namentlich seines speziellen Arbeitsfeldes genauer zu verfolgen. Der Versuch, wenigstens ein Jahr lang an der Berliner Universität unter Weierstrafs und Kummer sich weiter zu bilden, mifslang: denn obgleich er sich erbot, den Verweser seiner Lehrstelle aus eigenen Mitteln zu bezahlen, ward ihm der erbetene Urlaub verweigert. Dadurch wurde der Grund zu seiner dauernden Verbitterung gelegt; immer wieder kam er darauf als auf die herbste Erfahrung seines Lebens zu sprechen. Etwas zufriedener wurde er, als er am 1. August 1888 zum Kgl. Studienlehrer am Luitpoldgymnasium in München ernannt wurde. Von hier wurde er im April 1891 in gleicher Eigenschaft ans Wilhelmsgymnasium berufen. Die Lehrthätigkeit an dieser Anstalt war die glücklichste seines Lebens, aber sie währte nur kurze Zeit. Schon zu Weihnachten 1891 stellte sich ein bösartiges Leiden — Zungenkrebs — ein, dem er gerade nach einem Jahr unsäglichen, trostlosen Leidens am 2. Januar 1893 erlag. Auch die eingreifendsten Operationen konnten keine Rettung bringen. Am 4. Januar ist er auf dem Haidhauser Friedhof zur letzten Ruhe gebettet worden, betrauert zwar nicht von einer Gattin, wohl aber von mehreren liebenden Geschwistern und zahlreichen Freunden und Schülern.

Schon die äufsere Erscheinung Giersters verriet den in sich gekehrten, anspruchslosen Mann. Nicht hoch gewachsen, noch von ansehnlicher Breite wandelte er stets in etwas gebückter Haltung nachlässigen Ganges sinnend dahin. Etwas unbeholfen in den Umgangsformen, war er auch im Sprechen wenig gewandt. Einer festen Gesundheit erfreute sich Gierster nie. Seine schwache Brust hatte sich zwar durch die Gesangsübungen in der Dompräbende merklich gekräftigt, aber gleichwohl stand er während seines ersten Münchner Aufenthaltes wegen eines Lungenleidens in ärztlicher Behandlung. Später quälte ihn Schlaflosigkeit und ein oft wiederkehrendes Magenleiden, das aber verschwand, als jene tückische Krankheit heranschlich, die seinem Leben ein Ziel setzte.

Im gewöhnlichen Verkehr etwas wortkarg, konnte er im Kreise von Freunden fröhlich lachen, mutwillig scherzen, launig erzählen und eine wirklich kindliche Heiterkeit zeigen, aber freilich auch im nächsten Augenblick wieder nachdenklich politische, besonders sozialpolitische, oder fachwissenschaftliche Fragen erörtern. Den pessimistischen Zug, der bei solchen Gelegenheiten zu Tage trat — seine Urteile über politische Zustände sowie auch über Gymnasialverhältnisse klangen oft sehr hart und scharf — verleugnete er auch sonst nicht; brauchte es doch z. B. langer Zeit und zuverlässigen Aufschlusses, bis er seine Versetzung ans Wilhelmsgymnasium als ehrende Auszeichnung betrachtete. Bei längerem Verkehr mit Gierster gewann man den Eindruck, dafs seine trüben Lebenserfahrungen ihn zwar gründlich verbittert, aber doch den heiteren Bestandteil seiner natürlichen Mitgift nicht ganz zu zerstören vermocht hatten.

Überaus liebenswürdig im Umgang suchte er, wie ein Freund von ihm noch besonders hervorhebt, von seiner Umgebung alle unliebsamen Eindrücke sorgfältig fern zu halten. Mit besonderer Herzlichkeit hing er an seinen Angehörigen. „Seinen Geschwistern gegenüber," schreibt sein jüngster Bruder, „war er stets fröhlich und lustig; seine grofse geistige Überlegenheit über uns liefs er niemals auch nur im geringsten merken. Dabei war er stets mit väterlicher Liebe für uns besorgt, besonders für mich als den Jüngsten; mit dankbarem Herzen bekenne ich, dafs ich nur ihm verdanke, was ich bin." Von der ersten Operation, der er sich im Februar 1892 unterziehen mufste, erfuhren seine Angehörigen erst, als er scheinbar geheilt aus dem Krankenhause entlassen war, da er seinen Lieben „keine unnötigen Sorgen machen wollte." Vor der zweiten lebensgefährlichen Operation besuchte er zwar seine Geschwister, liefs aber von seinem bedenklichen Zustand kein Wort verlauten, sondern zeigte sich ganz ungewöhnlich vergnügt. Während seiner letzten Leidenszeit legte er eine bewunderungswürdige Standhaftigkeit und unerschütterliche Geduld an den Tag; nicht leicht kam den ihn besuchenden Freunden gegenüber eine Klage über seine Lippen, wohl aber erregte seine unbegreifliche Heiterkeit Befremden, so dafs man wohl zweifeln konnte, ob er von seinem hoffnungslosen Zustand eine Ahnung habe, oder ob etwa gar die Gefahr geringer sei, als sie dem Arzt und selbst dem Laien schien.

So steht der Entschlafene als anima candida vor unserer Seele, edelgesinnt, ehrlich und bescheiden, aber vorsichtig und etwas mifstrauisch.

Gierster war Mathematiker „mit Leib und Seele"; die Mathematik schien ihm die unvergleichliche Königin der Wissenschaften. „Wo nur immer auf dieselbe die Rede kam," schreibt ein Fachgenosse, „war er Feuer und Flamme, und welcher besondere Teil unserer Fachwissenschaft auch gerade in Frage stand, nie war er meines Erinnerns nicht vollständig desselben mächtig." Sein wissenschaftlicher Eifer und seine Forschungen veranlafsten ihn namentlich in den ersten Jahren seines Bamberger Aufenthaltes zu lebhaftem brieflichen Gedankenaustausch nicht nur mit Professor Klein, sondern auch mit anderen Fachgenossen, besonders früheren Studiengenossen, ebenso zum Besuch wissenschaftlicher Vereinigungen[1]). So besuchte er von Bamberg aus das unter Professor Gordons Leitung stehende mathematische Kränzchen in Erlangen, in dem er auch einen Vortrag über Modulargleichungen hielt. Der Besuch der Naturforscherversammlung in Berlin blieb ihm in freund-

[1]) Während dieser Nekrolog bei der Redaktion lag, langte ein noch nach Bamberg adressiertes Schreiben hier an, in dem Gierster eingeladen wurde, an dem anläfslich der Weltausstellung in Chicago stattfindenden „Congress on Mathematics, Astronomy and Astro-Physics" teilzunehmen.

licher Erinnerung durch die Auszeichnung, die ihm von seiten des Professors Kronecker zu teil wurde, der ihn auch in sein Haus zog. Noch in seinem vorletzten Lebensjahr hörte er eine Vorlesung des Professors Boltzmann. Daſs ein so begeisterter Jünger seiner Wissenschaft, wie Gierster war, erst mit dem Tode von ihr Abschied nahm, ist nicht verwunderlich. Als ein Freund zu Pfingsten 1892 ihn im Krankenhaus besuchte, zeigte er ihm neue mathematische Werke, welche er mit den im traurigsten Ton gesprochenen Worten aus der Tischlade zog: „Leider hat mir der Herr Hofrat verboten, diese Werke zu studieren.“ Und 6 Wochen vor seinem Tode, am 15. Nov., schrieb er demselben Freund: „Herr Professor Klein lieſs mir den zweiten Band seines neuen groſsen Werkes über Modulfunktionen überreichen, was groſse Freude ins Haus brachte.“

Aber Giersters Interesse war keineswegs auf seine Fachwissenschaft beschränkt. Namentlich auch in der Philosophie, Anthropologie, Erdgeschichte besaſs er nicht unbedeutende Kenntnisse, die sein auſserordentliches Gedächtnis ihm stets gegenwärtig erhielt. Mit einzelnen Werken, z. B. Frd. Alb. Langes Geschichte des Materialismus, war er besonders vertraut. So wurde er auch ein rühriges Mitglied der naturforschenden Gesellschaft in Bamberg, deren Bibliothekar er mehrere Jahre war, und die er auſserdem durch Vorträge förderte. Aber auch regen Sinn für die Kunst, besonders für Musik und Poesie, besaſs er. Ein Bamberger Freund des Verstorbenen erzählt, daſs er ihn eines Abends zum Erstaunen der philologischen Tafelrunde längere Stellen aus Homer habe citieren hören. Von den neueren Dichtern der deutschen Literatur zog ihn — seiner pessimistischen Weltanschauung entsprechend — besonders Heine an, aus dessen Werken er lange Abschnitte auswendig wuſste, sowie der Dramatiker Ibsen. Er war überhaupt ein ziemlich eifriger Besucher des Theaters und liebte es, an den Dramen im Kreise seiner Freunde Kritik zu üben.

Als Lehrer war er freundlich und ohne jede Härte, aber leicht erregbar und mutwilligen Ausschreitungen nicht gewachsen. Seine durchdachte, klare Lehrweise war wohl geeignet, willige und fleiſsige Schüler mit den Lehren seiner Wissenschaft vertraut zu machen, schwache unterstützte er auf die liebreichste Weise, indem er nicht ermüdete, ihnen Unverstandenes zu erklären und sich von ihren Fortschritten zu überzeugen; denn er hatte „Liebe zu den kleinen Burschen“, wie er selbst sagte.

Mehr freilich als ein geborner Lehrer war Gierster ein geborner Gelehrter, ein geborner Mathematiker, wie wenige seines Faches. Er wäre, hätten glückliche äuſsere Umstände ihm den Weg zum akademischen Lehrfach geebnet, eine Zierde jeder Hochschule geworden, wie er eine Zierde und ein namhafter Förderer seiner Wissenschaft gewesen ist.

Über Giersters wissenschaftliche Leistungen zu sprechen, fällt auch dem Fachmann schwer, da nur ganz wenige das Forschungsgebiet genauer kennen, auf dem er gearbeitet. Dennoch ist es uns durch einen besonders glücklichen Umstand möglich geworden, den Lesern dieser Blätter den denkbar zuverläſsigsten Aufschluſs zu geben. Der berühmte Gelehrte nämlich, der Giersters Lehrer und väterlicher Freund gewesen war, Herr Professor Dr. Klein, nunmehr in Göttingen, hat, wofür ihm hier öffentlich der wärmste Dank ausgesprochen sei, die groſse Güte gehabt, uns über Giersters wissenschaftlichen Entwicklungsgang und seine literarischen Leistungen ausführliche Mitteilungen zukommen zu lassen, die als letzter und wichtigster Teil unseres Nachrufes hier wörtlich folgen. „Gierster ist mit einer

Empfehlung von Prof. Dr. Bauer zuerst im Herbst 1876 zu mir an das Münchner Polytechnikum gekommen und hat dann die folgenden drei Jahre in engem Verkehr mit mir verbracht. Es ist dies gerade diejenige Zeit, die für meine eigenen wissenschaftlichen Arbeiten die grundlegende geworden ist. Zuerst mit der Theorie des Ikosaeders und der Gleichungen fünften Grades beschäftigt, wandte ich mich im Herbst 1877 der Betrachtung der elliptischen Modulfunktionen zu und entwickelte so damals diejenigen Ideen in ihren Grundzügen, welche jetzt in den Vorlesungen über das Ikosaeder (1884) und den von Dr. Robert Fricke bearbeiteten Vorlesungen über die Modulfunktionen (1890 und 1892) in ausgeführter Form vorliegen. Ich bemerkte damals bald, dafs ich an Gierster einen besonders begabten Zuhörer gewonnen hatte, der trotz einer gewissen äufseren Ungewandtheit das Wesen der Sache vollkommen erfafste und vermöge der Eigenart seiner Begabung mir selber eine Ergänzung zu werden versprach. Ich habe Gierster bereits im Laufe des Jahres 1877 zu meinen eigenen Arbeiten herangezogen, wo er mich zunächst bei der Ausführung numerischer Rechnungen in dankenswerter Weise unterstützte. Von Herbst 1877—79 ist dann Gierster mein Assistent gewesen und hat als solcher meine Vorlesungen über elliptische Funktionen ausgearbeitet. Im Zusammenhang hiemit entstand 1878 seine erste Publikation: Über Modulargleichungen bei zusammengesetztem Transformationsgrad [Mathematische Annalen 14.]. Aber bald sollten seine Untersuchungen einen sehr viel selbständigeren Charakter gewinnen. Wesentlich arithmetisch begabt, unternahm es Gierster, meine allgemeinen funktionen-theoretischen Ideen mit der Zahlentheorie in Verbindung zu setzen. Es ist ihm dies nach zwei Seiten gelungen. Erstlich betreffs der sogenannten Klassenzahlrelationen. Es sind dies Formeln, welche die Klassenzahlen der binären quadratischen Formen mit gewissen niederen zahlen-theoretischen Funktionen (Teilersummen etc.) in Beziehung bringen. Solche Formeln waren von Kronecker 1857 in begrenzter Zahl aufgestellt worden, und es hatte sich die Meinung gebildet, dafs mit den Kroneckerschen Resultaten das ganze Gebiet bereits erschöpft sei. Dem gegenüber zeigte Gierster, dafs man von der neueren Transformationstheorie der elliptischen Funktionen aus unendlich viele derartige Formeln in Ansatz bringen kann, und dafs die dabei in Betracht kommenden niederen Fälle sich gerade so einfach erledigen lassen wie die von Kronecker betrachteten. Dies ist der Gegenstand der beiden Noten, welche Gierster in den Göttinger Nachrichten vom 4. Juni 1879 und in den Münchner Sitzungsberichten vom 7. Febr. 1880 veröffentlichte. (Beide Noten sind in den Mathematischen Annalen B. 17 wieder abgedruckt.) Bald darauf wandte sich Gierster der genaueren Untersuchung derjenigen Untergruppen der Modulgruppe zu, welche man Kongruenzgruppen nennt. Betreffs derselben bestand bereits ein merkwürdiger Satz von Galois, der aber isoliert stand. Indem Gierster lehrte, wie man alle Kongruenzgruppen von Primzahlstufe aufstellen kann, hat er diesen Satz in eine allgemeine, übrigens besonders einfache Entwicklung eingefügt. Es bildete dies den Gegenstand seiner Doktordissertation (Leipzig 1881, Mathem. Annalen B. 18.). In der Folge hatte dann Gierster die beiden hiemit gegebenen Ansätze noch wesentlich vertieft; ich darf in dieser Hinsicht auf seine verschiedenen Arbeiten in dem 21. 22. und 26. B. der Mathem. Annalen verweisen. Sehr bemerkenswert ist, dafs hier Gierster gewisse höhere zahlentheoretische Funktionen i n d u k t i v festlegt und dadurch Sätze gewinnt, welche erst später von Hurwitz auf theoretischem Wege bestätigt worden sind. Aber freilich macht sich daneben bereits ein Nachlassen der Produktions-

kraft oder vielmehr der Arbeitsfreudigkeit geltend, welches schliefslich alle die Hoffnungen, die wir auf weitere grofse Leistungen von Gierster gesetzt hatten, zu nichte gemacht hat.

Gierster hat vom Jahre 1885 an nichts mehr publiziert. Irre ich nicht, so ist die amtliche Inanspruchnahme, der er in seiner Stellung in Bamberg und später in München zu genügen hatte, doch nur zum Teil als Erklärung hiefür heranzuziehen. Vielmehr hat Gierster, jedenfalls für seine eigene Empfindung, vielfach unter einer gewissen Mifsgunst gelitten. Das entscheidende Ereignis, welches er nicht überwinden konnte, war dies, dafs ihm ein Gesuch um Urlaub, welchen er erbeten hatte, um seine arithmetischen Studien in Berlin fortzusetzen, abschlägig beschieden wurde. Es ist mir und Herrn Dr. Fricke eine besondere Genugthuung gewesen, in dem vorgenannten Werke über Modulfunktionen das hohe Verdienst unseres nun dahingeschiedenen Freundes, der in seiner Bescheidenheit überall zurücktrat, in glänzender Weise zur Geltung zu bringen. Wenn ihm das Geschick versagt hat, eine umfassende wissenschaftliche Thätigkeit zu entwickeln, auf dem wichtigen Gebiete, auf dem seine Leistungen liegen, wird sein Name auch in Zukunft mit Ehren genannt sein."

Blätter

für das

Gymnasial-Schulwesen

herausgegeben vom

Bayer. Gymnasiallehrervereine

redigiert von

Dr. Adolf Roemer.

Neunundzwanzigster Band.

VII. Heft.

München 1893.
J. Lindauer'sche Buchhandlung.
(Schoepping.)

Inhalt des VII. Heftes.

Diesem Hefte liegen folgende Beilagen bei:
1 der G. J. Göschen'schen Verlagshandlung in Stuttgart,
1 der J. Lindauer'schen Buchhandlung (Schöpping) in München.

In Angelegenheiten des Gymnasiallehrervereins wolle man sich an den derzeitigen stellvertretenden Vorstand Prof. Grofs (Frauenstr. 52) oder an den Kassier Gymnasiallehrer Dr. Gebhard (Kirchenstr. 3/1, r.) wenden; alle die Redaktion dieser Blätter betreffenden Zuschriften sind an Herrn Gymnasialrektor Dr. Römer in Kempten zu richten.

Druck von Dr. Franz Paul Datterer in Freising.

I. Abteilung.

Abhandlungen.

Die künstlerische Erziehung der deutschen Jugend.

Unter obigem Titel ist im Verlag von Arnold Bergstrafser, Darmstadt 1893, von dem Prof. der Kunstgeschichte an der Universität Königsberg, Dr. Konrad Lange, ein Buch erschienen, welches in mehrfacher Beziehung geeignet ist, unsere Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen. Dasselbe bekämpft in scharfer Weise das herrschende System der künstlerischen Erziehung unserer Jugend und sucht dasselbe in modernem Sinne umzugestalten. Rücksichtslos geht der Verfasser gegen eingefleischte Vorurteile, gegen veraltete Ansichten und Einrichtungen vor in bezug auf unsere allgemeine Kunsterziehung. Aber auch Anschauungen und Lehrmethoden, die von einem grofsen — ja vielleicht vom gröfsten Teil unserer Jugendbildner hoch gehalten werden, geht er scharf zu Leibe, und es mag wohl manchem bei der Lektüre des Buches zu mute sein, als ob ihm der Boden unter den Füfsen weggezogen würde. L. ist auch darauf gefafst, dafs sein Buch — hauptsächlich in den Kreisen der Kunsthistoriker und Zeichenlehrer — nicht ohne Widerspruch bleiben wird. Es ist dem Verf. aber nicht allein darum zu thun, niederzureifsen, sondern er hält auch Bausteine zum Ersatz bereit, er unterbreitet uns Vorschläge, von deren Befolgung er sich grofse Erfolge verspricht, von deren Durchführung er die dominierende Stellung des deutschen Volkes bei der im nächsten Jahrhundert zu erhoffenden Kunstblüte abhängig macht.

Das Buch gliedert sich in drei Abschnitte: Die Kinderstube, die Schule und die Universität.

Künstlerische Erziehung in der Kinderstube, das wird den meisten Lesern im ersten Augenblick seltsam erscheinen, und doch, wenn man sich das Wesen der kindlichen Thätigkeit klar zu machen sucht, so kommt man zu dem Ergebnis, dafs das ganze geistige Leben des Kindes zum grofsen Teil aus einer intensiven Kunstthätigkeit besteht. Die Thätigkeit des Kindes im vorschulpflichtigen Alter ist abgesehen von Essen, Trinken und Schlafen eine dreifache: erstens Spielen, zweitens Betrachten von Bilderbüchern, drittens Handbeschäftigung. Verf. betrachtet der Reihe nach diese Beschäftigungen und verbreitet sich besonders eingehend über das Bilderbuch. Die Bilderbücherindustrie hat in neuerer Zeit einen grofsen Aufschwung erlebt. Künstler ersten Ranges verschmähen es nicht, hier mitzuwirken. Es

sind in den letzten Jahren Kinderbücher entstanden, welche nach Erfindung und Ausführung kleine Kunstwerke sind, an denen die Erwachsenen eine gröfsere Freude als die Kinder haben. Hier ist des Guten, wenigstens für das vorschulpflichtige Alter, zu viel gethan, denn die Kleinen verstehen die künstlerischen Vorzüge, den Reichtum der Farben und die perspektivischen Feinheiten nicht, sie finden beispielsweise mehr Geschmack an den Meggendorferschen Bilderbüchern (und sogar am veralteten Struwelpeter), trotzdem man diesen Büchern nicht gerade den Kultus des Schönen nachrühmen kann. Aber das Kind will im Bilde nicht sowohl das Schöne, als vielmehr das Natürliche, das Lebensvolle, das Charakteristische sehen, und es findet an solchen Bildern am meisten Geschmack, die seiner Fassungskraft entsprechen. Natürlich wäre es verkehrt, wenn man dem Kinde ausschliefslich solche Kost bieten wollte, ein wenig Thumann, Flinzer oder Fröschl wird darum eine passende Ergänzung zu Vorgenanntem sein.

Durch nichts kann der angeborene Kunstsinn des Menschen schlagender bewiesen werden, als durch die Vorliebe der Kinder für Bilderbücher und Bildertafeln. Das Kind will nun aber nicht blofs Bilder sehen, sondern es fühlt schon frühzeitig den Drang in sich, das Gesehene bildlich wiederzugeben. Man hat sich bemüht, den zeichnerischen Versuchen der Kinder, die sich in der Regel schon mit dem 3. und 4. Jahre bemerklich machen, durch entsprechenden Unterricht zu Hilfe zu kommen; aber bei der Schwierigkeit des Gegenstandes und ohne Benützung von allerlei Eselsbrücken erweist sich dies als vergeblich. Verf. kommt daher zu dem gleichen Schlufs wie der Verein deutscher Zeichenlehrer, nämlich, dafs unter solchen Umständen diesem Triebe vor der Schule vollkommen freie Hand zu lassen sei. Man erlaube dem Kinde nach Herzenslust auf dem Papier zu kritzeln, aber man versuche nicht, diese Kritzeleien in ein bestimmtes Schema zu zwängen, ehe die Muskeln der Hand und des Auges genügend ausgebildet sind, um dem Willen in entsprechender Weise Folge leisten zu können.

Von besonderem Interesse für uns ist der zweite Abschnitt des Buches, der von der Schule handelt. Von den mannigfachen Schulformen, die gegenwärtig in Deutschland bestehen, ist hier nur das humanistische Gymnasium herangezogen, da es dem Verf. hauptsächlich darauf ankommt, die Kunsterziehung der höheren Stände, als derjenigen, die das eigentliche Publikum für die Kunst bilden sollten, einer Kritik zu unterziehen. Hier stellt nun der Verf. den Satz auf — und jeder Unbefangene wird ihm hierin beistimmen — dafs an unseren Gymnasien, selbst nach Durchführung der letzten Reform, die ästhetische Ausbildung der Schüler speziell nach der Seite der bildenden Kunst hin, ganz unverhältnismäfsig vernachlässigt erscheint. L. vermag sich aber nicht für Einführung der Kunstgeschichte in den Lehrplan der Gymnasien, wie dies von verschiedenen Seiten vorgeschlagen worden, zu begeistern, denn der Gymnasiast braucht nicht Kunstgeschichte, sondern Kunst. Nicht Namen und Zahlen, nicht äufsere trockene Daten sind es, die für ihn Bedeutung haben, sondern eine

Einführung in das Wesen des künstlerischen Schaffens. Sein künstlerischer Trieb soll weitergebildet, seine ästhetische Genufsfähigkeit entwickelt werden. Damit soll aber nicht gesagt sein, dafs der Schüler auf dem Gymnasium gar nichts von Kunstgeschichte erfahren solle. Man mag ihm die architektonischen Stilarten in ihrem historischen Verhältnis zu einander charakterisieren, die bedeutendsten Künstler vergangener Zeiten nennen und ihre Werke beschreiben, aber das soll im Anschlufs an die praktische Kunsterziehung, d. h. an den Zeichenunterricht geschehen, und diese Aufgabe soll dem Lehrer des Zeichnens, als dem einzigen Lehrer zufallen, der etwas von Kunst versteht.

Schlechterdings keine Bedeutung kann Verf. der ästhetischen Erziehung beimessen, die durch die Lektüre von Lessings Laokoon erreicht werden soll. Er behauptet sogar, dafs diese so, wie sie in den meisten Fällen betrieben wird, die ästhetische Bildung der Primaner in ganz falsche Wege leitet. Allerdings habe Lessing den wesentlichen Unterschied zwischen Poesie und bildender Kunst richtig erkannt und mit einer Klarheit und Schärfe auseinander gesetzt, dafs sein Laokoon immerhin auch für Schüler manche nützliche Winke enthält. Aber fast alles, was er im einzelnen über bildende Kunst sagt, sei vom Standpunkte der modernen Kunstentwicklung, wie sie sich seit dem 15. Jahrhundert herausgebildet hat, unhaltbar. Nun wäre der Nachteil in Wirklichkeit allerdings nicht so grofs, da infolge der ungenügenden künstlerischen Vorbildung der Gymnasiallehrer der Laokoon in der Regel nur nach der formalen, nicht nach der sachlichen Seite hin interpretiert wird, aber es ist eben dann mindestens für die ästhetische Erziehung des Schülers nichts gewonnen. Kunst lernt man überhaupt nicht mit den Ohren, sondern mit den Augen, nicht durch Lesen und Hören, sondern durch Sehen und Schaffen. Wir wollen keine Abiturienten, die über Kunst schwatzen können, die eine Reihe von Zahlen und Namen aus der Kunstgeschichte auswendig wissen, und bei jeder Gelegenheit Lessingsche Phrasen zitieren, sondern solche, die ein lebendiges Gefühl für Kunst haben, die das Wesen des künstlerischen Schaffens aus eigener Praxis kennen.

Damit kommt der Verf. auf den Kernpunkt des ganzen Buches, auf den Zeichenunterricht am Gymnasium zu sprechen. Es ist beklagenswert, dafs bei der letzten Gymnasialreform dem Zeichnen im Wesentlichen der Aschenbrödelplatz gelassen wurde, den es bisher einnahm. Es liegt dies hauptsächlich daran, dafs die entscheidenden Persönlichkeiten ihre Jugendbildung zu einer Zeit erhalten haben, wo man dem Zeichenunterricht entweder gar keine Bedeutung beilegte oder ihn nach verkehrten Grundsätzen betrieb. So hat man das Pflichtzeichnen in Preufsen in 4 Klassen, in Baden und Hessen in 4 und 5, in Württemberg und Sachsen-Weimar in 3, im Königreich Sachsen, in Bayern und Elsafs-Lothringen gar nur in 2 Klassen eingeführt. Der Grund des ablehnenden Verhaltens war ein zweifacher, einmal die Befürchtung vor Überbürdung und dann das alte Märchen von der besonderen künstlerischen Begabung, die das Zeichnen erfordere. Was den ersten Grund betrifft, so konnte von einer Überbürdung an unseren

Gymnasien doch nur insoferne die Rede sein, als die den Gymnasiasten zugemutete Thätigkeit eine zu einseitige, in der Bewältigung eines zu grofsen Memorialstoffes gipfelnde war. Fächer, die zu einem Ausgleich der geistigen Thätigkeit dienen, deren Pflege gleichsam eine Erholung und Erfrischung nach der rezeptiven Arbeit bedeutet, kommen aber bei der Überbürdungsfrage nicht in Betracht. Von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet, wäre es auch am zweckmäfsigsten, die eigentlichen Lernstunden mit Fächern des Könnens und der Kunst wechseln zu lassen und nicht, wie es hie und da geschieht, unter sich zusammenzudrängen. Was die künstlerische Begabung anbelangt, so mufs konstatiert werden, dafs dieselbe häufiger anzutreffen ist, als die sprachliche und mathematische, der Unterschied ist nur der, dafs in allen anderen Fächern der Knabe langsam und stufenweise, lückenlos und streng zum Verständnis der höheren Stufen erzogen wird, während man beim Zeichnen immer wieder in das romantische Vorurteil verfällt, dafs alles, was mit Kunst zusammenhängt, gleich von vorne herein infolge einer genialen Begabung vorhanden sein müsse.

Die Vorbildung, welche das Gymnasium bisher seinen Zöglingen angedeihen liefs, war eine zu einseitige, indem es ihnen zu wenig für das Leben mitgab. Es ist in dieser Beziehung etwas besser geworden, aber gerade nach der Richtung der künstlerischen Erziehung, der Ausbildung und Schärfung der Sinne, der Fähigkeit des Beobachtens, der Fähigkeit, seinen Gedanken durch den Zeichenstift Ausdruck zu geben, hierin ist immer noch so gut wie nichts geschehen. Es ist eine berechtigte Klage, dafs weitaus die überwiegende Zahl unserer Abiturienten in dieser Beziehung völlig unvorbereitet auf die Universität kommt. Man denke sich einen Mediziner oder Naturwissenschaftler, einen Archäologen oder Kunsthistoriker, der nicht zeichnen kann, ganz abgesehen von jenen Disziplinen an unseren Hochschulen, für welche das Zeichnen geradezu Lebensbedingung ist.

Neben der Forderung für die berufliche Erziehung mufs aber auch eine gröfsere Pflege des Zeichnens vom Standpunkt der allgemeinen Bildung aus gefordert werden. Wenn die Schule den Zweck hat, nicht nur tüchtig und nützlich, sondern auch glücklich und genufsfähig zu machen, so ist die Kunst geradezu eines der ersten und wichtigsten Gebiete, die sie zu kultivieren hat. Denn die Fähigkeit des künstlerischen Genusses, die dem Menschen schon von Kindheit an eigen ist, bietet ihm auch später die edelste und schönste Form der Erholung. Jeder Kunstfreund wird das bestätigen und gerade in einer Zeit, wo die materiellen Genüsse so verführerisch an unsere Jugend herantreten, wo wir auf der einen Seite das Streben nach schrankenlosem Lebensgenufs, auf der anderen einen öden und unfruchtbaren Pessimismus finden, sollte man ein Genufsmittel dieser Art der Jugend nicht nur nicht vorenthalten, sondern geradezu mit Gewalt aufdrängen.

Der Verf. verlangt daher den Pflichtunterricht im Zeichnen durch alle Klassen des Gymnasiums mit mindestens zwei Wochenstunden. Zur Zeit wird Pflichtunterricht erteilt in Baden und Hessen von der

1. bis 4. und 5. Klasse, in Preufsen von der 2. bis 5., in Bayern, Sachsen, Elsafs-Lothringen von der 2. bis 3., in Württemberg von der 3. bis 5. Klasse. Verf. beklagt, dafs man in Preufsen den Zeichenunterricht in der untersten Klasse gestrichen hat, was „durch den erfahrungsgemäfs geringen Erfolg dieses Unterrichts auf dieser Stufe gerechtfertigt“ werde. Wir stimmen hier nicht mit dem Autor überein, wir finden es vielmehr ganz in Ordnung, dafs man in Preufsen diese Streichung vorgenommen hat, denn der Erfolg auf dieser Stufe ist in der That die darauf verwendete Zeit und Mühe nicht wert. In Württemberg, das doch gewifs auf dem Gebiete des Zeichenunterrichts zu den vorgeschrittensten Staaten gehört, beginnt man sogar erst in der dritten Klasse, und wir sind der Ansicht, dafs man in Württemberg das Bessere erwählt hat, und dafs man auch bei uns in Bayern besser gethan hätte, es bei der früheren Gepflogenheit zu belassen und den Beginn des Zeichnens mit der dritten Klasse beizubehalten. In der Praxis ist eben die Sache nicht so einfach, wie sie am Studiertisch erscheint. Der Hinweis auf den frühen Beginn des Schreibens, Singens und Turnens, mit welchen Gegenständen der Verf. das Zeichnen da, wo es ihm gerade pafst, in einen Topf wirft, ist eben ganz unzutreffend, weil diese Fächer in bezug auf die geistigen Anforderungen nicht in Vergleich gezogen werden können.

Nun gibt L. allerdings zu, dafs nach der jetzt üblichen Methode auch nicht früher begonnen werden kann, aber diese Methode taugt eben nach seiner Ansicht nichts, es müsse daher etwas anderes an deren Stelle gesetzt werden. Wir werden weiter unten Gelegenheit haben, uns seine Vorschläge näher zu besehen. Die Art und Weise, wie der Zeichenunterricht auf der unteren Stufe und zum Teil auch auf der mittleren betrieben wird, findet also nicht den Beifall des Verfassers. Es ist gewifs manches Richtige unter seinen Ausführungen, aber er geht entschieden zu weit in der Verurteilung der jetzigen Methode. Besonders übel zu sprechen ist er auf die seminaristisch gebildeten Zeichenlehrer, wie man sie in Norddeutschland hat. Wir vermögen über die Qualität dieser Lehrkräfte nicht zu urteilen, da bei uns zu Lande diese Spezies nicht vorkommt. Der Verf. wirft ihnen einen zu wissenschaftlichen und zu wenig künstlerischen Betrieb des Zeichenunterrichts vor und macht sie in erster Reihe verantwortlich für den nach seiner Ansicht viel zu pedantischen Betrieb des Zeichenunterrichts und die langweilige, jedes Interesse ertötende Methode.

Dagegen läfst sich nun auch wieder vieles einwenden. Es darf doch nicht vergessen werden, dafs in den letzten Jahrzehnten aufserordentlich viel für die Hebung des Zeichenunterrichts geschehen ist, und dafs insbesondere der methodische und systematische Betrieb es ist, der diesen Unterrichtszweig in die Höhe gebracht hat. Wohin man mit der einseitigen Betonung des Künstlerischen kommt, das haben wir seinerzeit zur Genüge erfahren. Wir brauchen für die Schule nicht sowohl grofse Künstler, als vielmehr tüchtige Lehrer, selbstverständlich künstlerisch gebildete Lehrer, aber in erster Reihe eben doch Lehrer. Welcher Art waren denn die Lehrer bis in die sechziger und

zum teil siebziger Jahre, die man fast ausschliefslich an den Gymnasien hatte, und denen wir die verlotterte Wirtschaft zu danken haben, welche den Zeichenunterricht so in Mifskredit brachte, dafs wir an den Folgen heute noch laborieren? Es waren Künstler, schiffbrüchige Maler und Kupferstecher, zum teil ganz tüchtige Künstler, aber herzlich schlechte Lehrer, die nicht imstande waren, ihren Zöglingen einen systematischen Unterricht zu geben und noch weniger es fertig gebracht haben, auch nur die allernotwendigste Disziplin zu halten. Gerade diese Leute waren es, die den Zeichenunterricht zum Gespötte von Lehrern und Schülern gemacht, sie waren es, welche das Vorurteil grofs gezogen haben, dafs zum Zeichnen ein ganz besonderes Talent gehöre, weil sie eben die Fähigkeit nicht besafsen, den jungen Leuten etwas beizubringen, weil sie sich nur mit denjenigen ihrer Schüler befafsten, die ein offen zu Tage liegendes Talent besafsen, die übrigen aber, die bei einiger Aufmunterung und eingehender Behandlung gewifs auch wesentlich zu fördern gewesen wären, einfach laufen liefsen. Natürlich! es war ja so auch viel bequemer. Allotriatreiben und Bildchen fabrizieren mit möglichst starker Beihilfe des Lehrers, das war mit geringen Ausnahmen die Signatur der damaligen Zeichenstunde. Und solche Lehrer zieht der Verfasser, denn das mufs man seinen Ausführungen entnehmen, den heutigen Methodikern vor.

Nun kann man aber doch mit gutem Gewissen behaupten, dafs diese Methodiker dem Zeichenunterricht viel mehr genützt haben, als die Künstler von damals. Sie haben es bewirkt, dafs der Zeichenunterricht heute eine weit achtunggebietendere Stellung einnimmt, dafs man in weiteren Kreisen durch die erzielten Erfolge — wenn diese auch vom Verf. in Frage gestellt werden — eine bessere Meinung von diesem Unterricht bekommen hat. Wir sind weit entfernt, Mängel zu negieren und Verbesserungen abhold zu sein, aber das müssen wir doch sagen, die Art und Weise, wie der Verf. gegen die herrschende Methode zu Felde zieht, erscheint uns zu schroff und an starken Übertreibungen leidend; und sie gereicht in unseren Augen dem in vieler Hinsicht sehr guten Buche nicht zum Vorteil. Übrigens gesteht L. diese Übertreibungen selbst zu, er gesteht zu, dafs er die extremsten Beispiele herausgegriffen habe (um die Methode möglichst scharf verurteilen und seinen Vorschlägen ein besseres Relief geben zu können), der minder aufmerksame Leser aber, dem dieser Passus entgeht, wird sich aus des Verf.s Schilderungen ein ganz falsches Bild über den gegenwärtigen Stand des Zeichenunterrichts machen.

Was nun die Methode betrifft, so sei zunächst in Kürze der gegenwärtig fast allgemein übliche Lehrgang angeführt, dem dann eine Besprechung der vorgeschlagenen Reformen folgen soll. Der Unterricht beginnt mit der Übung von geraden und krummen Linien und daraus gebildeten einfachen Figuren, hieran schliefst sich das Flachornament (stilisierte und Naturformen), dann das körperliche Zeichnen nach Drahtmodellen, Vollmodellen (einfache und zusammengesetzte geometrische Körper) und Gipsmodellen. Es folgt dann Figurenzeichnen und je nach Vorliebe und Begabung Landschaftszeichnen und Aquarel-

lieren. Auch das farbige Ornament wird gepflegt. Daneben her geht das gebundene Zeichnen, etwa von der fünften Klasse an. Es umfafst geometrische Konstruktionen, Projektionslehre, Linearperspektive, Schattenkonstruktion und Architekturzeichnen. Eine grofse Errungenschaft der neueren Zeichenpädagogik ist der Massenunterricht in den unteren Klassen. Derselbe ermöglicht es, die Schüler einer Klasse möglichst gleichmäfsig zu fördern, was beim Einzelunterricht nicht der Fall sein kann.

Wie verhält sich nun der Verf. diesem Programm gegenüber? Er erkennt viele der neueren Errungenschaften an und ist auch im allgemeinen mit dem Unterricht in den oberen Klassen einverstanden. Wo dies nicht der Fall ist, betrifft es entweder Unwesentliches, oder vereinzelt vorkommende Ausschreitungen und Einseitigkeiten. Um so mehr wendet er sich gegen die herrschende Methode auf der unteren Stufe des Zeichenunterrichts. Er beanstandet hier zunächst, dafs die Knaben jahrelang mit Übungen von gerad- und krummlinigen Figuren geplagt werden, er findet es verkehrt, dafs die gerade Linie vor der krummen geübt wird, während doch nach seiner Ansicht die letztere leichter sei, da der gebogene Linienzug dem Schüler mehr in der Hand liege.

Was den ersten Punkt anbelangt, so kann man dem Verf. darin beistimmen, dafs im allgemeinen zu viel Zeit auf Strichübungen und einfache gerad- und krummlinige geometrische Figuren verwendet wird, also an mehr oder weniger abstrakte Dinge, an denen das Interesse der Schüler erlahmt, wenn sie bis zum Übermafs betrieben werden. Zu warnen ist hier besonders vor komplizierten Figuren, die zweckmäfsiger dem Linearzeichnen aufgespart werden. Dagegen erscheint es uns unverständlich, warum beim Zeichnen von Geraden, Winkeln, Dreieck und Quadrat den Schülern nicht die notwendigsten Begriffe dieser Figuren beigebracht werden sollen. Wenn der Schüler ein Quadrat zeichnen soll, so mufs er sich doch über die charakteristischen Eigenschaften des Quadrates klar sein, er mufs wissen, dafs das Quadrat ein Viereck mit (vier) gleichen Seiten und (vier) rechten Winkeln ist, wenn anders es sich nicht blofs um ein gedankenloses Kopieren handeln soll. Es klingt daher geradezu komisch, wenn L. den Mathematiklehrer auffordert, ja nicht zu dulden, dafs ihm der Zeichenlehrer ins Handwerk pfuscht. Als ob es sich hier um Dinge handelte, die nur den Mathematiker angehen! Übrigens können wir dem Verf. versichern, dafs die Mathematiklehrer es sehr gerne sehen, wenn sie in ihrer ohnehin schwierigen Aufgabe durch den Zeichenunterricht unterstützt werden. L. stellt überhaupt manchmal Behauptungen auf, bei denen man sich unwillkürlich fragt: Ist das wirklich die Überzeugung des Verf.s, oder ist es blofs die Lust zu opponieren, die Freude an paradoxen Aufstellungen? So z. B. wenn er von der geraden Linie (Notabene nicht in streng mathematischem Sinne!) sagt, dafs sie weder in der Natur, noch an G e g e n s t ä n d e n v o n M e n s c h e n h a n d g e m a c h t (?) vorkommt, und dafs wir infolge unseres zweiäugigen Sehens eine gerade Kante nicht als scharfe Linie, sondern als

zwei einander sehr nahe stehende Linien oder wenigstens als eine sehr unsichere hin- und herschwankende Linie sehen. Wenn L. das wirklich so sehen sollte, so könnte die Ursache doch wohl nur in einer Abnormität seiner Sehorgane liegen.

Wir sind ferner dagegen, den Unterricht mit der gebogenen Linie, statt mit der geraden, zu beginnen und wir sind überzeugt, dafs praktische Versuche den Verf. zu der gleichen Ansicht bringen würden. Die gerade Linie ist deshalb leichter zu zeichnen, weil der Schüler fortwährend imstande ist, z. B. mittelst Visieren durch flaches Halten des Zeichenblattes in der Höhe des Auges die Richtigkeit zu kontrollieren. Bei Kurven, insonderheit ungleichförmig gebogenen, steigern sich die Schwierigkeiten sehr wesentlich, weil eine derartige Kontrolle oder Probe fehlt. Darüber dürfte sich jeder Praktiker klar sein.

Der Verf. geht aber noch weiter, er will von den vorgenannten Übungen mit geraden und krummen Linien und daraus gebildeten einfachen Ornamenten überhaupt nichts wissen, er will nur etliche Stunden auf Strichübungen verwenden, und sofort zur Methode der schematischen Lebensformen übergehen, die er für die 3 ersten Schuljahre vorschlägt. Diese Methode der schematischen Lebensformen besteht in Folgendem: Es werden grofse Wandtafeln aufgehängt, welche in bunten Farben Gegenstände der Natur und des Gebrauches enthalten, die gezeichnet werden sollen. Aus dem Bilde der Wandtafel entwickelt nun der Lehrer an der Schultafel die schematische Umrifszeichnung vor den Augen der Schüler. Er vereinfacht dabei das Original und hebt das Wesentliche hervor, und die Kinder bilden diese schematische Zeichnung strichweise nach. Als Beispiele werden genannt: Tisch, Kommode, Schiefertafel, Thür, Fenster, Bank, Leiter, Zelt, Trichter, Dach, Wassereimer, Glas, Krug, Sense, Messer, Hut, Ball, Apfel, Teller u. a. m. Dabei soll auch auf die geometrische Grundform verwiesen werden.

Wenn man, wie L. das ja im Auge hat, überhaupt im sechsten Lebensjahre mit dem Zeichnen beginnen will, so wird man gegen diese Methode der schematischen Lebensformen nicht viel einwenden können. Auf dieser Stufe kann ja von einem tieferen Eindringen in die elementarsten Dinge des Zeichnens noch keine Rede sein, es mufs sich der Unterricht daher mehr auf Spielereien verlegen, oder wenn man will, die Kinder spielend zu fördern suchen. Auf keinen Fall kommt auf dieser Stufe etwas Nennenswertes heraus.

An die Lebensformen schliefst der Verf. das Flachornament. Er warnt auch hier vor einem Zuviel und wir müssen ihm in dieser Beziehung beipflichten. Man darf nicht vergessen, dafs das Ornament im modernen Zeichenunterricht deshalb eine so grofse Rolle spielt, weil die Reform dieses Unterrichts in den sechziger Jahren von kunstgewerblichen Gesichtspunkten ausgegangen ist. So beruht z. B. der Zeichenunterricht der Realschule fast ausschliefslich auf ornamentaler Grundlage. Geschieht schon hier des Guten fast zu viel, so hätte am Gymnasium eine so überwiegende Betonung des Ornaments noch weniger Sinn, und in der That ist auch in unseren Lehrplänen eine

gröfsere Freiheit und Mannigfaltigkeit gestattet. Neben dem stilisierten Flachornament nach Wandtafeln wünscht Verf. das Naturblatt mehr berücksichtigt, wie es übrigens vielfach schon geschieht. Nur läfst sich das Zeichnen nach Naturblättern mit grofsen Klassen schwer durchführen, weil hier der Einzelunterricht Platz greifen mufs und die Schülerzahl in diesem Fall nur eine sehr beschränkte sein könnte. Es liefse sich hier aber leicht ein Ausweg schaffen. Man brauchte nur die Naturformen in grofsem Mafsstabe auf Wandtafeln herzustellen und etwa der gröfseren Deutlichkeit wegen mit einem Farbenton anzulegen. Wir halten es nun aber für leichter, ein auf seine einfachste Grundform zurückgeführtes, also schematisches oder stilisiertes Blatt zeichnen zu lassen und dann erst die Naturform, weil diese durch ihre Unregelmäfsigkeiten und Zufälligkeiten den Schüler nur zu leicht verwirren kann. Ein Vergleich beider Formen wird den Schüler in das Wesen der Stilisierung einführen.

Lebensformen und Flachornament sollten nach Ansicht des Verf.s im 10. Jahre schon absolviert sein, so dafs am Gymnasium mit dem Körperzeichnen begonnen werden könnte. Den üblichen Lehrgang für das körperliche Zeichnen (Drahtmodelle und Vollkörper) findet der Verf. sorgfältig und logisch entwickelt, allein die Methode ist ihm zu deduktiv, nicht in unmittelbare Verbindung mit den Lebensformen gebracht. Er will analytisch vorgehen und die mathematischen aus den Lebensformen entwickeln. Statt z. B. einen einfachen Würfel zeichnen zu lassen, will er das Modell eines würfelförmigen Hauses, mit abnehmbarem Dach, mit Ziegeln, Fenstern u. dgl. versehen und bunt bemalt (um gröfseres Interesse bei den Schülern zu erwecken), nachbilden lassen und zwar soll dies die erste Aufgabe (?) im Körperzeichnen sein. Wir pflichten dem Verf. bei, dafs dieser Schritt ein grofser und schwerer ist, ja wir gehen noch weiter, wir halten diesen Schritt für zu grofs und zu schwer. Der Schüler wird hier den Wald vor lauter Bäumen nicht sehen, und der Verf. wird trotz aller zu gewährenden Erleichterungen nicht um die Thatsache herumkommen, dafs ein einfacher Würfel ohne alles verwirrende Beiwerk vom Schüler leichter bewältigt werden kann, als ein vollständig ausgestattetes Gebäude, wenn auch zunächst nur dessen Hauptformen verlangt werden. Wir sind also hier der entgegengesetzten Anschauung des Verf.s, indem wir die deduktive Methode für die angemessenere halten. An das Würfelhaus reiht der Verf. prismatische Türme mit Pyramidendächern, den zylindrischen Turm mit Kegeldach, es folgen Gewölbeformen und zusammengesetzte Körper aller Art, Gebrauchsgegenstände, Geräte u. dgl.

Nebenbei soll das Flachornament (mit Anwendung der Farbe) fortgesetzt werden. Von da ab stimmt der Verf., wie schon oben bemerkt, im Wesentlichen mit der jetzigen Methode überein. Dem Zeichnen nach Gipsmodellen soll das Schattieren einfacher Vollkörper vorausgehen. Beim figürlichen Zeichnen empfiehlt er Handzeichnungen alter Meister und Gipsmodelle, was uns ja nichts Neues ist. Das Tierzeichnen (nach Modellen) will er nicht ausgeschlossen wissen. In

den oberen Klassen legt er auch viel Wert auf die Projektionslehre, Perspektive und Schattenkonstruktion, sowie auf Architekturzeichnen, empfiehlt das Landschaftszeichnen — nicht aber das Aquarellieren — dagegen merkwürdigerweise Blumen- und Stilllebenmalen. Wir wissen jedoch aus Erfahrung, dafs unsere Schüler der oberen Klassen viel mehr Geschmack am Aquarellieren landschaftlicher Gegenstände, als am Blumenmalen haben und finden dies auch sehr begreiflich.

Der Verf. verbreitet sich sodann über die Hebung des Zeichenlehrerstandes durch bessere und gleichmäfsigere Vorbildung. Gefordert müsse durchweg ein Gymnasialabsolutorium (am besten das des Realgymnasiums, Anm. d. Rezens.) und nicht ein zweijähriges, sondern dreijähriges Studium an einer Kunstschule, Akademie oder technischen Hochschule werden. Das letztere ist bei uns in Bayern schon längst der Fall, in Preufsen aber nicht. Dort ist auch die Mehrzahl der Zeichenlehrer seminaristisch gebildet (Präparandenschule und Schullehrerseminar mit zweijährigem Kunstschulkursus), während solche Lehrer bei uns überhaupt nicht vorkommen. Bei einer wie oben bezeichneten Vorbildung und voller Stundenzahl versteht sich dann die Gleichstellung der Gymnasialzeichenlehrer mit den übrigen Lehrern des Gymnasiums von selbst.

Im Weiteren tritt der Verf. energisch für den Handarbeitsunterricht an allen Schulen, also auch an den Gymnasien, ein. Er verweist in dieser Beziehung auf Frankreich, Dänemark, Norwegen und Schweden. Als Unikum möge erwähnt sein, dafs an der schwedischen Universität Upsala eine „Slöjd“ (Werkstatt) eingerichtet worden ist, die täglich von 6 Uhr Morgens bis 7 Uhr Abends geöffnet ist und im Oktober 1891 von 123 Studenten besucht war. Der Verf. befürchtet, dafs, wenn wir uns dieser Bewegung nicht bei Zeiten anschlössen, wir auch in diesem Punkt wieder das Nachsehen haben und von den konkurrierenden Nationen überflügelt werden würden. Wir gestehen offen, dafs wir uns für die Einführung des Handarbeitsunterrichts an allgemein bildenden Schulen, also besonders am Gymnasium, nicht erwärmen können.

Der dritte Abschnitt des Buches handelt von der Universität. Um den Raum dieser Blätter nicht allzusehr in Anspruch zu nehmen, müssen wir uns kurz fassen, wiewohl auch dieser Abschnitt sehr beachtenswert erscheint. Der Verf. verlangt auch an den Universitäten eine gröfsere Pflege der Kunst. Er beklagt das geringe Kunstverständnis unserer Juristen, Theologen und Philologen, als der „Regierer und Lehrer des Volkes“. Sie sollen nicht mit Scheuklappen umherlaufen und sich nur auf den engen Gesichtskreis ihres Faches beschränken, sondern den Blick frei behalten für ein ideales, den allgemeinen Interessen dienendes Streben.

Die Studenten der Medizin und Naturwissenschaften kommen zum gröfsten Teil äufserst mangelhaft vorbereitet auf die Universität. Allgemein sind die Klagen, dafs ihnen die Fähigkeit der scharfen Formenauffassung und die Geschicklichkeit der Hand fehlt. Das gleiche gilt für die Studierenden der Mathematik, Archäologie und Kunst-

wissenschaft. Es ist daher nicht allein notwendig, dafs der Zeichenunterricht auf dem Gymnasium intensiver betrieben, sondern dafs auch auf der Universität Gelegenheit zu weiterer Ausbildung, bezw. zur Nachholung des Versäumten geboten wird. Es mufs daher auch das akademische Zeichenlehramt mehr gefördert und verallgemeinert werden.

Neben der praktischen Kunstthätigkeit ist es die Kunstwissenschaft, welche an der Universität mitzuwirken hat an der künstlerischen Erziehung der Jugend. Die Kunstgeschichte als Universitätsfach ist aus dem akademischen Zeichenlehramt hervorgegangen. Auf der Musteruniversität des 18. Jahrhunderts, in Göttingen, war es, wo im Jahre 1785 der Universitätslehrer der Zeichenkunst, Johann Dominikus Fiorillo, für die Mitglieder der Zeichnungsakademie kunstgeschichtliche Vorträge an etlichen Wochenstunden abhielt und in der Folge fortsetzte und erweiterte. Er sowohl, als sein Nachfolger, der Maler Oesterley, erhielten die ordentliche Professur. Erst nach dem letztgenannten wurde der praktische von dem theoretischen Kunstunterricht getrennt. Auch in Heidelberg hat sich das Interesse für die Kunstgeschichte aus der praktischen Kunstübung heraus entwickelt.

Zu beklagen ist, dafs an vielen Universitäten keine Lehrstühle für Kunstgeschichte existieren, ferner die Dürftigkeit der Mittel zur Errichtung und Vervollständigung des Anschauungsmaterials und endlich die äufsere Stellung des Faches an unseren Universitäten als einer Wissenschaft zweiten Ranges. Die Zahl der Hörer kunstgeschichtlicher Vorlesungen ist leider eine geringe. Die Ursache dürfte eine doppelte sein. Sehr viele unserer Studenten sind Banausen. Als Lotze in Göttingen, einer der bedeutendsten Dozenten, aus der Examenskommission austrat, sank seine Zuhörerzahl von 60 auf 16. Eine Hauptursache aber dürfte darin zu suchen sein, dafs heute in kunstgeschichtlichen Vorlesungen zuviel spezialisiert wird. Man liest ein Semester lang Geschichte der altchristlichen Kunst, der holländischen Malerei, der italienischen Frührenaissance u. s. w. Das mag an den paar gröfsten Universitäten angebracht sein, an den meisten sicherlich nicht. Hier würde viel mehr erreicht werden, wenn die Kunstgeschichte als allgemein bildendes Fach betrieben, wenn grofse zusammenfassende Vorlesungen über die Geschichte der Kunst, nicht langweilige, ins Detail sich verlierende Erörterungen über Spezialitäten, welche die wenigsten Hörer interessieren, abgehalten würden.

Kommen wir zum Schlufs noch mit wenigen Worten auf die Quintessenz des Buches zu sprechen. Die Reformvorschläge des Verf.s gipfeln darin: Es sei erstens dem Zeichenunterricht am Gymnasium mehr Raum zu gewähren und auch auf den Universitäten dem Kunstunterricht — Zeichnen und Kunstgeschichte — eine gröfsere Förderung angedeihen zu lassen. Zweitens sei die Methode des Zeichenunterrichts in den unteren Klassen in der Weise umzugestalten, dafs an Stelle der bisher geübten geometrischen Grundformen und des stilisierten Flachornaments die schematischen Lebensformen und die Naturformen die Grundlage zu bilden haben, und dafs auch beim Modellzeichnen die Gebrauchsgegenstände in den Vordergrund treten. In

bezug auf den ersten Punkt wird sich im allgemeinen wenig Stichhaltiges einwenden lassen, und auch beim zweiten wird man zugestehen müssen, dafs den gemachten Vorschlägen ein gesunder Kern innewohnt, und dafs man dem Verf. für seine Anregungen dankbar sein darf. Wenn man bedenkt, dafs wir gegenwärtig in einer gärenden, stillosen Zeit leben, in einer Zeit, die mit dem Nachahmen aller historischen Stile abgewirtschaftet hat — sind wir doch bereits glücklich beim Rococo angekommen — so sind die Bestrebungen nicht ungerechtfertigt, zum Urquell der Kunst, zur Natur, zurückzukehren, um aus ihr neue Kraft zu schöpfen, um aus ihr dem geistigen Inhalt unserer Zeit entsprechende Formen zu gestalten. Auch insofern können wir die Bestrebungen des Verf.s mit Freuden begrüfsen, wir halten es aber für bedenklich, sofort das Bestehende über den Haufen zu werfen, um etwas Zweifelhaftes dafür einzutauschen, sind vielmehr der Ansicht, dafs hier ganz allmählich zu reformieren sei. Wir können daher nur wünschen, dafs die Anregungen des Verf.s allseitig geprüft werden. Was davon die Probe besteht, daran zweifeln wir nicht, das wird sich auch einbürgern.

Regensburg. Pohlig.

Martin Greifs „Heinrich der Löwe" in der Schule.

Im Nachstehenden biete ich meinen verehrten Herrn Kollegen eine Frucht der Schulbehandlung eines historischen Schauspiels von Martin Greif. Die Absicht, die mich bei dieser Veröffentlichung leitet, ist die, von allgemeinen Erörterungen absehend, gleich an einem bestimmten Beispiele zu zeigen, welche Ausbeute für unsern Unterricht zu gewinnen ist. Im gleichen Sinne möge man es auffassen, dafs ich die Schulmäfsigkeit der anspruchlosen Abhandlung durch einige Einteilungszeichen und schematische Beisätze nachzuweisen suche.

Noch will ich vorausschicken, dafs ich eine hübsche Anzahl von Themen mir notiert habe, die lohnende Gesichtspunkte für die Schulbesprechung eröffnen, beziehungsweise dankbaren Stoff zu schriftlichen Aufsätzen bieten. Ich führe als solche, die sich am leichtesten ausheben und zu einem gerundeten Ganzen verarbeiten lassen, an:

Der I. Akt ist als Exposition zu würdigen.

Ist die Unterredung des Kaisers mit dem Papste nur eine Episode?

Was hält die anscheinend zerfahrende Handlung der letzten zwei Akte zusammen?

Charakterbild der Mechtild.

Charakterskizze des Otto v. Wittelsbach.

Treue und Untreue in der Umgebung Heinrich des Löwen. (Schattenrisse.)

Das Bild des Kaisers wächst vor unsern Augen. (Charakterentwickelung.)

Welche Gesinnungen bestimmen das Verhalten Friedrichs gegen Heinrich?

Welches sind die Ursachen — ist die entscheidende Ursache — von Heinrichs Unterliegen?

Themen, die zu allzu schwieriger Erörterung führen, wie etwa „Abwägung der beiderseitigen Verfehlungen“, habe ich von der Aufzählung ausgeschlossen. Ich meine, dafs schon die nicht unbeträchtliche Zahl der angeführten Themen den Schlufs gestattet, dafs das Schauspiel reiche Anregung zu eindringender Betrachtung und zur Übung des Urteils bietet, wie schon der Wortlaut mehrerer derselben vermuten lassen kann, dafs für ethische Durchbildung viel Förderung — ohne Aufdringlichkeit — zu finden ist. Ich für meinen Teil finde des Stoffes so viel, dafs ich in einer Klasse nur einen Teil verausgaben kann. Doch nun mag das Probestück folgen:

Die Bedeutung der letzten Szene des III. Aktes von Martin Greifs „Heinrich der Löwe“ für das ganze Drama.

Disposition.

A. Einleitung:
1. Zur Orientierung (ut docilem faciamus).
2. Das Thema und Elemente der Disposition angedeutet.
3. Thema bestimmt aufgestellt und eingegrenzt.
4. Angabe des Wertes, den die Ausführung haben kann (ut attentum faciamus).

B. Ausführung. Tractatio:
- I. Bedeutung der Szene für die Handlung des Stückes.
  - a. Sie bringt Vollendung des Begonnenen.
  - b. Sie enthält den Grund der folgenden Handlung.
  - c. Sie läfst den weitern Verlauf erkennen.
- II. Bedeutung der Szene für unsere Auffassung.
  - a. Sie gibt Aufschlufs über Recht und Unrecht.
  - b. Sie erwärmt unsere Teilnahme.
  - c. Sie führt uns zu höherer Auffassung des Ganzen.
  - d. Ein Nachtrag zu I.

C. Schlufs:
Zusammenfassung.

Ausarbeitung.

Martin Greifs historisches Schauspiel „Heinrich der Löwe“, A, 1
welches die Auflehnung des Herzogs von Sachsen und Bayern, des Welfen Heinrich des Löwen, gegen seinen Kaiser, den Hohenstaufer Friedrich den Rotbart, und als Folge dieses Vergehens die Entsetzung Heinrichs von seinen Herzogtümern zur Darstellung bringt, ist ein Stück von solchem Reichtum der Handlung und solcher Lebhaftigkeit der Affekte, zugleich so geeignet unsern Blick zu vertiefen und zu erweitern, dafs der Zuschauer angeregt und fortgerissen dem ganzen Verlauf mit der gröfsten Teilnahme folgt und, wenn der Vorhang fällt,

sich nicht blos unterhalten und bewegt, sondern an Einsicht bereichert
und von edler, patriotischer Empfindung gehoben fühlt.

2 Eine hervorragende Stelle in dem genannten Schauspiele nimmt
die letzte Szene des dritten Aktes ein, die Szene, in welcher Heinrich
endgiltig sich weigert, dem Kaiser die Heeresfolge nach Italien zu
leisten. Wie diese Szene schon zeitlich nahezu in der Mitte des
Dramas steht, so darf man sie wohl auch als den geistigen Mittel-
punkt desselben betrachten, in welchem alle Fäden der Handlung zu-
sammen laufen, von wo Licht und Wärme über die ganze Handlung
3 ausstrahlen. Ich will versuchen, was ich über die Bedeutung des
bezeichneten Auftrittes für das Ganze behauptet habe, nachzuweisen.
Ich werde hiebei der Versuchung widerstehen, mich weiter über die
Dichtung, deren stofflicher Gehalt ohnedies bekannt sein dürfte, zu
verbreiten, auch der schwereren, von dem Auftritte selbst eine ein-
4 gehende Darstellung zu geben; für denjenigen Leser dieser Zeilen, der
die Dichtung noch nicht kennt, wird der reiche Gehalt derselben und
die vollendete Kunst der Komposition durch meine Ausführungen
wenigstens in so weit aufgedeckt werden, dafs er angeregt wird, das
Werk selbst in die Hand zu nehmen; mag er sich alsdann überzeugen,
dafs ich nicht alles erschöpft habe, was ich hätte anführen können.

B. I. a Der Auftritt bringt erstens die Vollendung dessen, was sich
in den ersten Akten vorbereitete. Zweimal ist an Heinrich eine Ladung
ergangen, das erste Mal nach Bamberg zum Reichstage, das andere
Mal nach Partenkirchen zu einer persönlichen Zusammenkunft mit dem
Kaiser: beide Male hat er nur widerstrebend sein Kommen zugesagt.
Zweimal hat er auf das Verlangen des Kaisers, sich an der Heerfahrt
zu beteiligen, ausweichend geantwortet, auf Abfall sinnend, doch noch
nicht dazu entschlossen. Jetzt findet die Zusammenkunft statt, wo
keine Zweideutigkeit mehr gilt; in dieser entscheidenden Stunde siegt
der bisher immer wieder zurückgedrängte Unmut: Heinrich weigert
sich, die Heeresfolge zu leisten, der lange geplante, immer wieder
hinausgeschobene Abfall ist vollendet.

b Und welchen Ernst die eingetretene Entscheidung hat, wie schwer
die Folgen sein müssen, kann dem Zuhörer nicht entgehen. Die Gefahr,
in der sich das Heer Friedrichs in Italien der feindlichen Übermacht gegen-
über befindet, ist so lebhaft dargestellt, dafs wir nach Heinrichs Absage
die Niederlage der Deutschen als kaum mehr abwendbar ansehen. Aber
diese Folge tritt in unserem Fühlen sofort zurück gegen die weit
schwerere: der Kaiser mufs den Ungehorsam des Vasallen strafen —
oder seine Krone ist zertrümmert. Ja, er bindet sich sogar selbst:

„Weh' ihm, für seinen Treubuch soll er büfsen!
Wie ich vor Mailands Fall dereinst gethan,
So nehm' ich mir die Krone jetzt vom Haupte,
Und bei dem Ruhm der Kaiser, den ich erbte,
Gelob' ich, sie nicht eher aufzusetzen,
Bis nicht im Staube liegt der Reichsverräter
Und er gebüfst hat seine schwere Schuld."

Und Heinrich läfst uns über die Furchtbarkeit des in Aussicht stehenden Krieges keinen Zweifel, da er trotzend den begrabenen Kampfruf aufnimmt:

„Hie Welf! hie Waiblingen! Gott wird entscheiden . . .“

Wir sehen, unwiderruflich ist der Streit verkündet, der nur mit Niederwerfung des Einen enden kann: welcher wird dieser Eine sein? Auch in dieser Beziehung wird uns ein Blick in die Zukunft eröffnet. Freilich wird es nützlich sein, von den früheren Akten her zu erinnern, wie manche Vasallen Heinrichs nur mit Murren sein herrisches Gebahren ertragen, wie seine reichsfürstlichen Nachbarn nur durch den Schutz, den Kaiser Friedrich bisher ihm angedeihen liefs, zurückgehalten werden; doch auch in unserer Szene sind Anhaltspunkte genug gegeben. Der treuherzige Jäger, der den Kaiser um die Gunst gebeten hat, ihn auf seinem Römerzuge begleiten zu dürfen, die Reisigen, die nach Heinrichs Weggang den Kaiser umdrängen, endlich der Pfalzgraf Otto von Wittelsbach, der dem bisherigen Freund und Waffenbruder, entrüstet über dessen Abfall von der Pflicht, nachruft:

„Von heut' an sind geschieden unsre Wege!“

sie lassen erkennen, auf welcher Seite in dem heraufbeschworenen Kriege die Treue kämpfen und — siegen wird. Das deutsche Heer in Italien mag, von Heinrich ohne Hilfe gelassen, der Übermacht der Feinde erliegen; aber die bitterste Frucht aus seiner Aussaat wird Heinrich schmecken müssen; denn das deutsche Volk wird seine Niederlage an dem rächen, dessen Pflichtverletzung sie verschuldet hat.

Noch ein Vorgang in der grofsen Schlufshandlung des Dramas wird durch unsere Szene vorbereitet, die Belohnung des Otto von Wittelsbach mit Bayern; doch verspare ich die Besprechung auf einen Zusammenhang, in welchem seine Bedeutung leichter ersichtlich gemacht wird.

So entscheidend unser Auftritt ist für die Entwicklung der Handlung, so bedeutsam ist er dadurch, dafs wir ein Urteil gewinnen über Recht und Unrecht im Streite der beiden Helden, ja, dafs wir den ganzen Vorgang von einem höheren Gesichtspunkte betrachten und mit wärmerer Teilnahme begleiten.

Mifshelligkeiten haben schon früher stattgefunden, doch sie wurden ausgeglichen; wachsende Verstimmung und Entfremdung Heinrichs gegen den Kaiser konnten wir wahrnehmen; aber auf den tiefsten Grund seiner Seele blicken wir erst jetzt.

Prüfen wir zuerst die Gründe, die er für seine Abwendung vom Kaiser vorbringt. Dafs der Kaiser durch den Vertrag mit dem alten Welf ihm, dem nächsten Verwandten des Welf im Mannesstamme, die sichere Erbschaft entzogen habe, macht ihm Heinrich zum Vorwurfe und begründet damit zuerst seine Weigerung des Beistandes. Zwar kann er nicht behaupten, dafs der Kaiser, der, wenn auch nur durch seine Mutter, dem Welf eben so nahe verwandt ist, ein ausdrückliches Recht verletzt habe; aber es bleibt der Vorwurf in Kraft, dafs dieser Vertrag gegen Brauch und Billigkeit verstöfst und berechtigte Hoffnungen Heinrichs zerstört. Zwar nicht ungesetzlich, aber

immerhin unfreundlich erscheint danach des Kaisers Vorgehen. Aber für die eingenommene Haltung bringt der Kaiser eine ausreichende Rechtfertigung: Heinrich hat ihn durch sein Betragen genötigt, „sich vorzusehen“:

„Seit du dich unterfiengst, mit mir zu markten,
Und deine Macht mich liefsest trotzig fühlen,
Seit du dich gar vermessen, mir zu drohn,
War ich gewitzigt und ich sah mich vor,
Um nicht als der Getäuschte dazustehn
Und nicht die Waffen selbst dir noch zu schärfen.“

Dafs dies nicht Vorwand ist, sondern das bestimmende Motiv, nicht Gewinnsucht noch Feindseligkeit, beweist sein Handeln. Bei Abschluss des Vertrages hat er sich noch den Rücktritt vorbehalten — zu Gunsten Heinrichs —, noch jetzt ist er bereit, zu Heinrichs Gunsten auf die erlangten Vorteile zu verzichten, wenn dieser seine Schuldigkeit thue, ja sogar — allerdings mit einer Einschränkung — ihm noch weitere Vergünstigungen zu gewähren.

Wir müssen Heinrichs Beschwerde nun umsomehr für abgethan halten, da er selbst in diesem Punkte sich zufrieden gibt. Was Heinrich sonst noch vorwendet, um vom Heerzuge wegbleiben zu dürfen, können wir schon darum als nicht stichhaltig betrachten, weil er selbst es fallen läfst und sich bereit erklärt, wenn ihm der Kaiser noch „ein kleines Opfer bringe“. Die Reichsstadt Goslar möchte er noch haben. Wenn er nun auf dieser Forderung, die Friedrich auf Grund seiner kaiserlichen Pflicht zurückweisen mufs, besteht und um ihrer Verweigerung willen den Gehorsam verweigert, so ist klar, dafs das entscheidende Motiv seines Handelns Selbstsucht ist. Und welches das letzte Ziel ist, das seine geheimen Gedanken genommen haben, verrät uns bald Jordan von Blankenburg, der ihm zuraunt:

„Die Krone lag bereits zu Euren Füfsen,
Bald wird sie über Eurem Haupte stehn.“

Nunmehr können wir urteilen: Wenn Heinrich, nachdem seine Beschwerde abgestellt, seine Wünsche, soweit es überhaupt zulässig, erfüllt sind, noch immer sich weigert, seine Pflicht zu thun, wenn er der Warnung vor den Folgen des Bruches, der Mahnung an die alte Freundschaft — und welcher Mahnung! Doch davon nachher — kein Gehör gibt, so ist er im entschiedenen Unrecht; sein Ruf „Gott wird's entscheiden“ klingt wohl in unseren Herzen nach, aber in anderem Sinne, als er sichs denkt.

b Heinrich ist demnach im Unrecht; doch ist der Kaiser im vollen Rechte? Auch darüber können wir aus unserer Szene Klarheit gewinnen.

α Die Forderung der Hilfe stellt er, nachdem er zweimal die Frist erstreckt hat; er stellt sie nicht etwa, um, wie Heinrich zu anderer Zeit geurteilt, einen abenteuerlichen Plan zu verfolgen, sondern um das bedrängte Reichsheer aus der äufsersten Gefahr zu retten. Zu dieser Forderung ist der Kaiser nicht blos formell berechtigt, sondern durch seine Pflicht gegen das deutsche Heer verbunden, sie zu stellen

und nachdrücklich auf ihr zu bestehen. Zudem räumt er alles aus β
dem Wege, was Heinrich mit nur einigem Rechte verstimmen könnte, gibt jeden persönlichen Vorteil preis, nur um diesen zu befriedigen.
Und in der Unterhandlung mit dem bisherigen Freunde, der jetzt zum γ
Gegner werden will, zeigt er eine menschlich schöne Wärme, die auch unser Herz in seinen Bann schlägt. Immer wieder bricht — trotz allem und allem — die alte Freundschaft durch. Er kann es nicht glauben, dafs der Freund sich von ihm lösen will; in edlem Vertrauen bittet er ihn, in ernster Fürsorge warnt er ihn. Ja, der Gedanke an ein solches Ende der Freundschaft ist ihm so furchtbar, dafs er, durch ihn überwältigt, das Äufserste thut, dafs er, seiner Würde vergessend, der Kaiser dem Vasallen zu Füfsen fällt.

Fast möchten wir glauben, darin gehe Friedrich zu weit: der δ
kaiserlichen Hoheit, deren Abzeichen er in dieser Stunde auf dem Haupte trägt, sei Abbruch geschehen. Doch diese Verfehlung gegen seine Würde macht seinem Herzen Ehre und ist, wenn sie eine Schwäche ist, — die letzte. Denn was den Kaiser gerade in dieser Szene grofs macht, ist eben das Bewufstsein seiner Pflicht als Kaiser des deutschen Reiches. Vielleicht hat er früher dagegen gefehlt, gefehlt, als er der Freundschaft zu Heinrich zu viel einräumte. In dieser Stunde ist der Kaiser klar darüber, was er auch in dieser Richtung dem Reiche schuldig ist, und entschlossen, „was dem Reich gehört, ihm das zu wahren".

„Höher, als das Wohlergehn der Meinen,
Stand mir das Heil des Reiches allezeit
Und die Regentenpflicht, die ich beschworen."

so spricht er, so handelt er. Die Reichsstadt Goslar verweigert er, der sonst so viel opfert:

„Dies untersagt mir die beschworne Pflicht.
Auch ziemt es nicht der Ehre eines Kaisers,
Dem Dienstmann zu erlegen einen Preis
Für die Erfüllung einer Schuldigkeit."

Das Bewufstsein seiner hohen Pflicht und der ernste Wille ihr nachzukommen treten überall zu Tage und verleihen ihm eine Hoheit, die selbst durch den Fufsfall keinen wirklichen Eintrag erleidet. Wenn wir daher vorhin nicht blofs die Berechtigung seiner Forderung anerkannten, sondern auch wegen seiner Selbstlosigkeit und Gemütswärme unser Herz ihm gefangen gaben, so sind wir jetzt erfüllt von Hochachtung für die erhabene Gesinnung, die ihn zum würdigen Träger der Kaiserkrone macht.

Und von der etwas auch auf uns sich überträgt. Denn auch ε
unserer Auffassung wird ein höherer Standpunkt geboten. Das ist es, was der Szene noch ihren ganz besonderen Wert verleiht, dafs in ihr der Streit aus dem Gebiete des Persönlichen in das Reich des Allgemeinen sich hinaushebt.

Nicht: Hie Welf, hie Waiblingen! ist für uns von nun an der Kampfruf, sondern:

Hie Reich, hie Sonderung!

nicht mehr die Geschicke Heinrichs und Friedrichs sehen wir im Folgenden sich erfüllen, sondern die Zukunft des deutschen Reiches sich gestalten. Ein Stück der Geschichte unseres deutschen Vaterlandes spielt sich jetzt vor uns ab, in welchem die erste Frage nationaler Wohlfahrt entschieden wird — in unserem Falle zum Heile —, die Frage, ob es dem Gliede gestattet sein soll, selbstsüchtigen Trieben zu folgen, oder ob es bei dem Ganzen bleiben, für das Ganze seine Kraft einsetzen mufs, bei dem es selbst Schutz und Gedeihen gefunden hat.

d Wäre das Absehen des Dichters blofs auf den persönlichen Streit zwischen Friedrich und Heinrich gerichtet gewesen, so müfste das Stück mit der Besiegung und Entsetzung Heinrichs enden. Da er aber die geschichtliche Bedeutung dieses Streites für unser nationales Leben mehr und mehr hervortreten liefs, so mufste er zum Schlusse auch die Neuordnung der Reichsverhältnisse zur Anschauung bringen. Ich hebe hier nur einen Punkt heraus. Das Heinrich dem Löwen abgenommene Herzogtum Bayern wird dem Pfalzgrafen von Bayern Otto von Wittelsbach verliehen. Auch diese Wendung wird durch unsere Szene vorbereitet. Otto von Wittelsbach ist es, der redlich zwischen Heinrich und dem Kaiser zu vermitteln sucht, er hinwiederum, der, als alle Versuche der Versöhnung an Heinrichs Sprödigkeit gescheitert sind, sofort Partei ergreift und ohne Besinnen dem Pflichtvergessenen nachruft:

„Von heut' an sind geschieden unsere Wege.“

Wenn diesem Manne nach Heinrichs Entsetzung das Herzogtum Bayern übertragen wird, so kann uns das nicht mehr überraschen: wir finden die Belohnung wohl verdient und die Gewalt einem Manne anvertraut, der, selber dem Bayernstamme angehörend, sein Land wohl behüten, als reichstreuer Fürst aber, als den er sich bewiesen hat, dem Kaiser und dem Reiche geben wird, was ihm gebührt.

C Ich habe das überreiche Thema nicht erschöpft, doch vielleicht die wesentlichsten Punkte berührt, genug, um auf das Gefundene das Urteil zu begründen:

Durch unsere Szene wird die begonnene Handlung zu einer Entscheidung gebracht, aus der die folgende Handlung fliefst und zum guten Teil schon jetzt erkannt werden kann. Unser Urteil über die bestimmenden Motive der Hauptpersonen, über ihr Recht und Unrecht wird geklärt, unsere Empfindung erwärmt. Und endlich wird das ganze Drama in eine höhere Sphäre gehoben: der Kaiser erscheint uns von nun an als der Träger einer hohen ethischen Idee, der Streit wird ein grundsätzlicher, und in dem Ausgange erkennen wir von nun an die Entscheidung nicht blos über dynastische Interessen, sondern über den Bestand des deutschen Reiches.

Regensburg. Ferd. Schöntag.

II. Abteilung.

Rezensionen.

Die neuen Theorien der kategorischen Schlüsse. Eine logische Untersuchung von Dr. F. Hillebrand. Wien, Hölder 1891. 102 u. VI Seiten.

Der Titel erregt von der Schrift eine nicht ganz zutreffende Vorstellung; denn diese handelt eigentlich von den neuen Theorien des logischen Urteils. Der Verfasser war sich dessen, wie aus der Einleitung S. 3 hervorgeht, vollkommen bewufst; einen Grund warum er trotzdem nicht diejenige Überschrift für seine Arbeit wählte, welche deren Schwerpunkt richtiger gekennzeichnet hätte, konnte ich nicht finden. Aber wer wird sich durch eine solche Kleinigkeit die Freude an seiner hochinteressanten Untersuchung verderben lassen?

H. geht dem alten Zopf der Aristotelischer Logik mit Scharfsinn und Kühnheit zu Leibe und sucht ihn auf Grund der neuen Auffassung Brentanos vom Wesen des Urteils an der Wurzel abzuschneiden. Das ist jedenfalls ein höchst lobenswertes Unternehmen, selbst wenn es nicht ganz gelungen erscheint. Denn an der Aristotelischen Logik und den zahlreichen auf sie gegründeten Lehrbüchern dieser Wissenschaft hat sicherlich noch niemand seine Denkkraft gestärkt oder in richtigere Bahnen gelenkt. Soll der Unterricht in der Logik irgend welche Früchte tragen, so müssen genaue psychologische Untersuchungen zu einer besseren Erkenntnis des menschlichen Denkens führen, als bei Aristoteles und seinen Nachbetern zu finden ist. Die Verdienste des A. um die Begründung der Logik sollen ja nicht bestritten werden; aber wenn wir Deutsche, die sich die Nation der Denker nennen lassen, es in der Wissenschaft vom Denken nicht weiter bringen könnten, als es der grofse Grieche vor 2300 Jahren vermochte, so wäre dies doch ein entsetzliches Armutszeugnis.

H. teilt alle Theorien vom logischen Urteil in 2 Hauptklassen, nämlich in allogenetische, welche das Urteil aus psychischen Elementen anderer Gattung entstehen lassen wollen, und in idiogenetische, welche das Urteilen für eine besondere, eigene Gattung der Seelenthätigkeiten halten (S. 26 f.) Die allogenetischen verwirft er samt und sonders, während er die idiogenetische als die allein richtige und haltbare Lehre nachzuweisen sucht.

H. verwirft also zunächst die Definition des Urteils als einer Beziehung von Vorstellungsinhalten (die Relatiostheorie), und zwar

nicht nur in ihrer alten Form von Aristoteles bis Wolff, sondern auch in ihrer durch Überweg, Sigwart, J. St. Mill u. Herbart verbesserten Gestalt. (S. 16—25).

Ferner bekämpft er die Lehre, daſs das Urteil in einer Subsumtion von Begriffsumfängen bestehe durch den Einwand, daſs diese gar nicht das Urteilen selbst, sondern nur die Materie der Urteile betreffe (S. 23), und daſs sie eine ganz unzutreffende Vorstellung von dem Seelenvorgang beim Urteilen liefern (S. 87). Als Repräsentanten der Subsumtionstheorie betrachtet er Beneke, Twesten und Ulrici.

Ungenügend erscheint ihm endlich auch die „Quantificationstheorie", welche das Urteil als eine mathematische Gleichung zwischen den Umfängen zweier Begriffe betrachtet und in England durch Hamilton, Boole, De Morgan und besonders durch Jevons zur Geltung gebracht worden ist. Ich muſs gestehen, daſs ich vor etwa 20 Jahren für diese Theorie geschwärmt, ja sogar dieselbe selbständig erfunden und in einem noch in meinem Pult liegenden Manuskript für die gesamte Logik ausgearbeitet habe, ohne von den Schriften der obengenannten Engländer etwas zu wissen. Damals hinderten Heyder und Prantl die Veröffentlichung meiner Arbeit, indem sie dem betreffenden Buchhändler das Verlegen derselben widerrieten. Heyder teilte mir eine Reihe von Bedenken mit; daſs aber die Quantificationstheorie in England bereits erfunden war, erfuhr ich nicht. Wahrscheinlich war damals diese Theorie in Deutschland noch wenig bekannt. Die Einwürfe nun, welche Hillebrand gegen die Quantificationstheorie S. 93 ff. macht und auf welche hier nicht näher eingegangen werden kann, scheinen mir keineswegs stichhaltig zu sein. Sie hat aber thatsächlich eine schwache Seite, deren Erwägung mich im Laufe der Jahre ihr untreu werden lieſs. Wenn man nämlich z. B. das Urteil „Alle Löwen sind Tiere" so erklären will, daſs man ihm den Sinn beimiſst: Der Umfang des Begriffes „Löwe", total gedacht, ist gleich den Umfang des Begriffes „Tier", partiell gedacht; so ist die Gleichung bloſs dann richtig, wenn ich vom Umfang des Begriffs „Tier" mir einen ganz bestimmten Teil denke, nämlich gerade den Teil, welchen die Löwen ausmachen. Dagegen bei einer mathematischen Gleichung, z. B. $3 = \frac{1}{5}\,15$, kann ich an jeden beliebigen gleichgroſsen Bruchteil der partiell gedachten Gröſse denken, z. B. an das 1., 2., 3., 4. oder 5. Fünftel von 15, ohne daſs die Gleichung falsch würde. Daraus erhellt, daſs im Urteil doch etwas anderes als eine mathematische Gleichung vorliegt.

H. hält also ganz allein die idiogenetische Theorie von Brentano und Marty für richtig (S. 26). Diese lautet: Das Urteilen ist eine eigenartige Seelenthätigkeit, durch welche ein im Bewuſstsein gegebener Vorstellungsstoff entweder anerkannt oder verworfen wird. Sie will den Existenzbegriff aus den Urteilen herleiten, während die Allogenetiker das Urteilen aus dem Existenzbegriff herzuleiten suchen. Also z. B. das Urteil: „Es gibt Löwen" bedeutet: Die Löwen werden als daseiend anerkannt; „Es gibt keinen Lindwurm" bedeutet: Der Lindwurm wird als daseiend geleugnet oder verworfen; „Der Löwe ist ein

Tier" bedeutet: Die Vorstellung Löwen-Tier wird als richtig anerkannt u. s. f.

An der von H. gebilligten idiogenetischen Theorie vom Urteil st soviel richtig, dafs das Urteilen thatsächlich eine Seelenthätigkeit ist, welche einzig in ihrer Art dasteht und darum nicht weiter erklärt oder definiert, sondern nur beschrieben werden kann. Wenn Brentano sagt, das Urteilen sei ein Anerkennen oder Leugnen, so ist er damit dem Wesen des Urteils um keinen Schritt näher gekommen. Denn man fragt eben wieder: Was ist denn das Wesen des Anerkennens und Verwerfens? Er wird antworten: Es ist ein Erklären oder Leugnen, dafs etwas ist! Aber das Erklären und Leugnen ist eben wiederum weiter nichts, als ein Urteilen. So dreht man sich lediglich im Kreise herum und weifs schliefslich nicht mehr, als dafs das Urteilen eben ein — Urteilen ist.

Wollte H. weiter nichts als dies behaupten, so könnte man ihm unbedingt zustimmen. Allein er geht weiter und stellt eine Lehre von „Doppelurteilen" auf (S. 95—102), welche entschieden verworfen werden mufs. Er meint nämlich in Urteilen wie: „Diese Pflanze ist giftig" finde eine doppelte Anerkennung statt; denn zunächst werde die Vorstellung „diese Pflanze" als richtig anerkannt und dann auch noch ihre Giftigkeit. H. übersieht, dafs „diese Pflanze" nur ein sprachlicher Behelf ist, um die vorschwebende Individualvorstellung verständlich zu kennzeichnen. Hätte die Pflanze einen allgemein anerkannten Individualnamen, wie z. B. Städte oder Flüsse, so würde man diesen gebrauchen und hiemit der Annahme eines Doppelurteils jeden Boden entziehen können. Wenn ich urteile: „Rom ist eine Stadt", so wird dies sicherlich niemand für ein Doppelurteil halten. Aber nach H. könnte man doch ein solches herausklügeln, indem man sagt: Zunächst wird anerkannt, dafs es ein Ding gibt, welches Rom heifst, dann aber auch noch, dafs dieses Ding eine Stadt ist. Will doch H. den Satz: „Ich bin krank" für ein Doppelurteil erklären (S. 98 oben), obwohl bei demselben kein Mensch im Sinn hat, zuerst seine eigene Existenz anzuerkennen und dann sein Kranksein. Auf diese Weise gäbe es gar kein einfaches Urteil mehr, weil ja immer erst das Subjekt als irgendwie seiend anerkannt erschiene, und man könnte statt Doppelurteil schlechthin Urteil sagen, weil jedes Urteil ein Doppelurteil wäre.

Nach meiner Ansicht ist das Urteilen ein eigenartiger, und deshalb undefinierbarer Seelenvorgang, welcher ungefähr folgendermafsen beschrieben werden kann:

Alles Urteilen hat es mit Vorstellungen zu thun, von denen jeder zum Bewufstsein erwachende Mensch seine Seele erfüllt findet. Diese Vorstellungen zerfallen in solche von wahrgenommenen und von eingebildeten Dingen, sind also entweder Wahrnehmungen oder Einbildungen. Vorstellungen von Eigenschaften allein für sich gibt es nicht. Wer sich eine Eigenschaft vorstellen will, mufs sich immer ein etwas, ein Ding, ein Wesen, einen Gegenstand vorstellen, dem diese Eigenschaft anhaftet. Die Eigenschaftswörter der Sprache und

die sog. abstrakten Substantiva, welche eine Eigenschaft bezeichnen, sind also an sich blofs Wörter und können nur dann vorgestellt werden, wenn man sie zu Ausdrücken für Dingvorstellungen macht. Z. B. die Eigenschaft „rot“ ist an sich undenkbar, wohl aber kann ich mir etwas Rotes, ein rotes Ding denken. Ebenso undenkbar ist „die Tapferkeit.“ Will ich mir sie vorstellen, so mufs ich mir immer einen oder mehrere tapfere Menschen oder sonstige tapfere Wesen vorstellen. Alle Vorstellungen zerfallen in Einzelvorstellungen und Gattungsvorstellungen (Rom—Stadt). Jede Vorstellung hat den Trieb der Selbsterhaltung und Vervollkommnung in sich. Diese ist ihr aber nur dadurch ermöglicht, dafs sie andere hiezu dienliche Vorstellungen in sich aufnimmt (appercipiert) und alle hiezu unpassenden Vorstellungen von sich ausschliefst (exkludiert), sowie dadurch, dafs sie sich in alle ihrem Wesen zusagenden Vorstellungen aufnehmen läfst, dagegen die Apperceptionsversuche der ihrem Wesen widersprechenden Vorstellungen zurückweist.

Jede Vorstellung hat einen Inhalt und einen Umfang. Den Inhalt einer Vorstellung bilden alle diejenigen anderen Vorstellungen, von welchen sie selbst aufgenommen (appercipiert) worden ist; den Umfang einer Vorstellung bilden alle diejenigen anderen Vorstellungen, welche von ihr selbst appercipiert werden. Jede Vorstellung, die zum Inhalt einer anderen gehört, nennt man ein Merkmal derselben.

Wenn eine Vorstellung klar und deutlich ist, nennt man sie Begriff. Klar ist sie, wenn ihr Umfang von anderen Vorstellungen scharf abgegrenzt erscheint, so dafs sie mit keiner anderen verwechselt werden kann; deutlich ist sie, wenn ihr Inhalt genau bekannt ist.

Alle Einzelvorstellungen haben einen bestimmten Umfang in Raum und Zeit, aber einen nur teilweise bestimmbaren Inhalt, weil ihre Merkmale zahllos sind. Um sie zum Begriff zu erheben, genügt die Verdeutlichung der wichtigsten Merkmale.

Alle Gattungsvorstellungen haben einen bestimmten Inhalt, d. h. eine bestimmte Zahl von Merkmalen, aber einen nur teilweise bestimmbaren Umfang, weil zahllose Arten zu ihnen gehören können. Um sie zum Begriff zu erheben, genügt in der Regel die Klarstellung der wichtigsten Arten.

Ein Urteil entsteht nun dadurch, dafs eine Vorstellung eine andere in sich aufnimmt (appercipiert) oder von sich ausschliefst (exkludiert). Im ersten Fall entsteht ein positives, im zweiten ein negatives Urteil. Die appercipierende oder exkludierende Vorstellung heifst Prädikat, die appercipierte oder exkludierte Subjekt des Urteils.

Die Seele bildet fortwährend zahllose Urteile, indem fortwährend neue Vorstellungen ins Bewufstsein treten und von den bereits dort vorhandenen entweder aufgenommen oder ausgeschlossen werden.

Dadurch, dafs eine Vorstellung eine andere appercipiert, vermehrt und klärt sich ihr Umfang; dadurch, dafs eine Vorstellung von einer anderen appercipiert wird, vermehrt und verdeutlicht sich ihr Inhalt. Durch Urteilen entwickeln sich also die Vorstellungen zu Begriffen. Mit anderen Worten: Durch das Urteil wird das Subjekt deutlicher

und das Prädikat klarer. Demnach ist das Urteilen als die Bethätigung des Selbsterhaltungs- und Vervollkommnungstriebes der Vorstellungen und des Geistes zu betrachten.

Negative Urteile haben nur insofern Bedeutung für die Entwicklung und Vervollkommung der Erkenntnis, als durch sie eine falsche Entwicklung der Vorstellungen verhütet wird. Wenn ich also z. B. urteile: „Der Mensch ist kein Baum", so ist damit nur das Eindringen einer falschen Vorstellung in den Umfang des Begriffes „Baum" und in den Inhalt des Begriffes „Mensch" abgewehrt; jedoch weder der Begriff „Baum" selbst hat an Klarheit gewonnen, noch der Begriff „Mensch" an Deutlichkeit. Demnach schreitet die Erkenntnis nur durch positive Urteile wirklich vorwärts.

Diese eben kurz angedeutete Theorie vom logischen Urteil kann man die idiogenetische Apperceptionstheorie nennen. Auf Grund derselben liefse sich leicht ein brauchbares Lehrbuch der Logik ausarbeiten.

Obwohl ich nun von der idiogenetischen Anerkennungstheorie Brentanos keineswegs ebenso befriedigt bin wie Hillebrand, sondern der Apperceptionstheorie huldige, so möchte ich doch allen Freunden logischer Untersuchungen die vorliegende Schrift aufs wärmste empfehlen, da sie mit grofser Sachkenntnis verfafst ist und dem Leser die vielseitigste Anregung bietet. Dafs die Besprechung derselben etwas umfangreicher ausgefallen ist, als nach Streichung der philosophischen Propädeutik aus dem Lehrplan der bayer. Gymnasien angemessen erscheinen möchte, werden mir die geneigten Leser dieser Blätter vielleicht deshalb verzeihen, weil wir Philologen schon durch unseren Fachnamen auf gute Beziehungen zur Logik hingewiesen werden und die wissenschaftliche Bewegung auf dem Gebiete derselben in keinem Falle ganz aufser Acht lassen dürfen.

Bayreuth. Ch. Wirth.

Unsere Väter. Kirchenrat Christof Döderlein, Oberkonsistorialrat, Immanuel von Niethammer und Hofrat Ludwig von Döderlein, von Julius Döderlein, Pfarrer in Jochsberg. Erlangen und Leipzig. A. Deichert. 1891. 68 S.

Zum ehrenden Andenken des Erlanger Philologen Dr. Ludwig von Döderlein. Zwei Reden an dessen 100. Geburtstag in München gehalten von D. v. Buchrucker, Oberkonsistorialrat und D. v. Stählin, Oberkonsistorialpräsident. Erlangen und Leipzig. A. Deichert. 1892. 40 S.

Welcher Philologe sollte sich nicht gerne an Ludwig Döderlein erinnern lassen, den feinsinnigsten Erklärer und Übersetzer der Alten, den gedankenreichen und sprachgewaltigen Meister der Rede in deutscher Sprache? In der ersten dieser beiden Schriften hat ihm der Sohn Skizzen der Erinnerung gewidmet. Döderlein entstammt einer fränkischen Familie, wurde aber in Jena geboren, woselbst sein Vater

Professor der Theologie war. In Schulpforta warf er sich mit aufserordentlichem Fleifse auf die Studien — die Antigone des Sophokles las er 21mal durch; um 5 Uhr stand er auf, oft um 3, nicht selten um 1 Uhr — war aber auch infolge der Überarbeitung nicht selten krank. . In Heidelberg hatte er schon seine erste Predigt ausgearbeitet, widmete sich aber dann ganz der Philologie. Über die Motive dieses Entschlusses wird uns nichts mitgeteilt. Nach Vollendung seiner Universitätsstudien erhielt er einen Ruf an die Akademie in Bern, dann 1818 nach Erlangen, zugleich als Rektor des Gymnasiums. Hier entwickelte er eine mannigfache, fruchtbare Thätigkeit. Seine Vorlesungen übten, wie ich selbst aus Erfahrung bestätigen kann, einen eigentümlichen Reiz durch die geistvolle Behandlung der Lehrstoffe; immer war er darauf gerichtet anzuregen und zu begeistern. Eine ähnliche geistweckende und anspornende Kraft ging auch von ihm als Leiter und Lehrer des Gymnasiums aus; seine Schulreden sind sprechende Zeugnisse seiner pädagogischen Weisheit. Diese stellen aber nur einen kleinen Teil dar der unermüdlichen, das ganze Leben erfüllenden Arbeit des gelehrten Schriftstellers. Ferner war seine Sorge einer zahlreichen Familie und nicht wenigen Zöglingen zugewandt, und zu alledem fand er noch Zeit zu dem Verkehr mit einem ausgedehnten Freundeskreis.

v. Buchrucker war Schüler Döderleins im Gymnasium; er rühmt von ihm unter Anderem, dafs er „ein Gegner des mechanischen Einlernens, noch mehr aber des frühreifen Raisonnements“ war, dafs er zu Privatstudien anzuregen wufste und dafs ihm bereits als Ziel des Gymnasialunterrichts der deutsche Aufsatz galt. In unserer Zeit bringt es allerdings die Mannigfaltigkeit der Anforderungen mit sich, dafs wir anstehen werden über die Osterferien 600 Verse der Ilias lernen zu lassen und dafs wir von dem Privatstudium in den alten Sprachen nicht gerade viel erwarten dürfen. Unter Döderleins Schrullen ist zu rechnen, wenn er durch etwas absonderliche Fragen auch seine Lehrer zu verblüffen suchte, wie durch die Frage nach dem Perfekt von conquinisco. In seiner erziehlichen Wirksamkeit war ihm wie jedem guten Lehrer vor allem die Erforschung der Wahrheit am Herzen gelegen, den Angebern aber wies er die Thüre.

v. Stählin hörte Döderleins Vorlesungen an der Universität. Aus persönlicher Erfahrung berichtet er, welch gemütvolle Beziehungen derselbe zu seinen Hörern zu unterhalten wufste „ungeachtet aller sonstigen Gemessenheit und Gehaltenheit.“ Sein Geistesleben wird ferner als harmonisches und universelles dargestellt. „Schon das ganze Auftreten Döderleins hatte etwas Harmonisches. Eine seltene Ruhe zeichnete ihn aus, sie lag auf seiner schönen Stirne: das innere Feuer, das ihn durchdrang und das jeder herausfühlen konnte, schlug selten zur lichten Flamme auf; das edle Mafs der Alten schmückte auch ihren Jünger.“ Der universelle Zug offenbarte sich besonders in der feinen Kenntnis und Hochschätzung unserer neueren klassischen Literatur und in der Fähigkeit das Altertum stets in lebendige Beziehung zur Gegenwart zu setzen. Die Krönung des Ganzen findet

v. St. in der christlichen Gesinnung Döderleins; mit den Zeugnissen für dieselbe schliefst das hier gezeichnete Bild ab.

Bamberg. J. K. Fleischmann.

Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache nach eigenen neuen Forschungen von Karl Faulmann, K. K. Professor in Wien. Halle a. S. Erhardt Karras, Verlag 1891. 1. Heft 44 S. Lex. 8°. 1 M. 20 Pf.

Die ersten 23 Seiten des vorliegenden Heftes enthalten eine Einleitung zu dem eigentlichen Wörterbuch. Das Charakteristische an dem Verfahren des Herrn Faulmann ist, dafs er sich die Wortbildung in der deutschen Sprache als eine Art angewandter Kombinations- oder Variationslehre vorstellt, etwa wie wenn man z. B. qwng oder twng (S. 19) als Grundlage für eine Wortreihe nähme, und dann durch Einsetzung von Vokalen und Vertauschung der Konsonanten folgende Wörter gewänne (S. 20): quing — quang — quung; dwing — dwang — dwung; swing — swang — swung; wing — wang — wung; sing — sang — sung; thing — thang — thung; ting — tang — tung u. s. w. durch alle Buchstaben des Alphabets. Dabei hat der Verfasser noch bemerkt, dafs „eine härtere Aussprache auch einen stärkeren Begriff erkennen läfst: hrimfan bedeutet schrumpfen, aber krimpfen zusammenziehen; gawinnan bedeutet gewinnen, aber winchan winken; bi-ginnan beginnen, aber hinchan hinken; trinnan absondern, trinchan trinken." (S. 5.) Der Verfasser hat ferner beobachtet (S. 20), dafs, mit wenigen Ausnahmen, in den, nach der Konsonantenfolge geordneten Zeitwörtern der I. Ablautklasse sich ein vierfacher Sinn bemerken läfst, nämlich 1. feindliches Wollen, drehen; 2. wüten; 3. ruhig, friedlich sein, gedeihen; 4. vergehen. Als Beispiele zu dieser Aufstellung führt er an: 1. ahd. swing als Bewegung der Luft, kreisende Bewegung der Hand; 2. ahd. sing hörbare rauschende Bewegung; 3. ahd. sinn Aufhören der Bewegung, Ruhe; 4. sinch Verstärkung des Aufhörens durch Ruhe. Ferner 1. ahd. swinan schwinden, drücken, sich drücken; 2. ahd. sihan seihen d. i. rauschend bewegen; 3. mhd. swigen schweigen d. i. ruhen; 4. ahd. swihhan erschlaffen. Endlich 1. *siunan fliehen, fürchten, davon got. siuns Anblick; 2. ahd. sûgan saugen als Gegensatz von seihen; 3. ags. seón senken, als Nebenform zu mhd. swigen; 4. got. siukan siechen, als Nebenform zu erschlaffen. Das sind reine Spielereien; ebenso wie Herrn F.'s Entdeckung des dreifachen Auslauts bei den Zeitwörtern der I. Ablautklasse z. B. swingan, swimman, swintan, sowie die des dreifachen Inlauts z. B. quingen, (q)wërgen, (q)wëlgen. Solche Dinge enthält die Einleitung an mehreren Stellen, wir wenden uns jedoch gleich zu dem etymologischen Teil, um die Anwendung von H. F.'s Grundsätzen besser kennen zu lernen. Zwei Beispiele genügen. Das nhd. Aar, das im Ahd. aro, im Got. ara, im altnord. are, ags. earn, niederl. arend geheifsen hat, ist offenbar mit ὄρνις verwandt, welches nach Curtius wahrscheinlich auf die skr.

Wurzel ar sich erheben, aufstreben (ὄρνυμι und orior) zurückgeht. Mit dieser vollkommen befriedigenden Erklärung ist H. F. nicht zufrieden. Das ndl. arend bringt ihn durch seine äußerliche Ähnlichkeit mit dem ags. earh Pfeil (der Verf. schreibt dieses Wort eark und deutet es als „schnell fliehend") dazu, ein ahd. starkes Verbum *erhan mit dem Impf. *arh und dem Partic. *orhan = erregt sein zu konstruieren. Dieses *erhan stellt er zu ἐρύω ziehe, spanne; weil nun ἐρύω von ϝερύω abgeleitet ist, so veranlaſst ihn dieser Abfall des Digamma, auch bei *erhan eine Ableitung von mhd. wërgen würgen anzunehmen, und so kommt er endlich dazu, das Wort aro als den „schnellen Raubvogel" zu deuten. — Als letztes Beispiel sei die Etymologie von arm (pauper) gewählt. Für dieses Wort, das ahd. aram, arm, alts. arm, ndl. arm, ags. earm, altnord. armr, got. arms lautete, könnte man sich mit Kluges Angabe begnügen, daſs es eine gemeingermanische Bezeichnung sei, die in den verwandten indogerm. Sprachen keine Beziehung habe. H. Faulmann aber sagt: „arm entspricht im Laute den Ausdrücken für Arm, auch im Sinne, doch muſs die Grundbedeutung = sich in Schmerzen winden sein, denn got. armaiô Barmherzigkeit, ahd. armhërz, barmherzig, zeigt die Erregung, das Warmwerden oder Weichwerden des Herzens an, verbindet also ahd. warm, warm, mit ahd. barmherzicheit und got. barms, Schoſs, Busen, Brust" u. s. w. u. s. w. in buntem Durcheinander. Nun hat aber barmherzig nichts mit warmherzig zu thun, sondern wie bange aus be = ange (vgl. beängstigen) entstanden ist, so kommt barmherzig von armherzig: ahd. armherzi, got. armahairtiþa, welches eine vom Christentum geschaffene Nachbildung von misericordia ist, so daſs got. arman (sich erbarmen) sich zu got. arms (arm) verhält wie misereri zu miser.

Auf Grund dieser Darlegungen wird der Wunsch nicht unberechtigt erscheinen, daſs dieses Buch, statt in den versprochenen 10 Lieferungen zu erscheinen, nicht über die erste hier besprochene hinauskommen möchte.

München. Dr. Wohlfahrt.

Dr. Jan Kvičala, Neue kritische und erklärende Beiträge zu Vergils Äneis. Prag. 1892. VIII und 180 S. gr. 8°.

Professor Johann Kvičala in Prag veröffentlichte im Jahre 1878 seine Vergilstudien und im Jahre 1881 die Neuen Beiträge zur Erklärung der Äneis, Schriften, welche von der Kritik sehr günstig aufgenommen wurden. Die letzterwähnte Schrift besprach ich im XVIII. Bande dieser Zeitschrift (1882) S. 360 f.

Die neuen kritischen und erklärenden Bemerkungen sind in den Abhandlungen der Franz-Josephs-Akademie zu Prag in czechischer Sprache erschienen, jedoch hat Kvičala auf S. 121—149 einen deutschen Auszug beigefügt, welcher die wichtigsten Ausführungen in übersichtlicher Darstellung enthält.

In der Einleitung bemerkt der Verfasser, daſs nur ein kleiner

Teil der behandelten Stellen, wie II. 18. II, 121., schon in den früheren Schriften von ihm besprochen wurde. Die meisten Erörterungen beziehen sich auf solche Stellen, die er vorher noch nicht behandelt hat. Er schlug einen mittleren Weg ein zwischen der allzu konservativen Kritik, die um jeden Preis auch mit gewaltsamen Erklärungsversuchen die Überlieferung halten will, und zwischen dem radikalen Verfahren, das jede auch durch die Entstehungsweise des Gedichtes genugsam erklärbare Unebenheit durch Ausscheidung von Versen oder Versteilen zu beseitigen sucht. „Ein nüchterner Kritiker", sagt Kvičala mit Recht, „stellt sich als Aufgabe die Erkenntnis der Wahrheit und somit auch die Erkenntnis der Fehler, nicht die Beseitigung dieser Fehler".

Besondere Beachtung schenkte der Verfasser dem Kommentare des Servius, zu dessen Texte er nebenbei einige unzweifelhafte Verbesserungen beibringt. So schreibt er zu Aen. I, 560. Dardanidae] haec hemistichia Vergilius non vitabat statt der sinnlosen überlieferten Lesart h. h. V. nominabat; zu II, 239. utrum fatis bonis an praesentibus für in praesentibus.

In einem Anhange teilt der Verfasser in bündiger Form eine Anzahl von Konjekturen mit, die er demnächst ausführlicher zu besprechen gedenkt; die meisten von ihnen stammen von Prof. Robert Novák.

Die vorliegenden Bemerkungen Kvičalas beziehen sich in der Mehrzahl auf vielfach umstrittene Stellen des römischen Dichters. Es war damit ausgeschlossen, dafs lauter neue Ergebnisse vorliegen. Aber der Verfasser weifs mit Scharfblick die hauptsächlich in Betracht kommenden Punkte herauszustellen und ohne Künstelei die Gründe für die wahrscheinlichste Lesart oder Erklärung anzugeben. Das schliefsliche Ergebnis ist in den meisten Fällen überzeugend, nicht selten ist für die Kritik oder Erklärung ein fester Boden gewonnen.

Bei anderen Stellen deutet der Verfasser durch eine einfache Änderung des Textes oder eine der herkömmlichen Auffassung widersprechende Erklärung der überlieferten Worte auf eine neue Lösung hin: auch hier wird man in vielen Fällen ihm beistimmen müssen. Aber selbst da, wo man nicht beipflichtet, wird der Leser angeregt, an der Hand des kundigen Führers die Stelle nochmals durchzudenken. Die sicherste Art der Erklärung ist, einen Schriftsteller aus sich selbst zu erklären. Diesen Weg hat Kvičala mit Vorliebe betreten. Dazu, dafs er ihn auch erfolgreich betrat, befähigte ihn seine umfassende Kenntnis der Vergilischen Gedichte und des Vergilischen Sprachgebrauches.

Die Alliteration, welche der Verfasser in seinen Neuen Beiträgen als einen wichtigen Bestandteil der Vergilischen Dichtung nachgewiesen, zeigte ihm auch in den vorliegenden Untersuchungen nicht selten den richtigen Weg, so z. B. II, 84. VIII, 14. Seine Untersuchungen beziehen sich auf viele Stellen des 1. 2. 6.—11. Buches; besonders das 7. und 9. Buch ist reichlich bedacht.

Ich werde im Folgenden 1. jene Stellen besprechen, wo ich gegen Kvičalas Auffassung Bedenken habe, 2. diejenigen, wo ich teils

Ergänzungen, teils neue Ergebnisse beibringe, und endlich 3. solche, deren glückliche Lösung von Seiten Kvičalas besondere Hervorhebung verdient. Bezüglich der übrigen von ihm behandelten Stellen, welche weitaus die Mehrzahl bilden, mufs ich aus Rücksichten des Raumes von einer Erörterung absehen, bekenne aber, dafs ich den von Kvičala gewonnenen Ergebnissen gröfstenteils beistimme.

I, 218 ffg. . . . seu vivere credant
Sive extrema pati nec iam exaudire vocatos.

Kv. hält die Worte nec iam exaudire vocatos für die unpassende Ergänzung eines Vergilischen Stückverses. Sie sei entstanden aus einem Mifsverstehen des V. 217 Amissos longo socios sermone requirunt und aus der Auffassung, als ob die Gefährten des Äneas ihre verlorenen Genossen unter lautem Rufen (longo sermone) suchten. Peerlkamp wollte deshalb auch longo clamore geschrieben wissen. Aber eine solche Unwissenheit, die das Wort sermo als ein Schreien auffafst, kann man auch einem ungeschickten Interpolator nicht zutrauen. Die angezweifelten Worte sind echt. Der Gedanke des Dichters ist: die Gefährten d. Än. sind geteilt zwischen Furcht und Hoffnung, sei es dafs sie glauben, ihre vermifsten Freunde leben oder sie seien tot, so dafs, wenn man nach ihnen riefe, sie den Ruf nicht mehr vernehmen könnten. Die Worte nec iam exaudire vocatos = ut, si vocati sint, non iam audiant stellen lediglich eine Erweiterung der Worte extrema pati dar.

I, 239. Rücksichtlich der viel umstrittenen Worte fatis contraria fata rependens scheint mir der Verfasser zu Gunsten der Erklärung „die den (bisher ungünstigen) Schicksalen entgegengesetzten (also die künftigen besseren) Schicksale erwägend“ besonders durch den passenden Hinweis auf v. 240 Nunc eadem fortuna viros . . . insequitur und auf den Gegensatz zwischen contraria und eadem endgültig die Sache entschieden zu haben.

I, 463. . . . feret haec aliquam tibi fama salutem. Den Dativ tibi bezieht Kvičala nicht auf den angeredeten Achates, sondern er nimmt eine Pause nach den zu Achates gesprochenen Versen 459 und 460 an und meint, die Verse 461—463 sprechen Äneas zu sich selbst. Das ist wenig wahrscheinlich. Sicher beweist die Beziehung auf IV, 541. 547. 596 nichts für diese Annahme. Denn hier haben wir blofs ein Selbstgespräch der Dido, welche allein ist. Übrigens irrt Kvičala, wenn er sagt, schon Forbiger habe, das Unpassende der Beziehung von tibi auf Achates fühlend, tibi als Dat. ethicus bezeichnet. Forbiger führt die Erklärung von Heyne an, die ich auch jetzt noch für die richtige halte: quod Troianorum calamitates in his ipsis terris innotuerunt, hoc nobis horum hominum animos reddet propitios. Sed, cum maiore benevolentiae significatione, ad Achatem amicum retulit: tibi. Zu tibi ist sonach propitios zu beziehen: dir geneigt, günstig gegen dich gesinnt.

I, 574. Tros Tyriusque mihi nullo discrimine agetur. Kvičala schreibt unzweifelhaft richtig: Tros Tyriusve, mihi nullo discrimine habetur Der Hinweis auf II, 102 und besonders auf X, 108 Tros

Rutulusve fuat, nullo discrimine habebo erscheint mir als ein zwingender Beweis. Indem aber der Verfasser den Prof. Novák als Urheber der Konjektur habetur nennt, vergifst er, dafs man schon bei Heyne liest: *habetur* apud Nonium Marcellum, ex interpretatione. Guyetus legebat: *habetor*.

II, 62. Seu versare dolos seu certae occumbere morti.

Kv. schreibt: Seu servare dolo se aut . . oder se servare dolo seu certae . . Ich halte die überlieferte Lesart für einwurfsfrei: Sinon ist zu beidem bereit, entweder alle Kunstgriffe anzuwenden (alle Listen spielen zu lassen), um die Aufnahme des hölzernen Pferdes in der Stadt zu bewirken und damit deren Untergang herbeizuführen, oder, wenn ihm die List nicht gelinge, dem in diesem Falle sicheren Tode zu erliegen. Der Begriff der „Sichdurchschwindelns", welchen man seit Heyne dem Ausdrucke versare dolos unterschob (dolos versare = dolos agitare h. l. cum adiuncta notione efficere, ad exitum perducere), liegt nicht darin. Dafs der Ausdruck gut Vergilisch ist, beweist Aen. XI, 704. Consilio versare dolos ingressus et astu. Es ist umsoweniger Anlafs gegeben dafür servare zu setzen, als die Form der Gegenüberstellung dann kaum logisch sein würde. Denn für Sinon, der sich freiwillig erboten hatte, die List mit dem hölzernen Pferde ins Werk zu setzen, bestand nicht die Alternative sich durch List zu retten oder den Tod zu erleiden, sondern entweder die Trojaner durch List zu bethören oder im Falle des Mifslingens den Tod zu erleiden.

II, 169—170. Ex illo fluere ac retro sublapsa referri
Spes Danaum, fractae vires, aversa deae mens.

Überzeugend ist die Änderung Res Danaum, besonders wegen des Hinweises auf Servius, der aus Sallust anführt: rebus supra fluentibus. Auch die Alliteration könnte füglich hier beigezogen werden: **r**etro **re**ferri **Re**s vi**res**.

VII, 152. . . . delectos ordine ab omni.

Kv. bemerkt hiezu, diese Worte bedeuteten das nämliche wie I, 518. lecti navibus ibant. Die Mannschaft jedes Schiffes bilde eine besondere Körperschaft (ordo), aus jedem solchen ordo gingen etliche Abgeordnete. Ich bleibe bei meiner Erklärung (s. Blätter f. d. bayr. G.-Schw. Bd. XXVI 1890 S. 165): ab omni ordine bedeutet ‚von jedem Zuge'; denn die Gefährten des Äneas bilden ein Heer (VII, 39. exercitus).

VII, 284. Talibus Aeneadae donis dictisque Latini . . redeunt.

Statt des allerdings wenig passenden blofsen Ablativs donis vermutet Kv. a donis, was uns weder schön noch wahrscheinlich dünkt, dagegen ist zu

VII, 439. vortrefflich begründet, was er über die Notwendigkeit der Beseitigung des Halbverses Immemor est nostri sagt. Dadurch fällt der Widerspruch mit v. 428 weg.

VII, 514. **Tarta**ream **inten**dit vocem, quae pro**tin**us omne
Contremuit nemus et silvae insonuere profundae.

Kv. entscheidet sich hier im Gegensatze zu seiner sonstigen Berücksichtigung der Alliteration für die Lesart incendit. Er schliefst aus der Bemerkung bei Servius zu 515: et notandum quia vocem eius

paulatim facit procedere, quod locorum indicat commemoratio, dafs auch Servius incendit gelesen habe. Aber nachdem die Worte: (Allecto) de culmine summo pastorale canit signum vorausgehen, würde incendit den Beginn der Handlung ausdrücken, nachdem durch canit der Beginn derselben schon gegeben, ja gewissermafsen überholt ist. Es ist deshalb einzig intendit am Platze, welches bedeutet: den Ton ausdehnen oder anspannen, also anhaltend oder immer stärker blasen. Nur so ist es zu erklären, dafs alle vom Dichter in den Versen 515—517 angeführten Landschaften den Schall vernehmen. Incendere drückt aber nur den Anfang der Handlung, nicht den Fortgang oder gar eine Verstärkung derselben aus, wie seit Heyne-Wagner (vgl. die Bem. zu Aen. X, 895.) die Vergilerklärer annehmen, eine Annahme, die auch in die Wörterbücher übergegangen ist. Eine eingehende Erörterung wird dieses zeigen.

Der Gebrauch des Wortes incendere im Lateinischen ist ein weiterer, als der des deutschen Zeitwortes entzünden. Der Lateiner sagt nicht blofs animos, amorem, cupiditatem, studium incendere, wo der Deutsche sich ähnlich ausdrückt. Man vergleiche nur Verg. Aen. IV, 360. Desine meque tuis incendere teque querelis durch Klagen entzünden d. i. aufregen. V, 456. pudor incendit vires die Scham entzündet d. i. spornt an (erweckt) des Entellus Kräfte, nicht „sie steigert“. IX. 500. Illam incendentem luctus die Trauer entzündende d. i. verursachende. X. 895. clamore incendunt caelum eine dichterische Enallage; sie entzünden den Himmel durch Geschrei = sie entzünden (erheben) ein die Luft durchdringendes Geschrei; ebenso XI, 11, 147. maestam incendunt clamoribus urbem. Uns Deutschen ist es freilich bequemer zu übersetzen „die Stadt mit Geschrei erfüllen“. Auch Servius, der der Grundbedeutung des Wortes incendere nicht nachging, erklärt an den beiden letzten Stellen incendunt durch implent. Ebenso wenig beweist der Hinweis auf Justinus: ut regia omnis repentino luctu incenderetur. Man hat zu übersetzen: dafs die ganze Königsburg mit Trauer entzündet d. i. dafs in der ganzen Königsburg Trauer erweckt wurde. Schon repentino deutet auf den Beginn der Handlung hin. Auch die häufig beigezogene Stelle bei Varro R. R. 2 annonam incendere wird nicht heifsen „den Getreidepreis steigern“ sondern „Teuerung entzünden“ d. h. verursachen.

VIII, 42—49. Kv. tritt in überzeugender Weise mit Gofsrau für die Echtheit dieser Verse ein. Nur der Vers 46 Hic locus urbis erit, requies ea certa laborum ist auszuscheiden. Ich füge zu Kvíčalas Beweisgründen hinzu, dafs der V. 46, der allerdings keine Schwierigkeit an sich bietet, von Servius nicht erklärt wird, ferner dafs nach Ausscheidung desselben die Erklärung der Worte ex quo = qua ratiocinatione in V. 47 bei Servius ganz zutreffend ist, während alle anderen Erklärungsversuche hinken. Der Vers 46 stört eben den Zusammenhang. In den Versen 43—45 ist gesagt, Äneas werde am Ufer ein weifses Mutterschwein finden, das 30 Junge geworfen. Im V. 47 fährt der Dichter fort: Im Einklang hiemit (ex quo) d. h. nach

dieser Berechnung wird dein Sohn Askanius nach 30 Jahren eine Stadt gründen mit Namen „die Weifse" (Albam).

VIII, 532. Ne vero, hospes, ne quaere profecto
Quem casum portenta ferant.

Gut sagt Peerlkamp: Nunquam duplex illud vero profecto ferre potui. Es wurden viele Versuche gemacht, diese ungewöhnliche, an dieser Stelle unpassende bombastische Häufung zu erklären. Schon Servius bemerkt: hic profecto pro expletiva coniunctione positum, ferner: ambae particulae ad ornatum pertinent. Deshalb bezieht Ladewig profecto zum folgenden Satze = si profectus erit sc. Pallas. Kvičala weist darauf hin, dafs ja auch vero und μήν mit dem Imperativ verbunden werden. Aber die Lateiner verbanden profecto wegen seiner Bedeutung nicht mit ne und dem Imperativ. Das Wort hängt allem Anscheine nach zusammen mit facere und ist = facto d. i. thatsächlich, in Wirklichkeit. Es wird deshalb profecto mit Vorliebe in solchen Sätzen gebraucht, wo die Bedeutung ‚thatsächlich' ‚in Wirklichkeit' nahe liegt. Vgl. Cic. Phil. XIII, 22. Quod siquis dubitare adhuc potuit quin nulla societas huic ordini populoque Romano cum illa importunissima belua posset esse, desinet profecto dubitare his cognitis litteris, quas mihi missas ab Hirtio consule modo accepi. Erst durch Ladewigs Erklärung tritt der Gegensatz scharf hervor: Fürchte nicht für deinen Sohn, ich bin durch das Blitzzeichen gemeint. Allerdings ist Pallas nicht ausdrücklich benannt. Aber v. 519 erklärt Evander, er werde dem Äneas seinen Sohn mit 400 Reitern mitgeben. Kaum hat er dieses gesagt, da erfolgt bei heiterem Himmel ein Blitzschlag. Alle sind erschrocken. Da spricht alsbald Äneas: Fürchte nicht für ihn, wenn er mit mir ausgezogen sein wird. Eine nähere Angabe ist nicht nötig, da allen noch die ebengesprochenen Worte Evanders in frischer Erinnerung sind.

VIII, 693. Tanta mole viri turritis puppibus instant.

Der Sinn dieser Stelle ist jetzt durch Kvičalas Verdienst vollkommen klargelegt: auf Turmschiffen von so massiger Gröfse (auf solchen Kolossen von Turmschiffen) stehen die Männer. Instare ist = stare in, wie Aen. XI, 529. instare iugis. Ich möchte noch die von Gofsrau erwähnte, aber zur Erklärung nicht beigezogene Stelle des Florus 4, 11, 15. anführen, wo von den Schiffskolossen des Antonius und der Kleopatra, die auch an unserer Stelle einzig gemeint sind, gesagt ist: ad hoc turribus atque tabulatis allevatae, castellorum et urbium specie.

IX, 281 ffg. . . . me nulla dies tam fortibus ausis
Dissimilem arguerit; tantum, fortuna secunda
Aut adversa cadat. Sed te super omnia dona
Unum oro etc.

Nach dieser Gestaltung des Textes, welche bisher als die wahrscheinlichste galt, ist tantum = tantum dico d. i. nur so viel von mir, mag die Sache gut oder schlimm ausgehen. Kv. will den Text so gestalten: Me nulla dies tam fortibus ausis | dissimilem arguerit, tantum fortuna secundet. Es wäre allerdings zu wünschen, dafs Vergilius so geschrieben hätte, aber es fragt sich, ob man sich den

Dichter so zurechtlegen darf. Weiter fragt sich's, ob dieses tantum im Sinne von tantum dico gewagter ist, als I, 574 Tros Tyriusve, mihi nullo discrimine habetur, wo Tros Tyriusve (Ob Troer oder Tyrier) soviel ist als Utrum quis Tros an Tyrius sit.

IX, 386. Nisus abit: iamque imprudens evaserat hostes
Atque locos, qui post Albae de nomine dicti
Albani; tum rex stabula alta Latinus habebat:
Ut stetit et frustra absentem respexit amicum.

Kvíčala spricht sich für Ladewigs Vermutung *Ac lucos* aus. Ich entscheide mich mit Heyne für Ad lucos, umsomehr als cod. Goth. secund At lucos bietet. Mit Ladewig glaube ich, dafs v. 388. tum rex Stabula alta Latinus habebat kein Hindernis bietet, aber nicht weil, wie Ladewig meint, auch Ställe im Walde sein können, sondern weil lucus eigentlich die Waldlichtung heifst, wo Stallungen für die daselbst weidenden Rinder so recht am Platze sind. Aug. Zimmermann hat im Programm des Marien-Gymnasiums zu Posen 1891 nachgewiesen, dafs lucus wirklich a lucendo herkommt, dafs es ursprünglich eine ‚Lichtung' im Walde, später erst ‚Hain' (totum pro parte) bedeutet. Er führt als sprechendes Beispiel an Liv. XXIV c. 3. Lucus ibi frequenti silva et proceris abietis arboribus saeptus laeta in medio pascua habuit, ubi omnis generis sacrum deae pecus pascebatur sine ullo pastore. Nehmen wir lucus an unserer Vergilstelle in dieser Bedeutung, so ist auf einmal das bisherige Dunkel in helles Licht verwandelt.

Der Dichter erzählt v. 378, dafs Nisus und Euryalus, um den entgegenkommenden Reitern unter Volscens zu entkommen, in die Wälder flohen (celerare fugam in silvas). Der Wald war mit Gestrüpp, Steineichen und Dornengesträuch dicht verwachsen (381—384). Nisus entkommt aus dem Walde (v. 386 Nisus abit). Er war von den Feinden unbemerkt über den Bereich derselben, die den Wald umstellt hatten, (v. 380 omnemque abitum custode coronant), hinausgekommen (v. 386 iamque imprudens evaserat hostes) bis zu den Waldlichtungen, wo der König Latinus seine Stallungen hatte. Jetzt wo er einen freieren Umblick hatte, blieb er stehen und schaute sich nach Euryalus um. Aber er erblickte ihn nicht. Deshalb ging er wieder in den wildverwachsenen Wald zurück (v. 391. rursus perplexum iter omne revolvens fallacis silvae . . . dumisque silvestribus errat).

Ich halte es mit Kvíčala für wahrscheinlich, dafs dies diejenigen Stallungen des Latinus waren, über welche Tyrrhus die Aufsicht hatte (vgl. VII, 485. 501).

IX, 491—492. schreibt Kv. auf Grund eines bisher unbekannten handschriftlichen Fragments: . . . Hoc mihi de te,
Nate, refers solum terraque marique secutae?

Burghausen. A. Deuerling.

Lateinische Schulgrammatik von Dr. W. Deecke, Direktor des Gymnasiums zu Mülhausen i. E. Berlin, Calvary u. Co. 1893. S. VIII u. 300. Pr. ungeb. M. 2.40.

Hiezu von demselben Verf.: Erläuterungen zur lateinischen Schulgrammatik. Berlin, Calvary u. Co., 1893. IV u. 477 S. Pr. ungeb. M. 4.80.

Dafs ein Sprachforscher von der Bedeutung Deeckes manches der Schule Dienliche zu tage fördern werde, liefs sich von vornherein annehmen. Eine eingehendere Prüfung der beiden vorgenannten Bücher hat es bestätigt. Die Stärke der Deeckeschen Elaborate beruht vor allem in der scharfen Fassung der Grundbedeutung in der Wortlehre, in zweiter Linie in der Zurückführung der Bildungsgesetze der Syntax auf einfachere Prinzipien.

Allein ob er sein immenses Wissen für die Schule geniefsbar gemacht hat? Das ist die Frage.

Die Grammatik „leidet" an verschiedenen Eigentümlichkeiten, die ihre Verwendung aufserordentlich erschweren dürften. „Zum ersten Mal", heifst es im Vorwort, „habe ich in einer lateinischen Schulgrammatik deutsche Terminologie durchgeführt, mit Ausnahme der spezifisch lateinischen Bildungen, wie Deponens, Gerundivum, Supinum. In den Erläuterungen, die für die Lehrer bestimmt sind, habe ich aber davon abgesehen, da den Fachleuten die lateinischen Bezeichnungen einstweilen noch geläufiger sind." Ja, aber —! Wenn die Verdeutschungen der grammatischen Termini sprachrichtig, allgemein anerkannt, praktikabel sind: warum sollen sie dann den „Fachleuten", die ja hier mit den Lehrern der Elementargrammatik identisch sind, nicht sofort und auf alle Fälle zugemutet werden dürfen? Hier liegt offenbar eine Halbheit vor, und es liegt leider die Annahme sehr nahe, es sei dem Verf. der beiden Bücher selbst schliefslich bange geworden, ob er sich denn auf dem rechten Wege befinde. Und das wäre nicht zu verwundern; denn seine Verdeutschungen sind zum gröfsten Teile kühn und, was noch schlimmer ist, unpraktisch und werden aus beiden Gründen nirgends Anklang finden; das läfst sich mit völliger Sicherheit voraussagen — wenigstens solange es dem Verf. nicht gelingt, eine allgemeine, für ganz Deutschland gültige Verordnung zu erwirken, welche die hier beliebten Termini in Bausch und Bogen adoptiert und ein- für allemal vorschreibt; ein Einzelner kann hier nicht als Gesetzgeber auftreten. Es ist unumgänglich notwendig einige Beispiele anzuführen: Vokativ heifst hier Ruffall, gen. subj. = der satzgegenständliche Wesfall, Objekte = Ergänzungen, also gen. obj. = Ergänzungs-Wesfall § 254, Konjugation = Abwandlung, Aktiv = Thätigkeitsart, Passiv = Leidensart, als Adjektiv: thätigkeits-, leidensartlich, substantivisch = hauptwörtlich, Infinitiv = Dingform, Gerundiv = das Mittelwort der Zukunft der Leidensart, Impf. = Mitvergangenheit, irreal = gegenwirklich, adverbiale Präpositionen = umständliche Vorwörter, der Abl. = Woherfall — ein schlimmes Ding z. B. bei dem abl. temp.

= zeitlicher Woherfall!, abl. absol. = der unabhängige Woherfall, adjektivische Zahlwörter oder Zahladjektiva heifsen eigenschaftliche Zahlwörter, Abstraktum = Zustandsname, später. § 251 = „abgezogenes Hauptwort"; 1., 2. Dekl. = 1., 2. Biegung, also die Wörter mensa, servus „bilden die erste, zweite Biegung"; indeklinabel = nicht biegbar; Semideponens = Halbdeponens; Positiv, Komparativ, Superlativ = Grundstufe, Höherstufe, Höchststufe; subst. commune = gemeingeschlechtiges Hauptwort. Infolge dieser Verdeutschungen kommen Regeln zum Vorschein, wie folgende (§ 245): „Im Werfall stehen die Aussagenennwörter bei der Leidensart derjenigen Zeitwörter, welche in der Thätigkeitsart ein Aussagenennwort im Wenfall bei sich haben."

Eine zweite Eigentümlichkeit des Buches, welche seinen Gebrauch in den Händen von Schülern erschwert, ist folgende. Während es in didaktischer Hinsicht allenthalben als eine Errungenschaft gilt, dafs man jetzt möglichst bemüht ist, auf synthetischem (= induktivem) Wege zur Regel hinzugelangen, überwuchert hier die Regel fast durchwegs die Beispiele. Wenn auch in einer geschriebenen Grammatik nicht immer vom Beispiel ausgegangen werden kann — einige neuere Grammatiker haben hier zu ihrem Schaden das Prinzip übertrieben —, so sollten doch die Regeln in den Beispielen sozusagen verankert sein. Allein die Beispiele sind hier durchaus stiefmütterlich behandelt: sie sind mager, ja geradezu ärmlich, grofsenteils so, wie man sie „aus dem Ärmel schüttelt", und allzu spärlich, oft, namentlich in den „Zusätzen", fehlen sie ganz, wodurch eine Reihe von Zusätzen und Regeln für die Schule wertlos sind, vgl. § 325 u. Zus. 1 u. 2; öfters fehlt auch die deutsche Bedeutung, wo sie unumgänglich nötig ist, z. B. § 396, § 262 e ad eam impudentiam, ubi terrarum. Die Regeln selbst leiden an grofser Weitschweifigkeit, woran zum Teil die unglückliche Terminologie schuld ist: sie sind deshalb an sich schon wenig zweckmäfsig, vgl. § 286; aufserdem sind sie vielfach zu doktrinär, und zwar in zweifacher Hinsicht, erstens dadurch, dafs Dinge erwiesen werden wollen, die gar keiner Darlegung bedürfen, weil sie sich ganz von selbst verstehen, z. B. wenn dargethan wird, dafs das Part. Präs. nicht blofs dann steht, wenn das Verbum finitum im Präs. steht, sondern auch, wenn es im Impf., Fut., Pft., Plusqpft. sich befindet; oder wenn es § 301 (zum Abl. loci) — es ist eigens dafür ein § gebildet — heifst: „Auf die Frage wohin? mit Angabe des Zieles steht der (scheinbare) Woherfall in den fürwörtlichen Umstandswörtern eō dahin, eōdem, quō, huc, illuc u. s. w. s. § 202, 1"; an der zuletzt zitierten Stelle finden wir dann diese Bildungen unter dem Titel: „Fallähnliche Bildungen verdunkelten (!) Ursprungs" bereits in völlig den Bedarf deckender Ausführlichkeit aufgeführt. Zweitens ist es nichts weiter als unfruchtbarer Doktrinarismus, der geeignet ist, das erstmalige Erlernen aufserordentlich zu erschweren, wenn aus dem einseitigen Bestreben, grammatisch Zusammengehöriges zu verbinden, grammatische Bildungen, die der Schüler erst später zu lernen bekommt, antizipiert werden, wie es in

der Kasuslehre geschieht, noch dazu, ohne dafs Hinweise auf die nachfolgenden Bildungsgesetze gegeben wären; so finden sich in den „Wenfall“ § 288—290, 292, 294—296 folgende Rede- und Satzteile einbezogen: Part., Gerundiv, Acc. m. Inf., Supin., Präpos., Verba der Bewegung, Ortsnamen. Das meiste davon findet sich dann suo loco nochmals, und dort erst kommen, wenigstens zuweilen, Rückverweisungen vor. Das Gute an solchen Zusammenfassungen ist durchaus nicht zu verkennen, allein Hinweise müssen unbedingt beigefügt sein, damit Lehrer und Schüler sich zurechtfinden, und erstere die nötige, nach praktischen Rücksichten zu treffende, Ausscheidung vornehmen können; es handelt sich ja hier um eine Schulgrammatik, in welcher ein streng wissenschaftliches System zuweilen recht unsystematisch wirken kann.

Vom Ausdruck ist schon oben gehandelt worden: er leidet auch sonst an mancher Sonderbarkeit: § 305 b 4 Zus. (Wortstellung!); § 391: „Deutsche Sätze . . . . müssen in die Leidensart umgeworfen werden“; § 395: „cupiditas multa cognoscendi = die Begierde des Erkanntwerdenmüssens in Bezug auf vieles“; „cupiditas vivendi = zu leben (eig. es müsse gelebt werden)“; § 292: „den Acc. m. Inf. deutete man als einen verkürzten Satz etc.“

Soviel von den Besonderheiten, wodurch sich diese Grammatik wesentlich von den übrigen unterscheidet. Es bleiben noch einige Einzelheiten zu erwähnen. § 262 Zus. 1: „bei c und d können statt des Wesfalles auch die Vorwörter ex, de, inter stehen“: gilt dies auch von satis und nimis? § 267 fehlt inesse mit Dativ, Pft. fuit; § 296 u. 321 Zus. 2 fehlt bei den Verben der Bewegung und Ruhe sub II. der Hinweis auf die Behandlung dieser Verba bei Ortsnamen; die Fassung wäre daher am besten: „bei . . . . fragt man wohin (wo)“; § 255 Zus. 1 ist nicht geordnet: refertus ist um so weniger hier an seinem Platze, als plenus fehlt; ebenso conscius, dessen Konstruktion mit dem Gen. nicht berührt ist; die Konstr. von par, impar versteht sich von selbst. § 253: „bei interest wird der Grad der Wichtigkeit durch ein Umstandswort, einen sächlichen Ausdruck der Menge oder einen (?) Wesfall des Wertes ausgedrückt?“ § 252: „gratia = für jemandes Dank“ wer sagt so? es sollte unterschieden werden zwischen Grundbedeutung und verwendbarer Bedeutung. § 256: der Sinn der Worte quis non reminiscitur avi sui? ist schwer zu erraten. In der „Wortlehre“ (vulgo Formenlehre) ist Folgendes aufgefallen. Die sogenannten unregelmäfsigen Verba sind in zwei Gruppen auseinandergerissen, indem gewisse Klassen als regelmässige vorausgenommen § 85 ff., die andern als abweichende nachgebracht sind § 176 ff. Allein mit welchem Rechte? Man kann doch ebensogut wie die auf — ui, itum der 2. Konj. jene auf — evi, — etum als die ursprünglichen, regelmäfsigen bezeichnen! Ähnlich willkürlich ist die Scheidung — die, wie Verf. angibt, mit Rücksicht auf den preufs. Lehrplan [1]) vorgenommen wurde — in den übrigen Konjugationen.

[1]) Es heifst dort: „In VI Formenlehre mit strengster Beschränkung auf das Regelmäfsige und mit Ausschlufs der Deponentia.“

So sind denn so wichtige Verba wie do, sto, deleo, moveo, scribo, sentio erst der V vorbehalten. Dazu kommt, dafs bei Deecke die in den anderen Grammatiken angewendete (und nach der preufsischen Schulordnung erforderliche) sehr nützliche Scheidung zwischen verba activa, deponentia, impersonalia hier nicht stattfindet, sondern der Anfänger alle diese 3 Arten auf einmal neben- und miteinander zu lernen hat (§ 104 moneo, vereor, pudet).

Der Vollständigkeit halber ist noch beizufügen, dafs der Grammatik eine Prosodie, Stilistik und Synonymik abgeht. Die Ausstattung des Buches ist gut, Druckfehler finden sich wenige. Die Übersichtlichkeit hätte durch Anwendung mannigfacherer Druckarten, sowie durch sorgfältigere — in typographischem Sinne — Scheidung des Stoffes erhöht werden können; indes ist, was den ersten Punkt anlangt, das Durchschiefsen lateinischer Wörter ohne Bedeutung; was den zweiten Punkt betrifft, so denke ich z. B. an die Regel über interest (§ 253), wo gar keine Einteilung getroffen, sondern alles in extenso gedruckt ist. Die lateinischen Beispiele endlich sollten mit einem Punkt schliefsen und mit einem grofsen Anfangsbuchstaben beginnen. Soviel über die Grammatik, die also einer radikalen Neubearbeitung bedürfte, um schulgerecht zu werden.

Nun noch einige Worte über die Erläuterungen! Sie bilden, wie der Verf. mit Recht sagt, „eine reiche Fundgrube zur Fruchtbarmachung des Unterrichts"; sind sie ja doch aus vierzigjähriger wissenschaftlicher Thätigkeit hervorgegangen. Den Löwenanteil hat, wie sich begreifen läfst, die Formenlehre erhalten: 312 von 451 Seiten. Es ist einigermafsen zu bedauern, dafs die Syntax nicht in annähernd gleicher Ausführlichkeit behandelt ist. Es sind insbesondere die in des Verfassers Programmen von Buchsweiler und Mülhausen niedergelegten Resultate, welche derselbe hier zusammenfassend bearbeitet hat. Mancher Abschnitt wäre in der Grammatik besser am Platze, z. B. § 381, letzter Absatz. Der Wert der Beispiele ist auch hier, wie in der Grammatik, vielfach ein problematischer, da sie wie jene nur zum geringsten Teile aus den Klassikern selbst genommen sind; nicht selten fehlen sie ganz. Zum Schlusse ein paar Einzelheiten, welche dem Ref. bei zunächst flüchtiger Durchsicht dieser „Erläuterungen" aufgestofsen sind: § 384 „Gallis devictis = von der Besiegung der Gallier her?" besser wohl = zur Zeit der besiegten G. — § 302, 2 deturbare = ‚herunterwirbeln'. — § 338 ne hoc feceris (concess.) = gut! Du sollst es nicht gethan haben: allein . . . — § 356: „glaubst du, dafs jemand es leugnen wird" ist zu streichen.

München. Dr. Gebhard.

Platons Apologie des Sokrates und Kriton. Für den Schulgebrauch bearbeitet von Dr. Ed. Göbel. 2. Aufl. Paderborn, Schöningh, 1893.

Die vorliegende 2. Auflage zeigt in ihrer äufseren Form einige Veränderung gegenüber der ersten. Das Format ist kleiner geworden

und Einleitung sowie Kommentar nebst Register der Eigennamen sind hinter den Text gesetzt. Es wird ferner nicht mehr auf die Grammatik von Schnorrbusch-Scherer sondern auf Seyffert-Bamberg verwiesen neben Curtius und Koch. Im übrigen ist nichts von wesentlicher Bedeutung geändert worden. Jedoch verdienen die Grundsätze und das Verfahren des Herausgebers einer nochmaligen Betrachtung.

Dafs man auf der obersten Stufe des Gymnasiums den Schülern kommentierte Ausgaben in die Hand gibt, ist insofern unbedingt gerechtfertigt, als man die geistige Vertiefung in den Inhalt der Gedanken und in die Lebens- und Weltanschauung der antiken Kultur im Verhältnis zur christlich-modernen Denkweise als das Hauptziel der Lektüre betrachten mufs, ein Lehrziel, welches wünschenswert macht, dafs man so leicht und rasch als möglich über die Sprachform und Übersetzung ins reine kommt. Wenn also der Schüler schon durch seine häusliche Vorbereitung zum Verständnis der Sprachform und zu einer möglichst geläufigen Übertragung befähigt wird, kommt man um so schneller zur eigentlichen Thätigkeit der inneren Betrachtung.

Es fragt sich nur noch, wie der Kommentar einzurichten und anzubringen ist. Angenehmer und leichter ist die Benützung des Kommentars unmittelbar unter dem Text, lästig dagegen ist das wiederholte Umschlagen und Suchen nach den hinten stehenden Anmerkungen. Für die Vorbereitung des Schülers wäre es also erwünscht, dafs die Bemerkungen unter dem Text stehen. Eine andere Erwägung jedoch spricht wieder dagegen. Während des Unterrichts nämlich wirken die unmittelbar untenstehenden Noten störend auf die freie Thätigkeit des Schülers, indem er statt selbständig nach einer Antwort zu suchen, seine Augen forschend hinunter auf die helfenden oder vergebens gesuchten Anmerkungen schweifen läfst. Sind dieselben dagegen seinem Gesichtskreis entrückt, so ist er gezwungen, selbständig aufzutreten und die Früchte der gründlichen Vorbereitung parat zu halten. Da aber der Lehrer die Schüler gewöhnen kann, nicht hinunter zu sehen, sondern ihre Augen auf den Fragenden zu richten, so ist die schädliche Einwirkung beseitigt. Unter dieser disziplinären Voraussetzung wären also die Anmerkungen unter dem Text vorzuziehen.

Bei der Gestaltung seines Kommentars hat der Herausgeber durchaus die Bedürfnisse der Schüler im Auge behalten und war bestrebt, durch die klar und scharf erkannte Sprachform hindurch zum vorläufigen Verständnis des Inhalts und zu einer guten deutschen Übersetzung anzuleiten. Er hat nicht Gelehrten-, Lehrer- und Schülerbedürfnisse durcheinandergemengt. Er zeigt darin den richtigen pädagogischen Takt. Man erkennt in den Fingerzeigen zu einer guten Übersetzung und in den eingestreuten Fragen bezüglich der Sprachformen den erfahrenen Schulmann. Die Verweisungen auf die gebräuchlichen Grammatiken können strebsamen Schülern ein Sporn zu gröfserer Gründlichkeit werden. Dagegen werden Zitate aus anderen Schriften und die Hinweise zum Nachschlagen derselben auf die Schüler wenig Eindruck machen, da ihnen in der Regel die ange-

zogenen Schriften fehlen. Textkritische Fragen hält der Herausgeber unter Umständen für förderlich, ja sogar unerläfslich. Jedoch, glaube ich, darf eine solche Frage nicht deshalb aufgeworfen werden, damit der Schüler, wie Göbel will, das Verfahren einer gesunden und einer unberechtigten Kritik kennen lerne, weil, wie ich glaube, dieses Interesse der Schule fern liegt. Ich halte vielmehr eine textkritische Erörterung erst dann für gerechtfertigt, wenn sowohl die Überlieferung als auch die angenommene Konjektur den logischen Sinn nicht befriedigen, wenn also auch für den Schüler ein grober Anstofs des Verständnisses gegeben ist. Auf diese Weise wird die textkritische Frage eine durch die Übersetzungsarbeit gebotene Notwendigkeit.

Die den einzelnen Kapiteln beigegebenen Inhaltsangaben ferner sind, wenn sie auch durchgängig kürzer und schlagender gefafst sein dürften, doch von grofsem didaktischen Wert auf dieser Lehrstufe. Denn dadurch, dafs sie die Auffassung der Komposition und Organisation des klassischen Werkes erleichtern, geben sie dem Unterricht auf der obersten Stufe Zeit zu jener wertvollen philosophischen Vertiefung in die Charaktere und Weltanschauung des Altertums, welche das vorzüglichste und erstrebenswerteste Ziel des antiken Sprachunterrichts ist. Auf niederen Stufen würde ich diese Inhaltsangaben nicht billigen, weil dort die Erkenntnis des Gedankenaufbaues und die Gliederung des Ganzen das Arbeitsziel der Schule ist.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen möchte ich noch auf die Einzelheiten der Textgestaltung und der Erklärung eingehen. Grundlage bildet der Hermannsche Text, den Göbel mit Cron für die neueste Vulgata hält. Da aber die Gestaltung des Textes auch bei einer Schulausgabe eine durchaus wissenschaftliche Arbeit ist, so mufs man doch die wissenschaftlichste und beste Grundlage des Textes hernehmen. Dies ist aber bekanntlich die Schanzsche Ausgabe der platonischen Werke; denn auf dieser allein ist ein allseitiges Urteil ermöglicht. Der Herausgeber hat zwar den Schanzschen Text vor sich gehabt und hat ihm auch vieles zu verdanken, aber dennoch preist er seine Vulgata. Übrigens bin ich mit dem kritischen Verfahren des Buches fast in allen Einzelheiten einverstanden. Der Herausgeber hält nämlich mit grofsem Geschick und Scharfsinn die meisten Überlieferungen der besten Handschriften aufrecht und läfst sich nicht leicht dazu bewegen, Worte als entbehrlich wegzulassen oder in Klammern zu setzen. Und dazu hat er gerade in der Apologie guten Grund. Denn hier wird absichtlich die historische Redeweise des Sokrates nachgeahmt, was seine Bestätigung findet in den Worten des ersten Kapitels: *ἐὰν διὰ τῶν αὐτῶν λόγων ἀκούητέ μου ἀπολογουμένου, δι᾽ ὧνπερ εἴωθα λέγειν καὶ ἐν ἀγορᾷ ἐπὶ τῶν τραπεζῶν .. καὶ ἄλλοθι.* Dagegen hätte er andere wirklich falsche, weil in den mafsgebenden Handschriften nicht vorhandene, oder unerklärbare Wörter aus dem für Schüler bearbeiteten Text weglassen müssen. Dazu gehören: *πλείω* 17 D, *μᾶλλον* 18 B, *τῶν* 23 B, *νῦν* 23 E, *τοὺς ἡμιόνους* 27 E, *ἵ* 28 D, *ὦ* 29 D, *ὑμῖν* 32 B. Dagegen habe ich nur an zwei Stellen eine andere Lesart vorzuziehen: Kap. III, Z. 22 ist mit

den besten Handschriften ἐκ τούτων zu setzen statt ἐκ τούτου. Kap. XV, Z. 41 ist γοῦν νοῦν unhaltbar. Da die Überlieferung schwankt (vgl. Schanz) zwischen γ' οὖν νοῦν, ferner γοῦν einerseits und νοῦν andererseits, so ist an einen Schreibfehler im Archetypus zu denken. Das Richtige ergibt sich aus der Erwägung, dafs hier in der Mitte des Satzes ein folgerndes οὖν keinen Sinn hat und deshalb ausgeschieden werden mufs als ein Schreibversehen. Es bleibt also noch γε νοῦν, so dafs wir haben: καὶ σμικρόν γε νοῦν ἔχοντα. Meist jedoch sind, wie gesagt, die mafsgebenden Lesarten mit grofsem Geschick und feiner Sprachkenntnis verteidigt worden.

Die erklärenden Anmerkungen endlich verraten eine grofse Gewandtheit und viel Geschmack in der Übertragung in die Muttersprache sowie ein feines Verständnis der Sprachformen. Nur in wenigen Punkten wurde ich nicht ganz befriedigt. Die so häufig beigegebene lateinische Übersetzung scheint mir für den eigentlichen Zweck des Unterrichtes keine Bedeutung zu haben, aufser wo eine ähnliche oder kontrastierende römische Weltauffassung sich geltend macht. Hier scheint der Herausgeber einer liebgewordenen Schulgewohnheit nachgegeben zu haben. Bei Kap. I, 17 ist εἰκῇ doch nicht mit temere zu erklären, sondern vielmehr mit τὰ εἰκότα λέγειν. Bei Kap. XII, 1 ist zu δεῦρο nicht ἐλθών zu ergänzen, sondern es ist charakteristisch für die Redeweise des Sokrates zu εἰπέ zu beziehen = rede hierher (und nicht anderswohin). Kap. XIV, 35, keine von den 3 Bedeutungen des ἄπιστος ist passend für den Sinn des Satzes. ἄπιστός γ' εἶ . . . σαυτῷ heifst doch: du bist dir selber untreu. Dieser Sinn wird gleich darauf näher erklärt durch die Worte: ἐναντία λέγειν αὐτὸς ἑαυτῷ = in Widerspruch mit sich selbst geraten. Kap. XV, 1: ᾗ ist nicht scheinbares Interrogativ, sondern bildet wie noch so manche andere Relativa derselben Schrift die Form für die Ausrufsätze.

Trotz dieser Ausstellungen jedoch bleibt die Ausgabe Göbels ein höchst verdienstliches und für unsere Gymnasiallektüre wertvolles Buch.

Würzburg. Nusser.

Schulwörterbuch zu Homers Odyssee und Ilias von Dr. Heinrich Ebeling. 5. verb. Aufl. Leipzig 1890. Hahnsche Verlagsbuchhandlung. Pr. Mk. 1.80.

Die Grundsätze, welche bei der ersten Bearbeitung dieses durch den Gebrauch längst bewährten Wörterbuches mafsgebend waren, sind auch in der neuesten Auflage unverändert beibehalten worden. Im Einzelnen waren durch die Berücksichtigung der grofsen Fortschritte der Homerforschung, namentlich der neuen Ausgaben manche Änderungen geboten: hier mufste eine Form gestrichen, dort eine neue aufgenommen werden. Die Beschränkung der etymologischen Erklärung der Eigennamen, welche der Verf. gegenüber früheren Auflagen eintreten liefs, wird kein Fachgenosse tadeln. Befremden erregt es hingegen, wenn man unter τανύπεπλος noch liest: „mit langem Kleide, mit weitem Gewande; feingekleidet“ (!), unter τανύφλοιος „langrindig“ (!). — Die

gegenwärtige Auflage zeichnet sich durch besonders schöne deutliche lateinische Lettern aus, von denen sich aber die griechischen etwas schärfer abheben sollten.

Wörterbuch zu den homerischen Gedichten. Für Schüler bearbeitet von Dr. G. Autenrieth. 6. verb. Aufl. Leipzig 1890. B. G. Teubner.

Wenn das Autenriethsche Wörterbuch in der neuesten Auflage auch keine durchgreifende Veränderung im Vergleich mit der 5. Ausgabe erfahren hat, so erkennt man doch allenthalben die Sachkenntnis und Belesenheit in der Homerliteratur, mit welcher der verdiente Verf. seine Arbeit zu fördern bestrebt war. Als ein besonderer Vorzug des Buches sind von dem Homer erklärenden Lehrer die zahlreichen Verweisungen auf den Anhang zur Ameis-Hantze'schen Ausgabe der Ilias und Odyssee anzuerkennen. Ebenso willkommen mufs Lehrenden und Lernenden die Ausstattung des Werkchens mit Abbildungen sein, ohne welche sich ja viele der homerischen Realien gar nicht erläutern lassen. Besonders nützlich und lehrreich in dieser Hinsicht sind die am Ende des Buches gegebenen Tafeln. Bezüglich des Thürverschlusses bei Homer ist nicht recht ersichtlich, warum der Verf., der im Wesentlichen mit Recht die Konstruktion J. Fink's (der Verschlufs bei den Alten) angenommen hat, in einem einzelnen Punkte davon abweicht. — Die lateinischen Übersetzungen sind in den neueren Auflagen des Werkes immer mehr beschränkt worden. Noch weiter sollte der Verf. hierin nicht mehr gehen; ein bifschen Sprachvergleichung und Vertrautheit mit der lateinischen Sprache darf den Schülern unserer Gymnasien denn doch zugemutet werden. — Der Erwägung des Verf. seien lediglich im Interesse der Lernenden folgende wenige Einzelheiten empfohlen: Unter *γέγωνε* vermifst man die Stelle ι 47: ***Κίκονες Κικόνεσσι γεγώνευν.*** — Zu *δήω* „finden, ausfindig machen", wäre es vielleicht nicht überflüssig auch ι 544 zu zitieren. — Unter *εὐεργής* dürfte für den Plural Neutr. aufser χ 319 auch δ 695 erwähnt sein. — *ζατρεφής* kommt nicht erst ξ 19, sondern schon δ 495 vor. — Nach den zu *ὁμηλικίη* angegebenen Bedeutungen wird ein Schüler schwerlich zur richtigen Übersetzung von γ 49 gelangen. — Heifst *τανύπεπλος* feingekleidet? — *τολυπεύω* steht bereits δ 490 im Sinne von „durchmachen". — Die unter *ὑψοῦ* zu δ 785 gegebene Erklärung erheischt, wenn sie überhaupt richtig ist (s. z. B. J. La Roche, Kommentar zu Hom. Od. I. Heft, S. 75), jedenfalls eine deutlichere Fassung.

Einer besonderen Empfehlung bedarf das bekannte, auch in Druck (nur S. 240 ist *ομηλικίη* ohne Hauchzeichen geblieben) und Ausstattung tadellose Buch nicht.

München. M. Seibel.

Phonetische Studien. V. Band, 3. Heft und VI. Band, 1. Heft. Herausgegeben von W. Vietor. Marburg. G. Elwert. 1892.

P. Passy (Neuilly sur Seine) zeigt in seiner Leçon d'ouverture du cours de phonétique descriptive et historique, welche Dienste dem Studierenden wie dem Lehrer der lebenden und selbst der toten Sprachen die Phonetik leisten kann. — K. ten Bruggencate (Leeuwarden) verbreitet sich über den Unterricht in den modernen Sprachen in den höheren Schulen Hollands. Seinen Angaben nach scheinen auch in Holland Anforderungen und Unterrichtszeit nicht im rechten Verhältnis zu stehen. — In Übereinstimmung mit vielen andern führt E. Wilke (Leipzig) aus, wie nützlich und wichtig, ja notwendig in unseren Schulen eine lautliche Unterweisung im Deutschen sei, damit dem fremdsprachlichen Unterricht ermüdende Kärrnerarbeit abgenommen und Zeit für wichtigere Übungen gewonnen würde. — Die Beantwortungen des Fragebogens „Zur Methodik des Sprachunterrichts" kommen zum Abschlufs. Über das Ergebnis stellt der Herausgeber eine kurze Übersicht auf. Darnach erklärte sich die Mehrzahl der zwei und siebzig Stimmen für die verbesserte Methode in gröfserem oder geringerem Umfange: (Ausgehen vom Laut, Lauttafeln, Lautschrift, erster Aussprache-Unterricht an der Hand eines zusammenhängenden Lesestücks, Übersetzung zusammenhängender Stücke, Sprechübungen von der untersten Stufe an, Grammatik auf induktivem Wege.) Auf die Frage: Wie sind Sie mit der bisherigen Methode zufrieden? antworten alle Reformer: „sehr zufrieden", die Anhänger der alten Methode aber auch, nur hie und da mit Einschränkung. — Ph. Wagner (Reutlingen) und A. Rambeau (Hamburg) geben ihre auf dem Neuphilologentag in Berlin gehaltenen Vorträge. Ersterer beschreibt zunächst den nach seinen Angaben von Universitätsmechaniker Albrecht konstruierten Apparat, mit dem sich die Quantität der französischen Laute nicht nur der Vokale, sondern auch der einzelnen Konsonanten in jeder Lautgruppe aufs genaueste bestimmen läfst, und teilt hierauf die oft überraschenden Ergebnisse seiner Experimente mit. — Da die thatsächlichen Verhältnisse den in den neuen Lehrordnungen gesteigerten offiziellen Anforderungen in Bezug auf die Sprechfertigkeit der Lehrer der neueren Sprachen nicht entsprächen, hält A. Rambeau eine Reform der akademischen Vorbereitung der Lehrer und die Bereitstellung der hiezu erforderlichen Mittel von Seiten der Unterrichtsverwaltungen für dringend notwendig. — In einem Aufsatz „über Grammatik und natürliche Spracherlernung" tritt H. Zergiebel (Kassel) für letztere ein d. h. für die Methode des Realschuldirektors Ferdinand Schmidt in Hanau (Lehrbuch der französischen Sprache auf Grundlage der Anschauung), die geeignet sei zwischen den Anhängern des grammatischen Betriebes und denen, die vom Lesestück ausgehen, zu vermitteln. — Fortsetzungen ihrer Abhandlungen liefern R. J. Lloyd (Liverpool), Speech Sounds: their nature and causation; R. Lenz (Santiago de Chile), Chilenische Studien; F. Arauja (Toledo), Recher-

ches sur la phonétique espagnole. — Unter den „Notizen“ befindet sich ein kurzer Bericht über den fünften allgemeinen deutschen Neuphilologentag in Berlin. Aufserdem stellt der Herausgeber die preufsischen Lehrpläne und Prüfungsordnungen von 1891 und 1892 zusammen und fordert zu einer recht vielseitigen Erörterung derselben auf. Charakteristisch für die neuen Lehrpläne ist die Vereinfachung der Lehrziele in den sprachlichen Fächern auf Kosten des grammatisierenden Betriebs (und unter Verminderung der Stundenzahl mit alleiniger Ausnahme des deutschen), Betonung des sachlichen Verständnisses und bei den lebenden Sprachen des praktischen mündlichen und schriftlichen Gebrauchs. Aber die auf die früheren Lehrpläne berechneten Mafsstäbe für die Erteilung der Reifezeugnisse sind grofsenteils unverändert geblieben. Vietor weist auf diesen Widerspruch hin und erblickt mit Recht darin eine Gefahr für die Ausführung der neuen Lehraufgaben. Es dürfte für manche Leser dieser Blätter nicht ohne Interesse sein, die Lehrziele im Französischen nach den preufsischen und bayerischen Lehrplänen von 1891 zu vergleichen; deshalb sei es gestattet, die einschlägigen Bestimmungen hier neben einander zu stellen:

a. Gymnasium

in Preufsen

(19 Stunden).

Lehrziel: Verständnis nicht zu schwieriger bedeutender Schriftwerke der letzten drei Jahrhunderte und einige Geübtheit im praktischen mündlichen und schriftlichen Gebrauch der Sprache.

Mafsstab für die Erteilung des Zeugnisses der Reife (Absolutorialprüfung): Es wird sicheres Verständnis und geläufiges Übersetzen leichterer Schriftwerke, sowie einige Übung im mündlichen und schriftlichen Gebrauch der Sprache erfordert.

Schriftliche Arbeit: eine Übersetzung aus dem Französischen in das Deutsche.

in Bayern

(10 Stunden).

Durch den Unterricht im Französischen sollen die Schüler grammatische Sicherheit und hinreichenden Wortschatz gewinnen, so dafs sie die Fähigkeit erlangen, französische Schriften zu verstehen und deutsche Texte mit einiger Gewandtheit in das Französische zu übersetzen. Besonderes Gewicht ist auf richtige Aussprache zu legen; auch sind die Schüler an den Laut der fremden Sprache und an rasche Auffassung des Gesprochenen zu gewöhnen.

Absolutorialprüfung: eine Übersetzung aus dem Deutschen in das Französische; mündlich: Übersetzung nicht gelesener Stellen eines französischen Schriftstellers.

b. Realgymnasium

in Preufsen (31 Stunden).	in Bayern (20 Stunden).
Lehrziel: Verständnis der wichtigeren Schriftwerke der drei letzten Jahrhunderte und Übung im praktischen mündlichen und schriftlichen Gebrauch der Sprache. Mafsstab: der Schüler mufs Abschnitte aus den prosaischen und poetischen Werken, welche in prima gelesen werden oder dazu geeignet sein würden, verstehen und ohne erhebliche Nachhilfe übersetzen. Seine schriftlichen Prüfungsarbeiten müssen von Fehlern, welche eine grobe grammatische Unsicherheit zeigen, und von Germanismen im wesentlichen frei sein. Im mündlichen Gebrauch der Sprache hat der Schüler sich geübt zu erweisen. Schriftliche Arbeit: ein französischer Aufsatz und eine Übersetzung in das Französische.	Dem Unterricht im Französischen ist das Ziel gesetzt, den Schülern eine bis zur korrekten Übersetzung aus dem Deutschen ins Französische gesteigerte Kenntnis der französischen Sprache beizubringen, dieselben mit den hauptsächlichsten Werken der klassischen französischen Literatur bekannt zu machen und sie zum mündlichen Gebrauch der französischen Sprache in dem für den Verkehr im Allgemeinen zu beanspruchenden Umfange zu befähigen. Absolutorialprüfung: eine Übersetzung in das Französische; mündlich: Übersetzung und Erklärung einer Stelle aus den in der obersten Klasse behandelten Schriftstellern und Übersetzung einer noch nicht gelesenen leichteren Stelle eines französischen Prosaikers.

Wie man sieht, stellen die bayerischen Lehrpläne bei wesentlich geringerer Stundenzahl so ziemlich dieselben (wenn nicht höhere) Anforderungen, wie die preufsischen.

Würzburg. J. Jent.

Breitinger, Die französischen Klassiker. Charakteristiken und Inhaltsangaben. Mit Anmerkungen zum Übersetzen aus dem Deutschen in's Französische. 5. durchgesehene Auflage. Zürich. Schulthefs. 100 S. 8°. 1,20 Mk.

Vorliegendes Buch bietet einen sehr geeigneten Stoff zu Stilübungen in den oberen Klassen, doch wird es sich eher für Realgymnasien als für humanistische Gymnasien eignen, und ist seine Verwendbarkeit auch für jene fraglich. Gewähren doch Übersetzungen rein literarischen Inhalt allein zu einseitige Übung; für die Benützung von 2 verschiedenen Übungsbüchern nebeneinander aber ist die Zeit auch an unseren Realgymnasien kaum ausreichend.

Wershoven, Dr., Zusammenhängende Stücke zum Übersetzen ins Englische. 2. verbesserte Auflage. Trier. Lintzsche Buchhandlung. 1891. 7 u. 159 S.

Es liegt uns hier ein für jene Schulen, welche dem Englischen eine genügende Stundenzahl widmen, um Stilübungen nachdrücklich betreiben zu können, sehr brauchbares Übungsbuch vor. Die Stoffe sind so gewählt, dafs sie nicht nur praktischen Übersetzungszwecken dienen, sondern zugleich geschichtlich, vor Allem mit Rücksicht auf England, belehrend wirken. Da die erste Auflage einer eigentlichen Verbesserung nicht bedurfte, so beschränkte sich der Verfasser darauf, in die neue einige Briefe aufzunehmen und das Stück über die englische Verfassung den jetzigen Verhältnissen entsprechend zu ändern.

Kaiser, K., Englisches Lesebuch in drei Stufen für höhere Lehranstalten. I. Teil. Unterstufe. Dritte, teilweise veränderte Auflage. Mit einem Wörterverzeichnisse. Leipzig. Teubner. 1891. VI. 8°. 200 u. 48 S. 2 Mk.

Diese 3. Auflage des empfehlenswerten Kaiserschen englischen Lesebuches hat der 2. gegenüber nur geringe Änderungen erfahren, deren nennenswerteste darin besteht, dafs eine grofse Anzahl von Erklärungen schwieriger Redewendungen, welche früher als Fufsnoten gegeben worden waren, jetzt in das Wörterverzeichnis aufgenommen wurden. Dieses Verfahren wurde jedoch nicht gleichmäfsig durchgeführt; so finden sich z. B. in Nr. 10, 11, 12 eine Menge, in späteren Stücken vereinzelte Wörter und Wendungen, welche ins Wörterverzeichnis hätten verwiesen werden sollen.

Asher, Dr., Die Fehler der Deutschen beim mündlichen Gebrauch der englischen Sprache. Übungsbuch zur Beseitigung derselben für höhere Lehranstalten sowie zum Privat- und Selbstunterricht. Eine Ergänzung zu allen englischen Grammatiken für Deutsche. 6. Auflage. Dresden. Ehlermann. 1892. S. VIII, 75. 8°.

Asher, Dr., Die wichtigsten Regeln der englischen Syntax als Anleitung zur Benützung seiner Fehler der Deutschen und Exercises u. s. f. 2. Auflage. ebenda. 92. S. VI u. 40. 8°.

Das erstgenannte Büchlein hat Ref. selbst schon früher im Klassenunterricht am Realgymnasium zu Extemporeübungen benützt und als recht praktisch befunden, um auf die Vermeidung gewisser immer wiederkehrender Verstöfse gegen Grammatik oder Synonyma hinzuwirken. Das Regelbüchlein mag sich für einzelne Zwecke z. B. Vorbereitung für die Einjährigenprüfung als brauchbar erweisen. Wenn Verfasser es auch den Kandidaten für das höhere Schulamt empfiehlt, so setzt er doch allzugeringe Kenntnisse bei diesen voraus.

Ulrich, Dr. W., Materialen zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Englische, umfassend Übungsstücke mit zusammenhängendem und nicht zusammenhängendem Inhalt. Eine Beigabe zu englischen Lehrbüchern. Leipzig, Neumanns Verlag. 1891. S. VI u. 112. 8°. 1 M. 20 Pf.

Nach der Meinung des Verfassers soll sein Übersetzungsbuch dort von Nutzen sein, wo sich das Bedürfnis ergibt, in den schriftlichen Übungen einen Wechsel eintreten zu lassen. Da die im Buche enthaltenen Stücke nicht schlecht, wiewohl auch nicht besser sind als in so und so vielen anderen dem gleichen Zwecke dienenden, so wäre gegen einen Gebrauch desselben nichts einzuwenden, hätte nicht Dr. Ulrich den unglücklichen Einfall gehabt, grammatische Regeln einzuflechten, von denen nicht wenige nach Abfassung und Inhalt nahezu Unglaubliches leisten. Gleich S. 1 finden wir: „Der angelsächsische oder invertierte Genetiv steht nur, wenn von einer Person die Rede ist, welche im Besitze eines Gegenstandes ist, z. B. the father's joy, des Vaters Freude.“ Da ist also wohl die Freude der Gegenstand, den der Vater besitzt?! S. 2. „Der Plural der Hauptwörter wird gebildet durch Anhängung von es an das Ende der Wörter, welche mit e schliefsen, wenn denselben (also doch den Wörter!!) ein Konsonant vorhergeht“ und ebenda: „Der Plural von man heifst in zusammengesetzten Wörtern mans, wenn der erste Teil der Zusammensetzung keinen Sinn gibt (!!) z. B. cayman“; als ob da eine Zusammensetzung mit man vorläge! S. 10. „Jedes regelmässige Verb hat die Endung ed in der ersten (!) Person des Imperfekts“ (in den übrigen also wohl nicht?) S. 69 gibt es für Herrn Dr. Ulrich sogar einen Infin. to unght!! Da hört denn doch alles auf!

Le roman d'un jeune Homme Pauvre par O. Feuillet. Im Auszug für den Schulgebrauch, wie für den Selbstunterricht herausgegeben und mit Anmerkungen versehen von Mlle. C. Courvoisier. Leipzig. Gerhard. 1892. S. 178. 8°.

Eine mit Geschick hergestellte gekürzte Ausgabe des bekannten Feuilletschen Romanes, welche besonders zu etwaiger Privatlektüre empfohlen werden kann. Mit Anmerkungen war die Herausgeberin freigebiger als notwendig. Druck und Ausstattung sind sehr gut.

München. Wolpert.

Lecciones de Literatura general y española por D. Rafael Cano, Catedrático de la Universidad de Salamanca. Cuarta edición. Valladolid 1892. Luis de Gaviria. Precio 15 Pesetas (= 12 Mk.).

Unter den europäischen Sprachen romanischer Zunge nimmt unbestritten die spanische einen der ersten Plätze ein sowohl was

deren Verbreitung als den Reichtum ihrer Literatur betrifft. Sie wird gesprochen nicht blofs im Mutterlande, sondern auch in zahlreichen überseeischen Besitzungen und in dem gröfsten Teile von Zentral- und Südamerika, d. h. in allen ehemals spanischen Kolonien der neuen Welt. In Europa war sie im 16. und 17. Jahrhundert die Sprache der Höfe und Diplomaten. Aber seit dem Niedergange der spanischen Macht verlor sich auch mehr und mehr der Eifer für das Studium derselben; erst in den letzten Dezennien hat sich, wohl zunächst infolge von Gründen des Handels und der Politik, das Interesse dafür bei uns wieder gehoben.

Was den Wohlklang derselben anlangt, so steht sie sicher keiner lebenden nach: sie vereinigt männlichen Ernst mit entsprechender Weichheit der Form und des Klanges, so dafs man wohl Kaiser Karl V. nicht unrecht geben kann, wenn er sagte, spanisch spreche er mit Gott. Es mag genügen, auf den Reichtum der spanischen Literatur in ihrer Blütezeit und auf die Gröfse ihrer Geistesheroen hinzuweisen: ein Cervantes, ein Lope de Vega, ein Calderón, unzählige andere verkünden laut den Ruhm des kastilischen Idioms; ein D. Quijote allein verdient es, dafs man Spanisch lerne, um den Ritter zu verstehen, wenn er in seiner Sprache redet.

So kam es denn, dafs allmählich, wie für die andern europäischen Sprachen, auch für das Kastilische geeignete Lehr- und Unterrichtsbücher erschienen, und dafs das Verlangen, die schöne Tochter der lateinischen Mutter besser kennen zu lernen, auch in weitere Kreise dringt. Das beste Mittel, die nähere Kenntnis ihrer Literatur zu vermitteln, bot für den Deutschen bisher die spanische Literaturgeschichte von G. Ticknor in 2 Bänden in der deutschen Übersetzung von Julius. In Spanien selber sind, abgesehen von der bändereichen Historia crítica de la literatura española von Amador de los Rios gar manche derartige Werke erschienen, die allerdings bei uns wenig gekannt, weil selten zu haben sind. Zu den neuesten Erscheinungen dieser Art in Spanien gehört die in 4. Auflage erschienene Literaturgeschichte von D. Rafael Cano, Universitätsprofessor in Salamanca. Sie zerfällt in 2 Teile: der erstere (Literatura general, 249 S.) enthält in 60 Lektionen philosophische Bemerkungen über das Schöne und dessen Gegensätze im allgemeinen und dann insbesondere in der Literatur; des weitern verbreitet er sich über die Entstehung und Bildung der Sprachen und die Verschiedenheit der Schrift, um dann mit Berücksichtigung der Literatur der hauptsächlichsten alten und neuen Völker auf die verschiedenen Arten der Poesie und Prosa überzugehen. Der 2. Teil (Literatura española, 431 S.) behandelt in 80 Lektionen die Entstehung der spanischen Sprache, ihre Entwickelung, ihre Blüte und ihren Verfall; in den einzelnen Epochen werden die verschiedenen Autoren in gebundener wie ungebundener Rede vorgeführt mit Angabe ihrer charakteristischen Kennzeichen und Merkmale: eingestreut sind häufig Musterstellen aus den einzelnen betr. Schriftstellern. Fortgeführt ist das Werk bis über die Mitte unsers Jahrhunderts. Gewifs wird niemand das frisch und fliefsend geschriebene Buch unbefriedigt aus den

Händen legen; darum wünschen wir, dafs es auch in Deutschland bei den Kennern und Bewunderern der spanischen Sprache freundliche Aufnahme und Verbreitung finde.

München. Fesenmair.

Grundlagen zu einer Theorie der Funktionen einer veränderlichen reellen Gröfse von Ulifse Dini, ord. Professor an der Universität Pisa. Mit Genehmigung des Verfassers deutsch bearbeitet von Dr. Jakob Lüroth, Professor zu Freiburg i. B. und Adolf Schepp, Premierlieutenant a. D. zu Wiesbaden. Leipzig. Druck und Verlag von B. G. Teubner. 1892. XVIII. 554 S. gr. 8°.

Ein so weit über die Grenzen der Schulmathematik hinausgehendes Werk, wie das vorliegende, kann in einer Gymnasialzeitschrift keiner seiner wahren Bedeutung entsprechenden Anzeige teilhaftig werden, und es würde auch der Berichterstatter zu einer solchen sich nicht hinlänglich kompetent erachten. Nur die allgemeine Tendenz des Werkes, defsen Verf. nicht blofs in Italien als eine Autorität ersten Ranges auf diesem Gebiete gilt, sei kurz angedeutet. Während längere Zeit die Lehre von den Funktionen einer reellen Variablen ganz in den Hintergrund gedrängt, resp. eben nur als ein Spezialfall der allgemeinen Funktionentheorie angesehen war, hat sich unter dem Einflusse neuerer Forschungen, an denen vorwiegend auch deutsche Mathematiker beteiligt waren, die Notwendigkeit herausgebildet, auch die algebraische Analysis als solche, ohne Rücksicht auf das Komplexe, selbständig auszugestalten, und diesem Gedanken entsprang das grofsenteils schon vor zwanzig Jahren niedergeschriebene und erst später zum Abschlusse gelangte Buch, durch dessen Wiedergabe in ansprechendem deutschen Gewande sich die beiden Herausgeber jedenfalls ein grofses Verdienst erworben haben.

Bezeichnend für den Grundcharakter dieser relativ neuen Auffassung des Funktionsbegriffes ist die strenge Beschränkung auf rein arithmetische Betrachtungsweisen, der fast absolute Ausschlufs jeder geometrischen Versinnlichung. Dafs hiedurch der Lehrgang ein ungemein abstraktes Gepräge erhält, liegt auf der Hand, und wenn man auch mit gutem Grunde sagen kann, dafs die Darstellung an und für sich eine elementare, d. h. von der Voraussetzung ausgedehnter Vorkenntnisse freie ist, so stellt doch die Lektüre an die geistige Ausdauer des Lesers immerhin nicht ganz unerhebliche Anforderungen. Die exakte Erklärung des Irrationalen z. B., welche das erste Kapitel bringt, operiert nur mit Begriffen, welche dem Anfänger schon geläufig sind, aber erst dann, wenn man sich das Gesagte in der Weise durch Vergleichung von Strecken sinnlich näher bringt, wie es auf S. 14 ff. — allerdings nur in der Form eines Schaltparagraphen — geschieht, wird wohl für Manchen das wirkliche Verständnis erzielt werden.

Das Werk verbreitet sich weiterhin über die bei neueren Untersuchungen eine so grofse Rolle spielenden Wert- (geometrisch: Punkt-)

Mengen, erörtert unter wesentlich neuen Gesichtspunkten das Wesen des Grenzwertes und des Infinitesimalen und wendet sich alsdann der „Funktion“ selbst zu, deren Definition sich wesentlich mit derjenigen von Dirichlet deckt. Die Stetigkeit der Funktion beschränkt sich im allgemeinen auf gewisse Intervalle, in denen die veränderliche Gröfse sich bewegt, aber es gibt auch unendlich oft unstetig werdende Funktionen, und auf diese, welche man bisher meist nur an gelegentlichen, besonderen Fällen erforscht hatte, wird durch das sechste Kapitel unseres Werkes ein neues, helleres Licht geworfen, ebenso wie durch das zehnte auf diejenigen Funktionen, welchen ein endlicher Differentialquotient fehlt. Hiezu hatte das generell die Bildung von Ableitungen behandelnde siebente Kapitel den Boden bereitet. Ausgedehnte Untersuchungen über unendliche Reihen, über deren bedingte und gleichmäfsige Konvergenz sowie über unbestimmte und bestimmte Integration machen den grofsen Rest aus. Wer, wie das ja für die meisten im praktischen Lehramte thätigen Fachleute nicht anders sein kann, die neuesten Fortschritte der Analysis, zumal in deren durch Hankel, G. Cantor, Du Bois-Reymond u. a. geschaffenen mathematisch-philosophischen Partien, nicht mehr zu verfolgen Gelegenheit hatte, wird bei Dini sich vollständig über diese Errungenschaften einer noch jungen Vergangenheit orientieren können; dafs der Zutritt zu diesen Gebieten kein sehr bequemer ist, sondern weit mehr Mühe verursacht, als dies für ältere, aber weit weniger strenge Behandlungen des gleichen Stoffes galt, das liegt in der Natur der Sache.

München. S. Günther.

Müller—Erzbach Dr. W. Physikalische Aufgaben für den mathematischen Unterricht. Berlin, Springer 1892. 8⁰. IX.

Diese Sammlung enthält 655 Aufgaben und deren Lösungen nebst 19 Tabellen physikalischer Konstanten. 369 Aufgaben behandeln in 15 Abschnitten Fragen aus allen Teilen der Mechanik, also nicht blofs solche über das Mafs der Kräfte und Bewegungen, sondern auch über Festigkeit, Elastizität, Standfestigkeit, Trägheitsmoment, Stofs, Arbeit, lebendige Kraft u. s. w. 30 Aufgaben gehören in das Gebiet der Akustik, 63 in das der Optik, 81 beziehen sich auf die Wärmelehre; 82 Beispiele aus der Lehre vom Magnetismus und der Elektrizität beschäftigen sich vorwiegend mit der Einübung des absoluten Mafssystems; endlich sind noch 30 Aufgaben aus der mathematischen Geographie in die Sammlung aufgenommen. Dieselbe läfst also an Reichhaltigkeit kaum etwas zu wünschen übrig; auch enthält sie viele Beispiele, die ganz gewifs das Interesse des Schülers erwecken werden. In erster Linie nach der Absicht des Verfassers zwar dazu bestimmt, die mathematischen Übungen durch Heranziehung von Beispielen aus der Physik mehr zu beleben wird die vorliegende Sammlung doch auch beim Unterrichte in der Physik selbst treffliche Dienste leisten; denn die Lösung der gestellten Aufgaben setzt einerseits ziemlich umfangreiche Kenntnisse in der Physik voraus und trägt andrerseits dazu

bei, die physikalischen Gesetze dem Schüler noch tiefer einzuprägen und klarer zu machen. Um dem Lehrer die Auswahl der Aufgaben, die naturgemäfs an das mathematische und physikalische Wissen und Können des Schülers Anforderungen sehr verschiedenen Grades stellen, zu erleichtern, hat der Verf. durch ein am Fufse jeder Aufgabe beigedrucktes U. St., M. St. oder O. St. angedeutet, ob die betreffende Aufgabe unter Voraussetzung der Kenntnis des entsprechenden physikalischen Gesetzes rechnerisch im allgemeinen durch einfache Schlüsse oder mit Hilfe einfacherer Gleichungen lösbar ist oder endlich ob ihre Lösung zu einer schwierigeren algebraischen, bezw. trigonometrischen Gleichung führt. Wollte man lediglich die mathematische Seite der Sammlung betonen, so müfste allerdings die Ordnung der Aufgaben ein Vorwärtsschreiten vom leichteren zum schwierigen noch schärfer erkennen lassen; allein zwei Herren ist eben schwer zu dienen und schliefslich ist die Sammlung zunächst doch physikalischer Natur. — Der zweite Teil des Buches enthält die Lösungen sämtlicher Aufgaben; diese beschränkt sich bei leichteren Aufgaben sowie bei solchen, denen schon ähnliche Beispiele vorausgingen, auf die Angabe des Resultates; bei den schwierigeren ist aber der Gedankengang der Lösung kurz angegeben; was den Umfang dieser Anleitungen zur Behandlung der gestellten Fragen betrifft, dürfte der Verf. die richtige Mitte eingehalten haben. — Weitaus die Mehrzahl der Aufgaben ist sachlich klar und sprachlich richtig gestellt; einige aber sind in dieser oder jener Beziehung oder in beiden Punkten verbesserungsbedürftig; dazu gehören die Nummern: 21, 28, 54, 69, 80, 90, deren letzter Bedingungssatz sich von Aufgabe 91 hereinverirrt hat, 129 — h kann neben a, b, c nicht g e g e b e n sein — 137 und ähnliche, bei denen es heifst: „Abstand v o m Schwerpunkte eines Dreiecks v o n einer Geraden“ 140, 171, 187, 234, 259 und 260, bei welch letzterer anzugeben ist, ob die Kräfte die gleiche Zeit oder längs der gleichen Strecke gewirkt haben, 305, 377, 429, die vollständig mifsverstanden werden kann, 445, 513, 579. Fehlerhaft sind die Lösungen der Aufgaben 90, 111, 112, 129, deren letzter Satz unrichtig ist, 137, 146, 172, 192, 194, 257, 262, 316, deren Lösung eine Gleichung ersten, nicht zweiten Grades erfordert, 341, 345, 429 — was ist 4F? — 487, 585. An Undeutlichkeit der Lösung leiden die Aufgaben 46, 143, deren Grund nicht richtig ist, 171, bei welcher die Definition des Begriffes Standfestigkeit eine Lücke aufweist, 306, 571. Die Aufgaben 86 und 87 sind vor 74, 196 vor 184 zu setzen, 390 ist unpassend eingeschoben, 436 und 437 gehören nicht in das Kapitel Optik. Der Sachverständige wird diese Mängel beim Gebrauche des Buches zwar sofort bemerken; für den Schüler aber, insbesondere beim Selbstunterrichte, dem das Buch ja auch dienen soll, sind dieselben sehr mifslich. Nach Verbesserung derselben wird aber diese Sammlung von Aufgaben ihrem Zwecke sowohl in mathematischer als auch in physikalischer Beziehung vollständig entsprechen.

Urbanitzky Dr. A., Ritter von, Physik. LVI. 8° mit 564 Figuren und Zeisel Dr. S., Chemie L. 8° mit 261 Figuren. Hartleben, Wien 1892. Mk. 18,—.

Diese beiden in Form eines Lieferungswerkes erschienenen Arbeiten, deren erste Hefte schon im XXVII. Bd. unserer Zeitschrift S. 445 von dem Unterzeichneten besprochen wurden, liegen nun vollständig in zwei prächtigen, von der Verlagshandlung elegant und reichlich ausgestatteten Bänden vor und haben vollständig gehalten, was sie zu werden versprachen: eine populärwissenschaftliche Darstellung der Physik und Chemie mit besonderer Berücksichtigung der praktischen Verwertung der Gesetze und Erfahrungsthatsachen dieser Wissenschaften.

Die „Physik" umfafst das ganze Gebiet dieses Zweiges der Naturwissenschaften mit Ausschlufs der Meteorologie sowie der Elektrotechnik im engeren Sinn des Wortes; diese beiden Zweige glaubte der Verf. in sein Werk nicht aufnehmen zu sollen, weil dasselbe sonst zu umfangreich geworden wäre und weil gerade sie sozusagen selbständige Disziplinen bilden, die von anderer Seite schon vielfach Bearbeitung gefunden haben. Ob aber nicht trotzdem eine eingehendere Behandlung der Telephonie am Platze gewesen wäre, dürfte zu bezweifeln sein. Vermifst wird ferner eine Erklärung der gerade in unsern Tagen zu hoher Entwicklung und Leistungsfähigkeit gelangten Compoundmaschinen; sonst ist aber das wahrhaft schöne Werk frei von gröfseren Lücken; auch tiefer gehende Irrtümer stiefsen mir nicht entgegen; kleinere Unrichtigkeiten, welche sich da und dort einschlichen, hier anzuführen halte ich aber bei einem so weit gehenden Buche nicht für angezeigt. Ohne sich zu sehr mit theoretischen Spekulationen oder eingehenderen, wissenschaftlichen Beweisen aufzuhalten, versteht es der Verf., dem Leser die Gesetze, die Einrichtung der Apparate, sowie die Vorgänge bei Anwendungen in der Technik und bei Erscheinungen in der Natur zu erklären. Die Vortragsweise ist ungemein deutlich und klar, der Text fesselnd und anregend geschrieben, und durch zahlreiche, schön und richtig gezeichnete Figuren erläutert. Inhaltlich steht das Buch ganz auf der Höhe der Zeit; die neuesten Entdeckungen und Erfindungen sind mit Ausnahme der oben genannten in Wort und Bild erläutert. Das Prinzip der Erhaltung der Energie, auf dem ja die ganze moderne Physik beruht, ist der Grundstein, auf welchem der Verf. sein Lehrgebäude errichtet hat. Wer nicht oder nicht mehr Gelegenheit hat, Vorträge über Experimentalphysik zu hören, wird sich, so weit dies ohne Experiment möglich ist, mit den Lehren der Physik und ihren Anwendungen durch das vorliegende Werk hinreichend vertraut machen können. Zur rascheren Orientierung hat der Verf. ein eingehendes, gut geordnetes Sach- und Namenregister beigegeben, durch welches sich das Buch auch trefflich als Nachschlagewerk eignet. Zum Verständnisse desselben genügt die Vorbildung, welche die Mittelklassen unserer Gymnasien und Realschulen gewähren; Schülern, welche ein umfangreicheres Werk zum Studium oder zur Repetition der Physik zur Hand zu haben wünschen,

dürfte das vorliegende mit gutem Gewissen empfohlen werden; es gibt ihnen nicht blofs eingehenden Aufschlufs in allen einschlägigen Fragen, es wird auch ihr Interesse und damit ihre Liebe für diesen Gegenstand wachrufen und rege erhalten.

Die „Chemie“ ist das in jeder Beziehung ebenbürtige Gegenstück der ‚Physik‘, sowohl in bezug auf den Inhalt und die Form der Darstellung, als auch in hinsicht auf die Ausstattung. Der Lehrstoff ist aus praktischen Gründen in der üblichen Dreiteilung vorgetragen: Chemie der Nichtmetalle, der Metalle und der Kohlenstoffverbindungen. Auch die Behandlungsweise desselben ist die sonst übliche; der Verf. bespricht zunächst das Vorkommen der chemischen Elemente, dann ihre Eigenschaften, ferner ihre Darstellung, ihre Verbindungen und endlich die Anwendung derselben im gewöhnlichen Leben und in der Technik. Auf die beiden letzteren Punkte hat der Verf. bei der Darstellung das Hauptgewicht gelegt und darin liegt nach der Ansicht des Unterzeichneten der wesentlichste Vorzug, welchen das Werk vor anderen, ähnlichen besitzt. Man lese die Artikel über die Gärungsgewerbe, also Weinbereitung, Bierbrauerei, Spiritusfabrikation, Brotbäckerei u. s. w. oder die über Zuckerfabrikation oder den Abschnitt über die Darstellung künstlicher Farben oder das Kapitel über Eiweifsstoffe mit seinen eingehenden Angaben über Zusammensetzung und Nährwert der Lebensmittel und man wird zugestehen, dafs das Werk eine fesselnde, erschöpfende Darstellung der modernsten Forschungen der Chemie und ihrer tief ins menschliche Leben eingreifenden Anwendungen bietet. Dabei ist aber die Theorie keineswegs vernachlässigt, ja vielleicht hat der Verf. in seinem Werke, welches doch fast ausschliefslich für die Laienwelt geschrieben ist, an mancher Stelle der organischen Chemie etwas zu viel theoretisiert. — Einem Schüler unsrer 7. oder 8. Klasse, welcher sich speziell für chemische Dinge interessiert, kann man vorliegende „Chemie“ ohne Bedenken empfehlen; er besitzt hinreichende Kenntnisse, um das hier Gebotene verstehen zu können.

Umlauft Dr. F., Das Luftmeer. XXXI. 8° mit 140 Abbildungen und 33 Karten. Wien, Hartleben 1891. 7,50 Mk. bildet gewissermafsen eine Ergänzung zu den beiden obigen Werken; es ist eine anziehend geschriebene Darstellung des Wissenswertesten aus der Meteorologie und Klimatologie, welche in populärer Form die neuesten Forschungen in diesem Gebiete einem gröfseren Leserkreise vermitteln will. Der erste Hauptteil, die Meteorologie, behandelt in zehn Kapiteln die Atmosphäre, die Wärme der Luft, des Meeres und der Erde, die Wasserdämpfe in der Luft, den Luftdruck, die Bewegungen der Luft und des Meeres, Niederschläge, elektrische und optische Erscheinungen in der Luft und die Witterungskunde. Der zweite Hauptteil enthält die allgemeine Klimatologie und im Anschlufse daran eine Beschreibung des Klimas der Tropen-, der beiden gemäfsigten und der Polarzonen. Das Thema ist in breitester, allgemein verständlicher Weise behandelt; es scheint in der Absicht des Verfs. zu liegen nicht nur zu belehren, sondern im guten Sinne des Wortes auch zu unterhalten. Das beweisen nicht nur die zahlreichen Illustrationen, das zeigt auch der zu-

weilen wörtliche Abdruck von Schilderungen aus Reise- und ähnlichen Werken. Alle Anerkennung verdienen die 15 illustrierten Karten der Isothermen, Isanomalen und Isobaren, der Temperaturen der Meeresoberfläche, der Meeresströmungen, der Regenmengen, der Verbreitung der Gletscher u. s. w., wie überhaupt die ganze Ausstattung des Buches eine sehr gediegene genannt werden mufs. Zahlreiche, unter Angabe der Quellen mitgeteilte Tabellen dienen als Belege der Behauptungen; der Verf. hat überhaupt ersichtlich die neuesten Forschungen der Wissenschaft herangezogen und auch in geschickter Weise benützt. Es ist demselben sicherlich gelungen, seine Leser über den gegenwärtigen Stand der wissenschaftlichen Meteorologie zu unterrichten; nur, meine ich, hätte er diesen Zweck auch mit einer etwas bündigeren, kürzeren Fassung des Textes ebensogut, wenn nicht besser erreicht; allzu breites Ausspinnen eines Gedankens regt nicht an zum Denken, sondern ermüdet den Leser.

Würzburg. Dr. Zwerger.

Geometrisches Linearzeichnen für Mittelschulen von Xaver Zahler, Assistent am kgl. Gymnasium zu Freising. München, R. Oldenbourg, 1892.

Das vorliegende Werkchen enthält auf 33 Tafeln in Grofsquart Aufgaben über Gerade, Winkel und ebene Figuren, über Proportionalität, Mafsstäbe, Gleichheit, Kongruenz und Ähnlichkeit, Verwandlung und Teilung geometrischer Figuren. Es folgt der Kreis mit Aufgaben über regelmäfsige Vielecke und Berührungen von Geraden mit Kreisen und von Kreisen unter sich. Daran schliefsen sich Spiralen und Schneckenlinien, Ovale und Eilinien, Bogenkonstruktionen, Kegelschnittlinien und Radlinien (Cykloiden). Warum nicht auch die Evolvente, die doch eben so wichtig ist, als die Cykloide? Teils als Vorübungen, teils zwischen den Konstruktionen zu verwenden, gewifsermafsen als praktische Anwendung derselben, ist eine Anzahl von gerad- und kreislinigen Ornamentmotiven beigegeben, darunter auf der letzten Tafel einige gotische Profile und Mafswerke. Das Werkchen enthält eine reiche Auswahl von Aufgaben mit kurzen, aber präzisen Erklärungen und kann für den Unterricht im geometrischen Zeichnen bestens empfohlen werden.

Zeichenblock zum Gebrauch beim Zeichenunterrichte in Mittelschulen. Druck und Verlag von R. Oldenbourg in München.

Über die Zweckmäfsigkeit und Verwendbarkeit des Zeichenblockes sind die Ansichten in Fachkreisen geteilt. Für die unteren Stufen, wo heutzutage wohl allgemein der Massenunterricht eingeführt ist, erscheint der Block ungeeignet. Was fangen z. B. diejenigen Schüler an, welche mit ihrer Arbeit früher fertig werden und die so lange mit einer Zwischenaufgabe zu beschäftigen sind, bis die Klasse

weitergeführt werden kann? Sollen dieselben etwa inzwischen auf lose Blätter oder auf einen zweiten Block zeichnen? Eine Mappe mit einzelnen Blättern erweist sich auf dieser Stufe als das Beste. Es ist den Schülern nebenbei auch sehr nützlich, wenn sie lernen müssen, ein Blatt Papier schonend zu behandeln, Brüche und Eselsohren zu vermeiden, und sie lernen es auch!

Auf der mittleren und oberen Stufe des Zeichenunterrichts steht der Einführung des Blockes ein derartiges Hindernis nicht entgegen, und wenn sich derselbe trotzdem nicht allgemein einführen läfst, so liegt dies eben daran, dafs der Zeichenblock neben unleugbaren Vorteilen auch seine Nachteile hat. Theoretisch wäre freilich der Block dem Zeichenbrett entschieden vorzuziehen, aber in der Praxis gestaltet sich die Sache häufig anders. Ungleiche Qualität des Papiers und beulenartiges Werfen des ganzen Bezuges sind häufig vorkommende Mifsstände, die allerdings bei gewissenhafter und sorgfältiger Herstellung zu vermeiden sein dürften.

Der mir vorliegende Block von 45 zu 30 cm Gröfse — Ausgabe C 10 Blatt zu 75 Pfg. — ist wegen seines guten Papiers, das sich für die Bearbeitung mit Stift und Pinsel gleich vorzüglich eignet, zu empfehlen.

Regensburg. Pohlig.

Naturkunde für die humanistischen Gymnasien im genauen Anschlufs an die kgl. allerhöchste Schulordnung vom 23. Juli 1891 von Heinrich Morin, Lehrer für Naturkunde und Zeichnen am kgl. Luitpold-Gymnasium zu München. I. Teil. Botanik. Mit 338, teilweise vom Verf. selbst gezeichneten Illustrationen. München und Leipzig, Druck u. Verlag von R. Oldenbourg, 1893.

Der Verf. gibt, gemäfs der neuen Schulordnung nach Semestern geordnet, im ersten Teile nach einer Übersicht über die Teile der Pflanze eine Einführung in das Linnésche System mit einer Art Bestimmungstabelle und Beispielen, sowie einen Abrifs des natürlichen Systems nach Eichler; fernerhin eine Schilderung unserer Bäume, Sträucher und Getreidearten nebst einer Anleitung zum Sammeln und zur Pflege von Pflanzen. Der zweite Teil enthält die Gartengewächse, der dritte die wildwachsenden Phanerogamen der Heimat mit kurzer Erwähnung der Ausländer und einen kleinen Blütenkalender, der vierte die Kryptogamen. Der fünfte Teil bietet unter dem Titel „Repetitorium und Allgemeines“ kurze, aber äufserst interessante und inhaltsreiche Abhandlungen über die Bedeutung der Pflanzenwelt für die anderen Lebewesen, Bewegungserscheinungen, Einrichtungen für Insektenbestäubung, fleischfressende Pflanzen, weiterhin Pflanzengeographisches, Pflanzen der Vorwelt, und als Anhang: Anatomie, Physiologie und Pathologie der Pflanzen.

Der Stoff ist praktisch und geschickt gewählt, ein Zuviel meist glücklich vermieden. Die Sprache ist einfach und verständlich, entbehrt jedoch an passenden Stellen nicht des höheren Schwunges.

Überhaupt dürfte Verfasser in jeder Beziehung seine Absicht erreicht haben, nicht ein trockenes Lehrbuch zu geben, sondern ein fesselndes Lesebuch, das vor allem dazu dient, das in der Schule Gehörte aufzufrischen und zu ergänzen. Recht erfreulich sind auch die öfters eingestreuten Warnungen vor jener bekannten Reifs- und Raub-Botanik, die nur zu Zerstörung der heimischen Flora führt. Somit kann man denn das Buch jedem Schüler, der ein Nachschlagebuch zu besitzen wünscht, auf das beste empfehlen. Auch Druck und Ausstattung sind sehr zu loben; zu beanstanden sind nur folgende Punkte, die vielleicht bei einer neuen Auflage eine Verbesserung erfahren.

Zu klein und undeutlich sind die Figuren 21 und 22 (Waldrebe und Epheu), ebenso einige Blütenbilder in Fig. 82 (wo statt der seltenen Physialis besser die Kartoffelblüte stünde) und 154. Fig. 163 sind die Wachholdernadeln zu weich gezeichnet, ebenso Fig. 24 der Dorn der Schlehe (cf. Fig. 172.) Fig. 170b ist nicht Lonicera Xylosteum; Fig. 258 ist Abb. B entbehrlich; in Fig. 320 und 321 sollten die einzelnen Schichten auch durch Buchstaben bezeichnet sein; Fig. 173a genügt nicht zur Veranschaulichung des Ligusters. Fig. 198 gibt keine Anschauung eines Säulenkaktus; auch Fig. 166, 170d, 210, 270 und 274 sind minder gelungen. Die Anmerkung auf S. 27 verführt zur Verwechslung von Sameneiweifs der Pflanzen und Albumin. S. 7 u. ff. sind die termini in Text und Bild nicht ganz gleichlautend; S. 129 u. 252 fehlt ein Hinweis auf unsere sehr häufigen: Anthriscus silvestris und Orchis militaris. Zu S. 164 (Monotropa Hypopitys) cf. Kerner Pflanzenleben I. S. 232. Fig. 255 ist das Blütendiagramm dem Schüler kaum verständlich. Agaricus campestris wird wohl weniger mit Boletus Satanas verwechselt (S. 180), als mit Agaricus phalloides (Knollenblätterschwamm.)

Auch einige Etymologien und Heimatsangaben sind bedenklich. Von sinnstörenden Druckfehlern seien hervorgehoben: Fig. 66 ist statt der dekussierten das Schema der 1/3 Stellung eingesetzt. Fig. 103 u. 104 ist der Holzstock verwechselt. S. 118 mufs es heifsen: Dreigabeligen statt drei gabeligen. S. 127 Elaeagnaceae statt Eiagnaceae. S. 131 Gartengleifse (Fig. 213). S. 150 Kumarin. S. 169 Majanthemum bifolium statt bifoliatum. S. 171 Centaurea. Vinca minor, Rumex acetosa, Valeriana. S. 172 Calluna vulgaris statt Erica vulgaris. — Gentiana asclepiadea statt asclepiades. S. 209 Licmophora statt Siemophora. S. 213 Z. 2 v. u. Dicotyledonen statt Monocotyledonen. S. 168 fehlt nach Muscari ‚botryoides'.

Auch die Interpunktion ist einer Durchsicht bedürftig.

München. Dr. H. Stadler.

Guido List, Deutsch-mythologische Landschaftsbilder. Berlin, 1891, H. Lüstenöder. 264 S. 8°. Mk. 4.50.

Steht der Kritik ein Recht über die Phantasie zu? — Wenn ein Dichter vor uns tritt mit seinen aus tiefstem Grunde geholten blinkenden Perlen, wenn wir wissen, dafs es wahre Dichtung ist, es sein soll, was er bietet, dann zollt das Gemüt Bewunderung, ohne

viel nach Nam und Art zu fragen; will aber jemand uns glauben machen, dafs die Gebilde seiner Phantasie von wissenschaftlicher Bedeutung seien, dafs sie wissenschaftlich sichereren Resultaten gleichzustellen, dafs seinem erleuchteten Geiste, der auf alle „Pergamenthistoriker“ stolz herniederblickt, eine besondere Offenbarung zu teil geworden, solchem Treiben ist dann mit der ganzen Schärfe der Kritik entgegenzutreten; der Phantast, das schöngeistige, anmafsende Dilettantentum in der Wissenschaft, hat kein Anrecht auf Duldsamkeit und Nachsicht. Leider mufs dieser Grundsatz in ausgedehntester Weise auf das vorliegende Buch Anwendung finden, das eine Sünde mehr bedeutet von den vielen auf dem Gebiete „deutscher“ Mythologie. — Der Verf. sucht, um mit kurzen Worten sein Bestreben mitzuteilen, eine Reihe von österreichischen „Landschaften“ als ehemalige, hochbedeutsame Kultstätten germanischer Gottheiten nachzuweisen „frei, an kein langweilig-schematisches System gebunden“ (S. 36); verknüpft ist meist damit eine in manirierter Sprache gegebene Naturschilderung, nicht ohne — oft recht unpassende — Seitenhiebe auf moderne Einrichtungen und Anschauungen. (cf. S. 54, 151, 213 u. ö.)

Als Einleitung dient ein von merkwürdigen Behauptungen übervoller Abschnitt (p. 1—15), aus dem nur erwähnt sei, dafs die Zeit der allerallerersten Anfänge des Menschengeschlechtes eine Zeit der Innerlichkeit gewesen, in welcher der Mensch seiner eigenen Göttlichkeit bewufst war (S. 3 u. 4; woher sollten denn sonst die Dichter die Ahnung von einem goldenen Zeitalter haben?! S. 4); wir lernen im weiteren die Entstehung des Priestertumes kennen (eine uralte Priesterwürde besafs u. a. die ehrsame Gilde der Weber und Gewandschneider, die der Frouwa eine Ziege zu opfern pflegten, von wannen der berühmte Spottruf „Schneider Meck-Meck“ als trauriger Überrest des alten Glanzes stammt S. 12. 35), wir erfahren photographisch genau, wie der Opferplatz ausgesehen (S. 11). auch darüber, wie die Mythen entstanden, werden wir belehrt (S. 10), der „Schlüssel“ zur deutschen Mythologie, der Schlüssel zur Entzifferung der hl. Runen, welche der Germane seiner Erberde unverlöschlich eingegraben, wird uns feierlich überreicht (S. 11): es ist die uralte Dreiteilung Geburt, Leben, Tod, die das ganze Germanentum durchsetzt, und die im weiteren Verlauf zu Tode gehetzt wird; wir werden in das „Sonnenrecht“, der Germanen eingeführt (S. 14 s; das Recht wurde von der Sonne abgeleitet, wie das Sprüchwort: „Die Sonne bringt es an den Tag“ heute noch bezeugt! S. 100), das mit Karl d. Gr., dem „Schlächter“ oder „Sachsenschlächter“, dem wir, was jedem Historiker interessant sein wird, den Stand der Leibeigenen verdanken, „zernichtet“ wurde (S. 15). — Vorüber und weiter! Der nächste Abschnitt (S. 16—36) führt die Überschrift: „Deutsch-mythologische Denkmale in der Umgebung Wiens“. Der Inhalt — doch nein, Ref. hofft mit Recht auf Verzeihung, wenn er denselben dem Leser erspart, ebenso wie den der übrigen „Bilder“.[1])

---

[1]) Verarbeitung finden noch: der Hermannskogel S. 36—52, das Höllenthal — 61, der Venusberg bei Traismauer — 72, Aggstein a. d. Donau — 81, der

Aus all dem tollen Hexensabbath, der in diesen „Landschaften" aufgeführt wird, sei nur eine einzige kleine Szene wiedergegeben, die aber aufs trefflichste geeignet ist, die ganze Kritiklosigkeit, die in vorliegendem Buche herrscht, darzuthun.

Auf einer Alpenwanderung entdeckt der Verf.[1]) einen Wurmbauern, Wurmgarten und Wurmbrand. Aus letzterem Namen (das Volk nannte einen dort wohnenden Drachentöter „Wurmbrand", weil er den „Wurm" mit einem „angebrannten" Pfahle erschlagen!) wird geschlossen, dafs hier die Siegfriedsage in ältester Form erhalten sei, da ja in dieser der Lindwurm auch durch einen Feuerbrand sein Ende findet. Der Ahnherr der (historischen) Wurmbrande ist also = Siegfried, = „junger Sonnengott"; daher stammt das ganze Geschlecht von einer alten, arischen, von den Göttern sich herleitenden Königsfamilie! Nun weifs der Verf. aus Kaulens Assyrien und Babylonien, dafs „altassyrische" Inschriften auch von einem Drachenkampf berichten, und fragt, ob ein Zusammenhang der Siegfried-Wurmbrandsage mit der assyrischen denkbar wäre. O ja, sogar auf doppeltem Wege! Als begeisterter Anhänger der Hypothese, dafs die Arier von Norden kamen und gleichzeitig ihre Wanderscharen nach Europa und Asien entsandten, nimmt d. V. an, dafs die eine Stammsage sich gleichzeitig in Europa und Asien den lokalen Verhältnissen entsprechend zu ihrer Sondergestalt ausgebildet hätte; „so wäre die Wurmbrandsage mit der assyrischen im Schwesterverhältnis zu erklären" (S. 199). „Aber auch ein „„Tochterverhältnis"" wäre denkbar, ja sogar wahrscheinlich!" Man höre: Aus dem Sachsenspiegel III, 44, 2 wird zunächst folgendes herangezogen: „unsere Vorfahren, die hieher in das Land Sachsen kamen . . ., die waren in Alexanders d. G. Heer gewesen, mit deren Hilfe hatte er ganz Asien bezwungen. Als Alexander starb, da durften sie sich nicht im Reiche sefshaft machen . . . Sie schifften sich von dannen . . . und 24 (40) (sc. Kiele) kamen hieher in das Land Sachsen". Dann geht die Beweisführung folgendermafsen weiter (S. 199): „Auch in Assyrien sind die Königsgeschlechter von göttlichem Ursprung gedacht worden, und ist die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, dafs ein Sprofs jenes Geschlechtes, dessen Ahnherr als Drachentöter in den Inschriften gefeiert wurde, mit dem Sachsenheere Alexanders nach Europa kam, dessen Nachfolger hier am Fufse des Schneeberges Stamm, Stammsage, Namen und Wappen fortpflanzten."

Hier sind, wie ersichtlich keine prinzipiellen Gegensätze mehr vorhanden, die zwei Schulen trennen, hier ist kein wissenschaftlicher Streit auszutragen; auch die Berichtigung einzelner Punkte wäre bei einem Buche, in welchem jede einzelne Seite Gelegenheit zu gerechter Beanstandung bietet, ein nutzloses Unterfangen, zumal bei einem

Brühl — 89, das Helenenthal — 96, die Sage vom Fehmgericht auf Raubenstein — 109, Merkenstein — 116, Eborudunum vor dem Wuotansthal — 125, St. Leonhard — 139, Christophen — 150, auf der Völkerheerstrasse — 162, die Schalaburg — 183, Osterburg, Hohenegg, Mauer und der grofse Heilige — 193, Wurmbauer, Wurmgarten, Wurmbrand — 209, ad pontem Ises — 234, St. Corona — 243, der Untersberg — 250, Vindomina — 264.

[1]) s. d. Abschnitt: Wurmbauer etc. S. 193—209.

Autor, der „sieht und fühlt, was andere nicht sehen und fühlen“, und der „wenn andere ihn einsam wähnten, doch im erlesensten Ringe himmlischer Geister sich befand“. (S. 62); hier ist nur ein völlig ablehnendes Verhalten am Platz und die eindringliche Warnung (selbstverständlich nur für dem Gegenstande ferner stehende), dem Buche Lists Vertrauen zu schenken. Des Verf. augenscheinliche Begeisterung für seine Sache (die politischen Verhältnisse Österreichs mögen nicht ohne Einflufs auf die Arbeit gewesen sein) hat ihn auf Abwege der bedenklichsten Art geführt; Aufgaben, wie sie hier zu lösen versucht, verlangen ein schwereres Rüstzeug als die leichtbewegliche Phantasie. Das Gebiet der deutschen Mythologie ist kein Kinderspielplatz.

Aber nicht nur der Inhalt, sondern auch die Form läfst zu wünschen übrig. Abgesehen von eingestreuten, jedenfalls selbstgefertigten Gedichten (S. 37 s., 39 s., 62 s.) und einem oft nachlässigen Satzbau fällt namentlich eine gewisse Sucht auf, seltene und seltsame, der gegenwärtigen Prosa fremde Wörter zu gebrauchen; z. B.: Brauchtum (10 mal), verstaltet (S. 9), Laubruch (S. 15), spenstig (8 mal), übergöttlicht (S. 34), Hahnkrat (S. 81), unruhsam (S. 91), beutegehrend (S. 95), ungestümmelt (S. 204), mittstroms (S. 213), felswild (S. 246) u. s. w. u. s. w. Ferner finden sich sprachliche Inkorrektheiten wie: dir, Wuotanserwählten (S. 39), ohne der Regenwolke (S. 46), Moospölster (S. 54), in den tausendundeinen Nächten (S. 90); auch einzelne leicht zu verbessernde Druckfehler sind stehen geblieben.

München. Dr. E. Knoll.

G. Busolt, Die griechischen Staats- und Rechtsaltertümer. 2. umgearbeitete und sehr vermehrte Auflage. (Handbuch der klassischen Altertumswissenschaft, IV. Bd., I. Abt. 1. Hälfte.) München 1892 (C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung), VIII u. 384 S. 6 M. 50 Pf.

Seit dem Erscheinen der ersten Bearbeitung der griechischen Staats- und Rechtsaltertümer durch Professor Busolt sind 5 Jahre verflossen. Jene erste Auflage, welche in diesen Blättern, Bd. XXV, S, 123 ff. besprochen wurde, umfafste 222 Seiten, diese 2. Auflage zählt deren 384, so dafs die Bezeichnung des Titelblattes „sehr vermehrt“ durchaus gerechtfertigt erscheint. Über die Gründe dieser Vermehrung gibt der Verfasser selbst in der Vorrede erwünschten Aufschlufs. 1. Es hat sich im Laufe der letzten 5 Jahre teils durch Auffindung zahlreicher Inschriften, namentlich aber durch Entdeckung der aristotelischen πολιτεία Ἀθηναίων das Quellenmaterial bedeutend vermehrt und so die Erweiterung vieler Abschnitte, besonders desjenigen über die athenische Verfassung notwendig gemacht; 2. auf Veranlassung des Herausgebers des Handbuches wurde eine ausführlichere Behandlung des attischen Gerichtswesens aufgenommen; 3. endlich hat der Verfasser nachgeholt, was die Rezensenten der 1. Auflage mit Recht vermifst hatten, nämlich eine Darstellung des achäischen und ätolischen

Bundes, dazu kommt noch die Darstellung des κοινόν der Molosser und Epeiroten, der Magneten und Phocier, sowie des böotischen Bundes.

Zunächst finden sich wichtige Erweiterungen in dem Kapitel über die Beziehungen der Staaten untereinander, so über die Schiedsrichter, welche von einer unparteiischen Stadt im Streit zweier Städte gestellt wurden S. 56. Eine wesentlich eingehendere Darstellung erfuhr die Delische Amphiktyonie S. 61—63, worüber sich in der 1. Auflage nur wenig findet, hauptsächlich anschliefsend an die im Bulletin de corr. hell. veröffentlichten Inschriften und an das gründliche, reichhaltige Buch von Schoeffer, de Deli insulae rebus; in diesem Zusammenhang ist auch von dem seit Anfang des 3. Jahrh. bestehenden Inselbund (κοινόν τῶν νησιωτῶν) die Rede. Auch über die politische Entwicklung Thessaliens bis auf die Zeiten Philipps von Macedonien finden sich jetzt ausführliche Auseinandersetzungen S. 69—74. § 71 schildert jetzt das seit der Lostrennung von Macedonien durch Flamininus selbständige κοινὸν τῶν Μαγνήτων, § 72 wird das der Epeiroten und Molosser behandelt, § 73 das der Phocier, § 74 das der westlichen und östlichen Lokrer, § 75 das der Akarnanen.

Am meisten umgearbeitet und vermehrt erscheint der Abschnitt über den Staat der Athener infolge der Entdeckung von Aristoteles' πολιτεία Ἀθηναίων. Hinsichtlich der Wertschätzung dieser Schrift nimmt Busolt einen sehr vernünftigen, vermittelnden Standpunkt ein, wie aus der Einleitung über die Quellen S. 8 hervorgeht. Er sagt dort: „Der verfassungsgeschichtliche Teil ist mit Vorsicht zu benützen, da manche Angabe sicherlich unrichtig ist, der systematische Teil, der bereits für Kommentatoren attischer Redner und die Lexicographie ein reiches Material zur Erklärung attischer Verfassungseinrichtungen dargeboten hat, ist dagegen von unschätzbarem Werte." — Die Geomoren und Demiurgen werden jetzt mit Wahrscheinlichkeit als der ländliche und kaufmännische Adel gegenüber dem eupatritischen Stadtadel, nicht als gewöhnliche Bauern und Gewerbtreibende betrachtet. — Nach Aristoteles vollzog sich die Beschränkung der königlichen Gewalt und die Herstellung der Adelsherrschaft in der Weise, dafs der Adel aus seiner Mitte Beamte dem Könige an die Seite stellte, auf welche königliche Rechte übergingen. Hiemit vergleicht Busolt treffend die Beschränkung des Königtums bei den Molossern durch den προστάτης und bei den Spartanern durch das Ephorat. Doch betrachtet er die betreffende Nachricht des Aristoteles nur als auf Rückschlüssen und den damals herrschenden Ansichten und Vorstellungen über die älteste Geschichte Athens beruhend, die zwar einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit besitzen, aber keine sicher bezeugten historischen Thatsachen sind; denn gleichzeitige Aufzeichnungen können erst mit den Beamtenlisten, frühestens 752/51 begonnen haben. — Gegen Aristoteles richtet sich auch die Bemerkung über das Amtslokal des πολέμαρχος 132, A. 7. — Jetzt hat Busolt ein eigenes Kapital (§ 130) die Gesetzgebung Drakons eingefügt und zwar nach der Darstellung des Aristoteles. Seinen Standpunkt in dieser Frage hat er Philol. 1891 S. 394 ff. präzisiert (vgl. darüber meinen Bericht in diesen

Blättern, Bd. XXVIII S. 367). — Bezüglich der solonischen Verfassung hält Busolt selbst die Angabe des Aristoteles, dafs erst vom J. 457/56 an Zeugiten Zutritt zum Archontat erhielten, nicht für zutreffend, zumal auch Demetrios von Phaleron angibt, dafs noch in den Zeiten der Perserkriege die Pentakosiomedimnoi allein zum Archontat berechtigt gewesen seien. — Von Interesse ist auch, wie Busolt die vermeintlichen Widersprüche zwischen der Ἀθ. πολ. mit der Politik II, 9, wo von der Wahl der Beamten durch das Volk die Rede ist, zu lösen versucht hat S. 149, A. 2. — Neu ist eingefügt ein Abschnitt über die Prisistradiden S. 154—158 nach Aristoteles; ebenso hat die Darstellung der Verfassung des Kleisthenes sehr gewonnen. In dem folgenden Abschnitt „der Ausbau der Demokratie im perikleischen Zeitalter" ist interessant die Seite 164, A. 1 vorgetragene Ansicht über das Flottengesetz des Themistocles. Mit der Auffassung Busolts hinsichtlich des Anteils des Areopag an dem Seesiege bei Salamis kann man sich nur einverstanden erklären, wenn er im Gegensatz zur Darstellung des Aristoteles das Verdienst des Themistocles nicht geschmälert wissen will. Ebenso weist er auch die Angabe des Aristoteles, dafs Cimon, der doch schon 476 Strateg war, 464 noch zu jung (νεώτερος) gewesen sei, sowie die, dafs Themistokles am Sturz des Areopag 462/61 beteiligt gewesen sei, mit Recht zurück (vgl. bes. S. 167, A. 4). Umgekehrt werden die Angaben des Aristoteles über die Verfassungsänderung vom Jahre 411 als auf besonders guter Quelle ruhend auch gegenüber Thukydides in verschiedenen Punkten aufrecht erhalten. Ebenso erweist B., dafs Aristoteles bezüglich des Sturzes des Theramenes urkundliches Material benützt hat.

In der systematischen Darstellung des demokratischen Staates der Athener von S. 194 an ist zur Literatur über das Bürgerrecht jetzt noch das Buch von E. Szanto, Das attische Bürgerrecht, Freiburg 1892, hinzuzufügen. — Besonders erweitert erscheint der Abschnitt über die Geschlechter und Phratrien, hauptsächlich infolge der neueren Arbeiten auf diesem Gebiete, z. B. Toepffer, Attische Genealogie; hier ist bei den Zitaten der Abhandlung Schölls über die kleisthenischen Phratrien konsequent F. Schoell statt R(udolph) Schoell gedruckt, was zu verbessern ist. — Bei § 168: Demen und Phylen macht B. die Anschauung Wachsmuths zu der seinigen, dafs die sogenannten städtischen Demen verschiedenen Phylen angehört hätten; diese Ansicht ist jedoch keineswegs sicher erwiesen (cf. den Bericht über Wachsmuth in diesen Blättern, Bd. XXVIII S. 652). — Das Kapitel über die Beamten enthält wesentliche Erweiterungen und Berichtigungen nach Aristoteles, so besonders bezüglich der Wahl und Losung der Beamten, ihrer Dokimasie, über die Rechenschaftsablage (während es in der 1. Auflage noch ausdrücklich heifst „Unsere Kenntnis der Rechenschaftsverfahrens ist lückenhaft"), ebenso finden sich auch in den Abschnitten über die einzelnen Beamten zahlreiche Berichtigungen und Zusätze. — Das Kapitel über das attische Gerichtswesen ist durch Benützung der Lipsiusschen Bearbeitung des attischen Prozesses von Meier und Schömann, sowie der aus Aristoteles sich ergebenden Re-

sultate und der Abhandlung von Lipsius in den Berichten der sächsischen Akademie von 10 Seiten auf 22 angewachsen und entspricht jetzt allen Anforderungen.

Von gröfster Wichtigkeit für den Wert und die Benützbarkeit des Buches endlich ist ein genaues, 12 Seiten starkes Register, welches man in der ersten Auflage schmerzlich vermifste, da die allgemeine Inhaltsangabe am Anfang des Werkes doch nicht genügte, um das Gesuchte rasch zu finden. So dürfte sich jetzt Busolts Darstellung der griechischen Staats- und Rechtsaltertümer als die kürzeste unter den wissenschaftlich gehaltenen und doch dabei als eine sehr gründliche, überall auf dem Standpunkte der jüngsten Ergebnisse der Forschung stehende bezeichnen lassen; das Buch sei besonders auch denjenigen Kollegen empfohlen, welche gerne die historischen Resultate der neugefundenen Schrift des Aristoteles beim Unterrichte verwerten möchten; denn diese finden sie hier so gut und noch besser wie in einem Geschichtswerk zusammengestellt.

München. Dr. J. Melber.

Zur Ehrenrettung des Kaisers Tiberius von W. Ihne. Aus dem Englischen mit Zusätzen von Wilhelm Schott. Strafsburg 1892, Trübner. VIII und 200 S. 8°.

Die Darstellung der ersten Nachfolger des Augustus, die uns in Tacitus' Annalen vorliegt, insbesondere die des Tiberius, hat in den Augen der „Gelehrtenrepublik“ von jeher den Wert eines unerschütterlichen Dogmas genossen, und wer an der „Zuverlässigkeit und Gerechtigkeit des gröfsten römischen Geschichtschreibers“, an seiner phychologischen Unübertrefflichkeit und an der unbedingten Wahrheit seiner Versicherung zweifelt, dafs er sine ira et studio schreibe, läuft noch heutzutage Gefahr, verketzert oder als Ignorant gebrandmarkt zu werden. Was Tiberius speziell betrifft, so haben bisher alle Versuche, ihm auf Grund der Zeugnisse des Vellejus Paterculus, der doch ein Zeitgenosse des Tiberius war, wenigstens einige Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, bei der philologischen Zunft so viel wie keine Anerkennung gefunden; im Gegenteil, wenn uns jene vortaciteischen Darstellungen der Regierungszeit des Tiberius erhalten wären, von denen Tacitus sagt, dafs sie unter dem Eindruck des noch frischen Hasses geschrieben waren, so darf man überzeugt sein, dafs diese von dem einseitigsten republikanischen Geiste diktierten Ergüsse deshalb das Ansehen eines Evangeliums hätten, weil man gemeiniglich selbst in der entarteten römischen Republik noch eine Einrichtung sieht, deren Beseitiger oder Nichtwiederhersteller den Namen fluchwürdiger Usurpatoren verdienen. Kein Wunder also, dafs Stahr, der vor einem Menschenalter eine Rettung des Tiberius unternahm[1]), die tiefeingewurzelten Vorurteile nicht zu besiegen, ja kaum zu erschüttern vermochte. Vielleicht deshalb, weil er in der Verteidigung seines Helden

[1]) Tiberius' Leben, Regierung, Charakter. 1863. Zweite Auflage 1873. Neue Ausgabe derselben 1885.

zu weit ging und dort beinahe nur das hellste Licht sah, wo die Geschichtschreibung bisher den tiefsten Schatten gefunden hatte.

Stahr hatte sich nach seiner eigenen Angabe (s. die Vorrede zur ersten Auflage) um einzelne Vorläufer seines Standpunktes nicht gekümmert, sondern sich lediglich an die alten Quellen selbst gehalten; und da er der erste war, der sich in Deutschland an eine entschiedene und durchgreifende Kritik der taciteischen, suetonianischen und dionischen Schilderung des Lebens und der Regierung des Tiberius machte, so wird er gewöhnlich als der Urheber und Erfinder einer neuen Charakteristik des Tiberius angesehen, beziehungsweise belächelt oder angefeindet. Aber die Grundzüge einer systematischen Rettung des Tiberius sind schon in einem längeren Aufsatze enthalten, den unser engerer Landsmann, der bekannte Geschichtschreiber der römischen Republik W. Ihne 1856—57 in den „Proceedings of the Literary and Philosophical Society of Liverpool" erscheinen liefs. Dieser Aufsatz liegt nun in fliefsender deutscher Übersetzung vor, und wir können dem Herausgeber nur dankbar sein, wenn er uns mit einem Werke bekannt macht, das mit dem Vorzug der Gründlichkeit und Vollständigkeit auch den der Kürze und Anschaulichkeit verbindet. Wenn Stahr dem Tiberius einen förmlichen Panegyrikus widmet, der seinerseits wieder einen Zweifel an der Objektivität des Verfassers aufkommen läfst, so sucht dagegen Ihne den Nachfolger des Augustus durch den unabweisbaren Zwang der Umstände zu rechtfertigen und ihn von den ärgsten und unglaubwürdigsten Verleumdungen zu reinigen, ohne jedoch sein Bild fleckenlos erscheinen zu lassen. Die übereinstimmende Tendenz der beiden Schriftsteller zeigt sich am deutlichsten, wenn man das 5. und 6. Buch des Stahrschen Tiberius mit dem XIV. Kapitel der Ihneschen Abhandlung vergleicht; aber auch sonst ist es nicht uninteressant zu sehen, zu welchen Ergebnissen Ihne schon vor Stahr gelangt ist.

Ihne schreibt zwar, wie Tacitus, das stolze Wesen des Tiberius seiner Zugehörigkeit zu dem alten Sabinergeschlecht der Claudier zu, während Stahr mit Mommsen die Claudier von dem Vorwurf des Hochmuts freispricht; aber den düstern und verschlossenen Sinn des Tiberius führen Ihne und Stahr in gleicher Weise auf die trüben Erfahrungen zurück, die derselbe als Stiefsohn des Augustus, als unfreiwilliger Ehemann der berüchtigten Julia, als Verbannter auf Rhodus, sowie durch seine Zurücksetzung hinter die Enkel des Augustus, Gajus und Lucius, machte. Die Haltung des Tiberius bei der Übernahme der Regierung finden beide nicht von Falschheit eingegeben, sondern der Unsicherheit der damaligen politischen Verhältnisse entsprechend. Auch in der Beurteilung des Germanikus stimmen beide überein; nach beiden hatte Tiberius keinen Grund, in dem energielosen und loyalen Neffen und Adoptivsohn einen Nebenbuhler zu fürchten. Die Abberufung des Germanikus aus Germanien erfolgte nach beiden wegen der ungünstigen Ergebnisse der Feldzüge von 14—17 n. Chr.; gegen den Verdacht, den Tod des Germanikus verursacht zu haben, nehmen beide den Tiberius mit sieghaften Gründen in Schutz. Nach Ihne wie

nach Stahr läfst sich Tiberius durch den Tod des Germanikus bestimmen, in Sejan eine Stütze zu suchen, und durch den Tod des Drusus, Sejan noch enger an sich zu ketten. Die von den alten Schriftstellern angegebenen, mehr oder minder ehrenrührigen Gründe, weshalb Tiberius 26 n. Chr. Rom verliefs, um nicht mehr dorthin zurückzukehren, werden von Ihne und Stahr gleichmäfsig verworfen; dafs der Entschlufs des Kaisers, künftig auf Capri zu leben, den Absichten Sejans entsprach, wird von beiden zugegeben. Die in den letzten Lebensjahren des Tiberius wachsende Melancholie führen Ihne wie Stahr auf die vielen Schicksalsschläge, die der alternde Kaiser erfuhr, auf die Verödung seines Hauses und seine durch die herbsten Enttäuschungen gesteigerte Menschenverachtung zurück; der Gedanke an eine geistige Störung des Tiberius ist beiden fremd[1]). Ferner finden beide die Behandlung der Provinzen seitens des Tiberius heilsam und gerecht; beide stimmen darin überein, dafs Tiberius zum Wohlthun geneigt war und die Mittel hiezu seiner Lebensweise verdankte, die ebenso weit von Geiz wie von Verschwendung entfernt war; seiner Gerechtigkeit, Milde und Grofsmut, die selbst Tacitus nicht immer leugnen kann, spenden beide reichlichen, vielleicht zu reichlichen Beifall. Beide weisen des weitern darauf hin, dafs weder das Angebertum noch die Majestätsgesetze erst dem Tiberius ihre Entstehung verdankten, sondern schon längst eingebürgerte Erscheinungen waren, sowie auch die Mängel der damaligen Criminalrechtspflege, speziell bei Hochverratsprozessen, nicht auf Rechnung des Tiberius gesetzt werden dürfen. Die ungünstige Beurteilung, die Tiberius besonders durch Tacitus und Suetonius erfuhr, schreiben beide in erster Linie dem Verdrusse der hochmütigen und verderbten Aristokratie über die Verringerung ihrer politischen Vorrechte und ihrer sonstigen Privilegien zu, nur dafs Ihne an Tiberius auch einige unschöne Charakterzüge findet, während Stahr für die Fehler desselben geradezu blind ist.

In den Zusätzen (S. 157—200), die der Herausgeber auf Wunsch des Verf. beigegeben hat, ist alles verzeichnet und kurz besprochen, was in den letzten Jahrzehnten in einzelnen Punkten wissenschaftlich Neues vorgebracht wurde, wobei allerdings einigen Literaturerscheinungen unverdienterweise die Ehre einer Erwähnung erwiesen ist. Man sieht übrigens aus dieser Zusammenstellung, dafs in Ihnes Abhandlung im Wesentlichen schon alles enthalten ist, was seitdem zur Verteidigung des Tiberius angeführt wurde. Die vom Herausgeber gefertigte Übersetzung wurde vom Verf. durchgesehen und mit einzelnen Änderungen versehen und macht den Eindruck einer von vornherein deutsch geschriebenen Arbeit. Aber bei allem Interesse, das die vorliegende Veröffentlichung einflöfst, ist doch der eine Umstand zu bedauern, dafs dieselbe abgesehen von den S. VIII zusammengestellten Corrigenda noch eine erkleckliche Anzahl von Druck- oder Korrekturversehen aufweist.

Landshut. M. Rottmanner.

---

[1]) S. dagegen Wiedemeister: Der Cäsarenwahnsinn in der Julisch-Claudischen Imperatorenfamilie, Hannover 1875, und Schedlbauer: Kaiser Tiberius, Programm der Studienanstalt Straubing 1875.

Zurbonsen, Dr. Fr., Gymnasiallehrer in Arnsberg. Tabellarischer Leitfaden für den Geschichtsunterricht. Auf Grund der preufsischen Lehrpläne von 1892 bearbeitet. Berlin 1892. Nicolaische Verlags-Buchhandlung. R. Stricker. S. IV und 59. Preis 60 Pfg.

Die Eigenart dieses tabellarischen Leitfadens besteht darin, dafs in ihm, entsprechend den neuen preufsischen Lehrplänen, „die neuere deutsche, insbesondere die brandenburgisch-preufsische Geschichte in den Vordergrund tritt, während von der Geschichte des Altertums und des Mittelalters alle unerheblichen Daten übergangen oder blofs angedeutet, die aufserdeutschen Ereignisse der Neuzeit nur insofern angezogen sind, als sie von allgemeiner Bedeutung oder von Einflufs auf die deutsche Geschichte waren. Auch ist im Geiste der Lehrpläne das Zahlenmaterial auf das Notwendigste beschränkt worden."

Der geschickt ausgewählte Lehrstoff ist für die untere Stufe unzweifelhaft ausreichend, für die obere zu dürftig.

Was wir indes wiederholt mehr vermissen, ist die jedem Schulbuche unerläfsliche Sorgfalt der Arbeit. Nach dieser Richtung nur ein paar Andeutungen! S. 5 ist Anabasis mit Rückzug übersetzt; S. 23 steht bei Morgarten statt am Morgarten; S. 33 fehlen für die Schlachten bei Oudenarde und bei Malplaquet die Jahreszahlen 1708 und 1709; S. 35 wird als Gründer der Universität Berlin Friedrich Wilhelm IV. genannt statt Friedrich Wilhelm III.; S. 38 lesen wir für die Erbverbrüderung der Brandenburger Kurfürsten mit den schlesischen Herzögen das Jahr 1535 statt 1537, welches Jahr S. 57 richtig angegeben wird; S. 58 werden die 1866 von Bayern an Preufsen abgetretenen 10 Quadratmeilen (die Bezirksämter Orb und Hersfeld und die Enklave Kaulsdorf) „ein Kreis" Bayerns genannt, ebenso die hessendarmstädtischen Abtretungen. S. 12 werden Galba, Otto und Vitellius doch etwas gar zu summarisch mit dem Worte abgemacht: „einige elende Soldatenkaiser"; S. 20 ist von „vier bewaffneten Römerzügen" die Rede; S. 25 von einem „Ausbruch der Reformation"; nach S. 21 kam Bayern 1180 „an die jetzigen Wittelsbacher"; nach der gleichen Seite „erlebte Friedrichs II. Zeit die Blüte des mittelalterlichen Lebens"; nach S. 6 „verflicht sich die griechische Kultur mit der orientalischen und durchdringt später, die Einheit desselben (i. e. des römischen Weltreiches) vollendend, das römische Weltreich": derartig sorglos ist mitunter der deutsche Ausdruck gewählt.

Ganz ebenso steht es mit der Orthographie: S. 9 bietet Cato, S. 11 Kato; S. 11 steht Katilina neben Crassus; hier steht Africanus dort Germanikus; S. 5 steht Dezelea, Alzibiades, Kyzikus, ebendaselbst Antalkidas, anderswo Kanofsa; S. 8 bietet Censoren neben Dezemvirn und S. 10 Lizinisch. S. 14 steht Goten, S. 21 gothisch; S. 48 Neufchâtel, S. 55 Neufchatel; S. 20 Cilicien neben Akkon; S. 7 allmälig, S. 14 richtig allmählich; S. 25 und 57 Westfälisch, S. 31 und 36 westfälisch; S. 15 corpus iuris, S. 31 jus reformandi; S. 33 und 37 bieten Höchstedt, S. 34 Nystädt. Schüler die sich in diesen

Dingen der Orthographie eine derartige Mifshandlung gestatten, wie sie in Vorstehendem nur beispielsweise zur Anschauung gebracht ist, wird doch wohl kein Lehrer loben; um so tadelswerter, wenn ihnen Lehrer selbst so geartete Vorbilder bieten.

Der Verf. weifs, dafs dem Anfänger die Aussprache fremder Eigennamen mitunter Schwierigkeiten bereitet; allein die Hilfe, die er ihm gewährt, beschränkt sich auf Mycăle (S. 3), Erechthēum (S. 4), Elatēa (S. 6), Pharsālus und Pharnăces (S. 11), endlich Malborough (Marlbro) (S. 33): für das Gebiet der ganzen Weltgeschichte, wenn auch in dem hier vorliegenden bescheidenen Umfange, doch ein allzu karg zugemessenes Mafs.

Referent verkennt mit nichten die guten Seiten des tabellarischen Leitfadens, kann aber nicht verhehlen, dafs er sich ein richtig ausgearbeitetes Schulbuch mehrfach anders vorstellt. Die günstige äufsere Ausstattung verdient anerkannt zu werden.

Löhlein, Dr. Theodor und Holdermann Karl. Lehrbuch der allgemeinen Geschichte mit besonderer Berücksichtigung der deutschen Geschichte und der Kunst- und Kulturgeschichte für die Oberklassen höherer Lehranstalten. 2., verbesserte Auflage. Mit 137 Bildern und 10 historischen Karten in Farbendruck. Preis geheftet 3 Mk. 50 Pf., gebunden 4 Mk. Leipzig. Verlag von Gustav Freytag 1891. S. VIII und 391. 8⁰.

Holdermann Karl, Professor in Karlsruhe und Setzepfandt Richard, wissenschaftlicher Lehrer der Luisenschule in Magdeburg. Bilder und Erzählungen aus der Allgemeinen und Deutschen Geschichte. Ein Hilfsbuch für die untere und mittlere Stufe des Geschichtsunterrichtes an höheren Lehranstalten. Ausgabe für paritätische Schulen. I. Teil: Sagen und Geschichten aus dem Altertume. Mit 57 Abbildungen und 4 Karten in Farbendruck. Preis geheftet 1 Mk. 20 Pf., gebunden 1 Mk. 50 Pf. Leipzig. Verlag von Gustav Freytag 1891. S. II und 164. 8⁰.

Die äufsere Ausstattung des ersteren Buches ist derart günstig, dafs es in dieser Hinsicht mit keinem unserer Schulbücher den Vergleich zu scheuen braucht. Namentlich sind die zahlreichen und gut ausgeführten Abbildungen, insbesondere zur Architektur, mitunter auch von Schöpfungen der Skulptur, als eine erwünschte Beigabe zu bezeichnen, desgleichen die angereihten historischen Karten. Ein weiterer Vorzug des Buches besteht in der planmäfsig durchgeführten Übersichtlichkeit, in den vielen genealogischen Tafeln und in der Zusammenstellung der verschiedenen Regentenhäuser bei den einzelnen Ländern, endlich in der verhältnismäfsig weitgehenden Berücksichtigung der Kulturgeschichte und der Kunstgeschichte, vorzugsweise der Architektur.

In politischer Beziehung ist das nationaldeutsche Element das leitende mit besonderer Hervorhebung des brandenburgisch-preufsischen Staates, in konfessioneller das protestantische, jedoch letzteres mit geschickter Vermeidung alles Verletzenden gegenüber dem katholischen Bekenntnis.

Wäre somit das Buch nach diesen Richtungen fast durchweg als ein erfreuliches Unterrichtsmittel für das auf unseren unteren Stufen zu erledigende Geschichtspensum zu begrüfsen, so steht dieser Verwendung leider eine allzugrofse Ungenauigkeit in der Vorführung der einzelnen Daten hinderlich im Wege. Es ist dies um so bedauerlicher, als wir nicht eben viele Bücher dieser Art haben, die dem vorliegenden hinsichtlich der oben gerühmten Vorzüge ebenbürtig genannt werden können.

Die Verfasser „hoffen, die Druckfehler diesmal möglichst ausgetrieben zu haben" (S. IV). Diese Hoffnung mag als berechtigt gelten, soweit es sich um Druckversehen von der Art handelt, wie S. 272 Hauptbestimmunegn steht statt Hauptbestimmungen oder S. 240 vom 1526 statt vom Jahre 1526. Allein es haben sich weit schlimmere eingeschlichen, sehr geeignet, den Wert eines Schulbuches recht empfindlich zu schädigen. Nur einige Belege hiefür!

Nach S. 247 verliefs Alba die Niederlande am 18. Dezember 1873 statt 1573; S. 276 wird gelehrt, Karl XII. von Schweden habe 1723 das türkische Gebiet verlassen; ein paar Zeilen später, er sei 1718 getötet worden. S. 279 heifst Heinrich von Brandenburg Waldemars unwürdiger Erbe statt unmündiger Erbe. S. 280 wird die Regierungszeit Friedrichs II. und Albrecht Achilles' 1540—70, beziehungsweise 1570—86 angegeben, während auf der nächsten Seite richtig 1440 beziehungsweise 1470 zu lesen ist. Hingegen wird auf der letzteren Seite Joachim Georg ohne Regierungszeit vorgeführt, während die erstere richtig Johann Georg 1571—98 bietet. S. 281 nennt auch Kaiser Friedrich III., wie er S. 337 richtig heifst, Friedrich Wilhelm III. S. 282 wird für die Erwerbung Ost-Preufsens durch Brandenburg das Jahr 1648 genannt, auf der nächsten Seite und S. 279 steht richtig 1618. S. 336 wird gar die Vermählung des Prinzen Wilhelm, des späteren Kaisers, mit Augusta von Sachsen-Weimar ins Jahr 1879 verlegt statt 1829!

Wenn S. 54 dreimal und auch sonst konsequent Appennin zu lesen ist, 278 Medicäer, S. 280 Köln für Kölln, S. 284 Franke für Francke, S. 285 Jandin statt Jandun, S. 307 parthenopäische Republik, S. 311 Friedrich Karl statt Karl Theodor von Dalberg, S. 342 Winkelmann für Winckelmann, 386 M. Schwindt für Schwind, so ist es schwer, auch hiebei an Druckfehler zu glauben.

Wenn ferner S. 138 auf § 49 statt 48 verwiesen wird, S. 238 auf den Paragraphen selbst, in dem das Zitat steht, S. 254 auf § 107 statt 104, S. 289 auf § 120, 3 statt 120, 2, S. 310 auf § 143, 1, c statt d und auf § 144, 2 statt 1, S. 312 auf § 75, 3 statt auf 72, 3, S. 323 auf § 153, 2 statt 153, 1, so dürfte der Schüler nicht eben

leicht zu finden sein, der nach den öfteren wiederholten Täuschungen der Mühe des neuen Nachschlagens sich unterziehen möchte.

Bezüglich des beklagten Mangels an Verlässigkeit seien die nachstehenden Belege einzig auf die politische Geschichte der Neuzeit, also auf S. 231—341 beschränkt.

Nach S. 241 liegt Sickingens Burg Landstuhl bei Kreuznach, natürlich eine Verwechslung mit Sickingens Ebernburg, die aber mit seinem Tode nichts zu thun hat. Die Fabel, dafs Don Carlos durch seinen Vater ums Leben gekommen sei, sollte wenigstens in Schulbüchern nicht wieder aufgetischt werden (S. 245). Nicht viel anders steht es mit Luthers Wort „Hier stehe ich, ich kann nicht anders" (S. 240) und mit Karls XII. Tod durch Meuchelmord (S. 277). Das Haus Anjou (Plantagenet) regierte in England nicht bis 1400 wie S. 254 angegeben wird, sondern bis 1399, wie S. 201 richtig steht; auch das Haus Lancaster regierte nicht bis 1472, sondern bis 1461, wie wiederum S. 202 richtig vorgeführt wird. Der Stuart Karl Eduard starb 1788, nicht 1787 (S. 255). Christian III. von Dänemark begann seine Regierung 1534, nicht 1533. Cromwells Frömmigkeit ist so allgemein nicht anerkannt, dafs er in einem Schulbuche als „ebenso fromm als klug und thatkräftig" charakterisiert werden könnte (S. 269). Eleonore von der Pfalz war Leopolds I. dritte Gemahlin, nicht die zweite (S. 273). Die Königin Christine regierte in Schweden seit 1632, wie S. 257 richtig steht, nicht seit 1631 (S. 273). Für das Verständnis der Gewinnung der Souverainität Brandenburgs über Preufsen ist der Vertrag von Labiau unentbehrlich. Die Darstellung auf S. 274 und 284 mufste ohne jenen schief bleiben. Der Wiener Friede wurde 1738 geschlossen, nicht 1739 (S. 278). Die Universität Frankfurt a. Oder wurde 1505 von Joachim I. gegründet, nicht von Johann Cicero; ersterer hatte allerdings 1498 vom Papste einen Freibrief für die Gründung erwirkt, starb aber schon ein Jahr nachher; auch wurden die Erbverträge mit den schlesischen Herzögen von Joachim II. nicht 1535 geschlossen, sondern 1537 (280). Dafs Spanien 1740 „unter Berufung auf einen Vertrag aus alter Zeit das österreichische Erbe beanspruchte" (S. 286), ist unrichtig. Von dem angeblichen Nymphenburger Vertrage Bayerns mit Frankreich vom Jahre 1741 gilt unter Berücksichtigung der Nachweise Droysens, Heigels, Hubers u. a. das Gleiche, was oben zu S. 245 über Don Carlos' Tod, Luthers Wormser Wort und Karls XII. meuchlerische Ermordung gesagt worden ist (S. 286). 1778 erhob Österreich nicht „auf das Kurfürstentum Bayern" Anspruch, sondern auf Niederbayern und auf Teile der Oberpfalz (S. 291). Kosciuskos' angebliches Wort „finis Poloniae" ist nicht historisch (S. 297). Friedrich V. von Dänemark starb 1766, nicht 1760, er war der Nachfolger Christians VI., nicht Friedrichs IV. (S. 299). „Der gewandte Gustav III." (S. 300): er zeigte weniger Gewandtheit als hohe Bildung und Hang zum Absolutismus. Ludwig XVI. wurde nicht 1775 „auf den Thron erhoben", sondern 1774 (S. 301). Dafs Charlotte Corday ein schönes Mädchen war, ist für die Ermordung des Marat ohne Belang (S. 305). Der Krieg von 1805 war nicht schon vor der

Proklamierung des französischen Kaiserreiches ausgebrochen, wie S. 313 behauptet wird; Schwarzenberg war 1813 schon vor der Sylvesternacht über den Rhein gegangen (S. 319); die S. 324 erwähnten Waffenerfolge der Franzosen in Algier gehören dem Jahre 1830 an, nicht 1827; Krakau kam 1846 an Östreich, nicht 1847 (S. 325); die Verzichtleistung Preufsens auf Neuenburg erfolgte 1857, nicht 1856 (ibid.); Napoleon III. entfloh aus der Festung Ham 1846, nicht 1845 (S. 328); S. 333 sind die Rheinpfalz und das Haardtgebirge unzutreffend in einen Gegensatz gestellt; v. Bismarck erhielt den Grafentitel nach Abschlufs des Gasteiner Vertrages 1865, nicht 1866 (S. 334); die Kapitulation von Strafsburg erfolgte am 27. September 1871, nicht am 28. (ibid.). Ludwig I. regierte in Bayern seit 1825, nicht 1823 (S. 337); die Königin Viktoria nahm den Titel „Kaiserin von Indien" 1876 an, nicht 1874 (S. 338).

Die Auswahl des Stoffes ist meist eine geschickte, was jedoch nicht ausschliefst, dafs manche Partien denn doch gar zu kurz, teilweise auch recht nichtssagend, abgefertigt wurden. Es sei in dieser Beziehung nur auf den Türkenkrieg von 1683—99 verwiesen, der S. 267 in 13 Zeilen erledigt wird; der Türkenkrieg von 1714—18 auf S. 277 gar nur in 7 Zeilen. In letzterer Beziehung sind Wendungen zu beanstanden, wie z. B. S. 278: „Abnahme der Staatseinkünfte und andere Übel"; S. 345: „Die zweite schlesische Schule litt an schweren Verirrungen"; S. 283: „unter Georg Wilhelm wurde Brandenburg vielfach heimgesucht". Derlei Kunstgriffe des Gymnasiastenstils, Worte zu machen, um damit nichts zu sagen, sollte ein Lehrbuch vermeiden.

Anderer Art sind hinsichtlich der Diktion folgende beispielsweise herausgehobenen Ausdrucksformen: Norwegen erhielt in derselben Zeit die Reformation (S. 256); der Genius der Königin Luise hat in ihrem Sohne Wilhelm seinen schönsten Segen getragen (S. 316). Indes wird gern anerkannt, dafs solche Abirrungen selten sind, ebenso selten als Satzungetüme von der Art des S. 297 sich breitmachenden.

Dafs aus der ersten Auflage das Register „Aussprache der fremden Eigennamen" weggelassen wurde, ist um so weniger zu billigen, als bei der jetzt in Anwendung gebrachten Art, „an geeigneten Stellen die Betonung durch den Accent anzudeuten" (S. IV), so ziemlich alles und jedes Prinzip aufser acht gelassen wurde. Es herrscht hier die gleiche Willkür wie bei der Beigabe und Weglassung der Monatsdaten.

Mit einem Worte: es ist jammerschade, dafs das vorzüglich ausgestattete und im grofsen und ganzen richtig angelegte Buch der einem jeden guten Unterrichtsmittel unerläfslichen Sorgfalt in bedauerlichem Grade ermangelt.

Indes mag das Buch für Schülerlesebibliotheken der 3.—5. Klasse immerhin angehen. Für die 3. Klasse verdient auch der erste Teil der „Bilder und Erzählungen" volle Beachtung.

München. Markhauser.

Vergleichende Erd- und Völkerkunde in abgerundeten Darstellungen für Schule und Haus gesammelt und bearbeitet von Prof. Wilhelm Pütz. 3. Auflage. Neue Bearbeitung von August Auler. I. Band. Köln 1892. Verlag der M. Du Mont Schaubergschen Buchhandlung.

Das vortreffliche Werk des verstorbenen Prof. Pütz war im Laufe der Jahre durch die Fortschritte der Wissenschaft vielfach überholt und bedurfte einer durchgreifenden Umarbeitung. Dieser verdienstlichen Aufgabe unterzog sich der Bearbeiter der neuen Ausgabe mit einem Erfolge, der der mühevollen Arbeit vollständig entspricht. Das ganze Werk, das früher 2 Bände umfafste, ist nunmehr auf 3 Bände angelegt und soll nach der Ankündigung der Verlagshandlung noch in diesem Jahre vollständig werden. Der Inhalt des ersten Bandes zeigt nicht nur eine Änderung in der Reihenfolge der zu besprechenden Länder, die man nur gutheifsen kann, sondern auch eine bedeutende Vermehrung durch Einfügung ganz neuer Abschnitte aus der physischen Erdkunde und anderer Aufsätze, welche den besten Autoren entlehnt sind. So ist der erste Abschnitt (A) ganz neu, der zweite und dritte (B u. C) stark vermehrt und umgearbeitet, der vierte (D) ebenfalls vollständig neu. Welche Bereicherung das Buch erfahren hat, läfst sich daraus abnehmen, dafs es 58 neue, darunter einzelne recht umfangreiche Nummern aufweist. Man hat nun vielfach an dem Pützschen Buche ausgestellt, dafs es zu viele und zu umfangreiche Städtebilder enthalte zum Schaden der landschaftlichen Schilderung. Ein Vergleich der 3. Auflage mit der 2. ergibt aber, dafs der Städtebilder nicht weniger geworden sind; vielmehr sind noch andere hinzugekommen. Doch wird man das schwerlich tadeln dürfen, zumal sie nicht so breiten Raum einnehmen und ihr Prozentverhältnis zu den übrigen Artikeln ein geringeres geworden ist. Wer möchte auch in einem solchen Werke Städte wie Berlin, Wien, Leipzig, Stuttgart missen wollen oder die architektonischen Schatzkästlein Brügge, Antwerpen u. a. m.? Ist es nicht bei dem kolossalen Aufschwunge, den die Entwicklung der Städte in den letzten 2 Jahrzehnten seit der Gründung des deutschen Reiches genommen hat, geradezu eine Forderung, diesen Städten einen Platz zu gönnen, die der Bearbeiter der neuen Auflage nicht unberücksichtigt lassen durfte? Es wird demnach diese Mehrung der Städtebilder nur allgemeine Zustimmung finden können. Wo man mit Recht von Veraltung sprechen konnte, ist durch Umarbeitung der Charakteristiken dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft zur genüge Rechnung getragen worden. Dann ist aus den vorzüglichsten Werken der Gegenwart, z. B. von Penck und Kirchhoff eine Reihe der wertvollsten Darstellungen eingefügt worden, für die der Leser nur dankbar sein kann. So sind, um nur einige zu nennen, die Nummern 77, 84—87 als eine wirkliche Bereicherung anzusehen. Was endlich den ganz neuen Teil des Buches, die Darstellungen aus der physischen Erdkunde angeht, so hat sich der Verf. derselben im Vorworte dahin ausgesprochen, dafs damit keine systematische Darstellung der physi-

kalischen Verhältnisse unserer Erde gegeben werden wolle. Ob aber nicht doch unter der Hand etwas mehr Systematik hineingekommen ist, als vielleicht beabsichtigt war, läfst sich aus dem Inhaltsverzeichnis erkennen, das in ziemlicher Vollständigkeit die physikalischen Erscheinungen in der Lufthülle, dem Wasser und dem festen Lande vorführt. Es gibt eben des Interessanten hier zu Vieles und ist die Versuchung zu grofs, um der Vollständigkeit willen noch dies oder das beizufügen, was eigentlich aufserhalb des Rahmens geographischer „Charakterbilder“ liegt. Freilich, wenn überhaupt derartiger Stoff in die geographische Gemäldesammlung aufgenommen werden sollte, dann mufste auch auf eine gewisse Vollständigkeit Bedacht genommen werden, und diese bedingte wiederum eine systematische Darstellung, umsomehr, als solche Darstellungen um der Gesetzmäfsigkeit der Erscheinungen willen nicht fragmentarisch bleiben dürfen, wenn nicht vieles unverständlich werden soll. Damit aber verlieren sie unvermeidlich mehr den Charakter des geographischen „Bildes“, dessen Reiz auf uns die Schilderung wirken lassen will. Man dürfte daher diese Abteilung kaum mehr als „Charakterbilder“ bezeichnen können. Das war wohl auch der Grund zu der vom Verf. vorgenommenen Änderung im Titel des Buches, der nunmehr „vergleichende Erd- und Völkerkunde in abgerundeten Darstellungen“ lautet statt des früheren: „Charakteristiken zur vergleichenden Erd- und Völkerkunde in abgerundeten Gemälden“. Das Reizvolle des geographischen Gemäldes tritt in diesen Darstellungen notwendigerweise etwas in den Hintergrund, da sie mehr auf Belehrung als auf genufsvolle Unterhaltung beim Leser abzielen. Soviel kann jedoch dem Verf. ohne weiteres zugestanden werden, dafs es ihm in hohem Grade gelungen ist, den schwierigen Mittelweg zu finden und Belehrung und Unterhaltung in anmutiger Weise zu vereinigen. An Einzelheiten, die mir aufgefallen sind, führe ich folgende an. S. 24 heifst es am Schlusse des Artikels: Auffällig ist die Windstille im Zentrum des Sturmes. Geht der letztere über einen Ort etc. Es mufs wohl heissen: das letztere. S. 215 blieb Küsstnach statt Küssnacht stehen. S. 328 ist dem Verf. die Unzulässigkeit des Ausdrucks: „die Fülle der Schätze betäubt das Auge“ entgangen. Solche Katachresen sind doch zu kühn. Endlich S. 512 Ragatta statt Regatta. — Finden die folgenden Bände eine gleich glückliche Umarbeitung, wie nach dem ersten Bande zu hoffen steht, so wird man das Buch als ein Werk ersten Ranges bezeichnen dürfen, das in keiner geographischen Bibliothek fehlen darf.

Übungen im Kartenlesen. Eine Aufgabensammlung für höhere Schulen von Emil Hözel, Oberlehrer am K. Seminar zu Dresden-Friedrich-Stadt. 1 Heft. Die Erdteile aufser Europa. Leipzig. Verlag von Wagner u. Debes. 1892.

Die vom Verf. erstrebte Übung im Kartenlesen zu erreichen, bezweckt diese Sammlung von 1457 Fragen und Aufgaben, von denen

auf Australien und Polynesien 92, auf Amerika 469, auf Afrika 279 und auf Asien 617 Nummern fallen. Vorausgeschickt ist eine kurze Zusammenstellung von Hilfswerten für Berechnungen, Messungen und Schätzungen. Es wird nicht bestritten werden können, dafs Schüler, welche diese Fülle der mannigfaltigsten Aufgaben samt und sonders zu lösen wissen, auf ihrem Atlas sehr gut zuhause sind und ihn gut zu lesen verstehen, nicht minder aber, dafs zur Erreichung eines solchen Zieles sehr viele Zeit und Lehrgeschick zur Verfügung stehen mufs. Der Verf. ist nach dem Vorworte in der beneidenswerten Lage, von seinen Schülern behaupten zu können, dafs auch die schwierigsten Fragen, insbesondere über das Klima, von ihnen ohne grofse Mühe gelöst werden. Als Beispiel einer solchen Frage sei Nord-Amerika Nr. 306 angeführt: Wo liegt das Gebiet des niedrigsten Barometerstandes im Sommer, und welche Ursache gibt für seine Lage die Bodenform an? — Gruppiert sind diese Fragen nach folgenden Gesichtspunkten: Lage und Umrifs, Aufrifs, Bewäfserung, Klima, Pflanzen- und Tierwelt, Bevölkerung, Staatsverhältnisse.

Anleitung zur Anfertigung von Kartenskizzen der österr.-ungar. Kronländer, der Länder Europas, der Erdteile und der wichtigsten Flufsläufe. Mit Zugrundelegung einfacher Liniennetze. Zum Schulgebrauch sowie zur Selbstübung zusammengestellt von Joseph Mausser, Bürgerschullehrer in Wien. 2. vermehrte und verbesserte Auflage. Mit 35 Skizzen. Wien 1892. Kommissionsverlag der Sallmayerschen Buchhandlung. (Julius Schellbach).

Einer kurzen Belehrung über seine Methode läfst der Verf. 35 Skizzen folgen, durch welche er den Nachweis wirklich erbringt, dafs sein Verfahren sehr einfach und zweckmäfsig ist. Hat man erst einige seiner Skizzen genauer betrachtet, so findet sich das prüfende Auge rasch zurecht und zugleich auch den richtigen Ausgangspunkt zur Entwerfung des Liniennetzes. Für den Lehrer, der sich viel mit Kartenzeichnen zu beschäftigen und seine Schüler darin zu unterweisen hat, ist dieses Heft in der That eine recht praktische Anweisung, die sich um so mehr empfiehlt, als sie aufser Zirkel und Lineal alle andern Hilfsmittel unnötig macht.

Frankenthal. Koch.

III. Abteilung.

Literarische Notizen.

Meyers Konversations-Lexikon. Ein Nachschlagewerk des allgemeinen Wissens. Fünfte, gänzlich neubearbeitete Auflage. Mit ungefähr 10 000 Abbildungen im Text und auf 950 Bildertafeln, Karten und Plänen. Erster Band A bis Aslang. Leipzig und Wien. Bibliographisches Institut. Mit dieser Auflage beginnt das grofsartige und monumentale Werk seinen fünften Rundgang um die Welt in einem schönen und wahrhaft stolzen Gewande. Die Illustrationen sowohl in den Sonderbeigaben, wie in den Textbildern sind einzig in ihrer Art; aber sie schmeicheln nicht blofs dem Auge, sondern sind in erster Linie und hauptsächlich instruktiv. Man vergleiche nur die geographischen und geologischen Karten der Alpen. Auch den exakten Wissenschaften ist ein bedeutender Raum in Text wie Illustration gegönnt, wie aus der Beschreibung und Illustration von Algen, Apfelsorten, Araceen, Ameisen klar ersichtlich ist. Die historischen, literar- und kunstgeschichtlichen Artikel sind in der neuen Auflage einer gründlichen Revision unterworfen worden und haben dadurch an Gediegenheit, wie an Reichhaltigkeit nicht wenig gewonnen. Insbesondere haben aber die brennenden Fragen der Gegenwart in den Artikeln Arbeiterversicherung, Arbeiterlöhne etc. gebührende und treffende Berücksichtigung gefunden. Der Druck auf schönem und holzfreien Papier ist äufserst klar und durchsichtig. Und so wünschen wir dem stolzen Bau raschen Fortgang und glückliche Vollendung, dem bibliographischen Institut aber den wohlverdienten Lohn für das mit so unendlichen Mühen verknüpfte grofsartige Unternehmen.

Im Reiche des Geistes. Illustrierte Geschichte der Wissenschaften, anschaulich dargestellt von K. Faulmann, K. K. Professor. Mit 13 Tafeln, 30 Beilagen und 200 Textabbildungen. (Wien, A. Hartlebens Verlag.) In 30 Lieferungen à 50 Pf. = 30 Kr. = 70 Cts. = 30 Kop. In 30 Lieferungen gedenkt der Verf. in populärer Form und mit möglichster Ausscheidung alles Unwesentlichen eine Entwicklungsgeschichte der Wissenschaften zu geben. Das Werk wendet sich zunächst an den grofsen Kreis der Gebildeten und sucht denselben in allgemeinen Zügen den Gang einer Einzelwissenschaft klar zu machen, wobei in trefflicher Weise gut ausgeführte und lehrreiche Illustrationen zu Hilfe genommen werden. Die ersten vier mit Abbildungen in mäfsiger Zahl bedachten Lieferungen schildern das Wissen des Mittelalters. Die erste beginnt mit der Schule, wobei die Hochschule eine durchaus gelungene Behandlung gefunden hat. In dieser und den nächsten Lieferungen folgen dann Sprachwissenschaft, Naturgeschichte, Land- und Forstwissenschaft, Chemie, Physik, Mathematik und Geometrie, Musik, Geographie, Astronomie, Geschichte. In etwas ausführlicherer Behandlung schliefst sich daran griechische Philosophie (Rafael, Die Schule von Athen Tafel II), um mit der Theologie (Rafael, Die Disputa Tafel III) und der Staats- und Rechtswissenschaft zu schliefsen. Wenn auch Referent hie und da eine noch strengere Hervorhebung der Persönlichkeiten von epochaler Wirksamkeit gewünscht hätte, so findet er doch das vortrefflich ausgestattete Werk im Grofsen und Ganzen seinem Zwecke vollständig entsprechend und wünscht ihm guten Fortgang und glückliche Vollendung.

Horaz, Homer und Schiller im Gymnasium. Drei Gymnasialreden von Dr. Herm. Bender, Rektor des Gymnasiums in Ulm. Tübingen.

Lauppsche Buchhandlung. 1893. 94 SS. Diese Reden wurden an den Jahresschlüssen vor einem gemischten Publikum gehalten und behandeln die gewählten Stoffe in fast übermäfsiger Betonung des historischen Gesichtspunktes in gewählter Sprache und nach höchst glücklich und schlagend gewählten Gesichtspunkten. Das erste und das letzte Thema scheinen dem Verf. wohl viel näher zu liegen, als das mittlere; denn sonst hätte er uns mit dem Märchen von dem *τυφλὸς ἀνήρ* verschont und die bekannte Stelle des Aristoteles über das Lügen Homers anders und richtig gedeutet. Dafs aber gar die Antigone des Sophokles als Schicksalstragödie behandelt wird, liefert den unzweideutigsten Beweis, wie wenig dieser so schwerwiegende Begriff, von dem Aristoteles in seiner ganzen Poetik auch nicht ein Wort weifs und verrät, noch geklärt ist. Vortrefflich sind die im populären Ton gehaltenen Erörterungen des Verfs. über Sittlichkeit p. 56, 58, über den germanischen Geist im Nibelungenlied p. 60, über Klassisch und Romantisch p. 73. Das S. 90 zitierte Wort des Perikles bedarf der Richtigstellung, insofern der Redner von dem gesamten Volk der Athener *φιλοσοφεῖν* nicht gebrauchen kann und darf, wohl aber *φιλοκαλεῖν*.

Johann Gustav Droysen, Geschichte Alexanders des Grofsen. Vierte Auflage. Mit 5 Karten von Richard Kiepert. Gotha, Friedrich Andreas Perthes 1892. (Schul-Ausgabe.) 510 S. 5 Mk. Gegenüber der 1880 erschienenen 3. Auflage der Geschichte Alexanders, welche J. G. Droysens Ruf als Historiker seiner Zeit besonders begründete, erscheint diese vierte äufserlich sehr verändert, aber nur äufserlich; denn dieselbe stellt sich durchaus als einen Abdruck der 3. Auflage dar, ohne irgend welche wesentliche Änderungen. Dafs der Umfang des Buches von 407 auf 510 Seiten gewachsen ist, hat seinen Grund darin, dafs statt des kleineren Formates mit engen, lateinischen Lettern, die es ermöglichten 48 Zeilen auf einer Seite unterzubringen, jetzt ein etwas gröfseres Format mit schönen deutschen Lettern gewählt wurde, welche mit 38 Zeilen die Seite füllen, was genau die Mehrung um 106 Seiten ergibt. Ferner wurde durchaus die neue Orthographie durchgeführt, endlich wurden die dem Buche beigegebenen Karten am Schlusse des Bandes in der jetzt üblichen, bequemen Weise eingefügt, so dafs man sie bei der Lektüre weit genug herausschlagen kann. Man sieht, alle diese Neuerungen machen das längst in unseren Schülerbibliotheken eingebürgerte Werk nur noch mehr empfehlenswert.

Charakterbilder aus Australien, Polynesien und den Polarländern von Dr. Paul Buchholz. 2. verbesserte Auflage. Leipzig 1893. Hinrichs'scher Verlag. Diese zweite Auflage hat mehrfache Verbesserungen gegenüber der ersten erfahren, wozu wir auch die Streichung einiger unbedeutender Skizzen und die Einfügung einer Darstellung von Honolulu rechnen. Im übrigen gilt von dem Büchlein, was erst vor Kurzem über die 2. Auflage der Charakterbilder von Deutschland im XXVIII. Bd. (1892) d. Bl. gerühmt werden durfte.

Generalkarte von Württemberg, Baden, Hessen und Elsass-Lothringen. Entworfen und gezeichnet von F. Handtke. Mafsstab 1 : 600000. Glogau. Verlag von G. Flemming. 1893. Erst in Heft IX und X des XXVIII. Bd. d. Bl. ist die vom gleichen Verfasser entworfene Generalkarte von Bayern angezeigt worden, nach deren Muster auch die neu erschienene Karte der süddeutschen Nachbarstaaten bearbeitet ist. Sie vereinigt ebenfalls mit schöner Ausführung ein überreiches topographisch-statistisches Material, wodurch sie sich vielfach unentbehrlich machen wird, zumal der Preis nur auf 1 Mark gestellt ist.

Blätter

für das

Gymnasial-Schulwesen

herausgegeben vom

Bayer. Gymnasiallehrervereine

redigiert von

Dr. Adolf Roemer.

NEUNUNDZWANZIGSTER BAND.

VIII. u. IX. HEFT.

MÜNCHEN 1893.
J. LINDAUER'SCHE BUCHHANDLUNG.
(Schoepping.)

Inhalt des VIII. u. IX. Heftes.

I. Abteilung.

Abhandlungen.

Archäologie im Unterricht.

(Verhandl. der Wiener Philolog. Versammlung.)

Im archäologischen Anzeiger, Beiblatt zum Jahrbuch des Berl. archäologischen Instituts, 1893 Nr. 2 ist vor kurzem ein ausführlicher Bericht über den Verlauf und die Ergebnisse der sog. Delegierten-Versammlung erschienen, die sich an die archäologische Sektion der diesjährigen Philologen-Versammlung anschlofs. Da indes nur wenigen Kollegen diese Schrift zugänglich sein wird, so dürfte es zweckmäfsig sein, kurz darüber zu berichten. Die Wiener-Versammlung war insofern von besonderer Wichtigkeit, als eine Reihe von Vorschlägen, die schon früher gemacht wurden, nun einen definitiven Abschlufs fand und die praktisch ausführbaren Beschlüsse unseren Gymnasien zu gute kommen werden.

Noch immer gibt es Schulmänner, die nichts davon wissen wollen, dafs der Unterricht durch Verwendung der archäologischen Hilfsmittel nur gewinnen kann, die dieses Bestreben für Spielerei erklären und als eines der vielen Verbesserungsmittel verlachen, die ebenso rasch verschwinden, als sie auftauchen. Dies mag mancher anderen Methode gelten, die erwähnte Anschauung ist nicht erst von heute und gestern; schon auf der Berliner Versammlung (1850) wurde diese Frage besprochen, indem manche schon damals eine stärkere Betonung der antiken Kunst beim Unterricht wünschten. Dagegen heisst es in einer von Prof. Gerhard herrührenden Resolution (Bericht S. 98): Die Kunstwelt der Alten bereits in die Schulbildung einzuführen, ist nur im Zusammenhang mit der Lesung der Alten zu raten, aufserdem kann bei Erwerbung technischer Fertigkeit auf das Gefühl für antike Kunst hingewirkt werden. Das Ziel ist nach der ästhetischen und praktischen Seite angegeben; dafs man sich aber so behutsam ausdrückte, ist natürlich in einer Zeit, da die Archäologie eigentlich erst festen Fufs unter den Wissenschaften fafste. Prof. Piper stellte auf der Versammlung zu Hannover (1864) zuerst ein bestimmtes Programm auf (Bericht S. 85—101) und begründete nach allen Seiten den Gedanken, dafs die Mittel der antiken Kunst unbedingt verwendet werden müssen. Die Thesen, die bei der nächsten Versammlung 1865 angenommen wurden, können auch jetzt nicht besser ausgedrückt werden: Die Einführung der Kunststudien in den

Gymnasialunterricht ist nötig a) nach der formalen Seite, um gegenüber der Ausbildung des Verstandes das Anschauungsvermögen zu entwickeln und die Sprache der Kunst zu üben, b) nach dem Inhalt, um durch die Urbilder aus der Blütezeit der klassischen Kunst auf die Bildung des Charakters in ethisch-religiöser Richtung zu wirken. Nicht etwa neue Lehrstunden verlangt Piper, sondern Berücksichtigung der Kunst in verwandten Disziplinen, bei der Lektüre der Klassiker, bei der Behandlung der ästhetischen Schriften Goethes und Lessings und im Geschichts-Unterricht. Schon einige Jahre darauf trat Rektor Lechner (damals Studienlehrer in Hof) für dieselbe Sache ein (Würzb. Versammlg. S. 186—199) und sprach den Wunsch aus, dafs Gelehrte und Techniker für Herstellung geeigneter Lehrmittel arbeiten. Es folgt die grofse Zeit der Ausgrabungen von Olympia und Pergamon, wodurch die Archäologie das Interesse aller Gebildeten gewann. Dafs ganze Kulturstätten des Altertums wieder lebendig vor Augen traten, das konnte nicht ohne Einflufs auf die Schule bleiben. 1880 (Stettiner Versammlg.) stellte Dir. Kammer noch schärfer als Piper die Grundsätze dieses Unterrichts auf; er soll durch Klarheit der Methode die Schüler selbst zur Klarheit, Einfachheit und Wahrheit im Schauen und Denken erziehen, er soll ferner durch Einführung in die idealsten Schöpfungen des hellenischen Volkes erst das richtige Verständnis des klassischen Altertums vermitteln. Der Vortrag enthält viele treffende Bemerkungen, doch ging Kammer insofern für seine Zeit zu weit, als er einen zusammenhängenden methodischen Unterricht forderte. Wer zuviel fordert, erreicht nichts; zuerst mufs das Interesse dafür geweckt werden; stellt sich diese Art der Behandlung als fruchtbringend heraus, dann kann man daran denken, diesem Gebiet noch weiteren Spielraum zu schaffen. — Auf der Görlitzer Versammlung (1889) wurde diese Frage durch Prof. Conze von neuem angeregt und darauf gegründet, dafs gerade im Kampf um das Gymnasium die antike Kunst eine willkommene Unterstützung gewähren könne. Was die Archäologen aus den Bergwerken des Altertums zu tage förderten, das müsse auch in das Ganze des deutschen Kulturlebens weiter verbreitet werden. Es wurde der Vorschlag angenommen, Ferienkurse zu veranstalten und vor allem den Besuch Italiens möglichst zu erleichtern. Beide Vorschläge kamen inzwischen zur Ausführung. In München (1891) wurden die Beratungen darüber fortgesetzt und besonders die Frage der Vorbereitung der Lehrer und die vorhandenen Hilfsmittel besprochen. Prof. v. Brunn empfahl, eine Auswahl aus den bei Bruckmann erscheinenden Denkmälern des klass. Altertums für die Schule zu treffen und an die Reichsregierung das Ansuchen zu stellen, aus Reichsmitteln dieselben den Gymnasien zu bewilligen; möge es Herrn Prof. v. Brunn vergönnt sein, seinen Vorschlag zu einem glücklichen Ende zu führen! Da von Bayern die Anregung ausging, mufs auch von dieser Seite der Antrag gestellt werden. Bezüglich der Vorbildung der Gymnasiallehrer einigte man sich dahin, dafs beim Examen ein bestimmtes Mafs von archäologischen Kenntnissen verlangt werden müsse, wie dies in Bayern schon seit 1873 der Fall ist, und Prof. Conze konnte auf der dies-

jährigen Versammlung die Mitteilung machen, dafs nun auch in Preufsen bestimmte Anforderungen bei der Prüfung gestellt werden.

Um eine Einigung in manchen Punkten, besonders in der Beschaffung von Anschauungsmitteln, in der Beteiligung an den Ferienkursen zu erzielen, forderte die Reichsregierung die einzelnen Bundesstaaten auf, Delegierte zur diesjährigen Philologen-Versammlung zu entsenden. Die Vertreter, die fast von allen Bundesstaaten erschienen waren, traten zweimal nachmittags 24. und 25. Mai zu einer besonderen Beratung zusammen. Zunächst berichteten die einzelnen über das, was zur Förderung der erwähnten Bestrebungen in ihren Staaten seit der letzten Versammlung geschehen war. Prof. Conze besprach die archäologischen Ferienkurse,[1]) die in Preufsen, Bayern und Sachsen abgehalten wurden, dann die italienischen Reisen, die unter Leitung des Vorstandes des archäologischen Instituts in Rom stattfanden, ferner eine Veränderung in der Verleihung der archäologischen Reisestipendien;[2]) es sollen in Zukunft vor allem Gymnasiallehrer, die schon längere Zeit an einer Schule thätig gewesen waren, berücksichtigt werden, eine Verordnung, die auch in Bayern Nachahmung finden dürfte. Der Einwand, der immer dagegen erhoben wird, als werde der ruhige Gang des Unterrichts durch Beurlaubung eines ordentlichen Lehrers gestört, ist völlig nichtig; nichts kann belebender auf die Schule wirken, nichts mehr den Unterricht vor Einseitigkeit bewahren, als wenn dem Lehrer Gelegenheit gegeben wird, durch eigene Anschauung neue tiefgehende Anregung zu gewinnen. Von höchstem Interesse waren die Mitteilungen des Landesschul-Inspektors Hümer über den Stand der Angelegenheit in Österreich, er wies darauf hin, dafs in Wien, Prag, Graz, Krakau und Innsbruck Vorträge für Gymnasiallehrer gehalten wurden, dann dafs in Wien eine ständige archäologische Kommission bestehe, die für Herstellung von Lehrmitteln sorge (Langls modellierter Hoplite und Legionar, Nachbildung antiker Münzen, Wiener Vorlegeblätter): was aber am wichtigsten ist, die österreichische Regierung hat, abgesehen von den wissenschaftlichen Stipendien, nun Reisestipendien für Schulmänner mit einem Gesamtaufwand von 10000 fl. geschaffen, die heuer zum erstenmal in Anwendung kommen. Sie bezwecken, den mit den didaktischen Bedürfnissen der Mittelschule schon vertrauteren Lehrern Gelegenheit zu geben, durch das Studium der wichtigsten aller Kulturländer, Italien und Griechenland, ihre berufliche Ausbildung zu erweitern und dadurch in höherem Grade befähigt zu werden, den Schülern das Verständnis für das Geistes- und

[1]) Siehe Conze's Jahresbericht über die Thätigkeit des Archäolog. Instituts, Sitzungsber. der Berliner Akademie 1893, XXVI

[2]) Nach einer kaiserl. Verordnung vom 17. Mai 1893 werden die vier Reichsstipendien für klassische Archäologie nicht mehr blofs an angehende Philologen verliehen, sondern besonders auch an Schulmänner, die in Wissenschaft und Lehre erprobt sind, und zwar können die Stipendien auch geteilt werden, sodafs also jährlich 8 daran teilnehmen (je 1500 Mk). Der Bewerbung sind ein Zeugnis des Rektors und eine Bestätigung darüber beizulegen, dafs eine Stellvertretung möglich ist; ferner mufs die Reise spätestens 1. Dezember angetreten werden und sich über das Wintersemester erstrecken.

Kulturleben des Altertums zu erschliefsen. Die Stipendien werden im Betrage von 800 – 1000 fl. verteilt und zwar werden die Stipendiaten für das Sommersemester beurlaubt; sie bleiben aufserdem im vollen Genusse ihrer normalmäfsigen Bezüge.[1]) In Bayern bestehen bekanntlich zwei Stipendien, ein gröfseres (2180 Mk.) und ein kleineres (750 Mk.) für einen Jahrgang von 30—40 Philologen. Wer nun das Glück nicht hatte, eines derselben zu erlangen, doch aber das Land sehen wollte, von dem er sein Leben lang zu lehren hat, erhielt nicht nur keine Unterstützung, sondern mufste auch noch den Stellvertreter mit seinem Gehalt bezahlen. Mit grofser Wärme sprach Direktor Uhlig (Heidelberg) von dem lebhaften Interesse, das der Grofsherzog von Baden dieser Angelegenheit entgegenbringt, indem er sogar aus Privatmitteln reichlich dazu beisteuert. In den Jahren 1890 und 1892 wurden Reisen nach Italien und Griechenland unternommen und für 1894 sei eine derartige Studienreise nach Italien, Sicilien und Karthago geplant. Prof. Treu (Dresden) berichtet, dafs die sächsische Regierung nicht allein eigene Ferienkurse eingerichtet habe, sondern auch denen, welche an dem italienischen Kursus teilgenommen haben, Unterstützung gewährte; ferner weist er auf die mit grofsem Kostenaufwand hergestellte Gipsabgufssammlung Dresdens hin, die in ihrer Vereinigung antiker, mittelalterlicher und moderner Meisterwerke ein wertvolles Unterrichtsmaterial darbiete. Nachdem auch die übrigen Vertreter noch Mitteilungen gemacht hatten, folgte eine freie Besprechung über die Art wie Archäologie in der Schule verwendet werden könne. Prof. Treu empfiehlt Gegenüberstellung von antiken und modernen Bauwerken, etwa eines Dorischen Tempels, des Kölner Domes und der Peterskirche, gerade dadurch trete der ruhig ernste, in sich abgeschlossene Charakter der Antike, das zum Himmel Strebende der deutschen Gothik und andererseits die heitere, mehr durch die riesigen Verhältnisse glänzende Art der Renaissance hervor; ebenso könnten in der Plastik z. B. Polyklets Doryphoros und der Sklave von Donatello mit einander verglichen werden, der Unterschied der modernen Kunst, die alles Gewicht auf den Ausdruck der Persönlichkeit, des Charakters legt, und der antiken, die zunächst die äufseren Proportionen zu treffen sucht, ein individuelles Leben aber nicht darstellt, werde durch eine solche Gegenüberstellung besonders klar. Es ist jedenfalls ein sehr fruchtbarer Gedanke, diese vergleichende Behandlung kann nur dazu beitragen, das Auge des Schülers zu schärfen für die Betrachtung. Prof. Schreiber (Berlin), der zugleich für die nächste Versammlung einen Vortrag über dieses Gebiet ankündigte, empfahl die verschiedenen Richtungen des antiken Lebens mit den Bildwerken zu erklären, der tiefe religiöse Sinn der Griechen zeige sich in allen Epochen ihrer Kunst, ebenso erkenne man das

[1]) Siehe Zeitschr. f. d. östr. Gymnas. 2. Heft 1893 S. 185, woher ich einige Zusätze entnommen habe. Die Instruktion für diese Studienreisen, abgedruckt im „Humanist. Gymnasium" 1893 Heft I/II S. 79 wird von Uhlig mit Recht als ein klar redendes Zeugnis von der Fürsorge des östr. Kultusministeriums für die Vervollkommnung des altklassischen Unterrichts gehalten.

Familienleben, die Treue und Liebe der Familienglieder, am besten aus den Denkmälern, besonders den Grabreliefs. Doch liegt bei dieser mehr historischen Betrachtung die Gefahr sehr nahe, dafs man auf minderwertige Kunstwerke zurückgehen mufs, während es oberster Grundsatz sein sollte, nur vollendete Kunstwerke den Schülern zu zeigen; nicht mit Unrecht warnte daher Prof. Treu vor den eigentlichen Archäologen. Aber alle Ratschläge helfen nichts, wenn nicht das nötige Material an Wandtafeln, Modellen, Gipsabgüssen und Photographien zur Verfügung steht; es wurden die vorhandenen Lehrmittel meist als ungenügend bezeichnet, abgesehen von den Gipsabgüssen, die schön und billig durch das österreichische Museum für Kunst und Industrie zu bekommen sind, und den Photographien, die am besten direkt aus Italien bezogen werden. Man war der Meinung, dafs nur durch Vereinigung der Unterrichtsverwaltungen ein grofser Cyklus von Wandtafeln hergestellt werden können, Rektor Lechner stellte daher den Schlufsantrag, der allgemeinen Beifall fand, es möge unter Oberleitung Prof. Conzes im Verein mit Künstlern, Archäologen und Schulmännern eine Sammlung von Bildwerken herausgegeben werden, die den Anforderungen der Schule und Wissenschaft entsprechen. Da das Unternehmen sich in einer so energischen und sachkundigen Leitung befindet, so ist zu hoffen, dafs unsere Gymnasien bald in den Besitz eines wertvollen Lehrmittels kommen, der Cyklus wird lieferungsweise erscheinen und dadurch auch leichter zu beschaffen sein. Ebenso sollen Architekturmodelle von dorischen, jonischen und korinthischen Tempeln hergestellt werden. Schliefslich fafsten die Delegierten aus Deutschland in einer kurzen engeren Beratung noch einige Resolutionen zum Bericht an die Unterrichtsverwaltungen, darunter 1) es wird an die deutschen Regierungen unter dem Ausdruck des Dankes für die bisher den archäologischen Kursen gewährte Förderung die ehrfurchtsvolle Bitte gerichtet, dieses Wohlwollen auch ferner zu bethätigen; 2) es erscheint wünschenswert, dafs die Teilnahme an den Kursen durch mäfsige Zuschüsse zu den Kosten erleichtert werde.

Es wäre die schönste Frucht der Wiener Philologenversammlung, wenn jene Sammlung von Bildwerken bald und in raschem Fortgang erscheinen würde, aber auch immer mehr Fachgenossen — das ist die Hauptsache — sich dafür interessierten und sich dieses Hilfsmittels beim Unterricht bedienten. Denn darüber besteht kein Zweifel, dafs die Jugend ein Verlangen hat, das auch zu sehen, wovon sie immer hört und dafs der Anblick vollendeter Kunstwerke den Kunstsinn und damit das sittliche Gefühl für das Schöne stärkt. Für Bayern aber ist es dringend nötig, dafs den Gymnasien abgesehen von dem Bibliotheksetat eine bestimmte Summe für Beschaffung archäologischer Hilfsmittel bewilligt werde, damit jedes Gymnasium, wie es in Österreich meist schon der Fall ist, sich eine kleine archäologische Kunstsammlung allmählich erwerben kann. —

Erlangen. Karl Wunderer.

Cicero als Schulschriftsteller.[1])

(Schlufs.)

IV. Ciceros rhetorische Schriften.

„Sollen überhaupt theoretische Schriften über Rhetorik am Gymnasium gelesen werden?“ Diese Frage möchte Nägelsbach in seiner Gymnasialpädagogik gerne bejahen, aber er weifs für diese Lektüre keine Zeit zu gewinnen und, da er vom blofsen Naschen kein Freund ist, wie er sagt, so will er die talentvolleren Schüler bei der anderweitigen Lektüre auf Ciceros rhetorische Schriften, besonders auf den Redner und den Brutus, hingewiesen sehen. Namentlich empfiehlt er auch den Dialog des Tacitus über die Redner.[2]) Von Eckstein erfahren wir,[3]) dafs Wolf alle rhetorischen Schriften Ciceros für die Schule in Anspruch nahm, während Schelle leichten Fufses über sie hinwegging. Nägelsbachs Klage, dafs an den Gymnasien die Zeit zur Lesung der rhetorischen Schriften fehle, führt er auf den früheren Mangel des 9. Schuljahres in Bayern zurück. „Wir,“ sagt er, „haben die Zeit dazu und finden deshalb diese Schriften in der Prima der norddeutschen Gymnasien.“ Ecksteins Behauptung über die bayerischen Verhältnisse ist unrichtig. Zur Zeit, wo Nägelsbach seine gymnasialpädagogischen Vorlesungen hielt, waren gemäfs der sog. revidierten Schulordnung Bayerns vom Jahre 1854 im Kanon des lateinischen prosaischen Lesestoffes aufser Ciceros Reden dessen rhetorische und philosophische Schriften wie auch Senekas kleinere philosophische Schriften und Reden enthalten. Die Anfügung einer 9. Klasse i. J. 1874 geschah unten, nicht oben, wobei der Lesestoff in den 4 oberen Klassen wesentlich der gleiche blieb. Die eben erwähnten Schriften Senekas wurden damals in der 9. Klasse gestrichen, Ciceros rhetorische und philosophische Werke beibehalten. Die bayerische Schulordnung v. J. 1891 schreibt in der obersten Klasse lediglich die Lektüre des Cicero oder Tacitus vor und überläfst dem Lehrer die Auswahl.

In Preufsen enthielt der Kanon der lateinischen Prosalektüre „Cicero nach seinen verschiedenen Stilgattungen“. Als Summe dessen, was an vielen Gymnasien während des Gymnasialkurses gelesen wurde, bezeichnet Wiese: 3 kleinere und 3 gröfsere Reden Ciceros, Laelius, Cato Maior, Tuscul. I. V., Officia (Auswahl) und eine der rhetorischen Schriften.[4]) Nach den neuen preufsischen Lehrplänen v. J. 1891 ist in der Oberprima nur eine gröfsere Rede Ciceros in der Schule zu behandeln, die rhetorischen und philosophischen Schriften desselben sind überhaupt nicht erwähnt. Indes sind nach einem späteren Zusatze die Provinzialschulkollegien ermächtigt, für das Lateinische und Griechische auch andere Schriftsteller oder Schriften zuzulassen, vorausgesetzt, dafs sich dieselben nach Form und Inhalt zur Schullektüre auf den einzelnen Stufen eignen und ein Einlesen in die verbindlichen

[1]) Vgl. oben S. 88 ff., 282 ff.

[2]) S. 130.

[3]) Schmids Encyklopädie. 2. Aufl. IV. Bd. S. 354.

[4]) Wiese-Kübler, Verordnungen und Gesetze. Berlin. 1886. I, 160.

Klassenschriftsteller durch diese erweiterte Lektüre nicht behindert wird.[1]) Bemerkt ist ferner,[2]) das Zurücktreten Ciceros aus seiner hervorragenden Stellung in der Schullektüre sei bedingt durch die Änderung des Lehrzieles. Das soll wohl heifsen: Da die Grammatik und die dazu gehörigen sprachlichen Übungen nur noch als Mittel zum Ziele, d. i. zu einem gründlichen Verständnis der Schriftsteller und zur sprachlich-logischen Schulung dienen sollen, so mufste derjenige lateinische Schriftsteller mehr zurücktreten, der bisher ganz besonders grammatisch-stilistischen Zwecken diente. Früher wurde für detaillierte Pläne der einzelnen Anstalten ein gewifses Mafs von Freiheit gestattet und so brachten die Rücksicht auf die Schülerzahl, die Schülergeneration, die Lehrerpersönlichkeiten, die besondere methodische Tendenz u. s. w. thatsächlich einige Verschiedenheit hervor.[3]) Jetzt scheint das Streben nach Gleichmachung weitere Fortschritte machen zu wollen.

Doch kehren wir zu Eckstein zurück! Dieser möchte sich in Ansehung der rhetorischen Bücher Ciceros mit dessen Büchern vom Redner begnügen. Er beruft sich auch hier wieder auf Äufserungen Ciceros selbst, eine Art der Beweisführung, die da, wo es sich um unsere Verhältnisse, um unsere Schulen handelt, kaum mehr Anklang finden wird. Er weist auf einen Brief des Cicero an Lentulus[4]) hin, wo der Briefschreiber sagt, dafs er mit seinen Büchern vom Redner der Jugend nützlich zu sein glaube; denn sie seien verschieden von den gewöhnlichen rhetorischen Vorschriften und umfassen die ganze rednerische Theorie aus Aristoteles und Isokrates. Auch der Umstand, den Eckstein hervorhebt, dafs Cicero selbst an seinen Büchern vom Redner eine grofse Freude hatte und dafs sein Freund Attikus sie in den Himmel erhob, kann für uns kein Grund sein, sie in den Gymnasien zum Gegenstande der Schullektüre zu machen. Wir erfahren ferner durch Eckstein, dafs die alten Rhetoren im Lobe der Schrift übereinstimmten, dafs die Humanisten sie in ihren Vorträgen behandelten und Sturm sie in der obersten Klasse des Strafsburger Gymnasiums einführte. Sie erscheint weiterhin in Breslau 1570, in der Görlitzer Schulordnung v. J. 1609. Dafs in dieser nur der stilistische Gesichtspunkt hervorgehoben ist, bekämpft Eckstein als einseitig: er hebt aufser der meisterhaften Darstellung und der künstlerischen Anlage des Dialogs den reichen und interessanten Inhalt der Schrift hervor. Eine ausreichende Begründung wird man dieses nicht nennen können.

In seiner Erörterung über den Brutus macht er mit Recht auf die Übersicht über die griechische Beredsamkeit, auf den Abschnitt über das Urteil des Volkes vom Redner, den Atticismus, die Bildung der Sprache durch den Umgang als wertvoll für die Jugend aufmerksam. Das reiche historische Material gebe zuviel unbekannte Namen, viel toten Stoff, den auch der gelehrteste Lehrer nicht werde beleben können. Man müsse deshalb vieles überschlagen. Eckstein zweifelt.

[1]) Lehrpläne und Lehraufgaben. Berlin. Hertz. 1891. S. 73.
[2]) Ebenda S. 25.
[3]) Wiese-Kübler, Verordnungen I, 160.
[4]) Ep. ad fam. I, 9, 22.

ob nach der Lektüre der Bücher vom Redner auch noch die Behandlung des Brutus möglich sei; er selbst wenigstens habe in der Regel nur eines dieser Bücher zu Ende bringen können. Zur Privatlektüre eigneten sich einige Partien trefflich, doch zeuge die Menge der Schulausgaben des Brutus von einer weiten Verbreitung.

Der Redner Ciceros enthält nach Ecksteins Meinung dessen rednerisches Vermächtnis. Cicero macht in einem Briefe die Bemerkung, er wünsche, dafs Lepta schon an solchen Schriften Vergnügen finde, wenn ihnen auch die „Reife des Alters“ fehle.[1]) Eine solche Bemerkung, meint Eckstein, müsse uns vorsichtig machen bei der Benützung der Schrift für die Schule. In sprachlicher Hinsicht ein Kunstwerk, stelle sie doch kein Ganzes vor; auf die Darstellung (elocutio), den Periodenbau und den Rhythmus (numerus) gehe sie ausführlich ein. Zur Privatlektüre nicht geeignet, erfordere deren Erklärung in der Schule eine vorzügliche Prima.

Schrader dekretiert, ohne weitere Begründung, in die Gymnasialprima gehöre Ciceros Redner und eine Auswahl aus den Büchern vom Redner.[2]) Eine solche Pädagogik wird heutzutage kaum noch jemanden imponieren. Schiller stellt betreffs der rhetorischen Schriften den meines Erachtens entscheidenden Satz an die Spitze: In der antiken Bildung spielten Rhetorik und Philosophie eine so bedeutende Rolle, dafs sie schon um dieser willen den Schülern nicht ganz unbekannt bleiben dürfen.[3]) Er schlägt zu diesem Zwecke eine Auswahl aus der Ciceronianischen Schrift vom Redner vor. Den Begriff und die Eigenschaften des Redners sowie die Erfordernisse zum Besitze der Redekunst und die Erörterungen der zu diesem Behufe anzustellenden Übungen enthalten die Kapitel 11—18; 25—35; 36—47 des 1. Buches. Aus dem 2. und 3. Buche werden einzelne Abschnitte von der Auffindung des Stoffes, nämlich die Kap. 39—53 und von der Darstellung die Kapitel 25—36, 37—52 behandelt. Die Auswahl wird bestimmt durch den früher behandelten Lehrstoff, der überall zur Beleuchtung der Theorie herangezogen wird, und auf die Zwecke des deutschen Aufsatzes, bei dessen theoretischen Erörterungen die hier gewonnenen Resultate zu verwerten sind. Sprachlich fordert der ruhig erörternde Ton nicht zur besonders eingehenden Behandlung auf. Inhaltlich ist für die Auswahl entscheidend die Gewinnung positiver theoretischer Kenntnisse sowie die Brauchbarkeit für die häusliche Selbstthätigkeit.

Frick setzt in dem Entwurfe seines Gymnasiallehrplanes für die 8. Klasse[4]) eine Auswahl aus Ciceros Werk vom Redner fest, die sich auf das Wesen und die Aufgabe der Beredsamkeit erstrecken soll.

Schanz, der in Ciceros rhetorischen Schriften eine wesentliche Förderung der Theorie nicht erblickt,[5]) findet in denselben grofse

[1]) Ep. ad fam. VI, 18, 4.
[2]) Erziehungs- und Unterrichtslehre S. 369.
[3]) Handbuch der praktischen Pädagogik. S. 420.
[4]) L. P. XII. Jhrg. 1887. Zu S. 20.
[5]) Röm. Litg. S. 238. An dieser Ansicht hat L. Spengel sein ganzes Leben mit aller Entschiedenheit festgehalten. Die Red.

Mängel, wo es sich um scharfe Begriffsbestimmungen handelt, dagegen eine grofse Anziehungskraft der Schriften in der populären Behandlung, in dem Hervortreten der Persönlichkeiten, in der schönen Sprache.

Aly meint,[1]) die rhetorischen Schriften Ciceros seien für die Schule wie geschaffen: Brutus, der Redner, vor allem aber die herrlichen Bücher vom Redner. Die letztgenannte Schrift ist nach seinem Urteile überreich an geistreichen Dialogszenen, interessanten Erzählungen, wertvollen Mitteilungen, so dafs eine geschickt und geschmackvoll ausgewählte Lektüre eine tüchtige Prima elektrisieren mufs. Sein Ideal wäre eine biographische Chrestomathie aus Ciceros Schriften, mit der Mafsgabe, dafs an geeigneten Stellen zur Lektüre der Originalschriften übergegangen würde. Es wäre so ein gemeinsamer Rahmen gegeben, in den sich die ganze Cicerolektüre in Sekunda und Prima hineinpassen liefse.

Etwas eingehender spricht sich Aly in seinem Leben Ciceros über die Bücher vom Redner aus.[2]) Abgesehen von der kunstmäfsigen Form biete die Schrift eine überreiche Fülle historischer, literarischer, philosophischer Mitteilungen, die unsere Kenntnisse und Anschauungen über das Altertum bereichern. Dieses von Aly wiederholt betonte Vielerlei von Kenntnissen kann weder im allgemeinen noch im besondern für die Behandlung von Schriftstellern in der Schule entscheidend sein; denn ein solches wirkt an sich nicht bildend, sondern eher zerstreuend. Wohl aber könnte als wichtig angeführt werden, dafs wir durch die verständnisvolle Lektüre z. B. der Bücher vom Redner einen lebendigen, weil aus eigener Anschauung gewonnenen Einblick in den Stand der wissenschaftlichen Bildung des Altertums gewinnen und dafs wir so durch den Vergleich des Altertums mit der Jetztzeit den Bildungsgehalt und Bildungsstand beider richtiger ermessen können. Wenn wir ferner die Bestimmung unserer bayrischen Schulordnung ins Auge fassen, nach welcher in der 9. Klasse im deutschen Unterrichte die Abschnitte der Rhetorik über die Arten und Teile der Rede zu erläutern und einzuüben sind, so bietet sich bei der Lektüre der rhetorischen Hauptwerke Ciceros, besonders der Bücher vom Redner, die günstigste Gelegenheit, in Verbindung mit Ciceros Rhetorik diese Aufgabe praktisch zu lösen.

Sonderbar ist die wiederholte zur Empfehlung der rhetorischen Schriften Ciceros gemachte Äufserung Alys, dafs, da man häufig in unseren Tagen über die Unfähigkeit unserer jungen Leute im Reden und Schreiben klage, umsomehr zu den rhetorischen Schriften der Alten zurückgekehrt werden müsse. Mancher Geistliche und Lehrer, sagt er, mancher Anwalt und Parlamentarier möchte darin finden, was er für seine Praxis verwerten kann. Ein Studium der rhetorischen Schriften Ciceros wird den Sinn für die Schönheit menschlicher Rede neu erwecken und vielleicht die Grundlage für die Lehre von der deutschen Beredsamkeit sein. Eine kuriose Ansicht das! Beredsamkeit, ja selbst der Sinn für schönen Vortrag wird am wenigsten

[1]) Zeitsch. f. G. XXXII Bd. (1888). S. 733 ffg.
[2]) S. 88 ffg.

durch die Erlernung der Theorie der Beredsamkeit erworben. Wenn die Griechen und Römer uns in der Kunst der Rede überlegen waren, was in allzu hohem Grade nicht der Fall gewesen zu sein scheint, da ja die Zahl der grofsen Redner weder in Athen noch in Rom bedeutend war, so verdankten sie dies der Thatsache, dafs die Übungen in der Beredsamkeit einen bedeutsamen Teil der Jugendbildung ausmachten. Bei den vielen Anforderungen, die heutzutage infolge der weitaus gröfseren Zahl der Unterrichtsgegenstände an den jungen Menschen herantreten, wird die praktische Anleitung zur Beredsamkeit ein Ding der Unmöglichkeit. Dafs aber hier nur fortgesetzte Übungen im Verein mit rednerischen Anlagen einen wirklichen Erfolg erzielen, zeigt Ciceros Beispiel selbst am deutlichsten. Unzweifelhaft macht erst die Beherrschung der Theorie die rednerische Praxis zu einer bewufsten und nach Umständen zu einer kunstvollen, aber die kunstvolle Rede wird ebensowenig durch die theoretische Anleitung erworben, als man das Schwimmen lernen kann, ohne ins Wasser zu gehen.

Wir werden uns heutzutage darauf beschränken müssen, die Studierenden daran zu gewöhnen, in allem, was sie sprechen, sich in zusammenhängender Weise sprachrichtig auszudrücken. Übungen im freien Vortrage lassen sich nur im beschränkten Umfange betreiben. Die Gewandtheit im deutschen Ausdrucke, die Schönheit, Reinheit und Richtigkeit der Darstellung, die Auffindung der Gedanken und die Anordnung des Stoffes wird wie bisher durch den deutschen Sprachunterricht und die Aufsatzübungen anzustreben sein. Die Hauptsache wird wie bisher das Leben und die Praxis besorgen müssen. Dafs es in dieser Beziehung bisher so schlimm gestanden haben sollte, wie Aly meint, bezweifle ich.

Am erschöpfendsten und besten hat über die rhetorischen Schriften Ciceros mit Rücksicht auf die Schule Otto Weifsenfels gehandelt zunächst in einem besonderen Aufsatze, welche den Titel führt: Die Bedeutung von Ciceros rhetorischen Schriften für die Schule,[1]) sodann in seinem Buche Cicero als Schulschriftsteller.[2])

Er widerlegt die Vorurteile, mit welchen Ciceros rhetorische Schriften zu kämpfen haben. Eines besteht darin, dafs man mit dem Worte Rhetorik den Begriff einer unehrlichen Kunst verbindet; ein anderer Einwand lautet, die Beredsamkeit habe heutzutage nicht mehr dieselbe Bedeutung wie im Altertum, ja eine hervorragende Kunst des Vortrages erwecke sogar leicht ein ungünstiges Vorurteil. Wieder andere behaupten, es sei besser das Grofse und Schöne unmittelbar auf die jugendliche Seele einwirken zu lassen. Man solle also lieber Reden des Demosthenes oder Cicero in der Schule lesen, als abgeleitete Regeln. Durch das viele Reflektieren büfse die Jugend die Stärke des unmittelbaren Erfassens ein.

Aber Weifsenfels begnügt sich nicht mit der Widerlegung der Einwürfe, die gegen die Rhetorik erhoben werden, er bringt auch

[1]) Zeitsch. f. G. 1889. S. 321 - 341.
[2]) S. 103 - 168.

beachtungswerte positive Gründe für seine Ansicht, dafs das Studium der theoretischen Werke Ciceros über die Beredsamkeit am Gymnasium wünschenswert sei.

Vor allem scheint ihm der schöne und reiche Inhalt dieser Schriften für die Schüler ein glücklicher Abschlufs ihrer vieljährigen Beschäftigungen mit den alten Sprachen und Literaturen. Es handelt sich hier nicht blofs um den Redner und die Beredsamkeit: das antike Bildungsideal überhaupt lernt man aus ihnen kennen. Wie sich den Stoikern die Idee der Menschheit in ihrem Weisen erfüllte, so schien sich dem Römer Cicero im Redner gleichsam der ideale Höhepunkt der menschlichen Natur darzustellen: daher seine sich immer wiederholende Forderung, dafs der Redner eine allseitige Bildung besitzen müsse.

Auch von der sittlichen Würde des Redners hat Cicero eine hohe Vorstellung. Sie erstrahlt im höchsten Glanze, wenn er mit den Waffen seiner echt menschlichen Kunst für die Gerechtigkeit kämpft und wider die Ungerechtigkeit streitet. In der leidigen Wirklichkeit konnte Cicero diesem Ideale gemäfs nicht handeln, wie ja überhaupt im Leben die Darstellung des Ideals in seiner Reinheit schwer oder unmöglich ist.

Rhetorik im gewöhnlichen Sinne kann das Gymnasium nicht lehren, auch in den Hauptschriften Ciceros gibt es Abschnitte, welche für die Schule zu technisch sind. Aber Cicero rechnet zur Rhetorik aufser der Stilistik auch die Hauptprobleme der Ästhetik, Psychologie, Pädagogik und Politik, so dafs in seinen rhetorischen Schriften alle höheren Interessen des Altertums sich zu einem schönen Ganzen vereinigen.

In ästhetischer Beziehung geben sie Aufschlufs über die Kunst der Darstellung im allgemeinen und über die verschiedenen Stilarten im besonderen, und zwar thun sie dies nicht in trockener, rein theoretischer Weise, sondern im Anschlufs an Meisterwerke besonders der Griechen, die dem Schüler schon zum Teile anderswoher bekannt sind. Cicero gibt auch nicht fertige Urteile, wie Quintilian, sondern seine Urteile wachsen wie die Frucht aus der aufgestellten Theorie heraus. Durch die rhetorischen Schriften Ciceros in Verbindung mit der Dichtkunst des Horaz und Lessings Erörterungen über die Kunst, die selbst wieder vielfach auf griechische Quellen zurückgehen, erhält der Schüler eine Art elementarer Schulästhetik. Man wende nicht ein, dafs kritische und ästhetische Betrachtungen im Jünglinge den Geist des Zerpflückens und Verneinens wecken. Warum sollte sich der, welcher das Wesen und die Gesetze der Kunst erfafst hat, nicht mit gläubiger Hingabe in die Kunstwerke versenken können? Sein ästhetisches Vergnügen wird sogar ein erhöhtes sein, weil er nicht mit dem verstimmenden Gefühl des Nichtverstehens den Literaturwerken gegenüber steht.

Einen besonderen Gewinn gewähren Ciceros rhetorische Schriften bezüglich des Stils: Cicero lehrt nicht blofs die rednerische Formgebung, sondern die Kunst der Formgebung überhaupt. Angemessenheit des Ausdruckes ist sein vornehmlichstes formales Prinzip;

er versteht darunter die Kunst das Unbedeutende einfach, das Mittlere in temperierter Darstellung, das Erhabene schwungvoll auszudrücken. Der wirklich angemessene Ausdruck ist auch Bedingung für die Reife des Gedankens; auch dem Schreibenden wird der Gedanke erst vollkommen klar im erfolgreichen Suchen nach dem angemessenen Ausdruck.

Nicht gering ist ferner der pädagogische Nutzen von Ciceros rhetorischen Schriften. Cicero glaubt an die Kraft des Unterrichtes. Zwar kann die Kunst des Lehrers keinen Ersatz bieten für die mangelnde Befähigung, aber die vorhandenen Naturanlagen werden durch das methodische Studium und die Theorie gestärkt und gebildet. Ciceros Schriften ermutigen also den Schwachen, den Starken warnen sie vor Überhebung. Besonders wirkungsvoll ist seine Forderung an den Redner sich eine universelle Bildung anzueignen, wenn er nicht blofs Redekünstler und Mann der Routine werden will.

Die theoretischen Werke Ciceros über die Beredsamkeit können besonders für den deutschen Aufsatz fruchtbar gemacht werden. Zwar kommt den Anweisungen über die Auffindung und Anordnung des Stoffes keine unfehlbare Wirkung zu, allein die geistige Entwicklung verfolgt doch das Ziel die instinktiven Fertigkeiten in bewufste Thätigkeit zu verwandeln. Das über den oratorischen Rhythmus Gesagte pafst mehr für die alten Sprachen, wo eine scharfe Ausprägung der Quantität vorhanden war. Doch kann der Schüler daraus lernen, auf das Urteil des Ohres zu hören und vor saloppem Sichgehenlassen sich zu hüten.

Endlich findet auch das literarische Interesse durch Ciceros rhetorische Schriften reiche Befriedigung. Wir lernen darin die Eigentümlichkeiten der griechischen Redner Lysias, Demosthenes, Äschines, Isokrates kennen. Da man nicht alles selbst lesen kann, mufs zur Erwerbung einer Art vielseitigen Wissens auf die Einreihung fremder Bildungselemente in unser unfertiges und lückenhaftes Wissen Bedacht genommen werden. Ciceros Urteile sind aber nicht im Stile unserer modernen journalistischen Redensarten gehalten, sondern aus der eindringlichen Kenntnis und dem feinen Urteile eines hochgebildeten Geistes hervorgewachsen.

Welche rhetorische Schriften von Cicero sollen gelesen werden, und wie sollen sie gelesen werden? Diese Fragen beantwortet Weifsenfels in folgender Weise: Den ersten Rang nimmt der ‚Redner ein, an zweiter Stelle stehen die Bücher vom Redner, dann kommt die Schrift über die berühmten Redner. Eine gute Wiederholung der hauptsächlichsten Punkte gibt das Büchlein über die beste Gattung der Redner. Natürlich können nicht sämtliche genannte Werke vollständig in der Schule behandelt werden. Es ist deshalb eine nach der jeweiligen Beschaffenheit der Schülergeneration zu treffende Auswahl nötig. Aber welche Zusammenstellung von Abschnitten aus den betreffenden Schriften man auch machen will, sie sind im Lichte der Gegenwart zu betrachten, aus dem Sinne des Ganzen heraus zu erklären und es sind die Lücken zwischen den verschiedenen Stücken zu überbrücken.

Der Redner zeichnet das Idealbild des Redners, während die Bücher vom Redner den Weg zur wahren Beredsamkeit weisen. Doch ist der Unterschied in der Gedankenentwicklung nicht sehr erheblich. Denn auch in der Schrift vom Redner wird das Ideal des Redners geschildert und andrerseits enthält der Redner zahlreiche Anweisungen, das Ideal zu verwirklichen. Aber das letztgenannte Werk durchläuft die Vorstadien der Bildung zum Redner viel schneller und bietet eine herrliche für die Bedürfnisse der Schule geeignete Zusammenfassung der Hauptgedanken. Der Brutus ist an Wert den vorgenannten Schriften nicht zu vergleichen, bildet jedoch in mancher Hinsicht eine wertvolle Ergänzung jener.

Was die Auswahl betrifft, so kann im Redner der Abschnitt über den Rhythmus, wenn er auch umfangreich ist, doch nicht ganz übergangen werden. Der Schüler bekommt ein Verständnis von dem Unterschied zwischen dem heutigen naturalistischen Stile der Schreibenden und der kunstvollen Gestaltung der Form von Seite der Alten. Die §§ 149--167 sowie 191 bis zum Schlusse sind auszuscheiden.

Da die Rhetorik für uns nur noch die Kunst der Formgebung und die Theorie der geschmackvollen Darstellung ist, so werden wir im 1. Buche der Schrift vom Redner manche interessante Abschnitte überschlagen müssen, um nach den allgemeinen Betrachtungen dieses Buches manche für unsere Zwecke wichtigere Teile des 2. und 3. Buches behandeln zu können. Im 2. Buche ist besonders das von Antonius über die Auffindung des Stoffes, die Fundstätten, die Auswahl und Stellung der Beweispunkte Gesagte zu beachten. Was besonders die Darlegungen über die Darstellung (elocutio) im 3. Buche anlangt, so ist ja der Schüler schon oft im deutschen Aufsatze und bei der Erklärung der Schriftsteller auf die Sprachrichtigkeit, die Deutlichkeit und den Schmuck der Rede hingewiesen worden. Auf die hübschen Bemerkungen Ciceros über Wohlklang und Rhythmus wird er nur im allgemeinen aufmerksam zu machen sein.

Im Brutus empfiehlt sich die Lektüre des Abschnittes über die griechischen Redner (§ 25—52) und die Darstellung von Ciceros eigenem Bildungsgange. Dazu können sich die Charakteristiken der wenigen hervorragenden römischen Redner vor Cicero gesellen, des Cato (63—69), Antonius (139—143), Crassus (143—165), Cotta und Sulpicius (202—210), Hortensius (229—231 und 301—303), des Cäsar (251—263), Calvus und der pseudoattischen Beredsamkeit (283—292). Das Historische und Biographische ist, weil hier nebensächlich, kurz abzuthun, die zahlreichen Namen der alten Redner sind blofs Ballast und können keine lebendige Verbindung in der Seele des Schülers eingehen.

Als Muster eines kunstvollen Dialogs ist weder der Brutus noch die Schrift vom Redner anzusehen, in dieser Beziehung ist Plato vorbildlich. Bei diesem entwickeln sich die Gedanken aus dem Charakter der Personen heraus, während wir bei Cicero doch immer nur des Cicero Meinung heraushören. Das wirklich Thatsächliche aus dem Leben der sich unterredenden Personen stimmt nur wenig mit dem überein, was ihnen Cicero in den Mund legt.

Diese Bemerkungen können den reichen Inhalt der Abhandlungen von Weifsenfels nicht erschöpfen. Zu seiner Ansicht, dafs das Lehrhafte und Reflektierte, weil es mehr Bildungsgehalt in sich fafst, auch pädagogisch wertvoller sei, als das Persönliche und Gegenständliche, wird er wohl wenige bekehren. Aber in einem gewifsen Grade wird man ihm beistimmen können. Nachdem 4—5 Jahre lateinische und griechische Geschichtschreiber, 2—3 Jahre römische und griechische Redner in der Schule behandelt worden sind, sollte auf der obersten Klassenstufe des Gymnasiums an einem so wichtigen Zweige der antiken Bildung, wie es die Theorie der Beredsamkeit ist, nicht ganz vorübergegangen werden. Die gröfsere geistige Reife der Schüler wird sich allmählich an das Begriffliche und Abstrakte gewöhnen müssen. Endlich wird auch der reiche und mannigfaltige Inhalt der rhetorischen Schriften Ciceros nicht wenige Anknüpfungspunkte an Früheres gewähren. Der Schüler wird vieles in der Geschichte und bei den Schriftstellern Gelesenes, vieles in der deutschen Stunde Gehörtes durch einen klassischen Zeugen und zwar in klassischer Form bestätigt finden.

V. Ciceros philosophische Schriften.

Dafs Ciceros philosophische Schriften keinen hohen absoluten Wert beanspruchen können, räumt auch Aly[1]) ein. Als unzweifelhafte Thatsache wird es gelten können, dafs Cicero nichts weniger als ein philosophischer Kopf war, dafs er nicht durch inneren Drang, sondern in der Jugend hauptsächlich durch die Sorge für die rednerische Ausbildung zum Studium der Philosophie und im späteren Alter durch seine unfreiwillige politische Mufse zur philosophischen Schriftstellerei geführt wurde, andererseits aber, dafs er den Römern eine philosophische Sprache schuf, die Ansichten besonders der späteren griechischen Philosophen in allgemeinverständlicher Sprache seinen Landsleuten näher brachte und nicht blofs diesen, sondern auch der späteren Zeit ein Vermittler der griechischen Weltweisheit wurde. So wird es erklärlich, dafs Ciceros philosophische Schriften in den Gelehrtenschulen vielfach Gegenstand der Lektüre waren und noch sind.

Nägelsbach sagt,[2]) dafs wir in der Schule auf Ciceros philosophische Schriften angewiesen seien. Er widerrät aufs entschiedenste die Lesung des Seneka, dessen kleine philosophische Schriften und Briefe nach der revidierten bayrischen Schulordnung vom Jahre 1854 neben Ciceros philosophischen Schriften gelesen werden durften, und zwar aus ästhetischen und historischen Gründen. Dazu gehöre ein reiferer Geschmack. Bei Seneka solle jeder Gedanke, jeder Satz einen Stachel haben. In eine ruhige Entwickelung lasse er sich nicht ein: das sei keine Nahrung für die Schule. Unter den philosophischen Schriften scheint ihm die Schrift über die Pflichten am zweckmäfsigsten für die Schule zu sein, weil sie für einen Jüngling geschrieben sei

[1]) Z. f. G. 1888. S. 734.
[2]) Gymnasialpädagogik. S. 129.

und Erörterungen eines wohlmeinenden, hochgebildeten Mannes über die Grundsätze einer populären Moral enthalte. In zweiter Linie empfiehlt er den Traum des Scipio, während er die Schrift über das höchste Gut und das höchste Übel sowie die Tuskulanischen Untersuchungen der Privatlektüre reiferer Schüler zuweist. Dagegen möchte Roth[1]) der sonst Nägelsbachs Ansichten beistimmt, statt der Bücher von den Pflichten lieber die letzten Bücher der Tuskulanischen Untersuchungen vorzugsweise zum Zwecke logikalischer (!) Übungen empfehlen. Er führt als Gewährsmann für seine Ansicht Ludwig Döderlein an, welcher der persönlichen Mahnung von J. H. Vofs, er solle seine Schüler regelmäfsig Syllogismen bilden lassen, immer folgsam geblieben zu sein erklärte.

Bei Eckstein erhalten wir in seiner Abhandlung vom lateinischen Unterricht eine ziemlich ausführliche Zusammenstellung der Urteile der bedeutenderen Gelehrten über die einzelnen philosophischen Schriften Ciceros rücksichtlich der Schullektüre, worauf ich der Kürze halber verweise.[2]) Er selbst erachtet, wenn überhaupt philosophische Schriften Ciceros gelesen werden sollen, die Beschränkung auf den Cato in einer mittleren und auf die Tusculanen in einer oberen Klasse für notwendig. An einer anderen Stelle (S. 358) bemerkt er, wenn Kern den langweiligen philosophischen Schriften Ciceros die Briefe vorziehe, weil Cicero darin fein und liebenswürdig sei, so habe er nur in jenem Tadel recht. Durch seine Ausführungen zieht sich der Gedanke hindurch, dafs die Jugend an der Lektüre der philosophischen Schriften kein rechtes Interesse habe.

Schrader bezeichnet in seiner Erziehungs- und Unterrichtslehre[3]) ohne weitere Begründung das 1. und 5. Buch der Tuskulanischen Untersuchungen und die Bücher über die Pflichten als lesenswert. Schiller hält in seinem Lehrbuch der Praktischen Pädagogik (1. Aufl. S. 421) den Älteren Cato, Lälius, das 1. und 5. Buch der Tuskulanen und die Schrift über das Wesen der Götter für verwendbar in der Schule. Die Entscheidung solle von der Erwägung des Lehrers abhängen, welchen Konzentrationskreis er schaffen will. Dieser Gesichtspunkt müsse vor allem deshalb festgehalten werden, weil die festzustellenden ethischen Begriffe wertlos sind und auf die sittliche Bestimmtheit des Schülers keinen Einflufs gewinnen, wenn sie vereinzelt bleiben.

Obwohl Aly, wie erwähnt, Ciceros philosophischen Schriften keinen hohen absoluten Wert zuschreibt, so scheint ihm doch bei einer geschickten Auswahl und einer nicht geistlosen Auslegung ihre Lektüre für die Jugend geeignet. „Auch die Jugend“, sagt er, „ist nicht stark im philosophischen Denken, gerade darum ist ihr Cicero kongenial und verständlich. Die klangvollen Einleitungen, die zahlreichen aus allen Gebieten zusammengesuchten Beispiele und Anekdoten,

[1]) Gymnasialpädagogik. S. 247.
[2]) Schmids Encyklopädie. IV. Band, S. 351–354.
[3]) 4. Auflage. S. 369.

der fast immer klare und durchsichtige Stil, die Gelegenheit, die Vertreter der späteren griechischen Philosophie kennen zu lernen, läſst auch heute noch die Lektüre der philosophischen Schriften Ciceros als wünschenswert erscheinen". Aber gerade dieses Vielerlei und Anekdotische halte ich in Rücksicht auf den pädagogischen Gesichtspunkt für nicht eigentlich empfehlenswert. Denn gerade durch das Buntscheckige wird die Aufmerksamkeit der Schüler zerstreut und nicht nach einer bestimmten Richtung hingeleitet, was doch eigentlich eine besondere Aufgabe der philosophischen Entwicklung sein sollte. Wenn wirklich philosophische Werke strengeren Stiles für die Jugend zu schwierig sind, so müſste eher auf die Behandlung derselben in der Schule ganz verzichtet werden, als daſs man bei der im folgerichtigen Denken noch nicht festen Jugend ein zweifelhaftes homöopathisches Mittel anwendete. Übrigens haben wir in Plato einen philosophischen Denker hoher Art, von dessen Werken manche der Fassungskraft der Primaner wohl zugänglich sind. Seine Apologie des Sokrates z. B. und mehrere der leichteren Dialoge geben dem Schüler ein erfreulicheres, den Verstand erleuchtendes, zum Herzen sprechendes, der Sittlichkeit dienendes Bild einer erhabenen und tiefen Gesinnung als die wortreichen und doch vielfach flachen Erörterungen Ciceros, zu denen der Schüler kaum in ein eigentlich gemütliches Verhältnis treten wird. Übrigens lassen sich, wie wir später sehen werden, für die Lektüre der philosophischen Schriften Ciceros manche gewichtige Gründe anführen, wenn dieselbe auch meines Erachtens keinen breiten Rahmen einnehmen kann.

Der Standpunkt von Otto Weiſsenfels wird am besten durch folgende Aussprüche gekennzeichnet.[1]) Aus jeder einzelnen der rhetorischen und philosophischen Schriften Ciceros, sagt er, vor allem aus dem so wenig umfangreichen Cato Maior läſst sich mehr für die Erkenntnis des römischen Geistes- und Kulturlebens gewinnen, als aus seinen sämtlichen Briefen und Reden zusammengenommen. Ebenda (S. X) bemerkt er: Meisterwerke der Poesie und philosophische Schriften, wie die Ciceros, haben, richtig interpretiert, eine weit gröſsere Kraft, vor dem Geiste des Schülers ein klares Bild einer fernen Zeit entstehen zu lassen und so das historische Bildungsziel erreichen zu helfen, als die alten Historiker und Redner. Weiſsenfels sucht dieses durch folgenden Vergleich klar zu machen. Wollte man, sagt er, etwa in tausend Jahren von dem Deutschland aus der Periode seiner Reife reiferen Schülern eine zum Nachempfinden und Vergleichen anregende Anschauung verschaffen, so würde man das schwerlich am besten erreichen durch die Lektüre einer bei hervorragender Gelegenheit gehaltenen politischen Rede oder durch eine gute Darstellung des deutsch-dänischen, preuſsisch-österreichischen oder deutsch-französischen Krieges, sondern durch Lessings Kritik, Herders Ideenwelt, Goethes und Schillers Dichtungen. Dieser Vergleich hinkt ganz gewaltig. Für den Römer bedeutete das Forum, die Kurie, das Feld-

[1]) Cicero als Schulschriftsteller. Vorrede S. VI.

lager alles. Wer den Pulsschlag des römischen Lebens fühlen und die Eigentümlichkeit des römischen Volkes verstehen will, der mufs es an den erwähnten Stätten aufsuchen. Will aber einer nach Jahrhunderten die glücklichste Entfaltung des deutschen Geisteslebens kennen lernen, wird er sich ganz besonders dem Studium der Koryphäen unser Nationalliteratur zuwenden müssen. Das Leben verzweigt sich eben nach vielen Seiten; es gibt viele Quellen, aus denen die Kenntnis des Lebens eines Volkes geschöpft werden kann. Ist auch bei uns der Gerichtssaal nicht ohne Bedeutung, spielt auch bei uns das Parlament eine bedeutende Rolle, wer wird behaupten wollen, dafs diese Stätten mit dem Forum, Komitium, der Kurie verglichen werden können, wo im gewissen Sinne um die Geschicke der Welt gewürfelt wurde? Es sind eben Gröfsen, welche Weifsenfels vergleicht, die nicht mit einander verglichen werden können. Es kommt eben für pädagogische Zwecke auf das geschichtlich Bedeutsame an, im besonderen Falle auf das, was von dem Volkstum, den Sitten, der Sprache, der Kunst und Wissenschaft, überhaupt von der Kultur der Römer ein gutes Bild geben kann. Darum beanspruchen, abgesehen von dem psychologisch-pädagogischen Grunde, welcher die Dichter, Geschichtschreiber und Redner der Jugend sympathischer macht als Reflektiertes, Abstrahiertes, Theoretisches, die römischen Dichter, Geschichtschreiber und Redner ein gröfseres Gewicht als die Rhetoren und Philosophen.

Weifsenfels gab auch eine Auswahl aus Ciceros philosophischen Schriften heraus.[1]) Zur Erleichterung hinsichtlich der Anschaffung für die Schüler ist das ganze auch in 7 Bändchen herausgegeben. Das 1. Heft enthält eine leicht verständliche ausführliche Abhandlung über Ciceros philosophische Schriften und den Entwicklungsgang der griechischen Philosophie mit besonderer Berücksichtigung ihrer Anwendung bei den Römern. Die drei folgenden Hefte umfassen die Schrift über die Pflichten, den Cato und Lälius unverkürzt, das 5. eine Auswahl aus den Tuskulanischen Untersuchungen, das 6. eine Auswahl aus der Schrift über das Wesen der Götter und über das höchste Gut und das höchste Übel, endlich das 7. eine Auswahl aus den Büchern über den Staat und den Traum des Scipio vollständig. Dem Texte ist jedesmal eine kurze Einleitung über die betreffende Schrift sowie eine Zergliederung des Inhaltes und der vornehmsten Begriffe der folgenden Stücke vorausgeschickt. Anmerkungen sind nicht beigegeben.

Die schon oft genannte ausführliche Schrift des nämlichen Schriftstellers „Cicero als Schulschriftsteller" soll eine für Lehrer berechnete Ergänzung der lediglich Schulzwecken dienenden Ausgabe sein. Weifsenfels verbreitet sich darin über alle Punkte, die bei der Beurteilung der philosophischen Schriften Ciceros in Rücksicht auf die Schule in Frage kommen können. Er bekämpft die Tadler derselben

[1]) Ciceros philosophische Schriften. Auswahl für die Schule nebst einer Einleitung in die Schriftstellerei Ciceros und in die alte Philosophie, von Otto Weifsenfels. Leipzig, Teubner 1891. VIII und 570 S.

in geschickter Weise und erörtert die Gründe, warum Cicero in Einklang mit der römischen Denkweise das Dogmatische zurücktreten liefs, die spekulativen Feinheiten geringschätzte und sich besonders der Sittenlehre zuwandte, und weshalb er sich zumeist mit den Stoikern, Epikureern und Akademikern zu schaffen machte. Ciceros philosophische Schriften, sagt Weifsenfels, sind freilich den modernen philosophischen Werken ganz unähnlich, deren hervorstechendster Zug Genauigkeit im Kleinen, Schärfe und Objektivität in der Wiedergabe fremder Meinungen ist. Andererseits gleichen sie auch unseren populär-wissenschaftlichen Schriften nicht; denn sie bieten mehr und wollen auf der Höhe der Zeit stehen, ohne sich zu den breiten Massen herabzulassen. Auch den Vorwurf der Flüchtigkeit, den man den philosophischen Schriften des Römers macht, sucht Weifsenfels zurückzuweisen.

Der Gedankengehalt derselben scheint ihm in erziehlicher Hinsicht sehr ergiebig, weil sie das ewig Bedeutsame des Bildungsgehaltes der Alten in sich fassen: sie geben gewissermafsen den Reinertrag des antiken Lebens. Es durchweht diese Schriften ferner ein jugendlicher Geist voll Kraft und Wärme, ja voll Begeisterung für das Gute. Die Philosophie war damals eine Vertreterin der Religion geworden.

Es erklärt sich nach der Ansicht von Weifsenfels aus der dem Spekulativen abgeneigten Richtung unserer Zeit, dafs der alten Philosophie und dem Philosophieren überhaupt die gebührende Bedeutung nicht mehr beigelegt wird. Allerdings sei es vielleicht für alle Wissenschaft vorteilhaft gewesen, dafs dem übermäfsigen Philosophieren in Deutschland ein Ende gemacht wurde und dafs man sich näher liegenden Aufgaben widmete. Aber die Schule müsse sich auf die rein idealen Bestrebungen immer wieder besinnen, damit der Geist der Zeiten nicht zu weit vom Normalen abgedrängt werde.

Den Einwand, die Jugend sei für die Philosophie noch nicht reif, läfst Weifsenfels nicht gelten; er meint sogar, die Jugend sei gerade das philosophische Lebensalter. Mit weit geöffneter Seele, sagt er, neigt sie sich allem zu, was Übersicht und Klarheit in das rätselhafte Treiben des Lebens bringen kann. Besonders die alte Philosophie sucht sich überall auf das Menschliche zu besinnen und liegt genau in der Richtung, welcher sich der Erkenntnistrieb in den Jahren des Werdens zuneigt. Diese Behauptung ist nicht ihrem ganzen Umfange nach richtig. Freilich ist die Jugend nach ihrem besser gearteten Teile wifsbegierig, empfänglich für die höchsten Aufgaben der Menschheit. Aber es widerspricht aller Erfahrung, dafs sie mit Vorliebe auf die Erkenntnis abgezogener Begriffe und logischer Entwicklungen sich verlege, auch wenn diese durch Beispiele aus der Geschichte und dem Leben näher beleuchtet worden. Wäre die Behauptung von Weifsenfels richtig, so müfste man das kindliche Alter von 3—7 Jahren das am meisten philosophische Lebensalter heifsen; denn die kleinen Menschenkinder dieses Alters möchten ja so gerne über alles Mögliche und Nichtmögliche Aufschlufs erhalten. Aber diese Wifsbegierde ist noch nicht das Streben nach philosophischer

Abstraktion und philosophischer Gedankenarbeit. Es mag auch einzelne wiſsbegierige und gutbefähigte Schüler geben, denen ein guter philosophischer Unterricht Interesse einflöſst, aber die Regel ist es gewiſs nicht.

Auch vom Standpunkte des Christentums aus hält Weiſsenfels das Studium der heidnischen Philosophie für unbedenklich: es könne in derselben mit der christlichen Sittenlehre Unverträgliches nicht erkannt werden, wenigstens nicht in dem Umfange und Tone, wie Cicero sie vortrage. Im Gegenteile solle man die Moralphilosophie der Alten, um die es sich in Ciceros Schriften ja besonders handle, bei der immer weiter gehenden Verweltlichung unserer Zeit sich zur Bundesgenossin nehmen. Epikurs Naturphilosophie gebe uns den Schlüssel zum Verständnis der heutigen materialistischen Naturwissenschaft. Es würde zweckmäſsig sein, den Studierenden mit dem Wesen der materialistischen Scheinwahrheiten bekannt zu machen und dagegen einige triebkräftige idealistische Grundwahrheiten in dessen Seele zu senken. Sonst drängten sich nach seiner Entlassung aus dem Gymnasium leicht jene Scheinwahrheiten ins Ohr, die für den im Denken nicht so Erstarkten bestechend seien.

Dieser Gesichtspunkt verdient ernstliche Beachtung. Gerade die Weiterstrebenden, die es mit der Erkenntnis der Wahrheit ernst nehmen, werden leicht von den verlockenden materialistischen Theorien gefesselt, bis sie später durch tieferes Nachdenken und andere Studien zur Einsicht kommen, daſs jene Theorien nur den Halbgebildeten befriedigen, aber den letzten Grund des Seins und Werdens beiseite liegen lassen, ja darauf verzichten, ihm nachforschen zu wollen.

Endlich macht Weiſsenfels hinsichtlich des pädagogischen Wertes der philosophischen Schriften Ciceros geltend, daſs jeder Unterricht auf dem Grunde latenter Philosophie ruhen müsse, wenn er nicht den Charakter der Innerlichkeit verlieren wolle. Der Philosophie komme es zu, auf der obersten Stufe des Gymnasialunterrichtes die zerstreuten ethischen und psychologischen Einwirkungen zu sammeln. Der Jüngling müsse ins Leben treten mit der Kraft ausgerüstet, für alle Freuden und Leiden der Menschheit Verständnis und Widerstandsfähigkeit zu besitzen. Diese Eigenschaften gewähre im besonderen Grade die alte Philosophie, die in hervorragendem Sinne eine Lebenskunst genannt werden könne.

Mit diesen allgemeinen Erörterungen verbindet Weiſsenfels eingehende Besprechungen der für die Schule geeigneten einzelnen philosophischen Schriften Ciceros. So widmet er z. B. der Schrift vom Alter 23 Seiten. Es ist nicht nötig und möglich, seine Ausführungen auch nur in den Umrissen wiederzugeben und muss deshalb auf das Buch selbst verwiesen werden. Sie stellen die beste Rechtfertigung für die in seiner Ausgabe getroffenen Auswahl dar und sind mit Sachkenntnis, Klarheit und Wärme geschrieben.

Es ist unzweifelhaft, daſs Ciceros philosophische Schriften viele fruchtbare Gedanken enthalten, deren Bedeutung Weiſsenfels mit Eifer und Geschick herausgefunden hat. Auch ich halte es für wünschenswert, daſs die Schüler der humanistischen Gymnasien auf der oberen

Stufe die eine oder die andere eingehend kennen lernen. Sie werden dadurch ihren Gedankenkreis erweitern und, nachdem an den Universitäten durch die Ableistung des Einjährigendienstes und den materialistischen Zug der Zeit das Studium der Philosophie immer mehr zurücktritt, wenigstens eine Anzahl philosophischer Begriffe sich erwerben.

Ferner ist die stilistische Seite nicht gering anzuschlagen. So lange das Gymnasium humanistisch und die Pflege der lateinischen Sprache eine seiner Hauptaufgaben ist, mufs zu einer einigermafsen ausreichenden Beherrschung dieser Sprache auch die philosophische Ausdrucksweise gerechnet werden. Es würde sonst ein bedeutungsvoller Kreis der römischen Denkweise unverstanden bleiben.

Andrerseits kann ich dem begeisterten Lobe der philosophischen Schriftstellerei Ciceros und ihrer Bedeutung für die Schule, wie es Weifsenfels singt, nicht ganz zustimmen. Er schaut diese Schriften offenbar mit den Augen eines für die Philosophie begeisterten und derselben kundigen Mannes an, nicht mit denen des Jünglings. Seine Voreingenommenheit bewirkt, dafs er z. B. die Verquickung von Ansichten des Plato, Aristoteles und der Stoiker bei Cicero zu nachsichtig beurteilt. Das Mifsverständnis Ciceros bezüglich des Begriffes der Lust bei Epikur bezeichnet er selbst als ein grobes. Aber da gerade hierin der Kernpunkt der Epikureischen Lehre liegt, wäre ein stärkerer Ausdruck am Platze gewesen. Indes mufs ich die Abhandlung von Weifsenfels über Ciceros philosophische Schriften als bedeutend und erschöpfend der Beachtung dringend empfehlen.

Max Schneidewin hat in einer besonderen Abhandlung[1]) eine Lanze für die Lesung der Ciceronischen Schrift über die Weissagung in der Prima des Gymnasiums gebrochen. Es liegt allerdings, sagt er, keine Notwendigkeit vor, nach neuen Gegenständen der lateinischen Primalektüre zu suchen, aber eine gröfsere Mannigfaltigkeit ist immerhin erwünscht, damit das drückende Gefühl der Eintönigkeit seiner Beschäftigung den Lehrer nicht bisweilen beschleiche oder überkomme.

Ich möchte diesen Grund nicht so ohne weiteres von der Hand weisen. Indem die Herbartische Richtung in der Pädagogik immer weiter darin geht, unter den passenden Schulschriften die passendste auszuwählen, läuft sie Gefahr einen zu engen Kanon des Lesenswerten festzustellen. Dadurch könnte allerdings der Lehrer einer der oberen Klassen in den Fall kommen, statt der früheren zu grofsen Bewegungsfreiheit alle Beweglichkeit zu verlieren. Und doch mufs nicht blofs auf den Schüler, sondern auch auf den Lehrer Rücksicht genommen werden, der innerhalb zu engen methodischen Grenzen eingeschlossen verknöchern würde. Die Einrede, dafs ja ein Wechsel der Lehrer in den einzelnen Klassen von Zeit zu Zeit angezeigt sei, berücksichtigt die wirklichen Verhältnisse zu wenig. Wenn ferner der eine Methodiker beispielsweise die Antigone des Sophokles, ein anderer den Philoktetes, ein dritter ein anderes Stück dieses Dichters kategorisch als Lektüre fordert, so entgegne ich: Auch die beiden Ödipus, auch

[1]) Ciceros Schrift de divinatione als geeignete Primalektüre. Neue Jahrbücher von Masius. 1883. S. 561 ffg.

die Elektra, auch der Aias, sogar die Trachinierinnen haben viel Typisches, kulturgeschichtlich und ästhetisch Wertvolles. Auch zwischen ihnen und anderen Lehrstoffen lassen sich Fäden anknüpfen. Wollen wir uns also nicht vor lauter Methodik ein eisernes Hemd anlegen und uns jede Freiheit der Bewegung rauben lassen. Die Wahrheit wird immer bestehen bleiben: der Lehrer ist es in erster Linie, nicht der Stoff, welcher die bildende Kraft hat: er mufs etwas von seinem Geiste in den Stoff legen können.

Was nun den Inhalt der Schneidewinschen Abhandlung betrifft, so findet der Verfasser, Ciceros Schrift von der Weissagung sei eine der interessantesten und entbehre auch nicht der aktuellen Bedeutung. Die Vorhersagung schlage zwar in das Gebiet des Aberglaubens ein, aber die Sehnsucht der Menschen, Aufschlufs über die Zukunft zu erhalten, liege tief in seiner Natur begründet. Es gehöre deshalb das Studium dieses Glaubens zum Studium der elementaren menschlichen Natur. Übrigens sei derselbe auch hochangesehenen und gebildeten Personen der Jetztzeit nicht fremd.

Die Kulturerscheinungen treten, wie Schneidewin weiter bemerkt, in den Schriften der Alten in ihrer einfachsten Beschaffenheit uns entgegen. Sie befähigen also den Jüngling, sich über ein abgeschlossenes Wissensgebiet der Alten eine übersichtliche Kenntnis zu verschaffen. Von Cicero sind die Gründe für und wider die Mantik dargelegt. Der Umstand, dafs der Stoff einer geschichtlich überwundenen Kultur angehört, verhütet, dafs er eine pathologische oder dämonische Wirkung übe.

Ciceros Büchlein gibt eine quellenmäfsige Darstellung über den Gegenstand, der bei Homer, den Tragikern, Geschichtschreibern und Rednern eine bedeutsame Rolle spielt. Es ist unmöglich, dafs ein denkender Schüler den Herodot oder Livius gelesen hat, ohne in Beziehung auf Orakel und Wahrzeichen sich die Frage über die Möglichkeit des entsprechenden Glaubens vorgelegt zu haben. In den Büchern Ciceros von der Weissagung findet er sie beantwortet. Am Schlusse betont der Verfasser auch den Reichtum der Beweisformen und die lexikalisch-phraseologische Ausbeute.

Sonach hebt Schneidewin den kulturgeschichtlichen und sprachlich-ästhetischen Wert des Werkes und seine Bedeutung für die Fühlung mit anderen Schriftstellern hervor. Er leugnet nicht, dafs ein ethischer Gewinn aus der Mantik sich nicht ergibt. Übrigens zweifle ich, ob seine Beweisgründe heutzutage viele überreden werden, Ciceros Schrift von der Weissagung im Unterrichte zu verwerten, da andere unzweifelhaft gröfseren pädagogischen und didaktischen Ertrag bringende Werke anderer Schriftsteller und auch Ciceros einer nicht immer gerechtfertigten Abneigung begegnen.

Es erübrigt nur noch auf eine eigenartige Neuerscheinung auf dem Felde der Ciceroliteratur hinzuweisen, auf Dettweilers Ausgabe der Bücher Ciceros von den Pflichten[1]). Dettweiler, ein Schüler

[1]) M. Tullii Ciceronis de officiis libri tres. Für den Schulgebrauch erklärt von Prof. Dr. P. Dettweiler, Direktor des Gymnasiums in Bensheim. Gotha, Perthes. 1890. Preis 2,25 M.

Hermann Schillers und längere Zeit an dessen Gymnasium in Giefsen thätig, hat in der Vorrede die Grundsätze, von denen er in seiner Ausgabe ausging, näher dargelegt. Er beginnt damit, dafs er betreffs der meisten Schulkommentare erklärt, diese seien der erziehlichen Aufgabe des Unterrichts nicht förderlich. Es fehle an Anpassung an das, was die Schule braucht, an einer Ausscheidung des Überflüssigen, an einer Zusammenstellung des Zusammengehörigen und vor allem an einer Hinleitung auf das Verständnis des Ganzen. Er habe sich redlich bemüht, diesen offenkundigen Mängeln abzuhelfen.

In Hinsicht auf den Text lehnt er sich im wesentlichen an die Ausgabe von C. F. W. Müller an. Er sucht besonders durch graphische Mittel, durch gesperrten Druck der hervorzuhebenden Wörter und Sätze ein vorläufiges Verständnis der Vorbereitenden zu erreichen, ebenso durch Zusammenrücken des Zusammengehörigen und durch Absätze bei Verschiedenem. Wenn Dettweiler dies in höherem Grade gethan zu haben meint, als es früher irgendwo geschehen, so ist das ein Irrtum. Er möge nur die Vergilausgabe von Walther Gebhardi, besonders die drei ersten von Gebhardi selbst besorgten Hefte näher ansehen und er wird finden, dafs hier die graphischen Hilfsmittel vielleicht in gröfserem Unfange angewendet sind als bei ihm selbst. Gebhardi hat im 3. Hefte sogar die bei Vergil so häufige Allitteration durch fetten Druck gekennzeichnet. Es wurde damals von manchen Beurteilern das Übermafs in Anwendung der graphischen Hilfsmittel gerügt und gesagt, er verleihe dem Buche ein buntscheckiges Aussehen.

Als obersten Grundsatz für seinen Kommentar stellt Dettweiler die Sorge um den Inhalt und das Verständnis, die Übersichtlichkeit und die Gesamtwürdigung der Schrift auf. Die Anleitung zur Selbstthätigkeit soll durch Übersichten und Rückblicke nach jedem gröfseren Abschnitte unterstützt werden. Jedem Unterrichte müssen, sagt er, die 3 Thätigkeiten des Anschauens, Denkens und Übens zugrunde liegen. Um ferner dem Gesichtspunkte der Konzentration gerecht zu werden, sieht er überall Berührungspunkte mit den in Prima gelesenen Klassikern, besonders mit Horaz, ferner mit den christlichen Wahrheiten u. s. w. Denn die psychologische Erfahrung und Wissenschaft beweise, dafs durch solche Hinweise das Interesse mächtig gefördert und zu weiteren Kombinationen angeregt werde. Dettweiler sucht auch die Beziehungen des Altertums auf die Gegenwart auf, weil das Alte häufig zum Verständnis des Neuen dient und umgekehrt. Endlich hebt er zur Herausarbeitung einer deutschen Übersetzung öfters die Unterschiede der beiden Sprachen in Satzbau und Ausdrucksweise hervor.

Die meisten der angeführten Gesichtspunkte der pädagogischen Theorie haben vielfach Anklang gefunden. Sie sind auch, wenn gleich nicht in gleicher methodischer Vollständigkeit, in verschiedenen Schulausgaben angewendet worden. Ich nenne nur die Ausgabe der Aeneis von Gebhardi, des Sophokles von Wolff-Bellermann, wo die Hinweise auf den ähnlichen Inhalt oder die ähnliche Form bei alten und neuen Schriftstellern sehr häufig sind. Auch an Winken für die

richtige deutsche Gestaltung des Ausdruckes beim Übersetzen aus den fremden Sprachen mangelt es in vielen Ausgaben der Schriftsteller gewifs nicht. Es fragt sich nun, ob es sich vom erziehlichen Standpunkte wirklich empfiehlt, alle bei der Lesung der fremden Schriftsteller möglichen, ja wünschenswerten Konzentrationswinke, grammatischen und stilistischen Belehrungen, Einteilungen. Übersichten, Rückblicke und Ähnliches in einer den Schülern in die Hand gegebenen Ausgabe vors Auge zu führen. Sollen wirklich alle die Beziehungen, durch welche man nach Lessings bekanntem Ausdrucke die Schüler von einer Scienz in die andere blicken läfst, Gegenstand der häuslichen Vorbereitung werden und der Lehrer auf die Rolle des Abfragens und Erklärens verwiesen werden? Ich kann mir eine Ausgabe, wie die der Pompeiana von Thümen oder der Pflichtenlehre Ciceros von Dettweiler, als gut und zweckmäfsig in der Hand des Lehrers denken, welcher durch sie reiche Belehrung und Anregung für den Unterricht und zu weiteren Kombinationen erhält, aber in der Hand des Schülers werden solche Schulausgaben, fürchte ich, dem Unterrichte die Frische und Unmittelbarkeit rauben. Die Folge dürfte gerade das Gegenteil von Selbstthätigkeit sein. Omne nimium vertitur in vitium.

Am wenigsten kann ich mich mit Dettweilers Rückblicken einverstanden erklären. Nicht als ob diese an sich zu mifsbilligen oder etwas Neues wären! Westermann hat in seiner Demosthenesausgabe gleichwie Bellermann in seiner Ausgabe des Sophokles auch Rückblicke gegeben. Aber diese stehen am Ende und fassen ein grofses Ganzes zusammen. So eröffnet Bellermann am Schlusse seiner Tragödienausgaben Rückblicke auf den Gang der dramatischen Handlung, handelt von den Charakteren, dem Schicksal, der Schuld des Helden. Diese äufserst dankenswerten Anhänge gewähren einen rück- und überschauenden Blick über den Bau und den tragischen Gehalt der Stücke. Aber bei Dettweiler finden wir diese Rückblicke nach allen kleineren Einheiten, häufig schon nach 2—3 Kapiteln. Das heifst doch dem zu lesenden Schriftsteller immer drein reden und den Schüler beständig gängeln.

Dettweiler meint, dafs dasjenige, was den Hauptvorzug seiner Arbeit ausmache, das stärkere Hervortreten der pädagogischen Methode, vermutlich nicht überall Beifall finde. Er will sich gerne darüber trösten, weil gerade der Mangel an verständiger Methode in erster Linie die heutige den Gymnasien nicht freundliche Schulbewegung und die nun einmal nicht wegzuleugnende Mifsstimmung gegen die klassischen Studien überhaupt verschuldet habe.

Das ist denn doch ein kaum zutreffendes Urteil über die heutige Schulreformbewegung. Auch vor 30—40 Jahren gab es gar manche Lehrer an den Gymnasien, welche rein formalistisch oder grammatisch verfuhren, d. i. Männer, welche in Ermanglung umfassenden Wissens — nicht wenige waren ja gar keine Philologen oder Mathematiker von Fach — und in Ermanglung lebendigen Eindringens in die Schriftsteller sich an die Aufsenseite hielten. Es gab aber damals eben-

sogut Lehrer, welche ihre Schüler zu fesseln wufsten, weil sie wirklich mit lebendiger Kraft den Geist der Autoren in sich aufgenommen hatten. Ich weifs noch aus eigener Erfahrung, dafs die Lehrer der erstgenannten Gattung in der Mehrheit waren, ferner dafs die pädagogische Kunst der damaligen Lehrer ohne Zweifel geringer war als die der jetzigen. Dennoch dachte damals kaum jemand an die Bekämpfung der klassischen Studien. Der gleichen Mifsgunst wie die alten Sprachen begegnet jetzt, auch vonseite der Studierenden an der Universität, die Philosophie. Hat etwa auch dieses der Mangel an einer verständigen Methode verschuldet? Gewifs nicht. Die veränderte Zeitanschauung, die grofsen Fortschritte der Naturwissenschaft, die Änderung in den wirtschaftlichen und politischen Verhältnissen und Anschauungen lassen das, was ehedem in hoher Achtung stand, in den Augen vieler als einen überwundenen Standpunkt erscheinen. Dafs die Übertreibung der fachwissenschaftlichen Gesichtspunkte in der Philologie und Mathematik auf der Schule manche Abneigung gegen das Studium dieser Fächer gezeitigt haben mag, ist zuzugeben. Aber die heutigen philologischen und mathematischen Gymnasiallehrer sind entschieden fachwissenschaftlich besser durchgebildet und stehen auch pädagogisch mindestens nicht niedriger als früher. Es ist deshalb eine starke Verkennung der treibenden Kräfte in der Entwicklung der Zeit, wenn man wie Dettweiler nach dem Vorgange Schillers den hauptsächlichsten oder auch nur einen der wichtigeren Gründe der heutigen Abneigung gegen die klassischen Studien in der mangelhaften Methode der jetzigen Lehrer sucht.

Meine bisherigen Erörterungen werden dargethan haben, dafs ich durchaus nicht auf einem der heutigen Pädagogik feindlichen Standpunkte stehe. Um so eher darf ich wohl Glauben beanspruchen, wenn ich die Übertreibungen derselben mifsbillige. Es ist ja eine Eigentümlichkeit aller neuen Richtungen auf dem Gebiete des Staatslebens, des wissenschaftlichen, gesellschaftlichen und Kunstlebens, das Neue als das Unfehlbare, das Frühere als unvernünftig hinzustellen. Der besonnen Denkende wird das, was am Neuen gut ist, annehmen, ohne das, was am Alten beifallswert ist, zu verwerfen; sind ja nicht selten unter den verschiedenen Benennungen die nämlichen Sachen verborgen. Mit diesen Bemerkungen will ich aber durchaus nicht dem Werte der Dettweilerischen Ausgabe der Pflichtenlehre Ciceros, von welcher ich zu den Bemerkungen selbst geführt wurde, irgendwie zu nahe treten. Ich schliefse vielmehr damit, dafs ich sage: Dettweilers Ausgabe ist, was die Beherrschung des Stoffes und die Beschaffenheit der Erklärungen sowie der sprachlichen Bemerkungen betrifft, vortrefflich.[1])

Burghausen. A. Deuerling.

[1]) Im heurigen Jahre erschien auch eine Auswahl aus Ciceros rhetorischen Schriften von O. Weissenfels (Leipzig, Teubner), welche, da die vorstehende Abhandlung bereits abgeschlossen war, leider nicht mehr berücksichtigt werden konnte.

II. Abteilung.

Rezensionen.

Das Gefühl. Eine psychologische Untersuchung von Dr. Theobald Ziegler, Professor der Philosophie an der Universität Strafsburg. Stuttgart, Göschen 1893. 328 Seiten 8°.

Soviel ich urteilen kann, waren es besonders drei Dinge, welche der Philosophie in der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts eine sehr empfindliche Einbufse an Achtung zugezogen haben, nämlich erstlich die unverständliche, zum Teil selbstgemachte Sprache, das philosophische Kauderwälsch, in dem die meisten Vertreter der Weltweisheit ihre Schriften zu verfassen beliebten; zweitens die Herstellung haltloser Systeme durch phantastische Spielerei mit Worten, denen nur unklare und verworrene Vorstellungen entsprachen; drittens die mangelhaften, mitunter ganz verkehrten naturwissenschaftlichen und psychologischen Anschauungen, von denen die Philosophie ausging. Von diesen schweren Übelständen beginnt sich unsere philosophische Literatur in neuester Zeit langsam zu erholen, und das vorliegende Buch mufs ganz entschieden unter die erfreulichen Anzeichen einer fortschreitenden Genesung gerechnet werden.

In allgemein verständlichem, gutem Deutsch bietet uns der Verf. eine überaus vorsichtige, auf genaue Beobachtung der in der Erfahrung gegebenen Einzelerscheinungen gegründete Darstellung des menschlichen Gefühlslebens und verzichtet fast ängstlich auf Errichtung eines metaphysichen Systems, offenbar aus Scheu vor dem berechtigten Widerwillen gegen transcendente Schwindelbauten, der gegenwärtig in breiten Schichten der Gebildeten Platz gegriffen hat.

Ich würde weit den für Besprechung philosophischer Werke in diesen Blättern gewährbaren Raum überschreiten, wollte ich alle Punkte anführen, in welchen mir der Verf. das Richtige getroffen zu haben scheint. Um aber dessen wissenschaftlichen Standpunkt einigermafsen zu kennzeichnen, mufs ich doch wenigstens erwähnen, dafs er der monistischen Anschauung sowie dem Determinismus und Eudämonismus huldigt, dagegen den Pessimismus Schopenhauers und Hartmanns verwirft. Das Wesen des Selbstbewufstseins findet er im Selbstgefühl und betrachtet überhaupt das Gefühl als den Mittelpunkt des gesamten Seelenlebens, eine Ansicht, welche mir seit geraumer Zeit so bombenfest zu stehen scheint, dafs ich sie in meiner „Anleitung“ § 13, Abs. 6 unseren Gymnasiasten zu bieten wagte. Im

einzelnen zeigt der Verf. überall eine feine Beobachtungsgabe für die Thatsachen der inneren Wahrnehmung. Mit Recht weist er z. B. S. 58 f. darauf hin, dafs kleine Kinder nicht in Ermangelung der Ich-Vorstellung von sich in der 3. Person reden, sondern lediglich deshalb, weil sie fortwährend hören, wie andere Leute von ihnen in der 3. Person sprechen. Das Vorhandensein gemischter Gefühle leugnet er (S. 101) und erklärt die früher oft versuchte Einteilung der Gefühle in körperliche und geistige, niedere und höhere für unhaltbar (S. 111 f.). Jedenfalls verdient das Buch auch von Schulmännern beachtet zu werden, weil ja eine gesunde Psychologie stets die beste Grundlage für die Erziehungslehre bleibt.

Wie eine Art Rudiment aus der Periode des Philosophenjargons erschien mir das von Z. mitunter gebrauchte Wort „Altruismus" (= Gegenteil von Egoismus) und das davon abgeleitete Adjektiv „altruistisch." Solche Wörter haben für ein deutsches und philologisches Ohr einen entsetzlichen Klang. Aber das ist eine Kleinigkeit, die vielleicht blofs mir pedantischem Philologen auf die Nerven ging. Ernstlichen Tadel dürfte nur die Angst verdienen, mit welcher Z. im Schlusse (S. 327) vor einem Aufschwung in die Metaphysik zurückschreckt und dadurch den Schein erregt, als ob die Metaphysik jetzt überhaupt ihren Wert verloren hätte. Wenn früher durch verkehrte Behandlung derselben die Philosophie in Mifskredit gebracht wurde, so folgt daraus noch keineswegs, dafs man die Metaphysik ganz aufgeben müfste, um das Philosophieren wieder zu Ehren zu bringen. Vielmehr mufs man eben eine richtige Behandlung dieser höchsten Wissenschaft anstreben, indem man, anstatt ohne Rücksicht auf die aus der Geschichte der Menschheit sich ergebende empirische Sittenlehre bald den Willen, bald den Verstand, bald die Phantasie, das Gefühl oder am Ende gar das Gedächtnis für den letzten Grund aller Dinge zu erklären, der Moral die entscheidende Stimme in den metaphysischen Fragen einräumt. Hinsichtlich dieses Punktes erlaube ich mir auf den sachlichen Exkurs in meinem Programm über „die ersten drei Kapitel der Metaphysik des Aristoteles" (Bayreuth 1884) zu verweisen. Z. offenbart sich im letzten Absatz seiner Schrift als ein zum Spinozismus hinneigender Skeptiker. Jedoch nach meiner Überzeugung gehört die Zukunft der Metaphysik und Religion dem ethisch geläuterten Theismus. Eine Philosophie, welche auf die Frage nach dem letzten Grund aller Dinge nur das Wort Montaignes „Que sais-je?" zur Antwort hat, mit dem Z. sein Werk schliefst, läfst das unabweisbare metaphysische Bedürfnis der Menschenseele unbefriedigt und treibt hiedurch die Menschheit lediglich dem Aberglauben in die Arme. Gegen dieses Ungeheuer kann keine Sorgfalt der wissenschaftlichen Einzelforschung schützen, sondern nur eine vernünftige Metaphysik oder Religion.

Über die Einbildungskraft und ihre Bedeutung für Unterricht und Erziehung von Dr. Gustav Märkel, Oberlehrer am K. Realgymnasium zu Döbeln. 2. Aufl. Döbeln, C. Schmidt 1892. 64 Seiten. Preis 1 M.

M. will keine wissenschaftliche Untersuchung über das Wesen und die Wirkungsart der Phantasie liefern, sondern nur eine gemeinfafsliche Darstellung der auf dieses Seelenvermögen zurückführbaren psychologischen Vorgänge nebst einer Anleitung, wie der Erzieher und Lehrer die Einbildungskraft der seiner Pflege anvertrauten Jugend lenken, entwickeln und für die Zwecke des Unterrichts ausnützen kann. Wissenschaftlich lehnt er sich hauptsächlich an Wundts „Grundzüge der physiologischen Psychologie“ an; Jean Paul, Goethe und andere Dichter liefern ihm reichen Stoff. Auch in der pädagogischen Literatur hat er sich nach dem für sein Thema Brauchbaren fleifsig umgesehen. Überall erkennt man den in Theorie und Praxis wohlbewanderten Schulmann.

Um Sinn und Geist des Schriftchens einigermafsen zu kennzeichnen, lasse ich am besten den Verf. selbst sprechen, der S. 63 folgendes sagt: „Möchte man darum immer dem Kinde, dem Jünglinge diesen sprudelnden, belebenden Quell, in dessen Wellen sich die Seele gesund badet, offen halten! In der That kann der frischen, fröhlichen Jugend ihre Phantasiethätigkeit nahe zum Erlöschen gebracht werden durch Überlastung mit Lehrstoff, mit häuslichen Aufgaben . . . . Weg daher mit jener ermüdenden und langweiligen Art zu lehren . ., welche möglichst viel Stoff in den jugendlichen Seelen aufzuspeichern sucht und es zur geistigen Verarbeitung des Notwendigsten nicht bringt; weg mit der Bequemlichkeit jener Lehrer, die keine Minute Zeit darauf verwenden mögen, ihren Stoff mit pädagogischer Überlegung auszuscheiden, zu gruppieren und lebensvoll zu gestalten, die aber alles Heil des Unterrichts im Auswendiglernen suchen; . . . weg mit jener Pedanterie, die den Jüngling keine Stunde sich selbst überlassen will und ihn selbst während der Ferien durch gehäufte Arbeiten zu ängstigen sucht!“ Das sind vortreffliche Worte, deren Beherzigung manchen Lehrern sehr zu empfehlen wäre.

Nicht ganz richtig ist S. 10 gesagt, dafs der Vorrat, mit dem die Einbildungskraft arbeitet, nur der Aufsenwelt entstammt. Auch der innere Sinn des Selbstbewufstseins liefert der Phantasie einen Teil ihres Stoffes; Empfindungen, Gefühle und Begehrungen können Gegenstand der Einbildungskraft sein. S. 49 sind zur Belebung des Geschichtsunterricht lebende Bilder empfohlen; dies scheint mir etwas zu weit gegangen, weil der praktischen Durchführung allzugrofse Hindernisse entgegentreten dürften.

Die Abhandlung ist zum erstenmale als Schulprogramm im J. 1878 erschienen und hat bei namhaften Pädagogen, wie Schiller und Schumann, Anerkennung gefunden. Besonders für angehende Schulmänner dürfte sie recht lesenswert sein; aber wohl auch ältere können aus ihr so manches lernen.

Über die Grundformen der Vorstellungsverbindung. Psychologische Studie von Max Offner. Sonderabzug aus den Philosoph. Monatsheften herausg. von Prof. Natorp. XXVIII. Jahrg. 1892. 67 Seiten. 8⁰.

Die Philosophie im weitesten Sinne, in welchem sie auch die gesamte induktive Wissenschaft umfafst, zerfällt bekanntlich in die drei Gebiete der äufseren Erfahrung, der inneren Erfahrung und der Spekulation oder Metaphysik. In der Sprache Kants wäre das erste als immanent, das zweite als transcendental, das dritte als transcendent zu bezeichnen. Von dem dritten Gebiet glaubten nun manche Philosophen der neuesten Zeit (z. B. Dilthey, Th. Ziegler) unter dem Drucke vielseitigen Mifstrauens sich ganz fernhalten zu müssen. Dagegen das zweite hat die neueste Philosophie als ihre eigentliche Provinz erst recht in Beschlag genommen. Auch vorliegende Schrift ist ein Beweis für das rege Leben, welches die Gegenwart bei der Erforschung des transcendentalen Gebietes entwickelt.

O. sucht über die unendlich mannigfaltigen Vorgänge der hochwichtigen Ideenassociation gröfsere Klarheit zu verbreiten. An Vorarbeiten auf diesem Untersuchungsfelde fehlt es wohl nicht, aber zu einem wirklich befriedigenden und sicheren Ergebnis ist man bis jetzt noch nicht gelangt. Seine Bemühungen verdienen daher sicherlich alle Anerkennung, zumal da er mit Vorsicht, Sachkenntnis und Scharfsinn zu Werke geht und die reichhaltige englische Literatur nicht unbenützt läfst. In einem ersten Teil führt er alle Associationen der Ähnlichkeit und des Kontrastes, sowie die zwischen Teil und Ganzem, Untergeordnetem und Übergeordnetem auf Gleichzeitigkeitsassociation zurück. Jedoch möchte er nicht so weit gehen, wie Münsterberg, welcher alle Ideenassociation aus Gleichzeitigkeit herleitet, sondern behauptet vielmehr im 2. Teil seiner Abhandlung, dafs es eine besondere Association aufeinanderfolgender Vorstellungen gebe. Nach O. zerfallen demnach alle Associationen der Vorstellungen in solche der Gleichzeitigkeit und der Aufeinanderfolge.

Nach meiner Ansicht beruht die Association aufeinanderfolgender Vorstellungen wirklich darauf, dafs das Ende der ersten Vorstellung noch im Bewufstsein sich befindet, während bereits der Anfang der zweiten Vorstellung ins Bewufstsein tritt. O. meint zwar (S. 51), dann habe man es nur mit Gleichzeitigkeit, nicht mit Aufeinanderfolge zu thun. Aber ich möchte behaupten, dafs z. B bei einer völlig getrennten Aufeinanderfolge von Wahrnehmungen im Sinne des Verfassers thatsächlich gar keine Association entsteht. Tritt hiebei doch eine solche ein, so hat sich eben das Gedächtnisbild der ersten Wahrnehmung mit der folgenden Wahrnehmung associiert. Freilich erfolgt die Association immer nur nach einer Richtung hin. So hatte ein Schüler der III. Gymnasialklasse unlängst gelernt gehabt: „Ich zeichne mich aus = excello.“ Hiebei hatte sich das lateinische Wort dem deutschen vortrefflich in deutsch-lateinischer Richtung associiert, so dafs der Schüler in allen deutschen Übungssätzen, wo „ich zeichne mich aus“

vorkam, sofort an das mit diesem deutschen Verbum associierte excello dachte. Als man ihn aber einmal fragte, was excello auf Deutsch heisse, wufste er trotz längeren Nachsinnens nichts zu sagen; es hatte also in seinem Geist keine Association der deutschen Bedeutung mit dem lateinischen Wort in lateinisch-deutscher Richtung stattgefunden. Nunmehr fragte man ihn, was „ich zeichne mich aus" auf Latein heifse, und er antwortete sofort mit der früher beim deutsch-lateinischen Übersetzen bewiesenen Sicherheit: excello. Dies war die Probe auf die ungeschwächte Fortdauer der deutsch-lateinischen Association. Wenn bei räumlich nebeneinandergesehenen Dingen eine Association nach zwei entgegengesetzten Richtungen hin stattfindet, so kommt dies daher, dafs das Bewufstsein die Dinge in beiden Richtungen durchläuft, worauf nach Herbart (Psychol. als Wissensch. II, 134) sogar die Vorstellung des Räumlichen selbst beruht. Man hat ja auch mit Sicherheit festgestellt, dafs die sensorischen Nerven immer blofs den Reiz vom Sinnesorgan zum Gehirn leiten, während die motorischen immer blofs vom Gehirn zum Muskel einen Willensreiz befördern. Dem entsprechend scheint auch das Bewufstsein jeden Weg immer nur in einer Richtung zu machen und Associationen von aufeinanderfolgenden Vorstellungen nur nach vorwärts zu bilden.

Wenn ich nun auch die Polemik des Verf. gegen Münsterberg nicht für ganz gelungen halten kann, so scheint mir doch O. durch seine Schrift bewiesen zu haben, dafs er vollauf das Zeug zu transcendentalen Untersuchungen besitzt, und darf man von ihm noch andere schöne Leistungen auf diesem Gebiet erwarten. Dafs freilich unsere Psychophysiker, welche durch einen Berg von Irrtümern, Vorurteilen und Unbegreiflichkeiten einen Stollen aus der Immanenz ins Transcendentale zu treiben suchen, mit den Psychologen, welche aus dem Transcendentalen durch den nämlichen Berg in die Immanenz einen Weg bahnen möchten, irgendwo in der Mitte des Berges bei ihren Tunnelarbeiten zusammentreffen und jubelnd über den Sieg der Wissenschaft dortselbst einander in die Arme sinken, — dieses glückliche Ereignis dürfte noch in weiter Ferne liegen. O. scheint es, nach dem Schlufs seines Schriftchens zu urteilen, mit Du Bois-Reymond sogar für unmöglich zu halten.

Bayreuth. Ch. Wirth.

Julius Beeger, Die pädagogischen Bibliotheken, Schulmuseen und ständigen Lehrmittelausstellungen der Welt, mit besonderer Berücksichtigung der Päd. Centralbibliothek (Comenius-Stiftung) in Leipzig. Eine geschichtlich-statistische Zusammenstellung. Leipzig. Zangenberg u. Himly. 1892. 84 S. 1 M.

Wenn auch diese Schrift direkt weder auf unser Schulwesen noch auf die Wissenschaft als solche Bezug hat, so bietet doch ihr Inhalt für alle „Pädagogen" Interesse, und sie verdient darum wohl eine Beachtung und Besprechung auch in diesen Blättern. Der bis-

herige Redakteur der nunmehr eingegangenen „Neuen Pädagogischen Revue“ gibt in dieser Schrift nach Vorausschickung einer kurzen „Entstehungsgeschichte“ eine möglichst eingehende statistische Zusammenstellung von den pädagogischen Bibliotheken, Schulmuseen und ständigen Lehrmittelausstellungen der Welt, welche uns viele interessante Aufschlüsse bringt.

Wir erfahren, dafs das älteste bekannte Schulmuseum das 1853 (oder 1854 nach S. 14?) gegründete ‚Educational Museum‘ zu Toronto in British Canada ist, eine Regierungsanstalt, welche unter der Administration des Unterrichtsministers steht und in der langen Zeit ihres Bestehens „einen ziemlichen Umfang“ gewonnen hat. Von den Bedeutenderen, im Auslande bestehenden Schulmuseen sei ferner zunächst erwähnt das 1857 errichtete ‚South Kensington Museum, Educational Division“ zu London; wie andere Museen der Art ist dieses „Staatsinstitut“ hervorgegangen aus einer 1854 unter der Leitung der Society of Arts abgehaltenen Ausstellung, bei deren Schlufs viele der Aussteller ihre Beiträge zur Verfügung der Gesellschaft gelassen haben, und da auch später „Verleger und Fabrikanten“ aufgefordert wurden, die Sammlung erweitern zu helfen, und dieser Bitte „im weitesten Umfange“ entsprochen wurde, so ist es eine „meist aus Schenkungen zusammengebrachte Sammlung“. 1864 entstand das pädagogische Museum zu Petersburg ein Staatsinstitut, unter dem Ressort des Kriegsministeriums, das mit den Schulmuseen und ähnlichen Anstalten anderer Länder nicht recht in Parallele gebracht werden kann. 1867 wurde ein Schulmuseum in den Vereinigten Staaten zu Washington ins Leben gerufen, eine Anstalt, welche zugleich mit einer pädagogischen Bibliothek die oberste Schulbehörde der nordamerikanischen Union als eine besondere Abteilung in ihren Rahmen einfügte mit dem Zwecke, „Lehrer und beim Erziehungswesen interessierte Personen in den Stand zu setzen, solche Hilfsmittel und Abbildungen, welche in Amerika und im Auslande Verwendung finden, zu sehen und zu studieren und daraus die besten Ideen für das Unterrichten zu gewinnen.“ Seit 1875 besteht die Schweizerische permanente Schulausstellung zu Zürich, welche 1890 den Namen „Pestalozzianum“ annahm, „ein Institut, in welchem allseitige pädagogische Anregung eine Stätte haben soll in dem Sinne und Geiste Pestalozzis, welcher die Erziehung des Menschen ebenso weitherzig als warmherzig, als Patriot und Weltbürger zugleich erfafst hat.“ Die Anstalt steht unter der besonderen Pflege eines „Vereines für das P. in Z.“, der bereits sein Absehen auf Erwerbung eines eigenen Heims gerichtet hat.

1877 wurde das Musée pédagogique zu Tokio in Japan gegründet, eine Staatsanstalt mit jährlich 80000 M. Einnahmen; im gleichen Jahre wurde das Landes-Lehrmittel-Museum (Országos transzer muzeum) in Budapest eröffnet, welches als Staatseigentum bezeichnet wird und mit welchem auch ein Lehrmittelmuseum für die Mittelschule verbunden werden soll. Weiter ist zu nennen: das Musée scolaire national zu Brüssel (1878 angelegt), ebenfalls Staatsanstalt;

das Musée pedagogique et la bibliotheque centrale de l'enseignement primaire zu Paris (1879), als gut dotierte Staatsanstalt „eine der interessantesten öffentlichen Anstalten, bestimmt, von Leuten besucht zu werden, welche sich mit Erziehungs- und Unterrichtsangelegenheiten, namentlich mit Volksschulunterricht beschäftigen; die Schulausstellung zu Bern (1879), welche, ein Privatunternehmen, aber von Staat und Stadt subventioniert, eine Sammlung sämtlicher Lehrmittel enthält, welche in den schweizerischen Volks- und Mittelschulen in Gebrauch sind; die permanente Lehrmittelausstellung zu Graz (1881), eine als Privatunternehmen entstandene Sammlung, in der nicht blofs Lehrmittel für die Volksschule, sondern auch ein grofser Teil von Lehrmitteln für Fach- und Bürgerschulen, wie für Mittel- und Hochschulen enthalten sind, und deren Anordnung und Aufstellung ein Meisterwerk und eine Sehenswürdigkeit genannt wird. Im Jahre 1882 wurde in Madrid das Museo Pedagogico errichtet, welches als Staatsanstalt direkt unter der Generaldirektion des öffentlichen Unterrichts steht, in Lissabon das Museu pedagogico municipal, welches nicht in Blüte zu stehen scheint.

In Brasilien wurde 1883 das Museu Escolar Nacional zu Rio de Janeiro als Privatunternehmen eines Vereines eröffnet, nachdem ihm viele Ausstellungsgegenstände der in demselben Jahre daselbst stattgefundenen internationalen Schulausstellung überwiesen worden waren. Ebenso entstand in der Schweiz im gleichen Jahre die Exposition scolaire permanente de Fribourg, gleichfalls ein Privatunternehmen mit Staatsunterstützung. Eigentum der Republik und des Kantons ist die 1886 gegründete Exposition scolaire permanente zu Neuenburg, als deren Zweck hingestellt wurde, „eine Sammlung guten Schulmobiliars und Materials darzubieten, sowie Schulbehörden und Lehrern in Unterrichtsangelegenheiten mit guten Ratschlägen an die Hand zu gehen.“ Seit 1889 besteht die „Ständige Lehrmittelausstellung des Deutschen Landeslehrervereins in Tirol“ zu Innsbruck, welche einen erfreulichen Anfang genommen hat, und in allerneuester Zeit (1891) geht man damit um, in der Britischen Kolonie Victoria in Australien ein dauerndes Schulmuseum zu Melbourne (nach dem Muster des Pariser) ins Leben zu rufen.

Von den Schulmuseen im deutschen Reich ist als erstes zu nennen das „Deutsche Schulmuseum“ in Berlin, das 1876 entstanden ist als Privatunternehmen des Berliner Lehrervereins und sowohl eine Lehrmittelausstellung als auch zugleich eine pädagogische Bibliothek enthält. Daneben besteht seit 1877 das „Städtische Schulmuseum“ in Berlin, das mehr nur eine pädagogische Bibliothek zu sein scheint. Aus dem Jahre 1881 stammt die Lehrmittelausstellung des Lehrervereins der Provinz Sachsen zu Magdeburg, welche streng im Rahmen einer Ausstellung bleiben will und ihren Inhalt ganz auf Modelle und Abbildungen beschränkt. 1889 wurde das (auf Anregung des Institutslehrers E. Piltz) durch den Thüringer Schulmuseums-Verein in's Leben gerufene „Thüringer Schulmuseum“ zu Jena eröffnet, als dessen Zweck bezeichnet wird, dafs es „den Leitern des Schulwesens, den Vor-

stehern und Lehrern von Schulen aller Gattungen, ferner denjenigen, die sich auf das höhere oder niedere Lehramt vorbereiten, sowie den Eltern und anderen an Schul- und Erziehungsfragen Beteiligten die Kenntnis der das Erziehungswesen betreffenden Schriften, der Lehrmittel und Schulausstattungsgegenstände erleichtern, und den Fabrikanten, Verlagsbuchhändlern und anderen Personen die ständige Ausstellung ihrer Erzeugnisse ermöglichen soll.[1])

S. 43 f. ist auch die bei uns selbst allzuwenig bekannte oder geschätzte permanente „Ausstellung des Kreismagazins (nicht Kreisvereins) von Oberbayern für Lehrmittel und Schuleinrichtungsgegenstände" in München aufgeführt, eine Regierungsanstalt, mithin also die einzige Staatsanstalt der Art in Deutschland. Auffallender Weise allerdings fehlt gerade bei dieser die Angabe des Etats, bezw. der Einnahmen der Anstalt, welche den Zweck hat, „die Verbreitung der besten Lehrmittel und Schuleinrichtungsgegenstände in den Volks- und Fortbildungsschulen des Regierungsbezirkes zu fördern und die Anschaffung derselben zu erleichtern", nach einem Regierungsschreiben aber auch andern Lehranstalten zu gute kommen sollen. Zu berichtigen ist in der vorliegenden Schrift, dafs das Ausstellungslokal sich nunmehr im südl. Schrannenpavillon, Blumenstr. 28/I (nicht am alten Heumarkt) befindet, sowie, dafs der neueste Katalog vom Jahre 1888 (nicht 1881) ist und auch weit mehr Nummern als der frühere enthält.

Wenn wir aus der Schrift ersehen, dafs in den letzten Jahren an verschiedenen Orten noch der Anfang zur Gründung von Schulmuseen gemacht worden ist, z. B. in Braunschweig (vom Landeslehrerverein), in Hannover, Hildesheim, Kassel, Kiel (vom Kieler Lehrerverein), ausserhalb Deutschlands z. B. in Bozen, so haben wir hierin einen Beweis dafür, dafs vielfach das Bedürfnis rege geworden ist, das ich in diesen Blättern (a. a. O.) auch für unsere Gymnasien als gegeben erachtet habe. Es ist ein eminent praktischer Zweck, der in solchen Schulmuseen liegt, indem man in denselben „den Lehrern, Schulvorstehern, Gemeinden, Staatsregierungen Gelegenheit geben will, Kenntnis zu nehmen von dem, was auf den verschiedenen Gebieten des Schul- und Erziehungswesens an Hilfsmitteln zu Tage gefördert worden ist, um dann in der Lage zu sein, bei Anschaffung von Erziehungsmitteln irgend welcher Art die beste Auswahl treffen zu können"; eine nachhaltige, vorteilhafte Rückwirkung auf den ganzen Unterrichtsbetrieb und seine Vervollkommnung kann nicht ausbleiben. Es wäre daher sehr zu wünschen, dafs auch derartigen Anstalten die Unterstützung seitens der Behörden nicht fehle; aber leider müssen wir nur zu häufig sehen, dafs die Erfüllung von anerkannten Bedürfnissen vereitelt wird durch den Mangel an vorhandenen Mitteln, namentlich auf dem Gebiete des Schulwesens, wo es allzu häufig an dem energischen Eingreifen und Mitwirken der mafsgebenden Kreise fehlt.

[1]) Vgl. den Artikel des Ref. „Zur Frage des Anschauungsunterrichts" in diesem Bl. Bd. XXIX. S. 1 ff.

Von den pädagogischen Bibliotheken, soweit sie nicht mit Schulmuseen verbunden sind, wie z. B. die in Paris, Washington, Rio de Janeiro, werden als die bedeutenderen angeführt: das 1875 gegründete Cassianeum zu Donauwörth, welches „neben andern Anstalten eine pädagogische Bibliothek von ziemlichem Umfange“ umfafst und „unter allen Instituten gleicher Art wohl das blühendste genannt werden dürfte“; das 1885 eröffnete Pedagogiska Biblioteket zu Stockholm, ein Werk der Lehrerschaft und zwar besonders der Lehrer an den höheren Lehranstalten; das Nederlandsch Schoolmuseum zu Amsterdam, welches gröfstenteils aus einer durch die allgemeine Versammlung der niederländischen Lehrergenossenschaft (1870) gestifteten Bibliothek hervorgegangen ist u. s. w.

Bei den einzelnen Anstalten werden, soweit es dem Verf. möglich ist, genauere Angaben gemacht über Inhalt und Anordnung des Kataloges, über die Benützung der Bibliotheken, über die Einnahmen und Ausgaben, über die Verwaltung u. dergl., und es findet sich dabei manches, was von Interesse ist und zum Vergleich herausfordert. So hören wir, dafs das Musée pédagogique (mit der bibliotheque centrale, in welcher z. B. „sämtliche pädagogische Zeitschriften Frankreichs und die wichtigsten des Auslandes“ mitgehalten werden), an allen Tagen aufser Montags von 10 Uhr vorm. bis 5 Uhr nachm. geöffnet ist, und dafs die Bibliothek während des Winters auch abends von 8 – 10 Uhr besucht werden kann; dafs jeder Beamte des öffentlichen Unterrichts das Recht hat, Werke zu verlangen und dafs die Bücher portofrei an die Empfänger geschickt werden. Die Einnahmen dieser Anstalt betrugen 1886—1888 jährlich 40000 Franks und werden vom Unterrichtsminister in den Staatshaushalt eingestellt; beim South Kensington Museum in London betragen die vom Staate bestrittenen Ausgaben ungefähr 1500 £ (= 30000 M.) ausschliefslich der Besoldungen; die pädagogische Bibliothek (mit dem Schulmuseum) in Washington hat einen Etat von 40—50000 M. jährlich u. s. w.

Besondere Berücksichtigung ist in unserer Schrift, wie schon der Titel sagt, der „Pädagogischen Centralbibliothek (Comenius-Stiftung) zu Leipzig“ gewidmet, deren eingehende Besprechung SS. 21 bis 42 umfafst. Sie wurde gegründet auf einen im Leipziger Lehrerverein 1871 gestellten Antrag des Verf. dieser Schrift, „eine pädagogische Centralbibliothek für ganz Deutschland und Österreich ins Leben zu rufen und dieselbe zur Erinnerung an die vorangegangene Säkularfeier und aus Rücksicht darauf, dafs mit derselben Comenianische Ideen verwirklicht würden, Comenius-Stiftung zu nennen.“ In einem „Aufruf“ wurde „um Einsendung von pädagogischen Schriften, um die Beschaffung von Geldmitteln, sowie überhaupt um Unterstützung der Comenius-Stiftung mit allen möglichen Mitteln gebeten“, und „war auch der erste Erfolg kein glänzender zu nennen, so konnte man doch mit der Aufnahme, welche das Unternehmen in verschiedenen Kreisen fand, recht wohl zufrieden sein.“ Bei der Gründung hatte man sich die Aufgabe gestellt, „möglichst das gesamte literarische Material

zusammen zu tragen, also alles aufzunehmen, was sich auf Schul- und Erziehungswesen vom ersten Lebenstage des Kindes und vom Kindergarten bis hinauf zur Hochschule bezieht", eine Aufgabe, die gewifs neu und grofs war und in ihrer Erfüllung der pädagogischen Wissenschaft in hervorragender Weise dienen mufste. Aber schon durch die Gröfse der Aufgabe allein mufste die Anstalt leiden. Bei einer Sammlung, die, lange Zeit wenigstens, in der Hauptsache auf Schenkungen angewiesen war, mufste von vorneherein auf Vollständigkeit verzichtet werden; immerhin hat sie in 20 Jahren einen Schatz von 60000 Bänden und Broschüren pädagogischen Inhalts zusammengebracht, und „auf einzelnen Gebieten, denen eine besondere, vom Glück begünstigte Pflege zu teil wurde, ist sogar eine gewisse Vollständigkeit erreicht worden", so dafs z. B. die Sammlung der Schulprogramme, welche zur Zeit den umfangreichsten Teil der Bibliothek ausmacht, ohne Zweifel „kaum irgendwo ihresgleichen haben dürfte." Um mit der Produktion pädagogischer Schriften Schritt zu halten, müfsten natürlich der Anstalt namhafte Summen zur Verfügung stehen; so aber hat es stets die äufserste Mühe gekostet, auch nur die allernotdürftigsten Geldmittel zusammen zu bringen. Die Staatsunterstützungen fehlen fast ganz — 300 M. von der K. bayerischen Staatsregierung machen eine rühmenswerte Ausnahme — und aufser dem jährlichen Beitrage des Rates der Stadt Leipzig von 500 M. müssen alle Einnahmen durch Kollekten unter der Lehrerwelt eingebracht werden. Auf diesem Wege aber kann man nie dahin gelangen, die Bibliothek mit denjenigen Mitteln auszustatten, deren sie bedarf, um sich zu der möglichen Höhe zu erheben, besonders da die Ausgaben sich beträchtlicher als die Einnahmen vermehrt haben.

Im Schlufsworte der Schrift, in welchem ihr eigentlicher Zweck zu liegen scheint, weist der Verf. nochmals nachdrücklich auf den Wert hin, den die grofsen pädagogischen Bibliotheken namentlich dadurch haben, „dafs sie dem schriftstellerisch thätigen Lehrer das literarische Material an die Hand liefern, wenn er sich's angelegen sein läfst, die Wissenschaft der Erziehung und des Unterrichts weiter fortzubilden." Sodann wird darauf aufmerksam gemacht, dafs für die Comenius-Stiftung noch aufserordentlich viel zu thun übrig und dafs es demnach um so mehr zu bedauern sei, dafs „nicht einmal ihr Bestand gesichert" ist. Es ist recht wohl zu begreifen, wenn dem Manne, der die Anstalt ins Leben rief und mit unermüdlichem Eifer — ohne jede Besoldung — als Direktor bisher sie leitete, das Herz blutet bei dem Gedanken, dafs man schliefslich gezwungen sein wird, „die Bibliothek unter den Hammer zu bringen", und dafs dann „die schöne Sammlung, das Resultat unendlicher Arbeit, Mühe und Sorge, aufgewendet in 20 langen Jahren, nach dem Auslande wandern würde."

Ganz berechtigt erscheint die Forderung, dafs eine Anstalt, wie die „Pädagogische Centralbibliothek" zu Leipzig „als etwas Vorhandenes, mit vieler Mühe Geschaffenes, einzig in ihrer Art Dastehendes aus Staats- und Reichsmitteln kräftigst unterstützt und dadurch allmählich aus einem Privatunternehmen zu einer öffentlichen Anstalt

erhoben werden müfste.“ Daher stimmen wir voll mit ein in den „Notruf“, den B. am Schlusse seiner Schrift erschallen läfst „an die deutschen Fürsten, an die Staatsregierungen, an die Vertreter des Volkes im deutschen Reichstage, an die Landtage der Einzelstaaten, an die Magistrate der Städte, an die Männer und Frauen, welche der Himmel mit Glücksgütern gesegnet hat, Hilfe bei ihnen suchend, um ein Ereignis abzuwenden, das einstmals in der Geschichte des deutschen Schulwesens düstere Schatten auf unser Zeitalter zurückwerfen würde.“ Wir wünschen von Herzen, dafs dieser Ruf gehört und erhört werde!

München. Dr. Weninger.

Karl Bartsch, Deutsche Liederdichter des 12. bis 14. Jahrhunderts; dritte Auflage besorgt von Wolfgang Golther. Stuttgart, Göschen 1893. 8°. LXXXVI. 407 SS. Preis 5 Mark.

Die Liederdichter verfolgen einen andern Zweck als des Minnesangs Frühling von Lachmann-Haupt, indem Bartsch sich bemühte, einerseits einen Überblick über die gesamte mhd. Lyrik zu gewähren, andererseits nicht die zufällige Sprachform der Überlieferung, sondern die ursprüngliche Mundart der einzelnen Dichter herzustellen. Dieser Versuch an und für sich ist jedenfalls durchaus berechtigt; mögen auch die Ansichten darüber auseinander gehen, ob Bartsch im Einzelfalle stets das Richtige traf, so bleibt doch das Verdienst, diese Frage angeregt und grofsenteils auch gelöst zu haben, bestehen.

Dem Lernenden gibt das Werk durch die Einleitung über die mhd. Liederdichtung und die einzelnen Verfasser, sowie durch das kurze Wörterbuch die Mittel zum raschen und leichteren Verständnis an die Hand. Die vorigen Auflagen gewannen die Gunst eines so grofsen Leserkreises, dafs die Verlagshandlung zu einer notwendig gewordenen dritten Ausgabe sich entschlofs.

Bei der Ausarbeitung suchte ich, so weit es anging, das Werk, wie Bartsch es schuf, zu belassen, insbesondere Texte und Anmerkungen, welche nur berichtigt, aber nicht verändert wurden. Dagegen sind die Bemerkungen über die einzelnen Dichter und die dazu gehörigen Literaturverzeichnisse nach dem Stande unseres gegenwärtigen Wissens ergänzt. Aus Versehen blieb bei Nr. XVI in Text und Anmerkungen die Bezeichnung „der junge Spervogel“ statt „Spervogel II“ stehen. Es ist immer eine schwierige Sache, die Arbeit eines Verstorbenen zu erneuern, zumal auf dem Gebiete einer in stetigem Wandel und Wachstum begriffenen Wissenschaft. Entweder entsteht eine vollständig neue Schrift oder man mufs manche veraltete Lehre mit in Kauf nehmen. Ich hoffe bei Besorgung der dritten Auflage den richtigen Standpunkt gewählt zu haben, indem ich nur dort änderte, wo es notwendig und ohne Störung möglich war, dagegen jeder eigenmächtigen Einmischung mich enthielt, wo kein zwingender Grund zu Neuerungen vorlag.

München. W. Golther.

Oskar Steinel, Die Reform des deutschen Aufsatzunterrichtes. Schweinfurt, im Selbstverlage von Karl Keppel. 1891. 32 S.

Wir müssen es im Voraus offen bekennen, dafs von allen Schriften über Neugestaltung des deutschen Sprach- und Aufsatzunterrichtes, die uns in den letzten Jahren zu Gesichte gekommen sind, keine einen derart ungünstigen Eindruck gemacht hat als die vorliegende. Wenn der Verf. nur scharf und bestimmt angäbe, auf was er es abgesehen hat, mit welch' neuen Vorschlägen er eine Reform des ebengenannten Faches einleiten will! Aus der Summe der vielen mit Frage- und Rufzeichen versehenen Sätze kann man ungefähr zwei greifbare Gedanken herausschälen; demnach will St. in den unteren Klassen der Mittelschulen 1. keine Reproduktion, sondern blofs Schilderungen von Selbsterlebtem, 2. keine Disposition, wenigstens keine in der bisherigen von den alten Rhetorikern überlieferten Form. Von diesen zwei Gedanken ist der eine nicht neu, der andere nicht richtig. Nach der Ansicht des Verfs. wurzeln die Fehler des heutigen Lehrbetriebes im Aufsatzunterrichte darin, dafs die Schule lediglich geistlos die Praktik beim latein. Aufsatze auf den deutschen Unterricht übertrug. Ob diese so kühn aufgestellte Behauptung in ihrer Allgemeinheit wahr sei, wollen wir hier nicht näher untersuchen, vielmehr die Auslassungen Sts. weiter verfolgen. Besonderes Lob spendet er dem Rezepte des Thomasius, das dieser 1691 zu Halle bei Eröffnung eines deutschen „Collegium stili" seinen Zuhörern gab und das er ausführlich mitteilt; hiebei ist es ihm jedoch ganz entgangen, dafs diese praecepta im ganzen nichts anderes sind, als eine im damaligen pedantischen Tone gehaltene und lang ausgesponnene Umschreibung des einfachen Satzes Ciceros im 3. Buche seiner Schrift de orat. (§ 37): plane apte ornate dicere. St. setzt nun hinzu: „Es ist nur zu beklagen, dafs die Schule die Winke des grofsen Schulmannes nicht verstand." Sodann wendet er sich gegen die seither beliebte und — sagen wir nur gleich — für die Erzielung stilistischer Fertigkeit unendlich wertvolle Reproduktion. Wie diese aber mit dem lateinischen Aufsatze — der nebenbei gesagt, schon seit 1854 aus dem Lehrplane des bayerischen Gymnasiums geschwunden ist — zusammenhängen soll, ist unerfindlich; reproduzieren, d. h. nacherzählen, kann man in jeder Sprache und es geschieht dies bei jedem Volke, wenn es auch sonst dem Latein völlig fern steht. Über den Wert des Nacherzählens als einer Schulübung, vornehmlich in den unteren Klassen, herrscht wohl nur eine Stimme und es dürfte demnach überflüssig erscheinen, dagegen anzukämpfen. Befremdlich ist, was der Verf. über diese Art von Übungen sagt: „Sie sind am Platze, wenn es sich darum handelt, den Geist einer fremden Sprache sich anzueignen." Anders äufsert sich hierüber Schiller (Handb. der prakt. Pädag. S. 359 ff.), Herbart (Umrifs § 275), Locke (Gedanken über Erzieh. § 189, 3.) Auch eine andere, höhere Form des Reproduzierens, das Nachahmen von Musterstücken mifsfällt ihm: „Das ist der Grundfehler unseres Aufsatz-

unterrichtes, dafs die bunten Flicken und der Flitterstaat rhetorischer Paradeaufsätze den Schülern leider als nachahmungswerte Muster vorgeführt werden.“ Wenn ferner gesagt wird: „Dann wundert es mich, wie bislang es noch nie geschehen, dafs ein Papagei auf dem Wege des Reproduzierens endlich zu selbständigen Aufsätzen fortgeschritten ist“, so mufs dieser Vergleich als durchaus unstatthaft abgelehnt werden, denn es ist doch nicht zulässig, die Wiedergabe seitens eines abgerichteten vernunftlosen Tieres auf eine Stufe zu stellen mit dem bewufsten Reproduzieren des Schülers, der einen nicht geringen Teil von geistiger Arbeit aufzuwenden hat, wenn er den inneren Zusammenhang einer Erzählung überschauen und wahren mufs.

Nachdem St. so 11 Seiten lang an dem gegenwärtigen Betriebe des Aufsatzunterrichtes herumgenergelt hat, schickt er sich an, seine eigenen Vorschläge dem Leser zu unterbreiten. An Stelle des Reproduzierens verlangt er die Bearbeitung von Stoffen, die dem unmittelbaren Interessen- und Beobachtungskreise des Schülers entnommen sind. Im grofsen und ganzen sind damit, wie aus seinen näheren Ausführungen und dem zugehörigen „Schülerbuche“ zu entnehmen ist, Beschreibungen und Schilderungen gemeint. Dafs hiemit nichts Neues gesagt ist, lehrt ein Blick in jedes beliebige Aufsatzbuch für mittlere Klassen; neu dagegen ist der Vorschlag S. 13: „Ich möchte wissen, was daran hindern könnte, gelegentlich dasselbe Thema in der untersten und der höchsten Klasse bearbeiten zu lassen. — Ein Aufsatz: „Unser Schulgarten“, „mein Schulweg“ ist in der obersten Klasse einer Mittelschule ebenso am Platze wie in der untersten.“ Neu sind ferner einige Themen, so z. B. eines im Schülerbuche: „Beschreibung meines lat. Elementarbuches.“ Wahrlich der Lehrer müfste eine trockene und lederne Seele haben, der seinen Schülern nach der geistigen Anstrengung, die nun einmal mit dem Betriebe fast jeden Faches verbunden ist, statt ihnen in der Aufsatzstunde einen erquickenden Trunk aus dem Jungbrunnen der deutschen Sagen zu reichen, ein Thema obigen Kalibers zur Ausarbeitung gäbe: ein Thema, so dürr und trocken, wie man es kaum wieder in Aufsatzbüchern finden dürfte. Überdies — welches ist der geistige Gewinn, den der Zögling aus einer solchen Arbeit zieht? —

Auch die „abrupte, möglichst in Fremdwörtern sich bewegende Ausdrucksweise“ der seither eingeführten Disposition, zu welcher der philosophische Jargon früherer Zeiten das Muster sein soll, behagt dem Verf. nicht; sie sei eine Schablone, die als Götzenbild allen Arbeiten einer Klasse aufgezwängt werde. Auch in der Anordnung einer Arbeit müsse der Individualität des Zöglings ein weiterer Spielraum gelassen werden. So setzt er denn an Stelle der Disposition den „Arbeitsplan“, der nach seiner Erklärung eigentlich nichts anderes ist als ein Bruchstück aus einem Gespräch (über das Thema) mit einem Schulkameraden. (Zuerst schreibe ich . . . ., dann erzähle ich . . . .) Wie sich die Ausgestaltung dieses Arbeitsplanes vollführe, beschreibt St. ausführlich, indem er uns den Verlauf einer Lehrstunde vorführt. Hieran schliefsen sich noch allgemeine Erörterungen über die

Form der Aufsätze (Briefform), sowie ein Hinweis auf das nach den eben geschilderten Grundsätzen verfafste „Schülerbuch“, worauf zum Schlusse noch eine Auslese von Stellen aus Herbarts Umrifs p. V., sowie aus Schillers Pädagogik folgt, welche die grundsätzliche Übereinstimmung beider mit den Ansichten des Verfs. erweisen sollen.

Es kann nicht verschwiegen werden, dafs in dem vorliegenden Büchlein sich eine Reihe von schiefen Urteilen und übertriebenen Behauptungen vorfindet, wie auch St. der Tragweite seiner Gedanken sich nicht immer bewufst ist, z. B. wenn er sagt: „Die lateinische Arbeit hatte für ihr Gelingen zur Bedingung, dafs das deutsche Sprachgefühl zurückgedrängt werde und dafür an dessen Stelle eine davon abweichende Art des Ausdrucks trete.“ Wenn dies als beklagenswert hingestellt wird, dann darf man überhaupt nicht mehr in fremde Sprachen übersetzen, auch in keine neuere, denn wer einmal aus seinem Idiome heraustritt, der zieht gleichsam eine andere Seele an, den Geist der fremden Sprache.

Aug. Engelien, Die deutsche Wortbildung für den Schulgebrauch methodisch dargestellt. Berlin, Wilh. Schultze, 1892. 45 S.

Vor etwa 30 Jahren klagte ein hochgestellter Schulmann dem Verfasser der angezeigten Schrift, dafs man es im allgemeinen versäume, die Schüler in ein klares Verständnis der Entwicklung der Sprache einzuführen, dafs man selten darauf bedacht nehme, die ursprünglich sinnliche Bedeutung abstrakter Ausdrücke hervorzuheben und so das Bildliche der Sprache aufzudecken. Die gleiche Klage könnte zu unserer Zeit nicht mehr erhoben werden, denn in einer vorher nicht geahnten Weise ist es gelungen, die Resultate der deutschen Sprachforschung den Zwecken des Jugend-Unterrichtes dienstbar zu machen und auf diese Art eine Ausgestaltung desselben nach der historischen Seite hin herbeizuführen. Namentlich die Wortbildungslehre hat gegenwärtig in den Grammatiken eine immer noch steigende Bedeutung erlangt: die wunderbare Bildsamkeit ist es ja, die unsere Sprache weit über alle anderen Idiome erhebt und die den Schülern nicht früh genug zum Bewufstsein gebracht werden kann. Da indes immerhin noch hie und da die Meinung verbreitet ist, dafs „gewifse Belehrungen über Wortbildung wohl Handhaben für die Orthographie darböten“, einen eigenen Platz im Gefüge des deutschen Unterrichtes aber schon aus dem Grunde nicht beanspruchen dürften, weil es an einer elementaren Behandlung derselben fehle, so hat es der Verf. unternommen, einen auf wissenschaftlicher Grundlage aufgebauten, jedoch durchaus elementar entwickelnden Lehrgang für die Wortbildung darzubieten, sowohl für die Lehrer, die schon immer die Sache am richtigen Ende angepackt haben, als auch für jene, die in diesem Gebiete nicht so bewandert sind.

Das Büchlein behandelt die Ableitung und Zusammensetzung der 3 Hauptwortarten aus den Stämmen und enthält am Schlusse die

Aufstellung von Wortfamilien; ein eigener § bespricht eine Reihe von Zusammensetzungen, deren Elemente bezüglich ihrer Abstammung oder ihres Sinnes im Wechsel der Zeiten eine Verdunklung erlitten haben, wie Bräutigam, Nachtigall, Frondienst, Hagestolz, Maulwurf, Singrün, Elend, Quecksilber u. ä. W. Auf Vollständigkeit hat es E. grundsätzlich nicht abgesehen, vielmehr will er nur den Rahmen bieten, in welchen sich die weiteren Ausführungen des Lehrers — und zu diesen ist Gelegenheit in Hülle und Fülle vorhanden — einfügen und unterbringen lassen. Wenn wir vor die Frage gestellt werden, auf welcher Stufe das Büchlein wohl mit bestem Erfolge durchzunehmen sei, so kann die Antwort nicht schwer fallen: nach Abschlufs des gesamten deutschen Sprachunterrichtes, d. h. auf bayerische Verhältnisse übertragen, in der 5. Klasse.

Einen streng systematischen Lehrgang hat der Verf. nicht eingeschlagen, sondern, wie es scheint, in den 42 §§ abgerundete Bilder von Lektionen vorgeführt, in welchen er bald den, bald jenen Punkt herausgriff, mit seinen Schülern besprach und alles in das Bereich des Themas Gehörende herbeizog. Die angeknüpften Fragen und Übungen sind nicht gerade einfacher Art und das Resultat liegt nicht ohne Weiteres auf der Hand, vielmehr stellen sie mitunter einige Anforderungen an die Denkkraft des Schülers, der gezwungen wird, über manches nachzusinnen, woran er vielleicht flüchtig vorübergegangen wäre. So entspricht das eingeschlagene Verfahren vollkommen einem Verlangen, das schon öfters in diesen Blättern gestellt und auch von Hildebrand geäufsert wurde, der da sagt: „Der Sprachunterricht sollte mit der Sprache zugleich ihren Inhalt, ihren Lebensgehalt voll und frisch und warm erfassen“.

Zu bedauern ist nur, dafs nicht hie und da zum Vergleiche die altklassischen Sprachen herangezogen worden sind; manche hübsche Parallele wäre zu verzeichnen; es genüge, darauf hinzuweisen, dafs mit dem Stamme b a r = tragen, auf welchen (frucht)-bar, Bärme, Bürde, Zu b e r, Bahre, Gebärde, ur b a r zurückgehen, sich leicht der lat.-griech. St. f e r verbindet läfst, wobei eine Reihe von Sprofsformen, wie fertilis, fors, fortuna, fur, pharetra, aquilifer, probrum u. ä. herbeigezogen werden kann; ferner sei erinnert an parallele Partizipialbildungen, wie Jugend, Tugend, Freund, Heiland u. ä.

Nicht vergessen dürfen wir, ausdrücklich hervorzuheben, dafs E. die verzeichneten Etymologien nicht einfach in Parade neben einander aufführt, sondern in einem eigenen Abschnitte auch begründet und erläutert; man vergleiche z. B. in § 12 die Erklärungen zu Blech, Dank, Fach, Heu, stumm, tief, zahm.

Nur wenige Bemerkungen haben wir noch zu machen, die nicht sowohl auf Falsches aufmerksam machen sollen, als vielmehr dazu bestimmt sind, eine oder die andere Aufstellung zu ergänzen, soweit es eben in dem vom Verf. gefügten Rahmen möglich ist. Ergänze zu § 8: Scharte, St. scher-en; zu § 12: Kunz o d e r K u r t; zu § 28: nach Panthertier noch Elentier und Renntier, eig. Ren, ein fin.-lapp. Wort; ebenda nach Elend noch Elsafs; zu § 31: frühstücken'

Anderes läfst sich leicht bessern. Man vermifst eigene, den Inhalt anzeigende Überschriften, z. B. § 10 Faktitive Verba. — Das Adj. läg (leg) ist uns unbekannt. — Bedeutet Leumund jetzt immer den schlechten Ruf? Geht Pfennig wirklich auf Pfanne zurück? — Bei den Subst. auf -rich wäre, um falsches Etymologisieren hintanzuhalten, zu bemerken, dafs Hederich von lat. hederacea abstammt. — Die Abkürzung baiersch kennt man in Süddeutschland nicht.

Unsere Besprechung schliefsen wir, indem wir gerne in den Wunsch des Verfs. einstimmen: „Möge das vorliegende Büchlein nach vielen Seiten hin anregend wirken und eine sinnige Beobachtung der Sprache fördern!“

Hefs, Geist und Wesen der deutschen Sprache. Eisenach, Wilckens. 1892. S. 95.

Vor uns liegt die Schrift eines Mannes, der im Leben als Lehrer wirkte, nunmehr aber bereits hinübergegangen ist in jenes dunkle Land, von dannen es keine Rückkehr gibt. Ihm war es nicht mehr vergönnt, sein letztes Werk im Drucke zu schauen, wir aber freuen uns desselben, denn es stellt sich dar als ein Vermächtnis, worin am Abend seines Lebens ein erprobter Lehrer und gediegener Charakter die Summe seines Fühlens und Denkens über die deutsche Sprache niedergelegt hat. Durchdrungen ist die Schrift von Begeisterung für deutsches Wesen und läfst überall Liebe für heimische Sprach- und Denkweise erkennen. Zwar ist der Verf. keiner jener Schönfärber, die jedwedes Ding durch die rosenrote Brille des Optimismus betrachten und überall eitel Wonne und Glück zu finden meinen — nein, er sagt es deutlich: „Nun steht es jetzt . . . wahrlich nicht so um das deutsche Volk, dafs man seiner Zukunft mit den schönsten Hoffnungen entgegensehen könnte: schwer sind die geistigen, sittlichen und namentlich wirtschaftlichen Schäden, an denen es leidet“. Darum meint er, müsse alles aufgeboten werden, den rechten echten, nicht hochmuterfüllten, aber auch nicht von Schwachheit angewandelten Nationalsinn zu kräftigen; das deutsche Volk müsse sich wieder auf sich selbst besinnen, müsse seine geistigen Güter anerkennen. Zu diesen gehört aber in erster Linie als eines der edelsten die Sprache. Seit die deutsche Einheit wieder fest geschmiedet worden ist, hat die Wissenschaft der deutschen Sprache einen neuen Anlauf genommen und allenthalben wird ihr eifrige Pflege namentlich von seiten der Sprachvereine gewidmet. Unter solchen Umständen hält es der Verf. für passend und angezeigt, ein kräftiges Wörtlein zu reden über Geist und Wesen der deutschen Sprache.

Ausgegangen wird in der Einleitung von dem Begriffe und der Entwicklung der Sprache überhaupt, die nach Jak. Grimm der volle Atem menschlicher Seele und für den Volksgeist von höchster Bedeutung ist. Scherer vergleicht sie — und hier hat er vornehmlich die deutsche im Auge — mit der Weltesche Yggdrasill, deren Wurzeln in die tiefste Tiefe dringen, während die Äste bis zum Himmel reichen.

unser Verf. aber mit einer Norne, die am Brunnen des Schicksals eines Volkes sitzt und mit den Schwestern nicht nur von der Vergangenheit Kunde gibt, sondern auch Gegenwart und Zukunft bestimmt. „Wem sie einen besonders vollen Trunk aus ihrem Brunnen kredenzt, dem erfüllt sie das Herz mit unaussprechlicher Wonne und freudigster Hingebung an sein Volk und verleiht ihm reiche Geisteskraft. Ja das ganze Volk durchdringt sie mit unversieglichem Leben und macht ihm seine Stammesgenossen und sein Vaterland erst wahrhaft wert". Die deutsche Sprache aber insonderheit bot in schweren Zeiten das Band der Vaterlandsliebe und bildet noch jetzt mit ihren Geistesschätzen den Gegenstand der Bewunderung für das Ausland. Pflicht eines jeden Deutschen sei es, diese Sprache recht zu würdigen und aufserdem mitzuarbeiten an der Erhaltung ihrer Reinheit und Feinheit.

Freilich ist die befriedigende Lösung der Frage von Geist und Wesen der deutschen Sprache noch in weite Ferne gerückt; der Ursprung und die erste Entwicklung der germanischen, wie überhaupt jeder anderen Sprache wird für immer in geheimnisvolles Dunkel gehüllt bleiben; auch die sog. junggrammatische Schule, deren begeisterter Jünger der Verf. gewesen zu sein scheint, ist bis jetzt noch nicht zu gesicherten Ergebnissen, geschweige denn zu abschliefsenden Überblicken gelangt. Darum verzagt er jedoch nicht, sondern unternimmt es seinerseits, ein Scherflein beizutragen, um wenn auch nicht die Lösung der Frage herbeizuführen, doch einen Überblick über den neuesten Stand derselben zu bieten. Mit dem allgemeinen Interesse, das denkenden Betrachtungen über die Sprache oft selbst bei den schlichtesten Leuten entgegengebracht wird, glaubt er sein Unterfangen genügend gerechtfertigt.

Den überreichen Stoff hat sich H. in 3 Gruppen gegliedert; zuerst spricht er über die Lautlehre, dann über Formenbildung und Formenverwertung, zuletzt über Wortbildung und Wortschatz unserer Muttersprache. Das so trockene und heikle Gebiet der Lautstatistik findet hier eine anregende Darstellung, indem vor allem der ästhetische Wert unserer deutschen Sprache hervorgehoben wird, wobei der Verf. es nicht unterläfst, zum Vergleiche immer einen Blick auf fremde Sprachen zu werfen. Wir erfahren demnach, dafs das Deutsche sich vor anderen Sprachen durch Klarheit und Deutlichkeit, Schlichtheit und Natürlichkeit seiner Laute auszeichnet, wie es auch durch seine Kraft das zischelnde und säuselnde Französisch und das dahlende Italienisch weit hinter sich läfst. Auch über die Schallkraft und Tragweite der Laute wird eine kurze Bemerkung eingeschaltet, aus der ersichtlich ist, dafs die deutschen Laute viel weiter dringen als z. B. die französischen. Hierauf behandelt H. mit grofser Ausführlichkeit die Konsonanten, die Vokale, die Lautverschiebung (an diese glaubt er nicht mehr), den Ablaut, den Stabreim, den Reim, sowie die Betonung — alles im Sinne der neuesten Aufstellungen.

Den 2. Teil eröffnet eine Betrachtung über die neueren, die analytischen Sprachen und ihren Gegensatz zu den alten, den synthetischen. Die Analyse, die Auflösung des Gedankens in seine ein-

zelnen Formteile, gewinnt im Laufe der Sprachgeschichte immer breiteren Boden, so besonders in der deutschen. Am klarsten tritt dieses Verhältnis bei der Konjugation zutage. Nachdem dann Substantiv, Adjektiv, Pronomen und Artikel eingehend auf ihre Kraft und Schönheit untersucht worden sind, vergleicht H. noch die Satzbildung, die Wortstellung und den Periodenbau unserer Sprache mit den fremden Idiomen und gelangt dabei zu dem Schlusse: „Einheit und Freiheit, kunstvolle Zusammenfassung und Mannigfaltigkeit sucht der deutsche Satz wie kaum der einer anderen Sprache zu vereinigen“.

Im 3. Teile findet sich zuerst unter teilweiser Anlehnung an Fichtes 4. und 5. Rede a. d. d. N. eine Parallele zwischen den Völkern mit ureigener und solchen mit aufgedrungener Sprache. Aufser der Ursprünglichkeit, dieser notwendigen Voraussetzung für die Bildsamkeit einer Sprache, spielen aber noch weitere Faktoren herein, die ihren Einflufs auf das Werden und Wachsen derselben äufsern, nämlich die Lebenserfahrungen, der Freiheitssinn und das ideale Bildungsstreben eines Volkes. Diese drei Prädikate, die dem deutschen Stamme in ganz besonderem Mafse zu eigen sind, haben bewirkt, „dafs die deutsche Sprache noch gegenwärtig eine Bildsamkeit besitzt, wie schwerlich irgend eine neuere Sprache, und diese ihre Kraft noch jetzt immer bewährt“. An einer ganzen Reihe von Beispielen zeigt nun der Verf. die aufserordentliche Fähigkeit unserer geschmeidigen Sprache einerseits neue Ausdrücke zu bilden, namentlich auf dem Gebiete der Zusammensetzungen, andrerseits auch solche, die man längst erstorben glaubte, wieder ins Leben zu rufen.

Ferner werden noch diejenigen Worte eigens beachtet, welche unserer Sprache eigentümlich und in eine andre nur schwer übersetzbar sind, z. B. Gemüt, Demut, Sehnsucht, Heimweh, Tiefsinn, Wanderjahre, Wehmut, Innigkeit, Seligkeit, Weltanschauung.

Die Schlufsworte dieser mit Liebe und Begeisterung für unser Vaterland verfafsten Schrift klingen aus in einen Hymnus auf die deutsche Sprache und das deutsche Volk, dessen weltgeschichtliche Bestimmung nach Giesebrecht darin bestehe, die Summe aller überlieferten Bildung in sich aufzunehmen.

Citiert wird eine schöne Zahl hervorragender Schriftsteller, z. B. Heyse, Hildebrand, W. v. Humboldt, Rückert, Schleicher, Scherer, Schröder, Lehmann, Andersen, Arndt, Herder, Fichte, Giesebrecht; auf Schritt und Tritt bemerkt man überdies, dafs des Vaters der deutschen Sprachwissenschaft, des grofsen Grimm, der für unsere Sprache mehr gethan hat als irgend ein Sterblicher, mit Ehren gedacht ist.

Schliefslich ist noch zu erwähnen, dafs aus der Feder des Gymnasial-Direktors a. D. Dr. K. H. Keck eine Biographie des verlebten Verfassers dem Buche beigegeben ist.

Hof. Rud. Schwenk.

Auswahl aus deutschen Dichtern des 18. und 19. Jahrhunderts für Schule und Haus. Von Dr. Joh. Wilh. Schaefer, Professor. Vierte Auflage. Bremen. Verlag und Druck v. M. Heinsius Nachfolger. 1893.

Wenn der Herausgeber dem Grundsatze huldigt, dafs es bei einem derartigen Sammelwerke zunächst darauf abgesehen sein mufs, die Dichter herauszugreifen, welche durch Mustergültigkeit und charakteristische Eigenart aus der grofsen Menge hervorragen, so kann man ihm, meines Erachtens, vollständig beipflichten; denn der Sammler einer solchen Auswahl hat nicht so fast den Standpunkt des Literaturhistorikers als den des Schulmannes und Pädagogen einzunehmen. Als solchem aber liegt es ihm ob, die Schüler vorerst nur mit dem Besten bekannt zu machen, was unsere neue Literatur bietet. — In der vor uns liegenden vierten verbesserten und vermehrten Auflage nun hat sich Schaefer noch mehr auf den bezeichneten Standpunkt zurückgezogen und, wie mir däucht, nicht zum Schaden des Buches. Wenn ich übrigens einen Wunsch aussprechen soll, so ist es der, dafs von den Epikern Robert Hamerling und Weber, von den Lyrikern Redwitz und Lingg (letzterer ist allerdings mit einigen Gedichten vertreten) in der Einleitung (Übersicht der Geschichte der deutschen Poesie im 18. und 19. Jahrhundert) eine wenn auch noch so gedrängte Beurteilung fänden. Das Gleiche gilt von dem österreichischen Dramatiker Grillparzer, dessen Genius man endlich einmal auch in Deutschland allerorten gerecht werden sollte. Die genannten Dichter vertreten gewifs jeder eine selbsteigene Richtung und glänzen überdies durch hohe Formschönheit. Aufserdem scheinen mir Goethe und Schiller etwas gar zu papierökonomisch behandelt, während Rückert, dessen literarische Verdienste immerhin eine ehrende und liebevolle Würdigung erheischen mögen, den allergröfsten Geistern gegenüber doch überschätzt sein dürfte.

Schliefslich können wir uns trotz gegenteiliger Anschauung mancher Fachgenossen nur einverstanden erklären, wenn, unter thunlichster Wahrung der Korrektheit des Textes, gleichwohl solche Strophen und Stellen ohne Bedenken gekürzt oder weggelassen sind, welche durch Abgeschmacktheit oder anstöfsigen Inhalt auf die Jugend irgendwie schädlich einwirken könnten. Ein solches Vorgehen ist geradezu für ein Verdienst zu erachten; denn in derartigen Fällen mufs die starre, verständnislose und engherzige Mikrologie dem ungleich wichtigeren pädagogischen Momente weichen.

München. Dr. Karl Zettel.

T. Macci Plauti Persa. Recensuit Fridericus Ritschelius. Editio altera a Friderico Schoell recognita. Comoediarum Plautinarum tom. IV. fasc. III. Lipsiae in aedibus B. G. Teubneri MDCCCXCII. S. XXX. 171. gr. 8⁰.

Der Wert dieser neuen Persa-Ausgabe gegenüber der ersten vor nunmehr 40 Jahren erschienenen Bearbeitung Ritschls liegt selbstverständlich vor allem in der genaueren und vollständigeren Kenntnis des Ambrosianus, in welchem von den 857 Versen des Stückes 519 erhalten sind. Sch. hatte bereits i. J. 1885 eine Abschrift aus demselben genommen, dann 1888 nochmals einiges verglichen, und nach dem Erscheinen von Studemunds Apographum 1891 endlich hat er die Stellen, wo sich eine Verschiedenheit zwischen seiner und Studemunds Lesung zeigte, einer erneuten Prüfung unterzogen. Im Apparat ist nun Schoells eigene Lesung nach Studemunds Angaben verbessert und ergänzt, wobei keine Abweichung übergangen ist, die von irgend einer Bedeutung sein könnte. Sonach dürfen wir wohl annehmen, dafs für den Persa jetzt das Möglichste erreicht ist in der Ausbeute des A, und wenn nun daneben die früheren Angaben Ritschls und Gepperts kaum mehr in Betracht kommen, so ist das nicht zu verwundern.

Den Cod. B hat nach Ritschl für den Persa (wie früher für die Ausgabe der Menaechmi) Hincke verglichen; C und D hat Schoell selbst von neuem durchgesehen, während die Varianten von F und Z aus der Proecdosis übernommen sind. Die Verteilung der Verse an die einzelnen Personen des Stückes, wie sie in A und B zu finden ist, ist im Apparat möglichst genau angegeben, von C und D hingegen nur, wo sie irgend von Belang erschien, wobei allerdings in Betracht kommt, dafs die Personennamen in den Szenenüberschriften gröfstenteils, mitten im Dialog selbst durchgehends in den Palatinischen Handschriften fehlen, so dafs nur aus dem Raume, der leer gelassen, aber oft kaum deutlich erkennbar ist, auf die Verteilung der Worte geschlossen werden kann.

Bei der Unsicherheit der Überlieferung und den grofsen Schwierigkeiten, welche sich sonst darbieten, scheint der Persa weniger Anziehungskraft ausgeübt zu haben als andere Stücke des Plautus,[1]) so dafs wir — abgesehen von Ussings unzuverlässiger Ausgabe (1886) — keine Bearbeitung desselben finden seit Ritschls erster kritischer Ausgabe. Erwähnt sei auch, dafs von neueren Dichtern keiner den Persa oder einige Partien desselben nachgebildet oder benutzt hat. Dafs in der vorliegenden Ausgabe alles verwertet ist, was seit Ritschl in der Kritik und Erklärung irgend geleistet wurde, braucht bei Schoells bekannter Akribiie kaum bemerkt zu werden; auch in der Angabe von Versuchen früherer Kritiker will er genauer sein als Ritschl, der öfter sich selbst zugeschrieben habe, worin Guyet, Bothe u. a. ihm bereits zuvorgekommen waren (v. 304 corr. Valla —, nicht Gruterus, wie bei Ritschl).

Über das griechische Original vermag auch Sch. nichts anzugeben,

[1]) Über die Bedeutung des Stückes vgl. man jetzt Wilamowitz. Index scholarum. Göttingen. Winters 1893. Die Red.

ebensowenig als über die Zeit der ersten Aufführung sich etwas Sicheres sagen läſst. In der Schreibung des Namens Lemniselenis folgt Sch. der ersten Ausgabe, während Ussing (mit Camerarius) Lemniselena schreibt. Auch den zweifelhaften Namen Dordalus behält er mit Ritschl bei; zu dessen Bemerkung, daſs möglicher Weise im Argumente allein richtig Dorpalus überliefert sei, fügt er noch bei, daſs nach Studemund in der Überschrift der 3. Szene des 2. Aktes in cod. B nicht unterschieden werden könne, ob Dordalus oder Dorpalus zu lesen sei. Wenn aber auch die Ableitung unsicher bleibe, so sei doch kein Grund vorhanden, an eine Korruptel zu glauben, zumal dem Namen des leno leicht ein obscönes, unbekanntes Wort zu grunde liegen könne. Der virgo gibt Sch., ebenfalls mit Ritschl, wenigstens im Personenverzeichnis den Namen Lucris, während da, wo sie auftritt (v. 549) lediglich Virgo geschrieben ist — mit den Handschriften. In der Akt-Einteilung ist S. in der neuen Ausgabe Spengel gefolgt (I bis v. 52, II bis v. 250), während Ritschl (und Ussing) von der Vulgata nicht haben abgehen wollen (I bis 167, II bis 328).

Während Ritschl (und Götz) angenommen haben, daſs namentlich die Szene IV, 9 (= 739 ff.) durch Auslassung einer gröſseren Partie von einem Diaskeuasten verkürzt worden sei und daſs so zugleich die ungewöhnliche Kürze des ganzen Stückes wenigstens zum Teil erklärt werden könne, glaubt Sch., daſs an jener Stelle (wie auch nach v. 136) nur wenig Verse vermiſst werden, wie sie auch sonst durch die Nachlässigkeit der Abschreiber verloren gegangen seien; er hält auch hier eine Überarbeitung für unerwiesen. Manche Schwächen der Komposition aber erklärt er damit, daſs der Dichter ein kürzeres Argument, das eher ein Nachspiel hätte werden sollen, zu einem Lustspiel von dem gewöhnlichen Umfange mit 5 Akten machen wollte, wie es auch heute noch Theaterdichtern gehe, wenn sie den Abend füllen wollen, und wie in ähnlicher Weise unsere Maler unbedeutende Genre-Stoffe auf mächtiger Leinwand zur Bedeutung von Historienbildern aufbauschen und dadurch der wahren Kunst schaden.

Wie für Rudens und Casina in den betr. Ausgaben, für andere Stücke, besonders für Epidicus und Poenulus, vor kurzem in einem Aufsatze „Risse und Brüche in der Urhandschrift Plautinischer Komödien“ (Neue Heidelberger Jahrbücher, Jahrg. II [1892] Heft 1, S. 37) geschehen ist und nach der Ankündigung Sch's „bei der demnächstigen Bearbeitung der Cistellaria und der Erneuerung der Mostellaria-Ausgabe“ geschehen soll, so werden in der Vorrede zur vorliegenden Persa-Ausgabe neue Belege dafür gebracht, daſs die Überlieferung in den Palatinischen Handschriften auf einen Archetypus zurückzuführen sei, dessen lückenhafter und beschädigter Zustand sich durch einander entsprechende Versverstümmelungen kundgibt. So entsprechen den am Anfang verstümmelten v. 33 und 35 die am Schlusse verkürzten v. 52 und 54, zwischen denen die Szenenüberschrift steht; den mit dieser korrespondierenden v. 34 läſst Sch. aus 2 am Anfange verstümmelten Versen bestehen. womit die Anstöſsigkeit des Metrums und die Gewaltsamkeiten der Textesherstellcr beseitigt seien, indem sich die beiden

Verse dann von selbst den trochäischen Septenaren anschliefsen. Ebenso findet Sch., dafs auf dem nämlichen Blatte noch die sich entsprechenden v. 49 und 29 infolge einer Durchlöcherung des Archetypus gelitten haben (und vielleicht auch 68 und 87). Auf einem zweiten Blatte entspricht die Verstümmelung der v. 203–205 am Ende dem Anfange der v. 221–223. (In der Ergänzung v. 203 ob ioculum gradus „duce Langeno" hält ‚ob ioculum' Langen selbst mit Seyffert für bedenklich).

Dieselbe Beobachtung wird verwertet für v. 197/198 Anfang und v. 216/217 Schlufs (der Beschädigung von 216 entspricht nichts, weil sie in leeren Raum fällt), ferner für v. 239 Schlufs nnd 254 Anfang, Möglich ist diese Annahme auch v. 256 Schlufs (v. 240 ‚bipartitus'). vielleicht auch v. 251 (entspr. leerer Raum). Sicherer ist das Urteil in den Fällen, wo A noch das Vollständige bewahrt hat: hieher gehört (aufser von 259 und 272), v. 606 Schlufs und v. 622. 623 Anfang, wo schon Lambinus, wahrscheinlich aus dem Exemplar des Turnebus, die jetzt aus A bestätigten vollständigen Verse hat. Während es zweifelhaft ist bei v. 705 (unsicher auch v. 696), entspricht dem unvollständig überlieferten, zu teilenden v. 667 sicher eine Szenenüberschrift. In der letzten Szene endlich wird deutlich entsprechend gefunden v. 843 Anfang und v. 856 Ende; vielleicht auch gehört hieher v. 849, während es wieder zweifelhafter ist bei v. 284 und 271 (oder 302). Kein Zufall scheint es Sch. auch zu sein, dafs A einerseits in v. 485 Silben erhalten hat, die in P fehlen, anderseits in v. 500 nach pellego allein das Wort recita überliefert; nicht weniger wahrscheinlich ist ihm endlich diese Annahme für v. 549 und 568, v. 794 und 817.

Durch diese und ähnliche Belege glaubt Sch. zugleich die „Erkenntnis" zu befördern, „dafs die gerade jetzt sich so vielfach breit machende, allzu konservative Richtung der Kritik für Plautus angesichts des Standes unserer Überlieferung keine innere Berechtigung hat und nur geeignet ist, die Auffassung der Plautin. Metrik und Kunst zu schädigen und auf falsche Wege zu führen". Von solcher Erkenntnis ausgehend hat nun Sch. kein Bedenken getragen, mit kühnem Griffe, wo es ihm notwendig erschien, an die Herstellung des so entstellten Textes zu gehen. Der dritte Teil aller Verse des Stückes hat gegenüber der Ritschlschen Ausgabe irgend eine Veränderung erfahren, an ungefähr 80 Stellen begegnen wir eigenen Konjekturen von Schoell. Dafs er damit allgemeinen Beifall findet, darauf rechnet er selbst nicht, wie die Worte der Praefatio erkennen lassen: ‚Haud pauca novavi, quae multis placitura esse ut sperem, non sum satis temerarius'. Doch mag er auch manchmal die Grenzen der Notwendigkeit überschreiten — im kleineren z. B. v. 456 hilare statt des überlieferten bene, v. 240 das allerdings ganz ansprechende mulli st. des gewöhnlichen muti, v. 354 Ne-flocci-Quasi st. Non — pluris — Quam —, mögen auch manche von den Verbesserungsversuchen bedenklich sein und den Widerspruch der Kritik erfahren, in vielem hat er sicher bei seinem Scharfsinne das Richtige getroffen; und anderseits hat er auch den oft so willkürlichen Änderungen Ritschls gegenüber wieder der Über-

lieferung zu ihrem Rechte verholfen. Viele Stellen sind es allerdings, welche eine Verbesserung gefunden haben durch die genauere Kenntnis des A, die Sch. zu gebote stand, nämlich v. 20. 172. 187. 190. 264. 377. 405. 415. 431. 480. 500b. 515 f. 525. 531. 559. 568. 574. 576. 608f. 629. 671b. 673. 700. 705. 721. (Mehrere Emendationen schliefsen sich auch an die Überlieferung des A an, z. B. v. 13. qui sic ‚duce A', ebenso v. 168 St! satis, v. 362 Tamenetsi apturus, v. 562 hinc ire st. ire hinc u. a). Aber auch abgesehen davon sind es erfreulicherweise noch zahlreiche andere Stellen, wo Sch. auf die handschriftliche Überlieferung zurückgegriffen hat, während Ritschl geändert hatte: arg. 4. 5. v. 4. 13. 25. 37. 41. 51. 66. 100. 102. 107. 133. 165. 170. 173. 181 f. 185. 195. 212. 241. 244. 255. 259. 269. 272 (Ritschl hatte meum quod datumst als Glossem gehalten) 278a. 286. 288. 294. 363. 380. 418. 434 (partim st. des von Ritschl ohne irgend eine Bemerkung aufgenommenen passim) 451. 461 (ohne Annahme eines Glossems) 483. 494. 505. 507. 534. 551. 552. 553. 558. 573. 575. 577. 623. 633 (gestützt durch A) 639. 680 (A) 701. 733. 755. 764. 773. 786. 790 (bei Ritschl ohne eine Angabe eum eingesetzt) 791. 799. 801 [802] 841. Namentlich ist Sch. gegenüber Ritschl konservativ in der Stellung sowohl einzelner Worte innerhalb des Verses: v. 186. 191. 202. 231. 273. 277. 322. 465. 472. 560. 763. 785. 800. 826. 844, als auch in der Anordnung der Verse selbst, die er, wo immer möglich, nach den Handschriften beibehält: v. 62f. 264f. 390f. 594ff. 609f. 840f. (838 ist mit Rischl von seiner Stelle vor 843 genommen).

Nicht minder finden wir auch in der Personenverteilung das Bestreben, den Handschriften zu folgen, so v. 483; nach v. 710 ist eine neue Szene angenommen nach P (während Ritschl nach A fortfährt).

Damit dürfte für jeden klar ersichtlich sein, dafs Sch. — trotz seiner Ausfälle gegen die konservative Kritik anderer (cf. Praef. XXIII*) — auch in dieser Ausgabe wieder selbst ebenfalls einem gesunden kritischen Konservativismus huldigt, der sicher nur zu billigen ist. Zu erwähnen wäre noch, dafs er auch in Bezug auf die Metrik weit weniger radikal ist als Ritschl, insoferne als er einen willkürlichen Wechsel der Rhythmen oder Metra wo möglich zu vermeiden sucht: v. 225 bis 227, welche R. jambisch gemessen hat, mifst Sch., wie die vorausgehenden und die nachfolgenden Verse als Trochäen, ebenso v. 243 f.; v. 251 wurde (mit Ergänzung von optumo an einer Stelle, wo in A die Überrreste der Buchstaben nicht unterschieden werden können) den folgenden Versen angepafst (st. des von R. den bacchischen Versen vorangeschickten kritischen Dimeters); ganz abweichend von R. sind auch einheitlicher gestaltet v. 753—773 (durchweg Anapäste), ähnlich v. 790 ff.

Der Druck ist äufserst sorgfältig: zur Vervollständigung der bereits von Sch. selbst in der Praefatio S. XXIX Anm. berichtigten, kleinen Fehler sei noch hinzugefügt, dafs der Accent auch noch abgesprungen ist v. 236 (Énim), 506 (Arabia); im Apparat zu v. 500 steht admisso ‚reccit.' st. ‚reccita'; zu v. 853 steht 453 im Apparate; die Inter-

punktion ist jedenfalls unabsichtlich v. 277 (Ubi illi: lubet st. Ubi illi lubet:).

Alles in allem liegt auch in dieser Ausgabe wieder ein Werk gründlichen Fleifses und besonnener Kritik vor uns, durch das sich Sch. den Dank aller, die an den Plautinischen Studien Interesse haben, verdient hat.

München. Dr. Weninger.

Horaz und seine Zeit. Ein Beitrag zur Belebung und Ergänzung der altklassischen Studien auf höheren Lehranstalten von W. A. Detto, Oberlehrer am Königl. Gymnasium zu Wittstock. Mit Abbildungen. Zweite verbesserte Auflage. Berlin 1892. R. Gaertners Verlagsbuchhandlung, Hermann Heyfelder.

Horaz ist einer von jenen Dichtern, die nur im Zusammenhange mit ihrer Zeit richtig verstanden werden können. Der Verfasser hat daher ganz recht gethan, sein Buch, welches zum Verständnis der Werke dieses Dichters beitragen will, „Horaz und seine Zeit" zu betiteln. Während sich der erste Abschnitt mit dem Lebensgang und den Werken des Sängers befafst, dienen acht weitere Abschnitte der Darstellung der damaligen Zeitverhältnisse, häufig mit den Worten des Horaz selbst. Besonders schwierig ist es, dem Schüler einen richtigen Begriff von den politischen und sozialen Verhältnissen in der Übergangsperiode von der Republik zum Kaisertum beizubringen. Was der Verfasser hierüber geschrieben hat, scheint mir zu diesem Zwecke vorzüglich geeignet. Die beiden Abhandlungen „Die politischen Verhältnisse" und „Die sozialen Zustände in Rom" geben in einem ziemlich beschränkten Rahmen ein klares Bild hievon. Überhaupt ist diese Beschränkung des Verfassers auf das Wesentliche ein Vorzug des Buches. Zum Schlusse bietet er noch eine Zusammenstellung von Sentenzen des Horaz. Da wenige Dichter des Altertums so reich an Lebensregeln und treffenden Aussprüchen sind und deshalb auch soviel zitiert werden wie dieser Dichter, so ist es angenehm und erspart Zeit, alle diese Sätze nach gewissen Grundsätzen geordnet beisammen zu finden.

Die Darstellungsweise der Schrift ist im allgemeinen gut, doch ist im einzelnen einiges zu beanstanden. Unschön ist folgender Satz auf S. 69: Dieser Dichter hat denn auch wiederholt Gelegenheit genommen, gegen diesen verschwenderischen Aufwand zu eifern. S. 84 ist der Satz: „Die vierte Seite blieb frei, um die Speisen aufzutragen", offenbar unrichtig gebildet. Ein solcher Infinitiv kann nur dann einen vollständigen Finalsatz ersetzen, wenn die im Infinitiv ausgedrückte Thätigkeit vom Subjekte des Satzes ausgeht. Die Seite trägt aber nicht auf. S. 86 steht: Es folge nun jene Satire des Horaz, in welcher er die flache Wichtigthuerei und den unnoblen Geldprotz eines gewissen Nasidienus Rufus verdientem Spotte preisgibt. Hier ist Geldprotz als Abstraktum im Sinne von Protzentum.

Protzerei gebraucht. Möglicherweise ist es im norddeutschen Dialekt gleich unserem „Sprutz", schriftgemäfs aber ist es nicht. Auch will mir S. 100 der Satz nicht gefallen: Beim Gelage geschah die Mischung gleich in gröfseren Krügen, aus denen man dann die Becher mit einem Schöpflöffel füllte, etwa wie wenn wir Punsch oder Bowle trinken, nur die bedienenden Sklaven hinzuzudenken. Man mufs doch wohl sagen: nur hat man sich hinzuzudenken oder: sind hinzuzudenken. Aufgefallen ist mir auch, dafs der Verfasser regelmäfsig der Sklav sagt anstatt des in der Schriftsprache üblichen Wortes der Sklave. Ich betone diese stilistischen Versehen deswegen, weil das Buch hauptsächlich für die Hand des Schülers bestimmt ist und derartige Nachlässigkeiten nur zu leicht geeignet sind, das Gefühl des Schülers für richtiges Deutsch zu beirren.

Papier und Druck, sowie die bildlichen Darstellungen, gereichen dem Buche in gleicher Weise wie sein Inhalt zur Empfehlung.

Erziehliche Horazlektüre dargestellt von Gustav Schimmelpfeng. Berlin. Weidmannsche Buchhandlung. 1892.

In dem etwas anspruchsvoll auftretenden Schriftchen, wofür der vermerkte Preis von 1 M. 60 Pf. jedenfalls zu hoch ist, heifst es p. 2: „Ich werde mich nur auf zwei näher zu bezeichnende Punkte beschränken." Ich habe mich vergebens bemüht, die nähere Bezeichnung dieser zwei Gesichtspunkte herauszufinden. An keiner Stelle spricht der Verfasser sich klar und deutlich darüber aus, sondern geht nach den einleitenden Worten unvermerkt schon zur Behandlung einzelner Stellen über, wie denn die ganze Anlage der Schrift überhaupt nichts weniger als musterhaft ist. Nach wiederholter Lesung glaubte ich zu finden, dafs der Verfasser in der Verwendung einzelner Stellen des Horaz zu lateinischen Fabeln in Versen und zu Schulreden das Erziehliche finde.

Vielleicht sind das die zwei Gesichtspunkte, von denen in der Einleitung die Rede ist.

Landshut. Proschberger.

C. J. Caesaris belli Gallici libri VII und A. Hirtii liber VIII. Erklärt von Doberenz. Neunte, völlig umgearbeitete Aufl. besorgt von G. B. Dinter. 3. Hefte. Leipzig, Teubner, 1890—92.

Die neue Auflage, welche in 3 Heften zur Ausgabe gelangte, liegt nun vollständig vor. Alle Teile des Buches bekunden das ernstliche Streben Dinters, dasselbe auf der Höhe der Zeit zu erhalten. Die gehaltvollen Anmerkungen haben vorwiegend den Zweck, den Text sprachlich aufs genaueste zu erläutern. Seine Erklärungen hat der Herausgeber womöglich immer eingehend begründet, dabei zugleich oftmals unzulässige Auffassungen widerlegt. In Folge dieser Umstände mufste die Fassung des Textes der Anmerkungen ein knappe sein.

So lohnend es ist, letztere eingehend zu studieren, so wenig wird bezweifelt werden können, dafs sie nach ihrer ganzen Art im allgemeinen mehr Arbeit erfordern, als der Durchschnittsschüler leisten kann und will. Dagegen ist der Kommentar für den Philologen ein sehr wertvolles Hilfsmittel; das beigegebene grammatische Register ersetzt ihm teilweise die noch fehlende Cäsargrammatik, und der neu hinzugekommene kritische Apparat befriedigt die nächstliegenden Bedürfnisse. So können wir die neue, völlig umgearbeitete und sehr erweiterte Auflage den Kollegen bestens empfehlen.

1, 1, 5 läfst Dinter stehen: Eorum una pars, quam Gallos obtinere dictum est. Aber wenn man auch den Namen des Volkes für den des Landes setzen kann, nimmermehr läfst sich hier eorum rechtfertigen. Ich halte den ganzen geographischen Exkurs § 5—7, welcher den Zusammenhang zwischen § 4 und Kapitel 2 unterbricht und einen in § 2 bereits in knapper Form mitgeteilten Gedanken ausführt, für einen Nachtrag, wenn auch aus sehr früher Zeit, der in ungeschickter Form angeschlossen wurde. Wer ihn aber für original nimmt, wird wenigstens eorum entfernen müssen. Es steht ja kurz vorher das gleiche Wort. Vielleicht las man im Archetypus: aut ipsi in e o r u m finibus bellum gerunt e o r u m. Vgl. 8, 10, 4. stultas cogitationes barbarorum (β) incitabat barbarorum (α) u. a. m. Am besten befriedigt noch Prammers: E a pars. Natürlich hält Referent auch 16, 2 für interpoliert. Nam propter frigora, quod Gallia sub septentrionibus, ut ante d i c t u m e s t, p o s i t a e s t kann Cäsar nicht geschrieben haben.[1]) Die Worte von quod bis posita est rühren wohl von der gleichen Hand her wie 1, 5—7.[2]) Cäsar selbst führt den hier ausgesprochenen Gedanken erst 4, 20, 1, und zwar in völlig eleganter Form ein: etsi in his locis, quod omnis Gallia ad septentriones vergit, maturae sunt hiemes.

1, 3, 3 tilgt Dinter mit Frigell ad eas res conficiendas und is deligitur. Die letzteren Worte sind zu halten, wenn man hinter Orgetorix das ausgefallene d u x wieder einsetzt. S. darüber Bd. XXVII, S. 618 und dazu cap. 13, 2 dux Helvetiorum; ferner 3, 23, 5: duces deligere; endlich 6, 23, 3 u. 7. Das an dieser Stelle Gesagte wird im allgemeinen auch auf die Helvetier passen.

1, 10, 7 gibt Dinter eine kaum haltbare Erklärung der Worte: locis patentibus maximeque frumentariis finitimos haberet. Sie können unmöglich aufs Santonerland gehen. Die westlichen Striche der Provinz sind es, die in Folge ihrer ungeschützten Lage einer-, ihres grofsen Reichtums andererseits kriegslustige Nachbarn zu Einfällen einladen mufsten. Locis ist also Dativ, abhängig von finitimus.

1, 6, 1 vermisse ich in den Ausgaben eine Bemerkung, dafs Cäsar thatsächlich nicht die Wege d u r c h s Sequanerland und d u r c h die Provinz, sondern lediglich die Übergänge i n diese Gebiete charakterisiert. Der ganze Nachdruck liegt auf ex in exire.

---

[1]) Vgl. was Band XXVII S. 170 von A. Köhler über einen ähnlichen Zusatz ausgeführt ist,

[2]) Dinter unterstützt diese Auffassung, indem er frigora übersetzt mit: infolge des strengen Winters.

1, 12, 3 ist zu inopinantes angemerkt: Die einzige negative Participialform von opinari bei Cäsar. Solche Anmerkungen setzen doch recht viel voraus.

8 praef. 2 ist comparentibus der Handschriften durch competentibus zu ersetzen. Vgl. Orosius h. adv. pag. 6, 7: cuius nos competentes portiunculas decerpsimus. — Ebenda wird novissimum erklärt durch: ergänze scriptum = die von Cäsar nicht vollendete Geschichte des Bürgerkrieges. Aber erstens ist vorher von scripta die Rede; zweitens will der Superlativ novissimus nicht zum Komparativ superior passen; endlich läfst sich grammatikalisch eigentlich nur commentarium rerum gest. Galliae ergänzen. O. Hirschfeld hat die Stelle nach Sueton heilen wollen, durch Einfügung von suppleverit; tres alios nach imperfectum. Gewifs mit Unrecht. Denn Sueton hat eben ganz offenbar die Einleitungsepistel nicht „vor Augen" gehabt, wie er überhaupt schlecht orientiert ist und wohl nur nach fremden Exzerpten referiert. An unsrer Stelle kann aber schon deshalb unter novissimus imperf. (liber) das 8. Buch nicht verstanden gewesen sein, weil dasselbe thatsächlich ganz von Hirtius geschrieben ist. Gerade der erste Teil, um den es sich nur handeln könnte, kann nicht auf Cäsar zurückgehen. Dagegen hat Hirschfeld wohl darin recht, dafs er eine Ergänzung des Textes für nötig hält, besonders wenn man Galliae als ächt nimmt. So läfst sich aus: ab (al: ad) rebus wohl ein librum gewinnen, dieses natürlich im Sinn von Schrift. Aber die Stelle, wo eine Lücke anzusetzen ist, scheint mir besser hinter contexui gesucht werden zu müssen. Ich möchte nun auf zwei leicht zu gewinnende Worte hinweisen. Erstlich steckt in novissimum das gut in den Zusammenhang passende novis (= insequentibus), zweitens enthalten Schlufs und Anfang von contexvi novissimum ein. VIII. = octavum. Durch Einfügung eines dieser Worte wird die Stelle an Klarheit gewinnen.[1]) Vgl. noch unsere Ausführungen im Philologus, 1892 Supplementband, S. 395 ff. „Die Cäsarausgabe des Hirtius".

8, 4. militibus ducenos sestertios, centurionibus tot millia nummum praedae nomine condonata pollicetur. — Hier halte ich pollicetur für Glosse zu dem in diesem Sinne selten gebrauchten condonare und nehme an, dafs es hiefs condonat [a.: pollicetur]. a = al findet sich ja öfters bei Varianten. Ferner möchte ich zu den vielen Vorschlägen für tot einen neuen fügen. Die Soldaten bekamen im vorliegenden Falle ein Geschenk von 200 Sesterzen, statt des gewöhnlichen von 100. Auf die Centurionen würden demnach 400 treffen; doch scheint hier eine Ausnahme gemacht worden zu sein. Immerhin sind 2000 etwas zu viel, wenn auch civ. 3, 53, 6 der Centurio Scäva die gleiche Summe erhält. Nun beträgt der Jahressold des Legionssoldaten 480 Sesterze. Dies war das annuum stipendium und ging nur um 80 Sesterze über die 400 hinaus, welche den Centurionen in unserm Fall gebührt hätten. Deswegen konnte man nicht einfach sagen: centurionibus pro rata

---

[1]) Im zweiten Falle müfste commentarios Dativ werden.

parte donat wie es z. B. 1, 17, 4 heifst, mufste vielmehr die Summe genauer angeben. Ich finde also in tot m. nummum die Worte: totum annuum. Cäsar gab demnach den Centurionen einen ganzen Legionärssold als Gratifikation, praedae nomine.

8, 20, 2 werden die Worte cognita calamitate beanstandet. Sie sind ohne Zweifel im Anfang des Satzes einzusetzen: At . . civitates repente cognita calamitate. Cäsar wollte die Feinde überraschen, ehe sie von der Niederlage erfuhren. Nun hatten sie doch sofort (repente) Kunde erhalten. Damit wird dann auch Dinters Erklärung von repente: „wider Erwarten" überflüssig, die ohnehin bedenklich ist.

Memmingen. Heinrich Schiller.

Titi Livi ab urbe cond. libri I et II. Scholarum in us. rec. Rob. Novák. Prag, J. Otto, 1890.

Die Ausgabe besteht aus dem Texte beider Bücher samt periochae (S. 1—118) und einer adnotatio critica (S. 119—124), in welcher Novák nicht weniger als 100 neue Vermutungen vorbringt. Den meisten dieser Vorschläge, von denen etwa 90 im Texte stehen, kann man insofern eine gewisse Berechtigung zugestehen, als sie unbestreitbaren Schwächen des Ausdruckes oder der Darstellung abzuhelfen suchen. Auf viele derartige Mängel haben indes schon Weifsenborn und andere aufmerksam gemacht, zur Vornahme von Änderungen aber sich nur in solchen Fällen entschlossen, wo der Text aus zwingenden Gründen unhaltbar war. Nach anderen kritischen Grundsätzen verfährt der Herausgeber, indem er eine ausgedehnte Verderbnis der Überlieferung annimmt, welch letztere in späterer Zeit zahlreiche entstellende Zusätze erhalten haben soll. So z. B. streicht er 1, 2, 3 socia arma Rutulis iunxit das Adj. socia „ut otiosum et abhorrens in hac locutione ab usu Liv., cf. 2, 53, 1; 8, 16, 2; cap. 29, 7"; trotz dieser Parallelen macht jedoch dem Referenten das nach Weifsenborns treffender Bemerkung proleptisch gebrauchte Adjektiv den Eindruck der Echtheit, weil der poetische Ausdruck socia arma Reminiszenz aus Vergil zu sein scheint, Aen. 8, 120 duces socia arma rogantes. Auch hinsichtlich anderer Stellen mag zuzugeben sein, dafs manche Worte „inutilia sunt" (1, 8, 5 adciendae multitudinis causa), „otiosa sunt" (1, 30, 1 ibique habitavit), „prorsus redundant et languent" (2, 38, 4 ideo nos . . abigi), ihre Unechtheit und die Berechtigung der vom Herausgeber vorgenommenen Tilgung wird man durch eine derartige zumeist doch nur vom Geschmacke abhängige Kritik nicht für erwiesen halten.

Jedoch fehlen auch nicht beachtenswerte Vorschläge; besonders ansprechend ist die von Novák für neu gehaltene, aber bereits von Weifsenborn vorgebrachte Vermutung zu 1, 28, 4 si unquam . . fuit, quod dis immortalibus . . gratias ageretis, . . hesterno id proelio fuit (hesternum proelium die Hss.); 2, 10, 11 ita sic armatus in Tiberim desiluit streicht N. sic, indem er mit Recht Dittographie annimmt; 1, 26, 6 schreibt er infelici arbore reste suspendito statt

arbori und 1, 9, 10 ubi spectaculi tempus venit, deditaeque ei mentes . . erant statt eo (= ad id); indes spricht Ovid. met. 2, 384 dat animum in luctus und Gell. 2, 21, 6 se ad litteras memoriasque veteres dediderat (ähnlich dare se in oder ad exercitationem, eloquentiam Cic. Tusc. 1, 4, 7; orat. 3, 16, 60; 1, 21, 95) für die Richtigkeit der Überlieferung.

München. F. Walter.

M. Annaei Lucani de bello civili libri decem. G. Steinharti aliorumque copiis usus edidit Carolus Hosius. Lipsiae 1892. B. G. Teubner. 8°. XXXIV 374 S.

Eine oft beklagte Lücke der Bibliotheca Teubneriana ist durch diese Ausgabe endlich ausgefüllt worden. Der Herausgeber, ein junger Philologe aus der Bonner Schule, gegenwärtig Privatdocent an der Akademie zu Münster, war in der angenehmen Lage, die Collationen Wilhelm Steinharts, der aus dem Leben scheiden mufste, bevor er zu der geplanten Ausgabe schreiten konnte, und Hermann Useners, der sich besonders während seiner Berner Periode mit Lucan beschäftigt hatte, verwerten zu können. Diese beiden Gelehrten waren auch bereits zu dem wichtigen Resultate gelangt, dafs die Handschriften[1]) der paulinischen Rezension (so heifst dieselbe nach dem in den Subskriptionen von cod. Montepessulanus H. 113 s. X., Vossianus XVIIII f. 63 s. X., Cassellanus Ms. Poet. fol. 5 s. XII. und Parisinus 7530 genannten Paulus Constantinopolitanus, den Usener dem 7. Jahrhundert zugewiesen) den Vorzug vor der besonders durch den früher als erste Textquelle betrachteten Vossianus XVIIII q. 51 s. X. repräsentierten Klasse (vgl. jetzt Hosius Jahrbb. f. Philol. CXLVII 337 ff.) und den alten Fragmenten zu Wien, Neapel und Rom verdienen, und dafs der genannte Montepessulanus als reinster Vertreter dieser Rezension der Textgestaltung zu grunde zu legen ist. Hosius hat sich diese Ergebnisse mit Recht angeeignet, hat sich aber einer gewissen Einseitigkeit schuldig gemacht, indem er den kürzlich durch die Mitteilungen des Holländers C. M. Francken (Berl. philol. Wochenschrift 1890, 331 f.; Mnemos. N. S. XIX [1891] 16 ff.) bekannt gewordenen cod. Ashburnhamensis (jetzt Par. Nouv. Acq. lat. 1626; nach Delisles[2]) Ansatz s. IX.!), der der nämlichen Quelle entflossen ist, wie der Montepessulanus, unberücksichtigt liefs. Er begnügt sich praef. p. XVI adn. 1 nach Aufzählung einiger ‚nullius nunc momenti codices‘ mit der Bemerkung: ‚Maioris ponderis codex Ashburnhamensis est, sed quae huius membranae specimina dedit C. M. Francken . . . pretio eum cedere Montepessulano mihi satis persuaserunt‘. Zum

[1]) Die Lucanhandschriften sind überaus zahlreich. Ihr häufiges Vorkommen in den mittelalterlichen Bibliothekskatalogen wird durch die Zusammenstellungen von M. Manitius im Ergänzungshefte zum 47. Bande des Rhein. Mus. S. 54 ff. ersichtlich. Vgl. des nämlichen Gelehrten Sammlungen über das Fortleben des L. Philol. LI 704 ff.

[2]) Catalogue des manuscrits des fonds Libri et Barrois, Paris 1888 p. 93.

mindesten hätte er diese ‚specimina‘ und die daran geknüpften kritischen Bemerkungen des holländischen Gelehrten seinem Apparate einverleiben sollen, um den Lesern ein selbständiges Urteil über die neue Textquelle zu ermöglichen. So bietet, um einige Beispiele herauszugreifen, II 165 auch der Ahsb. ‚tam‘, III 2 erhält die von Burmann gebilligte Lesart ‚tenuere‘ einen neuen Zeugen an der zweiten Hand von A., III 290 wird des nämlichen Gelehrten Konjektur ‚mersura‘ durch A. m. 2 gestützt, VII 773 begegnet die neue, jedenfalls beachtenswerte Lesart ‚orroris‘ (= horroris), VIII 254 die interessante Form ‚rusus‘[1]) (= rursus), VIII 757 wird abermals einer Vermutung Burmanns (‚premit‘ für ‚premunt‘) die handschriftliche Bestätigung zu Teil u. dgl. m.

Sehr verdienstlich ist die bis auf das neunte Jahrhundert ausgedehnte Sammlung der testimonia.[2]) Vermifst habe ich die bekannte Stelle des Tacitus ann. XV 70, an welcher zwar nicht der Wortlaut, aber der Hauptinhalt von III 642 ff. wiedergegeben wird, und drei Citate des Hieronymus (IV 10; V 260; X 133)[3]), die der Herausgeber in dem nützlichen Buche von Emil Luebeck ‚Hieronymus quos noverit scriptores et ex quibus hauserit‘ Lips. 1872 p. 194 f. hätte finden können. Die im ‚opus prosodiacum‘ des Mönches Mico von St. Riquier (musterhaft ediert von L. Traube, Poet. lat. aevi Carolini III 2 p. 274 ff.) enthaltenen Verse[4]) konnten aus chronologischen Gründen nicht berücksichtigt werden. Hinter dem Texte der Pharsalia sind die spärlichen Fragmente der verlorenen Dichtungen, die Biographieen aus Suetonius, dem Commentar des Vacca und dem Vossianus XVIIII f. 63, das epithaphion Lucani und die argumenta, welche im Montepessulanus und in anderen Handschriften stehen, abgedruckt. Der Herausgeber hat dabei übersehen, dafs sein Lehrer Usener vit. Vaccae p. 336, 5 H. mit Barth ‚cum‘ statt ‚a‘ liest und für ‚deceptus est enim‘ ‚detectus etenim‘ vermutet (Archiv f. Lexikogr. II 315).[5]) Der Index leidet gleich dem der Tauchnitzausgabe etwas an Prinziplosigkeit.[6])

[1]) Nach Francken steht die Form hier auch im Montepessulanus, aus welchem er auf Grund eigener Vergleichung z. B. auch V 38 die bei Hosius nur aus dem Bernensis 45 notierte Variante ‚Hesperiem‘ angibt.

[2]) Zu I 337 ist das Orosiuscitat ungenau. Es beginnt mit ‚barbarico‘.

[3]) Mit der Variante ‚truncata‘ für ‚mollita‘.

[4]) III 220 hat auch Mico ‚magni‘ statt ‚primi‘, IV 793 ‚Africanus‘ mit M_1, V 72 ‚Parnasos‘, VIII 181 ‚tendit‘ mit M_1 Gb.

[5]) Eine Verweisung auf das Archiv wäre auch zu I 431 (Arch. III 121) und VI 720 (Arch. VI 539) nicht überflüssig gewesen.

[6]) Der Druck scheint im ganzen sehr korrekt; nur praef. p. XXXI sind mir zwei falsche Zahlen aufgestofsen: Die Dissertation von Schäfer ist 1886, nicht 1866 erschienen, und der erwähnte Aufsatz Franckens beginnt Mnem. XIX 16 (so richtig p. XVI adn. 1), nicht XIX 1.

Pelagonii artis veterinariae quae extant recensuit praefatus commentatus est Maximilianus Ihm. Lipsiae 1892. B. G. Teubner. 8°. 1 Bl. 244 S.

Die Textkritik des in der zweiten Hälfte des vierten nachchristlichen Jahrhunderts aus Briefen an verschiedene vornehme Freunde entstandenen, nicht vollständig auf uns gekommenen hippiatrischen Werkes des Pelagonius (vielleicht aus Salona in Dalmatien) sieht sich auf folgende Hilfsquellen angewiesen: 1. Den codex Riccardianus 1179, welchen nach der Subskriptio im J. 1485 ,de codice sanequam vetusto (vielleicht s. VII.—VIII.) Angelus Politianus Medicae domus alumnus et laurenti cliens curavit exscribendum'. Auf ihm ruht die ungenügende Florentiner Ausgabe von 1826. 2. Die früher in Bobbio, jetzt in Wien (cod. Vindob. 16) befindlichen Palimpsestfragmente des 5. oder 6. Jahrhunderts, deren Entzifferung und erstmalige Verwertung Eichenfeld verdankt wird. 3. Die griechischen Hippiatrica (Ausgabe von Simon Grynäus Basel 1537, deren Lücken durch den Berliner Codex Meerm. Phil. 1538 s. X. oder XI. ergänzt werden; eine abweichende Rezension im Par. 2322 s. XI.), in welchen uns sowohl Quellen des Pelagonius (besonders Apsyrtus und Eumelus), als auch eine allerdings weder fehlerfreie noch vollständige Übersetzung seines Werkes vorliegen. 4. Die mulomedicina des Vegetius, der den Pelagonius so stark ausgebeutet hat, wie dieser das sechste Buch des Columella (vgl. p. 241 ff. der vorliegenden Ausg.). Durch umsichtige Ausnützung dieser Hilfsmittel ist es dem neuesten Herausgeber gelungen, den Text des bisher wohl nur wenigen auch nur dem Namen nach bekannten Schriftstellers in einer — man darf wohl sagen — abgeschlossenen Gestaltung den Geschichtschreibern der Tierheilkunde und der lateinischen Sprache zur Benützung zu übergeben. Diesen wie jenen ist durch Beigabe eines besonders der Nachweisung der Quellen und der Entlehnungen des Vegetius gewidmeten Kommentars (einer seltenen Erscheinung in der bibliotheca Teubneriana) und eines fünffachen Index (I. index nominum. II. i. rerum et vocabulorum. III. conspectus ponderum et mensurarum. IV. i. graecus. V. i. in commentarium et in praefationem) Rechnung getragen. Indem ich die technische Prüfung des Pelagonius seinen Kollegen von heute überlasse (sie wird schlecht genug ausfallen)[1]), notiere ich einige Nachträge zu dem zumeist den Grammatiker und Lexikographen berührenden zweiten Index. Ich vermisse daselbst den zweiten Beleg für ,cicatricem ducere' (§ 182) und ,consequenter' (363), ,claritas' als Titulatur (216), ,digitus minor' (144 = griech. μικρὸς δάκτυλος), ,dissimilis a' (287), ,frequenter' (so meines Wissens immer, nie ,saepe')[2]). ,innoxius' passivisch (280), ,multo necessarius' (226), ,numero' pleonastisch (50. 98), ,spero' = erwarte (183), ,sufficienter' (385), ,superadicio' (261 = ἐπιβάλλω; 389), ,superimpono' (sehr oft), ,vehementer prodest' (388) und ,usque ad vivum' (448). Zur Versetzung aus dem kritischen Apparate in

[1]) Charakteristisch § 18. 88. 121 ff. 153 und besonders 216.

[2]) Vgl. Wölfflin, Sitzungsber. d. b. Akad. phil.-hist. Cl. 1880, 410 f.

den Text möchte ich ‚expectante‘ (2), ‚oportunitas‘ (34)[1]) und ‚defraglantia‘ (265) begutachten.

Engelbrecht (August), Patristische Analecten. Wien 1892. R. Brzezowsky und S. 8⁰. 100 S.

Engelbrechts 1889 erschienene „Studien über die Schriften des Bischofes von Reii Faustus“ wurden in diesen Blättern Bd. XXVI (1890) S. 472 besprochen. Sie bildeten „eine Art von Prolegomena“ zur Wiener Ausgabe des Faustus[2]) und Ruricius, welche 1891 als 21. Band des corpus scriptorum ecclesiasticorum veröffentlicht wurde. Als Epilegomena zu dieser sind die vorliegenden in 4 Teile zerfallenden Analecten zu betrachten. 1. S. 5—19 polemisiert der Verf., wie ich glaube mit Glück, gegen den gelehrten Benediktiner Dom Germain Morin, welcher in der Zeitschrift seines Klosters (Abtei Maredsous in Belgien), der ‚Revue Bénédictine‘ (1891 März), den pseudohieronymianischen Brief ‚de septem ordinibus ecclesiae‘ (Migne XXX 148 ff.) für Faustus in Anspruch genommen. Schon Duchesne hatte sich sehr reserviert über das Resultat dieses Aufsatzes geäufsert (Bulletin critique 1892 p. 2). 2. S. 20—47 erhalten wir dankenswerte Auszüge aus den kritischen und exegetischen Noten einer von P. Danton druckfertig gemachten, aber nicht zum Druck beförderten Ausgabe der Briefe des Bischofs Ruricius von Limoges, jetzt cod. lat. 11378 s. XVIII. der Pariser Nationalbibliothek. Ep. II 50 p. 432, 13 E. scheint mir der französische Gelehrte mit seiner Vermutung ‚inspiravi‘ für das überlieferte ‚speravi‘ das Richtige getroffen zu haben. Auch bei Dictys Cret. II 33 p. 39, 26 M. ‚eorum (corpora) qui antea fatigabantur tamquam sperato divinitus levamine relaxari‘ ist ‚inspirato‘ herzustellen. Vgl. Apul met VI 12. Vulg. II Tim. 3, 16.[3]) 3. S. 48—83 wird ausführlich über die in der Korrespondenz des Ruricius begegnenden Titel und Titulaturen (pater, filius, frater, papa. sacerdos, beatitudo, apostolicus u. dgl.) gehandelt (Zusammenfassung der Hauptresultate S. 82 f.). Da der Verf. eine Ausdehnung seiner Studien auf die gesamte spätlateinische Briefliteratur in Aussicht stellt,[4]) so erlaube ich mir die Bemerkung, dafs meines Erachtens auch die Homilien in den Bereich der Untersuchung gezogen werden müssen, in welchen z. B. Prädikate wie ‚sanctitas‘ (S. 73; vgl. die 16. Homilie der Durlacher

---

[1]) Vgl. zuletzt O. Keller, Lat. Volksetymologie S. 137 f.

[2]) Die pseudoeusebianischen Predigten sind in dieselbe nicht aufgenommen, und die Aussicht auf Deckung dieses schmerzlichen Mangels wird durch S. 100 der vorliegenden Schrift leider in weite Ferne gerückt.

[3]) Bei Du Cange (IV p. 381 d. letzt. Ausg.) steht zu lesen ‚Inspiratus dicitur de eo, quod subito et quasi divinitus accidit‘. Dazu als Beleg eine Legendenstelle ‚ipse et eius coniugata defuncti sunt ambo morte inspirata‘. Natürlich liegt nur eine orthographische Variante zu ‚insperata‘ vor! P. Dausch, Die Schriftinspiration (Freib. i. B. 1891) S. 2 Anm. 2 hat den Irrtum wiederholt.

[4]) E. hat sein Versprechen bereits erfüllt durch die Schrift „Das Titelwesen bei den spätlateinischen Epistolographen“ Wien 1893.

Sammlung p. 288, 6 E), ‚fraternitas' (S. 78; vgl. Faust. serm. 24 p. 318, 20 E; Greg. hom. 32, 9) und ‚caritas' (a. a. O.; vgl. Durlacher Sammlung p. 296, 20 u. ö.; Faust. bei Caspari, Kirchenhist. Anecd. I 321; Greg. hom. 24, 4 u. ö.) so häufig wie in den Briefen, aber vielfach in anderer Bedeutung vorkommen. ‚beatissimi sacerdotes' als Anrede an Bischöfe (S. 73 Anm. 1) findet sich wiederholt in Priscillians Apologie (Schepfs p. 186 a s. v. ‚beatissimus'). 4. S. 84—100 enthalten eine mit gelegentlicher Antikritik verbundene Zusammenstellung der in den bisher erschienenen[1]) Rezensionen der Wiener Ausgabe niedergelegten Bemerkungen. Die Auseinandersetzung mit dem schon genannten Dom Germain Morin, der in seiner Revue (1892 Februar) einen ganz andern Standpunkt in der höheren Kritik der Homilien vertritt, als Engelbrecht, wird einem eigenen Aufsatze vorbehalten (vgl. jetzt Zeitschr. f. d. österr. Gymn. XLIII 961 ff. und dag. wieder Morin, Revue Bén. 1893 Februar).

Was Ref. nach einmaliger Durchsicht der Ausgabe zu bemerken wufste, wurde im Archiv f. lat. Lexikogr. VII (1891) 617—19 mitgeteilt. Vgl. die vorliegende Schrift S. 95 ff. Erneute Lektüre hat weitere Ausbeute geliefert, die hier ein Plätzchen finden möge.

p. 68, 23 kann ich das von Engelbrecht in Text und Index aufgenommene ‚addictus plagarum' nicht verstehen. Es ist nach der Handschrift ‚ad ictus plagarum' zu lesen. — p. 76, 13 dürfte die Lesart der Ausgaben ‚absumendas' den Vorzug vor dem (wohl nur auf einem Schreibfehler [vgl. z. B. den Apparat zu Juvencus I 442; II 698 H. und bes. Sulp. Sev. chron. I 43, 7 p. 46, 6 H.] beruhenden) ‚adsumendas' der Handschrift verdienen: Vgl. Lev. 9, 24; Jud. 6, 21; III Reg. 18, 38; II Par. 7, 1; II Mach. 2,10. — p. 85, 20 halte ich das überlieferte ‚praemittit' fest. — p. 97, 8 erregt mir das Wort ‚insertam' in dem durch Maxentius erhaltenen Fragmente einige Bedenken. Verlangt des Faustus Sprachgebrauch — der Index gibt leider keine Auskunft — nicht ‚insitam'? Vgl. p. 76, 9; 192, 10; 193, 19. Rur. p. 423, 4; 441, 22 und über die Vertauschung beider Wörter Brandt Heidelberger Gymnasialprogr. 1891 S. 11 und Aug. de duab. anim. 18 p. 74, 24 Z. — p. 136, 7 ist ‚perfulgens' zu belassen; vgl. p. 208, 23 und Porph. ad Hor. carm. II 17, 22, wo man ebenfalls ohne ausreichenden Grund ‚praefulget' geschrieben hat. — p. 168, 11 (= Claud. Mam. p. 3, 8 E)[2]) vermute ich ‚ne res per se obscuras studio conpositi sermonis <magis> involvam.' — p. 173, 17 (= Claud. Mam. p. 7,20) ist das distributive ‚discribens' (‚discribes' cod. Sang.) völlig am Platze. Engelbrecht selbst hatte, als er den Claudianus

[1]) Seit der Ausgabe der Analecten sind noch die Anzeigen im Lit. Cbl. 1892, 705 f., in der Hist. Zeitschr. N. F. XXXIII 312 f. (ohne Beiträge), in der Theol. Quartalschr. LXXV 127 ff., in der DLZ. 1892, 846 ff. (wertvoll), im Bull. critique 1892, 164 ff. (Standpunkt Morins) und in der Zeitschr. f. Kirchengesch. XIII 414 ff. (stimmt Morin vollständig bei) hinzugekommen.

[2]) Über den Brief des Faustus, der zu Claudians Schrift ‚de statu animae' Veranlassung gegeben, s. R. de la Broise, Mam. Claud. vita etc. Paris 1890. Vgl. Engelbrecht, Berl. philol. Wochenschr. 1891, 1362 ff.

edierte, daran gedacht. — p. 197, 14 möchte ich ,pullum' (= paulum) nicht ändern; vgl. ,pullulatim' bei Apul. met. II 16 und V 20. — p. 214, 20 ist das überlieferte ,subfarcinatus' nicht ,fortasse' (praef. p. LXXVII), sondern sicher tadellos; vgl. Rönsch Zeitschr. f. d. österr. Gymn. XXXIII 592 = Collectanea philologa S. 237. — p. 217, 24 lese ich ,dilatatur' (,dilatetur' Krusch; ,ditatur' Engelbrecht; ,dilatur' cod.). Vgl. Act. Sebast. 2, 4 (XVII, 1023 A ed. Migne) ,facultatibus dilatati' (al. ,ditati'). — p. 229, 12 hat Faustus wohl ,iunior matre' (,matri' cod.) geschrieben, wie p. 206, 4. — p. 229, 20 ist die Variante ,dilectationes' statt ,delectationes' (so auch p. 231, 22 cod. Durl. ,dilectabiles'; vgl. p. 263, 18; 265, 18; 293, 15; 309, 3 u. ö.) wohl nur aus Versehen in den Text gedrungen, ebenso p. 269, 1 ,putridines' statt ,putredines' (vgl. 252, 14; 353, 22 u. ö.). — p. 237, 26—238, 1 ,si enim praesentibus esses' ist die Überlieferung nicht in Ordnung. E. denkt an ,in praesentibus', mir scheint es wahrscheinlicher, dafs ,praesens adesses' oder eine Assonanz à la ,adsum praesens praesenti tibi' (Plaut. Most. 1075; vgl. Lorenz z. St. und zu Pseud. 1125. Ps.-Clem. recogn. II 37 p. 58 G.) das ursprüngliche gewesen. — p. 239, 11 lesen wir ,quasi ad momentum oculis inspicientium orbari visa est'. Die Durlacher Handschrift hat ,inspientium', was m. E. zu ,insipientium' ergänzt werden mufs nach Weish. 3, 2 ,visi sunt oculis insipientium mori'. — p. 245, 14 trifft die vom Herausgeber nachträglich im Index mitgeteilte Vermutung ,putasne' wohl das Richtige; vgl. Bonnet, ,Le latin de Grégoire de Tours' p. 257. — p. 259, 25—260,3 lautet E.' Text: ,qui (sc. Honoratus) quamvis huic ciuitati peculiari operum suorum claritate refulserit, ad omnia tamen loca atque uel nominis sui opinione peruenit, meritorum suorum lucem perfudit'. Ich verstehe den Satz in dieser Fassung nicht. Jedenfalls ist für ,atque' ,ad quae' zu schreiben, vermutlich auch ,at (ad = at im Durl. auch p. 235, 5) omnia tamen (Dräger, Hist. Synt. II² S. 113 f.) . . . . luce p.' herzustellen. — p. 272, 14 führt die Lesart der Durlacher Handschrift ,nutriauit' nicht auf ,nutribit', wie E. schreibt, sondern auf ,nutricabit'. — p. 287, 15 war die Form ,besteis' aufzunehmen; vgl. Archiv f. Lexikogr. III 107. — p. 329, 8 lese ich ,audiant illi, inquam, ut ieiunare incipiant, isti, <ut> abstinere non desinant'. — p. 332, 9 würde ich ,expectat' = ,spectat' halten; vgl. Peiper zu Alcim. Av. p. 333; Coripp. Joh. II 192; Priscill. p. 99, 18 (dazu Schepfs, Archiv f. Lexikogr. III 325); Rönsch Rom. Forsch. I 258 = Coll. phil. S. 34. — p. 398, 23 schlage ich vor ,quae licet ipse non faciam, tamen, ut [et] vos agatis, exhortantor (,exhortator' cod.; ,exhortor' Vulg.)'. — p. 401, 2 bietet die Handschrift ,quae nisi quia u. s. w.' E. schiebt mit der Vulgata ,causa' nach ,quae' ein, ich ziehe es vor, das letztere Wort zu ,qua<r>e' zu ergänzen. — p. 422, 11 vermute ich ,cum per <eum> et in eo mente iungantur (,per &' cod.; ,pariter' Vulg.: ,pari' Luetjohann): vgl. Römerbr. 11, 36, die ,contestatio' (Präfation) der gallikanischen Messe bei Mone, Lat. und griech. Messen S. 28 ,qui in se et per se nostrum nexus exsolueret

debetorum' u. dgl. — In orthographischer Beziehung hätte sich der Herausgeber, wie schon Petschenig (vgl. die vorliegende Schrift S. 94 f.) gesehen, mehr den alten Handschriften anschliefsen sollen. Ich hätte u. a. die Aufnahme folgender Schreibungen gewünscht: ‚adque' (= atque), ‚inquid' u. dgl. (vgl. z. B. Weifsbrodt im Braunsberger Ind. lect. 1891/92 p. 10) ‚coherect', (p. 27, 10; vgl. 188, 20; 408, 3; H. Müller, Zeitschr. f. d. Gymnasialw. XXV (1871) S. 47), ‚agricula' (p. 30, 24; 39, 25 u. ö. Schuchardt, Vok. d. Vulg. II 132), ‚interclusserat' (p. 57, 4; vgl. Cat. LXVIII 67 Schw.), ‚accusso' (p. 245, 18; 265, 15 u. ö.), ‚neclecta' (p. 66, 12; vgl. 71, 3; 186, 16; 268, 20; Müller a. a. O.), ‚Enoc' (p. 80, 14; ‚in hoc' cod.), ‚adolantium' (p. 246, 9; ‚adolentium' cod.; vgl. Juvencus I 702 H.), ‚diocisi' (p. 381, 11: vgl. Bonnet a. a. O. p. 376). — Gegen die Handschrift ist ‚afluentia' zu schreiben p. 357, 8; 379, 22; vgl. 421, 15 und Dombart, Jahrbb. f. Philol. 1877, 341).

An Citaten und Entlehnungen trage ich noch nach: p. 333, 11: I Cor. 7, 31; p. 425, 8: I Cor. 3, 2; p. 398, 8 ‚quia iustus et misericors iudex bis non iudicat in id ipsum' ist eine in der canonistischen Literatur wiederholt begegnende Rechtsparömie, welche in dieser Form auf Nahum 1, 9 (LXX) zurückgeht; vgl. A. W. Heffter ‚Non bis in idem'. Berl. 1873. S. 8 f. p. 195, 13; 283, 15 (327, 17) liegen vielleicht Horazreminiscenzen vor; die Verbindung ‚lubricus error' (p. 334, 11) ist mir im Augenblick nur noch aus Prud. cath. III 118 gegenwärtig; p. 243, 1 geht auf kynische Quelle zurück (R. Heinze, de Horatio Bionis imitatore, Bonn 1889 p. 27)[1]); p. 309 ff. (sermo 22) bringt die pseudocyprianische Schrift de bono pudicitiae in Erinnerung; p. 387, 24 f. stammt vielleicht (direkt oder indirekt) aus Augustinus oder Pseudoaugustinus (v. Lehner, Marienverehrung S. 139[2]).

Im Index vermisse ich ‚conspectus' (Plural) p. 76, 9; 268, 9: vgl. Faust. bei Caspari Anecd. I 330), ‚iunior' (Gegensatz ‚antiquior') p. 206, 4, unter den ‚locutiones Fausto peculiares' (p. 491)[2]) das massenhaft begegnende ‚ac sic', unter ‚prouerbium' (p. 498) p. 240, 18 ‚ubi lucrum ibi damnum' (vgl. Aug. serm. 8, 8 vol. XXXVIII, 70 M; Otto, Sprichw. d. R. S. 197), p. 319, 22 ‚in ipso portu naufragii discrimen incurrit' (Otto S. 284), p. 339, 16 ‚hoc ipso gravius cadit, quod ad altiora conscenderit' (Otto S. 17), p. 372, 22 ‚in propriis laudibus, sicut dicitur, est odiosa iactatio' (vgl. Cypr. ad Don. 4 p. 6, 13 H.,

[1]) sermo 5 der Durlacher Sammlung = Ps. August. serm. CCXX. Diese Predigt enthält auch ein Prudentiuscitat (schon dies spricht gegen Augustinus; vgl. Rösler, Prudentius S. 249 ff.) und einen Juvenalvers. Solche Einzelheiten sind nicht belanglos für die Entscheidung der schwierigen Frage, ob Faustus oder Cäsarius von Arles Verfasser bez. Redactor einer Homilie gewesen. Beschenkte uns doch Dom Germain Morin bald mit einer Ausgabe des letzteren, da E. unsere Sehnsucht nach Faustus, bez. Pseudoeusebius noch nicht zu stillen in der Lage ist! Als Vorarbeiten sind der Aufsatz in der Revue Bénéd. 1893 Februar und die Inventarisierung der Predigten im cod. Mus. Brit. Addit. 30853 (Anecdota Maredsolana I p. 406 ff.) zu begrüfsen.

[2]) ‚sequitur ac dicit' auch bei Zeno Ver. tr. I 7, 3 p. 65 G.

acta Pionii c. 17 p. 196 der Regensburger Ausg.), p. 450, 3 ‚molliorem plumis' (Otto S. 282). —

Pauli Manutii epistulae selectae. Edidit Martinus Fickelscherer. Lipsiae 1892. B. G. Teubner. 8°. VIII 176 S. Bibliotheca scriptorum latinorum recentioris aetatis edidit Josephus Frey.

Paulus Manutius, der gleich seinem Vater Aldus Manutius sich unsterbliche Verdienste um die Altertumswissenschaft erworben hat, tritt uns in seinen Briefen als eine liebenswürdige Persönlichkeit entgegen. Er war erfüllt von treuer Liebe zu seinen Angehörigen und Freunden, wahrer Frömmigkeit, die ihn in seinen schweren körperlichen Leiden stärkte, und edler Begeisterung für das klassische Altertum, an der man sich unter den gegenwärtigen Umständen wirklich erbauen und erwärmen kann.[1]) Der vorliegenden chronologisch geordneten Auswahl, welche Briefe an Männer wie Dionysius Lambinus, Muretus, Nizolius u. s. w. enthält, ist — abgesehen von einigen Stücken, welche anderen Quellen[2]) entnommen werden mufsten — die Originalausgabe letzter Hand (von 1573) zu Grunde gelegt. Der Herausgeber hat hie und da eine kurze Bemerkung über eine der in den Briefen erwähnten Persönlichkeiten beigefügt oder ein Citat nachgewiesen. Besonders in letzterer Hinsicht hätte er etwas freigebiger sein dürfen. So spielt epist. XXII p. 51, 21 f. auf Cic. ad Quint. Fr. 1, 1, 45, XXVIII p. 63, 2 auf Plaut. Aul. 49, XXXIV p. 74, 6 auf Cic. ad Quint. Fr. III, 1, 11, ib. p. 75, 19 f. auf Cic. de or. I 236, XLI p. 90, 2 auf Cic. ad Att. XII 1, 2, LVII p. 123, 20 auf Cic. or. 31, LXXVI p. 156, 2 auf Cic. ad Att. XVI 6, 2, LXXXIV p. 166, 11 auf Cic. Cat. m. 4 an. XXIII p. 53, 17 heifst die Kälte ‚λεπτῷ χρωτὶ πολεμιώτατον' nach Euripides bei Q. Cic. ad fam. XVI 8, 2 (= Eurip. III p. 252 fr. 898 N), der ‚ille' LXXV p. 154, 10 ist Terentius (Andr. 189), und wenn Manutius XXX p. 65, 13 den Bargäus als ‚οὐχ ὁ τυχὼν ἀνήρ' charakterisiert, so erinnert er sich an die 1555 bei ihm gedruckte Schrift περὶ ὕψους, in welcher Moses dieses Epitheton erhalten hat (9, 9 p. 15, 17 Jahn-Vahlen). Zu LIX p. 125, 24 werde ich bei nächster Gelegenheit eine fachmännische Erläuterung mitteilen. VI p. 10, 20 ist wohl ‚cuius' für ‚unius', ib. 11, 19 ‚minus ve' (Manutius pflegt ‚ve' vom vorausgehenden Worte zu trennen; praef. p. VII) für ‚minus re', XXVI p. 60, 13 ‚tribues' für ‚tribuis', LIX p. 125, 21 ‚desipere' (so die Ausgabe von J. G. Krause Lips. 1720 p. 501) für ‚dissipere' zu schreiben. Zu LVII p. 123, 22 war Hor. epist. II 1, 85, nicht I, 2, 85 zu citieren, zu XXXIV p. 72, 26 mufste das zu XIV p. 29, 2 angeführte Citat wiederholt werden. Ein Druckfehler im Texte ist mir LIII p. 115, 31 (‚gravitur' für ‚graviter') aufgestofsen.

[1]) Vgl. bes. XVIII p. 38, 16 ff. Recht aktuell klingt auch LVII p. 123, 26 ff.
[2]) In der Revue critique 1893 I p. 17 wurde bemerkt, dafs sich der Herausgeber die Publication von P. de Nolhac, Lettres inédites de Paule Manuce recueillies à la Vaticane (Rom 1883) habe entgehen lassen.

München. Carl Weyman.

Lateinische Schulgrammatik für die österreichischen Gymnasien herausgegeben von Dr. August Scheindler, Direktor des Staatsgymnasiums im IV. Gemeindebezirke in Wien. 2. verbesserte Auflage. Wien u. Prag, F. Tempsky, 1892. S. XII u. 239. Preis geb. 1 fl. 10 kr.

Das Buch, welches im Jahre 1888 in 1. Auflage erschienen war, ist in zweiter Ausgabe vielfach verbessert worden, zum Beweise, dafs der Verf. vorurteilslos genug war, um einzig und allein der Sache zu dienen, der er mit wohlthuender, fast möchte man sagen begeisterter Hingabe zugethan ist. Keine irgendwie bedeutende neuere Erscheinung auf dem Gebiete der lateinischen Grammatik blieb unbeachtet; zahlreich und nicht selten wertvoll sind die Ergebnisse eigener Forschung. Es unterliegt keinem Zweifel: der dem Verfasser von seiten des k. k. Ministeriums für Kultus und Unterricht zur ersten Bearbeitung des Buches gewährte einjährige Urlaub ist von ihm aufs gewissenhafteste ausgenützt worden und ist und bleibt demselben fortwährend ein Antrieb, das Bestmögliche zu leisten.

Da das Buch in zweiter Auflage nach den gleichen Prinzipien wie in der ersten bearbeitet ist, und diese letztere in diesen Blättern (Jahrg. 1891, S. 334) nur ganz kurz besprochen wurde, dürfte eine wenigstens teilweise eingehendere Besprechung desselben nicht ungeeignet erscheinen.

Mit Recht beschränkt sich der Verf. hinsichtlich des grammatischen Materials auf diejenige Epoche der lateinischen Sprache, die durch unsere wichtigsten Schulklassiker repräsentiert wird; es ist dies eine allgemein anerkannte Forderung sämtlicher neuer Schulordnungen, speziell auch der österreichischen vom 1. Juli 1887. Ebenso vollberechtigt ist die hiemit Hand in Hand gehende Tendenz, möglichst strenge das Wesentliche vom Unwesentlichen zu scheiden und letzteres teils ganz zu übergehen, teils in Anmerkungen zu verweisen, die schon durch den kleineren Druck als minder bedeutend gekennzeichnet sind. Sonach berücksichtigt die Grammatik lediglich folgende Autoren: Nepos, Cäsar, Livius (1., 2., 21. Buch), Cicero, Sallust, Tacitus, Ovid, Vergil, Horaz, jedoch so, dafs in den Regeln und Beispielen die beiden ersteren (Nepos und Cäsar) prinzipiell den Vorzug erhalten; dies geschieht namentlich in der Formenlehre (Lehre von den Deklinationen, dem Genus der Substantiva u. s. w.), in zweiter Linie, und zwar insbesondere hinsichtlich der gewählten Beispiele, in der Syntax. Dadurch wurde einerseits eine Verringerung des Lehrstoffs für den Elementarunterricht, andrerseits eine Beschränkung auf das Wichtigste aus dem Gebiete der Syntax erzielt. Dies die Grundsätze, die dem Ref. am belangreichsten erscheinen. Dafs ihre Durchführung auf dem Boden gründlicher wissenschaftlicher Forschung erfolgte, wurde schon oben erwähnt; auch ist sofort zuzugestehen, dafs die Auswahl des Stoffes im ganzen und grofsen dem Bedürfnisse wohl entspricht.

Gleichwohl ist hier einiges auszusetzen. Der Verf. legt mit Recht

viel Gewicht darauf, dafs der Lehr- und Nachschlagestoff durch den Druck deutlich geschieden werde, und glaubt hierin dem Lehrer wie dem Lernenden in vollstem Mafse entgegengekommen zu sein. Dem ist nun aber nicht so. Denn nicht blofs unterscheiden sich die beiden gewählten Druckarten nur sehr wenig von einander, und es sind in dieser Hinsicht mehrere neue Grammatiken der vorliegenden weit überlegen, sondern es fehlt auch die sachliche Scheidung zwischen Wesentlichem und Unwesentlichem sehr häufig, besonders in der Syntax; vgl. z. B. § 101, ein § in den auch, nebenbei bemerkt, viel zu viel hineingedrängt ist, Durch all dieses gelangt man zu keiner rechten Übersicht. Und doch ist es zweifellos, dafs, wie Verf. selbst bemerkt, „Übersichtlichkeit und Klarheit dem Schüler grofsen Vorschub leisten, ja dafs sie das halbe Lernen ausmachen". Sehr verdienstlich ist aus diesem Grunde die besonders in der Formenlehre häufig zur Anwendung gebrachte Tabellenform, sowie der Gebrauch des Fettdrucks für die Kennzeichnung besonders bemerkenswerter Formen, obwohl auch hierin bedeutend weiter hätte gegangen werden können, cf. die Grammatiken von Landgraf, Waldeck, Goldbacher, Schultz etc. In dieser Hinsicht läfst sich übrigens bei der glücklichen Wahl der Verlagsbuchhandlung leicht nachhelfen.

Eine Neuerung sodann, durch welche die vorliegende Grammatik meines Wissens bis jetzt einzig dasteht, besteht darin, dafs sie sich behufs Gewinnung einer konformen Terminologie an die in Österreich vielfach gebrauchten deutschen Grammatiken von Willomitzer und Kummer und an die griechische von Curtius-Hartel anschliefst; es dient dies der „Konzentration", richtiger „Apperzeption", und geht immerhin in einem Lande, in welchem bestimmte Bücher in den einzelnen Unterrichtszweigen eine Art Monopol haben, wohl an. Im übrigen sind derartige Neuerungen oft recht bedenklich und können unter Umständen geradezu die Existenz eines an sich guten Buches bedrohen.

Inwieweit durch diese Anlehnung die Systematik des Buches beeinflufst wurde, läfst sich ohne eine genauere Vergleichung nicht entscheiden. Doch liegt die Vermutung nahe, dafs ein solcher Einflufs besteht, und leider mufs hier gesagt werden, dafs er alsdann nicht immer günstig war. Man kann eben vor lauter Systematik recht unsystematisch werden und den Zweck, den man damit erreichen wollte, nämlich Übersichtlichkeit behufs leichterer Erlernung, verfehlen; es gilt dies unter anderm von § 109, § 111, § 127, wo dem System zuliebe invideo von faveo (§ 126) getrennt ist: und warum steht obtrecto, supplico nicht ebenfalls hier? nicht minder ist § 106 nur scheinbar systematisch geordnet und fürs Erlernen zu schwerfällig; denn erstens verwirrt es den Schüler, wenn in derselben Materie bald von der deutschen, bald von der lateinischen Auffassung ausgegangen wird; sodann ist es willkürlich, deficere, effugere, imitari, sequi von den übrigen den Akkusativ „regierenden" Verben zu trennen; auch bei ihnen lassen sich ja im Deutschen adäquate Bedeutungen anwenden, („im Stiche lassen, vermeiden, zum Muster nehmen, begleiten"); so

kam es, dafs z. B. fugere und effugere nach Auffassung und Darstellung getrennt sind. Endlich: wie weitschweifig wurde durch diese unmotivierte Scheidung die ganze Darstellung! Ähnlich in vielen anderen §§, die dadurch, zumal bei der ganz ungenügenden Differenzierung durch den Druck, nichts weniger als übersichtlich, klar, leicht erlernbar sind.

Erfreulich ist andrerseits das auch in anderen neuern Grammatiken immer mehr zur Geltung kommende Bemühen, soviel als möglich auf den adäquaten Ausdruck im Deutschen zurückzugehen; manche derartige Versuche sind in der vorliegenden Grammatik als ganz vorzüglich gelungen zu bezeichnen. Gleichwohl kann da und dort noch manches in dieser Beziehung nachgeholt werden. Dafs der Verf. auf diesem Wege öfters zu trefflichen stilistisch-synonymen Bemerkungen gelangt ist, scheint ihm selbst entgangen zu sein; wenigstens erklärt er im Vorwort, er habe rein stilistische Bemerkungen gänzlich ausgeschieden, „um den Lehrstoff zu verringern". Richtig ist ja, dafs eine systematische Stilistik fehlt; ob dies, ebenso wie der fast völlige Mangel einer Prosodie, nach jedermanns Wunsche ist, mufs füglich bezweifelt werden. Denn die überaus reichliche Angabe der Quantität dürfte einen genügenden Ersatz nicht bieten und sieht oft wie Verschwendung aus, wie z. B. wenn bei sämtlichen irgend vorkommenden Verben — es sind wohl Tausende — die Länge des o in der 1. Pers. Sing. Präs. Akt. (z. B. amō) angegeben wird; das ist des Guten doch zuviel!

Die Beispiele sind in der Regel zweckdienlich gewählt; aufgefallen sind nur: mater et filia miserae sunt § 100. 2; quaere adulescens, utere senex § 102, 2: hier fehlt es an Inhalt, beziehungsweise Klarheit. — Der Ausdruck ist fast durchwegs musterhaft sorgfältig und hält sich in der That vom Schuljargon ungewöhnlich frei; doch dürfte es besser sein § 117: „Sokrates war von gröfster Weisheit" in Klammer beizufügen zum Zeichen, dafs dies adäquat gedacht, nur ein Behelf ist.

Im einzelnen ist noch Folgendes zu erwähnen: § 98, 3: wertvoll wäre hier die Beifügung der Ausdrücke „heifsen", „gelten"; auch empfiehlt es sich, die lateinischen Verba anzugeben. — § 102, 2 sind die positiven und negativen Ausdrücke nicht konsequent geordnet. — § 109 die Verba des Übertreffens sind nicht vollständig. — § 106 animo deficio = ich lasse es an Mut fehlen? richtig doch wohl = ich falle vom Mut (ab). — § 97 A. 2, 1 dicunt = sie (i. e. die Leute) sagen. — § 159 A. 1 ist die Fassung für den Schüler zu hoch. — § 159 A. 2: wie coepi und desino werden auch (non) sino, iubeo, veto konstruiert; dies behufs Konzentration; es fehlt also mindestens ein Hinweis. — § 142: der Abl. modi ist weder konsequent, noch übersichtlich geordnet; der reine Abl. mufs vorausgehen. — In § 146 ist bei den Präpositionen mancher Präpositionalausdruck ohne Beifügung eines passenden Verbums nicht verständlich, z. B. ad omnes gentes = bei allen Völkern. Der § 197 A. 3 erwähnte Konjunktiv in Sätzen wie fuit tempus, cum Germanos Galli virtute superarent ist nicht potenzial,

sondern wohl konsekutiv zu erklären. — § 107, 2 A. verzweifle, nicht zweifle.

Druckfehler und falsche Quantitätsbezeichnungen finden sich nur wenig. Der Druck der unregelmäfsigen Verba § 72 ff. ist zu klein.

Erscheint sonach dieses Buch auch in 2. Aufl. noch nicht als in jeder Hinsicht vollendet, so birgt es doch schon jetzt soviel des Guten, dafs es zu den besten in seiner Art gerechnet zu werden verdient.

Übungen zur Erlernung und Wiederholung der lateinischen Syntax entworfen von Dr. Karl von Jân. Sechste (von Seyfferts Grammatik nicht mehr abhängige) Auflage. Landsberg a. W. Schäffer. 1893. XXII und 132 S.

Ein vortreffliches Büchlein in seiner Art! Für Diktate in der 5. Klasse, insbesondere aber für den Nachhilfeunterricht an Schüler der 5. (und 6.) Klasse ist dasselbe wie kein anderes geeignet und auf Grund langjähriger Benützung seitens des Ref. aufs wärmste zu empfehlen. Der Einführung in den statarischen Unterricht bayerischer Schulen steht die eklektische Art, in welcher hier die einzelnen und nur die wichtigsten Abschnitte der Syntax behandelt sind, einigermafsen hindernd im Wege. Diese Abschnitte sind aber mit einer Gründlichkeit und in so geschickter Parallelisierung mit verwandten sprachlichen Erscheinungen behandelt, dafs selbst ganz schwache Schüler in diesen Dingen zur Klarheit gelangen müssen. Es sind folgende: Das Pronomen reflexivum, abhängige Fragen, Grundlage der Moduslehre, das Futurum, Relativsätze mit doppeltem Verbum, Konsekutivsätze, der Potentialis, der Infinitiv, Wiederholung der Moduslehre, Tempus des Konjunktivs, abhängige Bedingungssätze, Fragen mit an. Aufserdem finden sich, teils ausdrücklich teils gelegentlich, in reichem Mafse sämtliche wichtigeren übrigen Erscheinungen der Syntax berücksichtigt, so die Kasuslehre, die Raum- und Zeitbestimmungen, die Konjunktion cum, Final- und andere Dafs-Sätze, die Partizipia, endlich durchgehends, fast in jedem Stücke, die oratio obliqua.

Besonders förderlich für die eingangs genannten Zwecke ist hier der Umstand, dafs „Regel auf Regel sitzt“, ohne dafs dadurch der deutsche Ausdruck oder das Latein — wenigstens in den neuesten Auflagen — irgendwie erheblichen Zwang erlitte. Die zusammenhängenden Übungsstoffe überwiegen weitaus; sie sind teils dem griechisch-römischen Altertum entnommen, teils (in geringerer Anzahl) modern, jedoch auch die letzteren dem lateinischen Sprachgebrauch angepafst. Cäsars bell. gall. ist fleifsig zu grunde gelegt; ganz vorzüglich ist z. B. das 1. Buch in dem Stücke „Einfall der Helvetier in Gallien“ S. 64—69 verwertet; sehr gelungen und äufserst lehrreich ist ferner der vollständig nach Caes. b. g. V 26 ff. bearbeitete „Kampf mit Indianern“; sowie das Kapitel „Vercingetorix“. Sehr instruktiv sodann „Hannibal in Spanien und auf dem Marsche nach Italien“. Mit diesen Stücken

allein läfst sich schon eine Auffrischung und Vertiefung des Wichtigsten aus der Syntax erreichen.

Das Buch ist mit der 6. Aufl. auf eigene Füfse gestellt, d. h. es kann neben jeder Grammatik benützt werden. Als besonders sorgfältig und praktisch sind die — zu diesem Zwecke — vorausgeschickten grammatisch-stilistischen Regeln (S. VII—XXI) zu nennen, auf die in den nachfolgenden Übungsstoffen fortwährend in reichstem Mafse hingewiesen wird. Auch sind jedem der obengenannten Abschnitte die bezüglichen Regeln in wünschenswertester Ausführlichkeit und Präzision — offenbar gleich den Übersetzungsstoffen das Ergebnis langjähriger und hingebender praktischer Thätigkeit — vorausgeschickt.

„Desideria“ hat Ref. nur einige wenige. Neben tantum abest (22) ist erwünscht die Angabe der bequemeren Konstruktionen mit ita (adeo) non und non solum non, sed etiam; p. XII dubito ne genügt nicht; es ist mindestens noch an beizufügen; vgl. hierüber Bl. f. d. bayr. G.-W. 1880 S. 441 ff.; p. XIX nach si steht nur quis? — Was ferner die Ausdrucksweise anlangt, so ist sehr häufig die Anwendung des Konj. Impf. statt des völlig genügenden Konj. Präs. inkorrekt; ferner ist aus nicht erkennbarem Grunde oft das den Inf.- oder Konj.-Satz einleitende Komma weggelassen. — Manche Latinismen finden sich noch, z. B. S. 66: „Zugang der Provinz“; ebenda: „die Grenzen erweitern“, statt „das Gebiet erw.“; S. 68 „gerecht bestraft werden“ statt „Strafe verdienen“.

Der Druck ist etwas zu komprefs; durch Spatien (zwischen den Zeilen) liefse sich leicht abhelfen.

München. Dr. Gebhard.

Der Reim bei den Griechen und Römern. Ein Beitrag zur Geschichte des Reims von Otto Dingeldein. Leipzig. Teubner. 1892. IV u. 131 S.

Im ersten Bande des „Archivs für lat. Lexicographie und Grammatik“ (1884), S. 350—389 hat Eduard Wölfflin auf Grund des überreichen Materials, welches ihm in der Beantwortung der Fragen 37 und 38 des ersten Fragebogens von seinen Mitarbeitern gesammelt war, den Aufsatz: „Der Reim im Lateinischen“ veröffentlicht. Da zu den hier festgelegten Grundsätzen und erhaltenen Ergebnissen jede weitere Untersuchung auf dem Gebiet des Reims Stellung zu nehmen hat — wie auch die vorliegende Dingeldeins —, so sei es gestattet zuerst auf diese zurückzugreifen. Zu einem Reime (Endreim) genügt nach Wölfflins Auffassung (S. 351) „weder Gleichklang einer noch zweier unbetonter Schlufssilben (calcaribus, montibus), sondern es bedarf mindestens einer langen, oder einer langen (betonten) und einer kurzen Silbe“. Von der Betrachtung ausgeschlossen sind bei W. — und das ist von gröfster Tragweite — alle Flexionsreime, d. h. „die Unmassen von Reimen, die durch das grammatische Gesetz der Kongruenz, sowie durch die Häufung zweier synonymer oder einander ergänzender Begriffe sich ergeben“. Denn „sollte der Reim ein Schmuck

der Rede sein, so konnte nicht als schön empfunden werden, was sich ungesucht von selbst einstellte, ja gar nicht vermieden werden konnte". Flexionsendungen können nur dann als Reime wirken, wenn zu ihnen noch Gleichheit eines Buchstabens oder einer Silbe, des Stammes hinzukommt. So kommt W. zu den Ergebnissen (S. 359): „Die kunstmäfsige Prosa wie die Poesie hat den Reim nicht ausgebildet. Dagegen findet sich eine mäfsige Anzahl strenger Reime in Formeln und Redensarten, welche der Volkssprache angehören und daher mehr in der Komödie und in der Briefliteratur als in den höheren Gattungen der Literatur hervortreten. Erst in der afrikanischen Latinität spielt der Reim eine grofse Rolle, bei Apuleius, dann bei Tertullian und Augustin; die beiden Kirchenlehrer bevorzugen den Reim wohl wegen der Reime der hebräischen Bibel (S. 362). Dies neue Formelement hat wohl in der Predigt, wie im Kirchenlied Aufnahme und Pflege gefunden. Wird aber eine orientalische Einwirkung abgelehnt, so ist es ja immer möglich mit dem Lateinischen allein durchzukommen, da die Weiterentwicklung der reimenden Verbindungen zum Glieder- und Satzreim nahe liegt" (S. 374). So gelangte der Reim schliefslich in der lateinischen Dichtung zur vollständigen Herrschaft.

Dingeldein hat in seiner oben genannten Schrift das Vorkommen des Reimes „bei den Griechen und Römern" (soll heifsen: bei den griechischen und lateinischen Dichtern, denn nur die Dichter werden berücksichtigt) einer erneuten Untersuchung unterzogen, in welcher er den Aufsatz Wölfflins berichtigen will. Der Zweck seiner Schrift ist nach den Schlufsworten derselben „der Nachweis zahlreicher und sicherer Spuren des Reimes in der Nationaldichtung der Griechen und Römer, auf die seine spätere Entwicklung zurückgeführt und gegründet werden kann, ohne dafs man gezwungen ist an fremde Einflüsse zu denken", was aber auch Wölfflin an der oben angeführten Stelle (S. 374) nicht als unbedingt notwendig hinstellte. Bei seiner Untersuchung soll es sich handeln (S. 6) „nur um den beabsichtigten Gleichklang, um einen solchen, der von dem Dichter und Hörer auch wirklich empfunden wurde". Sein Endergebnis deckt sich freilich auch mit dem Wölfflins (p. 124): „Wenn noch einzelne Dichter und Dichtungsgattungen diese oder jene Abart des Reimes mit einem gewissen Wohlgefallen angebaut haben: die Thatsache läfst sich nicht verhehlen, dafs der Reim für gewöhnlich eher vermieden wurde, als dafs man ihn geflissentlich gesucht hätte". Ohne also am Gesamtergebnis etwas ändern zu können, findet Dingeldein doch, dafs der Bestand an Reimen in der römischen Poesie ein wesentlich reicherer sei, als W. zugegeben, der, von falschen Voraussetzungen ausgehend, zu „verblüffenden Resultaten" gekommen sei, so dafs „der Leser jenes Aufsatzes eine ganz falsche Vorstellung von dem Bestand an reimenden Verbindungen in der römischen Poesie erhält" (S. 8). Bei Homer ist zwar das Resultat der Untersuchung D.'s ein „im wesentlichen negatives" (S. 77), ähnlich bei Hesiod, Pindar (S. 43) und den Chören der Tragiker (59); entschiedene Vor-

liebe für den Reim findet er dagegen bei den Elegikern (S. 42), besonders im Pentameter. „Dagegen wird der im jambischen Trimeter gehaltene Dialog des Drama hinsichtlich der Vollkommenheit der in ihm auftretenden Reime von keiner anderen griechischen oder römischen Dichtungsgattung aus der klassischen Zeit übertroffen oder erreicht.“ Von lateinischen Dichtern wenden Plautus und Ennius den Reim häufig an, etwas weniger Terenz, bei Horaz sei in den Oden wenig zu holen (S. 101), wie auch vorher im Saturnier (S. 77). Während aber nun Wölfflin gefunden hatte, „die klassische Poesie habe absolut nichts im Reim geleistet, d. h. leisten wollen“, und z. B. Ovid als „über Erwarten zurückhaltend“ geschildert ward, findet D. in den Hexametern und Pentametern Reime in Hülle und Fülle, wenn auch nicht soviel wie W. Grimm (Zur Geschichte des Reims, in den Abh. der Berl. Ak. d. W. 1851, S. 521 ff.), besonders auch bei Ovid, wenig bei Horaz; und beabsichtigte leoninische Verse, sowie Gruppen von 2—7 Hexametern, die durch den Endreim verbunden sein sollen, werden in Mengen herbeigebracht. So sei dann der Reim nach manchen Schwankungen in den verschiedenen Jahrhunderten zur unbestrittenen Herrschaft gelangt (114), ohne durch ausländische Einwirkung gefördert zu sein (130).

Zu dieser relativ grofsen Menge von Reimen gelangt Verf. dadurch, dafs er die Wölfflinschen Beschränkungen in der Zulassung von Reimen nicht anerkennt und auch den Flexionsreim und den unvollkommenen Reim (in unbetonten Silben) berücksichtigt. Er polemisiert ziemlich heftig gegen W.'s Forderung, dafs der Reim auch modernen Ohren genügen müsse, indem er sagt (S. 9): „W. hat unseres Erachtens die zwei Centurien seiner Mitarbeiter zu keiner nützlicheren Arbeit kommandiert, als wenn er sich darauf kapriziert hätte, aus Otfrieds Dichtung die nach unserem Geschmack untadeligen Reime herauszusuchen.“ Denn besonders der Hinweis auf die Reime Otfrieds und auf die lateinische Hymnen-Dichtung soll die Flexionsreime und die mangelhaften Reime wieder zu Ehren bringen.

Wenn Ref. auch nicht die Ehre hat, zu den „2 Centurien“ Philologen zu zählen, die ihre Arbeitskraft willig in den Dienst des zu gründenden Thesaurus linguae Latinae stellten, und wenn er auch glaubt, dafs W.'s Reimtheorie gelegentlich recht wohl eine Ausnahme verträgt,[1]) so hat er doch aus D's. Buch nicht die Überzeugung gewinnen können, dafs die Restitution der Flexionsreime u. s. w. ein Fortschritt für die Forschung sei. Vor allem erscheint ihm die Berufung auf Otfried und die lat. Hymnen-Dichter nicht beweiskräftig. Gewifs, die „reimgewandten Hymnendichter brachten den Flexionsreim jederzeit ohne Scheu zur Anwendung.“ In einem Gedichte, wo ein jeder Vers einen Reim erforderte, in einer Zeit, wo das Ohr so an den Reim gewöhnt war, dafs es ihn in jedem Verse erwartete, da

[1]) Auch kann Ref. in ōre et pectōre bei Symmachus, Ennodius u. s. w. nicht mit W. (S. 386) Reime finden; auch urens arens, spes et opes entsprechen nicht der Regel, dafs die reimende Silbe den Ton haben mufs (wohl aber spes opesque).

übten filius und gladius im Stabat mater (dum pendebat filius-pertransivit gladius) die Wirkung des Reimes aus. Aber daraus zu schliefsen, dafs zu aller Zeit us und us, um und um, ων und ων, ον und ον als Reime gewirkt hätten und dafs Dichter mit solchen Reimen eine besondere Wirkung beabsichtigt hätten, das ist doch zu kühn. Ja, wenn Verf. nur hätte nachweisen können, dafs ein irgendwie beträchtlicherer Prozentsatz der Verse der Alten gereimt hätte, wie es auch immer war!

Nun hat er aber doch daran nichts ändern können, dafs der Reim — alle seine Flexionsreime u. s. w. mitgerechnet, — eher gemieden als geflissentlich gesucht wurde, mithin gemeiniglich als Ausnahme, als vereinzelte, dem Hörer nichts weniger als vertraute Erscheinung zu gelten hat. Wenn da ein Dichter durch einen Reim eine besondere Wirkung hervorbringen will — und Verf. will ja nur beabsichtigte Reime berücksichtigen —, so mufs dieser Reim ganz besonders stark in die Ohren klingen. Gegen den Gleichklang der Flexionsendungen aber mufste das Ohr der Alten abgestumpft sein. Wie soll sich denn ein Dichter mit einem gelegentlichen Reim wie filius und gladius, oder perennius und altius (S. 102, Horaz), oder gar von citius und videmus (S. 108, Lukrez.) irgendwelche Wirkung versprechen bei einem Volke, das in seinen Vor- und Geschlechtsnamen dann lauter Reime auf us hat, im Genetiv u. s. w. noch schönere? Tiberius Sempronius Gracchus — Quintus Horatius Flaccus — — und wenn zu einem Publius Cornelius Scipio noch gar ein Aemilianus Africanus kam, welch verschwenderische Fülle von Poesie! Nur schade, wir fürchten, dafs sie dem Römer vollständig verloren ging, es wird ihm vielmehr die gelegentliche Häufung von us und us u. s. f. wohl gar nicht aufgefallen sein, denn sonst — hätte er sie wohl vermieden, wie das gehäufte orum. Wenn aber der Dichter seine Reime noch gar in Senkungen der Verse versteckte, so dürfte er wohl ganz sicher sein, dafs niemand seine Absicht eine besondere Feinheit anzubringen gewahr wurde. Solcher Verse führt aber D. sehr viele auf; aufser dem oben genannten sog. Reim citius und videmus bei Lukrez seien ohne besondere Auswahl herausgegriffen: S. 45 aus Archilochos:

Ἐρξίη, πῇ δηὖτ' ἄνολβος ἀθροΐζεται στρατός;

p. 110 aus Catull ein „leoninischer" Hexameter:

Nec tua dicta vagis nequidquam credita ventis

Endreim durch 6 Verse sei bei Vergil, Georg II 360 ff., die 6 Hexameter enden der Reihe nach ventos, ulmos, aetas, auras, habenis, uncis!

Auch Horaz, carm. I, 22:

namque me silva lupus in Sabina
und terminum curis vagor expeditis

können nicht als Reime aufgefallen sein, selbst wenn beim Gesange die letzte Silbe des Verses mehr hervortrat.

Da kann auch der Hinweis auf die schlechten Reime Otfrieds (alle und uuolle u. s. w.) die er den Lateinern abgelernt haben soll.

nichts retten. Denn erstens urteilen berufene Kenner der Otfriedschen Muse ziemlich absprechend über seine Verskunst (vergl. Paul, Grundriſs der german. Philologie, II, 962). Dann ist die Vers- und Reimtechnik der einzelnen Partien seines Gedichtes je nach dem Alter derselben verschieden; die ältesten Partien gelten jetzt überhaupt als reimlos (vergl. dazu Kögel, in Paul's Grundr. der germ. Phil. II, 216). Vor allem aber gilt von Otfried dasselbe wie von den Hymnendichtern: wo in einer durchgereimten Dichtung das Ohr den Reim erwartet, da kommt auch ein minderwertiger Reim zur Geltung. Wo aber der Reim als Ausnahmserscheinung auftritt, da muſs er volltönend sein, um zu wirken. Darum lassen wir es bei den Wölfflinschen Prinzipien und für das Lateinische auch bei seinen Resultaten. Was die griechischen Reime anlangt, so sind wir dem Verfasser dankbar für die mit groſsem Fleiſse zusammengestellte Sammlung derselben, die auch nach Ausscheidung der von uns beanstandeten Reime noch manches interessante Beispiel enthält.

Nürnberg. Dr. Gerathewohl.

Herm. Schütz: Sophokleische Studien. Kritisch-exegetische Untersuchungen der schwierigeren Stellen in den Tragödien des Sophokles. Potsdam 1890. VIII u. 450 S. 8. 6 Mk.

Wir haben vor uns eine anregende Arbeit, die dem Streben eines eifrigen Lehrers entwachsen ist. Wie schon der Titel besagt, beschränkt sich das Buch zumeist auf die Erklärung oder Kritik einzelner schwieriger oder unsicherer Stellen, doch ist am Ende des Aias, des Oed. Col. und der Trachinierinnen auch eine Erörterung über die Ächtheit der ganzen Schluſspartie angefügt, bei der Antigone auch die Schuldfrage behandelt, sowie in der Elektra der Gedankengang des Kommos V. 823 ff. geprüft. Der Verf. ist im ganzen mehr konservativ und nimmt sich des öfteren eifrig um die Überlieferung an, doch bietet er auch neue Emendationsversuche, wie er auch in der Erklärung manchmal von der bisherigen Auffassung Abweichendes bringt. Wenn man bedenkt, welche Meinungsverschiedenheiten bei so vielen Stellen zu verzeichnen sind, wird man nicht erwarten können, daſs alle Zweifel gehoben werden, man weiſs ja, daſs ein neues Buch oft noch weitere erregen kann. So muſs der Verf. selbst öfters mit einem negativen Resultate abschlieſsen, und da, wo er Positives aufstellt, wird er immer noch in manchen Punkten Gegner finden. Wenn er auch im allgemeinen seine Ansicht mit Entschiedenheit vertritt, so ist er doch manchmal zu unbestimmt, wie z. B. bei Elektra V. 51, wo er *ὡς ἐφίετο* erklärt: „wie er (der Vater) begehrte“, dann aber anfügt, daſs dieses Verbum sich vielleicht passivisch fassen lieſse. Ein Vorzug ist besonders hervorzuheben, der dem Buche groſsen Wert gibt, daſs nämlich der Verf. sich fleiſsig sowohl bei Sophokles als auch bei andern Klassikern Belegstellen für seine Ansicht gesammelt hat. So erhalten die Worte El. V. 363 *τοὐμὲ μὴ λυπεῖν* eine Stütze in dem Hinweise auf die sprichwörtliche Redewendung *λυπεῖν δὲ μηδὲν αὑτόν*

in Eur. Cycl. V. 338. Von einer eingehenderen Besprechung oder Aufzählung der wichtigsten Ergebnisse kann wohl Umgang genommen werden, da ja, von sonstigen Rezensionen abgesehen, ein Verzeichnis der Hauptstellen auch im Jahresbericht über den Fortschritt der klass. Altertumswissenschaft 1892, LXXI Bd. S. 209 f. erschienen ist. Hier möge nur weniges hervorgehoben sein!

Die Übersetzung von Antig. V. 323: „Schlimm steht es mit dem, welcher entschlossen ist auch Falsches zu glauben“ kann mir nicht gefallen. El. V. 45 hat der Verf. mit Verwerfung der Konjektur Bentleys wieder das überlieferte *Φωκεύς* aufgenommen und ansprechend erklärt: „Der Bote wird seine Meldung doch nicht beginnen: „ich bin ein Fremder und komme von einem Phokischen Manne“, sondern: „ich bin ein Fremder aus Phokis, gesandt von . . .“ „Für die Verbindung *ἀνδρὸς Φανοτέως* verweist er auf die bei Wolff-Bellermann angegebenen Stellen und fügt noch bei Theocr. 14, 1 *τὸν ἄνδρα Θυώνιχον*. Noch andere wären aus Schneidewin beizubringen. Auch hätten für die Abwägung wohl auch V. 1442 *οἱ Φωκῆς ξένοι* und V. 670 *Φανοτεὺς ὁ Φωκεύς* beachtet werden sollen. Ebd. V. 163 faſst S. *βήματι* als Schritt und erklärt: „Zeus entsendet ihn nicht nur, sondern geht mit ihm, ihn in sein Reich einzuführen“, und er beruft sich hiebei auf V. 454, wo Agamemnon selber kommen soll. Doch, meine ich, hätte man eher Verse zu vergleichen wie 1158, 1265, 1267 f. *εἴ σε θεὸς ἐπόρισεν ἁμέτερα πρὸς δώματα* und 116 f. *τὸν ἐμὸν πέμψαι' ἀδελφόν*, aus denen sich des Scholiasten Erklärung *πομπῇ* ergibt. Verfehlt ist auch folgende Begründung der Unächtheit von El. V. 1007 f.: „Ein allgemeiner Gedanke und zwar ein solcher, der mit einem negativen Resultate schlieſst, ist hier ganz an der Stelle, ja notwendig, um das 1009 folgende *ἀλλά* zu erklären, für das man sonst eher eine Folgerungspartikel erwarten würde“. Er hätte noch sagen können, daſs auch Donner übersetzt: „Drum' bitt' ich, fleh' ich“. Betrachtet man aber die folgende Stelle *Ἀλλ' ἀντιάζω . . . . κατάσχες ὀργήν*, so sieht man doch leicht, daſs *ἀλλὰ* hier nicht einen Gegensatz einleiten muſs, sondern zur Verstärkung des Befehles dient. Bei El. V. 192 endlich tritt S. warm für die Lesart *ἀμφίσταμαι* ein; seiner Beweisführung würde wohl ein Hinweis auf Psalm 25, 6 *κυκλώσω τὸ θυσιαστήριόν σου*, circumdabo altare tuum zu gute kommen.

Doch genug! Wenn auch das Buch nicht überall das Richtige trifft, so gibt es doch viele Belehrung und ist nur zu empfehlen; jedenfalls sollte es in keiner Gymnasialbibliothek fehlen.

Eichstätt. Dr. J. Gg. Brambs.

Fridericus Hultsch, Polybii Historiae. Vol. II. Ed. altera. Berlin, Weidmann 1892.

Die Polybiusausgabe von Büttner-Wobst (bei Teubner) und die neue Auflage von Hultsch gehen in rascher Folge neben einander her; zum Glück folgt die Ausgabe von Hultsch auf die von Büttner-Wobst und nicht umgekehrt, so ist es möglich, daſs der Schaden,

der durch die eine Ausgabe im Polybiustext angerichtet wurde, durch die andere wieder gut gemacht werden kann. Der 2. Band von Büttner-Wobst fand den Beifall nicht, den er selbst erwartete, der Rezensent im lit. Centralblatt 1889 n. 48 verhält sich durchaus ablehnend und wirft ihm Mangel an Verständnis für Polybius vor, in der Berliner Philol. Wochenschrift 1890 n. 19 habe ich vor allem die mechanische Anwendung des Hiatusgesetzes getadelt und den Umstand, dafs Büttner-Wobst soviele eigene Konjekturen sofort in den Text aufgenommen hat. Büttner-Wobst hat auf meine durchaus sachliche Kritik in grober Weise geantwortet Jahrb. f. klass. Philol. 1890 Hft. 12 S. 833 ff., ich habe eine Erwiderung unterlassen in der Überzeugung, dafs die Einsichtigen sofort aus dem groben Ton und der kleinlichen, oft persönlichen Kritik die Schwäche des Schreibenden erkennen. Nun wird mir die grofse Befriedigung zu teil, dafs Hultsch in der neuen Auflage stillschweigend alle die Grundsätze billigt, die ich in der genannten Rezension ausgesprochen habe. Eine Gegenüberstellung der Ausgabe von Hultsch und Büttner-Wobst dürfte nur zur Charakteristik des ersteren beitragen.

Büttner-Wobst sagt in seiner Antwort, es gehöre zu den philologischen Unverständlichkeiten, dafs ich noch immer an der Thatsache zweifle, Polybius habe nach ganz bestimmten Gesetzen den Hiatus vermieden; nicht an der Richtigkeit des Hiatusgesetzes zweifle ich, sondern an der mechanischen Anwendung desselben und Hultsch gibt mir insoferne Recht, als er an keiner Stelle die von Büttner-Wobst vorgeschlagene Änderung in den Text aufnimmt. An nicht weniger als 17 Stellen beseitigt Büttner-Wobst den Hiatus, indem er umstellt, ergänzt oder streicht, aber an keiner einzigen Stelle folgt Hultsch seinem Vorgänger und dies mufs man als ein grofses Verdienst betrachten. Es ist eine Versündigung an dem Schriftsteller soviel zu ändern, ein späterer Herausgeber des Teubner-Textes wird Mühe haben, den Schaden wieder gut zu machen. Wohin dies führt, zeigt recht deutlich die Konjektur zu 3, 112, 9, wo Büttner-Wobst statt der Überlieferung *καὶ θεοὺς ἐξιλάσασθαι καὶ ἀνθρώπους* wegen des Hiatus lesen will *καὶ θεοὺς ἐξιλάσασθαι κατ' ἀνθρώπους* Jahrb. für klassische Philol. 1889 Hft. 10. S. 691. Abgesehen davon, dafs der Sinn ganz unerträglich wäre, hat Büttner-Wobst die Flüchtigkeit begangen, die Parallelstelle zu übersehen 18, 54, 11 *καὶ παρὰ θεῶν καὶ ἀνθρώπων*. Wenn ein Grundsatz zu solchen Auswüchsen führt, dann ist man wohl berechtigt, überhaupt in der Anwendung desselben äufserste Vorsicht zu verlangen. Ich habe Berl. Philol. Wochenschr. 1890 n. 19 S. 590 u. 591 nachzuweisen versucht, dafs auch andere Faktoren zu der gleichmäfsigen Gestaltung des Textes bezüglich des Hiatus mitgewirkt haben, und bezeichnete dort die drei ersten Bücher als mafsgebend. Büttner-Wobst hält dies für einen Grundirrtum, da ich gar nicht wisse, dafs auch das 4. und 5. Buch auf derselben Überlieferung beruht. O nein, es ist kein Irrtum, der Grund liegt viel tiefer als Büttner-Wobst meint. Wenn man eine sichere Unterlage für das Hiatusgesetz gewinnen will, so mufs man zunächst an

den ersten Büchern einer Handschrift prüfen, wie die Abschreiber sich anfangs dazu gestellt haben, dann lassen sich erst weitere Schlüsse ziehen.

In echt wissenschaftlicher Weise bekennt ferner Hultsch bei lückenhaften Stellen lieber, das Richtige nicht zu wissen, als dafs er zweifelhafte Ergänzungen aufnimmt, wie dies Büttner-Wobst so oft thut. Eine Ausgabe, deren Lücken so zugeflickt sind, hat keinen wissenschaftlichen Wert mehr; an 18 Stellen nimmt Büttner-Wobst Ergänzungen vor, aber Hultsch folgt ihm auch hierin nicht; mit Recht lehnt er auch 5, 15, 6, die matte Konjektur ab *ὁ μὲν οὖν Ἄρατος . . . ἀπηλλάττετο ταύτης τῆς ἀδικίας*, die Büttner-Wobst auch noch gegen berechtigte Einwände zu schützen sucht. Das richtige Wort ist *κακεντρεχεία* siehe 4, 87, 4 *κακεντρέχεια καὶ βασκανία καὶ δόλος ἐκ τῶν περὶ τὰς αὐλὰς διατριβόντων*, so einer Intrigue seiner Feinde am macedonischen Hofe entging damals Aratus nur mit Mühe. Die übrigen neuen Konjekturen, die Büttner-Wobst sofort in den Text aufgenommen hat, setzt Hultsch wohlweislich unter denselben, indem er damit sagen will, dafs er das Verfahren von Büttner-Wobst nicht billigt; so 4, 81, 7 *καιοικούντων ἐκ γειτόνων*; 4, 8, 9 *κοινῇ δὲ καὶ μετὰ πολεμικῆς ἐπ' ἴσον συντάξεως*, wo ich vermute, dafs in dem handschriftlichen *ἐνίων* das Substantiv *ἐναντίων* liegt und nur der Artikel zu ergänzen ist; 6, 23, 2 *τὸδ' ἐπ' ἴτυος ἔτι καὶ παλαιστιαῖον*, vor allem auch 6, 44, 4 *διὰ πελαγῶν φόβον ἢ διὰ περίστασιν χειμῶνος* statt der vortrefflichen Lesart der Handschriften *διὰ πολεμίων φόβον*. Es ist unbegreiflich, dafs Büttner-Wobst auch diese Konjektur gegen meine Einwände verteidigen mag; er bezeichnet sie als haltlose Gründe und fordert mich auf, die Stelle zu erklären; nun ein Blick auf die vorletzte Zeile der Seite, wo er dies sagt Jahrb. f. klass. Philol. 1890 Hft. 12 S. 837, lehrt ihm genug, dort führt er selbst das passendste Beispiel an *ὑπὸ χειμῶνος ἢ πολεμίων βίᾳ* 3, 23, 3. Eine Verbesserung, die auch der Rezensent sich schon notiert hatte, ohne sie zu veröffentlichen, verdankt ihm Hultsch 5, 41, 2 *Ἀτταλον* statt der unverständlichen Lesart *πάδον*.

Viel bereitwilliger ist Hultsch, wenn es gilt die Überlieferung in den Fällen, wo sie verdrängt wurde, wieder herzustellen; so hat er 4, 32, 6 *καὶ ἀπερίσπαστοι*; 4, 61, 7 *ἔχον*; 6, 39, 6 *ποιήσωσιν* statt *ποιῶσιν*, wie er nach der Handschrift δ schrieb, ferner 8, 31, 2 *ἀπέλειπον* im Anschlufs an Büttner-Wobst wieder aufgenommen. Doch kann man hierin noch weiter gehen; dafs auch 4, 70, 7 *κατὰ βραχὺ τῶν χρόνων* echt polybianisch ist, ferner 5, 11, 1 *ὧν ἦν ἐν καὶ τότε τὸ πραχθέν*, 5, 67, 2 *καθάπερ καὶ τοῖς ὅπλοις καὶ τοῖς δικαίοις* sich wohl verteidigen läfst, werde ich im Philologus zeigen. 5, 25, 2 *οὐδὲ κομίζονται τὰς τελείας τὰς γινομένας αὐτοῖς ἐκ τῶν ἐθισμῶν* Leontius und seine Leute flüstern den Soldaten der Leibgarde ein, dafs sie zwar alle Gefahren zu bestehen haben, aber nichts dafür erhalten; Hultsch schreibt mit Schweighäuser *τὰς ὠφελείας*, Büttner-Wobst *τελείας τὰς ὠφελείας*; letztere Lesart ist jedenfalls falsch und pafst nicht in den Zusammenhang, kurz zuvor heifst es: *γίνεται αὐτοῖς οὐδὲν τῶν δικαίων* es wird ihnen nichts zuteil

von dem, was ihnen zukommt, und nun soll Polybius fortfahren: auch erhalten sie nicht vollständig den Gewinnanteil, das wäre doch offenbarer Widerspruch. Wollte man sich enger an *τελείας* anschliefsen, so könnte man an *λυσιτελείας* denken, so 9, 25, 6 *μήτε μερίζωνται τὸ λυσιτελές* bei Eroberung einer Stadt; 11, 28, 9 *τὰ δὲ λυσιτελῆ καὶ τὰς ὠφελείας ἑτέροις μᾶλλον ἐμέριζον*; aber solange keine eigentliche Belegstelle für *λυσιτέλεια* gefunden ist, ziehe ich auch *ὠφέλεια* vor: denn die Stelle, die Schweighäuser im Lexikon anführt, genügt doch kaum. — 5, 45, 4 *τοῦτον τὸν τρόπον ἀναχωρήσας εἰς τὴν ἐν τῷ Κτησιφῶντι λεγομένην στρατοπεδείαν*; man begreift nicht, warum Reiske *λεγομένῃ* geschrieben hat, das die Herausgeber aufnahmen. Molo, ein aufständischer Satrap, zieht sich nach Ktesiphon zurück, um dort zu überwintern. Nun wissen wir aus Strabo, dafs Ktesiphon die Winterresidenz der parthischen Könige gewesen ist, Strabo 16, 16 *πλησίον δ' ἐστὶ κώμη Κτησιφῶν λεγομένη, μεγάλη· ταύτην ἐποιοῦντο χειμάδιον οἱ τῶν Παρθυαίων βασιλεῖς*, es wird dort auch ein Lager gewesen sein und dies führte den Namen ‚*ἐν τῷ Κτησιφῶντι*', vergleiche: 1, 56, 3 *τὸν ἐπὶ ταῖς Εἱρκταῖς λεγόμενον τόπον*; 3, 86, 9 *τήν τε τῶν Ὄμβρων καλουμένην χώραν*; 5, 19, 4 *εἰς τὸν Πύρρου καλούμενον κατέβη χάρακα*; 16, 37, 4 *ἐν τοῖς περὶ τὸν Σκοτίταν προσαγορευομένοις τόποις*. Auch die Lesart *ἐν τῷ Κτησιφῶντι* (AR) ist nicht zu ändern, indem auch andere Städte als Maskulina behandelt werden so *Τύνης* 1, 84, 12 *ἐκ τοῦ Τύνητος* siehe das Verzeichnis bei Hultsch 4. Bd., 4, 73, 1 *παραφυλάττοντες τὸν Λασιῶνα*· Wäre endlich ‚*ἐν τῷ Κτησιφῶντι*' nicht ein stehender Ausdruck dieses Lagers, so hätte Polybius eine andere Wendung gebraucht, etwa *εἰς τὸν Κτησιφῶντα λεγόμενον ἀναχωρήσας ἐστρατοπέδευσεν*· — Auch 5, 19, 6 wo die Entfernung von Lacedämon nach Gythion angegeben wird, ist es wohl kaum zulässig *διακόσια καὶ* zu ergänzen, während die Handschriften blofs *ἀπέχει περὶ τριάκοντα στάδια* überliefern. Gegen die Korrektur Ottfried Müllers *τριακόσια* bemerkt Hultsch, es würde damit dem Historiker ein grofser Irrtum beigelegt, da die Entfernung beider Orte von Strabo auf 240 Stadien geschätzt wird, Polybius also um 60 zuviel angegeben hätte. Nun ist es sehr wohl möglich, dafs Polybius einen andern Weg berechnet hat, etwa den am Eurotas und an der See entlang, der ungefähr 300 Stadien betragen würde. Wenn Polybius 230 Stadien angibt, wie Hultsch ergänzt, dann mufs man annehmen, dafs er nach einer bestimmten Quelle die Entfernung mitteilt; nur begreift man in diesem Falle nicht, warum er noch *περὶ* hinzufügt, das eben ausdrücken soll, dafs er nur ungefähr schätzt. Auch hat Giesing Jahrb. f. klass. Philol. 1889 S. 161 ff. nachgewiesen, dafs Ungenauigkeit bei Berechnung von Zahlen sich auch sonst findet in den Historien, und Polybius bittet selbst um Nachsicht in dieser Beziehung. — 6, 13, 6 *ἐξαποστέλλειν δέοι πρεσβείαν τιν' ἢ διαλύσουσάν τινας ἢ παρακαλέσουσαν ἢ καὶ νὴ Δί' ἐπιτάξουσαν ἢ παραληψομένην ἢ πολεμεῖν ἐπαγγελοῦσαν*, Schweighäuser schlägt statt des Infinitivs *πολεμεῖν* das Substantiv *πόλεμον* vor, aber mit einem Fragezeichen (siehe das Lexikon s. v.); die Lesart fand bei

Hultsch und Büttner-Wobst Aufnahme, doch ohne Grund. Es werden die Rechte des Senates angeführt, dazu gehört auch der diplomatische Verkehr mit den auswärtigen Staaten. Die Gesandtschaft des Senates soll eine Aussöhnung herbeiführen oder Forderungen stellen, Tribut auferlegen, Bürgschaften empfangen; geht die andere Partei nicht darauf ein, so kann er auch beantragen, durch Krieg die Entscheidung herbeizuführen; entweder kann er die eine von zwei streitenden Parteien auffordern Krieg zu führen, wobei mit eingeschlossen ist, dafs er diese Partei unterstützt, oder er kann den eignen Gegner heifsen, Krieg zu führen, wenn er die Forderungen nicht erfüllen will *ἐπαγγέλλειν*, ebenso verwendet 10, 32, 1 *τοῖς μὲν ἐν τῷ χάρακι μένειν κατὰ χώραν ἐπήγγειλαν.* Von *πόλεμον ἐπαγγέλλειν* ist hier keine Rede, darüber hat nicht der Senat, sondern das Volk zu entscheiden 14, 10 *καὶ τὸ μέγιστον, ὑπὲρ εἰρήνης οὗτος* (*δῆμος*) *βουλεύεται καὶ πολέμου*, auch nicht die äufsere Form der Ankündigung des Krieges ist hier gemeint, denn sonst könnte Polybius nicht gleich darauf 13, 7 das Vorhergehende zusammenfassend sagen *πρὸς δὲ τὸν δῆμον καθάπαξ οὐδέν ἐστι τῶν προειρημένων*· — Freilich darf man auch nicht zuweit gehen, wo der logische Zusammenhang die Lesart einer jüngeren Handschrift oder eine Korrektur fordert, verdient sie sicher den Vorzug vor der bestbeglaubigten Lesart von AB: so folgte 5, 81, 3 Hultsch in der ersten Auflage der Handschrift C und schrieb *ἐνδυμενία*, in der neuen Auflage finden wir wieder *δύναμις*, nämlich *διὰ τὸ ποικίλην εἶναι κἀκείνων τὴν δύναμιν.* Warum hier Polybius nicht anders als *ἐνδυμενίαν* geschrieben haben kann, werde ich an anderer Stelle zeigen. — Die vorsichtige, konservative Art des Herausgebers zeigt sich besonders in der Behandlung einer Stelle, die schon viele Leser beschäftigt hat. 5, 28, 4 *ἐπιστολαί τινες ἀνεπέμφθησαν .... ἐν αἷς ἦν παράκλησις τε τῶν Αἰτωλῶν, θαρρεῖν καὶ μένειν ἐν τῷ πολέμῳ, διότι τὰ κατὰ τὸν Φίλιππον ἔξω τελέως ἐστὶ διὰ τὴν ἀχορηγίαν*. Hultsch schlägt vor praef. IX *διότι τὰ κατὰ τὸν Φίλιππον ἐξώκειλεν ὡς ἔνι μάλιστα διὰ τὴν ἀχορηγίαν*, aber er nimmt diese Konjektur in den Text nicht auf, wie Büttner-Wobst zu thun pflegt. Der Sinn der Stelle ist klar: Die Ätoler werden von Megaleas, einem Mitverschworenen, aufgefordert auszuharren im Kampf, da die Sache Philipps ganz aussichtslos sei. Der Gedanke ist durch die Konjektur jedenfalls getroffen und die Form schliefst sich trefflich an die Überlieferung an. Dennoch halte ich die Leseart *ἐξώκειλεν ὡς ἔνι μάλιστα* nicht für möglich. Eine Steigerung von *ἐξοκέλλειν* durch *ὡς ἔνι μάλιστα* ist nicht denkbar, *ἐξοκέλλειν* „ausgleiten, fallen“ drückt eine einmalige Handlung aus, die eben schon den höchsten Grad bezeichnet. Ferner pafst der Aorist nicht hieher, man erwartet ein Perfektum. Endlich sagt der Ausdruck *ἐξώκειλεν ὡς ἔνι μάλιστα* fast zu viel; wenn die Macht Philipps schon ganz darniederliegt, dann ist die Aufforderung auszuharren, nicht mehr nötig. Bei *ἐξοκέλλειν* ausgleiten müfste mehr das Mittel angegeben werden, wodurch er fällt, als der Grund *διὰ τὴν ἀχορηγίαν*. Da *ἀχορηγία* ein Wort ist, das Polybius sonst nicht gebraucht, so liegt die Vermutung nahe, dafs auch *ἔξω τελέως εἶναι*, ein Provincialismus, aus dem Brief

stammt, wobei ursprünglich *ἑαυτοῦ* zu ergänzen war, also *ἔξω ἑαυτοῦ εἶναι* aufser sich sein, verloren sein. *τελέως* findet sich bei Adverbien 2, 27, 3, *τελείως σύνεγγύς εἰσιν οἱ Κελτοί*; 2, 28, 1 *τελέως ἐγγὺς εἶναι*; 33, 21, 2 *μάτην τελέως περὶ τούτων λέγειν*.

Was die Anordnung betrifft, so hat Hultsch im 6. Buch ebenso wie Büttner-Wobst die Fragmente de archaeologia Romana hinter den Abschnitt von den verschiedenen Staatsverfassungen gesetzt nach dem Vorschlag von Nissen, das Allgemeine geht dem Speziellen voraus. Ein Prospekt praef. XII ermöglicht die betreffende Stelle in der ersten Auflage von Hultsch und bei Büttner-Wobst zu finden. — Jedenfalls schliefst der 2. Band sich würdig an den ersten an; es genügt eben nicht, nur einen Auftrag von einem Verleger zu erhalten, sondern der Herausgeber mufs in einer inneren Beziehung zu seinem Autor stehen, dies ist bei Hultsch im vollsten Mafse der Fall, darum wird auch seine Ausgabe dauernden Wert haben.

Erlangen. K. Wunderer.

K. Schenkl, Übungsbuch zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Griechische für die Klassen des Obergymnasiums. Achte umgearbeitete Auflage. Wien, Tempsky. 1893. IV und 197 S. — Preis geh. 1 fl. 20 kr.

Mit Recht nennt der Verf. die neue Auflage seines Übungsbuches umgearbeitet. Die lateinischen Übungen der früheren Auflagen (etwa 40 S.) sind weggefallen, ebenso von den deutschen Stücken Nr. 121—137 und 142—145. Dafür bringt ein Anhang 80 Stücke im Anschlufs an die Lektüre. Auch die Einrichtung des Buches ist geändert, indem die Anmerkungen nicht mehr unter dem Texte stehen, sondern nunmehr mit dem Wörterverzeichnis zusammen den II. Teil des Übungsbuches ausmachen. Auch gekürzt sind die Anmerkungen, einmal dadurch, dafs durch Anwendung bestimmter, freilich nirgends erklärter Zeichen, wie +, ×, *, viele entbehrlich geworden, und dann auch dadurch, dafs nicht wenige Wortangaben weggefallen sind. Bezüglich des aus den früheren Auflagen Herübergenommenen kann ich auf das verweisen, was ich über die 6. und 7. Auflage in Bd. XXIII S. 394 f. und Bd. XXVI S. 339 f. dieser Bl. bemerkt habe. Selbstverständlich hat es der Verf. an kleinen Änderungen, bezw. Verbesserungen nicht fehlen lassen. Den neuen, im Anschlufs an die Lektüre abgefafsten Übungsstücken liegen zugrunde: Xenophon (Anabasis, Kyrupädie, Memorabilien), Herodot (Perserkriege), Demosthenes (olynthische und philippische Reden), Platon (Apologie) und Sophokles (Ödipussage). Sie berücksichtigen, vom Leichteren zum Schwereren aufsteigend, durchweg die Leistungsfähigkeit der Schüler und liefsen sich in unseren vier oberen Gymnasialklassen gut als Extemporalien verwenden.

Dem deutschen Ausdruck ist gebührende Sorgfalt zugewendet. Doch seien ein paar Kleinigkeiten angemerkt: S. 8 Z. 6 v. o. stünde

besser tadle für tadeln würde, ebenso S. 10 Z. 4 v. u. sehe für sähe. Hart erscheint mir die Weglassung des Artikels vor Eigennamen in Wendungen wie „sagte Orontes Kyros“ S. 71 Nr. 5 und „diesen Brief übergab jener Mann Kyros“ ebenda; so auch „Xenophon hatte ein Karduche versprochen“ S. 76 Nr. 16; ähnliches öfter. Hart ist auch die Konstruktion „indem ich bedachte, wie arm wir sind und nur wenige von uns die Mittel haben u. s. w.“ S. 75 Nr. 13. Das Wörterverzeichnis scheint vollständig zu sein; ich habe nur den Eigennamen Helene vermifst. Der Druck ist äufserst korrekt; doch steht S. 91 Z. 6 v. o. die unsterblichen für die Unst., S. 93 Z. 9 v. o. Eurybates f. Eurybiades, S. 184 Thessalier f. Thessalien. S. 100 Z. 21 v. o. scheint die Wortstellung in Unordnung geraten zu sein.

Regensburg. Fr. Zorn.

Muret, Encyclopädisches Wörterbuch der englischen und deutschen Sprache. Berlin, Toussaint-Langenscheidt 1892. Lfg. 5. champain—conic). M. 1.50.

Unter Berufung auf die ausführliche Besprechung der ersten Lieferung dieses Werkes in Bd. XXVII S. 426—429 d. Bl. können wir auch an dieser Lieferung dieselben Eigenschaften wie an jener ersten rühmen: den Reichtum des Inhalts, die Klarheit der Anordnung der Bedeutungen und die Deutlichkeit des Druckes. Wir erwähnen nur beispielsweise das Wort Collyridian, das wir im Brockhaus als Kollyridianerinnen suchen müssen, wo wir auf den Artikel Maria verwiesen werden, während bei Muret kurz und bündig steht: „Mitglied einer die Jungfrau Maria auf heidnische Art verehrenden Ketzersekte (4.—5. sæc.)“, und auf den sieben Spalten füllenden Artikel über come, welchem Worte in der neuesten (30.) Auflage von Köhler, sowie in Thieme anderthalb Spalten gewidmet sind.

Langenscheidt, Konjugations-Muster für alle Verba der französ. Sprache, regelmässige wie unregelmässige, mit Angabe der Aussprache jeder aufgeführten Zeitform und Person. Zweite Auflage. Berlin. Langenscheidt, 1891. gr. 8°. 54 SS. ungeb. M. 1,—.

Diese Schrift ist eine Separatausgabe der zur 30. Auflage der Toussaint-Langenscheidt'schen franz. Unterrichtsbriefe gehörigen III. Beilage. Die Seiten 3—6 enthalten eine Darstellung und Erläuterung des T.-L.'schen Systems der Lautbezeichnung, dann folgt auf den SS. 7—16 ein alphabetisches Verzeichnis sämtl. unregelm. Verba mit Aussprachebezeichnung, Bedeutung, Verweisung auf das Konjugationsmuster nebst Anmerkungen. Seite 17—51 stehen die Konjugationsmuster wie auf dem Titel angekündigt (in der Art, wie sie in den Remarques détachées des grossen Sachs'schen Wörterbuchs vorgetragen sind). Die SS. 52—54 enthalten die Konjugation von s'en aller in bejah., vernein., fragender und fragend-verneinender Form. S. 54 findet sich eine Einteilung der

Verba nach neuerer Anordnung (da in den Konjugationsmustern die alte Einteilung in 4. Konj. beibehalten ist). Das Ganze ist eine sehr mühsame, mit äufserster Genauigkeit hergestellte und wegen der komplizierten typographischen Darstellung kostspielige Arbeit. Für das pädagogische Bedürfnis nach diesem Hülfsmittel spricht nach dem Vorwort die Thatsache, dafs mit dem Erscheinen von Sachs-Villatte's Wörterbuch die erwähnten Remarques détachées massenhaft, namentlich von Schulmännern, apart verlangt worden seien.

Peters, J. B., Materialien zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Französische. Für obere Klassen höherer Lehranstalten. Zweite verb. und vermehrte Aufl. Leipzig 1892. Aug. Neumanns Verlag. 8°. VI u. 96 SS.

Dieses Werkchen enthält 66 zusammenhängende Stücke von verschiedener Schwierigkeit und von anziehendem, vorzugsweise historischem Inhalt. Doch finden sich auch einige geographische und naturgeschichtliche Stoffe, sowie einige über abstrakte Themata und 8 Briefe. Auf 15 Seiten ist der Inhalt der Confessions d'un ouvrier (von Souvestre) deutsch wiedergegeben. Eine Neuerung ist, dafs die zur Übersetzung nötigen Vokabeln am Schlusse jedes Stückes in fortlaufender Zeile, durch Gedankenstriche von einander getrennt, aber ohne Nummern angegeben sind, so dafs, wenn nicht ein findiger Kopf darauf kommt, die Numerierung nachträglich selbst vorzunehmen, dem lästigen ewigen Hinuntersehen der Schüler wirksam vorgebeugt ist. Für bequem halte ich diese, allerdings viel Raum sparende Methode in keiner Weise; das beste ist jedenfalls, die Wörter zu jedem Stück im Anhang und reihenweise unter einander gestellt aufzuführen. Viel Gewicht ist auf die Synonyma gelegt: an den betreffenden Stellen sind die synonymen Ausdrücke in fettem Drucke den Schülern zur selbständigen, oft recht schweren Auswahl geboten. Für die 3. Auflage möchte ich zur Beseitigung des Stückes Nr. 2 Iphigenia raten, namentlich wegen der allzu realistischen Schilderung in den Zeilen 9—15. Das schön gedruckte Buch ist recht empfehlenswert.

Schmitz, Prof. Dr. Bernh., Deutsch-französische Phraseologie in systematischer Ordnung nebst einem Vocabulaire systématique. Ein Übungsbuch für jeden, der sich im freien Gebrauch der franz. Sprache vervollkommnen will. Neunte Auflage. Berlin 1891. Langenscheidt. 8°. VII und 179 SS. M. 2,—, geb. M. 2,50.

Die erste Auflage dieses Buches erschien 1872, die zweite 1877, die vorliegende neunte, welche ein Abdruck der 2. ist, erschien 1891, so dafs alle zwei Jahre eine neue Auflage nötig wird, Beweis genug für die Brauchbarkeit des Buches, das in mehr als 29 Städten zum Schulgebrauch benützt wird. Die ganze Phraseologie, soweit sie für

den allgemeinen Gebrauch in Betracht kommt, ist hier zu einem übersichtlichen Lehrgebäude verarbeitet und dadurch schulmäfsig erlernbar gemacht. Die Abteilung A, Die Phraseologie, zerfällt in eine grammatische Abteilung, in der es sich um die Art handelt, wie einzelne deutsche Satzteile im Franz. wiedergegeben werden, und in eine rhetorische Abteilung, in der es sich um die ganze Ausdrucksweise handelt. Abteilung B enthält auf ca. 30 Seiten ein Vocabulaire systématique, das in fortlaufenden Zeilen (nicht reihenweise) eine in fünf Kreise (Natur, leibliches und häusliches Leben, Seele, bürgerliches Leben, Kunst und Wissenschaft), mit 4—12 Unterabteilungen, zerfallende Sammlung von französischen Wörtern enthält, von denen die schwierigsten in Fufsnoten übersetzt sind. Es ist ein sehr nützliches Buch und sollte von jedem Lehramtskandidaten studiert werden. Immerhin ist zu beklagen, dafs der Verf. nicht mehr Hand an das Werk legen kann, um es weiter zu verbessern. Zu wünschen wäre namentlich: leichtere Auffindbarkeit der einzelnen Ausdrücke, Beseitigung veralteter Redensarten, Entfernung jener Ausdrücke, die auch wörtlich wiedergegeben werden können oder Hinzufügung der wörtl. Übersetzung.

Sammlung geschichtlicher Quellenschriften zur neusprachlichen Lektüre im höheren Unterricht. Unter fachgenössischer Mitwirkung herausgegeben von Dr. Friedrich Perle, Oberlehrer am Realgymnasium I. der Frankeschen Stiftungen. Halle a. S Max Niemeyer 1891.

Band VI. Mémoires du Marquis de Ferrières sur la révolution française et sur l'assemblée constituante. Livre X (Juni bis Okt. 1791). Mit einem Plane von Paris v. J. 1793. Herausgg. u. erkl. v. Dr. Perle. kl. 8. 108 SS. M. 1,50.

Diese Sammlung ist in erster Linie für das Realgymnasium bestimmt und soll an die Stelle „der im Sinne der Fortsetzung meist veralteter Historiker“ treten. Sie umfafst Memoirenwerke aus dem XVII., XVIII. und Anfang des XIX. Jahrhunderts, die neben sprachlichen Vorzügen historischen Quellenwert und die anschauliche Darstellung des Augenzeugen für sich haben. Über die pädagogische Absicht des Herausgebers mufs man die Perlesche Schrift: Die histor. Lektüre im franz. Unterricht 1886 nachlesen. Der Text des vorliegenden Bändchens, dessen Inhalt die Flucht und die Rückkehr der Königsfamilie von Varennes sowie die zunächst darauffolgenden Ereignisse behandelt, ist an manchen Stellen gekürzt, damit die Schüler diese Lektüre in einem halben Jahre beendigen können. Erklärt sind alle irgendwie der Erläuterung bedürftige Punkte. Die Anzahl der Fufsnoten beträgt 227.

Band VII. Mémoires et Souvenirs du comte de Lavallette (Vol. I. Chap. X—XXII). Herausg. und erkl. von Dr. J. v. Sarrazin, Prof. an der grossherzogl. Realschule zu Freiburg i. B. XIII und 86 SS. Text, 26 SS. Noten. M. 1,50.

Graf Lavallette war bei der armée d'Italie Adjutant Bonapartes und mit Louise Beauharnais, einer Nichte der späteren Kaiserin Josephine, vermählt. Auf den Verdacht hin, als sei er bis zu Napoleons Rückkehr aus Elba das Haupt einer bonapartistischen Verschwörung in Paris gewesen, zum Tode verurteilt, entkam er nach Bayern, wo ihn Eugen von Beauharnais aufnahm und wo er seine Mémoires et Souvenirs schrieb. Die hier gebotenen Kapitel behandeln die Zeit vom Oktober 1795 bis zur Ernennung Napoleons zum ersten Konsul, 9. Nov. 1799. Nach des Herausgebers Meinung eignen sich diese Kapitel für die Lektüre in Secunda. Die reichlichen Anmerkungen stehen am Ende des Buches. In dem Ausdruck p. 46 Z. 3 v. u. „Le bogare formé par la lutte du Nil et (de?) la mer, était alors très mauvais“ fehlt die Erklärung von bogare. Es hätte wenigstens gesagt sein sollen, dafs das Wort weder in Sachs, noch in Littré nebst Nachträgen und Supplementen steht, um dem Leser die Mühe des vergeblichen Nachsuchens zu ersparen. Es ist zu vermuten, dafs bogare der Form nach das span. bogar (= it. vogare = franz. voguer) ist und „Wogen“ (oder „Treiben, Strömung“) bedeutet.

Die übrigen in dieser Sammlung erschienenen Bände sind 1. Mémoires du Duc de la Rochefoucauld. 2. Briefe zur franz. Revolution (von Ludwig XVI., Mirabeau. Lafayette etc.). 3. Mémoires du Maréchal Marmont, Duc de Raguse (1. Restaur. u. die 100 Tage). 4. Englische Parlamentsreden zur franz. Revolution. 5. Mémoires de Louis XIV, pour l'année 1666. 8. Bishop Burnet's History of his own Time. (Revol. v. 1688).

Rossmann, Dr. Ph., und Schmidt, Dr. F., Lehrbuch der franz. Sprache auf Grundlage der Anschauung. Bielefeld und Leipzig. Velhagen und Klasing. 1892. br. M. 2,—, geb. M. 2,40. 8°. VII u 262 SS.

Das vorliegende Buch entnimmt die darin behandelten Materien teils der Umgebung des Schülers im Schulzimmer, teils 6 grofsen, kolorierten Bildern aus dem Verlage von Hölzel in Wien, auf denen die 4 Jahreszeiten, Bauernhof und Gebirge dargestellt sind. Diese Bilder sind in dem Buche, dessen Format entsprechend, verkleinert und ohne Farben nachgebildet, um dem Schüler bei der häuslichen Arbeit die im Unterrichte gesehenen grofsen Bilder ins Gedächtnis zurückzurufen. Aufser diesn Reproduktionen enthält das Buch noch an 60 andere Abbildungen, so z. B. die einer Statue zur Erlernung der Benennungen der Körperteile, ferner allerlei Früchte, Tiere, Gebäulichkeiten, Geräte u. s. w. Übersetzungen aus dem Deutschen sind gänzlich ausgeschlossen, auch die Grammatik tritt nur in zweiter Linie auf, die ersten Übungen sind Sprechübungen. Die einzelnen Stücke des Übungsbuches sind so gewählt, dafs vor allem der Wortvorrat des täglichen Lebens zur Geltung kommt, wobei der Lehrer das Verständnis so oft als thunlich durch Geberden oder durch Darstellung mit Hülfe einfacher Zeichnungen unterstützen soll. Die Verf. haben

sämtliche Stücke hinsichtlich ihrer Verwendbarkeit im Unterrichte geprüft und versichern, dieselben seien von den Schülern mit lebhaftem Interesse aufgenommen worden. Der gebotene Stoff ist auf drei Jahre berechnet. Auf Seite 153—160 finden sich zehn Liedchen nebst den dazu gehörigen Melodien; S. 161—172 folgen Texte in Lautschrift; die Seiten 173—227 enthalten die Grammatik (Formenlehre mit Einschlufs von 32 unregelmäfsigen Verben), das Wörterbuch, mit Lautschrift neben jedem Worte, steht auf S. 228—262. Die Methode dieses Buches, deren Wesen in möglichster Annäherung an die Spracherlernung des Kindes besteht, ist im 25. Hefte der Lehrproben und Lehrgänge von Frick und Meier eingehend geschildert. Das Lehrbuch ist sehr schön ausgestattet und in kleinen Klassen und bei jüngeren Schülern wird ein für diese Methode begabter und die Anstrengung nicht scheuender Lehrer sicher den Zweck der HH. Verfasser erreichen, das Interesse lebhaft zu erregen und vor allem die Sprechfertigkeit zu entwickeln.

Moltke, La guerre de 1870. Édition française par E. Jaeglé, prof. à l'école spéciale militaire de Saint-Cyr. Für den Schulgebrauch im Auszuge herausgegeben von Dr. W. Kasten. II. Teil. Mit 5 Karten und einem Wörterverz. Hannover. Carl Meyer. 1892. Kl. 8°. 92 Seiten. M. 1,20.

Dieses Bändchen enthält die Kriegsereignisse vom 26. Aug. bis zum 10. Dezember. Der Herausgeber hat sich bei diesem zweiten Teile, ebenso wie bei dem ersten, auf das Thatsächliche der Moltke'schen Darstellung beschränkt. Auch bei der Lektüre dieses Bändchens hat Referent, der selbst den ganzen Feldzug mitgemacht hat, nicht den Wunsch empfunden, dasselbe einmal mit einer Klasse zu lesen. Bei der beständigen Wiederkehr von Angriff und Verteidigung, Rückzug und Verfolgung, Belagerung und Ausfällen u. s. w. dürfte das Interesse des Schülers schliefslich doch erlahmen. Anders liegt die Sache bei Lesern, die den erzählten Ereignissen mehr militärisches Verständnis entgegenbringen, als es bei unseren Gymnasiasten vorausgesetzt werden kann.

Rauschmaier, Dr. Anton, Kgl. Reall. (Ansbach), Französ. Vokabularium auf etymologischer Grundlage mit einem Anhang, für Mittelschulen und zum Privatunterricht. München, Oldenbourg. 1892. gr. 8°. IV und 110 Seiten.

Der Verfasser ist der Ansicht, dafs ohne die vorausgegangene Aneignung der wichtigsten Wörter die Lektüre nicht fruchtbringend sein könne, wie auch die Konversation gar oft an mangelhafter Vokabelkenntnis scheitere. (Ref. ist nun freilich entgegengesetzter Ansicht: durch die Lektüre eignet man sich gerade viele Wörter an und die Konversation kann nicht scheitern, wenn der Lehrer geschickt genug ist, sich an den behandelten Lehrstoff mit seinen Fragen zu

halten). Wenn nun gleichwohl eine Abneigung bestehe, Vokabelbücher im Unterricht zu verwenden, so sei der Grund in der Anlage der bisher erschienenen Vokabulare zu suchen. Die grofsen böten zu viel, die kleinen unterschieden nicht zwischen wichtigen und unwichtigen Wörtern. Der Verfasser hat nun jede linke Seite seines Buches in drei Spalten geteilt, die erste enthält die französischen Wörter, die zweite die deutsche Bedeutung und die dritte die Etymologie der franz. Vokabeln. Die rechte Seite hingegen bietet in den entsprechenden Zeilen die wichtigsten zu den links angegebenen Wörtern gehörigen Redensarten, Musterbeispiele oder synonymische Bemerkungen. Das ganze Wortmaterial ist in 23 Gruppen eingeteilt; am Schlusse jeder Gruppe stehen die aufserdem noch wissenswerten Wörter. Fünf weitere Kapitel enthalten die wichtigsten Redewendungen, Fremdwörter, Ergänzungen zu den Etymologien, geographischen Namen und Vornamen. Ein Anhang von 13 Seiten enthält in möglichster Kürze das Wissenswerteste aus der Geschichte, Etymologie, Synonymik und Literaturgeschichte der franz. Sprache.

Der Verfasser hat schon (bei v. Ebner, Nürnberg) ein hebräisches Vokabularium für Anfänger erscheinen lassen, das bei denen, die es kennen, sehr beliebt ist. Auch dieses franz. Buch ist mit grofsem Geschick gemacht, es steht kein unnötiges Wort darin; die drei Kolumnen links sind sehr übersichtlich, weil räumlich scharf von einander getrennt, so dafs keine in die andere übergreift; die Angabe der Etymologien ist wertvoll für Gymnasien, während sie den Nichtlateiner nicht stört; die Angaben auf der rechten Seite lassen überall erkennen, dafs Schul- und Lebenspraxis dem Verfasser zur Richtschnur gedient haben. Besonders erfreulich ist, dafs im Gegensatz zu den meisten Vokabularien die Verba zu ihrem Rechte gekommen sind.

Es kann dies Buch also jenen, die beim Unterrichte ein Vokabular für nötig halten, aufs beste empfohlen werden.

München. Dr. Wohlfahrt.

Boltzmann, Dr. L., Vorlesungen über Maxwells Theorie der Elektrizität und des Lichtes. 1. Teil. Leipzig. Barth. 1891. IX. 5 M.

Maxwells Theorie der Elektrizität und des Lichtes gehört einerseits unleugbar zu den schwierigsten Abschnitten der theoretischen Physik, scheint aber andrerseits von der gröfsten Tragweite für den Ausbau der Wissenschaft zu werden; nicht als ob Maxwell über das innerste Wesen der Elektrizität und des Lichtes Aufschlufs geben zu wollen sich erkühnte; er geht nur von der Annahme aus, dafs Elektrizität und Licht eine ganz bestimmte Art von Bewegung sei, deren Natur uns zwar unbekannt, aber jedenfalls von der Art ist, dafs sie den allgemeinen Gesetzen der Mechanik nicht widerspricht; und statt nun elektrische und optische Vorgänge unmittelbar zu untersuchen, betrachtet er gewisse mechanische Erscheinungen, welche mit jenen grofse Analogien zeigen, und zieht aus den Konsequenzen dieser

mechanischen Erscheinungen Rückschlüsse auf jene Vorgänge. Der Vorteil dieser Betrachtungsweise besteht augenscheinlich darin, dafs sich die Probleme der Eektrizität und der Optik mit den uns geläufigen Mitteln der analytischen Mechanik behandeln lassen und der Erfolg dieser Methode ist ein geradezu glänzender: die wichtigsten Gesetze der Elektrizität und des Magnetismus ergeben sich zwanglos als Folgerungen derselben — ein Beweis für die Berechtigung der Maxwellschen Theorie.

Der Verfasser des oben genannten Buches hat sich nun dadurch ein grofses Verdienst erworben, dafs er die Maxwellsche Theorie in klarer, anschaulicher Weise zur Darstellung bringt, — keineswegs in der Absicht, das Studium der Originalarbeiten entbehrlich zu machen, sondern um dasselbe zu erleichtern, — nicht minder aber dadurch, dafs er diese Theorie in streng wissenschaftlicher Weise begründet. Auf Einzelnheiten hier einzugehen, ist bei einem Werke, dessen Inhalt eine fortlaufende Kette von Gliedern bildet, nicht möglich; bemerkt sei nur, dafs der Verfasser von der Helmholtzschen Theorie cyklischer Bewegungen ausgeht, diese auf die Theorie elektrischer Schwingungen in Stromkreisen mit Kondensatoren anwendet, dann die allgemeinen Gleichungen elektrischer Ströme in Leitern, Isolatoren und Halbleitern entwickelt und mit Hilfe der letzteren die Fundamentalaufgaben der Elektrostatik und des Magnetismus behandelt. Eine reichhaltige, die modernsten Erscheinungen enthaltende Literaturübersicht ebnet dem sich für die vorgetragene Theorie Interessierenden den Weg zu eingehenderen Studien.

Der Verfasser bezeichnet sich in allzu bescheidener Weise als einen „Kärrner, dem die Aufgabe ward, den Weg zum Gebäude zu ebnen. die Façade zu putzen, vielleicht auch dem Fundamente noch den einen oder anderen Stein einzufügen.“ Dafs sich doch die Wissenschaft recht vieler solcher Kärrner erfreuen möchte!

Kirchhoff, G., Vorlesungen über mathematische Physik. Dritter Band: Elektrizität und Magnetismus. Herausgegeben von M. Planck. Leipzig. Teubner. 1891. 8°. XV.

Kirchhoffs „Vorlesungen über Mechanik“ erfreuen sich eines Weltrufes; sind sie doch Muster eines Lehrbuches der exakten Wissenschaften in Bezug auf den Inhalt selbst, in Bezug auf die Behandlungsweise desselben, in Bezug auf die Anregung zum Weiterarbeiten, zu dem sie den Studierenden aneifern; sie waren bis jetzt die einzigen von den Vorträgen Kirchhoffs, welche im Drucke erschienen waren. Und doch gibt es wohl kein Kapitel der mathematischen Physik, über welches der grofse Gelehrte nicht Kollegien gelesen hätte. Dafs diese aber auf derselben hohen Stufe wissenschaftlicher Entwicklung standen wie die Vorlesungen über Mechanik, beweist der vorliegende Band, für dessen Herausgabe sich Professor Planck, der Nachfolger Kirchhoffs auf dem Lehrstuhle für Physik in

Berlin, die ganze mathematisch-naturwissenschaftliche Welt zu Danke verpflichtet hat. Die schlichte und doch zielbewufste Vortragsweise des Verfassers hat der Herausgeber strenge beibehalten; er hat nach eigener Versicherung den ganzen Stoff auf Grund der Kollegienhefte Kirchhoffs bearbeitet und nur in einigen zweifelhaften Fällen Zuhörerhefte benützt. Für die äufsere Form der Darstellung, — Gruppierung des Stoffes in Vorlesungen mit Überschriften — war des Verfassers Mechanik Muster. Nur in einigem hat Pl. aus eigenem dazugegeben: Es läfst sich ja nicht leugnen, dafs das Studium der Arbeiten Kirchhoffs schwierig ist, weil der Übergang von einem Gedanken zum anderen, von einer Gleichung zur nächstfolgenden oft sehr kurz, oft gar nicht vermittelt ist; es war deshalb ein dankenswertes Unternehmen des Herausgebers durch Beifügung kurzer Erläuterungen oder Begründungen das Studium des Werkes etwas zu erleichtern; vielleicht hätte dieser Kommentar sogar noch etwas reichlicher ausfallen dürfen.

Eine Inhaltsangabe, die auf das einzelne einginge, ist hier nicht möglich; es möge die Mitteilung genügen, dafs Kirchhoff auf grund der Potenzialtheorie so ziemlich alle Fragen aus dem Gebiete der Elektrizität und des Magnetismus teils eingehend, teils nur andeutungsweise in Betracht zieht, welche sich auf theoretischem Wege gegenwärtig behandeln lassen, also insbesondere alle in diesem Gebiete experimentell festgestellten Gesetze mathematisch beweist. Dafs er dabei an der nun wohl bald als veraltet geltenden Theorie elektrischer Flüssigkeiten festhält, dürfte, wie der Herausgeber mit Recht bemerkt, auf die Richtigkeit der Deduktionen mit wenigen Ausnahmen ohne Einflufs sein, weil die hier behandelten Probleme von der Hypothese über das Wesen der Elektrizität überhaupt unabhängig sind und deshalb auch noch richtig bleiben, wenn sich etwa die Maxwellsche oder eine andere Theorie als die zutreffendere erweisen sollte.

Für Gediegenheit der Ausstattung des Buches bürgt die Firma des Verlegers.

Würzburg. Dr. Zwerger.

Dr. H. Seipp, Lehrbuch der räumlichen Elementar-Geometrie. Erster Teil: Die Lage von geraden Linien und Ebenen im Raume. Für das Selbststudium und zum Gebrauch an Lehranstalten nach System Kleyer. Kleyers Encyklopädie der gesamten math., techn. und exakten Naturwissenschaften. Stuttgart, Julius Maier. 1892. 382 SS. M. 6,—.

Der theoretische Teil des vorliegenden ersten Bandes umfafst: die gegenseitige Lage von Geraden im Raum; die gegenseitige Lage von Geraden und Ebenen; die gegenseitige Lage von Ebene (die Ecke). Die sich anschliefsende Aufgabensammlung enthält Berechnungsaufgaben, Konstruktionen und zu beweisende Lehrsätze; die Gruppierung der Aufgaben entspricht der Gliederung des Lehrsystems. Der gröfsere Teil der etwa 500 Aufgaben wird vollständig gelöst; bei den Übungsauf-

gaben wird die Lösung angedeutet, auch sind am Schlusse des Bandes die Resultate angegeben.

Dem Ref. ist kein Buch bekannt, das die Stereometrie in gleichem Umfange und mit derselben Gründlichkeit behandelte. Zudem ist das Werk vortrefflich ausgestattet; die 174 Figuren, die dem Texte beigefügt sind, sind alle musterhaft. Die Vorlage will zunächst dem Selbststudium dienen und diesem Zwecke ist, wie bekannt, die Darstellung angepafst. Die Breite der Kleyerschen Methode ermüdet den Mathematiker, aber gleichwohl wird auch ihn die Vorlage wegen der genannten Vorzüge interessieren.

F. A. Westrick, Fünfstellige Logarithmen für den Schulgebrauch. Münster i. W. 1892. Aschendorff. 124 SS. geb. M. 1,—.

Die Vorlage enthält die fünfstelligen Logarithmen der Zahlen von 1—10000, die siebenstelligen Logarithmen der Zahlen von 10000—11000 und die fünfstelligen Logarithmen der trigonometrischen Funktionen für jedes Hundertstel der Grade von 0—90. Durch die dezimale Teilung des Grades wurde eine übersichtlichere Anordnung der Logarithmen erzielt, indem auf je zwei Seiten in den beiden ersteren Tafeln 1000 Logarithmen und in der dritten die Logarithmen der Funktionen eines Grades untergebracht werden konnten. Doch die Zeit, die beim Aufschlagen der Tafeln erspart wird, dürfte die Verwandlung der gebräuchlichen Sexagesimalteile des Grades in Dezimalteile wieder in Anspruch nehmen. Bezüglich der typographischen Ausstattung ist zu bemerken, dafs die Ziffern zwar deutlich, aber etwas klein sind.

J. Lengauer.

Zeittafeln zur Geschichte der Mathematik, Physik und Astronomie, bis zum Jahre 1500, mit Hinweis auf die Quellen-Literatur von Dr. Felix Müller, Professor am k. Luisengymnasium zu Berlin, Mitglied der kaiserl. leopoldin. Akademie. Leipzig, Druck und Verlag von B. G. Teubner, 1892. IV. 104 S. gr. 8.

Im Jahre 1809 erschien zu Altenburg und Leipzig, bei W. E. Richter, eine Schrift unter folgendem Titel: Pythagoras und Hypalia, oder die Mathematik der Alten. Dieselbe mufs sehr wenig bekannt geworden sein; in dem trefflichen Geschichtswerke Cantors wird ihrer keine Erwähnung gethan, und wir haben sie überhaupt nur zweimal — in dem selten versagenden Poggendorff und in Nefselmanns „Algebra der Griechen" — angeführt gefunden. Lüders wollte eine chronologisch geordnete Biographie aller antiken Vertreter der exakten Wissenschaften liefern, und in anbetracht der geringen Hilfsmittel, welche vor achtzig Jahren für einen solchen Zweck zur Verfügung standen, wird man nicht umhin können, seine Leistung für eine ganz respektable zu erklären.

Wie weit wir freilich in der Zwischenzeit fortgeschritten sind, das erhellt recht deutlich aus dem jetzt vorliegenden, der Grund-

einrichtung nach nahe verwandten Buche von Prof. Müller, dem zweifellos ebenfalls jener alte Vorläufer entgangen ist. Bei einer ganzen Reihe von Namen, die früher eben nichts als leere Namen waren, läfst sich jetzt die wissenschaftliche Lebensarbeit ihrer Träger genau übersehen, und da der Verf. in bezug auf die neuere Forschung aus dem Vollen schöpfen konnte, so findet man in jeder Rubrik einen bequemen Extrakt des wissenwürdigsten beisammen. Um den Lesern dieser Zeitschrift ein Bild von dem, was die „Zeittafeln" ihm bieten, zu geben, greifen wir beliebig irgend einen Absatz heraus:

> 100 n. Chr. Balbus, Römischer Feldmesser. Verfasser einer Schrift über Feldmefskunst. Beteiligt an der Vermefsung des römischen Reiches unter der Leitung des M. Vipsanius Agrippa. Litt. M. Cantor, Vorles. üb. Gesch. d. Math. I, 468. — Partsch, die Darstellung Europas in dem grofsen Werke des Agrippa. Breslau 1875.

Als Stichmarke braucht nicht gerade immer der Name eines Gelehrten dazustehen; es kann auch die Jahreszahl auf ein bestimmtes Ereignis sich beziehen, wie z. B. das Erscheinen eines Werkes, die Gründung einer Universität u. dgl. Dafs die neuere Zeit von dem Verf. nicht auch noch herangezogen worden ist, wird man natürlich finden; denn einerseits würde in diesem Falle der Umfang ein zu grofser geworden sein, andererseits eignet sich die spätere Zeit auch viel weniger für eine chronologische Zusammenstellung der Hauptbegebenheiten, wie sie hier versucht und mit sehr gutem Erfolge zur Durchführung gebracht worden ist.

Es ist nur natürlich, dafs ein Fachgenosse, der sich selbst viele Jahre lang mit geschichtlicher Arbeit abgegeben hat, unter den vielen hundert Daten eines oder das andere herausfindet, an dem er eine Berichtigung oder Ergänzung anbringen könnte. Doch enthält sich Berichterstatter solcher Detailanführungen, da es sich eben wirklich nur um ganz nebensächliche Punkte handelt. Nur zu S. 93 und 94 möchte er bemerken, dafs wir über die Lebensgeschichte und die wissenschaftliche Bedeutung Martin Behaims weit mehr und richtigeres auszusagen vermögen, als es noch vor kurzem möglich schien, und dafs eine gewisse Kenntnis der magnetischen Deklination — ganz abgesehen von Pierre de Maricourt — doch wohl schon vor dem Jahre 1492 da und dort vorhanden war. Bei einer zweiten, ganz gewifs nicht ausbleibenden Bearbeitung seines Werkchens möchten wir Hrn. Müller, soweit das geographische Grenzgebiet in frage kommt, auf Bergers tiefgelehrte „Geschichte der wissenschaftlichen Erdkunde bei den Griechen" hinweisen, welcher er sehr viel für seine Zwecke verwertbares Material wird entnehmen können.

München. S. Günther.

Werner Jos. Schüller, Arithmetik und Algebra für höhere Schulen und Lehrerseminare, bes. zum Selbstunterricht. Leipzig, B. G. Teubner. 1891. 4,00 M.

Der Unterricht in der Arithmetik bietet, wenn anders nicht nur eine gewisse äufserliche Dressur, sondern auch tüchtige theoretische Kenntnisse erreicht werden wollen, dem Anfänger sowohl durch den abstrakten Inhalt der Sätze als durch die Form der Beweisführung in allgemeinen Zeichen ziemliche Schwierigkeiten. Um diese auf das kleinste Mafs zu bringen, erachtet es der Herr Verf. vorliegenden Buches für notwendig, „das bisher noch vielfach befolgte wissenschaftliche Verfahren der Deduktion in beschränkterem Umfange anzuwenden“, dagegen mehr Nachdruck zu legen auf die induktive Methode und die geometrische Veranschaulichung. Der ersteren Forderung wird in der angezeigten Schrift durch engen Anschlufs der allgemeinen Arithmetik an das Rechnen mit bestimmten Zahlen entsprochen; die allgemeine Arithmetik soll auf diese Weise dem Lernenden „als Verallgemeinerung und Erweiterung der im Rechenunterricht bereits erworbenen Kenntnisse und Fertigkeiten“ erscheinen. Die zweite Forderung, an und für sich so wenig neu wie die erstere, findet, indem überall wo es angeht, die bekanntesten und einfachsten Raumgebilde den Ausgangs- und Mittelpunkt für die Entwicklung der Zahlbegriffe, Theorien, Lehrsätze bilden, eine Erfüllung wie wohl kaum in einem andern Lehrbuch. Freilich mufs hier der Einwand gemacht werden, dafs die geometrischen Kenntnisse der Schüler nicht immer so weit gefördert sein werden, um überall, z. B. bei der Entwicklung der Multiplikationsgesetze, der zeichnerischen Darstellung folgen zu können.

Einen weiteren grofsen Vorzug des Buches bilden die überaus zahlreichen geschichtlichen Bemerkungen, geeignet, das Interesse am Unterricht zu beleben.

Die Darstellung ist von grofser Breite und Ausführlichkeit; dies war aber bedingt durch die Rücksicht auf jene Schüler, für welche das Buch in erster Linie bestimmt ist: Privatstudierende und solche Seminaristen — Verfasser ist Seminarlehrer —, welche durch eigenes Studium ihre Kenntnisse in der Mathematik vertiefen und erweitern wollen.

Der behandelte Stoff umfafst in sieben Abschnitten, eingeleitet durch eine Erklärung der Begriffe Zahl, Zahlzeichen, Zahlensystem etc. die Grundrechnungsarten mit Ausnahme der Logarithmen; die negativen und gebrochenen Zahlen; Verhältnisse und Proportionen mit ausführlicher Anwendung auf die bürgerlichen Rechnungsarten; die Gleichungen 1. und 2. Grads mit einer und mehreren (bezw. 2) Unbekannten; die irrationalen und komplexen Zahlen. In einem Anhang empfiehlt der Herr Verf. unter anderem noch besonders die sog. österreichische Subtraktionsmethode, die an den Mittelschulen Bayerns wohl ausschliefslich gelehrt wird. Warum die Logarithmen nicht mit behandelt sind, ist nicht recht erfindlich; denn der vom Herrn Verf. im Vorwort gemachte Hinweis auf das Fehlen derselben im Lehrplan der Lehrerseminare trifft doch auch für die im

vorliegenden Buch ziemlich ausführlich gegebene Lehre von den imaginären und komplexen Zahlen, sowie von den Zahlenkongruenzen zu; jedenfalls dürften letztere weniger Gegenstand des Privatstudiums werden als die Logarithmen.

Im einzelnen mögen noch folgende Bemerkungen gestattet sein: Bei Besprechung des dekadischen Zahlensystems dürfte ein kurzer Hinweis auf andere mögliche Zahlensysteme angebracht sein. — Der unter Nr. 13 in der Einleitung angeführte Grundsatz 3) ist doch identisch mit 2). — Zu der Umkehrung des 3. Lehrsatzes auf S. 16 mufs es heifsen, „Zu zwei gleichen Zahlgröfsen". — Ungenau ist die Fassung der 2. Regel in § 12, 1. — Man kürzt ccm und nicht cbcm. § 49. — Bei dem Ausziehen der Quadratwurzel (§ 73) vermifst man die Vereinfachung der Rechnung, die sich aus der Formel $(a + b)^2) = a^2 + b\ (2a + b)$, etc. etc. ergibt; entsprechend bei der Kubikwurzel. — Was heifst S. 95 „Negative Zahlen, absolut betrachtet"? — Unklar ist auch, S. 119, was unter Wurzeln mit negativen Grundzahlen verstanden sein soll. — Ungenau ist „Zwei Produkte, welche algebraische Summen sind" S. 130. — § 48 gehört hinter § 66. — Die S. 180 gegebene Definition relativer Primzahlen gilt nur für 2, nicht für mehrere Zahlen. — Das Weglassen der Klammern bei der Proportion: $a + b : c + d = b : d$, S. 214 u. f., widerspricht der Schreibweise, die gemäfs den Konventionen Schröders jetzt ziemlich allgemein angenommen ist. — Sehr klar und vollständig ist die Einführung in die Lehre von den Gleichungen — nicht stichhaltig scheint aber dem Ref. die Behauptung des Herrn Verf. zu sein, dafs die Gleichung auf S. 272, die doch vom 1. Grad ist, die zwei Wurzeln 10 und ∞ besitze. — Ein wertvolles Veranschaulichungsmittel ist die zeichnerische Darstellung der Lösungen einer linearen Gleichung zwischen zwei Unbekannten, S. 310 u. f.

Das ganze Buch mufs als ein im vollsten Mafs seinem Zweck entsprechendes bezeichnet werden; aber nicht nur in den Händen der Schüler wird es gute Dienste thun, auch der Lehrer wird sich dem Herrn Verfasser für eine Reihe pädagogisch wertvoller Fingerzeige zu dank verpflichtet fühlen.

Druck und Ausstattung ist gut, der Preis in Hinsicht auf diese und den Umfang des Buches als billig zu bezeichnen.

Dr. Franz Divić, Die sieben Rechnungsoperationen mit allgemeinen Zahlen. Wien und Leipzig, 1891. A. Pichler's Ww. u. Sohn. 3,60 M.

Die Schwierigkeiten, welche sich bei der Erweiterung des Zahlbegriffs auf negative u. s. w. Zahlen im Unterricht ergeben, sind nicht gering; sie erwachsen zumeist daraus, dafs bei der Ausdehnung der Rechengesetze auf diese Zahlen die anfänglich gegebenen Definitionen der Multiplikation und Potentiation zu eng werden; wie darüber hinwegzukommen sei — ob durch Festsetzungen, die ihres Scheins der

Willkür halber pädagogisch wohl am wenigsten zulässig sein dürften, ob durch nachträgliche Erweiterungen der Definitionen oder durch Anwendung der Richtungsänderung in der Zahlenlinie durch Drehung — ist vielfach Gegenstand methodischer Erörterungen geworden.

Vorliegendes Buch muss als ein interessanter, für die Schule aber wohl kaum geeigneter Versuch bezeichnet werden, diese Schwierigkeiten überhaupt nicht aufkommen zu lassen durch Aufstellung allgemein giltiger Definitionen für die Grundrechnungsarten, welche ohne weiteres die Gesetze für die Operationen mit Zahlen jeder Art herzuleiten gestatten. Zugleich erscheinen bei der Lösung, die diese Aufgabe in unserem Buch gefunden hat, die sogenannten indirekten Operationen nicht als bloſse Umkehrungen der direkten, und die Operationen der höheren Stufen nicht als spezielle Fälle der entsprechenden Operationen der nächst niedrigeren Stufe.

Jede Gröſse, definiert der Herr Verf. ist eine „Sammlung" bestimmter Teile. „Zahl einer Sammlung" ist ihm die Anzahl der Teile der Sammlung; und da jede Gröſse in verschiedenen Fällen verschieden in einzelne Teile zerlegt werden kann, so kommen jeder Sammlung verschiedene aber gleichwertige Zahlen zu. „Sammlung einer Zahl" ist die aus den durch die Zahl bestimmten Teilen bestehende Sammlung oder eine gleichartige Sammlung, die aus eben soviel, aber anderen Teilen besteht. Rechenlehre oder Arithmetik ist hienach die Bestimmung der Zahlen gegebener Sammlungen und ihrer gegenseitigen Beziehungen.

Zählen ist das ordnungsgemäſse Vorwärtsschreiten in einer in der Art zusammengestellten Zeichenreihe, daſs das erste Zeichen für einen Teil gilt, jedes folgende um einen solchen Teil mehr bezeichnet als das vorhergehende; ordnungsgemäſs insofern, als diesem Vorwärtsschreiten in der Zeichenreihe ein Vorwärtsschreiten in der abzuzählenden Sammlung von Teil zu Teil entspricht. Teile verschiedener Art werden gesondert gezählt und bezeichnet — gemischte und komplexe, benannte und unbenannte Zahlen; insbesondere werden Teile entgegengesetzter Art durch (+ 1), (— 1) bezeichnet. Die Anzahl der Teile einer Sammlung kann nach Belieben durch (+ a) oder durch (— a) ausgedrückt werden, nur muſs man im 2. Falle die den ursprünglichen Teilen gerade entgegengesetzten als ursprüngliche Einheiten auffassen, demnach (+ a) = (— a) (— 1).

Die hiernach aufgestellten allgemeinen Definitionen der Grundoperationen gestatten als natürliche Forderung die Auffassung: „zu einer Sammlung eine weitere Sammlung von negativen oder gebrochenen oder imaginären Einheiten hinzuzugeben, oder aber in einer Sammlung statt einer jeden Einheit eine bestimmte Anzahl von negativen oder gebrochenen oder imaginären Einheiten zu setzen, oder schlieſslich jeden Einheitsanwuchs durch ein negatives oder gebrochenes oder imaginäres (komplexes) Vielfaches desselben zu ersetzen; oder das entsprechende umgekehrte Verfahren einzuschlagen".

Die Sätze sind bei dem Streben des Herrn Verf. nach möglichster Vollständigkeit, oft ziemlich umfangreich geworden, ge-

währen aber eine um so klarere Einsicht in die Bedeutung der mathematischen Ausdrücke.

München. Sondermaier.

Max Collignon, Handbuch der griechischen Archäologie. Deutsche Ausgabe von J. Friesenhahn. Leipzig, P. Friesenhahn, 1893. gr. 8. 312 S. M. 4.—.

Die Verlagsbuchhandlung von Friesenhahn in L. eröffnet mit diesem Werke eine „Illustrierte Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte.“ Sie wird zum gröfsten Teil Übersetzungen bieten eines ähnlichen französischen Unternehmens, der „bibliothèque de l'enseignement des Beaux-Arts“, die unter der Protektion der „Administration des Ecoles des Beaux-Arts“ in Paris erscheint.

So ist auch das vorliegende Handbuch der Archäologie nichts literarisch Neues, die französische Ausgabe stammt schon aus dem Jahre 1886. Allgemeineres Interesse aber auch für uns gewinnt es erst jetzt in deutscher Übersetzung, indem diese speziell für Schüler der oberen Klassen unserer Gymnasien bestimmt sein soll.

In sieben Kapiteln wird das Gesamtgebiet der griechischen Archäologie behandelt: als Einleitung ein Kapitel über die Anfänge der griechischen Kunst, Mykenä und Verwandtes (S. 9—33); dann Architektur (S. 34—83), Skulptur naturgemäfs am ausführlichsten (S. 84—198), Terrakotten (S. 199—219), Vasen (S. 218—270), Numismatik und Steinschneidekunst (S. 271—285), Bronzen und Schmucksachen (S. 286—309). Warum die Malerei bei Seite gelassen wurde, ist nicht erfindlich, vergl. dagegen von den Älteren O. Müller, von den Jüngeren das vor kurzem erschienene Handbuch des Engländers Murray. In den einzelnen Kapiteln wird die historische Folge eingehalten und so entwickelt sich uns die Geschichte der Archäologie in parallelen Reihen.

Der Verfasser, einer der bekanntesten französischen Archäologen, bekannt durch eine Geschichte der griechischen Plastik und der griechischen Keramik, steht mitten in der Forschung, das sieht man auf jeder Seite. Er versteht es, den Leser in die Mannigfaltigkeit dieser Forschung einzuführen, ihm die Hauptresultate und Hauptprobleme derselben zu zeigen. Dafs heute schon wieder manches antiquiert, überholt ist, was vor sieben Jahren noch galt, wird den nicht wundern, der es weifs, wie in der Archäologie mehr als in irgend einer anderen Wissenschaft gegenwärtig noch alles im Flusse sich befindet. Die neueren Funde in Mykenä (z. B. die Goldbecher von Vaphio), auf den kykladischen Inseln, die neueren Ausgrabungen auf der Akropolis, Dörpfelds Untersuchungen über das griechische Theater und vieles andere ist noch nicht verwertet. Die sogenannten „Apollonen“ stellen nicht nur Apollo dar, der Typus der Juno Ludovisi geht sicher nicht auf Polyklet zurück, die mediceische Venus nicht auf Kleomenes u. dgl. Besonders ist die Literaturangabe heute nicht mehr genügend: Schuchhardt, „Schliemans Ausgrabungen“,

Bötticher „Tektonik der Hellenen", Imhof-Blumers numismatische Untersuchungen, Blümner „Terminologie der Gewerbe und Künste", Helbig, „Führer durch die öffentlichen Sammlungen in Rom", Murray, a history of Greek sculpture, fehlen; nicht einmal Baumeisters „Denkmäler des klassischen Altertums" sind angegeben. Diesem Mangel hätte doch in der deutschen Ausgabe mit leichter Mühe abgeholfen werden können; dafür hätte eine ganze Reihe französischer Schriftsteller ungenannt bleiben können. Das ist ein Punkt, den ich für bedenklich halte. Die Wissenschaft ist international, gewifs; für den Fachmann hat es sogar viel Interesse, hier hauptsächlich die französischen Verdienste hervorgehoben zu sehen; er versteht es, ihren Wert und Unwert für den Fortschritt des Ganzen zu prüfen. Aber das Buch ist für Laien, für Gymnasiasten bestimmt. Da heifst es doch absichtlich ihnen das Bild verdunkeln, wenn in erster Linie und in überreicher Auswahl französische Literatur citiert wird, während seit Mykenä, Olympia, Pergamon die Führerschaft der Deutschen speziell auf diesem Gebiete nicht bestritten ist. Nur ein Beispiel: von den Aegineten heifst es, sie sind öfters veröffentlicht worden, besonders durch die „Expédition française de Morée." Und statt auf Baumeister wird verwiesen auf „dictionnaire des Antiquités grecques et romains" von Daremberg und Saglio. Was sollen deutsche Schüler damit anfangen?

Sehr zu rügen ist ferner die Ungenauigkeit in der Angabe der Belegstellen. Ich habe die Stellen aus Pausanias und Plinius nachgeprüft, da ist die Hälfte falsch zitiert. Auch die Beschreibung der Monumente, man darf wohl sagen, das ganze Buch dürfte genauer, gewissenhafter, exakter sein. Das Löwenthor wird beschrieben: „ein Basrelief (?) stellt zwei Löwinnen dar, denen auf jeder Seite (!) eine Säule mit kreisförmigem Kapitäl gegenübersteht". Die Triglyphen werden erklärt als „schrägkantig eingekerbte Eierstäbe". Dafs sich die attische Skulptur erst durch das Genie des Perikles (?) von den Fesseln des Archaismus befreit hat, ist ein schief gewählter Ausdruck: oder ist es ein Druckfehler für „Phidias"? Konfus ist die Beschreibung des Westgiebels des Parthenon. Da soll die Zeichnung Carreys zeigen, dafs der Künstler den Moment gewählt hat, in welchem Athene die Rosse des besiegten Poseidon bändigt; und ein paar Zeilen weiter unten heifst es ganz richtig, dafs Nike (?) die Rosse lenkt. Sehr ungleichmäfsig sind die Angaben über den jetzigen Aufenthaltsort der Monumente: bei den Niobiden werden sogar die Statuen von Tsarskoe-Selo nicht vergessen, beim praxitelischen Hermes, beim Laokoon steht nicht einmal das Notwendigste; oder wird das als bekannt vorausgesetzt? Dann pafst es nicht für Schüler.

Auch sonst ist der in der französischen wie in der deutschen Ausgabe klar ausgedrückte Standpunkt, dafs es ein Handbuch für Anfänger, für Gymnasialschüler sein soll, keineswegs strenge gewahrt. Der Verfasser vergifst nur zu oft, die Grundlagen für das Verständnis selbst zu legen, setzt oft die Kenntnis des folgenden schon voraus, zieht Parallelen, die der Schüler nicht verstehen kann. Der Ton ist

durchaus zu hoch gegriffen. Was soll sich der Anfänger denken, wenn es von Ageladas (richtiger Agelaidas) heifst: „er bearbeitete die Bronze und man weifs, dafs dieser Stoff in wunderbarer Weise den Fähigkeiten der archaischen Meister entgegenkommt.“ Er weifs es eben nicht! Jeder Paragraph fehlt in dieser Richtung. Das Bestreben, geistreich, fesselnd zu schreiben, hat die Klarheit beeinflufst.

Die Ausstattung des Buches ist gut, die Abbildungen (Holzschnitte) sind sauber und meist passend gewählt. Neben Fig. 9 bringt Fig. 10 nichts Neues. Beim jonischen Kapitäl wäre auch die Seitenansicht wichtig. Fig. 38 „Die sitzende Athenestatue“ ist allzu hässlich. Den Hermes des Praxiteles vermisse ich ungern; er gehört an die Stelle des Apollo Sauroktonos vom Louvre. Die Terrakotte Fig. 119 b wäre besser weggeblieben. An Druckfehlern sind mir als sinnstörend besonders aufgefallen die öftere Verwechslung von Sparta und Spata, ebenso parathenäisch statt panathenäisch.

Doch genug des Tadelns! für Gymnasiasten möchte ich das Buch nicht empfehlen, die Gründe habe ich auseinandergesetzt; da ist mir der kleine Katechismus von Kroker viel lieber. Aber junge Archäologen und Philologen werden das Buch mit Interesse und, bei der nötigen Reserve, auch mit Nutzen lesen. In der deutschen Literatur haben wir noch nichts Ähnliches; die deutschen Archäologen haben es, vielleicht mit Recht, noch nicht gewagt, O. Müllers Handbuch zeitgemäfs umzuwandeln oder zu ersetzen; in Iwan Müllers Encyklopädie ist die Archäologie immer noch ungeschrieben. Der Franzose setzt sich mit anerkennenswerter Kühnheit über die Schwierigkeiten hinweg und bietet wenigstens einen Versuch.

Würzburg. Dr. W. Wunderer.

Dr. G. Hertzberg, Professor an der Universität Halle, Kurze Geschichte der altgriechischen Kolonisation. Mit einer Karte. Gütersloh, C. Bertelsmann, 1892. 95 S. 1 M. 40 Pf. (Gymnasialbibliothek herausgegeben von Pohlmey und Hoffmann. 12. Hft.).

Nach dem Plane der Gymnasialbibliothek gibt Prof. Hertzberg in diesem Bändchen für die Hand reiferer Schüler eine kurze Geschichte der altgriechischen Kolonisation, welche in 2 ungleich grofse Abschnitte zerfällt: 1) Allgemeine Bemerkungen S. 1—20 und 2) Nähere Schilderung der verschiedenen landschaftlichen Gruppen griechischer Kolonien S. 20—84; dazu kommen noch S. 84—87 Schlufsbemerkungen. Der allgemeine Teil legt den Gang der griechischen Kolonisation in Kürze dar, entwickelt ihre Bedeutung für die griechische Geschichte, gibt die Gründe an, welche im Einzelnen zur Ausführung von Kolonien veranlafsten, berührt das Pietätsverhältnis zwischen Mutter- und Tochterstadt, sowie den Einflufs des delphischen Orakels, ferner die wechselseitige Einwirkung der Kolonien auf die benachbarten Völker und der fremden Völker auf die griechischen Ansiedler, weist hin auf die nachteilige Seite der ausgedehnten Kolonisation, den Widerstand gegen dieselbe und die schwierige Lage der entfernteren Kolonien

und sondert schliefslich den Anteil der verschiedenen Stämme an der Kolonisation aus. — Der besondere Teil betrachtet zunächst die Kolonien am schwarzen Meere, nach den Küsten gesondert, die der Propontis und des Hellespont, die auf dem thrakischen Chersones, der Südküste Thrakiens und Makedoniens, besonders auf Chalkidike, es folgt Kerkyra und die Kolonien am jonischen und adriatischen Meere, besonders eingehend wird die Besiedelung Siciliens und die Verbreitung der Griechen in Unteritalien geschildert, Massilia und die Kolonien an den Küsten Liguriens, Galliens und Spaniens machen den Beschlufs im Westen. Abschliefsend wendet sich der Verf. sodann dem fernsten Osten zu, bespricht die Gräcisierung von Kypros und die griechischen Niederlassungen auf der Nordküste Afrikas (Aegypten, Plateau von Barka), um dann noch einige besondere Arten von griechischen Kolonien zu erwähnen, nämlich die Kleruchien der Athener, die grofsen Eroberungskolonien Alexanders des Grofsen und seiner Diadochen und Epigonen und die verwandten Charakter tragenden Kolonien der Römer auf altgriechischem Boden.

Man sieht, das Thema ist erschöpfend behandelt, nicht leicht wird man eine der griechischen Gründungen vermissen, ja der Verf. scheint mir in dem Streben nach Vollständigkeit sogar etwas zu weit gegangen zu sein; denn wenn der zweite Teil der Natur der Sache nach schon viele geographische Namen enthalten mufste, so wäre es doch nicht notwendig gewesen, den Schüler auch noch mit der Aufzählung all der kleinen Orte zu ermüden, die ihrerseits wieder von griechischen Niederlassungen aus gegründet uns eben nur noch dem Namen nach bekannt sind. Dagegen ist es als ein Vorzug der Darstellung zu rühmen, dafs H. wie es übrigens von dem Verfasser der neueren Geschichte Griechenlands nicht anders zu erwarten war, die Schicksale der Kolonien auch nach abwärts verfolgt bis zu ihrem schliefslichen Untergang; gerade diese Partien werden dem Schüler die interessantesten sein, weil sie sich wohlthuend abheben von der doch ermüdenden Aufzählung von Namen. Da übrigens eine solche Aufzählung sich kaum vermeiden liefs, so ist die Beigabe eines Namens- und Sachregisters S. 88—95 besonders zweckmäfsig; denn mit Hilfe desselben kann sich der Schüler rasch über geographische Namen orientieren, die ihm bei der Klassikerlektüre aufstofsen.

Entspricht also so der Inhalt des Bändchens sicherlich dem Zweck der Sammlung, so ist dies weniger bei der Form der Darstellung der Fall, die entschieden besser hätte gefeilt werden können. So fällt im 1. Teil nicht blofs die Häufung von Partikeln, sondern auch deren absonderliche Stellung auf, man vergl. auf S. 10: „Bald nach der Mitte dagegen des 10. Jahrhunderts begann die Auswanderung der sogenannten Jonier aus Attika“, oder auf S. 19: „Die Mündung dagegen des Bosporus in die Propontis hatten die Megarer besetzt“, und S. 120: „Im fernsten Osten dagegen des Mittelmeeres hatten die Griechen . . auf der Insel Kypros festen Fufs gefafst“. Auch falsche Konstruktionen finden sich; so durfte S. 8: „Die regierenden Geschlechter selbst boten gerne den unbequemsten Führern ihrer

Gegner die Hand, um mit anderen unzufriedenen Elementen sich eine neue selbständige Stadt zu gründen" der Finalsatz nicht abgekürzt werden; S. 54 konnte nicht gesagt werden: „Rhodier setzten sich in die gröfste Bucht der Südküste fest". In dem Satze S. 33: „Die Wichtigkeit dieses Platzes (Trapezunts) als Zielpunkt der innerasiatischen Handelskarawanen hat aber seine politische Gröfse überdauert" hätte doch die Deutlichkeit eine andere (z. B. passive) Konstruktion erfordert, damit „politische Gröfse" als Subjekt erkannt wird; denn so hält man es eher für das Objekt. Zu tadeln ist es ferner, dafs der Verf. bisweilen unselbständige Nebensätze als Hauptsätze behandelt, so z. B. S. 5: „Von Knossos, Lyktos und Gortyn aus ist dann die grofse, schöne Insel (Kreta) wesentlich gräcisiert worden. Nur dafs im Westen sich noch lange ein Teil der phönikischen, im Osten ein Rest der alten karischen Bevölkerung erhalten hat". Mit welchem Rechte figuriert hier der 2. Teil des Satzgefüges als selbstständiger Satz? Ähnlich ist es S. 7, Z. 7 von unten. Auch der Ausdruck ist keineswegs überall glatt und nachahmenswert. Man vgl. S. 7 „Nach dem Vorbild der Phönikier nun und oft auf ihren alten Wegen wurden die griechischen Seeleute durch überaus zahlreiche Entdeckungsfahrten zuerst in vielen der von ihren damaligen „alten und neuen Wohnsitzen mehr oder minder entfernten Seestrichen heimisch" oder S. 11: mit dem Trotze der wilden, waffenrüstigen Tochterstadt Kerkyra. Schliefslich möge als Stilprobe folgender Satz (S. 33) dienen: „In der Regel wird Trapezunt nur eben da erwähnt, wo Xenophons und des alten spartanischen Haudegens Cheirisophus zehntausend Krieger nach ihrem furchtbar mühseligen und gefahrvollen Zuge vom Tigris durch Armenien kampfes- und ruhmesmatt zu Anfang des Februars 400 v. Chr. hier anlangen und sich am Ende ihrer langen Leiden meinen, als sie den Spiegel der geliebten „Thalatta" unmittelbar vor sich erblicken, den sie vorher auf dem Berge Theches nur erst flüchtig hatten aufblitzen sehen".

Nach diesen Proben dürfte das Verlangen gerechtfertigt erscheinen, dafs es für ein Buch, welches in die Schülerbibliotheken aufgenommen werden will, nicht blofs genügt, wenn der Inhalt befriedigt: derselbe mufs auch in der entsprechenden Form vorgetragen werden.

Dr. Hugo Förster, Die Sieger in den olympischen Spielen. Wissenschaftliche Beilage zum Programm des Gymnasiums zu Zwickau. I. Teil 1891. 30 S. 4°, II. Teil 1892. 32 S. 4°. In Kommissionsverlag bei B. G. Teubner in Leipzig, à 1 M.

Hugo Förster bietet in diesen beiden Programmen nur eine Fortsetzung früherer Studien; denn schon seine Promotionsschrift: „De hellanodicis Olympicis", Leipzig 1879, zeigt ihn mit gleichartigen Forschungen beschäftigt. Die vorliegende, mühevolle Arbeit ist veranlafst durch die Ergebnisse der olympischen Ausgrabungen, welche besonders auch dazu nötigen, die die Kampfspiele in Olympia und

die olympischen Sieger betreffenden Fragen neuerdings zu erörtern. Denn das uns bei Eusebius erhaltene Siegerverzeichnis des S. Julius Africanus umfafst nur die Sieger im Laufe (die Stadioniken) bis z. J. 217 n. Chr. und die bisher vorhandenen Zusammenstellungen genügen wegen des unzulänglichen Quellenmaterials nicht; da dieses nun schon durch die Wiederaufdeckung Olympias sich ausserordentlich vermehrt hat, so war eine Neubearbeitung der Siegerliste geradezu ein Bedürfnis. F. liefert also ein nach der zeitlichen Folge geordnetes Verzeichnis sämtlicher nachweisbarer Sieger. Wenn man die auf 1½ Quartseiten zusammengestellten Titel der benützten Schriften (besonders Inschriftenwerke und Abhandlungen über Olympia) durchgeht, so bekommt man erst den richtigen Begriff davon, welche Summe von Fleifs und Ausdauer aufgewendet werden mufste, um dieses Verzeichnis fertig zu stellen. Dasselbe ist so angelegt, dafs der Name des Siegers, durch den Druck besonders hervorgehoben, am Anfang steht; ihm folgt der Name seines Vaters, seiner Heimat und der Kampfart; natürlich ist dies nicht immer möglich. Ferner werden angegeben sonstige etwaige Siege in anderen Festspielen, besondere Umstände, die den olympischen Sieg merkwürdig machen, Denkmäler, welche die Person des Siegers angehen, sowie was zur Feststellung der Zeit des Sieges und der Persönlichkeit des Siegers dienen kann. Jedem einzelnen Punkte sind die den Autoren wie Inschriften entnommenen Zeugnisse beigefügt. Dieselben nehmen bei manchem der Olympioniken, sofern man einen allgemein bekannten Namen, z. B. den des Krotoniaten Milon aufschlägt, einen breiten Raum ein. Am linken Rand steht die fortlaufende Nummer, am rechten die Angabe der Olympiaden und der Jahre christlicher Zeitrechnung. Der 1. Teil beginnt mit Koroibos aus Elis und führt das Verzeichnis hinab bis zum Jahre 300 v. Christus, der 2. Teil setzt es fort bis zur Ol. 291 = 385 n. Chr., wo ein gewisser Varazdates aus Artaxata in Armenien im Faustkampfe siegte; er ist der letzte uns bekannte Sieger. Nur noch 2 olympische Feste fanden statt; denn i. J. 393 bei Beginn der 293. Olympiade befahl Kaiser Theodosius I., dafs die Spiele nicht mehr gefeiert werden sollten. Im Ganzen sind 843 olympische Siege verzeichnet, darunter Nr. 753—831 solche, die sich zeitlich nicht näher bestimmen lassen. Natürlich würde die Benützung der Liste sehr erschwert sein, wenn nicht Teil II, S. 26—30 ein alphabetisches Verzeichnis der Namen der Sieger folgen würde, in welchem die Namen der Periodoniken durch fetten Druck hervorgehoben sind.

Die Beschränkung, welche der knapp bemessene Umfang der wissenschaftlichen Beilage zum Jahresbericht dem Verfasser auferlegte, ermöglichte es ihm natürlich nicht, das angesammelte Material nach irgendwelchen, z. B. historischen Gesichtspunkten zu verwerten, doch könnte man es als einen Anfang dazu betrachten, wenn Teil II, S. 30—32 die Sieger nach ihrer Heimat geordnet sind. Hier sprechen die Zahlen für sich selber. Schliefslich brauche ich nicht beizufügen, dafs die ganze Arbeit nicht zum Lesen, sondern zum Nachschlagen

bestimmt ist. aber je undankbarer die Arbeit für den Verfasser war, desto mehr hat er sich den Dank der gewifs zahlreichen Benützer dieses wichtigen und für mancherlei Zwecke geradezu unentbehrlichen Verzeichnisses verdient. Lücken nachzuweisen und Ergänzungen zu bieten vermag übrigens nur derjenige, welchem ebenso umfangreiche Materialsammlungen zu gebote stehen, wie dem Verfasser selbst.

Dr. K. Sartori, Das Kottabosspiel der alten Griechen. (Studien aus dem Gebiet der griechischen Privataltertümer I.) Mit 6 Tafeln. München 1893. A. Buchholz, 116 S. 2,40 M.

Der Verfasser dieser Herrn Prof. v. Christ gewidmeten Abhandlung verzeichnet zunächst in einer Einleitung mit peinlicher Genauigkeit sowohl die alten Quellen, als auch die bisherige Literatur über das Kottabosspiel, um zu dem Entscheid zu kommen, dafs die älteren Bearbeiter allzusehr die philologische, die späteren ebenso ausschliefslich die antiquarische Seite hervorkehrten, so dafs es angemessen erscheinen dürfte, eine beide Seiten in gleicher Weise berücksichtigende Behandlung des Gegenstandes zu versuchen. Dafs dies in der That keine überflüssige Arbeit ist, lehrt ein Blick in die Handbücher der griechischen Privataltertümer, in die Reallexika etc., wo wir immer die Klage wiederholt finden, dafs es schwer sei, sich von dem Spiel und seinen verschiedenen Arten eine genaue Vorstellung zu machen.

Das 1. Kap. (S. 9—18) behandelt Herkunft und Grundform des Spieles. Dasselbe stammte nach dem übereinstimmenden Zeugnis der Alten aus Sicilien. *κότταβος* ist das Ziel, nach welchen die *λάταγες* geschleudert wurden; die Aufgabe bestand zunächst darin, ein ehernes Gefäfs (*ἄγγος, ἀγγεῖον, φιάλη, λεκανίς, λεκάνιον, λεκανίδιον*) mit der *λάταξ* (*λαταγή*) d. h. dem Reste des Weines im Trinkbecher zu treffen; das Gefäfs, welches des leichteren Treffens halber die Dimensionen eines *λουτήρ, ποδανιπτήρ* annehmen konnte, stand auf dem Boden. Dies war die einfachste Form des *κ.*, welcher eine nach dem Mahle beim Symposion beliebte Unterhaltung war. — Im 2. Kap. (S. 18—47) werden nun die übrigen Arten des Spieles erörtert: 1. *κότταβος δι' ὀξυβάφων* ist eine der beiden von Athenäus neben der einfacheren Form erwähnten komplizierteren Arten desselben. Sie bestand darin, dafs ein gröfseres Gefäfs mit Wasser gefüllt wurde, worauf kleine Schälchen (*ὀξύβαφα*) schwammen; diese galt es mit den Weinresten zu treffen und zum Untersinken zu bringen; wer die meisten Schälchen dazu brachte, der war Sieger. 2. Der *κότταβος κατακτός*. Für die Erkenntnis dieser Art haben wir ein deutliches Kriterium, das Geräte. Hievon besitzen wir seit einigen Jahren auch eine Anzahl von Originalen, die uns erst die Möglichkeit geben, zu sehen, inwiefern die Erklärungen der Alten richtig sind. Das Geräte ist ein ziemlich (etwa 1,80 m) hohes, leuchterähnliches Gestell, das

oben eine Statuette, das sogenannte Manes[1])-Figürchen trägt: auf diesem lag (gewöhnlich auf dem emporgestreckten Arm balancierend) die durch den Weinrest zu treffende πλάστιγξ (Zielschälchen). Diese letztere mufste nach Athenäus auf eine weiter unten am Gestelle befindliche Schüssel (λεκάνη) herabfallen; die Abbildungen zeigen meist deutlich, wie Verf. in einem Nachtrag S. 116 bemerkt, eine mit der Höhlung nach unten gekehrte Schüssel; dieselbe hatte also den Zweck, einen lauten Schall zu verursachen. Am Schlusse bespricht S. in diesem Abschnitt die falschen Erklärungen des κότταβος καταχτός, die vom „hängenden", „wagerechten" und dem „Lustre"-κότταβος; gerade hiebei entwickelt der Verf. grofsen Scharfsinn und beseitigt gründlich eine Reihe von irrtümlichen Meinungen, die bisher in Handbüchern etc. etc. immer wieder kritiklos abgedruckt wurden. — Das 3. Kap. (S. 48—56) erörtert die Art und Weise des Spieles. Beim Schleudern des Weinrestes durfte nicht der ganze Arm in Thätigkeit gesetzt werden, sondern es wurde aus dem Handgelenk geschleudert, indem bei gleichzeitiger Krümmung des Ellenbogens das Handgelenk so gekrümmt wurde, dafs die Oberfläche der Hand sich der Oberseite des Unterarmes näherte und die flache Hand nach oben gekehrt war; mit einer raschen Bewegung des Unterarmes und der Hand nach vorn erfolgte sodann der Wurf. (Man vergl. die Tafeln!). Gefafst durfte die Trinkschale werden nur mit den Fingern, resp. Fingerspitzen (des Daumens, Zeige- und Mittelfingers), nicht aber mit der ganzen rechten Hand; die linke stützte sich auf die κλίνη. Schönheit der Bewegung war überhaupt ein Haupterfordernis. Bei dieser Gelegenheit werden die von anderen (z. B. Blümner) ohne Kritik angenommenen Angaben der Lucianscholien, dafs es noch eine besondere Art des Schleuderns, das Spritzen mit dem Munde gegeben habe, mit Erfolg zurückgewiesen; ihre Unrichtigkeit ergibt sich schon aus einer unbefangenen Betrachtung der Stelle des Athenäus. — Kap. 4 (S. 57—64) schildert den Charakter und die Entwicklung des Spieles. Auch hier hat Athenäus als Grundlage zu dienen, der sagt, wie man den Göttern bei der Libation die ersten Tropfen ausschüttete, so seien die letzten Tropfen eine Spende gewesen, die man der geliebten Person darbrachte.[2]) Aus dieser Sitte entwickelte sich die Verwendung des Weinrestes zum Zwecke der Prophezeiung: daraus, dafs jemand die Neige, die er einer geliebten Person spendete, nach einem bestimmten Ziele zu schleudern vermochte oder nicht, entnahm man den Beweis dafür, ob er zu der beim Wurfe genannten Persönlichkeit wirklich Liebe hege oder dies nur angebe. Und erst daraus bildete sich die Bedeutung des erfolgreichen Wurfes als Orakel für die Gegenliebe, welche der Spender fand. Damit kam ein neuer

[1]) Dasselbe erinnert an die ursprüngliche Form dieser Art des Spieles, wo man einen Sklaven (Manes ist ein gewöhnlicher Sklavenname) die Schale in die Höhe halten liefs.

[2]) Diese Vorstufe des Kottabosspieles hätte auch in der jüngst erschienenen Dissertation von Fritze, de libatione veterum Graecorum. (Berlin 1893) eine Erwähnung und nähere Besprechung verdient.

Faktor herein: die Spielenden suchten einander in der Geschicklichkeit des Treffens zu überbieten, weil jeder als der am meisten Geliebte erscheinen wollte. In allen diesen Formen hatte also der *κ.* erotischen Charakter. Nachdem aber aus dem Orakelspiel ein *ἀγών* geworden, mufsten Gesetze aufgestellt werden, die beim Schleudern zu beobachten waren; es mufsten ferner für alle Mitspielenden die Chancen gleich sein, indem das Geräte in die Mitte der Teilnehmer gestellt wurde und endlich durften auch Preise nicht fehlen. Dieselben hiefsen *κοτταβεῖα* oder *κοττάβια* und bestanden aus Kuchen oder Backwerk, auch Küsse bildeten den Siegespreis; als „noblere" Preise werden einmal 2 *κρηπῖδες* und ein *κότυλος* genannt. — Aus dem 5. Kapitel (S. 65—68), die „zeitliche und örtliche Verbreitung des Kottabosspieles," entnehmen wir: Homer und Hesiod kennen dasselbe noch nicht; zuerst wird das Wort bei Anakreon erwähnt; eine Erwähnung des Spieles als solchen findet sich zuerst bei Hermippos (Zeitgenosse des Perikles) in einem Fragment. Im 5. Jahrhundert wurde es nicht nur in Sicilien, sondern in ganz Griechenland leidenschaftlich betrieben, ebenso erweisen die Anspielungen der mittleren und neueren Komödie, dafs es zu deren Zeit noch in der Übung war; also währte seine Blüte über 300 Jahre. Athenäus dagegen spricht von demselben als von einem vor ihm existierenden Spiele und die Scholiasten vollends, die aus ihm schöpften, kannten es noch weniger aus eigener Anschauung. Auch in den griechischen Kolonien Süditaliens wurde das Spiel eifrig gepflegt, und für Etrurien beweisen die hier aufgefundenen Originale das Gleiche; dagegen ist es ganz unwahrscheinlich, dafs die Römer das Spiel kannten und übten; denn die wenigen Stellen (z. B. bei Plautus), die man darauf beziehen kann, sind als Reminiscenzen griechischer Begriffe zu betrachten, vielleicht auch als Erinnerung an das, was man bei den Etruskern gesehen.

Soweit in Kürze die umfassende Betrachtung des Spieles. Auf diese folgen nun S. 68—99 eine Reihe von Exkursen (7), in welchen der Verf. seine Ansichten im Einzelnen stützt, durch genaues Eingehen auf Bedeutung und Etymologie der auf das Spiel bezüglichen technischen Ausdrücke falsche Ansichten zurückweist und einige der in Frage kommenden griechischen Dichterfragmente kritisch behandelt.[1]) Hier kann ich nur auf die wichtigsten dieser Exkurse eingehen. Der erste stellt fest, dafs das Wort *κότταβος* in 3 Bedeutungen, für das Spiel selbst, den geschleuderten Weinrest und endlich das Geräte gebraucht wurde. Nur die letzte ist auch durch mehrere ältere Autoren bezeugt, die anderen kommen blofs bei verhältnismäfsig späten Autoren vor. Dieser Umstand führt den Verf. zu einer neuen Etymologie des Wortes *κότταβος*, die mit guten Gründen gestützt und sehr ansprechend ist: Pollux berichtet zur Erklärung einer gewissen Haartracht (*προκόττα*), dafs die Dorier den Kopf *κοττίς* nannten und

[1]) So Exkurs V. Fragment aus den *Ἐρωτικά* des Bacchylides (Bergk, P. L. G. III^4, S. 578, Nr. 24); Exk. VI. Fragment aus der *Νέμεσις* des Kratinos (Kock, C. A. Fr. I, S. 50 f., Nr. 116); Exk. VII Fragment aus den Elegien des Dionysius Chalkus (Bergk, P. L. G. II^4, S. 263, Nr. 3).

ebenso erklärt Galen κοττίς = ἰνίον, παρεγκεφαλίς. Nimmt man damit zusammen, dafs das Spiel in Sicilien entstand, so ist κοττίς, κόττα die dorische Form für κόττη = κρανίον = Schädeldecke, Hirnschale, also ein Gefäfs, das einer solchen glich (wie es beim Spiel nach dem Zeugnis der Alten thatsächlich der Fall war), wurde selbst mit dem Namen (Hirn-)Schale bezeichnet (ähnliche Bildung κάνναβος von κάννα). Demnach bedeutet κότταβος Schale und κοτταβίζειν mit der Schale spielen; denn die Schale war ursprünglich das einzige und später das wichtigste Stück des Spielgerätes. — Wichtig ist aufserdem Exkurs 3, wo die Erklärung des Athenäus, ὀξύβαφα seien wirkliche Trinkgefässe gewesen, wegen deren Kleinheit (= 1/16 Liter) zurückgewiesen wird, ebenso seine Angabe, es habe zur Aufnahme des Essig (ὄξος) gedient; denn dann müfste die Bildung ὀξόβαφον heifsen. An deren Stelle tritt die richtige Deutung ὀξὺ (= ὀξέως) βαπτὸν = schnell untersinkend. Ebenso wird im 4. Exkurs die irrige Deutung beseitigt, welche ältere und neuere Erklärer von dem Worte κατακτός gegeben haben, als ob dies nämlich eine besondere Einrichtung des Ständers gewesen wäre, mittels deren man denselben je nach der Höhe des Zimmers beliebig verlängern oder verkürzen konnte. Weder sprechen die Vasenbilder dafür, noch die gefundenen Originale, es bedeutet der Ausdruck vielmehr die von der Spitze herabwerfbare Schale oder Scheibe. — Im Exkurs 5 wird mit vollem Rechte die irrige Folgerung des Athenäus zurückgewiesen, wonach ἀγκύλη (Handgelenk) auch die Bedeutung Kottabos-Becher gehabt haben soll.

Ein eigener Anhang gibt I. ein Verzeichnis der den κότταβος darstellenden Vasenbilder, Reliefs etc. etc., systematisch geordnet, IIa) ein solches der bisher aufgefundenen Kottabosständer, IIb) der bisher aufgefundenen Manesfigürchen. Am Schlusse folgen 6 Tafeln zur Veranschaulichung des Gesagten, sämtlich nach den antiken Abbildungen auf Vasen, den Originalfunden der Bronzegeräte und Manesfigürchen hergestellt. Durch dieselben erhält die Darstellung den wünschenswerten Abschlufs.

Die Arbeit Sartoris hat das Verdienst, eine erschöpfende Behandlung eines zwar schon oft, aber immer nur einseitig oder gar unrichtig erörterten Gegenstandes unter gewissenhafter Beiziehung aller erreichbaren Literatur unternommenen, mit einer ganzen Reihe zweifelhafter oder geradezu unrichtiger Erklärungen und Ansichten definitiv aufgeräumt und Richtiges oder wenigstens Ansprechendes an deren Stelle gesetzt zu haben. Möge dieses erfreuliche Ergebnis seiner Erstlingsarbeit den Verf. ermutigen, dieser Studie aus einem noch viel zu wenig gekannten Gebiete der griechischen Altertumskunde, dem des Privatlebens, bald noch weitere folgen zu lassen, wie der Titel der Schrift in Aussicht stellt.

Christianus Boehm, De Cottabo. Bonn 1893 (Inaugural-Dissertation). 58 S. 1 Tafel.

Nur ganz kurze Zeit nach der eben besprochenen ausführlichen Arbeit Sartoris erschien diese Bonner Dissertation, deren Verfasser übrigens die Abhandlung Sartoris vor der Veröffentlichung der seinigen noch in die Hand bekam (cf. p. 33, not. 1: Postquam haec dissertatio typis tradita est, libellum a Sartorio de Cottabo scriptum accepi). Merkwürdiger Weise kommen von den 58 Seiten der Dissertation nur p. 9—33, also blofs 25, für das Kottabosspiel in Betracht; denn was im Eingang bis S. 9 ausgeführt wird, dafs Pollux und somit auch Hesychius und andere Lexikographen, sowie die Scholiasten zu Aristophanes in ihren Notizen über die griechischen Spiele auf das seinerseits auf den Erklärungen alexandrinischer Gelehrten fufsende Werk des Sueton (*περὶ τῶν παρ᾽ Ἕλλησι παιδιῶν*) zurückgehen, ist schon vor Böhm erwiesen worden und da er gleich Sartori dieser Ansicht beipflichtet, so bedurfte es dieser einleitenden Auseinandersetzung nicht. Dafs er nun aber gar, damit man dieses Verhältnis des Pollux, Hesychius und der Scholien zu Sueton genauer erkenne deren Stellen über fast sämtliche griechische Spiele mit den Fragmenten des Sueton in einem S. 34—57 umfassenden Appendix abdruckt, das heifst doch eine Abhandlung über das Kottabosspiel dadurch gerade auf das Doppelte ihres Umfanges erhöhen, dafs da Dinge abgedruckt werden, die mit der Sache gar nichts zu thun haben.

Aber auch von der eigentlichen Abhandlung, die also nur S. 9—33 umfafst, interessiert blofs ein Teil, der eine neue Hypothese aufstellt und zu begründen versucht. Ohne sich weiter über die Entwicklung des Spieles zu äufsern, konstatiert B. S. 12 das Vorhandensein von 2 Hauptarten, des *κ. ἐν λεκάνῃ* und des *κ. καταχτός*. Da die Erklärung der einen keine Schwierigkeit biete,[1]) so wendet er sich sofort der zweiten zu. Hier verfährt er so, dafs er von 2 Fragmenten des Antiphanes und Hermippos ausgeht, dann aber, da aus diesen die Begriffe *κοτταβεῖον* und *μάνης* sich nicht mehr gut erklären lassen, die verworrenen Angaben der Grammatiker heranzieht, die das Spiel nicht mehr aus eigener Anschauung kannten; erst an letzter Stelle stehen bei ihm die erhaltenen Originale.

Das einzige Resultat nun, um dessentwillen die Arbeit unternommen wurde, ist eine neue Deutung des Begriffes *μάνης*: „derselbe ist nicht ein Figürchen, auf dessen Hand die *πλάστιγξ* balancierte, sondern selbst eine Schale und zwar ist diese identisch mit der unteren Schale oder Schüssel, auf welcher die *πλάστιγξ* unter Geräusch auffiel“. Prüfen wir diese Aufstellung näher! Nach den Erklärungen des Scholiasten ist *μάνης* ein gewöhnlicher Sklavenname, oder *μάνης· ἀνδριὰς μικρὸς χαλκοῦς* oder *μάνης· πρόσωπόν τι*. Da letztere Erklärung

[1]) Wenn er übrigens sagt: varias res aquae innatantes vini pondere submergere studebant, so wird damit wenig erklärt; er hätte doch statt der variae res die *ὀξύβαφα* nennen und erläutern müssen.

in einem Scholion zu Lucian vorkommt, wo fälschlich der κότταβος δι' ὀξυβάφων durch ταῖς ἀπὸ τοῦ στόματος προϊούσαις λάταξιν erklärt wird, und da bei dem die gleiche Quelle benützenden Athenäus von der Natur des Manes keine Rede ist, so sieht B. auch in dem πρόςωπόν τι den späteren Zusatz eines Interpolators. Damit ist aber eventuell nur an einer Stelle die Bedeutung des Manes als Sklavenname oder Figur beseitigt, während doch noch andere Stellen, selbst Strabo, in Betracht kommen. Um nun eine positive Erklärung zu finden, befragt B. zunächst die Dichterfragmente, vor allen das gröfsere des Antiphanes (bei Athenaeus p. 667a), wo ein des Spieles noch Unkundiger von einem Erfahrenen darin unterwiesen wird. Jener kennt die Grundbegriffe nicht, daher wird ihm κότταβος erklärt als τὸ λύχνιον; wie ihm die πλάστιγξ als das zu treffende Stück gezeigt wird, denkt er an eine „Wagschale", vermag sich also selbst durch Vergleichung eine Erklärung zu geben. Wie nun sein Lehrmeister fortfährt: ἐὰν θίγῃ μόνον | αὐτῆς (sc. τῆς πλάστιγγος), ἐπὶ τὸν μάνην πεσεῖται καὶ ψόφος ἔσται πανὺ πολύς, da ruft der Schüler freudig und verständnisvoll aus: πρὸς θεῶν, τῷ κοττάβῳ | πρόσεστι καὶ Μάνης τις ὥσπερ οἰκέτης; Ich meine doch, gerade der Umstand, dafs er, ohne eine Frage zu stellen, sofort den Begriff μάνης mit ὥσπερ οἰκέτης umschreibt und von seinem Lehrmeister auch gar nicht korrigiert wird, m u f s auf die Anschauung führen, dafs wirklich eine Figur sich am Kottabosständer befand. Wie pafst nun B. diesen Ausruf seiner Erklärung an? „Nihil aliud est, quam tritissimum comicorum artificium, ut ambiguitate verborum in errorem aliquem inductum faciant: magister de p a t e r a loquitur, discipulus s e r v u m intellegit." Ob aber eine so abgeschmackte Verwechslung den Alten als ein gelungener Witz erscheinen konnte, das überlasse ich dem vernünftigen Urteil der Leser. — Bei Athenäus p. 487 d steht: καλεῖται δὲ μάνης καὶ τὸ ἐπὶ τοῦ κοττάβου ἐφεστηκός, ἐφ' οὗ τὰς λάταγας ἐν παιδιᾷ ἔπεμπον. ὅπερ ὁ Σοφοκλῆς ἐν Σαλμωνεῖ χ ά λ κ ε ι ο ν ἔ φ η κ ά ρ α ο ὕ τ ω ς (fr. 494 N)

τῷ καλλικοτταβοῦντι νικητήρια
τίθημι καὶ βαλόντι χάλκειον κάρα

Damit, behauptet B., meint Sophokles entschieden die πλάστιγξ: denn diese werde vom Wein getroffen und falle dann erst auf den μάνης (d. h. nach seiner Erklärung die untere Schale). Aber ganz abgesehen davon, dafs Sophokles von einer flachen Scheibe schwerlich gesagt haben würde „ehernes Haupt", war es doch dem Dichter erlaubt, statt der πλάστιγξ das Figürchen zu nennen, welches dieselbe trug und auf das sie herabfiel und bei diesem wieder den Teil (Kopf) für das Ganze.

Wenn nun μάνης die untere Schale am Kottabosgeräte sein soll, dann ist natürlich die bei Athenäus 667e als solche erwähnte λεκάνη, in welche die zuvor auf den μάνης aufgeschlagene πλάστιγξ hinabfällt, unbequem. B. beseitigt sie S. 15 mit den Worten: ‚λεκάνης in fragmentis poëtarum ne vestigium quidem apparet.' Allerdings, allein die λεκάνη war eben kein so wesentlicher Bestandteil des Spielgerätes, dafs sie auch von Dichtern erwähnt werden mufste, während sie bei

Athenäus nicht fehlen durfte (cf. Sartori S. 25 ff. und Nachtrag S. 115 f.) Alle Zweifel an die Richtigkeit seiner Hypothese glaubt B. dadurch beseitigen zu können, dafs er auf eine Athenäusstelle hinweist, wo *μάνης* wirklich als Trinkgefäfs bezeichnet wird: *μάνης ποτηρίου εἶδος* (folgt als Beleg eine Stelle aus dem *Κιθαρῳδός* des *Νίκων*, Kock fr. c. III, 389), *καλεῖται δὲ μάνης καὶ τὸ ἐπὶ τοῦ κοττάβου ἐφεστηκός, ἐφ' οὗ τὰς λάταγας ἐν παιδιᾷ ἔπεμπον.* Jedenfalls gab es darnach ein solches Trinkgefäfs; dasselbe konnte aber recht wohl menschliche Form haben, ähnlich unseren oft phantastischen Gefäfsen. Aber jedenfalls auch spricht der 2. Teil der Athenäusstelle nicht für, sondern gegen B's. Hypothese; denn Athenäus wollte durch das *καλεῖται δὲ* etc. gerade zeigen, dafs mit *μάνης* auch noch etwas ganz anderes bezeichnet wird als ein Trinkgefäfs und dann kann sich doch die Erklärung nicht auf die untere Schale beziehen, wie B. will; denn dagegen spricht das *ἐφεστηκὸς ἐπὶ τοῦ κ.* und die Bemerkung, dafs man darauf die *λάταγας* geschleudert habe; denn diese wurden ja nach der oberen *πλάστιγξ* und ihrem Träger, dem *μάνης* geschleudert. Also ich meine, die Athenäusstelle beweist das Gegenteil von dem, was B. damit beweisen will. Dem gegenüber bedeutet die gleichfalls angeführte Photiusstelle *μάνης· ποτηρίου εἶδος. βόλος*[1]) *φαῦλος· καὶ ἀγγεῖον, εἰς ὃ τὰς λάταγας ἠφίεσαν* deswegen sehr wenig, weil sie doch nur auf die gleiche Quelle zurückgehend nicht nur nichts Neues bietet, sondern in ihrem 2. Teil deutlich den *κότταβος ἐν λεκάνῃ* mit dem *κότταβος κατακτός* verwechselt.

Erst an 3. Stelle wendet sich B. den erhaltenen Originalen zu: 5 von den 7 bisher aufgefundenen Exemplaren weisen auf der Spitze der *ῥάβδος κοτταβική* ein Figürchen auf, aber B. läfst nur eines gelten, an welchem er nichts auszusetzen hat, das aus Frontone stammende, in Perugia befindliche (bei Sartori Taf. IV wieder abgebildet). B. mufs zugeben, dafs wir hier einen *κότταβος* haben, aber, meint er, quaerendum, num statua ei insistens, quem poëtae laudant *μάνης* iure habeatur. Dagegen hat er besonders ein schwerwiegendes Bedenken; er meint nämlich, auf eine solche kleine Statue könnten unmöglich die Verse des Antiphanes in jener oben geschilderten Szene passen:

> ,*ἐὰν θίγῃ μόνον*
> *αὐτῆς* (sc. *τῆς πλάστιγγος*), *ἐπὶ τὸν μάνην πεσεῖται, καὶ ψόφος ἔσται πάνυ πολύς*'

denn wenn ja zufällig die herabfallende *πλάστιγξ* den sogenannten *μάνης* traf, so habe sie ihn nur leicht streifen können und ein grofses Geräusch habe unmöglich entstehen können; ein solches sei nur möglich gewesen, wenn die *πλάστιγξ* in die untere Schale fiel. B. hat aber die Stelle sicherlich mifsverstanden; denn die Worte: *καὶ ψόφος ἔσται πάνυ πολύς* sind überhaupt nicht mit *ἐπὶ τὸν μάνην πεσεῖται* zu verbinden, sondern sie bezeichnen eben den Schlufseffekt des Ganzen, der sowohl durch das Auffallen der *πλάστιγξ* auf die *λεκάνη* als auch

---

[1]) Wahrscheinlich ist *δοῦλος* für *βόλος* zu schreiben.

auf den Boden erreicht werden konnte. Doch genug; ich glaube nicht. dafs B. mit seiner Hypothese Glauben findet, und meine, er hätte im Interesse des Wertes seiner Arbeit sich doch etwas mehr von der Abhandlung Sartoris beeinflussen lassen dürfen, statt dafs er bemerkt: ‚neque tamen ut meorum aliquid mutarem, vir doctissimus mihi persuasit.‘ Indes, wenn er geändert hätte, dann hätte er eben keine Dissertation[1]) mehr gehabt.

München. Dr. J. Melber.

Zeitschrift für deutsche Kulturgeschichte. Neue Folge. Unter Mitwirkung namhafter Fachgenossen herausgeg. von Dr. Christian Meyer, Königl. Preufs. Archivar I. Kl. zu Breslau. Berlin. Verlag von H. Lüstenöder.

Von Meyers Zeitschrift für deutsche Kulturgeschichte liegen Heft 1 – 6 des dritten Jahrganges, neue (3.) Folge, 1892/93, vor uns. Sie geben ein rühmliches Zeugnis von der Rührigkeit und Umsicht, mit welcher die Redaktion das kulturelle Element der deutschen Geschichte nach seinen verschiedenen Richtungen zu vertreten bemüht ist.

Vor allem verdient eine längere, durch drei Hefte sich hindurchziehende Abhandlung des Herausgebers hervorgehoben zu werden. Unter der Überschrift „Studien zur Geschichte der modernen Gesellschaft“ wird in vier Abteilungen die Entwicklung des modernen Städtebürgertums, das geschichtliche Werden des vierten Standes der Arbeiter, die Geschichte des deutschen Bauernstandes und die Geschichte des deutschen Adels, soweit es der Raum der Zeitschrift gestattet, aber durchweg mit anerkennenswerter Gediegenheit darzulegen versucht. Uns scheinen diese gehaltreichen Studien für den gymnasialen Unterricht von derartigem Belange zu sein, dafs sie von keinem Lehrer dieses Unterrichtszweiges unbeachtet gelassen werden sollten. Von gleich allgemeinem Interesse ist A. von Eyes Aufsatz „Alte und neue Zeit“. Nicht minder weitgehend verwertbar ist im gymnasialen Geschichtsunterricht Karl Biedermanns im sechsten Hefte begonnene Arbeit „Geschichte des deutschen Einheitsgedankens“. Bei ihr hat man freilich mit dem bekannten Standpunkte dieses altbewährten Kämpfers für Deutschlands Einheit zu rechnen. Ist indes auch mancherlei in Abzug zu bringen, worin wir wenigstens Biedermann nicht beizupflichten vermögen, so bleibt immer noch genug übrig, was uns seine Darlegung als in hohem Grade beachtenswert erscheinen läfst.

Obschon nicht von derselben allgemeinen Bedeutung, so gebührt

---

[1]) Dieselbe weist auch im einzelnen mancherlei Versehen auf: S. 9, Anm. 5 ist zu lesen: Pollux VI, 109 statt VII, 109; S. 10, Zeile 21 gehören die Worte *καὶ μετ᾽ ὀλίγα* nicht zum Fragment des Antiphanes, sondern sind die Worte des Athenäus; bei Hesychius s. v. *λάταξ* ist zu *οἱ δὲ εἰς ὀξύβαφα κενὰ* nicht *ἔλεγον*, sondern *ἔβαλλον* zu ergänzen. S. 22, Z. 13 mufs es heifsen Arch. Zeit. 27, 101 nicht 27, 10. 1, auch vermifst man auf S. 58 eine Angabe darüber, woher B. das auf der Tafel unter Nr. XV wiedergegebene Vasenbild entnommen hat.

doch für engere Kreise das nämliche Interesse den Aufsätzen Johns „Zur Kulturgeschichte des westlichen Böhmens", Varges' „Die Polizeigesetzgebung der Stadt Braunschweig im Mittelalter", Kaufmanns „Thomas von Chantimpré über das Bürger- und Bauernleben seiner Zeit", A. Richters „Hans Sachsens Fortleben im 17. Jahrhundert", Th. Hutters „Die Bauernrevolutionen in Böhmen", endlich wieder des Herausgebers der Zeitschrift „Aus dem Lebensgang eines evangelischen Geistlichen und Gelehrten im 17. und 18. Jahrhundert".

Aus den Heft für Heft beigegebenen „Kleineren Mitteilungen" seien erwähnt „Doktor Eisenbart", dem Burkhardt Viechtach in Bayern als Geburtsort vindiciert, der zugleich die Entstehung des Eisenbart-Liedes schon aus historischen Gründen spätestens zwischen 1795 und 1800 ansetzt, „wenn man es nicht, wie ich nicht zweifle, vielmehr mit einem Produkt zu thun hat, welches ganz allmählich entstand"; ferner „Die Nürnberger Lebkuchen in kulturgeschichtlicher Betrachtung"; „Alte Häuserinschriften in Franken"; endlich „Auch ein Stückchen Militärvorlage", welches an der Hand historischer Belege aus alter und neuerer Zeit diesen schwer verdaulichen Bissen mundgerechter und schmackhafter machen soll.

Angereiht ist die Besprechung mehrerer einschlägiger Bücher, über deren Wert oder Unwert uns die Zeitschrift in knapp gehaltenen Winken orientiert. Auch Schulprogramme sind miteinbezogen. Während Franz v. Löhers Archivlehre hier gleich abfällig verurteilt wird, wie es Kehr in v. Sybels Historischer Zeitschrift gethan, wird des nämlichen Verfassers Kulturgeschichte der Deutschen im Mittelalter „wesentlich günstiger" beurteilt, ohne jedoch zu verhehlen, dafs „einzelne, gelinde gesagt, kühne Hypothesen als neue wissenschaftliche Entdeckungen ausgegeben werden". Da die Zeitschrift in protestantischem Sinne redigiert ist, berührt es um so wohlthuender, dafs sie G. Grupps vom katholischen Standpunkte aus abgefafstem Werke „System und Geschichte der Kultur" gegenüber der „höchst einseitigen und unbilligen Besprechung im Literarischen Centralblatt von 1892" volle Gerechtigkeit widerfahren läfst, ja sie scheut sogar vor einem scharfen Worte nicht zurück, gegenüber „dem engherzigen Gelehrtendünkel, der alles, was nicht in sein System pafst, eigensinnig abstofsen zu dürfen glaubt", und gegenüber „seinem noch gefährlicheren Kotteriewesen, das jeden, der nicht zur Zunft der gegenseitig auf Unsterblichkeit Versicherten gehört, mit Schmutz bewirft". Eine solche von solcher Seite kommende Würdigung der Dinge läfst uns die bei einer anderen Gelegenheit ebenso unnötige wie wenig in den Zusammenhang passende Bemerkung, die Kulturentwicklung Niedersachsens bedeute etwas ganz anderes als die Altbayerns, erheblich leichter mit in den Kauf nehmen. Durchaus sachgemäfs ist ferner die Besprechung von Otto Pfülfs „Hermann von Mallinckrodt" gehalten, wenn sie auch in Anbetracht der Reichhaltigkeit des Buches quantitativ etwas zu dürftig ausgefallen ist.

Alles in allem genommen empfehlen wir Meyers Zeitschrift für deutsche Kulturgeschichte wiederholt der verdienten Beachtung.

Dr. Karl Biedermann, ordentl. Honorarprofessor an der Universität Leipzig: In wie weit und wie hat der Geschichtsunterricht „als Vorbereitung zu dienen zur Teilnahme an den Aufgaben, welche das öffentliche Leben der Gegenwart an jeden Gebildeten stellt?“ Eine Meinungskundgebung im Hinblick auf die für den 5. bis 7. April d. Js. nach München berufene Versammlung deutscher Historiker. Wiesbaden. Verlag von J. F. Bergmann. 1893. 28 S.

Die Veranstalter der Münchener Historiker-Versammlung legten dieser die in der Übersicht gebotene Frage als These 1 und 2 zur Beantwortung vor. Zum Referenten wurde der K. Gymnasialdirektor in Marienburg in Westpreufsen Dr. Richard Martens bestellt. Gegen jene Thesen und des letzteren Schrift: „Neugestaltung des Geschichtsunterrichts auf höheren Lehranstalten“ wendet sich Biedermann in seiner neuesten Brochüre mit triftigen Gründen in sachgemäfser Darlegung. Die inhaltsreichen und gut geschriebenen Blätter gipfeln in den zwei Gegenfragen:

1. Kann und wie kann der Geschichtsunterricht oder die Geschichtschreibung dies in solcher Weise thun, dafs wirklich der Schüler oder Lehrer die rechte Vorbereitung für seine Teilnahme an den Aufgaben der Gegenwart erhält?

2. Kann dies so geschehen, dafs die Behandlung der Geschichte dabei ihre wahre Bestimmung als objektive Darstellung des Geschehenen (als memoria rerum gestarum) weder verleugnet noch beeinträchtigt? (S. 6). Die unter steter Bezugnahme auf die Münchner Thesen und auf die Schrift Martens' vorgenommene Prüfung führte den Verfasser zu einem einschränkenden oder auch negativen Ergebnisse. Dabei fehlt es nicht an zeitgemäfsen Winken gegen und an Warnungen vor einem Geschichtsunterrichte, wie er nicht geartet sein darf. Es sei gestattet, zur Charakteristik der beiden Brochüren von Martens und von Biedermann und zugleich als Warntafel gegenüber einer dermalen mitunter selbst in Schulbüchern immer bedenklicher überhand nehmenden Behandlung der Geschichte je eine Stelle auszuheben. Martens sagt auf Seite 35 seiner Schrift: „Das Verhalten Preufsens zur Zeit des Frankfurter Parlaments bewies zur Evidenz, dafs Preufsen seinen deutschen Beruf längst erkannt habe und zielbewufst verfolgte“. Biedermann hält dieser Behauptung S. 21 das Wort entgegen: „Nun, wer die Geschichte miterlebt und mitten darin gestanden, weifs, dafs von einer „zielbewufsten Politik“ Preufsens, d. h. des Königs von Preufsen, in Bezug auf Preufsens „deutschen Beruf“ damals nur das allergeradeste Gegenteil wahrzunehmen war.“

Jäger Oskar, Direktor des Kgl. Friedrich-Wilhelmsgymnasiums zu Köln: Weltgeschichte in vier Bänden. 2. Aufl. Mit zahlreichen authentischen Abbildungen und Tafeln in Schwarz- und Farbendruck. Bielefeld und Leipzig. Verlag von Velhagen und Klasing. 1893.

Von O. Jägers Weltgeschichte, deren erste Auflage 1887 erschien, liegt uns die erste Lieferung der zweiten Ausgabe vor. Diese soll in 54 Wochenlieferungen à 60 Pfg. auf vier stattliche Bände von 160 Bogen berechnet mit nicht weniger als 1014 Holzschnitten im Text und 80 Tafeln in Schwarz- und Buntdruck binnen Jahresfrist fertig gestellt sein.

Der Verf. hat nach seiner auf S. 4 der Einleitung niedergelegten Angabe bei dieser Weltgeschichte, „in erster Reihe die Bedürfnisse der vaterländischen Jugend der höheren Klassen unserer Mittelschulen im Auge.“ Dafs hinsichtlich der Sachkenntnis im Vereine mit dem Verständnisse für jene Bedürfnisse kaum ein anderer gleich hervorragend geeigenschaftet ist, ein solches Werk zu schreiben, braucht kaum erst gesagt zu werden. Auch ist die erste Auflage derart weit verbreitet und allenthalben bekannt, dafs über Wert und Richtung zu sprechen überflüssig erscheint.

Die zweite Auflage ist nach einer weitern Angabe auf der oben zitierten Seite der Einleitung „sorgfältig durchgesehen und, soweit die kurze Zeit, welche zwischen der ersten und dieser zweiten Ausgabe liegt, es gestattete, ergänzt und verbessert werden.“ Inwieweit dieses Versprechen erfüllt wird, darüber behalten wir uns ein Urteil für die Zeit des erfolgten Abschlusses der neuen Ausgabe vor. Vorerst nur ein paar Bemerkungen allgemeiner Art!

Die erste Auflage ist in den einschlägigen Partien nach der konfessionellen Richtung derart ausgeprägt und ausschliefslich protestantisch gehalten, dafs ihre Einreihung in die Schülerlesebibliotheken katholischer oder paritätischer Schulen den ernstesten Bedenken begegnen mufs. Und doch ist es geradezu in hohem Grade bedauerlich, Schülern dieser Anstalten die Lektüre eines Werkes vorenthalten zu müssen, dessen eingehendes und wiederholtes Studium ihnen in verschiedenen Beziehungen kaum warm genug empfohlen werden kann. Wir gestatten uns daher, an den Verfasser angelegentlichst das Ersuchen zu richten, er möchte bei der zweiten Ausgabe diesem Gesichtspunkte ein besonders sorgfältiges Augenmerk zuwenden. Dafs er seinen protestantischen Standpunkt verleugne, fordert gewifs niemand. Wohl aber darf man verlangen, dafs, schreibt er für „die höheren Klassen unserer Mittelschulen“ und nicht der protestantischen allein, die katholischen Schüler in ihren religiösen Gefühlen nicht verletzt werden, wie es in der ersten Auflage mehrfach in einem weitgehenden Grade thatsächlich geschieht. Selbst Redewendungen wie z. B. S. 38 der ersten Lieferung der zweiten Ausgabe: „nach Priesterweise formalisierend und schematisierend“ wünschten wir in einem für die Hand der Schüler bestimmten Buche vermieden. Oder ist denn zu formalisieren und zu schematisieren wirklich allein Priesterweise?

Sind wir Philologen, die Juristen, die Ärzte, die Bekenner der exakten Wissenschaften thatsächlich samt und sonders frei von dieser Untugend, sofern es anders allüberall eine solche ist? Selbst im Glashause sitzend sollte man es vermeiden, mit Steinen um sich zu werfen.

Die Diktion ist meist als korrekt zu loben. Indes die Neigung der Schüler, mit vermeintlich geistreichen Wendungen interessant sein zu wollen, sollte der Verf. nicht fördern helfen. Wir wenigstens finden wenig Geschmack an den „Bibliotheken beschriebener Ziegel" (S. 26) oder an den „Stecknadelwerten," für welche die Phönizier die Produkte der Bevölkerungen an den mediterranischen Küsten und auf den Inseln einhandelten (S. 29).

Auch mancherlei Satzverbindungen mit und, die der Verfasser mit Vorliebe anwendet, sagen uns wenig zu. So z. B. bietet S. 18: Gelegentlich wird auch das Land Maharina-Mesopotamien — das Land zu beiden Seiten des Euphrat — erwähnt und der Gesichtskreis der ägyptischen Herrscher reichte also bis zu den Euphratländern." „Neben dem allgemeinen Kultus des Sonnengottes sind eine grofse Anzahl lokaler Dienste entstanden, und seinen Beitrag zu dem allgemeinen poetischen Sagenschatz der Menschheit hat auch Ägypten geliefert in dem sinnvollen Mythus von Isis und Osiris" (S. 23). Ähnliche Verbindungen finden sich S. 25 und 32.

Schülern gegenüber sollte man nicht mit Phantomen hantieren. Ein Phantom ist es aber sicher für die weitaus gröfsere Mehrzahl derselben, wenn ihr S. 37 ohne jede weitere Erklärung von 660 Kikkar Goldes gesprochen wird. Gewöhnen wir die Schüler doch nicht an gedankenloses Lesen durch Vorführung von Begriffen oder Dingen, die ihnen unverständlich sind!

Das Interesse für die Schule und für das im ganzen wertvolle Buch selbst mag es entschuldigen, wenn wir einem anerkannten Meister wie O. Jäger gegenüber vorstehenden Wünschen Ausdruck zu geben uns erlaubten.

Dr. P. Wessel, Oberlehrer am Gymnasium zu Küstrin, Lehrbuch der Geschichte für die Prima höherer Lehranstalten. 1. Teil. Das Mittelalter. XII und 236 Seiten; 2. Teil. Die Neuzeit. XIV, 190 und XXVII Seiten. Gotha. Friedrich Andreas Perthes. 1889 und 1892.

Schulbücher, von gleich festen didaktischen Grundsätzen zeugend, mit gleich hervorragender Sachkenntnis und mit gleich rühmlicher Sorgfalt ausgearbeitet wie das vorliegende, sind selten.

Der Verf. bietet ungewöhnlich viel Material, aus dem der innere Zusammenhang deutlich hervortreten soll, überläfst es aber unter Vermeidung eingehender Charakteristiken und Schilderungen dem Lehrer, dem Stoffe Farbe und Leben zu geben; er erstrebt eine vollkommene Verständlichkeit des Buches für sich; den in ihm dargebotenen Stoff soll der Schüler in selbständiger Vorbereitung verarbeiten, die Lehrstunden klären und vertiefen. W. will dem

Schüler durch eine klare, übersichtliche, dem Standpunkt der Klasse angemessene Einteilung des Stoffes das Erfassen des Fortganges der Geschichte und der inneren Verbindung der Thatsachen ermöglichen. Er geht in letzterer Beziehung von dem gewifs verlässigen Prinzipe aus, dafs sich der Geschichtsunterricht erst dann zum gymnasialen Bildungsmittel erhebt, wenn der Schüler gezwungen wird, das Einzelne fort und fort einem Allgemeinen unterzuordnen und so das Wesentliche vom Unwesentlichen zu unterscheiden, worin im Grunde alle Bildung wurzelt.

So ist der Gruppierung des im Lehrbuche vorgetragenen Stoffes im ganzen wie im einzelnen eine besondere Sorgfalt zugewendet. W. teilt das Mittelalter in zwei Perioden, eine universale und eine nationale. Die erste schliefst mit dem Untergang der Staufen und der Weltherrschaft Roms; „die zweite legt das Ankämpfen der Nationen und Individuen gegen den Druck der römischen Hierarchie dar.“ Um aber diesen Perioden einen entsprechenden Abschlufs zu verschaffen, läfst der Verfasser das Mittelalter seines Buches nicht mit 1492 oder 1500 oder 1517 abschliefsen, sondern erst mit dem Augsburger Religionsfrieden von 1555. „Hier erst löst sich endgültig die für das Mittelalter so charakteristische Verbindung Deutschlands und Italiens,“ erst mit der Selbständigkeit der lutherischen Kirche ist die mittelalterliche Theokratie des Papsttums wie des Kaisertums vernichtet. Diesem Prinzipe entsprechend werden in der zweiten Periode die universalen Bewegungen von der deutschen Geschichte, welche nicht mehr im Mittelpunkt der abendländischen Welt steht, losgelöst; anderseits werden hier die aufserdeutschen Völker in der Zeit ihres Werdens nicht wie bei andern anhangsweise behandelt, sondern in die Gesamtdarstellung eingereiht. Die Kreuzzüge sind als Übergangsstufe von der ersten zur zweiten Periode eingefügt. Vorausgeschickt ist dem Ganzen eine Vorgeschichte, welche die Entwickelung des Christentums „bis zur vollen Ausbildung der Hierarchie und des Mönchtums und die Germanen bis zum Untergang des arianischen Königreiches behandelt.“ Die deutsche Territorialentwickelung ist S. 149—156 an die Grenzen der alten Stämme und Herzogtümer angeknüpft worden, um so dem Schüler ein klares Bild von der Auflösung der alten Verfassung und eine klare Anschauung für die Gebietsveränderung der Reformations- und der späteren Revolutionszeit zu bieten.

Der Stoff des im allgemeinen bis 1888 fortgeführten zweiten Bandes ist in drei Perioden gegliedert; die erste zeigt die Herausbildung katholischer und protestantischer Staaten, die zweite die Bedeutung der protestantischen preufsischen Grofsmacht unter den Grofsstaaten Europas, die dritte das Entstehen des neuen deutschen Reiches in seiner weltgeschichtlichen Bedeutung. Daraus ergibt sich von selbst, dafs das Ausland nur so weit berücksichtigt werden konnte, als es zur allgemeinen und zur deutschen Entwickelung beitrug, dafs hingegen der Geschichte des preufsischen Staates das Hauptaugenmerk zugewendet wurde.

Eine besondere Sorgfalt wurde in beiden Bänden auf die geo-

graphischen Bestimmungen verwendet; sie sind grundsätzlich nicht an die heutigen politischen Grenzen, sondern zunächst an Flufs und Gebirge angeschlossen.

Ebenso sind beiden Bänden Zeittafeln angehängt, „nicht als eine angenehme Beigabe, sondern als ein dem Unterricht zugehöriger organischer Bestandteil.“ —

Den Eigennamen ist, wo es nötig schien, die Aussprache in Klammern beigegeben.

Hinsichtlich der Diktion sind Fremdwörter thunlichst vermieden, ohne dafs einzelnen schwer entbehrlichen der Einzug prinzipiell verschlossen worden ist.

Zu allen diesen Prinzipienfragen im Nachstehenden einzelne Bemerkungen. Aus dem, was oben über die Verteilung des Stoffes gesagt wurde, ist bereits ersichtlich, dafs das Buch in konfessioneller Hinsicht auf ausschliefslich protestantischem, in nationaler auf preufsischem Standpunkte steht. Wir bedauern das erstere darum lebhaft, weil so ein ungewöhnlich tüchtiges und sorgfältig gearbeitetes Lehrmittel für Schüler katholischer Konfession völlig unbrauchbar geworden ist, für Schulen paritätischen Charakters in hohem Grade Bedenken erregend. Schon aus den ersten neun Seiten des ersten Bandes wird jedem Leser klar, dafs die Reformatoren des 15. und 16. Jahrhunderts als Erlöser der unter der römischen Hierarchie schmachtenden Völker auftreten werden. Was nach dieser Richtung von S. 9—196 zerstreut, indes immer mit auffälliger Vorliebe herbeigeholt, eingefügt ist, vervollständigt dieses Bild zu einer wundersamen Vollständigkeit. Geriete dem Verfasser ein für Schüler bestimmtes Lehrbuch der Geschichte mit gleich ausschliefslicher Auffassung vom katholischen Standpunkte unter die Augen, er wäre unzweifelhaft einer der ersten, der es mit Indignation von sich wiese. Was aber dem einen recht, mufs auch für den andern billig sein. Wir gymnasialen Lehrer der Geschichte sollten nach dieser Seite unseres Erachtens lieber einen vermittelnden als einen verbitternden Standpunkt einnehmen. Überlassen wir die Behandlung dieser konfessionellen Fragen doch lieber den einschlägigen Religionslehrern und suchen wir, wo wir ihnen nicht aus dem Wege zu gehen vermögen, an dem von anderer Seite ins Rollen gebrachten Wagen lieber zurückzuhalten, als ihn durch neue Anstöfse in noch kräftigere Bewegung zu bringen. Verständige Eltern und die später zur Reife gelangte Jugend wird uns dies mehr danken als polemischen Übereifer in Dingen, die, richtig aufgefafst, nicht einmal unseres Amtes sind.

In nationaler Hinsicht hat der Verfasser gewifs Recht mit dem Worte: „Englische, französische, russische Geschichte im einzelnen gehört nicht in dem Plan einer deutschen Schule“. Eine andere Frage wird jedoch sein, ob nicht die preufsischen „Lehrpläne und Lehraufgaben vom 6. Januar 1892“ in der Zurückdrängung des nichtdeutsch-preufsischen Lehrstoffes immerhin zu weit gehen und binnen nicht zu langer Frist nach dieser Seite reformbedürftig werden. Dafs z. B.

Rufsland dem Schüler im ersten Bande terra incognita bleibt, mag ja angehen; allein heutzutage hat das russische Reich denn doch unbestreitbar eine Bedeutung von der Art, dafs ein Abiturient über den Zusammenhang seiner Geschichte mehr wissen sollte, als was er aus S. 54—60 des zweiten Bandes im Zusammenhange und aus einigen gelegentlichen Bemerkungen desselben erfährt. Gleich ungenügend ist, was über die Geschichte Dänemarks, Schwedens und Norwegens, Spaniens und Portugals und der früheren italienischen Staatengebilde nicht ausgeführt, sondern meist nur sporadisch gestreift wird. Ist auch die englische und die französische Geschichte selbstverständlich besser berücksichtigt, so läfst sich diese Berücksichtigung doch nicht als eine allerwärts genügende bezeichnen. Durch den Abstrich einer nicht geringen Anzahl mehr der Kirchengeschichte angehöriger Ausführungen hätte für anderes reichlich Raum erspart werden können.

Wie übrigens ein Lehrbuch der Geschichte in richtiger preufsischer Auffassung aussieht, dafür nur zwei Belege. In Friedrich Wilhelms II. Familienleben gab bekanntlich mancherlei zu mancherlei ernster Beanstandung Anlafs. Dafs derlei Dinge in einem Schulbuche mit keinem Wort berührt werden, ist wohlbegründet. Allein fragen wird man sich, warum nicht für die Unterdrückung „der Leidenschaft des Königs Ludwig I. für die spanische Tänzerin Lola Montez“ (II, 140) die gleichen Gründe als mafsgebend erachtet wurden. Wie grofse und wie belangreiche Schwierigkeiten zu überwinden waren, bis es Preufsen zu einer Verfassung brachte, braucht nicht erst näher ausgeführt zu werden. S. 139 kommt über alle diese Dinge mit dem beachtenswerten Satze hinweg: „Der preufsische Staat war in den zwanziger Jahren im Innern umgestaltet; er hatte die neue Ordnung vollziehen können, ohne durch parlamentarische Kämpfe gestört zu werden“.

So sehr uns die didaktischen Grundsätze des Verf. fast durchweg zusagen, so glauben wir doch gegen einen derselben, der oben bereits angedeutet wurde, Stellung nehmen zu müssen. Die Vorrede zum ersten Band äufsert sich auf S. V folgendermafsen: „Das Lehrbuch ist vollkommen f ü r s i c h v e r s t ä n d l i c h und dieser Anlage nach auch dazu geeignet, dem Primaner zur selbständigen Verarbeitung für den Unterricht zu dienen; den von dem Schüler zu Hause aufgenommenen Stoff gilt es dann in den Lehrstunden zu klären und zu vertiefen; minder wichtige Abschnitte sind einfach abzufragen und nur hie und da zu erweitern; die grofsen weltbewegenden Ereignisse werden vom Lehrer im zusammenhängenden Vortrage dargestellt, aber zu jeder Zeit wird derselbe auch hier aufgrund der Vorbereitung mit den Schülern in Wechselgespräch treten können“. Das liefe also auf die bequeme Methode hinaus, dafs der Lehrer dem Schüler sagt: „bis zur nächsten Stunde sind die folgenden 2—3 Seiten des Buches zu lernen“; dafs er dann in dieser nächsten Stunde die Lektion fein säuberlich abhört, hinsichtlich der minder wichtigen Abschnitte es hiebei im allgemeinen bewendet sein läfst, die grofsen, weltbewegenden Ereignisse in zusammenhängendem Vortrage darstellt, und wenn er dessen etwa weniger mächtig ist, dies durch Vorlesen aus einem Buche

besorgen läfst. Der richtige Weg wird dies kaum sein. Der Schüler mufs doch wohl in der vorhergehenden Stunde in den Inhalt der nächsten Lektion eingeführt werden. Was mehr, was weniger wichtig ist, mufs ihm hier gesagt, der innere Zusammenhang des vorliegenden Stoffes in sich und mit dem einschlägigen früher behandelten mufs ihm klar gelegt werden. Wir unterschätzen die Vorzüge eines zusammenhängenden und zugleich packenden Vortrags ganz und gar nicht; allein er ist nicht jedem Lehrer in gleicher Weise eigen; es steht auch für die erforderliche Vorbereitung nicht immer die unerläfsliche Zeit zur Verfügung. Wir machen überdies gar kein Hehl daraus, dafs uns zielbewufst zusammenfassende Fragen und ein die Aufmerksamkeit der ganzen Klasse in Anspruch nehmendes Wechselgespräch bei vielen Gelegenheiten schwieriger und zugleich förderlicher zu sein scheint als zusammenhängende Vorträge. In der nächsten Stunde wird es beim Examinieren noch genug nachzutragen geben. Dieses Examinieren im Wechselgespräch, die hiebei zu gebenden Klärungen und Vertiefungen und die Einführung in den Lehrstoff der nächstfolgenden Stunde müssen jede Geschichtsstunde dem Lehrer wie dem Schüler als zu kurz erscheinen lassen. Was in dieser Beziehung S. VIII der Vorrede zum zweiten Bande gesagt wird, vermag an dem Vorstehenden kaum etwas zu ändern.

Wenn, um dies hier zu erwähnen, dem zweiten Bande S. 171—185 über den Realismus der Gegenwart, über die soziale Bewegung, über die Verfassung und Verwaltung des deutschen Reiches und Preufsens und über die soziale Gesetzgebung der neuesten Zeit, aber auch sonst mitunter recht weitgehende Erörterungen kulturhistorischer Art eingefügt sind, so hängt dies einerseits mit den neuen preufsischen Lehrplänen zusammen, anderseits sind diese Partien an und für sich nur zu loben. Die Abiturienten sollen in derlei Dingen wenigstens im Belangreichsten Bescheid wissen.

W. spricht I, S. VIII die sicher etwas gar zu pessimistische Ansicht aus, „der Lehrer in der Prima wird in der Geographie nichts voraussetzen dürfen“ und äufsert S. VII beispielsweise, „die meisten Gymnasiasten dürften nicht imstande sein, genau anzugeben, wo die ihnen dem Namen nach so wohl bekannten Cleve, Mark und Ravensberg denn eigentlich liegen“. Ohne nach dieser Seite irgendwie optimistisch angehaucht zu sein, möchten wir hinsichtlich der weitaus gröfseren Anzahl unserer bayerischen Primaner diese Anschauung nicht als zutreffend anerkennen. Trotzdem sehen wir in den gleich sorgfältigen und mit Konsequenz gegebenen wie zahlreichen näheren geographischen Bestimmungen einen keineswegs zu unterschätzenden Vorzug des Buches. Bedarf der Schüler einer solchen Bestimmung nicht, um so besser; bedarf er ihrer, und es ist bei vielen Namen gar nicht anders zu erwarten, so wird er sie mit Recht willkommen heifsen, nicht minder aber auch der Lehrer, da er so die einschlägige Kenntnis mit Bestimmtheit voraussetzen und fordern kann. Ob diese Bestimmung nach den heutigen politischen Grenzen und nicht vielmehr nach Flüssen und Gebirgen zu erfolgen hat, darauf möchten wir nicht

das gleiche Gewicht legen wie W. Es können leicht Fälle vorkommen, in denen die erstere sogar vorzuziehen ist. Dem ersten Band sind neue, dem zweiten vier in den Text aufgenommene geographische Skizzen zugeteilt, eine gute Beigabe, nur hätten wir die politischen Gebiete lieber koloriert von einander abgegrenzt gesehen; bei dem eingehaltenen Verfahren sind diese teils nur schwer, teils nicht kenntlich. Auch die zahlreichen, teils im Texte, teils unter demselben angebrachten genealogischen Kärtchen sind als eine dankenswerte Beigabe zu bezeichnen.

Besser und mit weit mehr Konsequenz als viele andere fügt der Verfasser die Aussprache von Eigennamen in Klammern bei, wofür er nicht, wie jetzt üblich geworden, Ton- und Quantitätsbezeichnung miteinander vermischt, sondern in alter Weise reinlich von einander geschieden hält. Berücksichtigt sind hiebei vorzugsweise griechische, lateinische, englische, italienische, spanische, portugiesische und slavische Namen, dann und wann auch hinsichtlich der Aussprache eigenartigere französische. So sehr wir dieses Verfahren billigen, so möchten wir doch einer alphabetisch geordneten und anhangsweise dem Buche angereihten Zusammenstellung den Vorzug geben. Dies zu begründen, seien ein paar eingehendere Bemerkungen gestattet.

Die Aussprache der meisten von derlei Namen wird dem Schüler im Buche einmal angegeben, unzweifelhaft das Richtige. Indes werden doch ausnahmsweise im ersten Bande folgende zweimal vorgeführt, nach dem sonst befolgten Grundsatze zu schliefsen doch wohl nur infolge eines Versehens: S. 4 und 123 Antiochīa; S. 11 und 15 Batăver (übrigens nur bei Lucan I, 431 so gemessen); S. 13 und 15 Mattiăcum; S. 23 und 28 Amăler, S. 45 u. 188 Cordŏba; S. 73 und 78 Theophăno; S. 95 u. 121 Modĕna; S. 179 und 190 Pŏ'djebrad; S. 180 und 188 Granā'da; S. 25 und 53 Barcelona (barfselōna); S. 44 und 185 Kairo (keiro, richtiger kaïro); S. 90 und 97 Piacenza (piatschéndsa); S. 142 und 155 Utrecht (ütrecht); S. 27 und 159, aber nicht 157 Wales (uē'ls). Arăber wird dreimal angegeben (S. 30, 34 und 41). Ob es überhaupt angezeigt ist, bei Namen wie Utrecht oder Geldern (S. 155), Groningen (S. 194) eine von der Schreibweise abweichende Aussprache dem Schüler aufzunötigen, mufs, nebenbei gesagt, dahin gestellt bleiben. Sicher geht diese Fürsorge zu weit bei einem Wort wie framĕa (S. 20), um so mehr als gleich nachher zwei Stellen aus Tacitus' Germania ohne jede Quantitätsbezeichnung zitiert sind. Noch nach einer andern Richtung wird hier ein sicheres System weitgehend vermifst. Wenn S. 188 die Aussprache für Marignano angegeben wird, S. 106 — nicht S. 100 — für Bologna, S. 107 für Romagna, warum nicht ebenso S. 164 für Anagni?; wenn S. 4 für Alexandria, S. 4 und 123 für Antiochia, S. 111 für Seleucīa, warum nicht auch S. 41 für Pavia? wenn S. 68 für Jvrea, warum nicht auch S. 121 bei Vinea?; wenn für eine grofse Anzahl ähnlicher und mitunter sehr bekannter Namen die Quantität der Penultima, warum nicht auch bei Namen wie Aliso (S. 12), Civilis (S. 14), Vindobona (S. 15), Gepiden (S. 27), Rikimer und Odovakar (S. 28), Totila (S. 32), Avaren (S. 36),

Paläologos (S. 125), Parricida (S. 137), Abodriten (S. 151)? Und wird wirklich S. 20 framĕa für unerläfslich erachtet, warum nicht reguli (S. 19)?

Was den zweiten Band betrifft, so genügt nach dem Gesagten die Bemerkung, dafs er in dieser Beziehung nicht besser und nicht schlechter gearbeitet ist als der erste.

Volle Anerkennung hingegen verdient die Diktion des Buches. Satzbildung und Ausdrucksweise sind korrekt und schulgemäfs, alles leere Phrasenwerk und eitle Geplauder ist prinzipiell ferngehalten. Völlig vereinzelte Ausnahmen kommen nicht in Betracht. Hieher zu zählen wären etwa Wendungen wie: bei der Niederreifsung der Harzburg (I, S. 94); die umhergehenden Erzählungen (S. 144); der augenblickliche Administrator des sächsischen Prinzen August (II, 32); Friedrich Wilhelm I. war den diplomatischen Kniffen seiner Zeit nicht gewachsen (S. 79); Paul I. durchdrang sich mit dem Gedanken (S. 107); infolge der neuen Grofsindustrie fing in den Fabrikgegenden an, sich eine Massenarmut zu entwickeln (S. 131). Wendungen wie z. B. „die verwilderte bayerische Kirche“ (I, 81), der aus dem Ablafs entfallende ungeheuere Gewinn der Kurie (S. 174) und der ewig geldbedürftige Leo X. (S. 182) sind ohnehin lediglich auf Rechnung der ausgesprochenen Antipathie des Verfassers gegen Papst und Kirchentum zu setzen.

Auch hinsichtlich der Orthographie herrscht im Buche gute Ordnung. Im ersten Bande wäre S. 62 Fontenoy, S. 148, 177 ff. Hufs richtiger durch Fontenay, Hus ersetzt worden, im zweiten S. 26 Herzoge, S. 27, 32 und 72 Kammin, S. 38 Franche comté, S. 67 und 69 Köln (Berlin), S. 86 Fink, S. 103 Hart, S. 129 Gährung, S. 152 Todleben, S. 169 Tann, richtiger durch Herzöge (w. S. 70 geboten wird), Kamin, Franche Comté, Kölln, Finck, Haardt, Gärung, Totleben, von der Tann.

Dafs zahlreiche Notizen mehr untergeordneter Art in Fufsnoten verwiesen wurden, verdient Billigung.

Bezüglich der gegebenen Fakta läfst sich das Buch im ganzen verlässig nennen. Aus dem 2. Bande haben wir uns folgende Versehen notiert. Die Utrechter Union gehört dem Jahre 1579 an, nicht 1679 (S. 10). S. 39 sind die Ansprüche des bayerischen Prinzen Joseph Ferdinand an das spanische Erbe völlig unberücksichtigt geblieben, während thatsächlich gerade sie die bestberechtigten waren; auch in der genealogischen Tabelle auf S. 36 war hierauf Bedacht zu nehmen. S. 44 darf hinsichtlich der Vertreibung der Jesuiten Portugal nicht fehlen. Der König Maximilian I. von Bayern hiefs als Kurfürst Maximilian IV., nicht I. (S. 88). S. 112 ist auf S. 202 verwiesen statt auf S. 102. Der König Georg I. von Griechenland ist nicht ein Bruder, sondern ein Sohn Christians IX. von Dänemark (S. 128). Pedro V. von Portugul regierte nicht seit 1835, sondern seit 1853, Ludwig I. nicht bis 1891, sondern bis 1889; hienach ist auch der Beginn der Regierungszeit Karls I. zu berichtigen (S. 130). Die Iser ist nicht ein linker Nebenflufs der Elbe, sondern ergiefst sich von rechts in dieselbe (S. 161). Die Lisaine mündet nicht unmittelbar in den Doubs, sondern in die Savoureuse (S. 170).

Anhangsweise ist jedem der beiden Bände eine je zwei Seiten umfassende „Herrschertafel“ auch sonst häufiger Art beigegeben; aber auch dem ersten eine 18 Seiten, dem zweiten eine 25 Seiten in Anspruch nehmende „Zeittafel“. „Die wenigen Zahlen und Thatsachen, die gewöhnlich den Lehrbüchern angefügt werden, sind mir immer wie ein kleines Kapital erschienen,“ sagt der Verfasser II, S. VII „das man aus einem Bankerotte retten will.“ Wessels Zeittafeln sind für eine eingehende Wiederholung des Stoffes am Schlusse gröfserer Abschnitte und ganzer Perioden bestimmt. Im engen Anschlufs an das Lehrbuch und sorgfältig hergestellt werden sie für diesen Zweck erspriefsliche Dienste thun.

Auch die auf den zwei letzten Seiten des ersten Bandes abgedruckten Völkertafeln lassen sich als eine willkommene Beigabe bezeichnen.

Die äufsere Ausstattung ist, was den Druck anlangt gut; weniger kann das verwendete Papier gelobt werden.

München. Markhauser.

Die Verhandlungen der Berliner Schulenquête-Kommission mit Rücksicht auf den erdkundlichen Unterricht und ein Vorschlag zur Neugestaltung desselben an unseren Gymnasien und Realschulen von Hugo Lanner. Wien. Ed. Hölzel. 1893.

Diese durchaus für österreichische Verhältnisse geschriebene Brochüre knüpft zunächst an die Ergebnisse der Berliner Schulenquête an, die dem Verfasser, welcher Oberreallehrer in Olmütz ist, mit Rücksicht auf den erdkundlichen Unterricht so wenig befriedigend erscheinen, dafs er sich nicht scharf genug über die Apathie beklagen kann, welche man für dieses Fach an den Tag gelegt habe, so dafs, fasse man den Sinn der dort gefallenen Bemerkungen ins Auge, fast zu bedauern sei, dafs noch so viel geäufsert worden. Es finde so der erdkundliche Unterricht auf den deutschen Mittelschulen fast mehr Beschränkung als Förderung; aber auch in Österreich, auf dessen geographische Leistungen der Verfasser sonst stolz ist, ist nicht alles so, wie er es gerne sähe, da am Obergymnasium und an der Oberrealschule der erdkundliche Unterricht keine Stelle mehr gefunden hat, sondern bereits in den unteren Klassen zum Abschlufse kommt. Im Anschlufse an das preisgekrönte Werk des Prof. Stauber fordert der Verf., dafs dieser Unterricht durch alle Klassen sämtlicher Mittelschulen als selbstständige Disziplin in einigen Wochenstunden erteilt werde. Warum denn die Furcht vor Überbürdung und Überschreitung der dem Schulunterricht zugemessenen Zeit gerade auf der Erdkunde so schwer lasten solle gegenüber andern Lehrgegenständen, denen die Erdkunde mindestens ebenbürtig wo nicht überlegen sei? Da heifst es sich also umsehen, welche Fächer etwa beschnitten werden könnten, um Zeit für die Erdkunde zu gewinnen. Bei dem

aufgestellten Stundenplan müssen sich eine Reihe von Disziplinen ziemliche Beschränkung gefallen lassen. Der Geschichtsunterricht z. B. bedürfe und vertrage wesentliche Vereinfachung, namentlich bezüglich des Altertums; ebenso könne die klassische Lektüre etliche Stunden abgeben, die durch Eliminierung einiger Schriftsteller, insbesondere des Ovid gewonnen würden. Überhaupt ist der Verfasser trotz seiner gegenteiligen Versicherung auf S. 31 auf die alten Griechen und Römer nicht gut zu sprechen und citiert eine ganze Reihe von Belastungszeugen, z. B. den Verfasser der „neuen deutschen Schule“ Dr. Gering, der sogar dem Horaz „das göttliche Feuer wahrer Poesie“ abspricht und ihn wenn nicht ganz aus der Schule weist, so doch mehr als interessantes literar-historisches Objekt behandelt. Vergil und Herodot geht es nicht besser. So bleiben als wirklich wertvolle Schriftsteller höchstens Livius und Tacitus, weshalb man getrost das Latein beschränken könne. Namentlich Ovid werde niemand eine Thräne nachweinen. Und gegen das Griechische wird kein Geringerer als Fürst Bismarck ins Feld geführt, der einmal wohl nur im Scherze gesagt, die Philologen hielten nur deshalb so fest am Griechischen, weil es ihnen so viele Mühe gemacht habe. Busch ist es ja, der diese den Gegnern des Klassizismus willkommene Anekdote erzählt. In den obersten Klassen endlich hätten die philosophischen Disziplinen enger zusammenzurücken, damit die Erdkunde noch ein bescheidenes Plätzchen finde in Gestalt der Geologie. Nun kommt die Forderung eines achtjährigen Kursus für die Oberrealschulen statt des bisherigen 7jährigen, habe man in Deutschland doch 9 Jahre hiefür angesetzt. Dann werde ein gesunder frischer Geist in den Mittelschulen einziehen und Österreich aufs neue die Superiorität über Deutschland und andere Länder wahren.

Frankenthal. Koch.

III. Abteilung.

Literarische Notizen.

Neues Taschenbuch für die Lehrer an den Mittelschulen auf das Schuljahr 1893/94. 5. Jahrgang. München 1893. J. Lindauer'sche Buchhandlung (Schöpping). Der Inhalt besteht in Stundenplänen. einem Übersichts- und Notizkalender für die Zeit vom 10. Sept. 1893 bis 9. Sept. 1894, Schematen für Schülerverzeichnisse, Straflisten, Verzeichnisse der Probearbeiten, Hausaufgaben, behandelte Themen und Autoren, Listen für Noten und Bemerkungen; Form und Ausstattung ist solid und für den Gebrauch praktisch eingerichtet.

Grundzüge der evangesischen Sittenlehre für die Schüler der oberen Klassen höherer Schulen von J. Naumann. Leipzig (Teubner) 1892. Bei dem Mangel an guten Lehrbüchern „über die christliche Ethik" ist jede Erscheinung auf diesem Gebiete freudig zu begrüßsen. Obiges Lehrbuch ist ein trefflicher Beitrag, so kurz es diese umfassende Disziplin behandelt. Nach einer kurzen Einleitung über Begriff und Name der Sittenlehre und einem trefflichen Überblick über die Geschichte der Ethik und ihre verschiedene prinzipielle Bestimmung des Altertums, des Judentums, des Christentums (im Mittelalter und in neuerer Zeit) folgt die christliche Sittenlehre im Zusammenhang mit dem Glauben: 1. die Pflichten gegen Gott. 2. gegen sich selbst, 3. gegen den Nächsten, 4. gegen die Familie, den Staat, die Kirche". Der Begriff des Glaubens und seiner Kraft für die rechte Sittlichkeit dürfte noch tiefer und durchdringender erfaſst und hervorgehoben werden. Zu der Schluſsbemerkung (S. 41) möchte Ref. beifügen, daſs es doch auch eine unberechtigte Toleranz und Union geben kann und Separatismus durchaus nicht identisch mit Verdammungssucht ist, je nachdem man sein gutes Recht haben kann.

Das Leben des Apostel Paulus für den Schulgebrauch tabellarisch dargestellt von Prof. Dr. Zelle. Leipzig (Teubner) 1892 (mit einer Karte). Auf ein paar Seiten wird hier das Leben und Wirken Paulus' auf Grund gewissenhaften Bibelstudiums treffend und übersichtlich skizziert, und ist dies billige Heftchen besonders zur Lektüre der Apostelgeschichte zu empfehlen.

Grundriſs der theologischen Wissenschaften. II. Abteilung. Kirchengeschichte von D. K. Müller (1. Band) und III. Abteilung: Dogmengeschichte von D. A. Harnak (2. Auflage). Freiburg i. B. und Leipzig (J. Mohr). Vortreffliche Bücher! Allerdings setzen sie eine gewisse Kenntnis des Stoffes voraus und sind eigentlich gedacht als Leitfäden neben der Vorlesung, wenn auch bei ersterem die Darstellung des Mittelalters sehr ausführlich und für sich allein ausreichend ist. Der besondere Vorzug beider Werke ist die gedankenmäſsige Durchdringung des Stoffes und wird uns so von Müller die Geschichte im straffen Zusammenhang ihrer Elemente vorgeführt und sind Ereignisse und Zustände nur in so weit aufgenommen, als sie lebendige Kräfte und Mächte der Entwicklung oder Hemmung sind. Von Harnak wird der innere Gang der Entwicklung der Dogmen mit Ausscheidung alles dessen, was die Einsicht in ihn erschwert, dargestellt. Es können deshalb beide Bücher allen, die sich für Kirchen- und Dogmengeschichte interessieren und auch denen, die den Gang der Weltgeschichte — seit dem Eintritt der Kirche wesentlichst von deren Entwicklung und Gestaltung beeinfluſst — richtig erkennen und wiedergeben wollen, aufs wärmste empfehlen.

M. Reuter, Die Parsen und ihre Schriften. Stuttgart. Roth 1893. Das Schriftchen ist nach einem Vortrage ausgearbeitet, der von dem Verfasser zu Stuttgart anläſslich einer Schulfeier gehalten wurde. Die Darstellung ist schön, allerdings mit einigen gewagten Ausdrücken. Neues darf man in dem Büchlein nicht suchen. Der Verf. giebt die von ihm benützte Literatur auf der ersten Seite an, und man kann ihm die Anerkennung nicht versagen, daſs er derselben ein eingehendes Studium gewidmet hat. Über mehrere Streitpunkte wäre er bei so knapper Behandlung besser hinweggegangen.

Das neue Testament, übersetzt von C. Weizsäckler, Dr. theol. 5. Auflage, Freiburg i. B. (Mohr). Eine 5. Auflage in so kurzer Zeit beweist, welch einem Bedürfnis diese Übersetzung entgegen kommt. Im Unterschied von der zur Erbauung und zum kirchlichen Gebrauch unübertrefflichen, aber doch freieren Übersetzung Luthers ist hier eine Übersetzung dargeboten, welche sich auf Grund der heutigen Kenntnis des Urtextes, in der heutigen Sprache und nach den heutigen Regeln bemüht, dem Leser dieselben Eindrücke zu verschaffen, welche die ältesten Leser aus der Ursprache erhielten. Zum Gebrauch an Gymnasien aber, wo ja das neue Testament im Urtext gelesen werden soll und kann, bietet sie doch so mancherlei Vorteile, die sonst nur der gelehrte Leser desselben hat.

Novum testamentum Graece für den Schulgebrauch von Dr. Zelle. IV. Das Evangelium des Johannes und V. die Apostelgeschichte von B. Wohlfahrt. Leipzig (Teubner) 1891 und 1892. Ist es auch sehr wünschenswert, daſs sich in den Händen der Schüler das ganze Testament befindet, so sind daneben doch Schulausgaben einzelner Bücher nicht ausgeschlossen. Der Zweck des Verfassers aber: „dem Schüler bei der Vorbereitung die nötigen sprachlichen und historischen Notizen darzubieten, so daſs der Lehrer im Unterricht mehr Zeit findet für die religiöse, zu Herzen gehende Erklärung und dem Lehrer die zeitraubende Arbeit zu ersparen, sich durch umfangreiche theologische Kommentare hindurchzuarbeiten" — ist gewiſs ein ganz berechtigter und in beiden Heften völlig erfüllt. Schon die Einleitung über die Verfasser, den Zweck, die Echtheit, die Gliederung dieser Bücher, wie die ganze weitere Ausführung zeugt von gediegenem Wissen, von gewissenhaftesten Studien und praktischem Geschick.

Präparation und Kommentar zu den Psalmen von Dr. Bachmann, Berlin, (Schneider u. Co.), 1891. Diese Präparationen leisten, wie die andern desselben Verfassers „zu den kleinen Profeten und der Genesis" vorzügliche Dienste bei der kursorischen Lektüre und helfen entschieden einem bisher vielfach gefühlten Mangel ab. Es steht voran: die Erklärung der erklärungsbedürftigeren Worte und Formen — in den Anmerkungen genügend begründet und erweitert — und folgt dann die Übersetzung, die bei aller Korrektheit schön und wohllautend ist.

Hebräisches Vokabularium f. Anfänger von A. Rauschmaier Nürnberg (Ebrer) 1889. Da die Erlernung von Vokabeln wesentlichst erleichtert wird, wenn man die Worte in ihren Grundformen kennt, so ist dies Büchlein als: „ein möglichst kurzes etymologisch geordnetes Vocabelbuch" recht wohl geeignet, sich rasch und auf leichte Weise einen grundlegenden Wortschatz anzueignen.

Neutestamentliches Wörterbuch von B. Kuhne. Gotha (Perthes) 1892. Als Nachschlagebuch auch für Lehrer sehr praktisch! Für Schüler von Gymnasien vollständig genügend zur Präparation auf die neutestamentliche Lektüre und dadurch für sie gerade besonders interessant, als genau angegeben ist, welche Wörter oder Wortbiegungen der klassischen Prosa fremd sind, in welcher Periode und Sprachgattung sie zuerst vorkommen und welche zuerst oder nur im neuen Testamente sich finden.

Lehrbuch für den evangelischen Religionsunterricht in den oberen Gymnasialklassen von Prof. M. Stier. Neuruppin (Petrenz) 1890. Der Verf., ganz auf positivem Standpunkt stehend, bietet hiemit ein

Lehrbuch dar, das ähnlich dem von K. Leimbach in sehr klarer und übersichtlicher Weise die wichtigsten Momente und Thatsachen der Heilsgeschichte in ihrem inneren Zusammenhang an der Hand der hl. Schrift heraushebt und dann eine kurze Glaubenslehre, Kirchengeschichte und Symbolik mit den ökumenischen Symbolen und der Augsburger Konfession in extenso gibt. Da jedoch für manche evangelischen Landeskirchen, so für die in Bayern, bestimmte Lehrbücher vorgeschrieben sind, hat es für diese nur insoferne praktischen Wert, als die Lehrer daraus Manches zur Ergänzung oder klareren Darbietung des Stoffes entnehmen können.

Leitfaden für den evangelischen Religionsunterricht an höheren Schulen mit 6 jährigem Kursus von Dr. R. Stoewen. Berlin (Weidmann) 1892. Als Leitfaden mag dies Büchlein da, wo keine bestimmten Lehrbücher vorgeschrieben sind oder der Leitfaden sich genau den Lehrplänen der einzelnen Kurse anpafst, recht gute Dienste leisten, besonders für den Unterricht in der Bibelstunde und bei der Erklärung des Kirchenjahres. In dem Anhang: „eine kurze Geographie von Palästina“ wird die genauere Einteilung zur Zeit Jesu vermifst.

Erdkunde für Schulen nach den für Preufsen giltigen Lehrzielen von A. Kirchhoff, Prof. der Erdkunde an der Universität Halle. II. Teil. Mittel- und Oberstufe. Halle, Verlag der Waisenhausbuchhandlung. 1893. Die rühmende Anerkennung, die die Unterstufe dieses Buches bereits in Bd. XXVIII (1892) d. Bl. gefunden hat, gebührt in gleichem Mafse diesem II. Teile, mit welchem das Werk zum Abschlusse gebracht ist. Die Rücksicht auf die in Preufsen giltigen Lehrziele bereitete dem Verfasser, wie er in seiner Vorrede bekennt, eigentümliche Schwierigkeiten bezüglich der Darstellung Europas. Er bearbeitete daher, statt in konzentrischen Kreisen den Stoff mehrfach vorzuführen, das Ganze nur einmal mit Einfügung von Erweiterungen für die höhere Stufe, namentlich nach der geschichtlichen Seite. — Dafs die topographischen Abschnitte in so feinem Drucke gesetzt sind, ist für schwächere Augen — und die Mehrzahl der Schüler hat ja heutzutage solche — nicht vorteilhaft. Auch ist für süddeutsche Ohren die in Norddeutschland allgemeine Transskription französischer Nasallaute, der auch der Verf. huldigt, ganz unleidlich. Man lasse nur einmal ein Wort wie Kotangtöng (Cotentin) in seiner ganzen Schärfe auf das Ohr wirken, um dem Wunsche beizustimmen, dafs dieser Unfug aus den Büchern verschwinde.

Weltkarte zum Studium der Entdeckungen mit dem kolonialen Besitze der Gegenwart entworfen und bearbeitet von E. Mayer und Joseph Luksch, Professoren an der k. und k. Marineakademie in Fiume. Mafsstab 1 : 20,000,000. Wien 1893. Eigentum und Verlag von Astaria u. Cie. Diese Karte verfolgt den gleichen Zweck wie die von Opel entworfene Wandkarte der Entdeckungsreisen, welche in diesen Blättern eingehend besprochen worden ist. Während diese letztere jedoch auf die Berücksichtigung des topographischen Elementes verzichtet, um Platz für die dem eigentlichen Zweck der Karte dienenden Angaben zu gewinnen, verbindet die vorliegende Karte von Mayer-Luksch beides miteinander, ohne der Deutlichkeit allzunahe zu treten. Die kräftige Farbengebung kommt hiebei sehr zu statten. Auf 6 Blättern finden sich neben den Seefahrten, deren bedeutendste durch Rotdruck besonders kenntlich gemacht sind, die wichtigsten Landreisen nebst den Jahreszahlen eingetragen. Die politische Zugehörigkeit ist genügend markiert, desgleichen die kolonialen Besitzverhältnisse. Die notwendigen literarischen Beigaben finden sich auf der Karte selbst eingetragen statt in einem besonderen Heftchen vereinigt wie bei Opel. Es sind das tabellarische Zusammenstellungen der wichtigsten Land- und Seereisen in chronologischer Reihenfolge, die europäischen Besitzungen in fremden Weltteilen, Angaben der Stundenzonen und des Datumswechsels und einer Beikarte: Die Besitzungen der Spanier und Portugiesen im 16. Jahrhundert.

S. Schlitzberger, Die Kulturpflanzen der Heimat mit ihren Feinden und Freunden. 8 Tafeln à 1 Mk. Cassel u. Berlin. Th. Fischer. S. Schlitzberger, Unsere verbreiteten Giftpflanzen. 8 Taf. à 80 Pf. Cassel und Berlin. Th. Fischer. S. Schlitzberger, Die einheimischen

Schlangen, Echsen und Lurche. 3—4 Tafeln. Cassel und Berlin. Th. Fischer. Alle 3 Sammlungen verfolgen den Zweck, die Schüler in erster Linie mit denjenigen Lebewesen bekannt zu machen, welche wegen ihres Nutzens oder Schadens für den Menschen besonderes Interesse haben. Die erste Kollektion will aufserdem einer zweckmäfsigen Verknüpfung der Naturdinge im Unterrichte dienen, indem sie z. B. auf Taf. I nicht nur Teile des Apfelbaums, sondern auch dessen Feinde und Freunde dem Schüler vorführt. Alle Abbildungen zeigen eine überraschende Naturtreue in Zeichnung und Kolorit. Die Hauptbilder sind in natürlicher Gröfse gehalten; daneben finden sich zahlreiche Vergröfserungen von Einzelteilen und kleineren Naturkörpern z. B. Insekten. Ein begleitender Text ist beigegeben.

C. Niepel, Wandbilder des niederen Tierreiches. 14 Tafeln in 2 Abteilungen. Breslau 1892. E. Morgenstern. 14 M. Preis der einzelnen Tafel 1 M. 25 Pf. Die Sammlung will dem Schulunterrichte Darstellungen aus dem niederen Tierreiche liefern, die auch aus gröfserer Entfernung charakteristische Merkmale sowohl wie die einzelnen Entwicklungsstufen deutlich zur Anschauung bringen. Die uns vorliegende 1. Tafel (Melontha vulgaris) erreicht jedoch hinsichtlich der Technik der Ausführung ähnliche Hilfsmittel in gleicher Preislage keineswegs.

Dr. P. Buchholz, Tier-Geographie. 2. Auflage. Leipzig 1893. J. C. Hinrichs. Das Büchlein, dessen 1. Auflage seinerzeit eine eingehendere Besprechung in diesen Blättern erfahren, ist in der Anlage unverändert geblieben, weist dagegen vielfache Verbesserungen und in der „Tierwelt des Ozeans" einen neueu Abschnitt auf.

Pflanzenheft. Verlag von Th. Hofmann in Gera. Ein Octavheftchen, auf dessen linksliegende Seiten nach einem vorgedruckten Schema die Hauptmerkmale der in der Schule besprochenen Pflanzen einzutragen sind, während die rechtsliegenden, unbedruckten Seiten auch zum Zeichnen und Aufkleben von Pflanzenteilen benützt werden können.

Dr. O. Wünsche, Die verbreitetsten Pflanzen Deutschlands. Leipzig 1893. B. G. Teubner. Als eine Art Auszug aus seiner Schulflora von Deutschland gibt der Verf. Bestimmungstabellen für gröfsere und kleinere Pflanzengruppen (Kreise bis Gattungen) in der Weise, dafs nur die durch Häufigkeit des Vorkommens und Individuenzahl wichtigeren Glieder derselben aufgenommen sind. Den Tabellen liegt das natürliche, nicht das Linné'sche System zu grunde, weil, wie W. mit Recht sagt, letzteres, abgesehen von einigen Fällen, nicht schneller zum Ziele führt und gar keinen Einblick in die Gliederung und Stufenfolge der Gewächse gewährt.

Dr. M. Krafs und Dr. H. Landois, Das Pflanzenreich in Wort und Bild. 7. Auflage. Freiburg i./Br. 1893. B. Herder. 2 M. 10 Pf. Aufser dem an die Beschreibung der Eichen angelehnten Abschnitte über den inneren Aufbau der Pflanzen, der eine bedeutende Erweiterung und übersichtlichere Gruppierung erfahren hat, bietet die neue Auflage keine nennenswerten Änderungen.

K. Ströhe, Leitfaden für den Unterricht in der Naturbeschreibung. Botanik. 2. Heft. Oberstufe. Dessau 1892. P. Baumann. In eigenartiger, aber wohlabgestufter Anordnung des Stoffes und in der schon bei Besprechung des 1. Heftes gekennzeichneten Mischung von Angaben, Fragen und Forderungen macht das 2. Heft den Schüler mit den wichtigsten Dikotylen und Monokotylen, mit Vertretern der Sporenpflanzen und mit den Hauptdaten der Anatomie, Physiologie, Systematik und Pflanzengeographie bekannt.

Der Kanarienvogel. 7. Auflage. Hamburg. Verlagsanstalt Aktien-Gesellschaft. 75 Pf. Der Papagei. 2. Auflage. Hamburg. Verlagsanstalt A.-G. Die beiden Heftchen geben verlässige Ratschläge (wenigstens betreffs des Kanarienvogels, hinsichtlich der Papageien fehlt uns die Möglichkeit einer Kontrolle durch die Erfahrung) über Ankauf der Vögel, Brutgeschäft, Fütterung, Krankheiten, Abrichtung, Bastardzüchtung etc. etc.

Kenngott, Ausgewählte Netze von Krystallgestalten zum Anfertigen von Krystallmodellen aus Pappe. Efslingen. J. S. Schreiber. Die Sammlung enthält auf 28 Tafeln 82 Netze zur Herstellung von Krystallmodellen, die einfachen und charakteristische kombinierte Formen aus den verschiedenen Systemen. Die Netze sind auf der Pappe selbst aufgedruckt; um Zeit zu sparen und scharfe Kanten zu erhalten, rät der Verf., die Ränder mit Schellack zu verbinden, Referent kann auch Kleblein empfehlen, der am zweckmäfsigsten im Warmbad dünnflüssig gemacht wird.

R. Schimpfky, Deutschlands wichtigste Giftgewächse in Wort und Bild. 24 Chromotafeln in 4 Lieferungen à 50 Pf. Gera-Untermhaus. Fr. E. Köhler. Die uns vorliegende 1. Lieferung läfst eine im ganzen gute und dabei billige Marktware erwarten. Die Abbildungen reichen aber nicht an die Vollendung ähnlicher Darstellungen hin, und ebenso zeigt sich der Text mehrfach verbesserungsbedürftig.

P. Martin Gander, O. S. B. Geologie. Kommissionsverlag der Aschendorff'schen Buchhandlung. Münster i/W. 1891. Nachdem der Verf. in einem „geographisch-topographischen" und einem „dynamischen Teile" mit den einzelnen Gliedern des Erdganzen bekannt gemacht und ihre Wechselwirkung aufeinander dargelegt hat, gibt er in einem „historischen Teile" die Hauptdaten der Petrographie, Geotektonik und Stratigraphie, bei der Beschreibung der Formationen vorzugsweise die geologischen Verhältnisse der Schweiz berücksichtigend. Die Darstellung ist knapp, dabei aber klar und übersichtlich. Ein Anhang, in dem die neuere Formationslehre, Eiszeit und Sündflut, sowie das Alter der Menschheit einer kritischen Besprechung unterzogen werden, gehört unseres Erachtens nicht in ein elementar gehaltenes Schulbuch.

Dr. Peter, Botanische Wandtafeln. Cassel. Th. Fischer. Das auf ca. 100 Tafeln berechnete Werk will den höheren und niederen Unterricht in der Botanik fördern durch Darstellungen von Blüten, Früchten und anderen morphologisch wichtigen oder biologisch interessanten Pflanzenteilen in einem Mafsstabe, der es einem mäfsig guten Auge ermöglicht, noch auf 15 m Entfernung alle Einzelheiten deutlich zu erfassen. Die Abbildungen der uns vorliegenden 1. Lieferung, welche die Verhältnisse der Blüte von Cucurbita Pepo, der Frucht von Cyclanthera explodens, der Blüte und Frucht von Viola tricolor erläutern, sind ebenso naturwahr wie künstlerisch vollendet in Zeichnung und Kolorit, so dafs der Preis von 2 M. für die (auch einzeln erhältliche) Tafel als recht mäfsig zu bezeichnen ist.

P. Martin Gander, O. S. B., Grundzüge der Botanik für Realschulen und Gymnasien. Kommissionsverlag der Aschendorff'schen Buchhandlung. Münster i/W. 1890. Das Büchlein trifft, sowohl was die Auffassung der Aufgabe des botanischen Unterrichtes als die Auswahl des Lehrstoffes betrifft, für die Zwecke allgemeiner Bildung das Richtige und verdient nicht nur Beachtung von seiten der Lehrer, sondern wird auch in den Händen der Schüler, sich recht nutzbar erweisen. Im allgemeinen Teile sind die wichtigsten Thatsachen aus der Pflanzenphysiologie mit der Gestaltenlehre in der Weise verbunden, dafs der Formenlehre eines jeden Organs ein Abschnitt über seine Bedeutung nachfolgt, damit ein Einblick in das gesetzmäfsige Ineinandergreifen der inneren Lebensvorgänge mit den äufseren Formen gewonnen werde, was der Verfasser mit Recht als die hauptsächlichste, weil interessanteste und nicht blos den Verstand, sondern auch das Herz am meisten bildende Seite des Naturstudiums in den Vordergrund stellt. Der spezielle Teil bringt im Rahmen des natürlichen Systems nur das Allerbekannteste in übersichtlicher Gruppierung und mit zielbewufsten Nebenbemerkungen.

Natur und Haus, Illustrierte Zeitschrift für alle Liebhabereien im Reiche der Natur. Herausgegeben von Dr. Staby und M Hessdörffer. 1. Jahrgang. Preis vierteljährlich (6 Hefte) 1 M. 50 Pf. Berlin.

R. Oppenheim. Die neue Zeitschrift will zunächst den Besitzern von Aquarien und Terrarien, den Tierzüchtern und Sammlern aller Art dienen, ihnen praktische Winke geben und sie mit neuen Erscheinungen bekannt machen, bringt aber auch in Artikeln allgemeinen Inhalts für jeden Naturfreund eine Fülle des Anregenden und Lehrreichen. Die Hefte sind je 2 Bogen stark und hübsch illustriert.

P. Martin Gander, O. S. B., Somatologie. Kommissionsverlag der Aschendorff'schen Buchhandlung. Münster i/W. 1891. Nach Erörterung einiger Vorbegriffe werden erst die Organe des allgemeinen Lebens, Bewegungsapparat, Sinnesorgane und Nervensystem, dann die des vegetativen Lebens, Verdauungsapparat, Blutgefäfssystem und Atmungsapparat, ziemlich eingehend beschrieben. Der Stoff ist recht übersichtlich gruppiert, die Darstellung klar und von dem Gedanken durchweht, dafs der menschliche Körper in allen, auch den niedrigsten Thätigkeiten ein ganz wunderbarer Mechanismus ist. Dabei unterläfst es aber der Verf., die Grundzüge einer vernünftigen Hygiene anzuschliefsen, was unseres Erachtens nicht umgangen werden dürfte, da der Schule und zumal dem somatologischen Unterrichte unabweislich die Aufgabe zufällt, den Sinn für eine gesunde Hygiene zu wecken und hygienisches Denken anzubahnen.

Dr. Bail, Neuer methodischer Leitfaden für den Unterricht in der Zoologie. Leipzig. O. R. Reisland. 1892. 2 M. Im allgemeinen eine Ausgabe der beiden Hefte des bekannten „Methodischen Leitfadens“ von demselben Verfasser in einem Bändchen, die aufser einigen Kürzungen eine Reihe von Verbesserungen aufweist und durch die „Grundbegriffe der Tiergeographie“ und „Unterweisungen über die Gesundheitspflege“ erweitert ist. Bezüglich der letzteren hat der Verf. den richtigen Griff gethan, sie an die Betrachtung der Einflüsse anzuknüpfen, welche Luft, Wasser, Nahrungs- und Genufsmittel, Wärme, Licht, Bewegung, Ruhe und Schlaf auf das Befinden der Menschen ausüben.

Dr. Karl Rufs, Die einheimischen Stubenvögel. 3. Auflage. Magdeburg 1892. Creutz. 6 M. Das Werk, welches eigentlich den 2. Band des Rufs'schen „Handbuches für Vogelliebhaber, -Züchter und -Händler“ bildet, enthält in seiner ersten Hälfte eine vollständige Naturgeschichte der deutschen Singvögel, in der zweiten eingehende Belehrungen über Einkauf, Versendung, Unterbringung, Ernährung, Züchtung, Abrichtung, Gesangeswert, Krankheiten, etc. etc. der gefiederten Sänger, aufserdem einen Anhang über Vogelschutz, so dafs wir gestehen müssen, die Absicht des Verf., ein Nachschlagebuch zu schaffen, das in knapp gefafster Darstellung alles ausreichend und übersichtlich enthält, was für den Vogelliebhaber zu wissen wünschenswert ist, hat voll und ganz ihre Verwirklichung gefunden.

Grabers Leitfaden der Zoologie. 2. Auflage. Prag, Wien, Leipzig. 1892. Tempsky und Freytag. 1 fl. 60 kr. Das vortreffliche Buch hat in seiner 2. Auflage, welche nach dem Tode des Verfassers von Prof. Mik besorgt worden ist, nicht nur die bekannten Vorzüge der Originalität hinsichtlich der Auswahl und Gestaltung des Lehrstoffes, sowie der Abbildungen sich bewahrt, sondern auch, abgesehen von einer Menge Verbesserungen sowohl nach seiten des Textes als der Illustrationen, durch eine übersichtlichere Anordnung der kleinen Gruppen des Systems noch gewonnen. Aufserdem sind die kolorierten Abbildungen auf getrennten Tafeln zusammengestellt und dem Buche in einem eigenen Hefte beigegeben, wodurch eine ausgedehntere und gleichmäfsigere Verwendung der Farbe ermöglicht wurde.

P. Klauke, Gesundheitslehre für Schulen. Düfseldorf 1892. L. Schwan. Das Büchlein gibt Belehrungen über den Bau, die Thätigkeit und die Bedeutung der einzelnen Organe und reiht daran Abschnitte über die Pflege derselben. Sicherlich lassen sich gewisse, aus der spezifischen Natur einzelner Organe resultierende Winke am besten der Beschreibung des betreffenden Organs schliefsen. Eine „Gesundheitslehre“ wird aber auch die allgemeinen Faktoren, welche das Befinden der einzelnen Organismen beeinflussen, zusammenfassenden

Betrachtungen zu unterwerfen und aus den Wesen jener Faktoren Reihen von Verhaltungsmaſsregeln mit zwingender Logik abzuleiten haben. Das hat der Verf. unterlassen; darum tragen die hygienischen Abschnitte des Büchleins mitunter einen recht aphoristischen Charakter, einzelne Vorschriften werden auch schwerlich auf allgemeine Zustimmung rechnen dürfen. Ein Anhang gibt Anleitung zur ersten Hilfe bei plötzlichen Unglücksfällen.

R. Franzeschini, Die Biologie als selbständige Wissenschaft. Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge. Heft 157. Hamburg 1892. Verlagsanstalt A.-G. Der Verf. umgrenzt und sammelt erst in scharfer Scheidung von den verwandten Disziplinen der Morphologie und Physiologie die Thatsachen, die den Inhalt der biologischen Forschung bilden, zeichnet dann an der Besprechung der Probleme der Variabilität, Vererbung etc. die Grundzüge eines allgemeinen Teiles der Biologie, um zum Schlusse dieser das Recht und die Bedeutung einer selbständigen Wissenschaft mit besonderer Methode neben den verwandten Forschungszweigen zu vindizieren. Wir möchten die Lektüre des klar geschriebenen Heftchens jedem Lehrer der Naturwissenschaften dringend empfehlen.

Fr. Graberg, Werkriſslehre. 1. Heft. Zürich 1892. Orell Füſsli. 1 M. Der Verf. bietet eine Folge von Grund- und Aufrissen, mit Hilfe derer er den Schüler in das Verständnis des geometrischen Aufbaues, oder wie er sagt, in das gestaltende Zeichnen einführen will. Abgesehen von einzelnen Ungenauigkeiten wird schon die ganze Anlage, die weitgehende Anwendung neuer, nicht immer glücklich gewählter Termini meist bautechnischer Herkunft und die bei vielen Aufgaben zu umständliche, weil nur nach Rezepten verfahrende Lösung das Werkchen für unsere Mittelschulen nicht empfehlen.

IV. Abteilung.

Miscellen.

Personalnachrichten.

Ernannt: Heinr. Lamprecht, Assist. in Straubing zum Stdl. in Dinkelsbühl; Dr. Heinr. Dhom, Reallehrer in Schweinfurt zum Gymnl. (n. Spr.) in Eichstätt; P. Wilh. v. Coulon erhielt den Titel eines k. Gymnasialprofessors; Herm. Rappenecker, Assist. in Augsburg (Realg.) zum Gymnl. in Freising; Dr. Adolph Roemer, Rektor des human. Gymnasiums zu Kempten zum Professor der klassischen Philologie und Gymnasialpädagogik in Erlangen; Gottl. Reuter, Subrektor in Gunzenhausen zum Gymnl. in Ansbach; Fr. Jos. Wittig, Assist. in Aschaffenburg zum Stdl. in Pirmasens; Dr. K. Zink, Gymnl. in Nürnberg (n. G.) zum Gymnasialprof. in Schweinfurt; Dr. Ludw. Wolfrum, Stdl. in Nördlingen zum Gyml. in Nürnberg (n. G.); Benedikt Hasenstab, Gymnprof. in M. (Luitpoldg.) zum Rektor in Kempten; Dr. Ferd. Ruefs, Gymnl. am Luitpoldg. in M. zum Gymnprof. daselbst; Dr Frz. Rinecker, Gymnl. (M.) in M. (Ludwigsg.) zum Gymnprof. in Bamberg; F. Meinel, Reallehrer in Neumarkt i. d. Oberpf. zum Gymnl. in Schweinfurt; Joh. Bapt. Plenk, Gymnl. (M.) in Straubing zum Gymnprof. in Ansbach; Jak. Herrle, Assist. (M.) in Metten zum Gymnl. in Dillingen; Dr. Macher, Reall. in Würzburg zum Gymnprof. in Dillingen.

Versetzt: Dr. Hugo Eder, Gymnprof. (n. Sp.) von Kempten nach M. (Wilhelmsgym.); Aug. Geist, Gymnl. (n. Sp.) von Eichstätt nach Kempten; Coelestin Schmid, Gymnl. von Freising nach M. (Ludwigsg.); Friedr. Schreiber, Gymnl. von Kempten nach Hof; Herm. Hoffmann, Gymnl. von Ansbach nach Kempten; Friedr. Spälter, Gymnprof. von Schweinfurt nach Ansbach; Dr. Seb. Matzinger, Gymnl. von Münnerstadt nach M. (Luitpoldg.); Dr. Gg. Kerschensteiner, Gymnl. (M.) von Schweinfurt nach M. (Ludwigsg.); Jos. Mayer, Gymnprof. (M.) von Burghausen nach Freising; Karl Kniefs, Gymnprof. (M.) von Ansbach nach Augsburg (St. A.); Max Zistl, Gymnl. (M.) von Dillingen nach Straubing; Friedr. Mayer, Gymnprof. (M.) von Dillingen nach Landshut.

In Ruhestand versetzt: Jos. Augsberger, Gymnl. in M. (Ludwgg.) für immer mit dem Titel und Rang eines k. Gymnasialprofessors; Dr. Rud. Hippenmeyer, Gymnprof. (n. Sp.) in M; (Wilhelmsg.) für immer; Georg Adam, Gymnl. in Regensburg (a. G) für immer; Friedr. Beyer, Stdl. in Pirmasens auf ein Jahr; Frz. Seitz, Gymnprof. in Ansbach für immer: Jos. Eilles, Gymnprof. (M.) in Landshut für immer; Andr. Seeber, Gymnprof. (M.) in Bamberg (a. G.) für immer; Jos. Mayenberg, Gymnprof. (M.) in Freising auf ein Jahr, Heinr. Schmidt, Gymnprof. (M.) in Augsburg (St. A) für immer.

Gestorben: Georg Ritter, Gyml. in Hof.

Nekrolog.

Dr. Joseph von Giehrl,

Ministerialrat und Generalsekretär im K. Staatsministerium des Innern für Kirchen- und Schulangelegenheiten.

Geb. am 12. Jan. 1825, gest. den 7. Juni 1893.

„De mortuis nil nisi bene! Glücklich derjenige, dem die Beobachtung dieser Norm so leicht gemacht wird wie mir an dem vor uns offenstehenden Grabe!" Mit diesen durchaus zutreffenden Worten leitete der bei der Beerdigung des K. Ministerialrates und Generalsekretärs Herrn Dr. Joseph von Giehrl amtierende Geistliche, Herr Stadtpfarrer Huhn, seine Ansprache an die zahlreiche Trauerversammlung ein. Ich wüfste auch für die nachstehenden, einem nahe verwandten Zwecke bestimmten Zeilen keine geeigneteren zu finden.

Joseph Giehrl wurde geboren am 12. Januar 1825 zu Tännesberg in der nördlichen Oberpfalz, im Hause seines mütterlichen Grofsvaters, des dortigen Revierförsters, als der älteste Sohn eines Kreis- und Stadtgerichtssekretärs zu Nürnberg. Innerhalb der Mauern der altberühmten Reichsstadt zunächst dem Laufenerthore verlebte er die Kinder- und die Gymnasiastenjahre.*)

Mit reichen Geistesanlagen ausgestattet, munteren Sinnes, lernbegierig und beharrlich im Fleifse wie nur wenige, edelster Sinnesart und sittenrein, durchdrungen von tiefer Religiosität und Gottesfurcht, war der treffliche Knabe und Jüngling an seiner Vorbereitungsstätte für die höheren Studien, dem (Alten) Nürnberger Gymnasium, der Stolz und die Freude aller seiner Lehrer ebensosehr als seiner Eltern. Was er dort unter der Leitung hervorragender Männer, von denen nur die Professoren Joach. Meyer, Lochner, Nägelsbach und Fabri unter der damaligen Rektoratsführung K. L. Roths genannt sein mögen, in unverdrossener Arbeit sich angeeignet, blieb ihm, wie wir später sehen werden, für das ganze Leben ein *κτῆμα εἰς ἀεί* in der weitesten Bedeutung des Wortes. Kaum jemand wufste den Wert einer tüchtigen Gymnasialbildung richtiger zu würdigen, als es v. Giehrl in seinen Mannesjahren gethan; kaum hat jemand ihre Früchte an sich in ausgedehnterem Mafse erfahren, kaum jemand für andere lehrreicher sichtbar gemacht als er.

Und begann nach anstrengender Arbeit die ersehnte Ferienzeit, da schnürte er alljährlich das mit den unerläfslichsten Kleidungsstücken und etlichen Büchern

*) Belangreiche, grofsenteils wörtlich verwertete Beiträge zu dieser Lebensskizze verdanke ich der Güte eines Mitgliedes unseres Vereines und zugleich der Familie des Verstorbenen.

bepackte Bündel, um, begleitet von seinem jüngeren Bruder Rudolf, hinauszuziehen ins Hersbrucker Land und von da zu Fuſs weiter den langen Weg zu Groſsvaters Haus nach Tännesberg oder auch zum Oheim nach Vilseck. So wurden ihm zwei rauhe Striche der obern Pfalz zur zweiten Heimat und erfüllten ihn fürs Leben mit teueren und unauslöschlichen Erinnerungen an die frohen Jahre seiner gymnasialen Studienzeit. Wie belebte sich Wort und Miene, wenn er, am Spätherbste seines Lebens angelangt, im Kreise seiner Kinder und Enkel oder ihm sonst Näherstehender auf diese seine Jugendjahre, so dürftig an äuſserem Glanz und an Behäbigkeit sie auch sonst sein mochten, zu sprechen kam! Nur wer es an sich selbst erfahren hat, kennt ja jenen wunderbaren und nie versiegenden Zauber, der über der Jugend eines Mannes ruht, welcher aus engen Verhältnissen heraus und, abgesehen von der Gnade einer gütigen Vorsehung, lediglich auf die eigene Kraft und Anstrengung angewiesen, sich die Lebenswege gebahnt und geebnet hat.

Noch im letzten Schuljahre stehend verlor Giehrl im Februar 1843 seinen geliebten Vater durch einen viel zu früh eingetretenen Tod. Wenige Monate hernach verlieſs er, mit einem günstigen Reifezeugnisse versehen und unter warmen Segenswünschen der Lehrer für seine Zukunft das Nürnberger Gymnasium. Des Segens von oben und eigener Kraft bedurfte es jetzt wahrlich in doppeltem Maſse; es gebrach ihm aber auch weder an dem einen noch an der andern.

Giehrl siedelte an die Universität nach München über. War seine Lebensweise schon im elterlichen Hause eine ungewöhnlich karge gewesen, so beschränkte sich seine Mitgabe auf den Weg zur Haupt- und Residenzstadt einzig auf einen empfänglichen Geist, auf eine kernige Gesundheit, auf seine gymnasialen Kenntnisse, auf seine lebhafte Begierde nach wissenschaftlicher Thätigkeit, speziell auf eine ausgesprochene Neigung für die juristischen Studien; endlich auf ein vollgerütteltes Maſs angeborener und anerzogener Genügsamkeit. So reichte für den ersten Bedarf ein kleines Stipendium aus. Später fand der befähigte Kopf und liebenswürdige Student wohlverdiente Empfehlungen, die ihm bald da und dort Gelegenheit zur Unterrichtserteilung und zu sonstigem Verdienste ermittelten.

Indes war unser neunzehnjähriger Kandidat schon 1844 nach ausgiebigeren Einnahmequellen sich umzusehen dringender denn je genötigt, als mit dem jüngeren Bruder zugleich die Mutter nach München zog, um hier, den obwaltenden Umständen entsprechend, einen mehr als bescheidenen Haushalt einzurichten. Es bedarf nicht erst einer weiteren Ausführung, was bei solcher Sachlage die Mutter, die alle Hausobliegenheiten übernommen, was Joseph, dem die Beschaffung der Subsistenzmittel so ziemlich ausschlieſslich zukam, fürderhin zu leisten hatten.

Mögen derlei Verhältnisse an und für sich auch keineswegs als sonderlich denkwürdige und hier erwähnenswerte zu gelten haben, so vermag ich sie doch nicht für unwesentlich zu erachten in der Geschichte des werdenden Mannes, der künftig lange Jahre in vielfach maſsgebender Stellung als Ministerialreferent für das humanistische Gymnasialschulwesen zu wirken berufen war. Wir gehen schwerlich irre, wenn wir in der rastlos und musterhaft geübten Sohnespietät die erste und nachhaltigste Quelle erkennen für den von niemand bestrittenen menschenfreundlichen Sinn unsers „Vaters Giehrl", wie wir ihn gleich berechtigt wie gern so oft genannt, und für seine väterlich liebevolle Art, mit welcher er in seiner späteren hochwichtigen und umfassenden Berufsthätigkeit Hunderten und Hunderten von bedrängten Vätern und Müttern, nicht weniger aber auch uns gymnasialen Lehrern mit seelischer Anteilnahme ratend und befürwortend entgegenkam.

Die Mutter verliefs, um aus diesem inhaltsreichen Teile seines privaten Lebens hier nur dies eine noch anzuführen, ihres Joseph Haus erst, als sie hochbetagt, vor etwa elf Jahren, nach schwerem Leiden in den Armen des pflegenden Sohnes zur ewigen Ruhe eingeschlummert war.

Unter diejenigen Begebenheiten, welche v. Giehrl als die glücklichsten Wendungen seiner nichts weniger als freudenvollen Universitätszeit zu betrachten pflegte, rechnete er sein Leben lang mit der einen Charakterzug seines Wesens bildenden und auch sonst so oft bethätigten dankbaren Gesinnung sowie mit innigem Stolze, dafs er, für ihn ein Ereignis von hohem Belange, frühzeitig in den Kreis der Schüler und der Freunde Gabelsbergers gekommen war und unter des Meisters eigener Führung sich, zugleich im Besitze einer schönen, ja zierlichen Handschrift, zum kundigen Stenographen heranbilden konnte. Erstand ihm doch hieraus wie schwerlich sonst woher eine überaus willkommene Gelegenheit, auf einem seiner Neigung wie seinem Bildungsgrade gleich angemessenen Gebiete die für sich und für die Seinigen unentbehrlichen pekuniären Mittel zu mehren. Bereits als Universitätsstudent, aber auch noch als Rechtspraktikant und als Accessist, that er sich als Kammerstenograph in der Kammer der Reichsräte durch Geschick und Fleifs hervor. Nichts natürlicher als dafs er demzufolge Gabelsbergers Kunst stets in hohen Ehren hielt und ihr in seiner einflufsreichen Amtsthätigkeit weitgehende Förderung angedeihen zu lassen bemüht war. Ein gut geschriebener Nachruf im Organ des Gabelsberger Stenographenvereines hat jüngst die Verdienste des hochgeehrten Mitgliedes in warmen Worten gefeiert.

Wer sich in den erwähnten Beziehungen so getreu erwiesen, von dem liefs sich zuversichtlich erhoffen, dafs er mit demselben Erfolge auch den Pflichten und Aufgaben des Amtes obliegen werde. Diese von berufener Seite in ihn gesetzte Hoffnung hat er nie und niemals getäuscht.

1848 bestand Giehrl an der Universität München das theoretische Examen aus der Jurisprudenz; 1850 errang er im Staatskonkurs unter 47 Konkurrenten den zweiten Platz. Hierauf praktizierte er am K. Kreis- und Stadtgerichte München, trat 1852 als Accessist an die K. Regierung von Oberbayern, Kammer des Innern, über und wurde im Oktober 1853 von dort als Hilfsarbeiter in das K. Staatsministerium des Innern für Kirchen- und Schulangelegenheiten einberufen. Unterm 1. Juni 1854 erfolgte seine Ernennung zum Landgerichtsassessor in Pottenstein. Zum Antritt dieser Stelle kam es jedoch nicht, da er noch unter dem gleichen Datum zur Verwendung an das K. Staatsministerium des Innern für Kirchen- und Schulangelegenheiten zurückberufen wurde.

Dem Beamtenkörper dieses Ministeriums gehörte Giehrl von da bis zu seinem Lebensende an. Unter den Staatsministern v. Zwehl, v. Koch, v. Gresser und Freih. Dr. v. Lutz durchschritt er in rascher Folge die verschiedenen Stufen seiner Beamtenlaufbahn. Im Dezember 1854 wurde er zum Ministerialsekretär mit dem Range eines Regierungsassessors befördert, 1859 zum Geheimen Ministerialsekretär, unter dem 1. Juli 1862 zum Regierungsrat im gleichen Ministerium, unterm 1. November 1864 zum ersten Ministerialassessor, unterm 1. Oktober 1866 zum Ministerialrat; im August 1883 erhielt er das Amt eines Generalsekretärs. Als Ministerialrat war er zuerst mit dem Referate über die kirchenpolitischen Angelegenheiten betraut; im September 1868, nach der Berufung des K. Ministerialrates v. Pracher an die Stelle eines Regierungspräsidenten der Oberpfalz und von

Regensburg, wurde ihm das Referat über das humanistische Gymnasialschulwesen übertragen. Dessen waltete er fast volle 25 Jahre.

Es wäre ein Unrecht zu übersehen, wie nicht selten geschieht, dafs schon unter dem Ministerium v. Zwehl und durch v. Giehrls beide Vorgänger im gymnasialen Referate, Freih. v. Lerchenfeld und v. Pracher, Anerkennenswertes für die Förderung der humanistischen Gymnasien und ihrer Lehrer geleistet worden ist. Die ganze Misere der den genannten beiden Referenten vorausgehenden Epoche kennen selbst wir älteren Lehrer nur noch vom Hörensagen aus dem Munde von Männern, welche sie vollauf durchlebt und durchgekostet. Nur zum Zwecke der Andeutung sei es gestattet, hier eine Stelle zu wiederholen, die ich vor 13 Jahren in diesen „Blättern"*) veröffentlicht habe: „Wer sich die vielleicht nicht eben verlockende, aber darum nicht minder dankbare Aufgabe stellen wollte, — Bauer hat vielfach an sie gedacht und sprach nicht ungerne von dem gesammelten Material — eine Geschichte unseres Gymnasialschulwesens zu schreiben, der wird abgesehen von Niethammers und Thierschs überaus dankenswerten, aber infolge anderweitiger Einflüsse beklagenswertester Art, da auf 1829 nur allzubald die dreifsiger und die vierziger Jahre folgten, doch nur von mäfsigen Erfolgen begleiteten Bemühungen, und abgesehen von dem Gange, den dasselbe in den letzten drei Dezennien genommen hat, nicht allzu viel Erfreuliches zu verzeichnen finden". In andere Bahnen wurde bald nach dem Regierungsantritte des unvergefslichen Königs Maximilian II. eingelenkt. Was L. Spengel 1849 in seiner Denkrede auf Rektor Fröhlich offen aussprach, dafs dem gymnasialen Lehrpersonal eine würdigere Stellung zuzuweisen sei, wenn eine Hebung der Leistungen unserer Gymnasien erwartet werden wolle, fand weithin Anklang und wurde von anderen Seiten vielfach wiederholt. Nach dieser Richtung allerdings kam es nicht sobald zu einer erheblicheren Besserung; dagegen geschah mit der revidierten Schulordnung vom 24. Februar 1854 hinsichtlich der Organisation des gymnasialen Unterrichts und bereits im Jahre vorher hinsichtlich der Einrichtung der Prüfungen für das gymnasiale Lehramt ein rüstiger Schritt vorwärts. Jene wich von den früheren einschlägigen Bestimmungen weit einschneidender ab als von ihr die Schulordnung des Jahres 1874. Konnte auch Thomas noch 1860 in einer öffentlichen Sitzung der K. Akademie der Wissenschaften das freimütige Wort sprechen: „Noch heute harrt der Lehrerstand der Gymnasien der würdigen äufsern Stellung, deren Gewähr niemand mehr ehren und schmücken würde als jene, die sie zu geben haben", so war doch bereits damals mancherlei geschehen, für weiteres bestanden glückverheifsende Anzeichen. Die genannte Prüfungs- und die neue Schulordnung stellten an das Lehrpersonal beträchtlich gesteigerte Anforderungen; schon darin war ein Anrecht desselben auf eine entsprechendere Stellung wohlbegründet. Wolfg. Bauer und mit ihm andere traten auf den Plan; was sozusagen unter vier Augen nicht erreichbar schien, sollte öffentlich errungen, wofern nötig, erkämpft werden. Namentlich auf Bauers Anregung und unter seiner thatkräftigen Mitwirkung wurde 1863 der bayerische Gymnasiallehrerverein gegründet und als sein Organ diese „Blätter". Zeitungsartikel der mannigfachsten Art, Brochüren, zur rechten Zeit auch Kammerverhandlungen, sorgten dafür, dafs die Dinge kaum einen Tag zur Ruhe gelangten.

*) In dem Rektor Dr. Wolfg. Bauer gewidmeten Nachrufe, Band XVI S. 8.

Kam aus dem Ministerium einmal eine recht unverblümt gehaltene generalisierte Zurechtweisung herab, so blieben doch auch wieder verheifsungsvolle Zusagen nicht aus.

Vollends die Organisation des Unterrichts und der Erziehung an unseren Mittelschulen machte viel von sich reden. Die einen waren von der Schulordnung von 1854 befriedigt, andere waren es selbstverständlich nicht. Man suchte zu helfen durch Novellen um Novellen, wie sie bei Seibel gesammelt sind, widersprach sich dabei mehrfach und verschlimmerte so das Übel nur noch mehr. Während die einen zwischen den „Gymnasien von sonst und jetzt" eine für die letzteren wenig schmeichelhafte Parallele zogen, drangen die andern auf eine noch viel weitergreifende Beseitigung des Überkommenen und Althergebrachten. Abgesehen von der schon in jenen Jahren brennenden, auf eine stärkere Zurückdrängung der altklassischen Sprachen abzielenden Frage gab es zahlreiche andere von nicht geringem Belange. Ich nenne nur die Art des sprachlichen Unterrichtsbetriebes, die Ausmerzung des bestehenden Lokationssystems mit den Preiseverteilungen, die Erteilung des deutschen und insbesondere des Geschichtsunterrichtes durch speziell hiefür geprüfte und nur für diesen angestellte Fachlehrer, ferner die Frage nach dem Klafs- oder Fachlehrersystem überhaupt, die Beseitigung der konfessionellen Ausscheidung beim Geschichtsunterricht, die Aufhebung des konfessionellen Charakters der Gymnasien, endlich ganz besonders die Frage der fachmännischen Vertretung in der obersten Schulleitung und die bereits wiederholt berührte der äufseren Stellung der Lehrer humanistischer Lehranstalten.

Möge diese für unsere Zwecke „prähistorische" kurze Darlegung darin ihre Entschuldigung finden, dafs es für angezeigt erachtet werden konnte, jüngere Kollegen in ein paar Worten über Verhältnisse und Vorgänge zu orientieren, deren Verständnis wir älteren, weil sie uns seinerzeit zur alltäglichen Nahrung geworden, leicht als sich von selbst ergebend voraussetzen. Überdies mochten einige Winke auch darüber nicht überflüssig sein, dafs die Pfade ganz und gar nicht mit Rosen bestreut waren, welche dem im September 1868 in das Referat neu eingetretenen Ministerialrat Giehrl vor den Füfsen lagen.

Die ernsten Anstrengungen, welche unter dem Ministerium v. Gresser für die Herstellung einer neuen Schulordnung gemacht worden waren, hatten es nicht über die Beschaffung „schätzbaren Materials" hinausgebracht. Desgleichen bestand hinsichtlich der Stellung der Lehrer noch immer Thomas' oben zitierter Ausspruch zu Recht. Hier Wandel zu schaffen, bedurfte es der Energie, des Interesses und des Wohlwollens, das Staatsminister Frhr. Dr. v. Lutz, selbst einer Lehrerfamilie entstammend, unserem Mittelschulwesen entgegenbrachte, des hohen Gönners unserer Gymnasien und ihrer Lehrer, dessen, so lange es solche gibt, nicht vergessen werden darf. Erschwert wurde die Erreichung der angestrebten Ziele ganz aufserordentlich durch die alsbaldige Verquickung der gymnasialen Sache mit den damals tobenden Kämpfen auf kirchenpolitischem Gebiete. Um so wärmeren Dank verdient es, dafs jener selbst unter den heftigsten Stürmen der letzteren Art nicht vergessen wurde.

1872 gelang es endlich, die so lange Jahre bald bitt- bald kampfweise angestrebte Stellung der gymnasialen Lehrer in der Beamtenhierarchie zu erringen. Unter Bezugnahme hierauf sprach Wolfg. Bauer, in jenen Streitigkeiten anerkanntermaßen der unerschrockenste und unverdrossenste, wohl auch selbstloseste Verfechter

unserer Interessen, in der IX. Generalversammlung des Vereines tiefbewegt folgende denkwürdigen Worte: „Ich segne diesen Tag und segne alle, die ihn haben herbeiführen helfen. Dank, tiefgefühltesten Dank unserem edlen Könige, der damit eine zahlreiche Klasse durch Intellegenz und Treue hervorragender Diener aus drückenden Nahrungssorgen und demütigender Inferiorität herausgerissen und dadurch der Bildung seines Volkes neue Bahnen gewiesen hat; Dank den hochherzigen Vertretern unseres Volkes, die, nie kargend, wo es sich um die Schule und um die Förderung geistiger Güter handelt, reichlich und gern die Mittel dazu bewilligten; Dank unserem Ministerium, das endlich der Anerkennung unseres Rechtes, die uns selten gefehlt, auch die thatsächliche Folge gab und dadurch vielleicht mehr für die Schule gethan hat als durch ganze Bibliotheken der besten Verordnungen“.

Unterm 22. November 1872 wurde mit der Errichtung des „Obersten Schulrates“ eine fachmännische Vertretung in der obersten Schulleitung zugestanden; unterm 26. Mai 1873 folgte die Prüfungsordnung für das Lehramt an den humanistischen Unterrichtsanstalten; unterm 20. August 1874 eine neue Schulordnung; unterm 8. Januar 1875 die Einräumung der gleichen Rechte, welche in der IX. Verfassungsbeilage und in der Dienstespragmatik vom 1. Januar 1805 den Staatsdienern zugestanden sind, zu gunsten der Studienlehrer an den isolierten Lateinschulen; in der letzten Zeit noch die Anbahnung der gleichen Vergünstigung für die Religionslehrer nach einer zehnjährigen Dienstzeit. Mit der Ernennung von mathematischen Studienlehrern war schon vor Giehrls Referatsübernahme, unterm 10. Juni 1868, begonnen worden. Die erste Ernennung von Studienlehrern für neuere Sprachen folgte unterm 18. Dezember 1876, die erste Beförderung von Mitgliedern dieser Lehrerkategorie zu Gymnasialprofessoren unterm 9. Mai 1888; die Verleihung der pragmatischen Rechte, des Ranges und des Gehaltes von Regierungsräten an die Rektoren der Gymnasien unterm 1. Juli 1890; bald auch die Gleichstellung mehrerer Subrektoren an Rang und Gehalt mit den Gymnasialprofessoren; unterm 23. Juli 1891 die zur Zeit in Gültigkeit bestehende Schulordnung.

Daſs neben diesen für das gesamte humanistische Gymnasialschulwesen und seine Lehrer die gröſste Wichtigkeit in sich bergenden Einrichtungen und Maſsnahmen andere hergingen, teils nicht so allgemeiner, teils völlig lokaler Natur, vielfach auch zusammenhängend mit dem Referatsdienste anderer Unterrichtsgebiete, dazu die zahllosen bald in dieser, bald in jener Form Jahr um Jahr sich wiederholenden Geschäftserledigungen heute persönlicher, morgen rein finanzieller, dann wieder anderer Art, braucht nicht erst erörtert zu werden. Erwähnt sei allein noch die unter vielen Mühen errungene Besetzung der zahlreichen Parallelabteilungen und vollends die nach langjährigem Streite erreichte Besetzung der durch die Schulordnung vom 20. August 1874 neugeschaffenen ersten Lateinklasse mit pragmatisch angestellten Lehrern; die 1872 vorgenommene Umwandlung der isolierten Lateinschulen Burghausen, Kaiserslautern und Landau in der Pfalz, desgleichen 1880 der isolierten Lateinschule Neustadt a. d. Haardt in vollständige Studienanstalten; das 1880 neu errichtete humanistische Neue Gymnasium in Regensburg; desgleichen 1886 das Neue Gymnasium in Würzburg, 1887 das Luitpoldgymnasium in München, 1889 das Neue Gymnasium in Nürnberg, 1890 das Neue Gymnasium in Bamberg; die Neuerrichtung mehrerer isolierter Lateinschulen; die mancherlei Umbauten und Neubauten humanistischer Unterrichtsanstalten; die organisatorischen Bestimmungen für den Turnunterricht vom 5. September 1872 u. s. w.

Was von all dem auf die Initiative und auf die Arbeit des Ministerialreferenten Dr. v. Giehrl zurückzuführen, was auf andere Quellen, das auszuscheiden, wird wohl niemand mehr im stande sein. Ein gewichtiges Wort mitzusprechen hatte er bei allem und zwar in der Regel ein weit gewichtigeres, als zeitweise in Lehrerkreisen angenommen wurde. Auch die Thatsache wird kaum angezweifelt, geschweige denn bestritten werden, daſs er, galt es die Förderung der humanistischen Studien oder unserer Standesinteressen, wo nur einige Aussicht auf Erfolg wahrzunehmen war, seinen Einfluſs stets zu unserem Wohle geltend machte und daſs er zu unsern Gunsten erzielte Vorteile jedesmal mit der herzlichsten Anteilnahme begrüſste. Von dem Danke, den Wolfg. Bauer in den oben angeführten Worten zum Ausdruck brachte, gebührt v. Giehrl ein sehr beträchtlicher Teil.

In Sachen der Organisation des Unterrichts war er, um auf seine einschlägige Stellungnahme überzugehen, schon seiner Natur nach konservativ, jedoch nicht derart, daſs er sich notwendigen Neuerungen hartnäckig verschlossen hätte. Gleich bei der Übernahme des Referates machte er kein Hehl aus seiner Anerkennung einer in gar mancher Beziehung bestehenden Verbesserungsbedürftigkeit. Es war mir ein glücklicher Zufall, daſs in den Schuljahren 1868/69 und 1869/70 sein ältester Sohn Joseph, ein Knabe von hellem Kopfe und dabei äuſserst brav und strebsam, die zwei untersten Lateinklassen des Maximiliansgymnasiums besuchte, deren Ordinarius ich damals war. Der freundliche Herr Ministerialrat lieſs sich nicht allein mit dem jungen Lehrer in manche lange Unterredung in Schulfragen ein, er suchte sie sogar. Dabei erwies er sich nie als ein prinzipieller Gegner von Reformen, aber zuwider war ihm alles, worin er eine Schädigung der humanistischen Studien an unseren Gymnasien erkennen zu müssen glaubte, tief zuwider die stürmische und mitunter gehässige Kampfweise, in der da und dort Reformen angestrebt wurden. Der ruhig abwägende, überstürzenden Neuerungen gegenüber weit mehr zum Retardieren als zum Mitthun geneigte juristische Ministerialreferent wurde nur zu bald der Zielpunkt heftiger persönlicher Angriffe einer übereifrigen Presse. Diese muſsten selbst eine so friedliebende und versöhnliche Natur, wie v. Giehrl war, verbittern und haben in ihm in der That für seine übrige Lebenszeit einen wermuthaltigen Nachgeschmack hinterlassen. Muſste doch der mit Anerkennung verdienendem sachlichen Verständnisse ausgestattete, vom redlichsten Willen beseelte und zum Wohlthun fast im Übermaſse hinneigende Ministerialrat damals auch an der eigenen Person die alte Wahrheit gar vielfach erproben, daſs selbst unter dem Schein der Sachlichkeit auftretende neue Tendenzen von Selbstüberhebung und Eigennutz nicht immer rein gehalten werden, ja sogar, was schlimmer ist, mitunter auf Kosten der Ehre des Nebenmenschen. Wir älteren Schulmänner erinnern uns recht wohl, wie es in jener Zeit nicht an Stimmen mangelte, die in Ministerialrat v. Giehrl „das alte System“ verkörpert wähnten und schonungslos an ihm zerrten; wir erinnern uns aber auch, wie er diesen Schmähreden stets mit Würde gegenüber stand, und wie ein mit nichten unbeträchtlicher Teil unserer Standesgenossen jenes Gebahren überlauter Dränger unverhohlen verurteilte. Daſs v. Giehrls unverkennbare Sachkenntnis und sein unbeugsames Gerechtigkeitsgefühl schon in jenen ersten Jahren seiner Amtsführung viele von uns zu aufrichtigen Verehrern seiner Person gemacht haben, ist doch wohl eine Thatsache, die niemals hätte angestritten werden sollen, die aber auch heute weniger mehr bezweifelt wird als ehedem. Allerdings ist dabei nicht zu leugnen, daſs es nicht Preſsstimmen allein waren, deren Anprall sich gegen v. Giehrl richtete.

Geriet er doch, um nur eines nicht unerwähnt zu lassen, damals auch anderweitig in einem hier nicht näher zu erörternden Falle in einen derartig intensiven Konflikt, daſs er ihm als Vater sehr am Herzen liegende Wünsche den Interessen des Referatsdienstes zum Opfer zu bringen sich veranlaſst erachtete.

Die Angriffe der Presse waren von mehreren Seiten ausgegangen. v. Giehrl stand es später fest, daſs sie insgesamt auf e i n e n Organisator zurückzuführen seien; über diesen pflegte er sich in vertrautem Gespräche recht rückhaltlos zu ergehen. Ob er hiebei im Rechte war, mag dahingestellt bleiben; gewiſs ist indes das eine, daſs bei der damaligen Lage der Dinge dem juristischen Ministerialreferenten, er mochte Giehrl oder wie immer heiſsen, wuchtige Angriffe nicht erspart bleiben konnten; gingen sie nicht von da aus, so wären sie von anderswoher gekommen. Die Jahre 1869-72 waren unleugbar die unmutreichsten seines langen und an Erfahrungen so reichen Amtslebens.

So kam es, daſs ihm der neugeschaffene Oberste Schulrat, von dessen Gründung er vorerst wenig hatte wissen wollen, nunmehr thatsächlich als eine förmliche Erlösung erschien, wie er später andern und mir oft genug gesagt. „Alles Gehässige", äuſserte er sich einmal, „das früher mir so ziemlich allein zufiel, verteilt sich jetzt auf mehrere, und in der Regel komme ich dabei am besten weg". Indes war dies keineswegs der einzige Grund, der ihm die Institution des Obersten Schulrates allmählich geradezu lieb machte. Er hatte die Genugthuung, daſs auch jetzt nicht alles nach aller Leute Wunsch ging; er lernte in diesem Kollegium Männer kennen, die er aufrichtig verehrte und unter denen er im näheren Verkehre persönliche Freunde fand; er sah seine allseitige Bildung, seine fachmännischen Kenntnisse, seine Urteilssicherheit und seine Gewandtheit in Dingen formaler Natur anerkannt; er wuſste so die Stellung und das Ansehen des juristischen Ministerialreferenten glücklich zu wahren. Vorzugsweise kam ihm hiebei zu statten sein gerader und offener Sinn, sein liebenswürdiges Naturell, sein achtunggebietendes philologisch-historisches Wissen, seine bewunderungswürdige, durch ein mehr als gewöhnlich glückliches Gedächtnis geförderte Kenntnis des gymnasialen Lehrpersonales und der an den einzelnen Anstalten bestehenden, so mannigfach beschaffenen Verhältnisse. So blieb seine Stimme viel häufiger, als mehrfach geglaubt wurde, nach wie vor ausschlaggebend. Bei der philologisch-historischen Hauptprüfung, ebenso bei der Hauptprüfung für das Lehramt in den neueren Sprachen, ferner bei den gleichen Arten des Spezialexamens und bei den zahlreichen Kommissionsreisen suchte und fand v. Giehrl immer wieder Gelegenheit, sein einschlägiges Wissen sowohl zu zeigen als auch zu bereichern. Alle, die Gelegenheit hatten, ihn als Vorsitzenden bei der Maturitätsprüfung zu verehren, rühmen wohl ausnahmslos nicht allein seine Geschäftsgewandtheit, sondern auch seine Vertrautheit namentlich mit Horatius und Curtius, mit Homer und mit Sophokles, nicht minder sein gleich weit wie tiefgehendes Wissen in der Geschichte und in der französischen Sprache. Es waren dies nicht etwa bloſs erfreuliche Reminiscenzen aus einer gewissenhaft ausgenützten gymnasialen Studienzeit, auch nicht bloſs der aus seiner Amtsthätigkeit sich ergebende Gewinn; der gereifte und nicht minder der alternde Mann war in seinen Muſsestunden auf diesem Gebiete noch immer unablässig thätig. Als er 1883 in Speier bei der Abiturientenprüfung den Vorsitz führte, gestattete ich mir, ihm ob seiner einschlägigen wissenschaftlichen Kenntnisse meine Bewunderung auszusprechen. „Das kommt daher", war die kurze Antwort, „daſs ich die Zeit, welche andere in Kaffee- und Wirtshäusern

zubringen, auf diese Dinge verwende". Bei der Beratung der Schulordnung vom 23. Juli 1891 ergab sich eine lebhafte Debatte darüber, ob im § 36 Ziff. 2 lit. b die Vorschrift „Übersetzung und Erklärung einer noch nicht gelesenen Stelle des Homer" aufgenommen werden solle oder nicht. v. Giehrl war es völlig unverständlich, dafs hieraus einem des Reifezeugnisses würdigen Gymnasiasten irgendwelche Schwierigkeit entstehen könnte, und er setzte die Bestimmung durch. Es verdient angefügt zu werden, dafs er, in der Philosophie wohl bewandert, noch zwei Monate vor seinem Ableben mit dem wiederholten Studium von Goethes Faust nach Schröers Ausgabe eifrig beschäftigt war.

Solcher Tüchtigkeit konnte die verdiente Anerkennung nicht ausbleiben. Am Neujahrstage 1872 erhielt Giehrl das Ritterkreuz I. Klasse des Verdienstordens vom hl. Michael, 1875 das Ritterkreuz der bayerischen Krone und damit den persönlichen Adel. Im Jahre 1882 wurde ihm anläfslich des 300jährigen Jubiläums der Universität Würzburg eine Ehrung zu teil, die ihm höher stand als manche andere: er wurde von der dortigen philosophischen Fakultät honoris causa zum Doktor der Philosophie ernannt. Das Diplom enthält die ebenso zutreffende als ehrenvolle Motivierung:

> Auspiciis summis augustissimi Bavariae regis Ludovici II. ex decreto ordinis philosophorum academiae Julio-Maximilianeae — in virum artibus elegantibus et ingenuis maxime deditum Josephum de Giehrl, consiliarium regimini summo Bavarico rerum scholasticarum adscriptum, studio indefesso atque maxime salutari per multos annos in scholas superiores Bavariae conlato conspicuum, honoris causa doctoris philosophiae nomen ac dignitatem altero dierum festorum, quibus haec academia saecula tria feliciter peracta summa laetitia celebrabat, contulit Martinus Schanz, literarum et graecarum et romanarum professor publicus ordinarius, h. t. decanus.

Andere Auszeichnungen liefsen nicht lange auf sich warten. Im Jahre 1883 erhielt er das Komturkreuz des St. Michaelsordens und am letzten Neujahrsabende seines Lebens das Komturkreuz des Verdienstordens der bayerischen Krone, die erste und höchste aller Auszeichnungen, welche bei dieser Gelegenheit verliehen wurden. „Gebe Gott", sagte er in seiner Freude, „dafs es ein glückliches Omen für das neue Jahr sein möge!"

Das Wirken eines Beamten ist teils naturgemäfs, teils aber auch mehr als es scheinen mag, durch zarte Fäden mit seinen religiösen und politischen Anschauungen verknüpft. Wollen wir den Ministerialrat Dr. v. Giehrl recht erkennen und verstehen, so dürfen wir an diesen Seiten nicht als unbeachteten vorübergehen.

Dr. v. Giehrl war nicht blofs von Geburt, sondern auch seiner vollen Überzeugung nach Katholik. Als in den siebziger Jahren die Wogen hoch gingen, liefs er sich in dieser seiner Überzeugung nicht einen Augenblick irre machen, was bei der damals gegebenen Lage in derselben Stellung nicht jeder Gleichgesinnte fertig gebracht hätte. „Wie glücklich bin ich", äufserte er sich mir 1883 gelegentlich der Zuweisung der Funktion eines Generalsekretärs, „dafs ich dieses Amt nicht damals inne hatte und so nicht Erlasse mitunterzeichnen mufste, die meinen Anschauungen so sehr widersprachen!" Einzelheiten, die er hiebei im Auge hatte, namhaft zu machen, unterbleibt besser, weil es sich nicht ziemen will, am frischen Grabe des ausnehmend Friedfertigen an heute noch heikle Zwistig-

keiten näher zu erinnern. Doch war er bei aller Anhänglichkeit und Treue für seine Kirche gegenüber Andersgläubigen peinlich gewissenhaft tolerant. Kein Lehrer der protestantischen Konfession wird Klage zu erheben vermögen, dafs er bei Ministerialrat Dr. v. Giehrl nicht dieselbe Wertschätzung gefunden habe, die er von einem Referenten seiner Konfession hätte erwarten können; keine Mafsnahme ging von Giehrl aus, die auf irgend eine Schädigung berechtigter protestantischer Interessen auch nur im leisesten abgezielt hätte. „Wir leben in einem paritätischen Staate; alle haben gleiche Rechte" war ihm ein unantastbarer Grundsatz.

An politischen Kämpfen beteiligte sich Dr. v. Giehrl nicht. Zu einer solchen Beteiligung fand der viel in Anspruch genommene Beamte nicht allein keine Zeit, sie widerstrebte seinem ganzen Wesen. Mit den innersten Fasern seines Herzens Bayer begnügte er sich, im öffentlichen Leben seinem Könige und dem engeren Vaterlande seine volle Kraft zu widmen. Gleich warm fühlte er für Deutschlands Wohl und Machtstellung. In seinem ganzen Amtsleben werden nicht allzuviele Wochen, vielleicht Tage, vergangen sein, an denen er, gestattete es seine dienstliche Thätigkeit irgendwie, sich nicht mit der deutschen Geschichte oder mit der Geschichte seines engeren Vaterlandes beschäftigt hätte. Wo er amtlich eine Vernachlässigung oder einen mechanischen Betrieb dieses Unterrichtszweiges wahrzunehmen glaubte, konnte er besonders ärgerlich werden. Hatte er es doch auf diesem Gebiete zu einem für einen Mann, der nicht Historiker vom Fache war, meisterhaften Wissen gebracht.

Unde abii, redeo. Zu den für die öffentliche Wirksamkeit des Beamten bedeutungsvollen Fäden, von denen oben die Rede war, zählen gar oft und nicht selten vorzugsweise auch diejenigen, welche sich aus der Gestaltung seines Familienlebens wie von selbst herausspinnen.

Am 16. Juli 1854, also wenige Wochen nach seiner ersten Anstellung, vermählte sich Landgerichtsassessor Giehrl mit Anna, der ältesten Tochter des damaligen Staatsministers der Finanzen v. Aschenbrenner. Mit ihr lebte er bis zu seinem Hinscheiden in glücklichster, mit acht Kindern gesegneter Ehe. Nur fünf derselben blieben den beiden Gatten. Aber auch aufserdem wechselten, wie wohl überall, sonnige Tage mit düster umwölkten. Ein schwerer Verlust war für Giehrl das Ableben seiner teueren Mutter, ein gleich schwerer der Hingang seines Bruders Rudolf, des treuesten Jugendgefährten und des engstverbundenen Familiengenossen.*) Die reiche Liebe, welche „Vater Giehrl", im engeren Sinne des Wortes, sonst im häuslichen Kreise der Seinigen spendete und empfing, und die reinen Freuden, welche ihm dort geblüht, gehören ja wohl nicht in den Rahmen dieser Lebensskizze. Nur jener beglückenden Tage sei namentlich gedacht, die er Jahr um Jahr in der kurz zugemessenen Zeit seiner Erholung fand, wenn er mit den Seinigen hinaufgezogen war in den ihn vorzugsweise anmutenden schönen Isarwinkel nach Tölz und Lenggries, wo „der Herr Rat aus München" sechsundzwanzig Jahre lang eine allbekannte und allgeschätzte Persönlichkeit war. Dort konnte er nach Herzenslust einer Lieblingsbeschäftigung nachgehen, die er sich

*) Rudolf Giehrl, der 1845 in München am damaligen Alten, seit 1849 Wilhelms-Gymnasium unter Rektor Fröhlich das Reifezeugnis erhielt, war vermählt mit Emilie, einer jüngeren Tochter des Staatsministers v. Aschenbrenner, welche sich später unter dem Namen „Tante Emmy" als Jugendschriftstellerin einen namhaften Ruf erworben hat. Rudolf starb 1876 als Bezirksgerichtsassessor a. D. in München.

in nennenswerter Ausdehnung zu München leider versagen mufste: hinzuwandern über Wiesenauen und Bergmatten und zu botanisieren. Sein ganzes reiches Gemüt öffnete sich in den blumigen Halden im Angesicht bewaldeter und felsiger Bergeshöhen. Es mag hier eingeschaltet sein, dafs wir 1883, als ich ihn an einem herrlichen Augusttage von Annweiler auf den Trifels und hinüber auf den Rehberg begleitete, bis zur Rückkehr zu unserem Ausgangspunkte für die etwa vierstündige Tour nahezu einen vollen Tag brauchten, nicht als ob dem Hochbeglückten der Weg Beschwerden bereitet hätte, sondern nur darum, weil er auf ihm kaum ein paar Viertelstunden zu bleiben vermochte. Immer fand er wieder Neues und immer noch Schöneres, so dafs es schliefslich einen Straufs gab, der sogar v. Giehrls in diesem Punkte bekannter Unersättlichkeit bedenklich grofs wurde. Trotzdem brachte er es in Annweiler nur schwer über sich, einiges auszuscheiden; alles übrige mufste mit nach Speier und von da nach München. Ebenso zog man in Tölz und Lenggries alltäglich nach Hause. Hier folgte dem dulce das utile, nämlich ein eingehendes Studium an der Hand bilderreicher botanischer Bücher. v. Giehrl konnte auf keinem Gebiete tändeln. So brachte er es denn auch in der Botanik zu einer erstaunlichen Sicherheit, jedem Blümchen und gar vielen Gräschen den rechten Namen zu geben und deren Lebensgeschichte mit der ihm eigenen Natürlichkeit und Anspruchslosigkeit zu erzählen. Wollten ihm Kinder und Enkel eine rechte Freude machen, so hatten sie es leicht: sie brauchten nur mit einem Busch von Blumen an ihn heranzutreten. Noch an seinem Krankenbette prangten mehrere schöne Bouquets, die er sich mit seltenem Geschmack aus den gespendeten Feldblumen geordnet hatte.

Es ist nicht eben leicht, einem Mann, den wir liebten und ehrten, der uns zu wärmstem Danke verpflichtet hat, ein wenn auch noch so bescheidenes Erinnerungsblatt zu schreiben, weil die Gedanken nur gar zu gern immer wieder in jenen Ton verfallen, der uns die Feder weiter zu führen so sehr erschwert. Allein es ist nicht blofs tiefe Trauer, es ist auch Erbauung, was sich uns am Krankenbette und am Sarge des Ministerialrates Dr. v. Giehrl gebieterisch aufdrängt. Darum sei hier auch dieser schwersten Tage in freilich zugleich mit Wehmut gemischter Ehrerbietung gedacht.

Schon die Freude, welche die hohe Ordensauszeichnung am letzten Neujahrsabende ins Haus gebracht, blieb keine ungetrübte. Bereits zeigten sich in den Zügen des ältesten Sohnes Joseph, des angesehenen Klaviervirtuosen und Professors an der K. Akademie der Tonkunst,*) die unverkennbaren Spuren einer ernsten Erkrankung. Was das geängstete Vaterherz zu glauben lange sich sträubte, war zur unabweisbaren Wirklichkeit geworden. Der treffliche Sohn, seit den Kinderjahren der Stolz der Familie, der Liebling aller, die ihn kannten, krankte an einem schweren Herzleiden dem erbarmungslosen Tode entgegen. Und noch war das Bitterste nicht überstanden, da sank auch der Vater aufs Krankenbett. In den ersten Tagen des Jahres hatte er den anstrengenden Beratungen des erweiterten Obersten Schulrates über mancherlei zur angebahnten Schulreform Gehöriges beigewohnt. Damals drohte seine sonst so geübte Kraft zum erstenmal zu erlahmen.

*) v. Giehrl war es seinerzeit ein Herzensanliegen, dafs sein vielversprechender Joseph, damals Studierender an der Universität München, die juristische oder die philologische Laufbahn einschlage. Obwohl selbst ein feinfühliger Kenner und warmer Freund der Musik, fügte er sich doch nur nach langem und energischem Widerstreben dem unbeugsamen Willen des Sohnes, sah sich aber für diese Nachgiebigkeit durch die alle Erwartung übertreffenden Erfolge desselben reichlich belohnt.

Kurz nachher zeigten sich auch Erscheinungen von Magenindigestionen, die erst noch als Störungen harmloser Natur betrachtet wurden. Bedenklicher machte die Angehörigen eine sichtliche Abnahme der Kräfte, ohne daſs hiefür ein genügender Grund zu ersehen war. Ungeachtet dieses kränkelnden Zustandes ging v. Giehrl doch täglich seinen Amtsgeschäften nach bis zum 17. März, an welchem Tage er sich vor der Zeit aus dem Bureau wegbegab, um es nicht wieder zu betreten, aus jener Stätte, in welcher er während seines ganzen Manneslebens so viele Arbeit und so reichen Erfolg gefunden, wo er in den groſsen Aktenstöſsen, die alljährlich durch seine Hand gingen, über soviel Glück und soviel Weh vorbereitend zu entscheiden hatte und mit soviel Treue und Anteilnahme entschieden hat. Schon wenige Tage darauf zeigten sich Symptome einer schweren Magenerkrankung, und er, der in seinen guten Tagen an bescheidenen kulinarischen Genüssen und an einem Gläschen „Massiker" in aller Mäſsigkeit eine solche Freude äuſsern und ihnen mit seinen aus Horatius jederzeit zur Verfügung stehenden Sprüchen eine so erquickliche Würze zu geben verstand, er war jetzt notgedrungen auf eine „klägliche Nahrung", wie er gelassen wiederholt klagte, verwiesen. Ernst und ernster wurde für die bedrängte Familie die Lage. Vier Wochen lang rang der schwer kranke Sohn mit dem Tode; der Vater war ans eigene Krankenlager gefesselt, so daſs keiner mehr den andern zu sehen, zu sprechen, zu trösten vermochte. Am 24. April hatte der 35jährige Sohn seine Leidenszeit überstanden. Die Kunstwelt Münchens und weit darüber hinaus betrauerte in ergreifenden Kundgebungen den vorzeitigen Verlust eines gottbegnadeten Künstlers, der kranke Vater aber in stummem Schmerze den innigst geliebten Sohn, den er nicht mehr zur letzten Ruhestätte begleiten, ja nicht einmal mehr sehen konnte. Groſse Schmerzen haben keine Thränen mehr. Indes ob er's auch nicht sagte, der Tod Josephs hatte zugleich dem Vater das Herz zerrissen. Als Vater hatte er das Schwerste überstanden, und nun schickte sich der Schwerkranke an, mit christlicher Ergebenheit den letzten Zoll der Menschlichkeit zu entrichten. Noch sechs Wochen duldete er; noch flackerte bei den Tröstungen, die ihm von allen Seiten, insbesondere von seiten seines hohen Chefs im Amte und aus dem Kreise seiner Amtsgenossen in liebevollster Weise dargebracht wurden, ihm und den Seinigen manchmal ein Flämmchen von Hoffnung auf. Es war dies eine seiner Charaktereigenschaften, die ihn bis zur letzten Stunde nicht verlieſs: er konnte rasch recht schwarz sehen, aber noch rascher, zeigte sich irgend eine hellere Seite, wieder recht rosig. Als ich ihn am 22. Mai zum letzten Male sah, war er auffällig guter Dinge. Über Josephs Verlust gleitete er schmerzbewegt mit einer geschickten Wendung schnell hinweg, sprach dankerfüllt desto länger von dem Wohlwollen, das ihm sein hoher Amtsvorstand zu teil werden lasse, verbreitete sich über seine für die Urlaubszeit gefaſsten Pläne, über die bevorstehenden Arbeiten für die Herstellung des Budgets und über die im Herbst abzuhaltenden Lehramtsprüfungen. Es thue ihm leid, nicht wieder Lenggries aufsuchen zu können, wo ihn jeder Tritt Weges an Joseph erinnern würde; indes werde sich schon ein anderes geeignetes Plätzchen finden. So sehr wuſste er sich noch zwei Wochen vor seinem Hinscheiden aus allem Grame über den dahingeschiedenen Sohn und aus den so ernsten Krankheitserscheinungen an sich selbst emporzuraffen.

Aber auch der letzte Rest von Zuversicht muſste nunmehr bald schwinden. Der beigezogene Arzt für Magenkrankheiten, Herr Dr. Crämer, sollte Recht behalten: ein unheilbar sich entwickelndes Magenleiden löschte dem gottergebenen Manne,

nachdem noch Se. Excellenz der Herr Erzbischof v. Thoma und Herr Stadtpfarrer Huhn den letzten geistlichen Beistand geleistet, am 7. Juni abends ½11 Uhr das Lebenslicht aus.

Aufrichtige und warme Teilnahme wurde der tieftrauernden Witwe und ihren Kindern zu teil, reiche Ehrungen dem edlen Verblichenen. Dem Sarge folgte nach den Söhnen und nächsten Verwandten Se. Excellenz der Herr Staatsminister Dr. v. Müller mit den sämtlichen Ministerialbeamten seines Ressorts und den Mitgliedern des engeren Obersten Schulrates in Galauniform, ferner eine große Anzahl von Lehrern humanistischer Gymnasien aus nah und fern, nicht minder zahlreiche Freunde und Verehrer des allverehrten Mannes. Blumen, die er im Leben so sehr geliebt, schmückten das Grab des Unvergeßlichen in Hülle und Fülle. Erwähnt seien nur die reichen Kränze, welche die Beamten des Ministeriums, die Mitglieder des Obersten Schulrates, der Gymnasiallehrerverein, das Lehrpersonal eines jeden der vier humanistischen Münchener Gymnasien und des Alten und des Neuen Gymnasiums in Nürnberg sowie der Verein der in München lebenden Oberpfälzer gespendet hatten. Niemand schied von der ernsten Ruhestätte ohne das tiefinnerliche Bewußtsein, daß wir einen guten Mann begraben den Seinigen, uns gymnasialen Lehrern und unserer Sache freilich war er mehr; Gesegnet sei sein Andenken immerdar!

München. **Markhauser.**

Im Buchhandel beträgt das Abonnement auf die „Blätter für das bayerische Gymnasialschulwesen 6 ℳ jährl., frühere Jahrgänge werden nachgeliefert, soweit der Vorrat reicht.

In Angelegenheiten des Gymnasiallehrervereins wolle man sich an den derzeitigen stellvertretenden Vorstand Prof. Grofs (Frauenstr. 5/2) oder an den Kassier Gymnasiallehrer Dr. Gebhard (Kirchenstr. 3/1. r.) wenden; **alle die Redaktion dieser Blätter betreffenden Zuschriften sind an Herrn Gymnasiallehrer Dr. Melber in München, Theres.-Strasse 33 II l. zu richten.**

Diesem Hefte liegen folgende Beilagen bei:

1 Der Pianofortefabrik von Wilhelm Emmer in Berlin.
1 Der Verlagshandlung von Wilhelm Engelmann in Leipzig.
2 Der „ von Wilhelm Friedrich in Leipzig.
1 von R. Gärtner's Verlag, H. Heyfelder, Berlin, SW.
1 Der Verlagshandlung von Bernhard Hahne, Arnstadt.
1 Der Haude u. Spener'schen Buchhandlung, Berlin.
1 von Georg Lang, Schulgeogr. Verlag in Leipzig.
1 Der J. Lindauer'schen Buchhandlung (Schöpping) in München.
1 von Mang u. Lange in Hannover.
1 Der Verlagshandlung von Paul Neff in Stuttgart.
1 „ „ von Heinrich Stephanus in Trier.
1 „ „ von Julius Zwissler in Wolfenbüttel.

Druck von Dr. Franz Paul Datterer in Freising.

Blätter

für das

Gymnasial-Schulwesen

herausgegeben vom

Bayer. Gymnasiallehrervereine

redigiert von

Dr. Adolf Roemer.

Neunundzwanzigster Band.

X. Heft.

München 1893.
J. Lindauer'sche Buchhandlung.
(Schoepping.)

Inhalt des X. Heftes.

In Angelegenheiten des Gymnasiallehrervereins wolle man sich an den derzeitigen stellvertretenden Vorstand Prof. Groſs (Frauenstr. 5/2) oder an den Kassier Gymnasiallehrer Dr. Gebhard (Kirchenstr. 3/1, r.) wenden: **alle die Redaktion dieser Blätter betreffenden Zuschriften sind an Herrn Gymnasiallehrer Dr. Melber in München, Theres.-Strasse 33 II l. zu richten.**

Diesem Hefte liegen folgende 5 Beilagen bei:
2 von R. Gärtner's Verlag, H. Heyfelder in Berlin.
1 von Friedrich Gutsch in Karlsruhe.
1 von Ed. Wartigs Verlag (Ernst Hoppe) in Leipzig.
1 von W. Weber in Berlin.

Druck von Dr. Franz Paul Datterer in Freising.

I. Abteilung.

Abhandlungen.

Aristoteles' Ἀθηναίων πολιτεία und die bisher darüber erschienene Literatur.

(Fortsetzung.[1])

Mit Recht hatten Kaibel und Wilamowitz auf S. XV der Vorrede zu ihrer Ausgabe der Ἀθηναίων πολιτεία des Aristoteles bemerkt: „nostra autem studia si quis continuare et superare voluerit, quod magno sane opere optamus ut fiat, ei necessarium esse dicimus, ut nostra editione non contentus ipsum adeat codicem adsiduaque et saepe iterata lectione quid possit auderi quidve non possit ipse experiatur. Gleichwohl hat der Bearbeiter der 2. deutschen Ausgabe, Prof. Fr. Blafs, wie er schon in der Voranzeige der Teubnerischen Mitteilungen 1891, S. 98 bedauernd bemerkt, seine Ausgabe nicht auf eine eigene Vergleichung des Originals stützen können. Ich vermute, dafs er, nachdem er im Frühjahre 1891 eine Reise nach Griechenland unternommen und dort unter Dörpfelds Leitung die Tour durch den Peloponnes mitgemacht hatte, nicht alsbald wieder an eine Reise nach London denken konnte. Allein aufgeschoben war nicht aufgehoben. Blafs sah recht wohl ein, dafs eine nochmalige Vergleichung des Papyrus notwendig sei und begab sich deshalb im Sommer 1892 nach London. Leider war aber die Ausgabe selbst vorher schon erschienen unter dem Titel: Aristoteles πολιτεία Ἀθηναίων ed. Fr. Blafs, Leipzig, Teubner 1892 (die Vorrede ist im Januar abgefafst) XXVIII u. 118 S. 1 M 50 Pf. (Bibliotheca Teubneriana). Die Früchte der Londoner Reise aber veröffentlichte Blafs in den Jahrbüchern f. Philol. 1892 (Bd. 145) S. 571 ff.: Mitteilungen aus Papyrushandschriften I. Aristoteles πολιτεία Ἀθηναίων. Ich bemerke nämlich hier gleich im Voraus, dafs die Blafs'sche Ausgabe nur in Verbindung mit dieser notwendigen Ergänzung einen relativen Abschlufs der Textesconstitution der neu gefundenen Schrift des Aristoteles darstellt. Blafs erwähnt zunächst, was auch für solche, die in seine Fufsstapfen treten wollen, sehr wichtig ist, dafs das Original, wiewohl unter Glas und Rahmen, doch recht erheblich leichter zu lesen ist als das Faksimile, so dafs sich rasch erledigte, was er aus dem Faksimile auch mit aller Mühe nicht hatte gewinnen

[1]) Siehe XXVIII. Bd. (1892) dieser Blätter S. 29 u. S. 363.

können. Die neuerliche Vergleichung des Papyrus ergibt, dafs in Bezug auf die Annahme verschiedener Hände Kenyon Recht behält, der behauptete, 4 verschiedene Hände hätten daran geschrieben, und nicht Kaibel-Wilamowitz, die deren nur 2 angenommen hatten, namentlich kann die Thatsache, dafs col. 20, Zeile 28 bei ***ΣΥΝ*** | ***ΕΒΗ*** wirklich eine neue Hand anfängt, angesichts des Originals keinem Zweifel mehr unterliegen. Übrigens hatte Blafs schon nach dem Faksimile p. VII der Vorrede zu seiner Ausgabe ausdrücklich hervorgehoben, dafs man mit ziemlicher Sicherheit behaupten könne, das Buch sei von 4 Händen geschrieben. In dieser Vorrede kommt Blafs ferner auf die Korrekturen zu sprechen und stellt folgendes fest: teils haben während des Schreibens die Schreiber selbst ihre Fehler verbessert, teils haben andere es nachträglich gethan, jedoch meist so oberflächlich, dafs sie Manches stehen liefsen, was sie ganz leicht hätten verbessern können. Sodann unterscheidet Blafs 5 Arten dieser Verbesserungen: 1. bisweilen wurde über weniger deutlich geschriebene Buchstaben der gleiche Buchstabe, nur deutlicher gesetzt; 2. es wurde ein Buchstabe in Klammern gesetzt und ein anderer darüber geschrieben, oder auch einer in einen anderen verwandelt; 3. etwas, was ursprünglich ausgelassen worden war, wurde über der Zeile beigefügt; 4. es finden sich aber auch einige Stellen, wo nichts eingeklammert ist und doch anderes darüber steht, was nicht hinzugefügt werden, sondern das Darunterstehende ersetzen soll; 5. die fünfte und letzte Art von Verbesserungen unterscheidet sich dadurch, dafs das, was über der Zeile steht, auf beiden Seiten von Punkten oder Linien umgeben ist, die sicherlich eine bestimmte Bedeutung haben müssen. Alle Stellen dieser letzten Art sammelt Blafs p. IX—XI der Vorrede und kommt zu dem Schlusse: satis apparet, pro v a r i a l e c t i o n e haec omnia esse adscripta, unde auctoritas corruit, libera optio praebetur. Von Wichtigkeit ist die Annahme, dafs schon in dem Archetypus, aus dem der Papyrus abgeschrieben worden ist, dieselben Linien und Punkte zur Andeutung solcher variae lectiones sich vorgefunden haben müssen. Dasselbe mufs auch angenommen werden bezüglich einiger Zeichen, die sich am Rande einer Zeile vorfinden, um eine Corruptel innerhalb derselben anzudeuten. Nach diesen Beobachtungen enthält die Vorrede auch eine ausführliche Auseinandersetzung der ‚numeri' d. h. jener rhythmischen Gesetze, welche Blafs in der Schrift des Aristoteles wahrgenommen zu haben glaubt. Man kann über die Wahrscheinlichkeit dieser Aufstellungen geteilter Meinung sein; jedenfalls hat der Herausgeber gut daran gethan, dafs er ihnen keinen Einflufs auf die Gestaltung des Textes eingeräumt hat; denn, was die Feststellung des Textes anlangt, so verfährt Blafs äufserst konservativ, indem er nur ganz sicheren Verbesserungen Aufnahme in den Text gewährt, dagegen werden in den kritischen Noten alle bisher veröffentlichten Konjekturen mit möglichster Vollständigkeit verzeichnet und zwar war der Herausgeber bemüht, jedem nach Möglichkeit sein geistiges Eigentum zu wahren, was bekanntlich Kaibel und Wilamowitz im einzelnen abgelehnt hatten. Also auch in dieser Beziehung bezeichnet die

Blafs'sche Ausgabe einen relativen Abschlufs der Thätigkeit für die Textesgestaltung. In der Echtheitsfrage nimmt Blafs einen durchaus positiven Standpunkt ein; man vergleiche die Worte der Vorrede p. I: „de auctore id dixisse satis habeo, videri mihi paene maculam suo ipsos operi adspersisse editores Batavos, cum pro titulo inscriberent „Aristotelis qui fertur liber Ἀθηναίων πολιτεία". Quid enim valere debebant dubitationes quorundam hominum, sive doctas eas dicas sive perversas, vel contra totius antiquitatis testimonium vel contra ipsius libri indolem, quem siquis non videt neque a discipulo etiamnum rudiore conscriptum esse posse neque a grammatico ignoto atque obscuro, aut non habet oculos aut eis quos habet non utitur". — Wichtiger als die Abweichungen der Ausgabe selbst von den vorausgehenden anderer sind, wie schon oben bemerkt, die Ergebnisse der Neuvergleichung des Papyrus, welche in den Jahrb. f. Philol. veröffentlicht wurden. An etwa 66 Stellen hat Blafs vollkommen deutlich und bestimmt gelesen, was vorher entweder gar nicht gelesen werden konnte oder anders gelesen wurde. Dabei sind die Verbesserungen und Ergänzungen gar nicht gerechnet, welche sich für die verstümmelte 4. Rolle ergeben haben. In Bezug auf den Zusammenhang dieser Rolle mit den vorausgehenden will ich nur an die Beobachtung von Blafs erinnern, dafs die von Kaibel-Wilamowitz aufgestellte Vermutung, es möchten vor p. XXXI (d. i. der 1. Seite der 4. Rolle) eine oder mehrere Seiten ausgefallen sein, deshalb kaum aufrecht zu erhalten ist, weil die links unten am Rande von p. XXXI sichtbaren Schriftreste auf einem Stückchen Papyrus stehen, dessen Fasern wagrecht laufen, während sonst dies die Rückseite des Blattes ist, mit senkrechten Fasern.

Nach dem Vorstehenden dürfte sich nun zur Anschaffung für den einzelnen wie für die Gymnasialbibliotheken die Blafs'sche Ausgabe am besten empfehlen; jedoch müssen in das betreffende Exemplar die durch die abermalige Vergleichung des Papyrus gewonnenen neuen Lesarten eingetragen werden. Nur so erhält man eine relativ vollkommene Gestaltung des Textes.

Es war vorauszusehen, dafs man, nachdem der Text des neuen Fundes einigermafsen festgestellt war, sich bald an die Bearbeitung einzelner Teile des Werkes machen würde. Aber das ist etwas auffallend, dafs gleich die beiden ersten derartigen Bearbeitungen einzelner Abschnitte den Zwecken der Schule dienen wollen. Es erschien nämlich Mitte 1892 (Vorrede vom 1. Juli 1892) im Verlage der Weidmannschen Buchhandlung in Berlin ein Griechisches Lesebuch für Obersekunda. Ausgewählte Stücke Attischer und späterer Prosa, herausgegeben von Ewald Bruhn in Kiel, einem Schüler von Blafs, der sich bei der Herstellung der Auswahl auch der Beihilfe des genannten Gelehrten zu erfreuen hatte. Das Inhaltsverzeichnis weist XIV Abschnitte auf und zwar beginnt die Reihe mit der Schilderung der Vaterlandsliebe der alten Athener aus der Rede Lykurgs gegen Leokrates und schliefst mit der Leichenrede des Hyperides auf die im Lamischen Kriege gefallenen Athener. Das II. Stück: Innere Geschichte

Athens von Solon bis Kleisthenes gibt cap. 5—22 der Ἀθηναίων πολιτεία, das IX.: Verfassungskämpfe in Athen vom Tode des Perikles bis zur Versöhnung der Parteien aber cap. 28—40 des aristotelischen Werkes wieder, so dafs von cap. 1—5 und 22—28 abgesehen der historische Teil der Schrift als Lesestücke für die Schule bearbeitet hier vorliegt. Bald darauf (die Vorrede ist vom 4. Oktober 1892 datiert) erschien zu gleichem Zwecke eine vollständige Bearbeitung des 1. Teiles: Aristoteles, der Staat der Athener. Der historische Hauptteil (capp. I—XLI) für den Schulgebrauch erklärt von Dr. Karl Hude, Adjunkt an der Metropolitanschule in Kopenhagen. Leipzig, Teubner 1892. 62 S. 60 Pf. Suchen wir uns zunächst über die Absicht der Bearbeiter klar zu werden; Bruhn sagt im Vorwort, sein Buch biete dem Lehrer, der nur einen Teil des in Obersecunda der nicht-jonischen Prosa gewidmeten Halbjahres durch die Lektüre der Memorabilien ausfüllen möchte, neben einer Anzahl besonders wertvoller und anziehender Kapitel dieses Werkes eine Reihe von Abschnitten anderer Schriftsteller, welche nach Inhalt und Form für diese Klasse geeignet erscheinen. Hude bemerkt: „Über den Zweck dieser Ausgabe darf ich mich kurz fassen: die aristotelische Schrift, welche, von einzelnen Abschnitten abgesehen, keine gröfseren Schwierigkeiten bietet, wird, hoffe ich, eine Bereicherung des griechischen Lesestoffes und ein wertvolles Supplement des historischen Unterrichtes in den oberen Klassen des Gymnasiums bilden.“ Also in Obersekunda oder in Prima wollen beide Bücher verwendet werden; allein bei uns in Bayern scheint mir hier kein Platz für dieselben zu sein; denn wenn der historische Unterricht dadurch eine Erweiterung erfahren sollte, so müfste dies in der 6. Klasse (Untersekunda) geschehen, wo die Geschichte des alten Athen eingehender behandelt wird, hier aber sind die Schwierigkeiten, welche einzelne Partien dem Verständnis des Schülers machen, zu grofs; in den oberen Klassen wird man dagegen kaum die nötige Zeit für diese Lektüre finden; denn dieselbe verlangt ein genaues Eingehen auf die athenische Verfassungsgeschichte nicht nur, sondern auch auf die Organisation der athenischen Staatseinrichtungen und dafür, fürchte ich, fehlt auch bei den Schülern der oberen Klassen das nötige Interesse; oder sollte man glauben, dafs für dieselben z. B. die eingehende Darstellung des Staatsstreiches vom Jahre 411, die auch dem Verständnis gar manche Schwierigkeiten bietet, oder die Geschichte der Restauration nach dem Sturze der Dreifsig besonders anziehend und anregend sein werde? Wenn ich also nun auch der Ansicht bin, dafs wir die aristotelische Schrift als Schullektüre nicht gut verwenden können, so stehe ich doch nicht an, der Bearbeitung von Hude einen selbständigen Wert zuzusprechen. Der Gelehrte, welcher neben dieser auch eine dänische Ausgabe geliefert hat, hat sich gleich beim Auftauchen des neuen Fundes eingehend damit beschäftigt, wie eine Reihe zum Teil trefflicher Vermutungen beweist, die er in der Nordisk tidskrift f. filol. X. Bd. veröffentlicht hat. Ferner stand er in enger Fühlung mit Blafs, der ihm auch einen Abzug seiner „Mitteilungen aus Papyrushandschriften“ noch vor deren Erscheinen in Fleckeisens Jahr-

büchern zur Verfügung stellte, so dafs also der Text seiner Bearbeitung auf einer relativ sicheren Grundlage ruht. Von Wert ist daher der kritische Anhang S. 60—62: Verzeichnis der Abweichungen von der Teubnerschen Textausgabe (ed. F. Blafs). Hier sind auch die Mitteilungen von Blafs bereits benützt, einiges scheint jedoch Hude übersehen zu haben, was ich hier nachtragen möchte: cap. III, 3 am Ende steht bei Hude noch Kenyons Lesung *ἀλλὰ μόνον τὰ ἐπίθετα*, während nach Blafs' Mitteilungen der Papyrus *ἀλλὰ π[ερ]αίνειν ἐπίθετα* bietet. cap. XXIX, 1, Z. 14 hat Hude *βασιλέα*, der Papyrus nach Blafs *τὸν βασιλέα*, cap. XXXI, 3, Z. 21 bietet Hude *ὅταν [τοῖς] αὐτοῖς ἐγγίγνηται μετὰ τῶν ἄλλων βουλεύειν*, während Blafs bemerkt: „*αὐτοῖς* unmöglich; es ist hier der Papyrus etwas zusammengeklebt, aber dennoch namentlich das *σ* unzweifelhaft, also *ὅταν τοῖς ἀστοῖς κ. τ. λ.*" Ferner hätte Hude zu cap. XII, 1, Z. 11 angeben sollen, dafs *εἶχεν* eine Conjektur von Kaibel-Wilamowitz ist, während im Papyrus *ἔσχεν* steht. Im Übrigen weisen die kritischen Noten auch eine Reihe von Verbesserungen auf, die, in einem späteren Heft der Nordisk Tidscrift veröffentlicht, in der Blafs'schen Ausgabe sich noch nicht verzeichnet finden; so schreibt H. c. IV, 3, Z. 1 *οὔπερ* <*εἰσὶν*> *οἱ στρατηγοὶ κ. τ. λ.*, doch halte ich diese Ergänzung von *εἰσὶν* nicht für notwendig, c. VI, 3, Z. XII ergänzt er *ἀπεχθέσθαι* <*ἑλέσθαι*> wahrscheinlich aus c. XI am Ende, wo es heifst *εἵλετο πρὸς ἀμφοτέρους ἀπεχθέσθαι.* Weniger zwingend war dagegen, wie mir scheint, gleichfalls in c. VI, 4, Z. 1 die Aufnahme der Verbesserung seines Landsmannes Gertz *καταρρυπῆναι* aus *καταρρυπαίνειν* (wegen des vorhergehenden *ποιήσασθαι*); denn ebenso stehen weiter oben in demselben Kapitel *παραστρατηγηθῆναι* und *κοινωνεῖν* nach einander, wobei Hude zu letzterem bemerkt inf. imperf.; das nämliche Verhältnis der Infinitive läfst sich auch unten annehmen. c. XI, 2, Z. 7 schreibt Hude *παραλλάξειν. ὃ* (Druckfehler für *ὁ*) *δὲ ἀμφοτέροις ἠναντιώθη*; dazu hätte er jedoch bemerken sollen, dafs Blafs (Mitteilungen) angibt *παραλλάξ[ειν] . . .ν. μφοτέροις*, also wohl *ὅθεν ἀμφοτέροις.* Wichtig ist die Verbesserung c. X, 2, Z. 3 *αἱ τρεῖς καὶ εἴκοσι μναῖ* aus *αἱ τρεῖς* (i. e. *γ*) *μναῖ* bei Blafs, man vergleiche dazu die Anmerkung Hudes. Aufserdem ist zu verzeichnen c. XVI, 6, Z. 21 *ἐπιμελῶς* für *παντελῶς* der Handschrift. Eine besonders tiefgehende Umgestaltung erfuhr der Text c. XIX (über den Wiederaufbau des delphischen Tempels durch die Alkmäoniden). Bei Blafs lautet die Stelle nach der Handschrift: *ἐμισθώσαντο* (nämlich *οἱ Ἀλκμαιωνίδαι*) *τὸν ἐν Δελφοῖς νεὼν ἀνοικοδομεῖν, ὅθεν εὐπόρησαν χρημάτων πρὸς τὴν τῶν Λακώνων βοήθειαν.* Diese etwas unklaren Worte scheinen so verstanden werden zu müssen, dafs die Alkmäoniden sich den Bau des Tempels verdingen liefsen, dann mit den Baugeldern Truppen sammelten und die Lacedämonier bei ihrem Zuge gegen die Pisistratiden, der für die Alkmäoniden ein Hilfszug war, unterstützten. So ähnlich lautet die Überlieferung in einem Fragmente des Philochoros bei Müller, fr. h. gr. I, 390: *λέγεται, ὅτι τὸν Πυθικὸν ναὸν ἐμπρησθέντα, ὥς φασιν, ὑπὸ τῶν Πεισιστρατιδῶν οἱ Ἀλκμαιωνίδαι φυγαδευθέντες ὑπ' αὐτῶν ὑπέσχοντο ἀνοικοδομῆσαι καὶ δεξάμενοι χρήματα καὶ συναγαγόντες δύναμιν ἐπέθεντο*

τοῖς Πεισιστρατίδαις καὶ νικήσαντες μετ' εὐχαριστηρίων πλειόνων ἀνῳκοδόμησαν τῷ θεῷ τὸ τέμενος. — Daneben gab es aber auch noch eine andere Überlieferung, welche Herodot V. 62 sq. wiedergibt: οἱ Ἀλκμαιωνίδαι . . . . παρ' Ἀμφικτυόνων τὸν νηὸν μισθοῦνται τὸν ἐν Δελφοῖσι . . . . ἐξοικοδομῆσαι. οἷα δὲ χρημάτων εὖ ἥκοντες καὶ ἐόντες ἄνδρες δόκιμοι ἀνέκαθεν ἔτι τόν τε νηὸν ἐξεργάσαντο τοῦ παραδείγματος (= Entwurf) κάλλιόν τε τά τε ἄλλα καὶ συγκειμένου σφι πωρίνου λίθου (= aus Tufstein) ποιέειν τὸν νηὸν Παρίου τὰ ἔμπροσθε αὐτοῦ ἐξεποίησαν. Also die eine Überlieferung sagt, weil die Alkmäoniden reich waren, übernahmen sie den Bau und thaten aus eigenen Mitteln ein Übriges, ihn noch prächtiger auszuführen, als der Entwurf verlangte, um sich natürlich die Gunst der Pythia zu gewinnen und durch sie auf die Lakedämonier zu wirken; die andere besagt, die Alkmäoniden hätten sich, als ihnen im Kampfe gegen die Pisistratiden alles mifsglückte, den Neubau des delphischen Tempels dingen lassen, wodurch sie Geldmittel gewannen, und hätten dann, nachdem sie die Pisistratiden besiegt, den Tempel in glänzender Weise gebaut. Das letztere erwähnt Aristoteles nicht mehr, weil es ohne Belang war für seine Darstellung, aber sonst steht er offenbar auf dem Boden der zweiten Überlieferung. Wenn also Hude unter Hinweis auf Herodot bei Aristoteles schreibt: ἐμισθώσαντο τὸν ἐν Δελφοῖς νεὼν οἰκοδομεῖν, ὅτι εὔποροι ἦσαν χρημάτων <ἀποβλέποντες> πρὸς τὴν τῶν Λακώνων βοήθειαν, so hat er damit nicht blofs den Text des Aristoteles geändert, sondern auch die Überlieferung selbst. Dies letztere scheint mir, nachdem wir doch zwei von einander abweichende Traditionen kennen, durchaus unstatthaft zu sein. Ich gebe zu, dafs die Worte πρὸς τὴν τῶν Λακώνων βοήθειαν, unklar sind, aber wenn man vor denselben eine Lücke annimmt (so Kaibel-Wilamowitz, die ergänzen <καὶ ἀνέπεισαν τὴν Πυθίαν συνεργεῖν αὐτοῖς> πρὸς κ. τ. λ.), wie ja Hude selbst, kann die ursprünglich dem Aristoteles eigentümliche Überlieferung aufrecht erhalten werden. — Die Änderung des ἀτίμους in c. XXXII, 8, Z. 17 in ἀτίμοις wegen des vorausgehenden Particips τοῖς ὀστρακιζομένοις ist nicht nötig, da beide Konstruktionen grammatisch richtig sind. — c. XXIV, 3, Z. 15 schreibt Hude sehr ansprechend für καὶ τῶν συμμάχων: τῶν ἀπὸ τῶν συμμάχων; in demselben Kapitel, Z. 1 u. 2 auf S. 38 schaltet er ein ἄλλαι δὲ <δέκα> νῆες αἱ τοὺς φόρους ἄγουσαι, <ἔχουσαι> τοὺς κ. τ. λ. — c. XXVIII, 3, Z. 21 ergänzt Hude nach dem Vorschlag von Jos. Mayor Κλέων ὁ Κλεαινέτου, ὃς δοκεῖ μάλιστα διαφθεῖραι τὸν δῆμον ταῖς ὁρμαῖς <χαριζόμενος>, indem er ὁρμαὶ mit „Triebe, Leidenschaften“ erklärt (bei Blafs steht diese Ergänzung noch nicht). — c. XXXIV, 2 ἐφ' ᾧ τε πολιτεύσονται <κατὰ> τὴν ‚πάτριον‘ πολιτείαν. — c. XXXV, 1, Z. 21 ἐκ προκρίτων ἐκ τῶν φυλῶν (χιλίων der Papyrus). — Interessant ist die Stelle S. XXXV, 2, wo das Gesetz Solons zitiert wird, welches jedermann, der nicht eheliche Söhne hatte, gestattete, durch Vermächtnis frei über sein Eigentum zu verfügen ‚ἐὰν μὴ μανιῶν ἢ γηρῶν ἢ γυναικὶ πιθόμενος. Blafs schreibt γήρως <ἕνεκα>, andere ergänzen noch mehr aus Demosth. 46, 14 z. B. Poland γήρ<ως ἢ φαρμάκων

ἢ νόσου ἕνεκεν παρανο>ῶν; eine sehr einfache Lösung hat dagegen Hude gefunden: er behält die Lesart des Papyrus bei und faſst nur μανιῶν als partic. praes. von μανιάω = ich leide an Wahnsinn; damit sind alle Schwierigkeiten beseitigt. — c. XXXVI, 2 Z. 5 setzt Hude mit Gertz ἐκφέρειν aus Z. 7 herauf nach ὑπερεβάλλοντο, so daſs es dann nach ἔδοξεν αὐτοῖς leicht ergänzt werden kann (ἔδοξεν schreibt Hude für δόξειεν; infolge dessen muſs er auch die Imperfekte ἐξήλειφον und ἀντενέγραφον in ἐξήλειψαν und ἀντενέγραψαν ändern, was ich alles für unnötig erachte). — c. XXXIX, 6, Z. 20—21 nimmt H. die Lesung von Gertz auf: τοὺς δ' ἐν τῷ ἄστει ἐν τοῖς ⟨ἐν τῷ ἄστει τοῖς⟩ τὰ ⟨αὐτὰ⟩ τιμήματα παρεχομένοις. Im folgenden Satze wird das ursprüngliche ἐθέλοντας des Papyrus beibehalten (Blaſs ἁλόντας). — Endlich c. XLI zu Anfang schreibt Hude δοκοῦσι δὲ δικαίως [τοῦ δήμου] λαβεῖν τὴν πολιτείαν für das überlieferte δοκοῦντος δὲ δικαίως τοῦ δήμου λαβεῖν τὴν πολιτείαν.

Der Kommentar, welcher natürlich nicht durchweg original ist, sondern vielfach auf den Arbeiten der bisherigen Herausgeber und anderer Gelehrten fuſst, ist den Bedürfnissen einer Schulausgabe gut angepaſst, nur meine ich, hätte Hude in der Anmerkung S. 25/26 nicht so ausführlich über das Liebesverhältnis zwischen Männern im Altertum zu handeln brauchen, jedenfalls muſste nicht gesagt werden, daſs das Verhältnis in solchen Staaten untersagt worden sei, wo es den Charakter unnatürlicher Wollust bekommen habe. Bezüglich der Beurteilung des Wertes der von Aristoteles überlieferten historischen Thatsachen und seiner Charakteristik der Personen ist Hude bemüht gewesen, sich von jeder Voreingenommenheit frei zu halten: alle Widersprüche hebt er gewissenhaft hervor, weist auf die Unmöglichkeit der Beteiligung des Themistokles am Sturze des Areopag hin, bespricht die auffälligen Urteile über Perikles, Theramenes u. a., die Nichterwähnung des Alkibiades etc. etc. Bemerkenswert ist, daſs er jene Erklärung von ἑκτημόροι (Sechstler) bevorzugen will, die annimmt, es seien darunter jene Pächter zu verstehen, die ein Sechstel des jährlichen Ertrages abliefern muſsten, nicht solche, die ein Sechstel selbst behalten durften, so daſs also κατὰ ταύτην τὴν μίσθωσιν zu übersetzen wäre „gegen diese Abgabe." Hude meint nämlich, wenn man in Erwägung ziehe, daſs jeder Pächter nur ein kleineres Stück nicht sehr fruchtbaren Ackerlandes hatte und auſserdem einen Teil seiner Arbeitskraft im Dienste des Grundbesitzers verwenden muſste, sei der Notstand immerhin sehr verständlich.

Wenn ich nun auch nicht der Meinung bin, daſs wir den neuen Aristoteles gleich für die Schule verwenden können, so ist doch Hude's Ausgabe des historischen Teiles trefflich geeignet, jedem, der sich für den Gegenstand interessiert, die Lektüre zu erleichtern und deshalb möchte ich das Büchlein den Herrn Kollegen wohl empfehlen.

Zu den bereits besprochenen deutschen Übersetzungen ist inzwischen eine neue gekommen: Der Athenerstaat. Eine aristotelische Schrift. Deutsch von Martin Erdmann. Leipzig 1892 (August Naumanns Verlag). Der eigentlichen Übertragung ist

(auf 14 Seiten) eine Einleitung vorausgeschickt, deren 1. Abschnitt von den Handschriftenfunden in Ägypten seit der Entdeckung des Hyperides 1848 überhaupt handelt und dann den Papyrus des Aristoteles genauer beschreibt. Der 2. Abschnitt erachtet es durch Übereinstimmung mit den Fragmenten als erwiesen, dafs die Schrift aus dem aristotelischen Staatenwerke stamme, er erörtert das Verhältnis von Politien und Politik, welche letztere vor den Politien abgefafst sein mufs und bespricht die Art und Weise der Entstehung der Politien (Aristoteles war Chef des literarischen Bureaus, welches die ungeheuere Arbeit bewältigte). Der 3. Abschnitt geht auf die Beurteilung der vorliegenden Schrift selbst ein, spricht dem Verfasser alle stilistischen Vorzüge, ferner vorurteilsfreie Klarheit und endlich den grofsen historischen Blick ab und kommt zu dem Schlusse: „So, wie die Thatsachen bis jetzt vorliegen, wird man der Ansicht sich nicht verschliefsen dürfen, dafs Aristoteles nicht im strengen Sinne der Verfasser ist.“ Als Zeit der Abfassung nimmt Erdmann einen Punkt zwischen den Grenzjahren 329/28 (Archontat des Kephisophen c. 54) und 307 (zwei neue Phylen zu den 10 alten) an, indem er die Versuche, die Entstehungzeit noch mehr einzuengen, abweist. Es ist das nur eine Konsequenz seiner vorausgehenden Erörterungen; denn auch das Todesjahr des Aristoteles (322) beweist ihm nichts, da ja dessen Autorschaft unerwiesen ist. Der Übersetzung sind Anmerkungen unter dem Text beigegeben, welche das Verständnis des Textes fördern sollen, und, wie der Übersetzer eigens bemerkt, keinen Anspruch darauf erheben, einen wissenschaftlichen Fortschritt zu bedeuten. Als ein besonderer Vorzug dieser Anmerkungen ist es zu betrachten, dafs sie Fragen und Aporien recht scharf hervortreten lassen, ohne dieselben überall lösen zu wollen; in dieser Beziehung gleichen sie sehr dem Kommentar von Hude. In der Hinsicht aber scheint mir Poland in den Anmerkungen zu seiner Übersetzung richtiger verfahren zu sein, dafs er immer genau die Fachliteratur verzeichnet, an die er sich selbst in seinen Noten angelehnt hat, und die auch der Leser je nach Bedürfnis eingehender Belehrung zu Rate ziehen kann.

Was endlich die Übersetzung Erdmanns selbst angeht, so befolgt er sicherlich einen richtigen Grundsatz, wenn er sich hütet, den Stil des Autors verbessern zu wollen. Wo eine Härte vorlag, suchte er sie auch im Deutschen wiederzugeben. Aber es kommen doch auch wirkliche Verstöfse gegen den deutschen Sprachgebrauch vor, z. B. c. 4 (S. 22): zum 2. Male durfte derselbe Mann kein Amt bekleiden, bevor nicht alle herangekommen waren (πρὸ τοῦ πάντας ἐξελθεῖν) oder unmittelbar darauf: Wenn jemand von den Ratsherrn, so oft Sitzung des Rates oder der Volksversammlung war, die Versammlung versäumte, zahlten sie Strafe (auch das „so oft“ gibt Anlafs zu einem Mifsverständnisse). Undeutsch ist auch eine Wendung wie „zusammen hielten sich die 9 Archonten nicht auf“ (S. 20). Aber auch der griechische Ausdruck ist nicht immer richtig und scharf genug wiedergegeben; so heifst κυρίως c. 3 von der Entscheidung des Areopag nicht ‚befugterweise‘, sondern ‚endgiltig‘; διαψηφίζηται

c. 5 von Solon nicht „er streitet eifrig“ sondern „er erörtert die Streitfrage“. Wenn Aristoteles von Solon c. 6 sagt: ἐν τοῖς ἄλλοις οὕτω μέτριον γενέσθαι καὶ κοινόν, so wird man schon des Gegensatzes halber κοινὸν besser mit „unparteiisch“ oder „uneigennützig“ übersetzen als: er war auf das allgemeine Wohl bedacht. In den Vorbemerkungen sagt E.: ‚Schwierigkeiten machten die Termini des attischen Rechts, auch mitunter die Namen der Beamten; dabei ist vielfach auf eine Verdeutschung absichtlich verzichtet worden.“ Gut, aber trotzdem kann man im Deutschen nicht sagen: „Sie hiefsen Pelatai und Hektemoroi; für diesen Lohn nämlich bearbeiteten sie die Äcker der Reichen“ — wenn auch das Hektemoroi in der Anmerkung erklärt ist. Das letztere geschieht nicht einmal zu dem Ausdruck σεισάχθεια S. 24: „Auch gab er Gesetze und veranlafste die Aufhebung aller Schulden, sowohl der Einzel- wie der Staatsschulden, die man Seifachtheia nennt, weil man auf diese Weise die Bürde losgeworden war“. Hier mufste dem griechischen Terminus wenigstens in Klammern die deutsche Übersetzung beigefügt werden. Kurz, wenn man Erdmanns Übersetzung mit der von Poland, die schon im August 1891 erschienen ist, vergleicht, so erkennt man keine wesentlichen Vorzüge der ersteren vor der letzteren, im Gegenteil ist der Ausdruck bei Poland mehrfach richtiger und die Übertragung genauer, weshalb man eigentlich nicht einsieht, warum nach jener wörtlichen Übersetzung, die von ganz anderem Standpunkte aus angefertigt wurde, als die von Kaibel und Kiefsling, nun noch eine solche erscheinen mufste.[1])

München. Dr. J. Melber.

[1]) Nur nebenbei will ich bemerken, dafs zu Anfang dieses Jahres auch in der Reclamschen Universalbibliothek (Nr. 3010) eine deutsche Uebersetzung (die Verfassung von Athen. Von Aristoteles. Deutsch von Dr. G. Wentzel) erschienen ist, welche sich an die grofse Masse der Gebildetsn wendet, vollkommen frei ist, wörtliche Treue nirgends anstrebt und auch keinen Kommentar besitzt.

II. Abteilung.

Rezensionen.

Wilhelm Münch, Neue pädagogische Beiträge. Berlin Gärtner 1893. 160 S.

Wiederum erfreut uns Münch durch eine gedankenreiche und formvollendete pädagogische Schrift, in welcher er mit sicherer, eindringender Beobachtung dessen, was ist und dessen, was notthut, auf dem Gebiete des höheren Unterrichts Umschau hält. In der ersten der hier zusammengefassten Abhandlungen ist unter dem Titel „An der Schwelle des Lehramts“ der wesentliche Inhalt von Seminar-Vorträgen des Verfassers gegeben, „nicht die Belege, die Beispiele, die Anwendungen, die Apostrophen — die mag der Leser selbst sich machen, für sich entnehmen.“ Die Person desjenigen, welcher ein höheres Lehramt verwaltet, wird hier von den verschiedenen Seiten behandelt, welche sich der Betrachtung darbieten: er ist Gelehrter, Beamter, Lehrer und Erzieher. Indem M. der Unterschätzung der Aufgabe des Gymnasiallehrers auch gegenüber der des Hochschullehrers entgegentritt, fordert er mit Recht, dafs auch der erstere seine Stellung als Gelehrter behaupte; wenn hiebei bemerkt wird, „die Zeiten seien vergangen, wo der Schulmann und der Hochschullehrer ungefähr auf gleicher Höhe wissenschaftlicher Erkenntnis standen“ und der Gymnasiallehrer auf „bescheidene Arbeiten“ hingewiesen wird, so können wir das in solch allgemeiner Fassung nicht gelten lassen; bei der gegenwärtigen Ausdehnung der philologischen Wissenschaft wird sich auch der Universitätslehrer in der Regel auf bestimmte Gebiete einschränken und in solcher Einschränkung kann auch der Gymnasiallehrer wissenschaftlich Gleichwertiges leisten. In dem Abschnitt über die Stellung des Lehrers als Beamter weifs M. denjenigen, welche über die Plage der Korrekturen klagen, allerlei Trost zu spenden; wir möchten nur hinzusetzen, dafs man doch auch überall diese Last auf das notwendige Mafs zurückführen möge, wie ja auch M. S. 23 in Bezug auf die Zahl der Unterrichtstunden den Wunsch ausspricht, dafs der „Dienst“ die Lehrer nicht zu sehr verbrauche; wir haben zwar Stimmen von Standesgenossen gehört, welche auch in Hinsicht der Korrekturen versichern: „labor ipse voluptas“, aber der Wert solcher Auslassung unterliegt doch berechtigten Zweifeln. Was weiterhin hier über das Auftreten des Lehrers in der Gesellschaft, ferner über seinen Verkehr mit den Vorgesetzten, den Kollegen und den

Eltern der Schüler gesagt wird, ist ebenso feinsinnig beobachtet als einleuchtend dargelegt. Nicht minder wertvoll und offenbar das Ergebnis gereiftester Erfahrung sind die Gedanken über die Thätigkeit des Lehrers: wie derselbe, oft ursprünglich allein durch den Reiz des Studiums der Philologie angezogen, sich erst bemühen mufs, dem praktischen Beruf des Lehrens und Erziehens Interesse abzugewinnen und sich zu den Personen der Schüler in die rechte Beziehung zu setzen, wie er Güte und Strenge zu verbinden habe, wie schwer es sei, zu sicheren und mafsvollen Urteilen über die Schüler zu gelangen, wie man insbesondere auch mit Anerkennung nicht zu sehr geizen dürfe. Ob das Urteil richtig ist, welches M. S. 48 ausspricht: „Und so trifft man den Typus des von der Jugend als streng, aber gerecht anerkannten Lehrers im ganzen eigentlich nicht häufig", mag hier dahingestellt bleiben; jedenfalls liegt in demselben ein beachtenswerter Hinweis auf die Anforderung, welche wir jederzeit an uns stellen sollen.

Die zweite Abhandlung: „Soll und Haben der höheren Schulen" enthält einen mit umsichtigem, die verschiedenartigen Gesichtspunkte umfassenden Urteil ausgearbeiteten Beitrag zur Lösung der Fragen des höheren Unterrichts. Wir können M. nur beistimmen, wenn er sich in Bezug auf die Möglichkeit einer endgiltigen Ordnung skeptisch verhält: „Und so ist es auch naturgemäfs, dafs niemals der Tag kommen wird, wo die Lösung wirklich gefunden wäre, obwohl fast alle die Kämpfer in diesem geistigen Streit sie für morgen zu erhoffen scheinen oder doch für übermorgen; läfst sich doch der höhere Unterricht von der historischen Entwicklung eines Volkes nicht loslösen, sondern ist mannigfach abhängig von den Veränderungen auf wirtschaftlichem, politischem, religiösem und wissenschaftlichem Gebiete". Die Einflüsse der geschichtlichen Strömung auf das Schulwesen in unserem Jahrhundert erörtert M. S. 80 ff. und kommt zu dem Ergebnis, „dafs eine Vorwärtsbewegung stattgefunden hat und zwar im Ganzen in der richtigen Linie"; wir müssen hier nur die Behauptung beanstanden, dafs auch der Unterricht im Deutschen „grofsenteils zu einer besonderen Sicherheit gelangt sei." Dafs die neuen Lehrpläne, ein Kompromifs gegenüber den verschiedenartigen Anforderungen, an diesem Fortschritte wenigstens in vielen wichtigen Punkten teilhaben, ist eine Anschauung, welche auch wir immer verteidigt haben. Im folgenden entwickelt M., was er von der Zukunft erwartet und fordert. Er ist der Meinung, es solle das Verhältnis zwischen Wissen und Können zu gunsten des letzteren eine Verschiebung erleiden; so verlangt er z. B. in Bezug auf den Betrieb der neueren Sprachen: „In Wirklichkeit mufs der Bedeutung des Könnens als Endziel die Rolle des Könnens innerhalb des Unterrichtsganges entsprechen." Was den deutschen Unterricht betrifft, so wird Klage geführt über die Vernachlässigung des mündlichen Könnens, über die mangelhafte sprachliche Einkleidung der mündlichen Antworten, über die Unsicherheit im deutschen Aufsatz: in Bezug auf letzteren wird behauptet: „Aber für jetzt wird doch die Unfruchtbarkeit einigermafsen durch den Unterrichtsbetrieb selbst verursacht. Es

herrscht darin doch noch mehr Abhängigkeit von Urteilen und namentlich von Worten und Phrasen, weniger Freiheit gegenüber dem Stoff, als nötig wäre." Wir sind weit entfernt zu leugnen, dafs hier noch viel zu thun übrig ist, man mufs aber auch hinreichend betonen, dafs bei jeder auch in bescheidenen Grenzen gehaltenen deutschen Arbeit der höheren Stufen die natürliche Anlage mit besonderem Gewichte in die Wagschale fällt. Von den Gefahren bei der Erklärung deutscher Dichtung wird S. 103 ff. in sehr zutreffender Weise gewarnt, und gegenüber gewissen neueren Bestrebungen betreffs der Auswahl des Stoffes in der Geschichte S. 109 sehr entschieden erklärt: „Dafs die grofsen Menschen und die grofsen Vorgänge aller Zeiten unter allen Umständen im Vordergrunde bleiben müssen, dieser Standpunkt sollte nicht erschüttert werden können." Sehr mafsvoll und richtig lautet auch das Urteil über die neuesten Bemühungen um ein bewufsteres methodisches Verfahren auch im höheren Unterricht; M. verhält sich den Herbartianern gegenüber nicht ablehnend, er tritt aber wie wir für eine freiere Bewegung, für eine nicht ängstlich abgezirkelte Ausnützung der im pädagogischen System enthaltenen wertvollen Antriebe ein. Wenn von gewisser Seite den neueren Seminarien für Ausbildung in der Methodik wenig Wohlwollen entgegengebracht wird, so erwidern wir mit M.: „Wenn die neu eingerichteten pädagogischen Seminare blos das eine erreichten, die elementare Unterrichtstechnik allen ihren Mitgliedern vertraut zu machen, so wären sie von segensreicher Bedeutung. Denn das verspätete und vergebliche Ringen um diese einfachen Künste läfst gegenwärtig manche tüchtig angelegte Lehrer zu keiner Freudigkeit kommen und auch zu keiner Anerkennung."

Wir schliefsen mit einigen pädagogischen Aphorismen von besonderer Schlagkraft, welche in einer „Nachlese" gegeben werden:

„Der Schule denkt mancher Erwachsene deshalb noch mit Ingrimm, weil er fühlt, dafs er eigentlich das strenge Lehrerurteil auch jetzt noch verdiene."

„Wie wenig von dem gemeinsam Gelesenen oder dem Vorgetragenen in der Erinnerung der Schüler zurückgeblieben sei, darüber wundert sich mancher Lehrer. Aber die Lektüre ward nicht lebendig betrieben, der Vortrag war ohne Plastik, es lebten keine Gestalten vor dem Auge der Schüler auf, es hoben sich die Vorgänge nicht deutlich ab, es schieden sich nicht klare Gruppen, es zog alles flach und wortmäfsig am Geiste vorüber, halblebendig im Augenblicke selbst und so gut wie totgeboren für die Erinnerung."

„Ein berechtigtes Unbehagen — ja mehr als das, ein peinlicher Zweifel überkommt den Zuhörenden, wenn der Lehrer z. B. bei der Lektüre der Verrinen zwar von den Sarcasmen Ciceros spricht, oder auch seine Witze als solche mit erhobenem Finger feststellt, aber beim Lesen und Übersetzen kein Widerhall davon fühlbar wird, keine Nüance in Ton, Tempo und Wortwahl die Stimmung andeutet, sondern alles gleichmäfsig trocken heruntergelesen und nur „richtig" übertragen wird. Ja, von der wundervollen Lebendigkeit der römischen und

griechischen Schriftsteller dringt in unsere Schulstuben meist kein Nachklang."

„In gewissen Jahren krankt die Jugend an falschen Idealen von Mannhaftigkeit. Sie zu überwinden vermag der pedantische Lehrer nicht, aber wohl derjenige, der von der Jugend als ein natürlich ganzer Mann empfunden wird."

Bamberg. J. K. Fleischmann.

Vierteljahrschrift für Literaturgeschichte, unter Mitwirkung von Erich Schmidt und Bernhard Suphan herausgegeben von Bernhard Seuffert. Zweiter und dritter Band. Weimar, Hermann Böhlau, 1889—90. (V, 617 und V, 628 Seiten 8°).

Seufferts „Vierteljahrschrift", die 1888 Schnorrs „Archiv für Literaturgeschichte" ablöste und die daselbst gepflegten Bestrebungen, die zum grofsen Teil auch durch Max Kochs „Zeitschrift für vergleichende Literaturgeschichte" eifrigst gefördert wurden, mit erhöhten Kräften fortführte, hat sich auf der erfreulichen Stufe wissenschaftlicher Gediegenheit, die der erste Band einnahm, in den folgenden Jahrgängen unverändert erhalten. Ihr Inhalt erstreckt sich nach wie vor auf die verschiedenartigsten Gebiete der deutschen sowie der nachbarlichen Literaturen etwa vom Ausgang des Mittelalters bis auf Goethes Tod; mit der Mannigfaltigkeit desselben wetteifert die Gründlichkeit der Untersuchung, die selbst da, wo die zu gewinnenden Ergebnisse von vorn herein zu klein erscheinen mufsten, um die Mühe zu lohnen, mit derselben peinlichen Genauigkeit geführt ist wie bei Fragen von weitreichender Bedeutung. Es liegt im Charakter einer solchen Zeitschrift, dafs in ihr jene Aufsätze, die der minutiösen Spezialforschung gewidmet sind und meistens nur zu kleinen Resultaten im Einzelnen führen können, am zahlreichsten vertreten sind; aber auch Abhandlungen, deren Inhalt ein allgemeineres wissenschaftliches Interesse zu erregen vermag und deren Ergebnisse für die Literaturgeschichte im weiteren Umfange wertvoll sind, begegnen nicht allzu selten dem erfreuten Leser der „Vierteljahrschrift".

Ungemein reich stellt sich vor allem der Gewinn dar, der aus der Mitteilung ungedruckter oder bisweilen auch übersehener Dokumente der künftigen Forschung zufliefst. Fast auf alle Perioden und fast auf alle bedeutenden Persönlichkeiten unserer deutschen Literaturgeschichte fällt durch solche Veröffentlichungen ein neues, natürlich nicht immer gleich helles Licht, und ebenso haben sich an dieser Beisteuerung unbekannter Materialien die meisten deutschen Literarhistoriker der Gegenwart beteiligt, viele in doppelt verdienstlicher Weise, indem sie ihren Fund gleich selbst gründlich prüften und seinen wissenschaftlichen Wert feststellten. So gab z. B. Schönbach in jeder Hinsicht musterhaft ein grofses steyrisches Scheltgedicht wider die Bayern aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts heraus, Max Herrmann eine noch etwas ältere lateinische Fassung der Novelle „Marina", deren manchfaches Fortwirken bis auf Goethes Geschichte vom tugendhaften

Prokurator dabei neuerdings erörtert wurde. Mehrere kleinere Mitteilungen gelten der Geschichte des historischen Faust, umfangreichere der des deutschen Dramas im 16. und 17. Jahrhundert; wir lernen Neues über die Aufführungen Hans-Sachsischer Stücke in Nürnberg, über die Späfse der lustigen Person während der rohesten Zeit des deutschen Volksschauspiels, wir erhalten neben anderm aus einem verschollenen biblischen Drama vom Urteil Salomos (von Christian Zyrl 1592) ausführliche Proben abgedruckt. Nicht minder wird unsere Kenntnis der Volksliederliteratur bereichert, namentlich das überaus umfangreiche Meistersingergedicht Jakob Vogels „Die ungrische Schlacht" (1626), aus dem die Strophe „Kein seliger Tod ist in der Welt" mit einigen Veränderungen sich in unsern Kommersbüchern erhalten hat, eingehend besprochen und an verschiedenen Stellen wörtlich zitiert. Mehrere Quellen zu Fischarts „Aller Praktik Grofsmutter" deckt Baechtold auf; unter ihnen befindet sich ein interessantes schweizerisches Fastnachtspiel von 1560, dessen genauer Abdruck besonders dankenswert ist. Dann sind aus Fafsmanns Spottschrift auf Gundling (1729) diejenigen Stellen aufgenommen, die von Predigten des Abraham a Santa Clara berichten. Damit rücken wir in das 18. Jahrhundert, dessen reichhaltige, noch vielfach unveröffentlichte Briefliteratur den Mitarbeitern der „Vierteljahrschrift" eine grofse Ausbeute gewährt. Wir begegnen Briefen von Anhängern und Feinden Gottscheds, von Klopstock, Gleim, Ewald v. Kleist, Ramler, Gerstenberg, Lessing, Wieland, Herder, dem jungen Jerusalem, Lavater, Miller, Karl August, Schiller, Minna Herzlieb, August Wilhelm Schlegel, Heinrich v. Kleist, Theodor Körner, Rückert u. a. Besonders ergiebig fliefsen die neuen Quellen für die Kenntnis der Göttinger Dichter: August Sauer veröffentlicht mit jener gewissenhaften Sorgfalt, die alle seine Arbeiten auszeichnet, gegen 80 Briefe aus der Korrespondenz zwischen Bürger und Goeckingk; der seitdem jung verstorbene Johannes Crueger gibt aus dem Bundesjournal und andern Handschriften des Hainbundes brauchbare Nachträge zu Höltys Gedichten. Neben Herder, dessen Beschäftigung mit Shakespeares Dramen Suphan an neuem handschriftlichen Material untersucht, wird Wieland, dem Seuffert seine unermüdliche Aufmerksamkeit zuwendet, eifrig bedacht: die französische Abschiedsrede, die er beim Weggang von Zürich seinen dortigen Schülern hielt, ein für den sechsundzwanzigjährigen Dichter höchst merkwürdiges Aktenstück, wird buchstabengetreu abgedruckt, aufserdem einige Erzählungen des alten Dichters nach den Beziehungen, die von ihnen aus auf Goethe und auf Heinrich v. Kleist hinweisen, gründlich untersucht. Von Ewald v. Kleist, Hölderlin und Tiedge werden unbekannte Gedichte oder Bruchstücke solcher mitgeteilt; namentlich aber beleuchtet Jakob Minor die Thätigkeit, die Schiller 1781 als Redakteur der Stuttgarter „Nachrichten zum Nutzen und Vergnügen" entwickelte, sorgfältig in einem an beträchtlichen Auszügen aus dieser Zeitung reichen Aufsatze, dessen Hauptergebnisse inzwischen in sein grofses Werk über Schiller übergegangen sind.

Ebenso mannigfaltig wie diese neuen Mitteilungen sind die selb-

ständigen Forschungen, die sich vorwiegend auf längst bekannte Dichtungen und Schriften des deutschen Volkes stützen. Das wissenschaftliche Studium der letzteren neigt sich seit geraumer Zeit mit berechtigter Vorliebe einer vergleichenden Literaturgeschichte zu; so ist auch in Seufferts „Vierteljahrschrift" der Quellenkunde und dem Verhältnis deutscher Dichter zu ihren einheimischen oder ausländischen Vorbildern ein immer reges Interesse gewidmet. In dieser Weise sind verschiedene Werke von Hans Sachs, Fischart, Schwieger, Christian Reuter, Wieland, Lessing, Goethe, Hebel u. a. in mitunter vortrefflichen Aufsätzen behandelt. Aus ihnen verdienen namentlich zwei hervorgehoben zu werden, erstlich Gustav Roethes aufschlufsreiche Untersuchung über die spanischen, französischen und englischen Vorgänger Lessings in der dramatischen Verwertung des Virginiastoffes sowie in einigen sonstigen Motiven Lessingischer Dramen (wobei der Verf. sich jedoch manche Bemerkung hätte sparen können, wenn er die neue Auflage der Lachmannschen Ausgabe statt der ungenügenden Boxbergerschen seiner Arbeit zu Grunde gelegt hätte) und dann Richard Maria Werners fleifsige Zusammenstellung aller erdenklichen Novellen oder Anekdoten, die möglicherweise ganz oder zum Teil als Quellen für Kleists „Marquise von O." dienen konnten.

Auf das Gebiet der vergleichenden Literaturgeschichte führen aufser einem hübschen Beitrag über das Verhältnis Wilhelm Grimms zu Herder auch die beiden am weitesten ausgreifenden Abhandlungen der „Vierteljahrschrift", der Aufsatz über Schäferdichtung und Poetik im 18. Jahrhundert von Oskar Netoliczka, der, abgesehen von der Charakteristik mehrerer bisher unbekannter Versuche in der Pastoralpoesie, namentlich unsere Kenntnis von Johann Adolf Schlegels Satire „Vom Natürlichen in Schäfergedichten" (1746) ansehnlich vermehrt, und Adolf Hauffens nicht erschöpfende, aber immerhin an Ergebnissen sehr reiche Übersicht der um 1250 beginnenden Trinkliteratur in Deutschland bis zum Ausgang des 16. Jahrhunderts.

In den übrigen Einzeluntersuchungen tritt das biographische Moment viel weniger bedeutend hervor als das literargeschichtliche im engeren Sinne. Doch kommt Max Herrmanns Aufsatz über Oswald v. Wolkenstein vornehmlich und Brandls Betrachtung über Lillos „Kaufmann von London" wenigstens grofsenteils auch der Lebensgeschichte der beiden Dichter zu Gute. Zur Geschichte der poetischen Schöpfungen lenkt ein auch für weitere Kreise interessanter Beitrag von C. A. H. Burkhardt über Dichter und Dichterhonorare am Weimarer Hoftheater während Goethes Leitung hinüber. Aus den Weimarer Theaterrechnungen ergibt sich, dafs Goethe bei aller künstlerischen Sorge für seine Bühne doch stets auf die gröfste Geldersparnis bedacht war. Von den wenigen Dichtern, von denen er Novitäten bezog, beschäftigte er am meisten seinen Schwager Vulpius, der hauptsächlich Umarbeitungen fremder Stücke zu liefern hatte, und Kotzebue. Das höchste Honorar erhielt Schiller für den „Tell": 150 Thaler; Goethe selbst liefs sich für den „Götz" nur 100, für geringere Theaterarbeiten nur 50 Thaler anweisen. Vulpius und Kotzebue bekamen

viel weniger, Vulpius z. B. für die Umarbeitung eines fremden Schauspiels ²/₃ oder höchstens 1 Thaler, für die mühevolle Neubearbeitung eines bereits komponierten Operntextes nicht mehr als 13 Thaler.

Von Goethes eignen grofsen Werken ist in den beiden Bänden der „Vierteljahrschrift“, um die es sich hier handelt, fast nur der „Faust“ immer wieder erörtert worden. Hier wechseln Düntzers oft recht weitschweifige Erklärungen einzelner Worte und Scenen mit Pniowers und Rudolf Kögels bald überkühnen, bald auch etwas zu spitzfindigen Versuchen, die Entstehungszeit verschiedener Scenenbruchstücke zu eruieren und so das Verhältnis der Göchhausenschen Abschrift zu dem „Urfaust“, den Goethe 1775 mit nach Weimar brachte, genauer zu bestimmen. Zu sichreren Ergebnissen führt die Arbeit von Aegid Reiz, in der Hauptsache eine Vergleichung des Faustfragments von 1790 mit der Göchhausenschen Abschrift mit Rücksicht auf die stilistischen Veränderungen, die Goethe für den Druck vornahm. Aufser diesen (nicht durchweg erfreulichen) Fauststudien ist nur noch ein neuer, von Seuffert sofort bekämpfter Versuch zu erwähnen, den Georg Witkowski zur Deutung des Gedichts „So ist der Held, der mir gefällt“ unternimmt. Von weiteren Beiträgen zur Goethephilologie wird die Vierteljahrschrift naturgemäfs durch das Goethejahrbuch entlastet.

Desto häufiger sind die Schiller gewidmeten Aufsätze. Gustav Kettner verlangt, dafs statt der üblichen, von Körner herrührenden Anordnung der Schillerschen Gedichte und statt der chronologischen Reihenfolge, die Goedeke in der historisch-kritischen Ausgabe walten liefs, die Gruppierung, die Schiller in seinen eignen Sammlungen nicht ohne künstlerische Absichten durchführte, künftig wieder zu ihrem Rechte komme; der wohlbegründete Wunsch ist inzwischen durch Boxberger in Kürschners „Deutscher Nationalliteratur“ erfüllt worden. Bedeutender ist ein zweiter Beitrag desselben Verfassers über die Rolle des Mohren im „Fiesko“: diese Rolle stimmt keineswegs zu der sonst so strengen Zeitrechnung in dem Trauerspiele, läfst sich auch mit dem übrigen Aufbau des Dramas nicht immer in Einklang bringen, ist daher vermutlich zuerst unverhältnismäfsig geringer gewesen und erst bei den mehrfachen Umarbeitungen des Stückes zu dem jetzigen Umfang angewachsen. Schillers dramatisches Fragment „Das Schiff“ wird von Max Dessoir, seine Bühnenbearbeitung des Lessingischen „Nathan“ von G. Wartenberg ausführlich erörtert — die letztere Untersuchung hat nunmehr Albert Köster in seinem Buche „Schiller als Dramaturg“ (Berlin 1891) auf ein weiteres Feld hinübergeleitet. Am meisten könnte unter all diesen Arbeiten der Essay Hermann Conrads über Carlyle und Schiller gebildete Leser überhaupt anziehen, wenn nur nicht der Verf. sein subjektives, bisweilen recht einseitiges ästhetisches Urteil (z. B. über die „Jungfrau von Orleans“) gar zu zuversichtlich vorgeschoben hätte.

Noch sind, um von kleineren Notizen oder textkritischen Bemerkungen (wie sie unter anderm zu Lessing, Heinse, Heinrich v. Kleist vorliegen) abzusehen, ein trotz allem Ernst der Arbeit wenig lohnender

Aufsatz Seufferts über die Abteilung „Heimkehr“ in Heines „Buch der Lieder“ und ein paar Abhandlungen über Lessing zu erwähnen. In der einen bemüht sich Alexander v. Weilen, eine kleine kritische Anzeige und eine gröfsere Rezension in der „Hamburgischen neuen Zeitung“ für Lessing in Anspruch zu nehmen, wogegen sich Erich Schmidt sogleich energisch verwahrt. Seine Ablehnung der umfangreichen, zweiten Rezension ist zweifellos berechtigt; die kleinere Kritik könnte allenfalls doch von Lessing stammen. Ein zwingender Grund, sie ihm zuzuschreiben, wird sich freilich kaum ausfindig machen lassen. Mehreren hauptsächlichen Motiven und Modellen in Lessings theatralischen Werken widmet Richard M. Meyer schliefslich noch einen gröfseren Aufsatz, der ältere Forschung zusammenfafst und neu beleuchtet. Die meisten dieser Beiträge übertrifft aber an Wert und an geschichtlichem Interesse die Abhandlung über Gerstenbergs Verhältnis zur altnordischen Mythologie, die Eugen Oder nach einer Skizze seines jung verstorbenen Freundes Werner Pfau ausarbeitete; bei der Bedeutung, die die nordische Sage in unserer neueren und neuesten Dichtung gewann, mufs ihr erstes Eindringen, zumal wenn es so gründlich untersucht wird, die Aufmerksamkeit der Literaturfreunde ganz besonders fesseln.

Ein gut Teil emsiger und mühsamer Arbeit ist in diesen beiden Bänden der „Vierteljahrschrift“ niedergelegt. Die Kräfte der Arbeitenden sind verschieden, verschieden ist auch der Erfolg, den sie erringen; gleich aber ist der Fleifs und das unbedingte Streben nach Bereicherung unserer wissenschaftlichen Erkenntnis. Dafs diese letzteren Vorzüge alle Beiträge der Zeitschrift schmücken, das ist nicht zum geringsten Teile das Verdienst des Herausgebers, dessen vor der Öffentlichkeit zurücktretende Beihilfe der Sachkundige oft genug in den verschiedensten Aufsätzen wahrnimmt. Möge seine Mühe wie das ganze Unternehmen bei philologisch gebildeten Lesern, deren jeder ohne Ausnahme Anregung und Belehrung in der „Vierteljahrschrift“ finden kann, den gebührenden Lohn ernten!

Studien zur Literaturgeschichte. Michael Bernays gewidmet von Schülern und Freunden. Hamburg und Leipzig, Verlag von Leopold Voss, 1893. (330 S. gr. 8°. M. 8.)

Fünfzehn Schüler und jüngere Freunde von Michael Bernays legen hier in einem auch äufserlich vornehm ausgestatteten Sammelbande Früchte ihrer Studien dem Manne zu Füfsen, der einst die Richtung ihrer wissenschaftlichen Thätigkeit überhaupt bestimmte oder doch auf einzelnen Gebieten derselben ihnen gelegentlich zum Pfadfinder wurde. Den verschiedensten Bezirken der literargeschichtlichen Forschung gehören die fünfzehn Aufsätze an, auch an Art und Umfang sind sie ziemlich ungleich ausgefallen; aber alle zeugen von sorgfältiger, selbständiger Arbeit und führen demgemäfs zu schätzbaren wissenschaftlichen Ergebnissen. Am weitesten greift Karl Borinski in seiner Skizze einer Geschichte des Enjambements aus; er beginnt mit Homer

und Sophokles und endigt mit Paul Heyse und den Bestrebungen der neuesten französischen Literatur. Die Untersuchnng fördert schon jetzt, da sie vielfach noch ganz allgemein gehalten ist, einige sehr hübsche Resultate zu Tage; der Gewinn aber, den sie bringt, besteht noch mehr in der allseitigen Anregung zu neuer Detailforschung im Sinne des Verfassers. Aus der nordischen Literatur des 14. Jahrhunderts teilt Wolfgang Golther eine durch ihr Verhältnis zur Tristansage merkwürdige Erzählung mit und weist an ihr ebenso klar wie feinsinnig die einzelnen Phasen in der Entwicklung eines schlichten Märchens zum vollendeten Kunstgedichte nach. Nicht weniger als vier Aufsätze weisen uns in die letzten Jahrzehnte des 15. Jahrhunderts. Zur Geschichte der berühmten Venetianerin Cassandra Fedele macht Henry Simonsfeld einige neue, einen früheren Vortrag desselben Verfassers ergänzende Bemerkungen. Zwei Monologe, die in der Pariser Ausgabe von 1532 dem französischen Dichter Guillaume Coquillart zugeschrieben sind, untersucht Werner Söderhjelm auf ihre Echtheit, die er dem ersten dieser Stücke, dem „Monologue du puits", mit triftigen Gründen abspricht. Umfangreiche Bruchstücke teilt Karl Vollmöller aus einer ungedruckten altspanischen Prosaübersetzung der „Ilias" mit, die von einem ungenannten Verfasser nach der 1440 entstandenen, gleichfalls noch ungedruckten lateinischen Prosaübersetzung des italienischen Humanisten Petrus Candidus Decembrius ausgearbeitet wurde. Unserer heimischen Literatur endlich wendet sich Hermann Wunderlich zu: er gibt mehrere, vorwiegend sprachliche Bemerkungen zur ersten Verdeutschung einer Terentianischen Komödie, des „Eunuchus" (Ulm 1486), und bringt aus Ulmer Urkunden allerlei Neues über den Verfasser dieser Übersetzung selbst. Hans Nithart, und dessen Familie bei. Zur Biographie eines späteren deutschen Dichters, Georg Rodolf Weckherlins, spendet Hans Schnorr v. Carolsfeld einen erwünschten Beitrag: vier lateinische Briefe Weckherlins an Camerarius. Mehr der eigentlichen Literaturgeschichte kommt eine Abhandlung von Hans Bodmer zu Gute, der die Anfänge der Übersetzung Miltons durch seinen berühmten Namensvetter, besonders mit Hilfe ungedruckter Briefe desselben an Zellweger, klar beleuchtet und dabei verschiedene Irrtümer in den bisherigen Ansichten berichtigt. Eine verborgene Quelle des jungen Goethe deckt Georg Witkowski auf. Er weist nach, dafs der Aufsatz „Nach Falconet und über Falconet" (1776) zum grofsen Teil auf die „Réflexions sur la sculpture" (1761) und auf die „Observations sur la statue de Marc-Aurèle et sur d'autres objets relatifs aux beaux-arts" (1771) des französischen Bildhauers und Kunstschriftstellers, den er bei dieser Gelegenheit vortrefflich charakterisiert, zurückgehe. Mit einem Schüler und Schützling Goethes, dem Schauspieler und Dramendichter Pius Alexander Wolff, beschäftigt sich Max Koch. Neben einem (gleichzeitig auch von anderer Seite veröffentlichten) Briefe Goethes teilt er gröfsere Auszüge aus Wolffs Briefen mit, die allerhand Neues für unsere Kenntnis vom Leben und Wirken des nicht unbedeutenden Mannes während seiner letzten Periode (in Berlin) ergeben. Zu Goethes grofsem Geistes-

und Kunstgenossen leitet uns der Versuch Walter Bormanns, den Ideengang in Schillers „Künstlern“ übersichtlich in grofsen Zügen darzustellen und die Übereinstimmung der in diesem Gedichte ausgesprochenen Gedanken mit den Anschauungen der spätern ästhetischen Schriften Schillers nachzuweisen. Gleichfalls auf philosophischem Gebiete bewegt sich Eugen Kühnemanns Untersuchung über den letzten Kampf, den Herder in der „Metakritik“ und in der „Kalligone“ gegen die mifsverstandene Lehre Kants unternahm. Dem Aufsatze ist vor allem die klare, einfach-verständliche Darlegung der Grundgedanken Kants sowohl wie seines Gegners nachzurühmen. Auf einem andern Seitenpfade der deutschen Literaturgeschichte wandelt Heinrich Wölfflin, indem er die Stellung der „Herzensergiefsungen eines kunstliebenden Klosterbruders“ von Wackenroder innerhalb der kunstgeschichtlichen Literatur und künstlerischen Praxis ihrer Zeit ebenso vorsichtig wie sicher zu bestimmen sucht. Hans Wolfgang Singer geht den Einwirkungen deutscher Poesie auf das englische Volk nach: er verzeichnet mehrere, meistens aus der Masse des Volkes stammende und daher oft recht schiefe Urteile englischer Kritiker aus dem Ende des 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts über Dramen Lessings, Goethes und Schillers, die nach und nach über dem Kanal übersetzt, bearbeitet oder aufgeführt wurden. Den Beziehungen zwischen der englischen und der deutschen Dichtung ist endlich auch der weitaus umfangreichste Beitrag zu der Sammelschrift gewidmet, der Aufsatz von Julius Elias über die Shakespeare-Übersetzung, mit der sich Johann Gottlob Regis zu verschiedenen Zeiten seines Lebens, etwa von 1813 an bis 1847, ernstlich und fruchtbar beschäftigte. Elias teilt philologisch genau sämtliche Bruchstücke mit, die sich von dieser Arbeit im Nachlafs des Übersetzers erhalten haben; besonders bedeutsam darunter sind die gröfseren Fragmente einer Verdeutschung von „Heinrich VIII.“, „Coriolan“ und „Hamlet“.

Die reichen Ergebnisse dieser ganzen Sammelschrift, um deren Herausgabe sich namentlich Elias bemüht hat, machen das schöne Buch der Aufmerksamkeit wissenschaftlicher Kreise im hohen Grade wert. Sie ehren zugleich die Verfasser der einzelnen Aufsätze wie den Empfänger derselben. Von Bernays' weitem geistigen Gesichtskreis und von seiner Gabe, durch eine Fülle der mannigfachsten Anregungen alle Arten von historisch-philologischer Arbeit zu fördern, legt freilich das Buch trotz seines Reichtums nur ein dürftiges Zeugnis ab.

Kunst und Literatur. Gesammelte Vorträge von A. Frantz, Dr. theol. und Superintendent. Mit Genehmigung des Verfassers herausgegeben von Adalbert Roeper. Leipzig, Herm. Oesterwitz Nachf. (VI und 199 S. gr. 8°.)

Wie der Herausgeber in dem kurzen Vorwort selbst hervorhebt, sind es keine gelehrten, akademischen Abhandlungen, sondern von einem künstlerischen Standpunkt aus komponierte Vorträge, die er

den Lesern hier darbietet. Auf neuen, selbständigen Studien beruhen diese sechs Aufsätze nur zum geringsten Teil; aber Frantz stellt in ihnen die Ergebnisse eigner und fremder früherer Forschung meistens anziehend, geistreich sowohl wie geschmackvoll, dar. Die drei ersten sind der deutschen und der italienischen bildenden Kunst, die drei letzten der deutschen und der italienischen Literatur gewidmet. Unter jenen ragt an Umfang und Bedeutung ein von edelster Begeisterung erfüllter Essay über Peter v. Cornelius hervor: den vielfach unverstandenen oder neuerdings schnöde herabgesetzten Maler charakterisiert Frantz vornehmlich als grofsen Dichter und Denker, dem Stift und Pinsel zum Ausdruck seiner gewaltigen Ideenwelt dienen mufsten. Von den Aufsätzen über Dichter und Dichtwerke ist der über Klopstock vielleicht am unbedeutendsten; ohne dafs er gerade etwas Unrichtiges enthält, kommt er doch nirgends über das längst Bekannte hinaus, fafst es auch nicht unter neuen Gesichtspunkten in interessanter Form zusammen. Im Einzelnen findet sich hie und da ein allzu einseitiges Urteil, so wenn S. 103 die pietistische Auffassung der Religion den Zeitgenossen Klopstocks den Vorwurf einer „breiweichen Stimmung“ zuzieht. Auch den kurz vorher (S. 100 f.) ausgesprochenen Satz, man müsse Klopstock in der Ferne und im Ganzen, nicht in der Nähe und im Einzelnen betrachten, wenn er nicht alles verlieren sollte, halte ich nur für halbrichtig. Den Eindruck erhabener Gröfse macht Klopstock freilich aus der Ferne mehr; um aber den Künstler in ihm recht zu würdigen, mufs man gerade vom Ganzen, das selten tadelfrei ist, auf das Einzelne blicken und die oft herrlichen Schönheiten dieses Einzelnen möglichst nahe sich ansehen. Mit dem folgenden Aufsatze über Faust (Volksbuch und Bühnenstücke) kann ich mich nicht befreunden. Die Art, wie der Verf. das Zauberwesen und den Teufelsglauben behandelt, ist gar zu theologisierend; der historische Faust. den er sich aus der Sage herauskonstruiert, stimmt mit dem von der Wissenschaft urkundlich nachgewiesenen vielfach nicht überein; auch in dem, was er zur Bühnengeschichte des „Faust“ im 16. bis 19. Jahrhundert überhaupt und zu Goethes Tragödie im Besonderen bemerkt, verstöfst er öfters gegen Ergebnisse der Forschung, die seit zehn und zwanzig Jahren gesichert und in Fachkreisen bekannt sind. Selbst das ästhetische Urteil des Verfassers ist hier nicht selten allzu subjektiv, als dafs es auf Billigung in weiteren Kreisen Anspruch hätte. Irrtümer im Einzelnen, wie S. 126 die Behauptung, die englischen Komödianten um 1600 seien „mit wohl seltener Ausnahme“ Deutsche gewesen, oder S. 132 der Satz, der Hanswurst sei 1727 auf Gottscheds Veranlassung in Leipzig öffentlich verbrannt worden, oder S. 138 die zu S. 174 schlecht stimmende Bemerkung über das „unselige“ Verhältnis Goethes zu Frau v. Stein, das den Dichter (dem Frantz ebenda auch sonst allerlei Verkehrtes nachsagt) 1786 zu der Reise nach Italien bestimmt habe, und ähnliche Fehler fallen nicht einmal besonders schwer ins Gewicht; Anlage und Ausführung des Aufsatzes im Ganzen ist verfehlt. Dagegen ist der das Buch abschliefsende Essay über Torquato Tasso wieder freudig zu begrüfsen; trefflich ist darin vor allem die

ausführliche, auch formal sehr gewandte Darlegung, wie Goethes Drama sich zu der Geschichte des wirklichen Tasso, zu den historischen Persönlichkeiten und Ereignissen seiner Zeit verhält. Wohlthuend berührt in allen diesen Aufsätzen, unter denen die der bildenden Kunst gewidmeten im Ganzen die bedeutenderen zu sein scheinen, der reine Sinn des Verfassers für das wahrhaft Schöne. Mögen sie auch da, wo sie nicht mehr sachlich belehrend wirken können, diesen Sinn pflegen und verbreiten helfen!

München. Franz Muncker.

J. Lattmann, Grundzüge der deutschen Grammatik. Siebente, vermehrte und verbesserte Auflage. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht. 1892. Preis 1 M.

Während in Preufsen den früheren Lehrplänen gemäfs der grammatische Unterricht im Deutschen nach den Worten des Verf. nur ein „gelegentlicher, angelehnter“ und deshalb gar oft dem Zufall — oder sagen wir es bestimmter — der reinen Willkür überlassen war, setzt der neue, unter so grofser Bewegung und so lautem Hall zustande gebrachte Lehrplan von 1891 bestimmte Arbeitsstoffe für die Klassen VI—VIII fest — ganz genau so, wie wir es in Bayern seit langen Jahren haben.

Im Anschlusse an diese neue Ordnung der Dinge hat es Lattmann unternommen, sein bestbekanntes Lehrbuch einigermafsen dementsprechend einzurichten und umzuarbeiten, namentlich soweit die Zuteilung des Stoffes zu den einzelnen Klassen in Frage kommt. Im übrigen will sein Werk kein Lehrbuch im hergebrachten Sinne eines Leitfadens sein, sondern es soll „dasjenige vorstellen, was man wohl ein Ergebnisbuch genannt hat, d. h. ein den verschiedenen Klassen gemeinsames Kompendium, auf das der vorausgehende mündliche Unterricht abschnittweise als sein Ziel hinführen soll.“ Als eine Parallelgrammatik gibt sich dasselbe ferner insofern zu erkennen, als Ausdruck und Darstellung namentlich in der Satzlehre möglichst in Übereinstimmung mit der lateinischen und griechischen Grammatik (des Verf.) gebracht wurden, — ein Gedanke, den zufolge Anregung seitens seines Lehrers Thiersch Lorenz Englmann schon im J. 1850 fafste, den er 20 Jahre später ausführte, nachdem ihm der Mannheimer J. C. Schmitt-Blank 1865 mit Herausgabe einer ähnlich angelegten Parallelgrammatik vorausgegangen war.

Gegenüber den früheren Auflagen hat diese neueste mehrere wesentliche Verbesserungen erfahren, gleichwie auch die Schriften von Schröder, Wustmann und Erbe Berücksichtigung erfuhren; dagegen hat L. den „praktischen Vorschlägen“, welche Franz Kern im 8. Kapitel seiner deutschen Satzlehre aufstellt, nur mit grofser Vorsicht und bedächtiger Auswahl sich angeschlossen und bekämpft in der Vorrede geradezu einige Meinungen jenes Sprachgelehrten (betr. Kopula, Subjektwort beim Vokativ). Hier möge gleich bemerkt sein, dafs in einer demnächst erscheinenden Abhandlung der Verf. die in früheren

Vorreden nur kurz ausgesprochenen methodischen Grundsätze, die sein Buch voraussetzt, ausführlicher darzulegen gesonnen ist.

Nachfolgend sollen einige Punkte hervorgehoben werden, welche in mehrfacher Hinsicht Abweichungen von der sonstigen Darstellung aufweisen.

In einer Haupteinteilung der Substantive unterscheidet L. Personen-, Tier- und Sachnamen. Das ist eine für Sextaner verständliche Einteilung; diejenige in Konkreta und Abstrakta wird einer späteren Stufe zugewiesen; u. E. gehören diese Begriffe überhaupt nicht in eine Grammatik, sondern in ein Lehrbuch der Stilistik oder Logik; auf letztere weist ja schon die Definition von Abstraktum hin. — Die Lautlehre ist in den Abschnitt von der Rechtschreibung zurückgestellt. — Auf S. 4 und 5 erwähnt der Verf. merkwürdigerweise den starken Singular der Feminina und zählt einige Substantive auf, die allerdings im Ahd. nach der A-Deklination starker Feminina gingen, während bei dem heutigen Schwunde jeglicher Flexionsbezeichnung am Singular dieser Wörter eine solche Unterscheidung völlig wertlos, ja für Schüler geradezu unverständlich ist. Sollte nicht eher Lyons Bemerkung Geltung haben (Ab. d. d. Gr. S. 16): „Hat ein Fem. einen st. Pl., so rechnen wir es auch seinem Sing. nach zur st. Dekl." Ebenso ist das Verhältnis bei der schw. Dekl., mag es auch im Ahd. anders sich verhalten haben. — Statt händebreit hätte Nachtigall als Beispiel eines st. Sing. Gen. der Fem. Aufnahme verdient. — Warum bei der Flexion der Substantive nicht auch nach dem Vorgange anderer Grammatiker eine gemischte Deklination konstruiert wurde, ist unerfindlich. — Die Bestimmungen über den Umlaut einzelner Adjektive (schmal, fromm, dumm, gesund) bei der Komparation stehen in Widerspruch mit anderweitigen Angaben. — Wann gebraucht man die Form „am schönsten"? — „Wenn im Verhältnisse zu einwirkenden Umständen der höchste Grad einer Eigenschaft selbst angegeben werden soll." Am Rande dieser Regel steht ein S = Sexta! — Die Lostrennung des determinativen der die das vom demonstrativen ist ohne allen praktischen Wert; desgleichen die Teilung in definitive und indefinitive Relativa. — Zu rügen ist der Mangel an Konsequenz bei der Benennung der Nebensätze: sechs Arten derselben führen deutsche Namen, die Kausalsätze allein tauchen in fremdem Gewande auf. — Auffallend ist die Weitherzigkeit des Verf. in der Zulassung von sonst verpönten oder ganz vereinzelt vorkommenden Formen und Bildungen: Vofs Luise. lieben Freunde!, von allen Künsten ist die Musik die, die die Menschen am meisten erfreut. — In überaus weiter Ausdehnung sind aufser der Interpunktion die orthographischen Regeln behandelt; in dem anhangsweise beigefügten Wörterverzeichnisse finden sich indes 1. viele mundartliche Ausdrücke, 2. Schreibweisen, wie sie in Bayern durchaus nicht zulässig sind.

Einen im Verhältnis zu sonstigen Lehrbüchern sehr grofsen Raum nimmt die Tempus- und Moduslehre ein und hier ist das Gebiet, wo am meisten eine Angleichung an altklassische Grammatiken ersichtlich ist. Wie immer man sich zur Durchführung eines solchen Parallelismus

verhalten mag, soviel mufs anerkannt werden, dafs im vorliegenden Buche der Stoff gründlich und klar bearbeitet ist, weswegen wir nicht anstehen, in unserem Urteile denjenigen uns anzuschliefsen, welche dieser Arbeit das gleiche Lob spenden, wie den übrigen, nach einem einheitlichen Gedanken ausgestalteten Werken des Verfassers.

Hof. Rud. Schwenk.

Die Oden und Epoden des Horaz für Freunde klassischer Bildung, besonders für die Primaner unserer Gymnasien bearbeitet von Professor Dr. Hermann Menge, Direktor des Gymnasiums zu Sangerhausen. I. Teil. Sangerhausen 1892. Verlag von Ewald Sittig. II. Teil Sangerhausen 1893.

Der Verfasser hat, wie er selbst in der Einleitung sagt, unternommen, die lyrischen Gedichte des Horaz in einer bisher noch von keiner Seite versuchten Weise zu bearbeiten. „Dem lateinischen Texte jedes Gedichts ist eine genaue Inhaltsangabe oder Disposition desselben nebst orientierenden Bemerkungen vorausgeschickt, welche zum Verständnis und zu richtiger Auffassung des Gedichts notwendig oder wünschenwert erscheinen. Nach dem lateinischen Texte folgt eine prosaische Übersetzung, welche Genauigkeit mit Schönheit der Sprache zu vereinigen strebt, danach eine poetische Wiedergabe in moderner Form."

Die Inhaltsangaben der einzelnen Gedichte sind gut, ebenso die daran geknüpften Bemerkungen über Entstehungszeit, besondere Verhältnisse des Dichters zu den angeredeten Personen und Ähnliches. Wo eine ästhetische Würdigung des Gedichtes folgt, zeugt dieselbe von dem feinen Verständnis des Herausgebers für die Eigentümlichkeiten der horazischen Muse. Dafs M. dabei die reichhaltige neuere Horazliteratur fleifsig studiert und benützt hat, sagt er selbst und läfst sich auch leicht erkennen. Der Text schliefst sich, wie gelegentliche Vergleichungen zeigen, im allgemeinen an die Ausgabe von Kiefsling an, welche M. in warmen Worten für die weitaus beste erklärt. Auf einige gewagte Konjekturen desselben aber geht er nicht ein. Die Prosaübersetzung vereinigt Treue mit Schönheit. Nur ein paar Stellen können beanstandet werden. So erscheint mir in II. 13, 37 „Tantalus, der Vater des Pelops", nicht ganz gerechtfertigt. Horaz sagt nur Pelopis parens; somit genügt das eine von beiden: „Tantalus" oder „Der Vater des Pelops". In II. 18, 7 und 8 dürfte die Übersetzung: „noch ziehen mir vornehme Klientinnen die Schleppen lakonischer Purpurgewänder hinter sich her" nicht dem Zusammenhang entsprechen. Es handelt sich doch um die Schilderung des Reichtums. Nun kann man Klientinnen, die Purpurkleider tragen, doch nicht wohl für Zeichen des Reichtums am Patron erklären, wohl aber ist das der Fall, wenn sie für ihn Purpur spinnen und weben. So fassen die Stelle auch Kiefsling und Küster auf, wobei diese mit Recht auf Cic. Verres IV. 26, 59 verweisen. In III. 12, 2 ist Zungenschlag für patruae verbera

linguae unglücklich gewählt; für den Süddeutschen wenigstens hat das Wort Zungenschlag eine ganz andere Bedeutung. Glücksgraben in III. 27, 11 ist ein sinnstörender Druckfehler für Glücksraben. Sonst enthält das Buch, was ich gleich hier bemerken will, aufser den am Schlusse angegebenen Druckfehlern noch ein paar, so p. 259 ablegenen für abgelegenen, p. 377 seidem für seitdem. Von Bedeutung aber ist nur p. 387 im Text von ep. 16, 26 vatis für vadis.

Die Beigabe einer metrischen Übersetzung, fast durchaus in moderner Form, darf gewifs auf Beifall rechnen. Nur hätte der Verf. bei Aufnahme der Gedichte den Satz, welchen er in der Vorrede p. III. ausspricht, auch den Nachdichtern gegenüber mehr aufrecht erhalten sollen. Er sagt nämlich dort: „Es wird demnach jeder, dessen Arbeiten ich benützt habe, dasjenige, was ich von ihm entlehnt habe, unverschleiert und unverhüllt bei mir so vorfinden, wie er es selbst der Aufsenwelt geboten hat.“ Nun hat M. wohl, wenn er die Arbeiten Verschiedener zu einer verschmolz, dies meist angegeben, z. B. I. 18: Nach R. Westphal und E. Günther. Dagegen befindet sich in der Übertragung von II. 16, unter welcher mein Name steht, eine ganze Strophe — die achte —, welche nicht von mir herrührt. Einigermafsen sollte auch dem Nachdichter die Rücksicht zu gute kommen, welche Dr. R. Stölzle im XX. Bd. dieser Blätter in dem Aufsatze „Die deutschen Dichter in dem Lesebuch des Herrn Prof. Dr. Zettel“ für die Dichter in Anspruch genommen hat. Doch dies will ich nur so nebenbei pro domo gesagt haben; der Wert von Menges Arbeit soll dadurch nicht herabgesetzt werden.

Das Buch eignet sich in ganz besonderer Weise für diejenigen, welche ihren Horaz auch dann noch lesen wollen, wenn sie die Schwelle des Gymnasiums hinter sich haben. Oft schon hörte ich, wie Männer in verschiedenen Lebenstellungen den Wunsch äufserten, sie möchten wieder einmal Horaz lesen, doch falle es ihnen zu schwer. Sie hätten es schon einigemale versucht, doch seien ihnen zu viele Wörter bereits wieder verloren gegangen, und die Konstruktion mache ihnen Schwierigkeiten. Alle diese haben nun Gelegenheit, ihr Verlangen mühelos zu befriedigen. Man orientiert sich rasch über den Inhalt, liest den Text und wo einmal das Verständnis stockt, hilft die Prosaübersetzung schnell über das Hindernis weg. Zum Schlusse kann man auch noch sehen, wie sich eine horazische Ode in moderner Übertragung ausnimmt, und beobachten, dafs sich Altertum und Neuzeit oft merkwürdig in Anschauung und Ausdrucksweise decken, andererseits aber auch, dafs sich der Geschmack in Jahrhunderten ändert. Dafs aber möglichst viele auch in späteren Jahren noch Freude an der Lektüre des liebenswürdigsten Dichters des Altertums haben, dies zu bewirken ist Aufgabe der Lehrer an den Gymnasien. Sie müssen die Schüler in die Schönheiten des Horaz einführen, ohne sie mit Grammatik und Metrik mehr zu behelligen als zum Verständnis der Gedichte absolut nötig ist. Einem Schüler die Mengesche Ausgabe direkt in die Hand zu geben, wird in Süddeutschland wohl mancher Lehrer anstand

nehmen, da bei uns noch immer mehr selbständige Präparation als in Norddeutschland gefordert wird.

Die hübsche Ausstattung des Buches in Papier und Druck gereicht ihm noch zu besonderer Empfehlung.

Landshut. Proschberger.

M. Tullii Ciceronis oritiones selectae ed. Otto Heine. P. I. Pro S. Roscio Amerino, pro lege Manilia. Halle. Waisenhaus 1893.

Ciceros Reden gegen L. Catilina und seine Genossen von H. Nohl. 2. Auflage. Leipzig 1893. Freytag. Geb. 70 Pfg.

In gefälliger Ausstattung mit unten stehenden kritischen Noten läfst Heine die beiden vielgelesenen Reden in 22. Auflage erscheinen. Störend sind die im Texte vorkommenden Hinweise auf die kritischen Anmerkungen; es widerspricht dies dem Zwecke der Bearbeitung. Der Text ist mit Besonnenheit hergestellt; doch die Änderung Pomp. 18 nos publicanis pulsis amissa vectigalia posse victoria recuperare pafst nicht zur folgenden Begründung: neque enim isdem redimendi facultas erit propter calamitatem neque aliis voluntas propter timorem; auch ist die Vertreibung der Pächter gleichgiltig; man erwartet doch die Vertröstung derselben auf den Sieg; unter den mitgeteilten Vermutungen fehlt die Deuerlings, die dem geforderten Sinne am nächsten kommt.

Nohls neue Bearbeitung unterscheidet sich insoferne von der ersten, dafs ein Titelbild, Cicero nach Rubens, voransteht und eine Einleitung in das Leben des Redners und seine Reden gegen Catilina einführt; der Anhang behandelt ‚Senat und Volksversammlung zu Ciceros Zeit.‘ An Einzelheiten soll nicht gemäkelt werden, z. B. an der nicht antiken Anschauung; ‚sein Unglück war, dafs er in einer Zeit lebte, wo nur der Säbel galt‘. Doch möchte die Disposition der Reden eine Besserung vertragen, wenn sie nicht bei Stegreifreden, wie sie trotz der späteren Umarbeitung die erste Rede gegen Catilina bleibt, lieber weggelassen oder der Gedankengang in fortlaufender Darstellung angegeben wird. In der Praxis werden sich z. B. die im gleichen Verlage erschienenen Dispositionen der olynthischen Reden des Demosthenes nicht immer bewährt haben; nur dann haben sie Wert, wenn sie aus dem Unterrichte selbst erarbeitet werden oder doch in die rhetorische Technik des Schriftstellers eindringen. — Der Text ist ziemlich unverändert geblieben; die wenigen Abweichungen von der ersten Auflage sind am Schlusse verzeichnet, die sonstigen kritischen Nachweise fehlen; die Eigentümlichkeit, dafs zwischen dem regierenden Verbum und dem nachfolgenden abhängigen Infinitivsatz ein Unterscheidungszeichen gesetzt wird, ist geblieben. II. 5 fehlt immer noch das an dieser Stelle so spöttische suos milites, vgl. § 22. III. 28 est etiam oder enim ist kaum richtig; man erwartet vero, das paläograpisch nahe liegt. IV. 20 quam mihi illi hat handschriftliche Grundlage, ebenso II. 8; die Lesarten wurden nur mit Recht empfohlen.

München. C. Hammer.

Titi Livi ab urbe condita liber XXI. Für den Schulgebrauch erklärt von Eduard Wölfflin. 4. Auflage. Leipzig, Teubner 1891.

Der Text der 4. Auflage, welche wie die vorherige Franz Luterbacher besorgte, bietet einige neue Lesarten, von welchen 11 in Übereinstimmung mit der Ausgabe von Prof. Luchs aufgenommen wurden; aufserdem wurde cap. 43, 13 das überlieferte hoc (st. huc) hergestellt. Immerhin variieren beide Ausgaben noch an mehr als 50 Stellen, an 20 derselben stehen Konjekturen von Wölfflin. Von diesen ist wohl am überzeugendsten die Verbesserung cap. 31, 7 disceptatio cum ad Hannibalem delegata (delecta und delata die Hss.) esset, vgl. 5, 25, 7 cum ea disceptatio . . delegata ad pontifices esset; auch die meisten anderen sind gut aus dem Sprachgebrauch des Livius begründet; nur darin ist Wölfflin kaum zuzustimmen, dafs er gegen die Hss. cap. 40, 11 ita forsitan decuit statt decuerit mit der Begründung schreibt, Liv. verbinde forsitan und forsan nur in den ersten Büchern mit dem Indikativ, später konstant mit dem Konjunktiv. Nach des Ref. Anschauung genügt für die Rechtfertigung des Indikativs die Sicherheit der Überlieferung und der Umstand, dafs forsitan mit dem Indikativ sonst überhaupt bei Livius öfter nachweisbar ist. — Cap. 49, 6, wo über die zur Verteidigung Lilybäums gegen einen Angriff der karthagischen Flotte getroffenen Mafsnahmen berichtet wird, . . . legati tribunique suos ad curam custodiae intendere, et ante omnia Lilybaeum teneri apparatu belli . . perque omnem oram, qui ex speculis prospicerent adventantem hostium classem, simili (so Putean. [2]), kam Ref. zu einem eigenen Vorschlage. Während nämlich Wölfflin für simili dimissis, Luchs nach einer Vermutung Weifsenborns missi schreibt, stecken in der Korruptel zweifellos die Reste zweier Worte, von milites als Subjekt und von einem Partizip, vermutlich missi verteilt; vgl. cap. 55, 1 oleo per manipulos . . misso), als Prädikat; ich lese also perque omnem oram . . . <mis> si mili <tes>. Zur Voranstellung des Prädikats vgl. 23, 28, 12 versum bellum; 24, 37, 11 consensa . . contio; 25, 21, 6 porrecta acies (erg. est).

Der Anhang (S. 130—135) erwähnt nun alle mit der Ausgabe von Luchs nicht übereinstimmenden Stellen des Textes; auch wurden einige kritische Bemerkungen aus dem Kommentar in denselben verwiesen.

Titi Livi ab urbe condita liber XXII. Für den Schulgebrauch erklärt von Eduard Wölfflin. 4. Auflage. Leipzig, Teubner 1891.

Wie die 2., so hat auch die 3. Auflage viele Veränderungen erfahren, insbesondere wurde der Text an 25 Stellen mit dem der Ausgabe von Prof. Luchs in Übereinstimmung gebracht, weicht indes noch immer an mehr als 60 von der letzteren ab. An zehn derselben hat der Herausgeber die Lesart des Puteanus mit Recht beibehalten,

während Luchs Konjekturen aufgenommen hatte oder einer minder guten Überlieferung gefolgt war. Umgekehrt wurden an mehreren Stellen, wo dieser sich für die handschriftliche Lesart entschied, Konjekturen aufgenommen; so schreibt Wölfflin abweichend von Luchs 5, 4 ad gemitus vulneratorum nach Ruperti (vulnerum P); 43, 11 aciem derigerent (dirig. P); nach älteren Ausgaben 22, 13 parentibus, quorum maximum momentum (nomen P) in civitatibus est suis nach Madvig, dessen Vorschlag jedoch kaum richtig ist, da nomen, welches in der Bedeutung Ruf, Ansehen auch sonst vorkommt, ganz wie an unserer Stelle sich gebraucht findet Caes. bell. Gall. 4, 16, 7 tantum esse nomen atque opinionem eius exercitus . . . etiam ad ultimas Germanorum nationes. — Auch in einigen Fällen, wo beide Herausgeber von der Lesart des Puteanus abgingen, wäre nach des Referenten Ansicht an dieser besten Überlieferung festzuhalten gewesen, so 3, 13 si . . manus prae metu obtorpuerit (Wölffl. obtorpuerint nach einer jüngeren Hschr., Luchs obtorpuerunt nach Madvig; Weifsenborn bemerkt treffend: „manus abstrakt, die Kraft in den Händen"), ferner 29, 11 arma dexterae (arma ac dext. Madv., Luchs, Wölffl.) und 52, 5 praeda ingens parata est (parta haben die meisten Ausgaben), vgl. 25, 39, 11 praedam ingentem paratam (so P) und Band XXVIII, S. 624 dieser Blätter. — 4, 4 ab tergo ac super caput deceptae insidiae liest Ref. weder mit Luchs haud detectae i. noch mit Wölfflin haud dispectae i., sondern billigt die einfache Verbesserung von Lipsius decepere = fefellere, vgl. Hor. sat. 1, 39. amatorem amicae turpia decipiunt caecum vitia.

München. Fr. Walter.

Varnhagen (Hermann), Eine lateinische Bearbeitung der Legende der Katharina von Alexandrien in Distichen. Nach den beiden bekannten Handschriften herausgegeben. Nebst dem lateinischen Texte des Mombritius. Erlangen 1892. Fr. Junge. 4°. 1 Bl. 32 S.

Die Ausgabe der metrischen Legende beruht auf einer Wiener Handschrift des 14. Jahrhunderts (CW) und einem aus einer früher in Brüssel befindlichen, gegenwärtig nicht aufzutreibenden Handschrift des 15. Jahrhunderts geflossenen Drucke im Bulletin du bibliophile belge von 1857 (B). Der Herausgeber hält diesen Druck für sorgfältig genug, um ihn als Repräsentanten der Handschrift gelten zu lassen und wählt ihn zur Grundlage seines Textes. In der That erhalten die Lesarten von B wiederholt Bestätigung durch die prosaische Vorlage des unbekannten Dichters, einen Auszug aus der Legende, welche zuletzt Hermann Knust in seinem von Gelehrsamkeit, aber auch von unwissenschaftlicher Parteilichkeit und Verbissenheit zeugenden Buche „Geschichte der Legenden der hl. Katharina von Alexandrien und der h. Maria Aegyptiaca" (Halle 1890)[1]) S. 231 ff. nach einer Handschrift

[1]) Vgl. Revue critique 1890 II 169 ff. — Ergänzungen zu Knust's Buche liefern die Arbeiten von Paulson „Fragmentum vitae s. Cath. Al. metricum"

des brittischen Museums (s. XII. oder XIII.) veröffentlicht hat. Aber B zu Liebe v. 311 ‚rex inĭquus' und v. 634 ‚me subĭntrare' zu edieren, während W ‚rex impius' und ‚me subinire' (vgl. 705) bietet, hätte ich mich nicht entschliefsen können. Im Anhang (S. 26 ff.) hat Varnhagen die passio Catharinae aus dem seltenen ‚Sanctuarium' des Mombritius (um 1475 erschienen) abdrucken lassen und „dabei offenbare Fehler des Druckes" unter Beiziehung eines Bruchstückes von Monte Cassino (MC) und der griechischen Version, welche einen Athanasius als Verfasser nennt, zu berichtigen gesucht. Ich mufs den biederen Mombritius, dessen Sorgfalt in der Wiedergabe seiner Handschriften wiederholt (vgl. z. B. Wattenbach, Geschichtsquellen I[5] 9; K. J. Neumann, Der römische Staat und die allg. Kirche I 275) gerühmt wurde, an zwei Stellen in Schutz nehmen. S. 27 Z. 6 v. u. schreibt Varnhagen ‚permitte nos, o mulier, offerre sacrificium' und bemerkt dazu in Anm. 4 ‚gedruckt ‚dimitte', ebenso in MC. Vgl. aber (sic!) im griechischen Texte: Ἔασον ἡμᾶς, ὦ γύναι, ἐκτελέσαι τὴν θυσίαν'. Ich bitte den Herausgeber, sich aus Rönsch, Itala und Vulgata S. 359 f. überzeugen zu wollen, dafs ‚dimittere' im Sinne von ‚permittere' häufig im Bibellatein begegnet und mehrmals dem griechischen ‚ἐᾶν' entspricht. Der Schlufs der Legende (S. 32) lautet ‚decollata est beata Catherina . . . . regnante domino nostro Jesu Christo etc'. Daran knüpft Varnhagen die Bemerkung „das ‚regnante domino nostro J. Chr.' ist verderbt. Hinter ‚regnante' wird ‚Maxentio imperatore' gestanden haben. In welcher Weise dann aber der ‚dominus noster' daran angeknüpft war, läfst sich nicht sagen." Ein flüchtiges Blättern in einer Legendensammlung hätte ihn belehrt, dafs der Text vollständig in Ordnung ist.[1]) Ich greife nur ein Beispiel heraus, Pass. S. Procopii mart. c. 2 (act. mart. p. 387 der Regensburger Ausg.) ‚Hoc primum in Caesarea martyrium consummatum est, regnante domino nostro Jesu Christo etc.' Dagegen ist S. 29 Z. 13 v. u. eine kleine, völlig schmerzlose Operation vorzunehmen. Für ‚venite, procedamus ante dominam' ist nach dem Folgenden ‚et euntes ceciderunt ad pedes beatae Catherinae' und dem griechischen ‚δεῦτε, προσπέσωμεν τῇ ἁγίᾳ ταύτῃ' natürlich ‚procidamus' herzustellen. Das irrige ‚dominum' bei Mombritius, bez. in seiner Handschrift ist vielleicht durch eine unzeitige Reminiscenz an Ps. 94, 6 (nach dem psalt. Rom.) entstanden.

München. Carl Weyman.

Lund 1891 (ein Muster unnütz aufgewendeter Akribie) und Varnhagen „Zur Gesch. d. Leg. d. Kath. v. Al." Erl. 1891. Zur allgemeinen Orientierung kann des Jesuiten O. Pfülf Artikel „Kath. v. Al." im Freiburger Kirchenlexikon VII[2] 335 ff. dienen.

[1]) Datierung nach der Regierung Christi und des Kaisers z. B. acta S. Timothei p. 13, 70 ed. Usener.

Dr. Heinr. Reich, Übungsbuch der latein. Elementarstilistik für die sechste Klasse des humanistischen Gymnasiums und den dritten Kurs des Realgymnasiums. Bamberg und Leipzig. C. C. Buchner Verlag. 1893. 8. 1. Abteilung: Übersetzungsvorlagen. 120 Seiten. 2. Abt.: Hilfsbüchlein. 80 Seiten.

Die Freude, mit welcher Ref. an die Prüfung des Buches herangetreten ist, wurde während des Verlaufes derselben nicht getrübt. Ist doch mit der anerkennenswerten Leistung Reichs der schwere Anfang in erfolgreicher Weise gemacht und damit der vielersehnte Fortschritt zum Bessern eingeleitet. Denn wenn auch manche oder die meisten Lehrer bisher ihre Schüler von der VI. Klasse an mit den wichtigsten stilistischen Sprachgesetzen, sei es gelegentlich oder nach bestimmten Grundsätzen, bekannt gemacht haben, so wird doch erst durch die Einführung eines Buches wie des vorliegenden ein allgemeines planmäfsiges Erlernen und Einüben derselben erleichtert und das methodische Fortschreiten wesentlich gefördert.

Das Buch beginnt mit Wiederholungsaufgaben (22 St.), in welchen der Lehrstoff der vorausgehenden Klasse behandelt wird. Auf diese folgen 128 Stücke für die Einübung des Pensums der VI. Klasse und zwar durchschnittlich je 21 Stücke über den Gebrauch der subst., adiect., pronom., verba, adverb. (und praepos.), sodann 24 Übungsstücke über den gesamten Lehrstoff. Den Übersetzungsvorlagen ist in einem getrennten Heftchen mit eigenem Titel beigegeben ein Hilfsbüchlein, das Synonyma, ferner eine Auswahl kurzer Einzelbeispiele, dann eine Phraseologie und an letzter Stelle ein Wörterverzeichnis enthält.

Diese Anordnung und Einrichtung hält Ref. nicht für zweckmäfsig. Will der Lehrer nämlich mit den im Hilfsbüchlein befindlichen kurzen Einzelbeispielen beginnen, — und dazu ist er wohl genötigt (auch nach der Ansicht des Verfassers, wenn anders Ref. richtig versteht, was Seite XI des Vorworts steht: „zur sofortigen Einübung") — so bleibt den Schülern ein „zeitraubendes und umständliches Verfahren" nicht erspart, wie es der Verf. sonst der Jugend gerade erlassen wissen will (S. X Vorw.). Die Schüler müssen nicht blofs die vorausgehenden Übersetzungsvorlagen nachschlagen, um den jeweiligen Zusammenhang zu erkennen und die dort unter dem Text stehenden reichlichen Angaben verwerten zu können, sondern sie müssen, wenn auch nicht immer, noch drei andere Abschnitte des Buches aufsuchen, nämlich 1. Synonyma, 2. Phraseologie, 3. Wörterverzeichnis, abgesehen von den Verweisungen auf die Grammatik. Stünden dagegen die Einzelbeispiele vor den zusammenhängenden Übungsstücken, also hinter Stück 22, wären ferner diesen Einzelsätzen alle erforderlichen Angaben angefügt oder einverleibt, so würde sich der bezeichnete Mifsstand weniger bemerklich machen. Die zusammenhängenden Stücke würden dann (wenigstens, was die stilistischen Regeln betrifft) gewissermafsen als Wiederholungsmaterial dienen und die Probe zu liefern haben, ob der Schüler das bei Durch-

nahme der Einzelsätze Gelernte auch richtig zu handhaben weifs. Ref. möchte also, ohne dabei zu übersehen, was Verf. S. IX sehr richtig über das Verfahren der mündlichen Vorbereitung seitens der Schüler (statt der fast allgemein geforderten schriftlichen Übersetzung) sagt, für eine 2. Auflage vorschlagen, die Einzelbeispiele vorangehen, die zusammenhängenden Stücke folgen zu lassen. Die Phraseologie überdies von den Stücken selbst zu trennen hält Ref. nur dann für angezeigt, wenn die angeführten Redensarten Anspruch machen dürfen auf allgemeine Geltung.

Das mit Sorgfalt in den einzelnen Teilen ausgearbeitete Buch schliefst sich, soweit es zulässig war, an den von den Schülern aus der Lektüre des Nepos und Caesar gewonnenen Sprachschatz an und kommt der Forderung der neuen Schulordnung, dafs der Text im Gedankenkreise der alten Schriftsteller liegen solle, durchweg nach. Der Stoff ist, soweit er durch die Klassikerlektüre vermittelt ist, sehr gut verwertet, die Verarbeitung eine selbständige; der Inhalt der Übungsstücke entspricht der Altersstufe der Schüler aufs beste. Ein weiterer Vorzug des Buches liegt darin, dafs der Schüler kein Lexikon nötig hat bei der Vorbereitung.

Manchmal ist die Grenze, die in dem den Übersetzungsvorlagen zu grunde gelegten stilistischen Anhang der Landgrafschen Schulgrammatik den einzelnen Klassen gesteckt ist, wohl absichtlich überschritten, z. B. befindet sich der Ausdruck „mafsgebende Ansicht“ (S. 25 der Einzelbeispiele) erst in der für die 8. und 9. Klasse berechneten Rubrik des stil. Anhangs, ebenso „guter Geschmack, feine Bildung, helle Haufen“ § 234, vgl. ferner die zwei letzten Sätze von § 242.

Vermifst werden einige Einzelsätze über § 253, namentlich der 3. und 4. Abschnitt dieses Paragraphen finden kein Übungsmaterial, da nur zwei ganz leichte Beispiele angeführt sind. Überhaupt sollte doch jede im Landgrafschen Anhang verzeichnete stilistische Erscheinung wenigstens mit einem Beispiel (bei den Einzelsätzen) bedacht sein. Um dies künftighin zu ermöglichen, braucht der Verf. nicht unter allen Umständen „von der Aufnahme losgerissener Einzelsätze Umgang zu nehmen“. Finden sich einmal Einzelbeispiele vor, so müssen diese die stilist. Regeln in noch reichlicherer und mannigfacherer Anwendung enthalten. Auch bei den zusammenhängenden Übungsstücken fehlt manchmal ein Beleg für den einen oder anderen §, der über dem Stück steht.

Das Beispiel, welches auf S. 33 (Einzelsätze) als erstes unter § 258 steht, findet sich auch auf S. 32 (unter § 252), ebenso der 2. Satz von § 239 auch unter § 235. So rasch hintereinander sollten die Sätze doch nicht wiederholt werden. Hie und da werden Ausdrücke und Wendungen empfohlen, welche die Schüler der 6. und 7. Klasse nicht anwenden sollen: z. B. wäre für vacare, das bei St. 90 für „widmen“ angegeben ist, ein besserer Ausdruck vorzuziehen (consumere), überdies müfste dativ oder infinitiv dazu angegeben sein; für assignare primum pilum (Liv.) St. 118 wäre vielleicht lieber ad

primipilum transducere (Caes.) zu wählen, in der Phraseologie St. 92 dürfte bei „sich einem zu Füssen werfen" wenigstens mit angegeben sein procumbere alcui ad pedes und proicere se ad pedes neben provolvi ad alcis genua; auch confundere alcis animum „auf einen ergreifend wirken" sollte durch einen anderen Ausdruck ersetzt werden. Entschieden zu vermeiden ist die dichterische und spätlatein. Wendung ne aspicere quidem dignari „eine Sache nicht einmal eines Blickes würdigen" St. 58, ebenso ist der Ausdruck increpatur alcui alqd St. 62 zu beanstanden. In dieser Beziehung ist ein gewisser Purismus für eine zweite Auflage zu empfehlen. Denn wenn man die Schranken für das, was die Schüler beim Übersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische gebrauchen dürfen, allzuweit hinausrückt — eine Gefahr, die gegenwärtig sehr nahe liegt —, so haben die stilistischen Übungen, deren Bedeutung Ref. übrigens keineswegs überschätzt, geringen oder gar keinen Wert mehr.

Im Wörterverzeichnis sind wohl manche Angaben entbehrlich, z. B. Abend vesper, Amt, Angriff, Arzt, Schild (das vor „Schierling" steht statt hinter Sch.), Schriftsteller, Schulter, Zeitgenosse; auch „wider Erwarten praeter exspect." sollte nicht angegeben sein (ebensowenig „vor Thränen" Stück 43). St. 76 steht unter „landen apellere" statt app.

Sonst hat Ref. folgende Verbesserungen vorzuschlagen: Stück 23 unter [11] soll es heifsen L § 258, 1, nicht 3; St. 45 L § 227, 4, nicht 5; St. 56 steht Privernaten, während es bei den Einzelsätzen (§ 228, 232, 233) immer Priverner heifst; St. 81 unter [2] fatum statt atum; St. 112 sind die Periodenstriche zu entfernen; St. 118 die Ziffern [5] und [6] zu vertauschen. Bei den Einzelbeispielen: S. 20 Zeile 7 v. u. soll es heifsen 123 statt 120, S. 26 Z. 8 v. u. 86 statt 80, S. 29 Z. 15 v. o. 146 statt 14, S. 31: § 250 statt 251, S. 32: § 251 statt 252, 253 statt 254, S. 38 Z. 6 v. u. 7 statt 8, S. 42 Z. 7 v. u. 39 statt 69, S. 43 Z. 16 v. o. Ptolemaeus statt Pompeius. Synonyma: S. 5 ist der Ausdruck „mit an den einz. gerichteter Einladung" zu bessern, S. 11 soll es doch wohl heifsen: re-perio statt re-pario. Phraseologie: S. 48 St. 26 ist besser cervices als cervicem, da das Wörterverzeichnis auch cervices bietet, S. 50 soll es heifsen 33 statt 3, S. 59 ist stehen geblieben instat alicui celer mors, S. 64 cupididatem, S. 61 ist die Ziffer 88 um eine Zeile hinauf zu rücken. — Angegeben sollte sein: St. 24 Volljährigkeit (bei St. 32 ist es allerdings angeführt), St. 34 Usipeter und Tenkterer, St. 44 Patras, St. 47 unter [11] war Litotes (wie bei St. 54) zu erklären, St. 48 unternehmend, St. 62 fehlt im Text Ziffer [5], St. 75 verpflanzen, St. 86 und S. 42 (Einzelsätze § 279) nach einiger Zeit interiecto tempore. Bei St. 78 fehlt der die Periodenbildung anzeigende korrespondierende Strich, ebenso St. 105 Endstrich. Bei St. 123 dürfte für „unbedingt" auf L § 233 zu verweisen sein. — Manche Verweisung von einem Stück auf das andere könnte ersetzt werden durch sofortige Angabe des betr. Ausdrucks, da keine Raumersparnis eintritt, z. B. hat die Verweisung von St. 5[1] auf St. 1[9] keinen Wert, da hier blofs

der Grammatikparagraph angegeben ist, der besser bei St. 5[1] wieder anzuführen war. Ebenso dürfte St. 99 unter [5] lieber gleich paratus anzugeben sein statt der Verweisung.

Schliefslich verlangt die leidige Konsequenz in einem für Schüler berechneten Buche die Beseitigung von Verschiedenheiten in der Schreibweise: S. XIV und 34 Adjectiva, S. 7 (Synonyma) Adjektiva, St. 136 Wägen, S. 43 (Einzelbeispiele) Z. 8 v. u. Wagen (als Plural). Auch die Ankündigung „Wörter, die nicht übersetzt werden sollen, sind gesperrt gedruckt“ ist nicht stetig durchgeführt, vgl. St. 25 „Kriegshelden“. Eine besondere Vorliebe zeigt Verf. für das Eigenschaftswort „zahllos“, dessen Gebrauch einigermafsen einzudämmen sein dürfte.

Im ganzen kann das Buch als wohlgelungen bezeichnet werden.

Kempten. Siegmund Preufs.

Dr. H. Uhle, Griechische Schulgrammatik. Vierte verkürzte Auflage. Leipzig, Teubner. 1893. VIII und 210 S. — Preis geb. Mk. 2.60.

Die Uhlesche Grammatik, die nunmehr aus dem Grunowschen in den Teubnerschen Verlag übergegangen ist, gehört unstreitig zu den besten griechischen Schulgrammatiken; sie trägt, was nicht von allen neueren Erzeugnissen auf diesem Gebiete behauptet werden kann, überall dem Bedürfnis der Schule d. h. leichtem und sicherem Lernen gebührend Rechnung. So ist z. B. die Regel über die Bestimmung des Genus bei den Wörtern der 3. Deklination äufserst praktisch, ebenso die Zusammenfassung über die Bildung des Vokativs auf S. 20; vortrefflich ist auch die Darstellung der Formenbildung der Verba muta in § 94 f. nebst dem unter dem Strich Bemerkten, sowie der Abschnitt Infinitiv ohne Artikel § 273—277, und ganz besonders hervorgehoben zu werden verdient die Übersicht der Ausdrucksweisen für das Deutsche „dafs“ in § 288. — Obwohl die Neuauflage nicht unbeträchtlich gekürzt ist, wird man nicht leicht etwas Notwendiges vermissen; doch wäre z. B. in § 1 eine Bemerkung über den Unterschied von *σ* und *ς* und über die Aussprache von *σχ* und *ι* erwünscht; auch das in § 6 über Elision und Krasis Gesagte genügt nicht ganz, da der Schüler nicht erfährt, bei welchen Wörtern er sie anzuwenden hat. — Zur Fassung der Regeln, die fast durchgängig korrekt und klar ist, gestatte ich mir einige Bemerkungen: § 17, 2 liefse sich vielleicht besser so geben: Der Ton ändert sich oder rückt gegen das Wortende zu, wenn lang werdende Endsilbe ihn nötigt. Der Ausdruck „Die zusammengesetzten barytonierten Adjektiva werden ganz zurück betont“ (S. 19 a. E.) ist kaum glücklich gewählt. Als Schlufssatz des § 173 möchte ich vorschlagen: Der generalisierende Artikel wird im Deutschen im Singular oft durch den unbestimmten ersetzt, im Plural weggelassen. Die Übersetzung zu *εἴ τι εἶχον* (*ἔσχον*), *ἐδίδουν* (*ἔδωκα*) *ἄν* (S. 162 g. d. E.) „wenn ich etwas hätte, gäbe ich“ bedarf der Vervollständigung.

Die Worte in § 279, 3: „Zum Particip k a n n . . . ἄν gesetzt werden . .“ können mifsverstanden werden. Der S. 180 Ende und 181 Anfang gemachte Unterschied zwischen Ausdrücken der persönlichen Meinung und Verben des Meinens dürfte den Schülern zu fein sein. — Zu etwaiger Berücksichtigung bei der nächsten Auflage des Buches, dem ich von Herzen weiteste Verbreitung wünsche, füge ich schliefslich noch etliche Kleinigkeiten an: Der Abschnitt „Mögliche Betonungen“ in § 8 liefse sich wohl ohne Schaden streichen. Zu ἄμπελος Rebe wäre noch die Bedeutung Weinstock wünschenswert. Zu θρίξ τριχός u. s. w. § 31 vermisse ich eine Erklärung. Der Schlufssatz des § 34 könnte vielleicht lauten: Die Adjektive auf υς sind mit Ausnahme von ἥμισυς und θῆλυς Oxytona. Die Anmerkung über die Einsetzung von σ bei manchen Verbis puris (S. 47 E.) scheint mir nicht bestimmt genug. Die der Überschrift vor § 109 „Konjugation ohne Bindevokal u. s. w.“ entsprechende „Konjugation mit Bindevokal oder Verba auf ω“ fehlt. Die Zusammenziehung der 2. Pers. Sing. im Medium und Passiv sollte irgendwo, vielleicht auf S. 42 f., erklärt werden; die sich darauf beziehende Schlufsbemerkung in § 74 reicht nicht aus. In πάντες οἱ ἄνθρωποι (§ 189, d) ist οἱ wohl zu tilgen. Auch die Reimregel über die Präpositionen und ihre Rektion auf S. 136 ist entbehrlich. Bei ἐτεθνήκειν ich war tot (§ 235, 3) stünde besser die 3. Person. Aus dem Beispiele in § 249, a: κακὸν μεῖζον ἢ ὥστε φέρειν δύνασθαι könnte der Schüler den Schlufs ziehen, dafs der Begriff des Könnens in den Folgesätzen gewöhnlich ausgedrückt wird. — Die Ausstattung entspricht dem Rufe der Verlagshandlung. Der Druck ist korrekt; doch mufs es S. 14 Z. 15 v. o. „§ 95“ statt 90, S. 17 Z. 13 v. u. „§ 134“ statt 133, S. 25 Z. 8 v. o. „§ 31“ statt 32 heifsen.

Dr. A. Kaegi, Repetitionstabellen zur Kurzgefafsten Griechischen Schulgrammatik. Berlin, Weidmann. 1893. 42 S. Preis 60 Pf.

Diese gesondert erschienenen Repetitionstabellen, die abgesehen von einigen Kürzungen mit den der Griechischen Schulgrammatik desselben Verfassers als Anhang beigegebenen wörtlich übereinstimmen, enthalten ein alphabetisches Verzeichnis der wichtigsten Verba mit Angabe ihrer Formen und einer eigenen Rubrik für gelegentliche syntaktische Bemerkungen und sodann nach den Paragraphen der Grammatik geordnet 12½ Seiten Beispiele zu den Hauptregeln der Syntax. Freunden derartiger Lehrmittel werden sicher auch diese mit praktischem Geschick zusammengestellten Tabellen willkommen sein. Ich für meine Person kann mich nicht dafür erwärmen. Das Verzeichnis der Verba hätte sich füglich in den zum Nachschlagen bestimmten, seltener vorkommende Unregelmäfsigkeiten der Verbalflexion enthaltenden § 112 verarbeiten lassen, und wer Hauptregeln der Syntax vergessen hat, der thut m. E. besser, seine Grammatik nachzuschlagen, als aus einer so knappen Tabelle sich Rats zu erholen.

Aufgefallen ist mir, um auch einige Einzelheiten zu erwähnen, dafs unter den wenigen in diesen kürzer gefafsten Tabellen weggelassenen Verben *χαίρω* ist, das die Schüler doch sicher kennen müssen; das Perfekt *κατακέκονα* könnte wohl fehlen; in beiden Repetitionstabellen steht unter der Rubrik „Syntaktisches" s. v. *τρέπω*: *ἐπιτρέπω* gestatte: *μηδενὶ κακὸς (κακῷ) εἶναι*; bei *ὀφείλω* wäre *ὡς ὠφέλομεν κτλ.* instruktiver als *ὡς ὤφελον*.

Regensburg. Friedr. Zorn.

Ohlert, Oberlehrer, Lese- und Lehrbuch der franz. Sprache für die Unterstufe. 8°. 78 Seiten. M. 0,60.

— — Schulgrammatik der frz. Sprache. 8°. 163 SS. M. 1,20.

— — Franz. Lesebuch f. d. Mittel- u. Oberstufe höherer Lehranstalten. 8°. 143 SS. + 71 SS. Wörterverzeichnis. M. 1,60.

— — Der Unterricht im Französischen. Eine Darstellung des Lehrganges. 8°. 22 SS. M. 0,40. Sämtlich bei C. Meyer, Hannover 1892.

Diese Bücher beruhen auf dem Grundsatze, dafs aller fremdsprachliche Unterricht auf die Lektüre sich gründen müsse und dafs Übersetzungen aus dem Deutschen möglichst zu vermeiden seien. Da der französische Unterricht an den norddeutschen Gymnasien und Realgymnasien schon in Quarta (unserer 3. Lateinklasse) beginnt, also sieben Jahre hindurch betrieben wird, so ist klar, dafs die Methode der Ohlertschen Bücher für unsere Gymnasien nicht in Frage kommen kann. Wir können uns deshalb darauf beschränken, ja sagen, dafs diese Bücher ihrem Zwecke gut entsprechen. Das Lese- uud Lehrbuch für Quarta, sowie das Lesebuch für Mittel- und Oberstufe enthalten geschickt ausgewählte, anziehende Stoffe; die Grammatik, die sich vielfach an die Kühnsche anschliefst, wäre für die Übersetzungsmethode zu dürftig; für die Lesemethode ist sie genügend. Die Begleitschrift, welche eine Darstellung des Lehrganges enthält, bietet mancherlei gute Bemerkungen, die bei jeder Methode beherzigenswert sind.

Boerner, Dr. Otto, Oberl. am Gymnasium zu hl. Kreuz zu Dresden. 1. Lehrbuch d. franz. Sprache. Mit besonderer Berücksichtigung der Übungen im mündlichen und schriftlichen freien Gebrauch der Sprache. Leipzig, B. G. Teubner 1892. 8°. XVI und 300 S. geb. M. 2,40.

2. Die Hauptregeln der franz. Grammatik. Im Anschlufs an das Lehrbuch der franz. Sprache für d. Schulgebrauch bearbeitet ib. 1892. 8°. VIII und 144 S. geb. M. 1,60.

Zu 1. Der Verf. wollte ein Lehrbuch ausarbeiten, welches ohne Vernachlässigung des grammatischen Wissens den Schüler von Anfang an zum freien mündlichen und schriftlichen Gebrauch des Französischen anhält, um ihn in den Stand zu setzen, nicht nur französische Stücke fliefsend zu übersetzen, sondern auch über naheliegende oder genügend vorbereitete Gegenstände einen kurzen Aufsatz niederzuschreiben, einen Brief abzufassen und vor allem einer leichteren Unterhaltung zu folgen. Dieses Buch ist nach des Verf. Meinung so eingerichtet, dafs es in den verschiedensten Lehranstalten (er erwähnt Volks- und höhere Bürgerschulen, Realschulen, Gymnasien und Realgymnasien) mit Erfolg Verwendung finden und in 3—4 Jahren erledigt werden kann. Die 88 Lektionen, in die das Buch eingeteilt ist, enthalten eine Fülle von Stoff zum Übersetzen in beide Sprachen. (Von Lektion 31 an enthalten die ungeraden Nummern nur Lesestücke.) Die deutschen Übungsstücke bestehen, mit Ausnahme von etwa 8 Übungen, aus lauter numerierten Einzelsätzen. Innerhalb der einzelnen Lektionen finden sich die Unterabteilungen: I. Grammaire, II. Exercice (französische Sätze), III. Vocabulaire, VI. Thème (deutsche Sätze), V. Conversation d. i. französische Fragen, die mündlich oder schriftlich zu beantworten, oder auch als: VI. Exercice de composition zu verwerten sind. Dazu kommt noch ein Anhang mit Gedichten, Prosaerzählungen, Mustern für Briefe, Annoncen etc.

Für eine zweite Auflage möchten wir raten, die Einzelsätze nicht das ganze Buch beherrschen zu lassen, bei den unregelmäfsigen Verben nicht zu viele in eine einzige Lektion zu drängen, manche deutsche Übungssätze durch geschmackvollere zu ersetzen, z. B. Nummer 9 in Lektion 4; 4 in L. 5; 3. 4. 5. 6 in L. 6; 9 in L. 7; vor allem aber die Konversationsfragen von einem gebildeten Franzosen korrigieren zu lassen, denn sie enthalten mitunter unfranzösische Ausdrücke und Wendungen. So z. B. S. 23 A.: les élèves sont louables (statt dignes de louange s. Dict. de l'Ac.); S. 24: Une main a combien de doigts? Pourquoi les boutons de ton habit ne sont-ils pas toujours boutonnés en été? (man sagt boutonner un habit, aber nicht b. un bouton). S. 43: Les oiseaux cherchent un arbre pour construire leurs nids. S. 125: Mais quels gens demeurent aussi dans une ferme? Comment est la vie dans les cours? S. 131: Chaque village est-il traversé par un fleuve? Qu'y a-t-il alors au milieu ou près du village afin d'avoir de l'eau pour les habitants et pour les animaux? S. 147: Où les oiseaux aiment-ils à se percher pour chanter leur jolies chansons? S. 173: Comment appelez-vous un escargot sans maison? S. 199: Quand le mercure monte-t-il dans la tube du thermomètre (so auch S. 298). S. 207: Quels sont les noms de plusieurs corps célestes? Man sieht hieraus wieder, dafs man gar nicht vorsichtig und mifstrauisch genug sein kann, wenn man in einer fremden Sprache schreibt.

Zu 2. Die „Hauptregeln“ sollen dem Schüler während seiner ganzen Studienzeit zur Hand sein, deshalb hat der Verfasser den gesamten, notwendigen Grammatikstoff hier vereinigt. Für die obersten

Klassen der Gymnasien und Realgymnasien hält der Verf. einen seiner Zeit zu veröffentlichenden Anhang zur Grammatik, der eine Zusammenstellung syntaktischer Schwierigkeiten enthalten soll, für ausreichend. Durch die Verschiedenheit des Druckes der einzelnen Abschnitte der Grammatik und durch die Vorsetzung eines Kreuzes vor die von dem Anfänger zu erlernenden Regeln, sowie durch fettgedruckte §§ Zahlen vor den Regeln des 2. Jahres ist der Überblick gewahrt und das Auffinden sowie das Repetieren derselben erleichtert.

Schwalbach, F. K., Direktor des Realgymnasiums zu Harburg a. E. Le passage de la Bérézina (XI. Buch aus Ségurs Hist. de Napoléon). 2. Aufl. Leipzig 1892. Teubner. 8°. 85 Seiten mit Einleitung, Anmerkung und einer Karte. M. 1,20.

Diese 19 Jahre nach der ersten Auflage erschienene zweite enthält 54 Seiten weniger als jene, infolge von bedeutender Abkürzung der Einleitung und des Anhangs, sowie durch Streichung von grammatischen Anmerkungen unter dem Texte. Im Übrigen ist der Druck ebenso deutlich, als es der von 1873 war, und eine nicht gering zu achtende Verbesserung ist dem Buche durch die Hinzusetzung der Kapitel- und Paragraphennummern am Kopfe jeder Seite zu teil geworden. Für die Beibehaltung der sachlichen Noten ist der Leser dem Herausgeber zu Dank verpflichtet. Wenn diese so gut erklärte Ausgabe erst nach so vielen Jahren zur 2. Auflage gelangt ist, so erklärt sich dies sowohl aus dem gewählten Stoffe, der gar zu traurig ist (sagt doch Ségur selbst in den ersten Zeilen des auf dieses Buch folgenden XII: . . je l'avouerai, mon esprit découragé refusait de se plonger plus avant dans le souvenier de tant d'horreurs), als auch aus der Konkurrenz der 1881 erschienenen Weidmannschen Ausgabe, in der man Buch X, XI und XII zusammen für eine Mark erhält.

Zimmermann, Dr. J. W., Lehrbuch der englischen Sprache, enthaltend eine methodische Elementarstufe auf Grundlage der Aussprache und einen systematischen Kursus für Realgymnasien, Real- und Mittelschulen, sowie ähnliche Lehranstalten. Neu bearbeitet von J. Gutersohn, Professor an der Grofsh. Realschule in Karlsruhe. 42. unv. Aufl. Erster Teil. Halle (Saale), G. Schwetschke 1890. IX und 98 S. geb. 8°. Mk. 1.—

Ein unveränderter Abdruck der 40. Auflage (1888), mit deren Besorgung H. Gutersohn infolge der Verhinderung des Verfassers durch ein Augenleiden betraut worden war. Die 42 Auflagen sprechen jedenfalls für grofse Beliebtheit des Buches, für welche auch Direktorenkonferenzen (Westfalen 1867, Reichslande 1873) Zeugnis ablegten. In der vom Jahre 1888 herrührenden und hier beibehaltenen Vorrede

nimmt der Herausgeber entschieden Stellung gegen die Reformbestrebungen und unter Hinweis auf seine Schrift: Gegenvorschläge zur Reform des neusprachlichen Unterrichts" (Karlsruhe, G. Braun 60 Pfg.) bemerkt er unter anderem, dafs es einer an schweren Erfahrungen für Lehrer und Schüler zwar reichen, aber voraussichtlich nur kurzen Zeit bedürfen werde, „um der Wahrheit allgemeine Anerkennung zu verschaffen, dafs weder in der phonetischen Neuschrift, noch auch in der Vernachlässigung des Buchstabens gegenüber dem Laute, noch viel weniger in der Begründung der Formenlehre auf die gesprochene, statt auf die geschriebene Sprache die wahre Heilsbotschaft für einen wirklich vernünftigen und erfolgreichen Unterricht in grofsen Schulklassen zu finden sei." (S. V.) Und S. VI: „Da wo es sich, wie beim fremdsprachlichen Unterricht, nicht um Zergliederung eines bereits bekannten Sprachmaterials handelt (sondern gleich um Beibringen des neuen, unbekannten Stoffes), ist der synthetische Gang der unzweifelhaft richtige, weil nur auf diese Weise die neuen Vorstellungen vereinzelt oder in geringer Zahl, ferner genau in ihre verschiedenen Teile zerlegt, also schritt- und abschnittweise, dadurch allein auch klar und deutlich in den Geist des Schülers gelangen."

Dieses Elementarbuch umfafst die Formenlehre mit Einschlufs der unregelmäfsigen Verba in 45 Kapiteln oder Nummern (mit engl. und mit deutschen Übersetzungsaufgaben), in denen die zur Verwendung gelangenden Wörter zur systematischen Einübung der einzelnen englischen Laute dienen; das Charakteristische an diesem Buch ist die enge Verbindung des Ausspracheunterrichts mit dem grammatischen Stoffe und dieselbe erscheint gut gelungen. Zur Verdeutlichung der Aussprache sind einfache Mittel angewendet: Accente und Punkte, Länge- und Kürzezeichen, Schrägstellung für stumme Konsonanten und ähnliche nicht mifszuverstehende Zeichen. Ein Fehler nur ist mir aufgefallen: Whitsúnday (S. 47) welches als Proparoxytonon zu sprechen ist. In den Ausdrücken ist mangelhaft: S. 21 She is middling, welches als Ausdruck für „leidlich gesund" von dem Century Dictionary als rural bezeichnet wird. Auch der Ausdruck to supper statt to sup (S. 38) wird als veraltet betrachtet. Den Schlufs des empfehlenswerten Buches bildet 1. ein Anhang mit Ausspracheregeln für den Gebrauch des Lehrers, 2. 32 kleine Lesestücke, 3. grammatische Bemerkungen und Ergänzungen.

München. Dr. Wohlfahrt.

Goethes Vorahnungen kommender naturwissenschaftlicher Ideen. Rede, gehalten in der Generalversammlung der Goethe-Gesellschaft zu Weimar den 11. Juni 1892 von H. v. Helmholtz. Berlin. Verlag von Gebrüder Paetel. 1892. IV. 55 S. kl. 8°.

Vor genau vierzig Jahren hat Helmholtz in der deutschen Gesellschaft zu Königsberg einen Vortrag „Über Goethes naturwissenschaftliche Arbeiten" gehalten, der dann auch in das erste Heft seiner „Popul. wissenschaftl. Vorträge" (Braunschweig 1865) aufgenommen

ward. Jetzt liegt dieselbe Frage in erneuter Bearbeitung vor, und wir können ein Urteil darüber gewinnen, ob die Meinungen des Siebzigjährigen noch dieselben sind, welche er früher, im Anfange seiner grofsartigen Laufbahn, vertreten hatte. Es sei gleich betont, dafs in allen wesentlichen Punkten Übereinstimmung zwischen den beiden höchst interessanten Vorträgen obwaltet. Nur kann man unschwer erkennen, dafs der grofse Physiker während des langen Zeitraumes noch tiefer in das Verständnis der Individualität des grofsen Dichters sich hineingearbeitet und noch mehr bestrebt hat, der Eigenart dieses letzteren gerecht zu werden, wie dies ja auch durch das ganz anders zusammengesetzte Publikum, an welches die zweite Rede sich wendete, bedingt erscheinen mufste.

Indem Helmholtz darin erinnert, dafs psychophysische Studien ihn gerade zu Beginn seiner wissenschaftlichen Thätigkeit besonders beschäftigten, geht er zur Besprechung der Frage über, welche Prozesse bei dem frei gehaltenen Schaffen des Künstlers sich abspielen. Er spricht sich gegen die landläufige Meinung aus, dafs die innere, künstlerische Anschauung nichts mit der Erfahrung zu thun habe, und analysiert sorgfältig das Wesen der Beziehungen zwischen der anscheinend völlig unermittelt auftretenden Phantasie und der Gesamtsumme der früher empfangenen Eindrücke, ohne welche erstere überhaupt nicht sich zu bethätigen imstande wäre. „Daraus, dafs die künstlerischen Anschauungen mühelos kommen, plötzlich aufblitzen, dafs der Besitzer nicht weifs, woher sie ihm gekommen sind, folgt durchaus nicht, dafs sie keine Ergebnisse enthalten sollten, die aus der Erfahrung entnommen sind, und gesammelte Erinnerungen an deren Gesetzmäfsigkeit enthalten.“ Die Kunst hat gewifs auch ihre festen Gesetzmäfsigkeiten, welche nur eben verhältnismäfsig viel schwerer aufzudecken, darum aber nicht weniger etwas reell vorhandenes sind; der Redner durfte sich mit gutem Rechte darauf berufen, dafs er den physikalischen Grund dessen, was man Harmonie der Töne nennt, ermittelt hat. Das Gedächtnis ist es, welches beim Künstler, ohne dafs er sich dessen recht bewufst zu werden braucht, häufig eine aufserordentliche Ausbildung erlangt hat. Damit steht in Verbindung das bei genialen Männern so oft bemerkbare blitzartige Hervortreten eines neuen Gedankens, also dasjenige, was man häufig als „Divination“ dem mühseligen Auffinden einer neuen Wahrheit mittels langwieriger Gedankenarbeit entgegenstellt. So ist Goethes richtige Konstruktion des Schädelbaus eine divinatorische gewesen, so hat er zutreffende Einsichten in das Wesen tierischer und pflanzlicher Morphologie erworben und sich einen Platz unter den Vorläufern der Darwinschen Idee gesichert, wogegen bei der spezifisch physikalischen Forschung dieses mächtige Hilfsmittel seinen Dienst wenigstens teilweise versagen mufste. Auch in der Farbenlehre waren die Grundprinzipien, von denen er ausging, keine falschen, aber die thatsächlichen Verhältnisse fafste er, durch ungenügende Apparate und unzureichende Schulung im Experimentieren mifsleitet, inkorrekt auf, und so blieben auch seine Schlüsse in der Luft hängen. Er ver-

wechselte Newtons objektive Aufstellungen, die unangreifbar sind, mit dessen allerdings recht schwerfälligen und unwahrscheinlichen optischen Hypothesen, und indem er die Unvereinbarkeit letzterer mit seinem als Ideal gefühlten „Urphänomen“ klar erkannte, liefs er sich selbst bei seinen Erklärungen Unmöglichkeiten zu schulden kommen. Hier war seiner Leistungsfähigkeit und seinem durch erkenntnis-theoretische Studien — er konnte sich mit Kants „Kritik der reinen Vernunft“ nicht recht befreunden — zu wenig geschulten Geiste eine Grenze gezogen; soweit eine aufs höchste gesteigerte Divinationsausgabe ihn führen konnte, führte ihn diese zu hohen Erfolgen, allein die induktive Methode war für ihn kein brauchbares Werkzeug, und die Thüren, welche nur mit diesem Schlüssel zu öffnen sind, blieben ihm notwendig verschlossen.

Soweit Helmholtz' vorzügliche Präzisierung der Verdienste und Irrtümer des gröfsten Dichters. Gewünscht hätten wir nur, dafs anhangsweise daran erinnert worden wäre, wie doch in allerneuester Zait auch Goethes Lehre „vom trüben Mittel“ eine gewifse Rehabilitierung zu teil geworden ist, freilich in einem anderen Sinne als in dem, welchen ihr Urheber ursprünglich mit dieser seiner Lieblingsvorstellung verbunden gehabt hatte.

München. S. Günther.

Recknagel, Dr. Georg, Ebene Geometrie, Lehrbuch mit systematisch geordneter Aufgabensammlung für Schulen und zum Selbststudium. VIII 214 S. 4. Aufl. München 1892. Ackermann.

Bei der hervorragenden Stellung, welche der Herr Verfasser des angezeigten Buches in der wissenschaftlichen Welt einnimmt, würde es der Berichterstatter für eine Überhebung halten, wollte er dem Buche gegenüber sich als richtender Kritiker, Lob und Tadel spendend, ausspielen. Aber das dürfte offen auszusprechen gestattet sein, dafs uns allen, Lehrern und Schülern, mit dem Buche ein Meisterwerk der Didaktik geboten ist. In geradezu staunenswert geschickter Weise gibt das Buch, namentlich in den ersten Kapiteln, eine genaue und doch kurze Anleitung, wie man lehren und lernen soll; das heifst nicht etwa indem es sich direkt an den Lehrer wendet, sondern indirekt in der eigenartigen Abfassung der gebotenen Lehren. Diese Abfassung steht im direkten Zusammenhange mit einem in der Vorrede des Buches ausgeführten Gedanken. Es soll nämlich, meint der Herr Verfasser, der Schüler (nicht nur wie es gewöhnlich geschieht, das bereits Durchgenommene wiederholen, sondern auch) die durchzunehmende Lektion vorbereiten. Für die Verwirklichung dieses Gedankens ist das Buch geradezu vollkommen. Denn ein grofser Teil der Sätze ist statt in der vollständigen Ausarbeitung mit kurzen aber ganz klaren und vollständigen Winken zur Ausarbeitung versehen, so dafs der Schüler frühzeitig dazu kommt, ein grofses Mafs selbständiger Thätigkeit zu entfalten und selbständig mathematische Erkenntnis zu gewinnen. Ob nun gerade an humanistischen Gymnasien diese vor-

bereitende Thätigkeit dem häuslichen Fleifse zugemutet werden kann, ohne die Schüler zu überbürden oder sie zur Vernachlässigung der vielen anderen Aufgaben zu nötigen, das dürfte nicht unbedingt zu bejahen sein; aber dieses Vorarbeiten kann man ja auch in die Klasse verlegen, indem man die einzelnen Schüler abwechselnd laut arbeiten läfst und natürlich die notwendigen Hilfen und Korrekturen bei dieser Arbeit bietet. Eine vollständige Genauigkeit in der Ausdrucksweise, eine unübertreffliche Strenge und Klarheit in Aufstellung der Begriffe zieht sich durch das ganze Buch. Musterhaft ist der Stoff geordnet und jedes Kapitel in erschöpfender Weise behandelt. Dabei ist es staunenswert, wie der Herr Verfasser diese publica materies privati iuris zu machen versteht, wie er überall den Stempel des eigenen Geistes den alten Lehren aufprägt. Und doch ist er weniger als die meisten neueren Didaktiker von den für die Anfänger so besonders geeigneten Bahnen Euklids abgewichen. Ganz besonders für die vielen Parallelentheorieverbesserer möge bemerkt werden, dafs in diesem Buche, welches gewifs nirgends die Gewandtheit in der Auffindung neuer Wege und Beweise vermissen läfst, das XI. Axiom wieder zu Recht und Ehren gekommen ist. — Das Buch ist bei aller Kürze zu reichhaltig, als dafs es an einem humanistischen Gymnasium vollständig durchgenommen werden könnte, obwohl gerade viele der schwereren Sätze eine verhältnismäfsig sehr einfache Lösung finden; aber durch die vorzügliche Disposition ist es leicht möglich, alles was für die speziellen Verhältnisse zuviel ist, ohne Störung des Zusammenhangs zu überschlagen. So kann denn dieses Buch als ein treffliches Lehrmittel für alle Schulen, in denen Mathematik gelehrt wird, empfohlen werden; aber auch für alle Lehrer, namentlich für die jüngern, die ihre Lehrmethode und ihre didaktischen Kenntnisse vervollkommnen wollen.

Neumann, Prof. Dr., Lehrbuch der allgemeinen Arithmetik und Algebra. 6. Auflage. 215 S. Bremen 1892. Heinsius Nachfolger. M. 2,80.

Das Buch, welches aufser unserm Gymnasialpensum noch die diophantischen Gleichungen, die Kettenbrüche, die Kombinatorik und einiges aus der Theorie der höhern Gleichungen enthält, kann wegen seiner breiten, klaren und manchmal wirklich schönen Darstellung hauptsächlich zum Selbststudium verwendet werden. Die Gesetze der 4 Grundoperationen sind allzu weitläufig und infolge dessen zu unübersichtlich behandelt; dadurch bleibt die erkenntnistheoretische Forderung unerfüllt, dafs der Schüler auch einen Einblick in den inneren Zusammenhang der einzelnen Formeln gewinne, und dafs die Memorierthätigkeit ganz überflüssig gemacht oder wenigstens auf ein Minimum beschränkt werde. Der Wortlaut der Gesetze ist hier auch nicht immer ganz sorgfältig; ferner sind es vielzuviel Formeln und Gesetze. Einzelne Beweise sind etwas künstlich; der Berichterstatter meint damit jene von dem Typus: „$a^m : a^n = a^{m-n}$ denn der Quotient a^{m-n} gibt

mit dem Divisor a^n multipliziert den Dividenden". Dagegen kann die von so vielen Verfassern mifshandelte negative Zahl mit ihrer Behandlung in diesem Buche sehr zufrieden sein. Bei den Proportionen dürfte die Einführung der Worte „Antezedent, Konsequent, Exponent" weder als schön, noch als zweckmäfsig, noch als die Theorie vereinfachend gelten. Ebenso ist unnötig der eigene Beweis, dafs für a^0 und a^{-n} die Potenzgesetze gelten; denn diesen Zeichen kann ja überhaupt nur aus der Anwendung der Potenzgesetze eine Bedeutung und ein Wert beigelegt werden. Die Auffindung der rationalen Wurzeln quadratischer Gleichung ist etwas gar zu knapp behandelt. Auch wäre es gut, wenn (was übrigens in keinem der dem Berichterstatter bekannten Lehrbücher geschieht), etwas für die versuchsweise Bestimmung von x und y in $\sqrt{x} + \sqrt{y} = \sqrt{a + \sqrt{b}}$ in dem Falle rationaler Werte für x und y gesagt würde. Von Gleichungen höherer Grade, die sich auf quadratische zurückführen lassen, ist wenig, von logarithmischen Gleichungen ist nichts gesagt. Die Theorie der Logarithmen selbst ist sehr ausführlich und schön gegeben. Der Auflösung quadratischer Gleichungen durch trigonometrische Funktionen kann der Berichterstatter keinen Geschmack abgewinnen: nec deus intersit nisi dignus vindice nodus. Die Kettenbrüche, die Kombinatorik, die unendlichen Reihen und die Gleichungen höherer Grade, welche an unsern Gymnasien nicht gelehrt werden, sind durchweg so gut wie möglich behandelt. So gut wie möglich; denn die unendlichen Reihen und die Theorie der höheren Gleichungen können in einem Elementarbuch gar nicht gut behandelt werden. Eine unendliche Reihe ohne Convergenzbetrachtung, die in den kurzen Kapiteln einer Elementaralgebra nicht gegeben werden kann, hat keine Bedeutung. Und der Schlufs, dafs die Funktionen f und φ, für welche $f(x) = \varphi(-x)$; $(-x = -\varphi(x)$, $f(o) = 1$, $\varphi(o) = o$ ist, der cos und der sin seien, ist mehr als kühn, selbst wenn er hernach durch ganz hübsche Entwicklungen an Wahrscheinlichkeit sehr gewinnt. Ebenso hat die Angabe der Gräffeschen Methode zur Berechnung der Wurzeln höherer Gleichungen und auch der andern Methoden auf dieser Stufe wohl nur den Wert einer Spielerei. Doch schaden diese letzterwähnten Dinge nichts, da man sie leicht auslassen kann.

Lieber, Prof. Dr. H. und Lühmann, F., Leitfaden der Elementarmathematik. Erster Teil: Planimetrie. Mit 7 Figurentafeln. 124 S. VIII. M. 1,80. Achte Auflage. Dritter Teil: Ebene Trigonometrie, Stereometrie, sphärische Trigonometrie, propädeutischer Unterricht in der Körperlehre. Mit 3 Figurentafeln. VIII 102 S. M. 1,50. 6. Aufl. Berlin, Leonhard Simion 1892.

Ohne besondere Eigentümlichkeiten guter oder schlimmer Art zu besitzen ist das angezeigte Werk ein einfach und klar geschriebenes Schulbuch, das sich im grofsen Ganzen auf das Notwendige beschränkt und auch zum Selbststudieren vollständig brauchbar ist. Der dem

dritten Teile angehängte propädeutische Vorunterricht in der Körperlehre ist für Schüler, die von Untersekunda abgehen, lehrplanmäfsig bestimmt. und ganz einfach und verständlich gehalten, ohne in Nachlässigkeit des Ausdrucks zu verfallen.

Münnerstadt. A. Schmitz.

Gajdeczka Jos., Lehrbuch der Arithmetik und Algebra für die oberen Klassen der Mittelschulen. 3. Aufl. 1891. Wien, E. Tempsky. 1 fl. 30 kr. geb.

Das vorliegende Buch, „nach den in den Instruktionen für den mathematischen Unterricht an Gymnasien und an Realschulen (in Österreich) ausgesprochenen Wünschen verfafst,“ hält sich in der Anordnung des ganzen Lehrstoffs streng an dies vortreffliche Werk — allein schon Gewähr dafür, dafs nichts ganz Unbrauchbares entstehen konnte. In unserem Buch kommt hiezu noch eine klare übersichtliche Darstellung, die alles Wesentliche enthaltend, jedes weitläufige Ausspinnen des Lehrstoffs durch eine übergrofse Anzahl von Lehrsätzen vermeidet, dabei aber doch einer systematischen Entwicklung und wissenschaftlichen Strenge der Beweisführung hinreichend Rechnung trägt. Es kann demnach als nach jeder Richtung hin wohlgeeignet bezeichnet werden, an der Lösung der in den obenerwähnten Instruktionen dem arithmetischen Unterricht gestellten Hauptaufgabe „die Einsicht der Schüler in den wissenschaftlichen Zusammenhang der Grundoperationen und in die Entwicklung des Zahlenbegriffs“ mitzuwirken.

Der 1. Abschnitt enthält die vier Grundoperationen mit ganzen Zahlen. Die durch Einführung der negativen Zahlen bedingte Erweiterung der Operationsbegriffe erfolgt für die Addition durch die Definition „Zwei algebraische Zahlen addieren heifst diejenige Zahl suchen, die so viel positive und so viel negative Einheiten enthält als die beiden Summanden zusammen“. Die Produktformen $a \cdot 0$ und $a \cdot (-b)$ werden — nach dem Vorgang der Instruktionen — mit Zuhilfenahme des distributiven Prinzips $a \cdot (m - n) = am - an$ erklärt, dessen Giltigkeit auf die Fälle $m \underset{<}{=} n$ ausgedehnt wird. Dadurch gelangt man auf die Definition „Zwei algebraische Zahlen miteinander multiplizieren heifst eine Zahl suchen, welche aus dem Multiplikanden in derselben Weise entsteht, wie der Multiplikator aus $(+1)$ entstanden ist.“ Bei der Division zweier Polynome ist für den Fall, dafs beide nach Potenzen derselben Hauptgröfse geordnet sind, die bei uns wenig gebräuchliche, viel Zeit und Schreibereien sparende Hornersche Divisionsmethode angeführt. In einem kleinen Exkurs über Zahlensysteme werden Aufgaben über die Transformation der Zahlen aus einem Zahlensystem in ein anderes und über die Grundoperationen in nicht dekadischen Zahlensystemen gelöst. — S. 29, Z. 3 mufs es heifsen: Zahlen, welche zu je zweien etc.

Der 2. Abschnitt umfafst das Rechnen mit gemeinen und Dezimal-

Brüchen. Ziemlich eingehende Betrachtung findet hier das Rechnen mit unvollständigen Zahlen — entsprechend der Bedeutung, die die Instruktionen mit Recht diesem für die Praxis so wichtigen Kapitel beilegen.

Der 3. Abschnitt, Verhältnisse und Proportionen und deren wichtigste Anwendungen behandelnd, führt den Begriff von commensurablen und incommensurablen Gröfsen ein und gelangt so bereits zum Begriff der irrationalen Zahlen.

Der Lehre von den Gleichungen im 4. Abschnitt schliefst sich das Wichtigste aus der Lehre von den Determinanten an; reicht auch die Zeit zu einem Eingehen auf diese Theorie, die sich durch Anknüpfung an die Auflösung der Gleichungen mit mehreren Unbekannten den Bedürfnissen der Schule gemäfs, didaktisch recht wohl zurechtlegen läfst, nicht hin, so ist es immerhin im Interesse der reiferen und begabteren Schüler wünschenswert, dafs das Lehrbuch die Elemente dieser arithmetischen Gebilde enthalte.

Im 5. Abschnitt sind die Operationen 3. Stufe betrachtet; die Potenzformen a^0 und a^{-1} werden mit Hilfe der Gleichung $\frac{a^m}{a^n} = a^{m-n}$ für $m \overline{<} n$ definiert, ohne dafs weiter versucht wird, die ursprüngliche Definition der Potenz hiemit in Einklang zu bringen. Die irrationalen Zahlen werden mittelst des Grenzbegriffs genau bestimmt, daran schliefst sich der strenge Nachweis der Giltigkeit der für rationale Zahlen bewiesenen Lehrsätze auch bei den für die neuen Zahlformen erweiterten Definitionen. Die allgemeine Bedeutung der Potenz- und Wurzelgröfsen mit gebrochenen Exponenten wird analog dem von Reidt, Anl. z. math. Unterricht, S. 130 vorgeschlagenen Verfahren entwickelt. Die allgemeinsten, für das Rechnen mit imaginären und komplexen Zahlen giltigen Gesetze sind in Kürze gegeben.

Der 6. Abschnitt enthält Gleichungen des zweiten und höheren Grades. Der allgemeinen Auflösung der Normalform der Gleichung 2. Grads schliefst sich die geometrische Konstruktion ihrer Wurzeln, die trigonometrische Auflösung und eine kurze Betrachtung über die gröfsten und kleinsten Werte einer quadratischen Funktion an. Die allgemeinen Eigenschaften der Gleichungen höheren Grades und die näherungsweise Auflösung numerischer und transcendenter Gleichungen mit Hilfe der Regula falsi schliefsen das Kapitel.

Der 7. Abschnitt umfafst die Progressionen, Kettenbrüche und diophantischen Gleichungen. Den Hauptsätzen über Progressionen ist die Lösung der Aufgabe angeschlossen, die Summe einer Reihe zu finden, deren Glieder durch Multiplikation der korrespondierenden Glieder einer arithmetischen und einer geometrischen Progression entstanden sind; ihre Anwendungen auf Zinseszins, -Renten- und Annuitäten-Rechnung sind ziemlich ausführlich dargestellt. Dann werden die beiden Hauptaufgaben über Kettenbrüche behandelt: Verwandlung eines gegebenen Bruches in einen Kettenbruch und umgekehrt, letztere

nach dem von Lejeune-Dirichlet gegebenen, „Aufrollen der Kette“ genannten Verfahren, und ihre hauptsächlichsten Anwendungen kurz berührt.

Der 8. Abschnitt beschäftigt sich mit Combinationslehre und ihrer Anwendung, höheren arithmetischen Reihen, Wahrscheinlichkeitsrechnung. Die Anwendung letzterer auf die einfachsten Probleme der Lebensversicherung wird durch eine beigegebene Mortalitätstabelle ermöglicht.

Der Anhang bringt die graphische Darstellung der Rechnungsoperationen mit komplexen Zahlen und die Entwicklung der Moivre'schen Binomialformel, mit deren Hilfe schliefslich die Vieldeutigkeit der Wurzeln zur Darstellung gebracht wird.

Ein historischer Rückblick, nach Angabe des Herrn Verf. dem „kurzen Abrifs einer Gesch. der Elem.-Math. von Dr. K. Fink“ entnommen und die wichtigsten Notizen aus der Geschichte der Mathematik enthaltend, schliefst das reichhaltige Buch, das auch äufserlich elegant ausgestattet ist.

Féaux, Dr. B., Rechenbuch und geometrische Anschauungslehre. Zunächst für die 3 unteren Gymnasialklassen. 9. verb. Aufl., besorgt von Fr. Busch. Paderborn, F. Schöningh 1892.

Das angezeigte Buch behandelt im 1. Teil den gesamten dem Rechenunterricht am Gymnasium zugewiesenen Lehrstoff, einschliefslich der sogenannten bürgerlichen Rechnungsarten und Flächen- und Körperberechnungen. Die Anordnung ist derart, dafs sich den notwendigen Erklärungen und den auf induktivem Weg entwickelten Regeln, die im allgemeinen knapp und fafslich ausgedrückt sind, ein zahlreiches wohlgeordnetes Übungsmaterial anschliefst. In Betreff der Regeln, die der Schüler merken soll, scheint uns manchmal des Guten zu viel gethan zu sein. Dafs z. B. die Ausführung der Multiplikation und Division von Summen und Differenzen sich an weitläufige Regeln anlehnen soll, halten wir für eine überflüssige Belastung des Gedächtnisses des Schülers, die weder seine Einsicht noch Fertigkeit fördert. Die Dezimalbrüche werden als Erweiterung des dekadischen Zahlensystems eingeführt und finden ihre erste Anwendung beim Resolvieren und Reduzieren benannter Zahlen, das Rechnen mit denselben wird aber erst nach den gemeinen Brüchen behandelt. Hier wird nach der Meinung des Ref. zu wenig mit den Stellenwerten operiert; so sind die mechanischen Rechenregeln für die Multiplikation und Division fertig hingestellt, statt entwickelt. Dafs „das Kennzeichen für die Teilbarheit einer Zahl durch 11 zu umständlich sei, als dafs der Rechner davon Notiz nehmen möchte“ dürfte nicht von jedem Lehrer zugegeben werden. Der zweite Teil enthält die geometrische Anschauungslehre. Diese soll die Brücke bilden zwischen der Erkenntnis durch Anschauung und derjenigen durch logische Schlufsfolgerung; sie mufs daher dem Schüler die Begriffe, mit denen später

die wissenschaftliche Geometrie zu operieren hat, durch die Anschauung geläufig machen und scharf bestimmen, dann aber auch ihn zum Verständnis der Gedankenentwicklung eines Beweises zu bringen suchen. Dieser Aufgabe entsprechend werden hier die Fundamentalbegriffe der Fläche, Linie und des Punktes von Körpern abstrahiert, dann mit Hilfe von Zirkel und Lineal Gerade, Kreis, Winkel, Drei- und Vier-Ecke gezeichnet und deren Eigenschaften durch Messung etc. etc. aufgesucht.

Der Anhang bringt eine Zusammenstellung der antiken Maſse und Münzen.

Wimmenauer Dr. Th., Die Elemente der Mathematik für Gymnasien. 1. Teil: Arithmetik. 2. umg. Aufl. 1892. Breslau. F. Hirt. —

Der vorliegende Leitfaden der Arithmetik, „aus einem Kommentar zu der Aufgabensammlung von Heis hervorgegangen", enthält die Grundrechnungsoperationen, die Gleichungen 1. und 2. Grads, auſserdem die einfachsten Reihen, die Kettenbrüche, Kombinatorik und Wahrscheinlichkeitsrechnung. Zur Erleichterung der von den neuen Lehrplänen vorgeschriebenen „sorgfältigen Auswahl des Notwendigsten" ist minder Wichtiges mit kleinerer Schrift gedruckt, ganze Paragraphen sind mit einem Sternchen bezeichnet.

Die Erklärungen und Lehrsätze, letztere durchweg in der Form: anstatt — kann man auch — vorgetragen, lassen deutlich das Streben des Herrn Verfassers nach klarer, kurzer und bündiger Fassung zu Tage treten: dabei kommt aber vielleicht doch manchmal die Klarheit zu kurz, wie z. B. in: Anstatt Potenzen derselben Grundzahl zu multiplizieren, kann man die Exponenten addieren." Der wissenschaftlichen Begründung des Zahlbegriffs und dessen allmählicher Erweiterung ist besondere Sorgfalt zugewandt; die durch die Einführung der neuen Zahlformen notwendig werdenden Begriffserweiterungen der Grundoperationen sind in der Weise durchgeführt, daſs zunächst die neu auftretenden Ausdrücke $a . (-b)$, a^{-1} etc. etc. als Zeichen in Form von Produkten, Potenzen etc. betrachtet werden, die erst dann als wirkliche Produkte, Potenzen etc. etc. angesehen werden können, wenn gezeigt ist, daſs die bis dahin bewiesenen Sätze, auf diese neuen Formen angewandt, ein richtiges, d. h. ihrem wahren Wert entsprechendes Ergebnis liefern. Die Beweise sind sehr häufig nur in der Form der Probe durchgeführt, ein Verfahren, das sich wohl durch Einfachheit auszeichnet, dessen allzu häufige Anwendung aber sich vom pädagogischen Standpunkt aus nicht empfiehlt; denn dem Schüler wird dabei, statt daſs er einen Einblick in die Entstehung der Formel gewinnt, etwas Fertiges hingestellt.

Klar und übersichtlich ist der Abschnitt über Gleichungen, der auch eine Anleitung für die Lösung eingekleideter Aufgaben, an mehreren durchgeführten Beispielen erläutert, bringt; Ref. vermiſst nur bei den Gleichungen 1. Grads einen Hinweis auf den wichtigen Fall, daſs sich

die Gleichung durch einen Faktor, der x enthält, dividieren läfst. Zweckmäfsig scheint ihm zu sein, dafs die imaginären Zahlen erst bei den quadratischen Gleichungen mit negativer Diskriminante eingeführt sind; weniger gefällt ihm die Bezeichnung „halbpositive Logarithmen“ für negative Logarithmen, die in solche mit negativer Kennziffer und positiver Mantifse verwandelt sind.

Fenkner Dr. H., Arithmetische Aufgaben. Mit besonderer Berücksichtigung von Anwendungen aus dem Gebiete der Geometrie, Trigonometrie, Physik und Chemie. Ausg. A: Für Gymnasien, Realgymnasien und Oberrealschulen. Braunschweig. O. Salle. 1893.

Vorliegendes Buch enthält in neun Abschnitten und einem Anhang Aufgaben über: Maxima und Minima, Kombinationslehre, binomischen Lehrsatz, Elemente der Wahrscheinlichkeitsrechnung, Kettenbrüche, komplexe Zahlen, arithmetische Reihen höherer Ordnung, Exponential- und logarithmische Reihe, Gleichungen 3. und 4. Grads und unbestimmte Gleichungen — wie aus dieser Inhaltsangabe zu ersehen, also kein Übungsmaterial für das in Bayern dem Mathematikunterricht am Gymnasium zugewiesene Pensum.

Jeder einzelne Abschnitt enthält zunächst eine kurze Theorie des darin behandelten Stoffes und eine Ableitung der notwendigen Formeln, dann werden die verschiedenen, bei den einschlägigen Aufgaben anzuwendenden Lösungsmethoden besprochen und wo notwendig an einem oder mehreren Beispielen erläutert; hieran schliefsen sich die Aufgaben, zum Teil Zahlenbeispiele, zum weitaus gröfseren Teile eingekleidete Aufgaben, diese den verschiedenen im Titel bezeichneten Gebieten entnommen und entsprechend geordnet.

Dr. W. Braun, Rechenbuch für die unteren Klassen von Mittelschulen. I. T. Das Rechnen mit ganzen Zahlen. 3. verm. u. verb. Aufl. Bamberg. 1892. 1,20 M.

Das angezeigte Werkchen fand bereits bei seinem ersten Erscheinen eine eingehende Besprechung im Jahrg. 1886 dieser Blätter. Die jetzt vorliegende 3. Aufl. ist ein erfreulicher Beweis dafür, dafs es sich verdientermafsen in dieser kurzen Zeit zahlreiche Freunde zu erwerben wufste, dafs der Herr Verf. aber auch unablässig bestrebt ist, durch stilistische Änderungen, Einschiebungen neuer Aufgaben und Bemerkungen etc. etc. das Buch immer mehr zu verbessern und dadurch ihm neue Freunde zu gewinnen, wozu wir besten Erfolg wünschen. Nur eine sachliche Bemerkung. S. 85 steht: Auch mehr als zwei Zahlen nennt man relative Primzahlen, wenn sie keinen (ihnen allen) gemeinsamen Teiler haben. Da sich diese Ungenauigkeit in einer Reihe von Rechenbüchern findet und offenbar aus einem in das andere übernommen wird, so sei hier daran erinnert, dafs nach

Lejeune-Dirichlet, Vorlesungen über Zahlentheorie, § 7, mehrere Zahlen dann relativ prim gegen einander sind, wenn „je zwei unter ihnen aufser der Einheit keinen gemeinschaftlichen Divisor haben“.

München. Sondermaier.

Guhl und Koner. Leben der Griechen und Römer. Sechste vollständig neu bearbeitete Auflage, herausgeg. von Richard Engelmann. Berlin, Weidmann 1893. Roy. 8. 1. Lief. 80 S. (Vollständig in 18 Lief. à 1 M.).

Wie mifslich bei dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft die Neuauflage eines älteren archäologischen Werkes ist, das hat Overbecks Plastik gezeigt. Da ist durch Vermengung von alten und neuen Elementen, durch Beibehaltung früherer Kapiteleinteilung und Einschiebung neugewonnenen Stoffes eine so heillose Verwirrung entstanden, dafs die Brauchbarkeit des Werkes sehr in Frage gestellt ist. Die neue 6. Auflage von Guhl und Koner scheint diese Klippe vermeiden zu wollen. In der ersten Lieferung wenigstens, die mir vorliegt, ist R. Engelmann, der nach dem Tode der beiden Verfasser die Besorgung einer Neuauflage übernommen hat, radikal genug verfahren. Es scheint kein Flickwerk, sondern ein neues Werk werden zu sollen, dem nur in pietätsvoller Weise der alte Titel wieder gegeben wurde, weil es den alten Zweck verfolgt.

Als Einleitung gibt E. einen kurzen Lebensabrifs Schliemanns, der zweifellos besser als jede theoretische Erörterung das Interesse des Lesers erregt. Es folgen nun in drei Kapiteln Einzelbilder von Troja, Tiryns und Mykenae, die zusammen die sogenannte mykenische Periode Griechenlands illustrieren. Noch sind wir weit entfernt, in diese Periode klar zu sehen, besonders ist um Troja ein neuer trojanischer Krieg entbrannt, der schon länger als zehn Jahre währt und die Klugheit eines Odysseus wird nötig sein, ihn zu einem guten Ende zu führen. Böttichers Feuernekropolentheorie ist wohl begraben, aber selbst Dörpfeld hat in allerletzter Zeit seine Ansicht geändert und vermutet nun nicht mehr in der 2., sondern in der 6. Stadt von Hissarlik die homerische Feste. Recht beachtenswerte Gegengründe, dafs wir überhaupt auf Hissarlik das alte Troja suchen dürfen, hat jüngst Sittl vorgebracht (26. Wagnerprogramm). Dem gegenüber ist in einem Werke, das für das Laienpublikum und für Schüler bestimmt ist, grofse Vorsicht geboten und diese Vorsicht ist in erster Linie an der Schilderung E.'s zu rühmen. Er gibt nur die gesicherten Resultate, die daran sich knüpfenden grofsen Fragen werden wohl erwähnt, aber mit dem Urteil hält der Verfasser zurück. Der Leser bleibt nicht im Unklaren darüber, dafs die Geschichte dieser Lehm- und Steinburgen noch sehr, sehr dunkel ist. Dagegen werden die sicheren Ergebnisse, der Fundbestand mit Klarheit und Anschaulichkeit gezeichnet: topographische Lage, Konstruktives und Ornamentales, Mauerbau und Raumeinteilung, die Gräberfunde, schliefslich auch die unzweifelhaften

Beziehungen zu den homerischen Gedichten, die besonders Helbig nachgewiesen, wie eines zur Erklärung des anderen herangezogen werden kann, das alles wird in den durch den Zweck bedingten Grenzen behandelt. S. 18 hätte der Begriff der „Lehmdächer“ doch näher erklärt werden müssen, ein Hinweis auf die jetzt noch im Orient bestehende Sitte hätte genügt. S. 25 hätten ein paar Worte gesagt werden müssen über die Etymologie von „kyklopisch“. Der Schüler denkt sonst an das homerische Hirtenvolk oder an die Gesellen des Hephästos. Schuchards Deutung des mykenischen Grabsteins Fig. 29 ist doch zu unwahrscheinlich, als dafs sie hätte Aufnahme finden sollen. Als Beispiel für die Ringe mit eingeschnittenen Darstellungen hätte nicht gerade dasjenige gewählt werden sollen, das bis jetzt eine ansprechende Deutung noch nicht gefunden. Während sonst jeder wissenschaftliche Apparat selbstverständlich wegbleibt, wird S. 38 Belgers Arbeit über die mykenische Gräberterrasse zitiert; warum gerade diese? Die Abbildungen sind meist klar und gut gewählt; so wird z. B. die Gräberterrasse in M. durch fünf verschiedene Aufnahmen gut zur Anschauung gebracht. Schlecht sind die Aufnahmen von Tiryns Fig. 10 und 12; verzeichnet Fig. 30. An Druckfehlern habe ich bemerkt S. 15 Altar A statt Δ, S. 24 Mikenä, S. 17 und öfters: tiryntisch.

Ch. Hülsen, Das Forum Romanum, eine Rekonstruktion. Rom, Spithörer 1892. 4 S. 2 Taf. Q. 4. M. 2.

Wenn die wissenschaftliche Forschung so weit gediehen ist wie beim römischen Forum, darf sie sich wohl an Rekonstruktionen wagen, ohne den Vorwurf der Phantasiemalerei auf sich zu laden. So haben es hier nach Hülsens Angaben die Architekten des Instituts (O. Schulze und nach dessen Tod C. V. Rauscher) versucht, den Bauzustand des Forums etwa in der Zeit des Konstantin zeichnerisch zu fixieren. Zwei elegante, phototypisch vervielfältigte Blätter geben uns eine Ansicht der südwestlichen Seite von den Ruinen des Kastortempels gesehen und eine solche der nordöstlichen Seite von der Rednerbühne aus. Hülsens Autorität bürgt für die möglichste Zuverlässigkeit, die Architekten aber haben es verstanden in feingefühlter Harmonie das Ganze aus den einzelnen Bausteinen wiederaufzubauen. Die Aufgabe war auch lockend genug, nur der Festplatz von Olympia wetteifert in Mannigfaltigkeit und Grofsartigkeit der baulichen Erscheinung mit diesem „Marktplatz“ der Römer; wie dort der griechische, so hat hier der römische Geist den vollendetsten Ausdruck gefunden.

In dankenswerter Weise hat Hülsen eine knappe Erklärung und ein paar Pläne beigefügt; wer sich rasch und gut ohne Spezialstudien über den neuesten Stand der Forumsforschung orientieren will, dem seien diese wenigen Blätter empfohlen. Die Ausgrabungen und Forschungsresultate der letzten Jahre sind berücksichtigt; besonders hat gegenüber früheren Plänen die Ostseite des Forums, der Tempel des Cäsar, der Augustusbogen und die Regia feste Gestalt bekommen können. Auf

dem Plane des republikanischen Forums hat Hülsen auch dem bekannten Janustempel seinen bestimmten Platz angewiesen. Zur Zeit noch Unsicheres, wie der von Richter angenommene 2. Augustusbogen und die von Hülsen zwischen Rostra und Tiberiusbogen vermutete Schola Xantha haben keine Aufnahme gefunden. Die Erklärungen geben kurz das Wichtigste über die Geschichte und über die Ruinen der Bauwerke. So heifst es z. B. von den Basiliken: „Die B., grofse meist mehrgeschofsige Hallen. für den Markt-, Handels- und Gerichtsverkehr, welche dem Forum der späteren Zeit seine architektonische Physiognomie geben, sind vermutlich nach griechischem oder unteritalischem Muster in Rom eingeführt nach dem zweiten punischen Krieg." Zu dem Porticus Deorum Consentium bemerkt H., er sei 367 n. Chr. von dem Stadtpräfekten Vettius Agorius Praetextatus errichtet worden. In der Inschrift, die allein davon berichtet, C. J. L. VI. 1. 102, hat Mommsen, meines Wissens unwidersprochen „reposuit" ergänzt; es wäre also nur von einer Restaurierung die Rede, das Datum der Gründung wissen wir nicht. Von den beiden Basiliken am nordöstlichen Fufse des kapitolinischen Hügels heifst es „sie mufsten, wie es scheint, der Anlage der Kaiserfora weichen". Das kann höchstens für die Basilica Porcia gelten; die Basilica Opimia lag gar nicht im Gebiet der Kaiserfora, sie weicht dem Neubau des Concordientempels durch Tiberius 7 v. Chr. Dafs die Schlacht bei Carrhae ins Jahr 54 verlegt wird, ist wohl nur ein Versehen. Recht mangelhaft ist die Abbildung der Trajanischen Marmorschranken, deren Beigabe sonst sehr wünschenswert erscheint. Sie sind schlecht erhalten, vielfach abgestofsen, aber dafs man doch noch einiges mehr erkennt, zeigt die schöne Publikation bei Jordan, Topogr. I, 2. Taf. 4. Das sind kleine Mängel, die das Verdienstvolle des Ganzen nicht beeinträchtigen. Der berühmte Forscher hat hier auch einmal dem Laienpublikum eine Konzession gemacht und darf auf den Dank unsrer Gymnasien rechnen, wo ich in den oberen Klassen eine möglichst weite Verbreitung des schönen Heftes wünschen möchte.

H. Luckenbach, Abbildungen zur alten Geschichte für die oberen Klassen höherer Lehranstalten. München und Leipzig, Oldenbourg, 1893. Lex. 8°. 64 S. Preis M. 1,80.

Das archäologische Anschauungsmaterial für die Schule mehrt sich und wird brauchbarer. So bezeichnet das vorliegende Heft einen entschiedenen Fortschritt besonders gegenüber dem Bilderatlas von Oehler, dem letzten gleichartigen Versuche. Die herbe Kritik, die dieser verdient und zum Teil auch gefunden, war nicht fruchtlos.

Zunächst ist die Anordnung bei Luckenbach eine viel glücklichere; sie pafst sich dem Gange des geschichtlichen Unterrichtes an so zwar, dafs dem Schüler in geschlossenen Gruppen die „heiligsten Stätten" des Altertums vorgeführt werden: Tiryns und Mykenae, Olympia, Athen, Pergamon, Rom und Pompeji. Daneben enthalten zwei Abschnitte die hervorragendsten griechischen und römischen Porträts.

Zwei Abschnitte endlich bringen Elementares für die Entwicklung der Baustile und der bildenden Kunst; sie dienen zur notwendigen Ergänzung, indem sie ein vergleichendes Verständnis vorbereiten. Das Ganze entspricht der Stellung, die die Archäologie im Rahmen des humanistischen Unterrichtes beanspruchen darf.

Die Auswahl im einzelnen ist mustergiltig; ich möchte kaum eine der Abbildungen missen; bei jeder sieht man den Zweck. Die Rekonstruktion von Olympia aus der Vogelperspektive ist gewifs sehr instruktiv, schön ist sie nicht. Ich gebe der rekonstruierten Totalansicht von R. Bohn den Vorzug; die Gesamtwirkung griechischer Architektur kommt in ihr viel besser zur Geltung. Die Frontansicht des Athenatempels von Priene ist offenbar falsch gezeichnet; die cella desselben ist ein templum in antis, öffnet sich also mit 2 Säulen gegen den Peripteros. Warum ist der Ostfries des Parthenon so auseinandergerissen; man mufs die einzelnen Teile erst wieder zusammenstellen! Dann habe ich auch noch einen kleinen Wunschzettel, den ich dem Herrn Verf. für künftige Auflagen vorlege. Die Vasenmalerei ist nur durch ein Vasenbild vertreten; die Entwickelung dieses Kunstzweiges gehört allerdings nicht hieher, aber die Hauptformen der vollendeten Vasentechnik sollen dem Schüler nicht fremd bleiben (Mischkrug, Amphora, Hydria, Lekythos, Trinkschale); eine Tafel mit ausgewählten Beispielen würde genügen. Ferner vermisse ich das römische historische Relief, es ist gar nicht vertreten, und unter den römischen Porträts die Reiterstatue des Marcus Aurelius. Endlich ist die Rekonstruktion der römischen rostra von Richter so geeignet falsche Vorstellungen zu zerstreuen, dafs ich sie ebenfalls noch empfehle. Damit will ich mich dann gerne bescheiden.

Den Abbildungen sind knappe Erklärungen hinzugefügt, dem Lehrer freien Spielraum lassend für genauere Deutung und Besprechung und doch hinreichend als Anhaltspunkte für die Schüler. Hier kommt neben dem Schulmann auch der Gelehrte zum Wort. Falsches ist mir nur bei der Erklärung der letzten Figur (Harnisch des Augustus) aufgestofsen: nicht Pandrosos wird von Eos getragen, sondern umgekehrt, ähnlich wie in der Apotheose ruht Eos auf den Schultern der geflügelten Pandrosos. Hinsichtlich der Mittelgruppe ziehe ich Helbigs Deutung vor, wenn ich auch an den „Reichshund“ nicht glaube. — Die Abbildungen selbst sind uns zum Teil schon aus Baumeisters Bilderheften bekannt. Die Verlagsbuchhandlung konnte so, weil nur wenige derselben neu herzustellen waren, den Preis sehr niedrig stellen. Die Zinkographien sind fast durchweg sauber und klar, einige z. B. der Alexanderkopf von grofser Schönheit. Den Perikles hätte ich gröfser und schöner gewünscht. Hätte für die pompejanische Wanddekoration nicht eine Farbentafel geliefert werden können?

Doch kommen diese einzelnen kleinen Mängel und Wünsche der Trefflichkeit des Ganzen gegenüber kaum in Betracht. Es ist der erste Bilderatlas, den ich gerne im Besitze eines jeden Gymnasiasten wünschen möchte, besonders empfehle ich ihn mit Wärme den Fachgenossen von Untersekunda.

Würzburg. Dr. W. Wunderer.

Griechische Staatsaltertümer, für höhere Lehranstalten und zum Selbststudium von Dr. W. Kopp. Zweite, gänzlich umgearbeitete Auflage, besorgt von Prof. Dr. V. Thumser. Berlin, Verlag von Julius Springer, 1893, X und 147 S. M. 2.—.

Die erste Bearbeitung der griechischen Staatsaltertümer durch Direktor Kopp war im Jahre 1880 erschienen; für die 2. Auflage hat die Verlagsbuchhandlung in Professor Thumser einen Mann gewonnen, der sich einerseits durch die Neubearbeitung des K. Fr. Hermannschen Staatsaltertümer als völlig vertraut mit dem Stoffe erwies und andrerseits als praktischer Schulmann den richtigen Blick für das besitzt, was in einem solchen Abriſs dem Schüler geboten werden darf und soll. Der Abriſs soll kein Lernbuch sein, sondern ein Nachschlagebuch, welches dem Schüler bei der Lektüre, besonders der Privatlektüre, Aufschluſs gibt über die wichtigsten staatlichen Einrichtungen der Griechen. Die Einteilung ist praktisch und umfassend; denn die 5 Abschnitte enthalten A: Vorhistorische Verhältnisse Griechenlands (S. 1—5). B: Darstellung der wichtigsten Staatsverfassungen: 1. Sparta (S. 10—48), 2. Kreta (S. 48—50), 3. Athen (S. 51—125), *Γ*: Internationale Verhältnisse (S. 126—136). *Δ*: Kolonie und Mutterstadt (S. 139—141). Am Schlusse folgt ein alphabetisches Register, welches für die Benützung durch den Schüler unentbehrlich ist (nachzutragen wäre z. B. Skiriten 25, 36 unter S).

Gelehrte Anmerkungen fehlen; es werden in der Regel nur feststehende Thatsachen vorgeführt. Dabei ist es allerdings unvermeidlich, daſs Manches in bestimmterer Form vorgetragen wird, als es der Stand der betreffenden Frage eigentlich erlaubt, so z. B. Einzelnes über spartanisches Heerwesen S. 36 f. Im Übrigen halten die Angaben meist die Probe auf ihre Richtigkeit aus. Eine Ungenauigkeit ist es, wenn S. 10 der Flächengehalt von Lakonika mit 87 □ M. = 4700 qkm., S. 51 der von Attika auf wenig mehr als 40 □ M. = 2527 qkm. angegeben wird; es muſs für Attika 46 oder 47 □ M. heiſsen. Unrichtig heiſst es S. 11 vom Eurotas: Auf seiner rechten, östlichen Seite (statt westlichen). Ungenau und unklar ist auch, was S. 115 über die *ψῆφοι* gesagt wird: „Jeder der Richter erhielt zwei Stimmtäfelchen, ein volles (*ψῆφος πλήρης*), das freisprechende, und ein durchlöchertes (*ψ. τετρυπημένη*) das verurteilende." Wer vermöchte hiedurch eine richtige Vorstellung der *ψῆφοι* zu gewinnen, wie sie z. B. Busolt S. 284 gibt: „Gewöhnlich erhielt jeder Richter zwei gleiche, bronzene, wirbelartige Psephoi, die eine mit voller Axe (*αὐλίσκος*), die andere mit durchbohrter; die volle (*πλήρης*) diente zur Freisprechung, die hohle (*τετρυπημένη*) zur Verurteilung."

Besonders ein Umstand war miſslich; daſs nämlich Thumser den Abriſs gewissermaſsen als Auszug aus dem groſsen Lehrbuch der Staatsaltertümer hergestellt hat. Dadurch kommt es, daſs nicht nur eine Reihe von ganz unberechtigten Konjunktionen im ersten Satz verschiedener Paragraphen stehen geblieben sind, namentlich mehrere „also", sondern daſs auch gar manche Dinge, die der Schüler überhaupt

nicht kennen kann, der Erklärung entbehren. Wer den Stoff bereits kennt, liest darüber weg; so that auch ich es anfangs, nun hat mich aber ein jüngerer Freund, der das Büchlein zur Vorbereitung für das Examen benützte, auf eine Reihe solcher Aporien aufmerksam gemacht. S. 17 werden Babyka und Knakion genannt, aber erst S. 31 bei Wiederholung der Namen steht die Erklärung „d. i. einem Bache und einer Brücke Spartas“; diese mufste gleich S. 17 gegeben werden. S. 38 heifst es: „Von ihnen (d. h. den νεοδαμώδεις) verschieden, aber doch ihnen ähnlich waren die Βρασίδειοι“. Was nützt dieser Satz, wenn keine Erklärung des unverständlichen Begriffes folgt? S. 65 beim Archontant des Solon ist von „seiner früheren Thätigkeit“ die Rede, worin bestand diese? S. 77 (die dreifsig und ihr Sturz) heifst es von Theramenes „der sich wieder in den Vordergrund zu drängen gewufst hatte“; er wird aber hier überhaupt zum 1. Mal genannt, von seiner Teilnahme am Staatsstreich von 411 ist wohl im grofsen Lehrbuch, nicht aber im Abrifs die Rede. S. 112 bei Besprechung der Blutprozesse, die früher von den Epheten, später von den Heliasten abgeurteilt wurden, stehen hinten den 4 Arten solcher Prozesse die Namen [Palladion], [Delphinion], [Phreatto], [am Prytaneion]. Was kann der Unkundige damit anfangen? Es mufste doch zum mindesten gesagt werden, dafs das Gerichtsstätten sind, sonst sind diese Begriffe rein überflüssig. Viermal ist von den Skiriten die Rede, S. 25. 36. 83. 121, ohne dafs auch nur einmal etwas zur Erklärung beigefügt wäre; zweimal S. 25 und 36 sind darunter wirklich die Bewohner der Skiritis zu verstehen, welche bekanntlich eine bevorzugte Stellung im lacedämonischen Heere einnahmen, aber S. 83 lesen wir von der günstigen Lage der Staatssklaven (δημόσιοι) in Attika, die teils als Polizeisoldaten, Skiriten etc. verwendet wurden und S. 121 unter Ausgaben des attischen Staates heifst es „Dazu kam die Besoldung der öffentlichen Diener (bes. der Polizeisoldaten, Skiriten). An beiden Stellen liegt eine offenbare Verwechslung vor: es mufs Skythen heifsen, und diese Bezeichnung mufs auch in das Register aufgenommen werden.

Zu beanstanden ist der Mangel an Konsequenz in der Bezeichnung der Namen, am auffälligsten S. 58, wo bei Aufzählung der 4 jonischen Phylen nur eine Ἀργαδεῖς mit griechischen Lettern gedruckt ist. Auch nimmt sich z. B. Bule oder gar Phylobasileis ohne griechische Buchstaben zu sonderbar aus.

Die Form der Darstellung ist einfach und klar, weist aber an einigen Stellen gerade nicht zu billigende Eigentümlichkeiten des Stiles auf. So gebraucht der Verf. mit Vorliebe den Ausdruck „unter einem“ offenbar im Sinne von zugleich, wie er mir wenigstens bisher unbekannt war, so z. B. 51: „Damit nun wurden sie unter einem mündig und konnten heiraten, S. 65, S. 83 etc.; ebenso eigentümlich ist „nebstbei“ S. 65; „im Falle als“ statt des gewöhnlichen „im Falle dafs“ (S 49, S. 103: selbst für den Fall als ein Beamter, S. 139). Keineswegs nachahmenswert ist die Verbindung S. 7: Bei Opfern und Beuten; S. 127 oben steht Zuseher statt Zuschauer.

Wenn es S. 83 von den attischen Sklaven heifst: Im Jahre 309 v. Chr. soll es neben 21 000 Bürgern und 10 000 Metoeken 400 000 Sklaven mit ihren Frauen und Kinder gegeben haben; doch umfafst die letzte Zahl wohl alle Sklaven, Männer, Weiber und Kinder, so ist doch wohl eines von beiden überflüssig, denn wenn Thumser, wie ich vermute, das „mit ihren Frauen und Kindern" in dem Sinne aufgefafst wissen will „wozu dann noch eigens die Zahl der Frauen und Kinder käme", so durfte er sich eben des folgenden wegen nicht so ausdrücken. Direkt unrichtig ist die Ausdrucksweise in dem Satze S. 2: „Ein genaueres Bild von der Kultur der Pelasger zu geben, ist nunmehr nicht möglich". Es mufs doch heifsen „Ist nun (oder jetzt) nicht mehr möglich". Derselbe Fehler findet sich S. 17: „Bei welchen Satzungen sonst Lykurg als Autor galt, ist nunmehr im einzelnen nicht zu bestimmen." Und so wäre an noch gar mancher Stelle die Form verbesserungsfähig. S. 15 ist Aegiden verdruckt satt Agiden; S. 6 ist *πρὸς Διὸς εἰρύναι* statt *πρὸς Διός εἰ.* zu setzen, S. 64 gehört an das Ende der 1. Zeile ein Punkt.

Alle bisher gemachten Ausstellungen betreffen mehr Einzelheiten oder Äufserlichkeiten; im übrigen stehe ich nicht an, das Büchlein an sich nicht blofs unseren Schülern der oberen Klassen, welche sich für die griechischen Staatseinrichtungen interessieren, sondern auch jungen Philologen als Repetitorium für das Examen zu empfehlen.

München. Dr. J. Melber.

Dr. Oskar Jäger, Direktor des K. Fr. Wilh. Gymnasiums zu Köln. Bemerkungen über den geschichtlichen Unterricht. Beigabe zu dem „Hilfsbuch für den ersten Unterricht in alter Geschichte". Für Lehrer der Geschichte an höheren Schulen. 3. Auflage. Wiesbaden. Verlag von C. G. Kunzes Nachfolger. (Dr. Jacoby) 1892. S. 47.

Seite 3 und 4 geben eine knappe Geschichte des Entstehens und des Fortlebens der „Bemerkungen". Der erste Teil des „Promemoria" selbst bietet S. 5—17 unter Mitberücksichtigung des zur Zeit der Neuherausgabe der Bemerkungen amtlich noch nicht veröffentlichten neuen Lehrplanes für die Gymnasien und übrigen höheren Lehranstalten Preufsens dem Lehrer so zu sagen eine Gebrauchsanweisung zu des Verf. weitverbreitetem „Hilfsbuch für den ersten Unterricht in alter Geschichte". Der zweite Teil äufsert sich S. 18—47 in sechs präzis gefafsten Thesen mit erläuternden Ausführungen über die Art, w sich der Verf. den Geschichtsunterricht denkt und welche Stell demselben im Organismus der höheren Schulen vindizieren glaubt. Dafs es, wo ein so gewiegter Kenner des gym wesens wie O. Jäger die Feder führt, an Beach mangelt, braucht kaum erst versichert zu werd ist seine kantige und nach oben wie unten haltende Manier, die Dinge zu behand

mancherlei Art. Das Schriftchen bedarf nicht erst einer Empfehlung von zweiter Hand, es empfiehlt sich von selbst am besten.

München. Markhauser.

Simon, Dr. Jacob, Auf Griechenlands Boden. Eine Reiseerinnerung, niedergelegt für die Gymnasialjugend (Sep.-Abdr. aus dem Progr. d. K. K. Staatsgymn. in Cilli). Cilli 1892. Selbstverl. d. V. 25 SS. 8°.

Es ist ja immer erfreulich, wenn solche Schriften, „die für Gymnasiasten geschrieben sind und deren Interesse für das alte und neue Hellas erhöhen sollten", veröffentlicht, noch erfreulicher, wenn sie eifrig gelesen werden.

Der Text dieser kleinen Arbeit ist diesem Zweck im allgemeinen durchaus angepafst und bedürfte nur der belehrenden Abbildungen, um recht nützlich zu sein. Die schlechteste bildliche Darstellung ist mehr wert als die ausführlichste Beschreibung.

Sollte die Schrift, was ja zu wünschen wäre, abermals — aus praktischen Gründen etwa um die Beschreibung und Darstellung der athenischen Pnyx, der thessalischen Schlachtfelder u. a. vermehrt — erscheinen, so dürften reichliche, wenn auch einfache Abbildungen nicht fehlen. Die verschiedenen Satzfehler, unter denen S. 9 polychron, S. 22 gefundenen, S. 23 bis im (st. bis in den) am meisten stören und auch die auf der zuletzt bezeichneten Seite erwähnte „mit Maulbeerbäumen besäete Strafse" sollten dann beseitigt sein.

L. Bürchner.

H. Kieperts Physikalische Wandkarte von Afrika. Mafsstab 1 : 8 Mill. 4. Aufl. Neubearbeitung von Rich. Kiepert. Berlin. Dietr. Reimer. 1891. Preis in Umschlag 8 M., auf Leinwand in Mappe 14 M., mit Stäben 16 M.

Diese in genügend grofsem Mafsstab angelegte Karte repräsentiert den gegenwärtigen Stand unserer Kenntnisse dieses früher dunklen Erdteils, dessen geheimnisvolle Schleier aber, Dank der Rührigkeit der grofsen europäischen Kulturstaaten, vor allem Englands, Deutschlands und Frankreichs, im letzten Jahrzehnt aufserordentlich gelüftet worden sind. Dafs diese Entdeckungen nicht blofser Forschungstrieb veranlafst, sondern fast mehr noch das Bestreben der Europäer, mit jenen Völkern in Handels- und politische Beziehungen zu treten, ist für die wissenschaftliche Erschliefsung dieses Kontinentes selbst schliefslich gleichgiltig. Wieviel aber in dieser Beziehung in der letzten Zeit geleistet worden ist, zeigt vorliegende Karte.

Dieselbe umfafst aufser Afrika auch noch einen grofsen Teil von Europa (sie erstreckt sich bis 49° n. Br. oder Paris) und gewährt so eine willkommene Gelegenheit zu Gröfsenvergleichungen mit den europäischen Ländern. Die Grenzen heben sich scharf vom Meere ab,

die Flüsse sind durch kräftige, schwarze Linien, die Seen durch blaue Flächenfärbung ausgedrückt. Die Erhebung des Landes über dem Meere ist durch drei Farbentöne in Flächenmanier ausgedrückt (über 300 m gelb, über 1000 m hellbraun, über 2000 m dunkelbraun), sowie durch entsprechende Schraffierung der Gebirgszüge. Von vielen Punkten ist die genauere Höhe angegeben, aber nicht in Metern, sondern in Dekametern, was nicht besonders glücklich gewählt scheint, da dadurch wenigstens im Anfang bei dem Schüler eine Verwirrung entsteht. Die politische Einteilung ist auf dieser Karte durch fein punktierte Linien bezeichnet, welche das Kartenbild nicht stören. Den dermaligen Stand der politischen Einteilung bringt deutlich (durch Farben) eine eigene kleinere Nebenkarte zum Ausdrucke (im Mafsstabe von 1 : 30 Mill.), welche sich nördlich sogar bis 60° n. Br. erstreckt. Ob auf derselben der französische Kolonialbesitz schon bis zum Tsad-See reichend zu bezeichnen ist, dürfte bezweifelt werden. Die Franzosen träumen allerdings von einem gewaltigen westafrikanischen Reiche, ob aber diese Ansprüche von den Deutschen und Engländern anerkannt werden, die durch ihre Besitzungen in Kamerun und am Niger gewifs auch ein Interesse am Tsad-See haben, erscheint fraglich. Die Höhenangabe des Mwutan-Nsige (besser Albert-See) mit 730 m, des Albert Edward-Sees mit 1000 m und des Ruwenzori-Berges mit 5300 m (nach den nicht immer ganz verlässigen Angaben Stanleys) scheint verfrüht. Die Konfiguration des südwestlichen Ufers des Victoria-Njansa verhält sich nach den Untersuchungen des Pater Schynse anders, als auf der Karte angegeben ist, deren Verfasser das natürlich beim Erscheinen derselben noch nicht bekannt sein konnte. Wichtiger ist, dafs die auf der Karte angegebene Verbindung des Benue (Nebenflufs des Niger) mit dem System des in den Tsad-See mündenden Schari durch eine niedrig gelegene Sumpflandschaft nach den Wahrnehmungen einer von der R. Niger-Company entsendeten Dampferexpedition in Wahrheit nicht vorhanden zu sein scheint (Petermanns Mitt. 1890 S. 255). Das dortige Gebiet wird sogar als eine mit der Schweiz zu vergleichende Hochgebirgslandschaft bezeichnet.

Richter Gustav, Wandkarte von Afrika für den Schulgebrauch. Im Verhältnis von 1 : 5½ Mill. Verlag von G. D. Baedeker in Essen. Unaufgezogen 10 M., aufgezogen in Mappe 16 M., mit Stäben 18 M.

Vorliegende Schulwandkarte von Afrika ist in sehr grofsem Mafsstabe angelegt (Haardt und Kiepert haben nur 1 : 8 Mill.) und wird schon aus diesem Grunde manche Freunde sich erwerben, da dieselbe in grofsen Klafszimmern gute Dienste leisten kann. Die Küste hebt sich deutlich vom Meere ab, die für die politischen Grenzen gewählte Farbenzusammenstellung ist geschmackvoll, und die Begrenzung der einzelnen Gebiete selbst ist nach den neuesten Vereinbarungen der europäischen Hauptstaaten eingetragen.

Dagegen läfst die Darstellung der hydrographischen Verhältnisse auf der Karte manches zu wünschen übrig, weniger in Bezug auf kräftige Ausführung und Deutlichkeit, als in Bezug auf Vollständigkeit und Richtigkeit. Die Forschungsergebnisse der letzten Jahre sind zu wenig verwertet. So sind die Entdeckungen Gallienis und Bingers im Quellgebiet des Senegal und Niger, sowie die Forschungen des letzteren im Gebiete der Mandingo (französischer Sudan) nicht benützt, namentlich fehlt es hier an der richtigen Darstellung des Volta-Flusses. Die politische Grenze des französischen Sudan ist weiter nach Osten und Süden auszudehnen und das Kong-Gebirge zu streichen, welches, wie wir jetzt wissen, nur eine Fabel ist (nur wenige Spitzen erheben sich über 1000 m, dagegen gibt es dort eine Stadt Kong). Auch das Gebiet im Hinterland von Kamerun, sowie die dort meist von Flegel erkundeten Gewässer sind nicht richtig dargestellt; desgleichen fehlt die Angabe des von Brazza entdeckten grofsen Sanga-Flusses, welcher von Norden in den Kongo mündet, sowie mehrerer anderen in der Nähe mündenden rechten Nebenflüsse des Kongo. Ferner ist das durch Stecker und Graf Teleki näher bekannt gewordene Quellgebiet des Juba und des Webbi in den Galla-ländern unrichtig dargestellt, desgleichen die Gestalt und Lage des Rikwa-Sees in Deutsch-Ostafrika, sowie das zwischen dem Tanganjika- und Njassa-See sich erhebende Plateau u. a. Die Karte entspricht sonach in dieser Beziehung erst dem Stand unserer Kenntnisse vor 4—5 Jahren, und das will bei Afrika schon etwas heifsen.

Ein weiterer, noch mehr in die Augen fallender Mangel der Karte ist, dafs die Bodenplastik viel zu matt dargestellt ist. Ein Berg, wie der 4000 m aufsteigende Götterberg in Kamerun oder die gar über die Schneegrenze hinausgehenden Kenia, Kilima Ndscharo und Ruwenzori oder das abessinische Alpenland müfsten doch ganz anders heraustreten, als dies auf der Karte der Fall ist! Das fast überall in Afrika nahe der Küste aufsteigende Gebirgsland ist hier zwar in sorgfältiger Schraffierung angegeben, aber viel zu zart behandelt, um weiterhin wirken zu können, von der Höhenlage des Innern aber, namentlich des südlichen Drittels dieses Kontinentes, welches ein grofsenteils über 1000 m aufsteigendes Hochland ist, bekommt der Beschauer kein deutliches Bild. Selbst wenn vorliegende Karte nur eine politische wäre, was sie aber nicht sein soll, müfsten die orographischen Verhältnisse viel schärfer dargestellt werden. Bei keinem Kontinent ist bei der immerhin noch mangelhaften Kenntnis des Details die Höhenschichtenmanier so sehr am Platze als bei Afrika.

Erwünscht wäre auch die Beigabe einer kleinen Nebenkarte, Deutschland vorstellend, zum Gröfsenvergleich beider Gebiete.

Nabert, Prof. Dr. H., Karte der Verbreitung der Deutschen in Europa. Nach österreichischen, russischen, preussischen, sächsischen, schweizerischen und belgischen amtlichen Quellen.

Reiseberichten des Dr. Lotz und anderer, sowie nach eigenen Untersuchungen in den Jahren 1844, 1848, 1878—1887 im Auftrage des deutschen Schulvereins und unter Mitwirkung von R. Böckh dargestellt. Mafsstab 1 : 925000. Verlag von C. Flemming in Glogau. Vollständig in 8 Sektionen, jede 3 M.

Diese in grofsem Mafsstab angelegte hochinteressante Karte, von welcher bis jetzt 4 Sektionen (die erste Hälfte) erschienen sind, stellt die Verbreitung der Deutschen in Europa in der Weise dar, dafs aufser dem zusammenhängenden deutschen Sprachgebiete in der Mitte Europas auch alle deutschen Niederlassungen und Sprachinseln in dem Raume von Calais bis zur Wolga und dem Kaukasus, sowie auch die gegen die Romanen und Slaven im Westen, Süden und Osten dem Deutschtume verloren gegangenen Bezirke angegeben werden. Die Karte erhebt sich weit über gewöhnliche Erscheinungen in Bild und Wort, wie sie auch auf diesem Gebiet namentlich im letzten Jahrzehnt zahlreich zu tage getreten sind. Sie ist eine grundlegende Arbeit auf ethnographischem und auch historischem Gebiete, das Resultat eingehender, ein ganzes Leben hindurch fortgesetzter Studien und vieler Reisen eines deutschen Gelehrten, der inzwischen leider gestorben ist, aber noch die Genugthuung hatte, das Hauptwerk seines Lebens kurz vor seinem Tode fertiggestellt dem Drucke übergeben zu können. Die Drucklegung der Arbeit selbst besorgte dessen Mitarbeiter Geheimrat Prof. Dr. R. Böckh.

Dafs die Karte mit grofser Gewissenhaftigkeit bearbeitet und bezüglich des Inhaltes im einzelnen verlässig ist, braucht nach dem Gesagten kaum eigens erwähnt zu werden. Wenn die Angaben der Karte nicht überall mit den sogenannten amtlichen Zusammenstellungen übereinstimmen, so kommt das nicht von der Unzuverlässigkeit der Karte, sondern von der unzuverlässigen Statistik einzelner unser Volkstum bedrückender Nationen her. Wer sich noch an die aufserordentlich zahlreichen Namensänderungen erinnert, denen sich namentlich in Ungarn die Deutschen in den siebziger Jahren unterwerfen mufsten, deren Veröffentlichung monatelang ganze Spalten in den dortigen Blättern füllten, wird den Wert solcher Statistiken begreifen. Sogenannte „Germanisierungsversuche“ lassen sich auf der Karte nicht entdecken, dies beweist auch ein Vergleich mit anderen zuverlässigen aufserdeutschen Karten.

Die Darstellung des gebotenen Stoffes ist deutlich und übersichtlich, die technische Ausführung tadellos, Druck und Papier vorzüglich.

Aufser der genauen Angabe der ethnographischen Verhältnisse enthält die Karte an Flüssen, Wohnorten, politischen Grenzen etc. nur das Hauptsächliche, soweit diese Dinge zur Orientierung notwendig sind. Die Darstellung der Gebirge fehlt, nur einzelne charakteristische Grenzpfeiler, wie der Montblanc, der Ortler, Grofsglockner, sind durch kreisförmige Schraffierungen angedeutet. Wenn es auch interessant wäre, überall zu sehen, wie die Sprachgrenzen zu den Gebirgszügen sich verhalten, so läfst sich doch das auf vorliegender Karte kaum

durchführen; denn die Darstellung der orographischen Verhältnisse in Flächenmanier würde mit den anderen Farben collidieren, ihre Darstellung durch kräftige Schraffierung der Übersichtlichkeit der Karte hinderlich sein. Die ethnographischen Verhältnisse selbst sind durch Flächenkolorit ausgedrückt, und sind zur Herstellung der ganzen Karte 26 verschiedene Farbentöne erforderlich, woraus man die schwierige Herstellung derselben ermessen kann. Zur Darstellung des deutschen Sprachgebietes wählte der Verf. die weithinleuchtende gelbe Farbe, und zwar sind durch verschiedenes Gelb die ober- und mitteldeutschen Stämme von den niederdeutschen Stämmen unterschieden; erstere selbst sind durch eine schmale braune Linie von einander getrennt. Dafs über diese letztere Begrenzung im einzelnen einige Meinungsverschiedenheiten möglich sind, z. B. im Gebiete der bayerischen Oberpfalz und in Böhmen, ist ja selbstverständlich.

Im folgenden soll noch kurz auf den Inhalt der einzelnen Blätter selbst hingewiesen werden.

Auf dem die 1. Sektion bildenden Blatte, welches den Nordwesten von Deutschland vorstellt, nehmen unser besonderes Interesse in Anspruch die dänisch-deutsche Sprachgrenze im Norden und die flämisch-französische Sprachgrenze in Belgien. Während erstere seit etwa 10 Jahren sich etwas weiter nach Norden vorgeschoben hat (auch die dänischen Untersuchungen differieren in diesem Punkte nur unbedeutend mit den Deutschen, s. die Skizze in Petermanns Mitt. 1890, S. 247), reichte früher das Gebiet der vlämischen Sprache in der Gegend von Calais viel weiter gegen Frankreich, als heute. Seit etwa zwei Jahren macht sich aber bekanntlich auch hier durch das wiedererstarkende Stammesbewufstsein der Vlamen eine Besserung geltend.

Auf der 2. Sektion, welche den Nordosten Deutschlands und die angrenzenden Gebiete umfafst und von Magdeburg bis Warschau, südlich bis Eger und Krakau reicht, fällt die mit Rot bezeichnete Sprachinsel der Wenden an der Spree am meisten in das Auge, dann das kompakte Gebiet der polnischen Kassuben in Westpreufsen, die sich wie ein Keil zwischen deutschem Gebiete gegen die Danziger Bucht vorschieben. Überraschend wirken auch die vielen deutschen Sprachinseln im russischen Polen (im Warthe- und Weichselgebiet). Hier findet man viele Ortsnamen, welche im russischen Gewande noch den deutschen Ursprung verraten, z. B. Feliksow (Felixhof), Tomaschow, Blendow (Blendorf) etc. Nur ganz wenige kleine Bezirke finden sich dort, wo gar keine Deutschen wohnen.

Die 3. Sektion, welche den Südwesten Deutschlands und das schweizerische, französische und italienische Alpengebiet umfafst und süd-nördlich sich von Mainz bis Genua erstreckt, zeigt uns die Sprachgrenze zwischen Deutschen und Franzosen in Elsafs-Lothringen, sowie die Sprachverhältnisse in der Schweiz und in Südtirol. In allen diesen Gebieten hat, wie die gelbe Schraffierung der Karte zeigt, die deutsche Sprache gegen früher an Terrain verloren, aufser im Reichslande auch namentlich in den südlich vom Kanton Wallis liegenden Gebirgs-

gegenden. Hier sind das Eschen- und Mayethal, weiter östlich in Südtirol und Venetien die ehemaligen Bergrepubliken der Sette comuni (bei Vicenza) und der Tredici comuni (bei Verona) als Verluste bezeichnet. Die Bewohner des Vorderrhein- und des oberen Innthales sind auf der Karte als Churwälsche, die Bewohner des Sulz- und Nonsbergs, sowie des Fleimserthales sind als Ladiner bezeichnet. Wäre es nicht entsprechender, erstere als Rhäto-Romanen oder Ladiner, letztere als Italiener zu bezeichnen?

Die Sektion 4 der Karte gibt uns einen Einblick in das Völkergewimmel der österreichisch-ungarischen Monarchie. Die vielen braungedruckten Ortsnamen und die gelbgestreiften Flächen in Böhmen, Mähren und im Lande der Slovaken zeigen, wieviel die Deutschen in diesen Ländern an Boden verloren haben. Recht deutlich kommen auf der Karte die vielen teilweise ganz bedeutenden deutschen Sprachinseln in Ungarn zum Ausdruck. Hier vermifst man die Angabe der ehemals deutschen Ortsnamen. Wie weit aber die Slavisierung in Österreich fortgeschritten ist, beweist am besten ein Blick auf das Krainer- und Görzerland, welches auf der Karte fast ganz mit deutschen Ortsnamen bedruckt ist, wo sich aber trotzdem mit Ausnahme des südlich gelegenen Gottscherer Gebietes heutzutage nur wenige unbedeutende deutsche Sprachinseln mehr finden. So gibt uns diese Karte nicht blofs Aufschlufs über die gegenwärtigen ethnographischen Verhältnisse von Mitteleuropa, sondern sie erzählt uns auch ein Stück deutscher Geschichte, wie sie sich in den letzten Jahrhunderten, zum Teil in den letzten Jahrzehnten abgespielt hat, und sie hat sonach nicht blofs einen geographischen, sondern auch, fast möchte man sagen, leider einen historischen Wert. Die Karte, welche sich sehr gut zum Gebrauch in unsern mittleren und oberen Klassen eignet, kann sonach warm empfohlen werden.

Freising. G. Biedermann.

Der geographische Unterricht nach den Grundsätzen der Ritterschen Schule historisch und methodologisch beleuchtet von Dr. Hermann Oberländer. 5. vermehrte und teilweise umgearbeitete Auflage. Herausgegeben von Dr. L. Göbler. Grimma. Verlag von Gustav Gensel. 1893.

Dem ausgezeichneten Buche würde sein Recht nicht widerfahren, wenn sich die Anzeige dieser neuen Auflage auf wenige Worte beschränkte. Es sei daher gestattet, genauer darauf einzugehen. Der erste, mehr historische Abschnitt schildert den Zustand des geographischen Unterrichtes in der Zeit vor Ritter und weist nach, dafs derselbe an zwei Hauptfehlern krankte, nämlich an der Vernachlässigung der physischen Geographie infolge des Überwucherns des topographischen Elementes und der Auseinanderreissung der zusammengehörigen Teile unserer Erdkunde. Im Anschlufs hieran folgt eine eingehende Würdigung des Wirkens Ritters und seine Bedeutung in

der wissenschaftlichen Geographie der Gegenwart, vervollständigt durch eine Aufzählung der wichtigsten methodologischen Werke Ritterscher Schule mit einer kurzen Kritik ihres Wertes, die ebensosehr von der erstaunlichen Belesenheit wie von der Gründlichkeit des Verf. beredtes Zeugnis gibt. Aus den nun folgenden Kapiteln die Menge der fruchtbarsten Winke und Andeutungen über den Betrieb des Unterrichtes zu beachten, ist für den jungen Lehrer, der vor Fehlgriffen gerne bewahrt werden möchte, von höchster Wichtigkeit. Er wird daher dieser Partie das eingehendste Studium widmen müssen. Dieser Teil des Werkes schliefst ab mit einer umfassenden Auswahl und Zusammenstellung von Schriften über einzelne Gebiete der Geographie, die dem Lehrer durch die beigefügte Kritik es ermöglicht, aus der Fülle der literarischen Erscheinungen jeweils das Beste und Zweckmäfsigste auszuwählen. Ist nun schon der erste Teil für den Lehrer ein hervorragendes Mittel zur Orientierung, so gilt dies in noch höherem Grade von dem zweiten, der eine ausführliche Darlegung der Grundzüge der vergleichenden Erdkunde enthält und in mustergiltiger Weise an der Hand zahlreicher Beispiele zeigt, welche Gesichtspunkte bei der Beschreibung eines Landes besonders ins Auge zu fassen, und wie sie mit einander zu verknüpfen sind, um ein lebensvolles Gesamtbild zu erhalten. Da es das Hauptziel der im Sinne und Geist Ritters verfahrenden geographischen Methode ist, die Wechselbeziehungen zwischen Land und Leuten hervorzuheben, so ist besonderes Gewicht darauf gelegt worden, nach der Untersuchung, welchen Einflufs die neun geographischen Elemente, die bei der Betrachtung eines Erdraumes sish aufdrängen, auf einander ausgeübt haben oder noch ausüben, klarzulegen, welche Bedeutung sie für das Kulturleben und die Geschichte der Menschheit haben. So wird nun zuerst die geographische Lage, die wagerechte Gliederung, der geologische Bau des Bodens, die senkrechte Gliederung in allen ihren Wechselbeziehungen in durchaus fesselnder und anregender Weise bis ins Einzelnste hinein behandelt. Das zuletzt genannte Kapitel ist besonders lehrreich, so dafs es sich empfiehlt, das Verfahren des Verf. in aller Kürze zu skizzieren. Den Nachweis der Bedeutung der Gebirge im allgemeinen für den Haushalt der Natur bildet die Grundlage für die Darlegung, welche Wichtigkeit ihnen für die Flüsse, das Klima, die Tier- und Pflanzenwelt zukommt. Dann wird der tiefgreifende Einflufs der Gebirge auf das Menschenleben in 3 Kap. geschildert, deren Überschriften lauten: Der Mensch auf dem Gebirge, die Völker zu beiden Seiten des Gebirges, die Wirkung des Gebirges auf die Bewohner der Ebene. — Den Schlufs bilden die Abschnitte: Das Wasser, das Klima, die Pflanzenwelt, die Tierwelt, der Mensch. — Es dürfte demnach aufser Zweifel sein, dafs ein Lehrer, der dieses bedeutende Werk mit gebührender Sorgfalt studiert, nicht nur selbst einen gediegenen Grundstock geographischen Wissens sammeln, sondern auch in methodischer Beziehung aufserordentliche Förderung erfahren wird. Auch hat die Verlagshandlung das Buch seinem inneren Werte entsprechend schön ausgestattet.

Lehrbuch der vergleichenden Erdbeschreibung für die obern Klassen höherer Lehranstalten und zum Selbstunterricht von Prof. W. Pütz. 15. verbesserte Auflage, bearb. von F. Kehr. Freiburg i. Breisgau. Herder'sche Verlagshandlung 1892.

Auch in dieser neuen Bearbeitung bewahrt sich das Pützsche Lehrbuch den alten Ruhm, eines der vortrefflichsten Lehrmittel für den geographischen Unterricht zu sein. Dieselben Grundsätze, die seinen Leitfaden zu einem ebenso praktischen wie weitverbreiteten Schulbuch für die mittleren Klassen gemacht haben, sind auch für die grofse Ausgabe mafsgebend geblieben und machen sie nicht nur zu einem guten Lehrmittel, sondern auch zu einem angenehmen Lesebuch. Strenge ist darauf gehalten, nur dasjenige aufzunehmen, was zur Beurteilung der geographischen Verhältnisse in ihren mannigfachen Wechselbeziehungen zur Menschen-, Tier- und Pflanzenwelt notwendig ist. Dies wird aber dafür in durchaus gründlicher Weise mit einer seltenen Übersichtlichkeit und Anschaulichkeit behandelt, die man beim Unterricht nach solchen Lehrmitteln als ihren gröfsten Vorzug würdigen lernt. Als Anhang folgen 10 statistische Tabellen über Gröfse und Zahl der Länder, 1 Städtetafel, je 1 Tabelle über die wichtigsten Flüsse und höchsten Berge der Erde.

Hübners geogr. statistische Tabellen aller Länder der Erde. Herausgeg. von Prof. Fr. v. Juraschek. Ausgabe 1892. Verlag von Heinrich Keller in Frankfurt.

Diese Tabellen sind so bekannt, dafs es einer besonderen Empfehlung derselben nicht bedarf. Der Geschäftsmann, der Zeitungsleser und insonderheit der Politiker ist oft genug in der Lage, sich nach genauen Aufschlüssen über Handel und Industrie, Volkszahl, Landbesitz und Kriegsmacht u. a. m. umsehen zu müssen. Mag er aber auch suchen, was er will, diese Tabellen werden ihn kaum je imstiche lassen. Besonders zu loben ist die grofse Übersichtlichkeit, die langes Suchen erspart, das gute Papier und der deutliche, schöne Druck. Der Preis des sauber gebundenen Buches (1 M. 20 Pf.) ist zudem ein so geringer, dafs auf weiteste Verbreitung gerechnet werden darf.

Frankenthal. A. Koch.

III. Abteilung.

Literarische Notizen.

Mitteilungen der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte. Im Auftrage der Gesellschaft herausgegeben von Karl Kehrbach. Jahrgang I. Heft 1—3. Berlin 1891 und 1892. Hofmann & Comp. Aus dem Inhalt heben wir heraus: I. Zur Geschichte der Erziehung und des Unterrichts im Wittelsbachischen Regentenhaus von Prof. Dr. Fr. Schmidt in München. II. Die Verdienste des bayerischen Bischofs Klemens Wenzeslaus um das Erziehungs- und Unterrichtswesen von Dr. Muggenthaler in München. III. Das erste Lesebuch des Triviums in den Kloster- und Stiftsschulen des Mittelalters von Prof. Dr. Voigt zu Berlin. VI. Eine Schulordnung der Lateinschule zu Memmingen aus dem 16. Jahrhundert von Prof. Dr. Reichenhart. XX. Ritterschule, Waisen-, Zucht- und Arbeitshaus, geplant von der fränkischen Ritterschaft des Ritterkantons Odenwald um 1762 von Dr. Weiſs. XXV. Der Dichter Christian Schubart als Lehrer von Aug. Holder in Winzerhausen. XXX. Bericht des Generalschulinspektors Christoph Schrader über die im Jahre 1650 abgehaltene Visitation der höheren und mittleren Schulen des Herzogtums Braunschweig von F. Koldewey. XXXIX. Die Schule zu Schneeberg unter dem Rektor Paul Obermeier 1555—1575 von Direktor Dr. Windhaus in Friedberg. XLV. Ueber die Geschichte des Schulwesens zu Landsberg am Lech von Prof. Dr. Krallinger in München.

Melanchthoniona paedagogica. Eine Ergänzung zu den Werken Melanchthons im Corpus Reformatorum. Gesammelt und erklärt von Dr. Theol. und Phil. Karl Hartfelder, Professor am Gymnasium in Heidelberg. Leipzig. Teubner. 1892. 287 S. Das Buch enthält Schulordnungen, Briefe von, an und über Melanchthon, Aktenstücke zur Geschichte der Universität Wittenberg, Gedichte und Aussprüche Melanchthons und Anderes, was auf letzteren Bezug hat; ein Teil dieser Veröffentlichungen ist hier zum ersten Mal gedruckt.

Monatshefte der Comenius-Gesellschaft. Erster Jahrgang. 1. Heft Leipzig, Voigtländer 1892. Die Comenius-Gesellschaft hat sich die doppelte Aufgabe gestellt: a) dem Geist des Comenius und der ihm innerlich verwandten Männer unter uns von neuem lebendige Verbreitung zu verschaffen und b) in diesem Geist auf dem Wege der freiwilligen Bildungspflege bildend und erziehend auf das heutige Geschlecht zu wirken. Die Monatshefte sollen nicht in erster Linie der Erörterung theoretischer und grundsätzlicher Fragen, sondern geschichtlichen Untersuchungen gewidmet sein. Das erste Heft enthält a) die Abhandlung: Johann Amos Comenius und Karl Christian Friedrich Krause von Prof. Dr. Hohlfeld in Dresden; b) Zur Bücherkunde des Comenius von Joseph Müller in Herrnhut; c) Kürzere Mitteilungen; d) Literatur-Berichte.

Professor Dr. phil. Karl Julius Roeſsler, Geschichte der Königlich sächsischen Fürsten- und Landesschule Grimma. Leipzig, Teubner 1891. 322 S. Die gründliche Darstellung gliedert sich in fünf Abschnitte: I. Vorgeschichte. II. Die Gründung der Fürstenschule in Grimma. III. Erste Einrichtungen IV. Äuſsere Geschichte. V. Innere Geschichte.

Freytags Schulausgaben klassischer Werke der neuhochdeutschen Literatur. Leipzig, G. Freytag, 1893. Zu den Verlagsbuchhandlungen, welche kommentierte Schulausgaben der Meisterwerke unserer Klassiker für den Schulunterricht herausgeben, hat sich nunmehr die äußerst rührige Verlagsbuchhandlung von G. Freytag in Leipzig gesellt. Es liegen bisher vor: Goethe, Hermann und Dorothea von Dr. Ad. Hauffen; Schiller, Die Jungfrau von Orleans von Franz Ullsperger, und Wilhelm Tell von Paul Strzemcha; Kleist, Die Hermannsschlacht von Dr. Ferdinand Khull, und Prinz von Homburg von Dr. Anton Benedict. Eine Durchsicht dieser Bändchen läßt das Unternehmen als ein empfehlenswertes erscheinen. Die Grundsätze, nach welchen die Ausgaben bearbeitet sind, sind im Ganzen dieselben, wie bei den Velhagen-Klasing'schen Schulausgaben, sie sind in erster Linie für den Schüler bestimmt, den sie bei seiner Arbeit, der Vorbereitung auf die Lektüre in der Schule, unterstützen sollen. Die Einleitungen enthalten in kurzer und sehr übersichtlicher Darstellung das Wissenswerte über die Entstehung der Dichtungen, die Bearbeitung des Stoffes im Verhältnis zur geschichtlichen Grundlage u. s. w. Die Anmerkungen (hinter dem Texte) geben in knapper Form Erklärungen zu schwierigeren Stellen, weisen auch, wo es nötig erscheint, auf besondere Eigenheiten der Sprache hin und halten die richtige Mitte zwischen dem Zuviel und Zuwenig, so daſs die Behandlung des Literaturwerkes durch den Lehrer keineswegs überflüssig gemacht wird. — Der Preis der einzelnen Bändchen ist ein niedriger (50—60 Pf.), Papier und Druck gut. Soweit sei das Unternehmen bestens empfohlen.

Schoeninghs Ausgaben deutscher Klassiker mit Kommentar: XVIII. Bdchn. Uhland, Ernst, Herzog von Schwaben, herausgegeben von Dr. H. Crohn; XIX. Bdchn. Ausgewählte Balladen Goethes und Schillers, herausgegeben von Dr. J. Heuwes. 1893. Es ist nur zu billigen, daſs in dieser vielbenützten Sammlung, nun auch das Uhlandsche Drama, dessen Wert gerade für die Schule wohl allgemein anerkannt ist (trotz der Bemerkung Rud. Lehmanns in seinem „Deutschen Unterricht" S. 202, Anm.), Aufnahme gefunden hat. In richtiger Würdigung des Umstands, daſs gerade dieses Drama zur Einführung in die dramatische Lektüre überhaupt dienen soll, hat der Herausgeber mit Recht die Bemerkungen über den Bau und das Wesen der Tragödie ganz elementar gehalten. Was die Anmerkungen unter dem Text anlangt, so sind dieselben mit großer Sorgfalt abgefaſst und berücksichtigen Inhalt und Form in gleich gründlicher Weise; doch enthalten sie wohl auch manches gar zu Elementare, wie z. B. zu V. 72, 145, 258, 350, 451 u. w. a. Ebenso dürfte in dem Frage- und Antwortspiel noch mehr der selbständigen Thätigkeit des Schülers überlassen sein. Im übrigen jedoch ist die Bearbeitung eine geschickte, und die Ausgabe nur zu empfehlen. — Das XIX. Bdchn., ausgewählte Balladen Goethes und Schillers enthaltend (von beiden Dichtern je 10 Balladen), ist von Dr. J. Heuwes herausgegeben, von dem die Sammlung schon eine Ausgabe des Götz von Berlichingen und eine Auswahl von Goethes Lyrik enthält. Die Gründlichkeit des Verf., welche Ref. bei der Anzeige des letztgenannten Bändchens (Jahrg. 1892 S. 472) rühmend hervorgehoben, tritt auch in dem neuen zutage. Der Verf. hat die zahlreichen Vorarbeiten gewissenhaft benützt, aber auch vieles de suo hinzugethan und damit eine sehr brauchbare Arbeit, besonders für den Gebrauch des Lehrers, geliefert; ein Zuviel von Zitaten ist diesmal vermieden. Hoffentlich dehnt der Verf. seine Arbeit noch weiter aus und fügt der empfehlenswerten Sammlung auch noch eine Auswahl von Schillers Gedankenlyrik, kulturhistorischen Gedichten u. s. w. bei.

Cotta'sche Schulausgaben deutscher Klassiker: Grillparzer, der Traum, ein Leben, herausgegeben von Dr. Ad. Lichtenfeld 1892. Den verdienstvollen Bearbeitungen der „Ahnfrau", „König Ottokars Glück und Ende" und „Goldenes Vlies", von welchen sich das an zweiter Stelle genannte Drama am besten zur Schülerlektüre eignen dürfte, hat der Herausgeber nunmehr auch die Ausgabe des oben bezeichneten Stückes folgen lassen; wie bei den früheren Bändchen, so haben wir auch hier eine tüchtige Leistung vor uns, die ebenso von eingehendem Studium, wie von Selbständigkeit des Urteils zeugt. Die Einleitung orientiert uns über die Entstehung der Dichtung, über den Stoff und seine Be-

handlung. Neu und interessant ist der Hinweis darauf, daſs, während Grillparzer selbst die Erzählung Voltaires „Le blanc et le noir“ als seine Quelle nennt, aus der er übrigens nur spärliche Anregungen gewann, sich mannigfache Beziehungen des Dramas, vor allem hinsichtlich des Traumes, finden zu Fr. Z. Klingers Roman „die Geschichte Giafars des Barmeciden“, ohne daſs jedoch eine Benützung derselben direkt nachweisbar ist. — Den Freunden der Grillparzerschen Muse sei die Ausgabe aufs wärmste empfohlen.

Meisterwerke der deutschen Literatur. Berlin, Reuther und Reichard; 15. Bdchn.: Schillers Gedichte für die Bedürfnisse der Schule und des Hauses herausgegeben von Dr. V. Uellner 1893. 60 Pfg. Der Herausgeber gibt, dem Zweck der Sammlung entsprechend, eine sorgfältig getroffene Auswahl der Gedichte Schillers; in der Anordnung derselben schlieſst er sich im allgemeinen an die von Chr. Koerner 1812 versuchte Erweisung der Gedichte in drei Perioden an; aus den beiden ersten Perioden ist die Auswahl naturgemäſs eine sehr beschränkte, im ganzen 10 Gedichte; um so umfangreicher ist die Sammlung aus der dritten Periode; hier ist wohl nichts übergangen. In der Anordnung der hieher gehörenden Dichtungen suchte der Verf. „den biographischen Charakter der Gedichte mit dem der Gattung in gröſstmögliche Harmonie zu bringen“, ein Prinzip, das nur zu billigen ist. Anmerkungen fehlen; dagegen geht eine sehr ausführliche und gut geschriebene Einleitung „Vorerinnerung über Schiller und den Gang seiner Geistesentwicklung“ voraus, in welcher auch auf die einzelnen Dichtungen Bezug genommen ist.

Schulausgaben deutscher Klassiker. Trier, Heinrich Stephanus. X. Bdchn.: Schillers Wallenstein, herausgegeben von Max Miller 1893. M. 1,20. Die Ausgabe des Wallenstein ist nach denselben Grundsätzen bearbeitet, wie die übrigen Ausgaben dramatischer Werke der gleichen Sammlung, von denen mehrere bereits in diesen Blättern angezeigt wurden (vgl. z. B. Jahrg. 1892 S. 470). Eine Einleitung fehlt, die Anmerkungen unter dem Text sind auf das Allernotwendigste beschränkt; das Hauptgewicht ist gelegt auf die Fragen und Aufgaben „behufs Anleitung zum Selbstdenken und Selbstfinden, sowie zur Anregung tieferen Eindringens in das Verständnis des Inhalts.“ Es ist lobend anzuerkennen, daſs diese Fragen, so wie sie gestellt sind, sehr wohl dem beabsichtigten Zweck entsprechen; man merkt ihnen an, daſs sie aus der Praxis eines erfahrenen Schulmannes hervorgegangen sind. Darum ist die Ausgabe für den Gebrauch in der Schule und für den Selbstunterricht sehr zu empfehlen.

Schülerkommentar zu Sallusts Schriften. Für den Schulgebrauch herausgegeben von G. Müller. Prag, Wien, Leipzig 1893. Verlag von Tempsky und Freitag. 170 S. M. 1.30. Dieser Kommentar will dem Schüler die häusliche Vorbereitung erleichtern und ein Spezialwörterbuch entbehrlich machen. Dieser Zweck wird auch erreicht, denn es ist kaum eine Schwierigkeit, sei es dem Wortlaute, sei es dem Sinne nach vorhanden, die nicht durch Übersetzungshilfen hinweggeräumt wäre. Für unsere Schulen, wo erst in der siebten Klasse Sallust traktiert werden soll, wäre jedenfalls des Guten zu viel geschehen. Ref. wenigstens hält die Bedeutungsangabe von ceteris praestare oder loco cedere für einen Obersekundaner für überflüssig. Überhaupt möchte derselbe derartige Kommentare lieber nur in der Hand von Privatstudierenden sehen, denen auf diese Weise der Lehrer ersetzt wird. Dagegen wird der Lektüre in der Schule der eigentliche Reiz des gemeinsamen Findens entzogen, wenn der Schüler bereits über alle vorkommenden Schwierigkeiten des aufgegebenen Pensums aufgeklärt ist.

Die Schutzgebiete des deutschen Reiches zum Gebrauch beim Schulunterrichte dargestellt von Alfred Kirchhoff, Professor der Erdkunde an der Universität zu Halle. Halle a. S. Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses. 1893. — Deutschlands Kolonien in 8 Bildern. Für Schulen bearbeitet von Gustav Wende. Mit einer Karte von H. Reinsdorf. Hannover. Verlag von Karl Meyer (Gustav Prior). 1893. Die erste der angezeigten Schriften ist nur ein

Sonderabdruck aus der in diesen Blättern bereits besprochenen „Erdkunde für Schulen“ desselben Verf., bringt aber auf 2 Karten, die aus der rühmlichst bekannten Geographischen Anstalt von Wagner und Debes in Leipzig hervorgegangen sind, vortreffliche Darstellungen der deutschen Schutzgebiete im Mafsstabe von 1 : 15,000,000, welche die Benützung des 21 Seiten starken Büchleins sehr erleichtern. — Der Verf. der zweiten Schrift, welche sich durch Übersichtlichkeit und schlichte leichtverständliche Sprache empfiehlt, gibt in derselben offenbar auch nur einen Auszug aus dem von ihm und C. Frenzel gearbeiteten gröfseren Werke: Deutschlands Kolonien. An die Schilderung von Land und Leuten schliefst sich jedesmal ein Abschnitt „Politisches“ an, der über die Erwerbung, Erforschung und Verwaltung Aufschlufs gibt. Auf der letzten Seite befindet sich als Lückenbüfser eine Karte von Afrika, die übrigens geringen Wert hat (Mafsstab 1 : 60,000,000) und leicht entbehrlich gewesen wäre.

IV. Abteilung.

Miscellen.

Programme der K. Bayer. Humanistischen Gymnasien. 1892/93.

(Format in 8°, aufser wo dasselbe besonders bemerkt ist; die in Klammern gesetzten Ziffern hinter dem Titel bedeuten Seitenzahlen).

Amberg: Drescher Joh., Solebat oder Solitus est? Ein Beitrag zur lateinischen Tempuslehre (32). — **Ansbach:** Dombart Dr. Bernh., Die Ansbacher Gymnasialbibliothek im 18. Jahrhundert (46). — **Aschaffenburg:** Brandl Jos., Qui loci Georgicis a Vergilio post a. 725 sint additi (22). — **Augsburg:** a) K. Hum. Gymn. bei St. Anna: Bauer Dr. Ludw., Handschriftliche und kritisch-exegetische Erörterungen zu den Punica des Silius Italicus (55); b) K. Hum. Gymn. St. Stephan: Seiller Dr. P. Bernard, O. S. B., De sermone Minuciano (54)*). — **Bamberg:** a) K. Altes Gymn.: Babl Dr. Joh., De epistularum latinarum formulis (40); b) K. Neues Gymn.: Köberlin Dr. Alfred, Zur historischen Gestaltung des Landschaftsbildes um Bamberg (VII + 129). — **Bayreuth:** Wirth Ch., Die Ansicht des modernen Pessimismus über den Ursprung der Übel dieser Welt (41). — **Burghausen:** Hauck Dr. Georg, Plutarch von Chäronea der Verfasser des Gastmahls der 7 Weisen (65). — **Dillingen:** Amend Dr. Andr., Über die Bedeutung von *μειχάριον* und *ἀντίπαις* (74). — **Eichstätt:** Geist Aug., Studien über Alfred de Musset nebst einer erstmaligen metrischen Übersetzung der Epistel Lettre à Lamartine (64). — **Erlangen:** von Raumer Sigm., Die Metapher bei Lukrez (VI + 120). — **Freising:** Sepp Dr. Simon, Die philosophische Richtung des Cornelius Celsus. Ein Kapitel aus der Geschichte der pyrrhonischen Skepsis (149). — **Hof:** Popp Ern., De Ciceronis de officiis librorum codicibus Vossiano Q. 71 et Parisino 6601 (24). — **Kaiserslautern:** Mayr Hans, Unterrichtspläne für den Turnbetrieb an den bayerischen Mittelschulen II (75). — **Kempten:** Roemer Dr. Adolph, Homeri Ilias. Editionis prodromus. 4° (15). — **Landau:** Strehl Karl, Die Grundlagen der Theorie der Lichtbeugung im Fernrohr (42 + 2 Tafeln Figuren). — **Landshut:** Hämmerle Alois, Studien zu Salvian, Priester von Massilia. I. (41). — **Metten:** Linderbauer P. Benno, O. S. B., De verborum mutuatorum et peregrinorum apud Ciceronem usu et compensatione, Pars poster. (64). — **München:** a) K. Ludwigs-Gymn.: Döberl Dr. M., Regesten und Urkunden, zur Geschichte der Dipoldinger Markgrafen auf dem Nordgau (60); b) K. Luitpold-Gymn.: Pischinger Dr. Arnold, De arbitris Atheniensium publicis (50); c) K. Maximilians-Gymn.: Röckl Seb., Quellenbeiträge zur Geschichte der kriegerischen

*) s. S. 4.

Thätigkeit Pappenheims von 1627 bis zur Schlacht bei Breitenfeld. III. (II + 72); d) K. Wilhelms-Gymn.: Hammer C., Beiträge zu den 19 gröfseren quintilianischen Deklamationen (58)*) — **Münnerstadt:** Abert P. Alf., Franken. Eine kulturgeschichtliche Skizze (106). — **Neuburg** a. d. D.: Patin A., Heraklitische Beispiele. 2. Hälfte (93). — **Neustadt** a. d. Haardt: Ullrich Johannes B., De Salviani scripturae sacrae versionibus (53). — **Nürnberg:** a) K. Altes Gymn.: Authenrieth Dr. G., Entwicklung der Relativsätze im Indogermanischen (67); b) K. Neues Gymn.: Zink Dr. Karl, Beiträge zur Erklärung der pseudodemosthenischen Rede gegen Polykles (50) (53). — **Passau:** Neidhardt Rob., De Justi Lipsi vita Jenensi orationibusque ab eo habitis (41). — **Regensburg:** a) K. Altes Gymn.: Geiger Phil., Entwickelung der Turnkunst in Bayern; b) K. Neues Gymn.: Scheftlein Dr. Johannes, De praepositionum usu Procopiano (63). — **Schweinfurt:** Kerschensteiner Dr. Georg, Die Resultate der zweiten Gepatschferner vermessung (30 + 1 Tafel). — **Speier:** Harster Dr. W., Der Güterbesitz des Klosters Weifsenburg i. E. (115). — **Straubing:** Horneber F., Über King Hart und Testament of the Papyngo (38). — **Würzburg:** a) K. Altes Gymn.: Steinmüller Dr. Georg, Auswahl französischer Gedichte für den Schulgebrauch zusammengestellt und erläutert (72); b) K. Neues Gymn.: Eibel Jacob, De vocativi usu apud decem oratores Atticos (62). — **Zweibrücken:** Keiper Dr. Phil., Neue urkundliche Beiträge zur Geschichte des gelehrten Schulwesens im früheren Herzogtum Zweibrücken insbesondere des Zweibrücker Gymnasiums. II. (24).

*) **Augsburg:** K. Realgymnasium: Halboth Wilh., Anwendung der Tangential- und Schmiegungsbewegung auf einige Bewegungen des Punktes (33). — **) **München:** K. Realgymn.: Haury Dr. J., Procopiana. II. (43).

*) s. S. 4.

Nekrolog.

Friedrich Mezger,

Kgl. Gymnasialprofessor bei St. Anna in Augsburg.

Geb. am 17. März 1832, gest. den 23. Jan. 1893.

Friedrich Mezger wurde geboren zu Augsburg am 17. März als Sohn des damaligen Gymnasialprofessors Dr. Georg Caspar Mezger. Er wuchs unter strenger Zucht auf. Sein Vater, seit 1840 Rektor des St. Anna-Gymnasiums, hatte selbst eine harte Jugend gehabt und liefs auch in seiner Erziehung Ernst und Strenge vorwalten. Auch im Unterricht stellte er an seine Schüler hohe Anforderungen. Mit Stolz erzählte Friedrich Mezger manchmal seinen Schülern von seines Vaters Unterricht. Das Wort aus Xenophons Symposion, das Georg Mezger als Motto der Biographie seines Vaters vorsetzte, konnte auch er zu seinem eignen machen: *ἤρετό τις αὐτόν· Ἀλλ᾽ ἐπὶ τῷ μὴν μέγα φρονεῖς, ὦ Αὐτόλυκε; Ὁ δ᾽ εἶπεν· Ἐπὶ τῷ πατρί.*

Im Jahre 1850 absolvierte Friedrich Mezger mit Auszeichnung das Gymnasium; trefflich vorbereitet bezog er mit seinem um wenig jüngeren Bruder Georg die Universität Erlangen. Mit grofsem Fleifse lag er dem Studium der Philologie und Theologie ob. Döderlein und Nägelsbach, Hofmann und Delitzsch in Erlangen, Kahins und Liebner in Leipzig sind vor allem die Professoren, die er hörte. Unter ihnen gewann Nägelsbach den gröfsten Einflufs auf ihn. Nach vierjährigem

Studium bestand Mezger das theologische Examen in Ansbach mit vorzüglichem Erfolg, besonders zeichnete er sich in der neutestamentlichen Exegese aus. Doch trat er nicht in den praktischen Dienst der Kirche, aber sein ganzes Leben hindurch blieb er theologischen Studien treu und verschaffte sich Kenntnis von allen bedeutenden Erscheinungen auf diesem Gebiet; war doch noch das letzte wissenschaftliche Werk, das er studierte, ein theologisches, die Dogmengeschichte von Harnack.

Mezgers Wunsch wäre es gewesen, die akademische Laufbahn zu betreten; doch scheiterte dieser Plan an der Ungunst der äufseren Verhältnisse. So wurde er noch im Herbst 1854 Inspektor des Kollegiums bei St. Anna. Dasselbe ist ein bereits im 16. Jahrhundert gestiftetes Knabenpensionat, dessen Zöglinge das St. Annagymnasium besuchen. Mit dem Rektorat des Gymnasiums hatte Schulrat Mezger auch die Vorstandschaft dieser Anstalt übernommen. So konnte Fritz Mezger unter der Leitung seines Vaters seine Berufsthätigkeit beginnen. Acht Jahre lang — länger als irgend einer seiner Nachfolger — blieb Mezger in dieser Stellung, deren Aufgaben er mit hingebender Pflichttreue und jugendfrischer Begeisterung zu erfüllen bestrebt war. Noch jetzt erinnert sich mancher seiner ehemaligen Zöglinge mit Dankbarkeit an das, was ihm Inspektor Mezger gewesen. Doch fand er neben seinem Beruf noch Zeit zu eignen Studien. Nach Ablauf des ersten Schuljahres im Herbste 1855 unterzog er sich der philologischen Prüfung. Auch hier erwarb er sich die erste Note, die damals noch mehr als heute eine Seltenheit war. Besonders ragte unter seinen Leistungen der deutsche Aufsatz hervor, welchen der Examinator Nägelsbach für eine druckfertige Arbeit erklärte. Weiterhin verwendete Mezger seine Freizeit mit Vorliebe auf die Fortsetzung seiner Sanskritstudien, die er in Erlangen unter Spiegel und in Leipzig unter Fleischer begonnen hatte. Wie gründliche Kenntnisse er in dieser Sprache sich erwarb, zeigen später veröffentlichte gelungene Übersetzungsproben altindischer Dichtung. Auch die hebräische Sprache wurde fleifsig getrieben. Damals wurde es ihm zur Gewohnheit, täglich einen Abschnitt in der hebräischen Bibel zu lesen; viele Jahre hindurch hat er dies ohne Unterbrechung fortgesetzt. Doch auch die neueren Sprachen kamen nicht zu kurz. In der französischen, englischen und italienischen Sprache suchte er immer heimischer zu werden. Gerne benutzte er die Herbstferien dazu, diese Sprachen in ihrer Heimat kennen zu lernen. Vor allem aber eignete er sich durch fleifsige Lektüre der griechischen und römischen Schriftsteller eine bewunderungswerte Vertrautheit mit dem klassischen Altertum an. Bei dieser Vielseitigkeit war es ihm möglich, seinen Zöglingen Anregung zu den verschiedensten Arbeiten zu geben, und wie er sich selbst als Meister in der Kunst, die Zeit auszunützen, zeigte, so mag auch damals schon mancher das Arbeiten von ihm gelernt haben.

Im September 1862 wurde Mezger zum Studienlehrer in Hof ernannt. Über acht Jahre blieb er in dieser Stellung. Als er im Januar 1871 als Gymnasialprofessor nach Augsburg zurückkehrte, konnte er mit grofser Befriedigung auf seine Hofer Wirksamkeit zurückschauen. „Ich habe in Hof," schrieb er damals an einen Freund, „ohne Zweifel die schönsten Jahre meines Lebens zugebracht. Acht Jahre wirklicher Selbständigkeit und Freiheit, acht Jahre frischer, froher Thätigkeit auf verschiedenen Gebieten, deren Spuren nicht sofort verwischt worden sind; ein grofser Kreis von Freunden und Anhängern, bei denen mein Andenken vermutlich länger in guter Erinnerung bleiben wird — dies alles hat mir den Abschied recht schwer gemacht".

Und in der That waren es mancherlei Gebiete, auf denen Mezger damals thätig war. Anstrengende Berufsarbeit und ausgedehnte literarische Thätigkeit hinderten ihn nicht, auch in die politische Bewegung jener Tage einzugreifen. Er war ein rühriges Mitglied der damaligen bayerischen Fortschrittspartei und scheute kein Opfer weder an Zeit noch an Geld, um für dieselbe in Stadt und Land zu werben. Das Wort stand ihm ja in hervorragendem Maſse zur Verfügung; er zündete schon beim ersten Gedanken und entlieſs keinen Zuhörer aus seinem Bann; seine eigene Begeisterung wuſste er auf andere zu übertragen, mit seiner glühenden Vaterlandsliebe auch andere zu erwärmen. So wurde er zu einem gewaltigen Volksredner im besten Sinn des Worts.

Auch durch die That gab er seiner Vaterlandsliebe Ausdruck. Nach Ausbruch des deutsch-französischen Krieges hatte er sich für die Ferienmonate dem schwäbischen Hilfskomitee zur Pflege verwundeter Krieger zur Verfügung gestellt und war als Delegierter des roten Kreuzes auf den Kriegsschauplatz geeilt, wofür ihm später die Feldzugsverdienstmedaille für Nichtkombattanten zu teil wurde.

Nachdem Mezger Hof schon verlassen hatte, wurde er von seinen politischen Freunden bei der Wahl für den deutschen Reichstag als nationalliberaler Parlamentskandidat aufgestellt und erreichte auch in Stadt und Umgebung die gröſste Stimmenzahl, unterlag aber in den ausschlaggebenden Landbezirken dem von der liberalen Parteileitung in München aufgestellten Kandidaten v. Schauſs.

Auch der edlen Sache des Turnens nahm sich Mezger in Hof eifrig an. War er doch selbst in späteren Jahren noch ein guter Turner und hatte seinerzeit im Kolleg zeitweise den Turnunterricht erteilt. So trat er auch in Hof durch Wort und eigenes Vorbild für das Turnen ein und turnte fleiſsig mit seinen Schülern. Wie oft hat er uns später als laudator temporis acti mit starker Begeisterung für seine Hofer Zeit erzählt, wie gut seine dortigen Schüler geturnt hätten! Der Turnverein in Hof ehrte ihn durch Wahl zum Ehrenmitglied.

Was Mezgers Privatstudien in Hof betrifft, so hat er sich auch hier weiter mit Sanskrit beschäftigt und auch neuere indische Sprachen kennen gelernt, so daſs er mit seinem Universitätsfreunde Wilhelm Stählin, welcher damals Vorstand des evangelisch-lutherischen Seminars in Trankebar war, in tamulischer Sprache Briefe wechseln konnte. Während jener Zeit trat ihm auch in verschiedener Weise der Gedanke nahe, nach Indien zu gehen. Zunächst dachte er daran, in den Dienst der Leipziger Mission zu treten, um als Lehrer am Seminar zu Trankebar zu wirken. Dann kam die Aufforderung an ihn, eine Professur an einem englischen Seminar zu Kalkutta zu übernehmen. Dieser Ruf hatte viel Verlockendes für ihn, und er würde wohl angenommen haben, wäre nicht sein hochbetagter Vater entschieden dagegen gewesen.

Es ist aber bezeichnend für Mezger: nachdem die Entscheidung getroffen war, und er im Gymnasiallehreramt seinen Lebensberuf erkannt hatte, setzte er, ohne zurückzuschauen, hier auch seine ganze Kraft ein. Mit vollem Eifer beschäftigte er sich mit den Fragen des bayerischen Schulwesens, und als das Kultusministerium einen neuen Schulplan vorbereitete, schrieb er seine „Kritik des Entwurfs einer Ordnung der gelehrten Mittelschulen in Bayern" (Nördlingen, Beck 1870). Die Schrift ist noch heute lesenswert. Klar und entschieden gab er seine Ansichten kund und tadelte freimütig, was ihm an dem Entwurf verfehlt schien. In dem Bewuſstsein, daſs es ihm nur um die Sache zu thun sei, konnte er das Wort des Themistokles zu seinem Schluſswort machen: *πάταξον μέν, ἄκουσον δέ.* Manches

von dem, was Mezger damals anstrebte, ist inzwischen — vor allem durch Einsetzung des obersten Schulrats — verwirklicht worden.

Wie schon oben erwähnt, wurde Mezger im Jahre 1871 als Gymnasialprofessor nach Augsburg versetzt. Es war dort eine Stelle frei geworden durch den Tod seines ältesten Bruders Moriz, dessen ganzen Wirkungskreis nun Friedrich Mezger übernahm. Wie dieser, wurde auch er eine treue Stütze seines bejahrten Vaters bei dessen vielseitiger Berufsthätigkeit. Ohne solche Hilfe hätte ja Schulrat Mezger seine Ämter nicht mehr weiter führen können. Denn die Arbeit war nicht weniger geworden, die Kräfte aber waren nicht mehr die von früher. Nicht lange mehr konnte der Sohn an der Seite seines Vaters wirken. Da die Kränklichkeit immer mehr zunahm, mufste sich derselbe entschliefsen, im Herbst 1872 in den längst verdienten Ruhestand zurückzutreten. Noch einige Jahre lebte er in seinem Häuslein vor der Stadt, das er sich gekauft hatte, als er die Rektoratswohnung hatte verlassen müssen. Sein Sohn zog mit hinaus und konnte sich auch nach dem Tode seines Vaters (April 1874) nicht dazu entschliefsen, das lieb gewordene Heim wieder zu verlassen, obwohl die grofse Entfernung vom Gymnasium manchmal unangenehm war. Wohl mancher erinnert sich des kleinen von einem Garten umgebenen Hauses in der Provinostrafse. Wie viele Schüler und Freunde haben ihn dort aufgesucht und keiner ist in die Stadt zurückgekehrt, ohne guten Rat, neue Arbeitslust und Schaffensfreudigkeit mit hinwegzunehmen.

Von politischer Thätigkeit zog sich Mezger in Augsburg immer mehr zurück. Schon in Hof war es nur sein Pflichtgefühl gewesen, welches ihn veranlafste, sich am öffentlichen Leben zu beteiligen und für die gute Sache zu wirken. Da er nun in Augsburg die Vertretung seiner politischen Überzeugung in besten Händen wufste, liefs er sich nur noch bei besonderen Gelegenheiten bewegen, seine glänzende Beredsamkeit und seine gewandte Feder in den Dienst der vaterländischen Interessen zu stellen.

Desto mehr verwandte er seine Freizeit auf wissenschaftliche Arbeit. Schon in Hof hatte er mehrere Sachen publiziert, vor allem eine grofse Anzahl von Besprechungen und Rezensionen in Tagesblättern und wissenschaftlichen Zeitschriften. Dazu kamen aber auch selbständige Abhandlungen. In den Mittelpunkt seiner wissenschaftlichen Arbeit trat immer mehr „der alte weise Seher von Hellas“, Pindar, der selbst von seinen Gedichten sagt, ἐς τὸ πὰν ἑρμηνέων χατίζει, und seine erhabene Schönheit nur dem eröffnet, der sich mit Liebe und Hingebung in ihn vertieft. Nachdem Mezger schon wiederholt einzelne Oden in Zeitschriften oder in Gymnasialprogrammen (Hof 1866; Augsburg 1873) behandelt hatte, veröffentlichte er im Jahre 1880 bei Teubner seinen Pindarkommentar „Pindars Siegeslieder“, einen stattlichen Band von fast 500 Seiten. Er beabsichtigte damit hauptsächlich, wie er selbst sagt, solchen, die den Dichter um seiner selbst willen lesen wollen, das Verständnis zu erleichtern. Darum verschmähte er es auch, durch gelehrten Apparat zu zeigen, dafs er die reiche Pindarliteratur vollständig beherrsche. Hatte doch seine eigene Pindarbibliothek ungefähr 300 Numern.*) Das Werk fand in weiten Kreisen, besonders auch in England und Italien, Beachtung. Allgemein wurde anerkannt, dafs der Verf. in der Erklärung der Gedichte nicht nur die Resultate der bisherigen Forschung trefflich verwertet, sondern auch selbst viel Neues geboten habe. Aber in einem Punkte stiefs er auf vielfachen Wider-

*) Dieselbe ist in den Besitz des St. Anna-Gymnasiums übergegangen.

spruch und zwar gerade in dem, auf welchen er selbst das Hauptgewicht gelegt gelegt hatte. Um nämlich für die Darlegung des Gedankenzusammenhanges eine objektive Norm zu finden, ging er von der Wahrnehmung aus, daſs Pindar in jedem Gedicht durch Wiederholung eines oder mehrerer bedeutsamer Wörter im gleichen Vers und Fuſs der Strophe über den Grundgedanken des Gedichts Aufschluſs giebt. In dieser Wiederholung, welche er sich auch durch gleiche Melodie, Musikbegleitung und Tanzbewegung hervorgehoben denkt, sieht er einerseits ein Stück der alten Technik, welches dazu diente, den Choreuten das Erlernen und den Hörern das Verständnis des Textes zu erleichtern. Andererseits ist sie ihm ein neuer Beweis für die von Westphal gemachte Entdeckung, daſs Pindar in der Komposition seiner Epinikien den Terpanderschen Nomos, d. h. die von Terpander beobachtete Anordnung und Gliederung des Stoffs befolgt habe. Interessant ist, daſs Mezger nach seiner eigenen Mitteilung zur Wahrnehmung von Responsionsworten dadurch kam, daſs er, bevor er an die Erklärung einer Ode ging, sich der lohnenden Mühe unterzog, dieselbe auswendig zu lernen und wiederholt laut zu rezitieren, was ja sicherlich das beste Mittel ist, um in das Verständnis eines Schriftstellers einzudringen.

Es war für Mezger eine arge Enttäuschung, als die Kritik seine Erklärungsprinzipien, deren Entdeckung ihm so groſse Freude gemacht hatte, beinahe einstimmig verwarf. Es wird mit diesem Umstand zuzuschreiben sein, daſs sich Mezger in den letzten Jahren allmählich von Pindar abkehrte und sich anderen Studien zuwandte.

Mezgers wissenschaftliche Tüchtigkeit veranlaſste auch das Kultusministerium, ihn wiederholt als Mitglied der Examenskommission für die philologische Spezialprüfung in München einzuberufen. Dies Ehrenamt brachte zwar durch die Korrektur der oft sehr umfangreichen wissenschaftlichen Arbeiten eine groſse Arbeitslast mit sich, wurde aber von Mezger vor allem deswegen gern übernommen, weil es ihm den von ihm hochgeschätzten persönlichen Verkehr mit hervorragenden Fachgenossen ermöglichte, der ihm die Münchener Examenswoche immer zu einem geistigen Genuſs machte.

Als Auszeichnung hatte es Mezger auch zu betrachten, daſs er im Okt. 1885 zum Rektor des Gymnasiums in Hof ernannt wurde. Teils aus persönlichen Gründen, teils aus einer — vielleicht übertriebenen — Besorgnis, durch die energische Durchführung seiner Anschauungen von dem, was ein Gymnasialrektor seiner Anstalt sein soll, mit der obersten Schulleitung in Kollision zu kommen, lehnte er diese wohlverdiente Beförderung ab, indem er um Enthebung von dem ihm übertragenen Amte bat. So blieb er denn dem St. Anna-Gymnasium erhalten und hat an demselben bis zu seinem Tode ohne Unterbrechung gewirkt.

Es ist bisher wenig von Mezgers Thätigkeit in der Schule die Rede gewesen. Das muſs notwendig nachgeholt werden, denn Mezger war in erster Linie Lehrer. Der Gymnasialunterricht stand ihm im Mittelpunkt seines ganzen Lebens, für seine Schüler lebte er. Alles, was er las und studierte, muſste der Schule zu gute kommen. Die wichtigsten Erscheinungen auf allen Gebieten kennen zu lernen, um das beste davon seinen Schülern zu bieten, das hielt er für seine Pflicht. Dafür fand er aber auch selbst volle Befriedigung in seinem Berufe. Zwei Jahre vor seinem Tode schrieb er an einen früheren Schüler: „Ich kann Ihnen, Gott sei Dank, mitteilen, daſs ich täglich mit neuer, nein, mit sich steigernder Freude in meine Klasse gehe, und daſs ich im Verkehr mit meinen Schülern eine so reine

Seligkeit geniefse, dafs ich sie nicht um alle Güter der Welt hergeben möchte. Ich würde nicht mit dem Kaiser tauschen!" Seine Schüler hingen aber deswegen auch an ihm mit einer Liebe und Verehrung, wie sie nur selten einem Lehrer zu teil wird. Denn sie wufsten, dafs Mezger ihr Interesse vertrat, wo er nur konnte und in jeder Hinsicht ihnen zu nützen bereit war. Er verstand es, mit den meisten von ihnen in ein persönliches Verhältnis zu treten, das sich auch nicht löste, wenn sie nicht mehr seine Schüler waren; für manchen blieb sein Rat ausschlaggebend auch im späteren Leben. Besonders wenn seine früheren Schüler als Studenten ihn besuchten, erkundigte er sich nicht nur aufs eingehendste nach ihren Studien, sondern gab ihnen auch aus dem reichen Schatz seiner Kenntnisse und seiner Erfahrung Anregung und Belehrung, so dafs sein Einflufs zuweilen den der Universitätslehrer überwog. Wer von seinen Schülern ihn einmal in seiner Wohnung aufgesucht hatte, hat es selten beim ersten Besuch bewenden lassen. Wufste er doch, dafs er jedesmal ein ξένιον von geistiger Erfrischung mit hinwegnahm. Das Bewufstsein von der Liebe und Verehrung seiner Schüler erfüllte Mezger mit höchster Freude. So schreibt er in dem schon oben zitierten Briefe: „Ihre freundliche Erinnerung an unser Zusammensein und Ihre wohlthuende Anhänglichkeit an meine Person hat mir innerlichst Freude gemacht. Non omnis moriar; meine Schüler sind mein Stolz, und ich sehe es als die gröfste Gnade Gottes an, dafs weitaus die Mehrzahl derselben später meine Freunde geworden sind. Ja der Herr erfüllt auch mir über alles Bitten und Verstehen seine Verheifsung: „Deine Kinder werden dir geboren werden wie der Thau in der Morgenröte!"

Was war es aber, was Mezger zu einem so ausgezeichneten Lehrer machte? Man könnte da Verschiedenes aufzählen: seine hervorragende Lehrgabe, seine pädagogische Geschicklichkeit, seine Beredsamkeit, seine Begeisterung für alles Edle und Schöne, seine reichen Kenntnisse, aber man würde mit alledem die Hauptsache doch nicht treffen. Es wäre möglich, dafs ein Lehrer alle diese Eigenschaften in hohem Mafse besäfse und doch wenig bei seinen Schülern ausrichtete. Nein, nicht durch das, was Mezger wufste und konnte, wirkte er auf uns, sondern durch das, was er war. Wenn seine kraftvolle Erscheinung pünktlich mit dem Glockenschlag ins Klassenzimmer trat, da wufsten wir alle — schon als Schüler hat man ein Gefühl dafür — dafs ein ganzer Mann vor uns stand, der in jeder Stunde seine ganze Kraft einsetzte und dasselbe auch von allen Schülern verlangte. Er verstand es, stets die ganze Klasse in seiner Hand zu haben, jeder einzelne mufste toujours en vendette sein. Denn sicher vor dem Aufgerufenwerden war man keinen Augenblick. Dem behaglichen Gefühl des „Nichtdaranseins", wenn ein andrer Schüler aufgerufen war, hat man sich bei Mezger nie hingegeben. Schon durch die Forderung, dafs, so lange Mezger sprach, jeder Schüler ihm ins Auge sehen mufste, war der Träumerei vorgebeugt. Mit Aufrechterhaltung der Disziplin hat Mezger meiner Erinnerung nach nie zu thun gehabt. Der Gedanke an direkten Ungehorsam oder Widerspenstigkeit konnte ihm gegenüber nicht aufkommen. Die sonst so häufigen Schuluntugenden des Einsagens und Abschreibens gab es bei Mezger nicht. Seinem scharfen Auge entging nicht leicht etwas, und wenn im Anfang des Schuljahres ein Schüler, der ihn noch nicht kannte, dergleichen versuchte, schritt Mezger so energisch dagegen ein und sprach in einer Weise darüber, dafs die Sache ein für allemal abgethan war. Man darf aber nicht glauben, dafs Mezger in seiner Klasse ein Regiment

der Furcht und des Schreckens eingerichtet hatte. Daſs er jedem Schüler Interesse und Liebe entgegenbrachte, das muſste jeder bald merken, und selbst seine Scheltworte waren nicht verletzend, denn man fühlte die Liebe durch. Eher war es sein Spott, der manchmal zu spitzig war und deshalb seine Wirkung verfehlte. Freilich konnte er einen scharf anfassen und einem das Leben sauer machen, und ein Schüler, der ungenügend vorbereitet in seinen Unterricht kam oder sonst ein schlechtes Gewissen Mezger gegenüber hatte, konnte sich einer gewissen Angst nicht erwehren, mochte er auch sonst in ähnlichen Lagen noch so kaltblütig sein. Aber im ganzen war der Verkehr zwischen Mezger und seinen Schülern ein sehr freier. Er selbst nahm sich kein Blatt vor den Mund, scheute aber auch vor kräftigen Ausdrücken nicht zurück, dafür lieſs er aber auch seinen Schülern manchmal ein keckes Wort hingehen. Gern stellte er verfängliche Fragen, und erfolgte die Antwort darauf nur prompt und frisch, dann konnte er sich auch über ein Wort freuen, das bei einem andern Lehrer als Ungezogenheit hätte erscheinen und leicht dessen Autorität hätte schädigen können. Bei Mezger war das anders. Daſs er das Heft stets in der Hand behielt, das wuſsten seine Schüler so gut wie er selbst. Darum war ihm jede Antwort willkommen, in der er noch einen Hauch von Geist und Energie verspürte. Aber wo eine banausische oder blasierte Gesinnung, etwas Unwahres oder Unmännliches zu Tage trat, gab er seiner Miſsbilligung mit strengem Tadel, oft auch mit scharfem Spotte Ausdruck. Einen Teil seines eignen Wesens wollte er auf seine Schüler übertragen. Wie ihm, sollte auch ihnen die Lüge verhaſst sein gleich der Hölle Pforten, wie er, sollten auch sie des Aristoteles Wort, daſs Energie die erste Tugend sei, sich zur Mahnung dienen lassen, gleich ihm, der einmal einem Schüler ins Album schrieb: „Pflichterfüllung ist Seligkeit“, sollten auch sie in der Pflichterfüllung die höchste Befriedigung finden.

Doch kam zu diesen Charaktereigenschaften noch eine äuſserst glückliche Begabung. Vor allem besaſs Mezger eine ganz hervorragende Lehrgabe. Der beste Beweis dafür ist, daſs seine Schüler bei weitem den gröſsten Teil auch des Memorierstoffes in der Klasse lernten und Mezger doch neben der gründlichen Erledigung des Jahrespensums genug Zeit hatte, eine groſse Anzahl von Gegenständen der allgemeinen Bildung mit seinen Schülern zu besprechen.

Zunächst wurde jede Stunde so viel als möglich ausgenützt. Keine Minute ging verloren. Daſs Mezger zu spät zum Unterricht gekommen wäre, war undenkbar. Hatte er die erste Stunde des Tages, so sprach er selbst ein kurzes freies Morgengebet. Waren aber schon andere Stunden vorausgegangen, so war der Unterricht schon im vollsten Gang, bis Mezger zu seinem Katheder vorgekommen war und seine goldne Brille geputzt hatte. Zuerst muſste ein Schüler so rasch als möglich angeben, was wir auf heute aufgehabt hatten. Da durfte keine Kleinigkeit fehlen, wäre es auch nur das Nachschlagen einer Stelle oder so etwas gewesen. Hatte einer etwas vergessen oder fühlte sich einer unwohl, so muſste er es gleich melden. Damit war von vornherein jeder späteren Ausrede vorgebeugt.

In allen Fächern wurde das Hauptgewicht auf die Thätigkeit in der Klasse gelegt. Mezger verstand es vortrefflich, jeglichen Memorierstoff auf die einfachste Formel zu bringen und ihn den Schülern so darzubieten, daſs er im Gedächtnis haften muſste. Auch so spröden Stoff, wie z. B. die lateinische Prosodie oder die

Geschichte der Diadochen ist, wufste er uns mundgerecht zu machen und in der Klasse selbst beizubringen. Oder welcher seiner Schüler erinnert sich nicht noch an die Lehre von den griechischen Bedingungssätzen? Mir klingt es heute noch in den Ohren: *„ἐὰν ἀργύριον ἔχωμεν, δώσομεν.* wenn ich Geld habe, werde ich dir eines geben; ich will schauen, ob ich einen Sechser hab' (wobei Mezger nie vergafs, in die Tasche zu langen); *εἰ ἀργύριον εἶχον, ἐδίδουν ἄν,* wenn ich Geld hätte, würde ich dir eines geben; thut mir leid, hab' keins!"

Auch im Geschichtsunterricht verstand es Mezger, die Hauptsachen gleich in der Klasse einzuprägen. Bevor er seinen Geschichtsvortrag begann, gab er in gedrängtester Kürze den Hauptinhalt an. Diese „Meilenzeiger" mufsten zuvor jedem Schüler geläufig sein. Auch hier erleichterte er uns das Lernen in jeder Weise sowohl durch die Form, in welche er den Memorierstoff kleidete, als durch andere Hilfsmittel.

Die Geschichtsvorträge selbst waren die Glanzpunkte des ganzen Unterrichts. Ein Schüler, dem es in diesen Stunden nicht warm wurde ums Herz, pafste überhaupt nicht in ein humanistisches Gymnasium. Mezger sprach immer vollständig frei. Hinter seinem Stuhle auf dem Katheder stehend, die Hände auf die Lehne des Stuhles gestützt, konnte er eine Stunde und länger in packender Sprache erzählen, ohne dafs er nur einmal stockte oder eines Zuhörers Gedanken abgeschweift wären. Wer erinnert sich nicht noch an Stunden, wo seinen Schülern, die doch in dem Alter standen, da man weichere Gefühle ungern zeigt, die Thränen in die Augen traten, wenn er etwa von den Gracchen erzählte, vom ersten Auftreten der Germanen, von dem Untergang der Ostgothen oder den letzten Hohenstaufen.

Die Frische und Unmittelbarkeit seiner Erzählung erklärt sich wohl vor allem daraus, dafs er stets aus den Quellen schöpfte. Erst voriges Jahr noch sagte er mir, er habe sich für seine Geschichtsvorträge nie Exzerpte gemacht, sondern jedesmal, soweit ihm nicht mehr alles lebendig vor Augen stand, die Quellen wieder gelesen. Und auf die Quellen wies er auch uns stets hin. So sollten wir in Erlers „Deutsche Geschichte in den Erzählungen deutscher Geschichtschreiber" nachlesen. Auch gab er uns kleinere Quellenschriften wie die Vita Caroli magni von Einhart selbst in die Hand.

Und was wir in Mezgers Unterricht gelernt, das wurde zu einem *κτῆμα εἰς ἀεί*! Nichts hat sich dem Gedächtnis so fest eingeprägt. Wohl manchem ist es ähnlich gegangen wie mir, dafs er noch nach langer Zeit von dem Schatze zehren konnte, den er Mezgers Unterricht verdankte.

In der Behandlung der Schriftsteller folgte Mezger der Tradition des St. Anna-Gymnasiums. Wie es sein Vater mit Konsequenz durch alle Klassen des Gymnasiums durgeführt hatte, so wurde auch bei ihm nichts gelesen, was nicht mündlich reproduziert wurde. War ein Abschnitt gelesen und erklärt, so hiefs es: „Bücher zu!" und nun mufste ein Schüler das Gelesene mit eigenen Worten in gutem Deutsch wiedergeben. Es gibt keine bessere Methode, den Schüler an scharfes Erfassen des Gelesenen oder Gehörten zu gewöhnen und ihn zu geistiger Verarbeitung desselben zu zwingen, wie es andrerseits auch die beste Probe des Verständnisses ist, wenn der Schüler, ohne sich an die Form zu binden, den Inhalt erschöpfend zur Darstellung bringen kann.

War dies geschehen, so mufste dasselbe Stück auch in der alten Sprache wiedergegeben werden. Auch hier kam es weniger auf den genauen Wortlaut an

als darauf, dafs sich der Schüler zu helfen wufste. Übrigens brachten es die meisten durch die Übung und durch gespannte Aufmerksamkeit bald dahin, kleinere Abschnitte aus Prosaikern und Dichtern sofort wörtlich wiederholen zu können. Dadurch wurde nebenbei auch das Gedächtnis so geschärft, dafs manchem die Aufgabe, ein ganzes Homerbuch auswendig zu lernen, nicht zu schwierig schien, ja sogar einer oder der andere dies in einem Tage fertig brachte.

Auf einen Punkt wurde bei der Lektüre noch besonders Wert gelegt, auf Sätze allgemeinen Inhalts und Sentenzen. Mezger verstand es, manchen Satz für uns lebendig zu machen, über den wir sonst achtlos weggelesen hätten. Und was einmal herausgegriffen war, das wurde uns bald zum geflügelten Wort. Und man darf wohl behaupten, dafs manche dieser Sentenzen auch Einflufs auf das Leben gewonnen hat. Ermahnt sich nicht noch heute der oder jener von Mezgers Schülern zu aushaltender Geduld mit den Worten des Dulders Odysseus: *τέτλαθι δή, κραδίη. καὶ κύντερον ἄλλο ποτ᾽ ἔτλης*, oder ermuntert sich zu erneuten Versuchen am Beispiel der Griechen, von denen Xenophon erzählt: *εἰ ταύτῃ μὴ δύναιντο, ἄλλῃ ἐπειρῶντο*, oder läfst sich von Schlechtem abhalten durch das Wort: *ὁ ἀγαθὸς ἀνὴρ μάλιστα ἑαυτὸν αἰσχύνεται καὶ φύλαξ ἑαυτοῦ γίγνεται μηδεμιᾷ κακίᾳ περιπεσεῖν*? Aber nicht nur aus der Lektüre, auch sonst gewannen wir bei Mezger einen reichen Schatz von Zitaten. Selten verging ein Tag, wo wir nicht ein neues mit heimgebracht hätten. Wenn ich die Sammlung durchblättere, die ich mir damals angelegt habe, mufs ich über die Vielseitigkeit Mezgers staunen. Es ist eine bunte Gesellschaft bei einander; nebst Zitaten aus römischen, griechischen und deutschen Klassikern finden sich Weisheitssprüche altindischer Dichtung, englische und französische Bonmots wechseln mit den Wahlsprüchen berühmter Männer; Inschriften von Grabsteinen und Bankhäusern, Worte aus Romanen und philosophischen Werken, kurz, alles wufste er uns dienstbar zu machen. Wie wir auf diese Weise manches Buch kennen lernten, hat uns Mezger auch sonst viel allgemein Wissenswertes mitgeteilt, und alles verstand er in solche Form zu kleiden, dafs man es nicht leicht wieder vergafs. Da er auf allen Gebieten zu Hause war, konnte er, wo sich nur Gelegenheit bot, von Gegenständen der Literatur und Kunst, der Geschichte und Geographie erzählen. Gegen das Ende des Schuljahres, wenn das Pensum ziemlich erledigt war, scheute er sich auch nicht, ganze Stunden darauf zu verwenden, uns interessante Handschriften und Drucke der Augsburger Stadtbibliothek oder die Zeichnungen zu Homer von Flaxman zu zeigen oder uns an der Hand seiner eignen reichhaltigen Münzensammlung das wichtigste aus der griechischen und römischen Münzenkunde mitzuteilen. Es ist wirklich staunenswert, zu was allem er in der Klasse Zeit hatte. Dafs er dies nicht dadurch ermöglichte, dafs er die Schüler zu sehr mit Aufgaben belastete geht schon aus dem Gesagten zur Genüge hervor. Wohl stellte Mezger besonders im Anfang des Schuljahres manchmal grofse Anforderungen an den häuslichen Fleifs seiner Schüler, aber im ganzen werden es mir alle seine Schüler bestätigen: in keinem Jahr des Gymnasiums haben wir weniger für die Klasse zu arbeiten gehabt, aber auch hinzufügen: in keinem Jahr haben wir mehr für uns gearbeitet, als bei Mezger, denn wenn er einerseits die Aufgaben möglichst einschränkte und den gröfsten Teil des Jahrespensums in der Klasse erledigte, forderte er andrerseits von seinen Schülern eine nützliche Verwendung ihrer Freizeit und regte zu allerlei an. Jede Engherzigkeit war ihm da fremd. Freilich stand ihm die Lektüre der alten Klassiker, zunächst des Homer, oben an, und unter seinen

Schülern sind wenige, die nicht Ilias und Odyssee durchgelesen hätten. Daran schlossen sich dann häufig die Posthomerica des Quintus Smyrnaeus an, die aber in einigen Tagen erledigt sein mufsten, wovon eine tabula diligentiae in Mezgers eignem, viel ausgeliehenem Exemplar Zeugnis ablegte. Dafs Schüler in der VII. Klasse den ganzen Herodot, in der VIII. Klasse die drei grofsen Tragiker für sich durchlasen, andere sich an Thukydides wagten, war keine Seltenheit. Aber Mezger war es auch recht, wenn der Fleifs auf andere Gegenstände verwandt wurde. Nur mufste die Zeit ausgenützt sein und durfte nicht „gebummelt‘, werden. Ein Mittel, um sich über den häuslichen Fleifs seiner Schüler zu unterrichten, bestand für Mezger darin, dafs er sich am Montag früh von einem oder dem andern berichten liefs, was er seit Freitag Nachmittag um 4 Uhr gethan (am Samstag hatte Mezger keinen Unterricht). Aus dem Urteil, das der Erzählung folgte, konnte man viel lernen für Zeiteinteilung und Zeitausnützung. Doch kann es leider hier nicht verschwiegen werden, dafs Mezger bei dieser Gelegenheit vielfach angelogen wurde. Er hatte solches Vertrauen auf die Wahrheitsliebe seiner Schüler, dafs er ihre Aussagen nie in Zweifel zog. Es war also keine Heldenthat, ihm etwas vorzulügen. Aber zur Beschämung derer, die sein Vertrauen mifsbrauchten, sei an die Schüler des trefflichen Rektors Dr. Arnold von Rugby erinnert, unter denen es hiefs: „Es ist eine Schande, den Rektor anzulügen, der glaubt ja alles!“ Die Meisten strebten darnach, mit der Wahrheit ordentlich bestehen zu können; so wurde denn besonders in diesen Tagen tüchtig gearbeitet, und dabei anerkennenswerte Leistungen erzielt. Als ein Beispiel davon, wie weit die Energie gesteigert werden konnte, sei erwähnt, dafs vor einigen Jahren zwei Schüler an einem Sonntag die ganze Odyssee durchgelesen haben und zwar abwechslungsweise laut. Das war freilich ein Ausnahmefall und wohl nicht ganz im Sinne Mezgers, aber eine gewisse Befriedigung haben die beiden Schüler sicherlich von diesem Beweise ihrer Ausdauer gehabt.

Aufser zur Lektüre regte Mezger vor allem auch zu metrischen Reproduktionen an: Homer wurde fleifsig ins Deutsche, Hermann und Dorothea, horazische Oden, der Parzengesang aus Goethes Iphigenie ins Griechische übersetzt. Solche Elaborate wurden dann Montag früh auf den Katheder gelegt und von Mezger gelegentlich besprochen. Man beurteile solche Versuche nicht als Spielerei! Wie sie nur möglich waren durch gründliche Kenntnis der Sprache, so haben sie gewifs viel zur weiteren Förderung darin beigetragen.

Jedenfalls aber haben die meisten Schüler bei Mezger das Arbeiten gelernt. Sein fortwährendes Treiben und Spornen nötigte zu sparsamer Zeitausnützung und veranlafste zu strenger Selbstzucht und Rechenschaft vor sich selbst. Und gewifs haben es viele ihr ganzes Leben Mezger gedankt, dafs sie bei ihm ihre Willenskraft gestählt und es gelernt hatten, wo es not that, mit vollständiger Konzentration alles zur Erreichung eines Zieles einzusetzen.

Bei alledem trat klar zu Tage, dafs Mezger nicht in einer Summe von Wissen, sondern in einer Kraft zu können das Ziel des Gymnasialunterrichtes sah. Bei dem haben die humanistischen Studien ihren Zweck erfüllt, der durch sie seine geistige Kraft gestählt hat, so dafs er im späteren Leben jede Last, die auf seine Schultern gelegt wird, zu tragen vermag, und der andrerseits am klassischen Altertum seinen Geschmack gebildet hat, so dafs ihm für immer verhafst ist aller Schein, der nicht

dem Wesen, alle Form, die nicht dem Inhalt entspricht, alles Phrasenhafte im Wort, alles Unwahre im Leben.

Besonderer Erwähnung verdient noch der deutsche Unterricht. Auch hier wirkte Mezger in hohem Grade anregend und fördernd Zunächst wollte er bei seinen Schülern Gewandtheit im Ausdruck erzielen und regte sie deswegen zu fleifsiger Lektüre guter deutscher Bücher an; noch mehr Wert aber legte er auf die Klarheit im Denken. Deswegen waren seine Themata stets so gewählt, dafs nur tüchtige Denkarbeit etwas Ordentliches leisten konnte. So stellte er, wie sich seine Aufgaben überhaupt zumeist an die Klassikerlektüre anschlossen, einmal die Frage: „Was war das Hauptverdienst Xenophons nach der Ermordung der Feldherrn?" So viel ich mich erinnere, hat damals keiner das Richtige getroffen: Dafs Xenophon überhaupt etwas gethan und die Griechen aus ihrer Apathie aufgerüttelt hat. Die Korrekturen waren stets sehr sorgfältig, die Randglossen und Zensuren meist kurz und witzig, zum Teil aber auch sehr scharf und beifsend.

Dafs Mezger auch der Ausbildung des Körpers zu ihrem Rechte verhalf, kann nach dem oben Gesagten niemand zweifelhaft sein. „Wer war gestern nicht auf dem Eis?" fragte er am Tage nach der Eröffnung des Eislaufplatzes, und ebenso: „Wer war gestern nicht beim Schwimmen?" nach der Eröffnung der Schwimmschule. Und wenn einer etwa die Antwort gab, er könne nicht schwimmen, dann sorgte Mezger dafür, dafs er es lerne, indem er einen Mitschüler dafür verantwortlich machte. Mezger wollte unter seinen Schülern keine Stubenhocker haben. Frisches kraftvolles Leben sollten sie zeigen bei der Arbeit und beim Spiel. Und es war gewifs kein Zufall, dafs die geistig regsten und fleifsigsten unter Mezgers Schülern zugleich beim Spiel die muntersten, ja oft ausgelassensten waren. Der jugendliche Frohsinn wurde durch Mezgers Unterricht keinem geraubt.

So wirkte Mezger in stets gleich frischer Kraft und Gesundheit bis zum Frühjahr 1892. Da erkrankte er zunächst an Influenza, darauf an akuter Lungenentzündung, während deren Verlauf er in seiner gewohnten Pflichttreue und Härte gegen sich selbst nicht bewegen liefs, die Lehrthätigkeit einzustellen. Durch kalte Wickel suchte er das Fieber zu dämpfen, und so leistete er das Unglaubliche, in einem Zustand, da andere als schwerkrank zu Bette liegen, seinen Unterricht in der alten, frischen Weise fortzuführen. Aber auf die Dauer ging es doch nicht. Es ist ein bitterer Gedanke, aber wir können uns ihm schwerlich entziehen: vielleicht hätte Mezgers Leben noch länger erhalten werden können, wenn er gleich beim Beginn der Krankheit sich gelegt hätte. Aber es sollte nicht sein. Lange zog sich die Krankheit hin. Ein Herbstaufenthalt im Stubai in Tyrol brachte wohl noch einen kurzen Stillstand, aber keine Heilung der Krankheit. Doch fühlte sich Mezger kräftig genug, beim Beginn des neuen Schuljahres seine Klasse zu übernehmen, und in gewohnter Frische redete er einige Tage lang, wie er jedes Jahr zu thun pflegte, zu seinen Schülern von den verschiedenen Fächern des Gymnasialunterrichts und von ihren Pflichten. Zum Anfang des eigentlichen Unterrichts kam er nicht. Mit schwerem Herzen mufste er sich entschliefsen, den Unterricht wieder einzustellen. Und nun folgten noch vier Monate schweren Leidens, bis endlich am 23. Januar 1893 das Exsudat, das von der Lungenentzündung zurückgeblieben war, seinen Tod herbeiführte.

Es war dies lange Krankenlager, das langsame Hinsiechen eine harte Prüfungszeit für ihn. Aber hier zeigte sich's, wo seine Kraft wurzelte, dafs er fest gegründet war im Glauben an seinen Herrn und Heiland, der ihm die Kraft gab,

auch zu leiden und zu dulden ohne Klage. Seine drei Schwestern, die seit dem Tode des Vaters bei ihm wohnten und ihn während seiner langen Krankheit mit hingebender Liebe pflegten, wissen nicht genug zu rühmen von seiner bewundernswerten Geduld, von seiner rührenden Dankbarkeit für jeden kleinen Dienst. Wohl kamen auch für ihn dunkle Stunden, aber er rang sich durch, und ruhig dem Tode entgegensehend, war er des Rufes seines Gottes gewärtig, in dessen Hände er das anvertraute Pfund zurückgab, mit dem er viel Segen hatte stiften dürfen in einem schaffensfreudigen Leben.

Augsburg. **Dr. O. Stählin.**

Erwiderung.[1])

In No. IV dieser Zeitschrift, S. 271—273, hat Herr Dr. Fleischmann in Bamberg eine „Abwehr der Angriffe des Herrn Prof. Dr. K. Hartfelder in Heidelberg" veröffentlicht, nachdem letzterer sich in dem Jahresbericht über die Fortschritte der klassischen Altertumswissenschaft, Band 73 S. 185 ff., gegen Herrn Fleischmanns Rezension seines Buches über Melanchthon gewendet hatte. Prof. Hartfelder hat diese „Abwehr" nicht mehr gelesen, er war schon schwer krank, als sie erschien, und bald darauf, den 7. Juni, hat der Tod den vortrefflichen Mann zu tiefstem Schmerze einer grofsen Anzahl von Freunden abgerufen. Der Unterzeichnete, ein langjähriger naher Freund Hartfelders, sieht es nun für seine Pflicht an, gegenüber der groben Verunglimpfung von Hartfelders Namen und Charakter, die er und andere Freunde des Entschlafenen in Herrn Fleischmanns „Abwehr" erblicken, das Wort zu ergreifen. Was zunächst die Sache angeht, so wird man allerdings sagen müssen, dafs Hartfelder jene Bemerkungen besser nicht geschrieben oder doch in einem weniger persönlichen Tone gehalten hätte. Dafs letzteres geschehen ist, erklärt sich daraus, dafs er schon über ein Jahr, ohne es zu wissen, die Krankheit in sich trug, der er schliefslich erlegen ist, und dafs sie bisweilen auch seine Stimmung beeinflufst hat. Er hätte aber überhaupt jene Antikritik unterlassen können, weil sein Buch eine so allgemeine und so aufserordentlich günstige Aufnahme gefunden hat, dafs ihr gegenüber die Ausstellungen von Herrn Fleischmann kaum in die Wagschale fallen. Was nun aber die Form von Herrn Fleischmanns „Abwehr" betrifft, so werden diejenigen, die diese drei Seiten in engem Druck füllende Darstellung gelesen haben, gebeten, daraus nicht etwa auf einen nur entfernt ähnlichen Ton in Hartfelders Bemerkungen schliefsen zu wollen. Hartfelder hat gereizt geantwortet, das mufs man zugeben, aber Herr Fleischmann hat eine Invective geschrieben. Wer Hartfelder gekannt hat, weifs, dafs er nicht nur ein bedeutender Gelehrter und Lehrer, sondern dafs er auch als Mensch redlich, schlicht und bescheiden gewesen ist: dies Zeugnis darf mit voller Wahrheit dem Toten gegeben werden. Die Auslassungen von Herrn Fleischmann geben dagegen ein Zerrbild eines trefflichen, verdienstvollen Mannes. Mit dem Satze (der auch eine Probe des Tones sein mag, den Herr Fleischmann anzuschlagen sich nicht gescheut hat): „So stempelt sich sein galliger Ingrimm als die jämmerliche Bosheit eines durch Eigendünkel aufgeblähten Mannes" hat der genannte Herr jedenfalls nicht Hartfelder, eher wohl sich selbst charakterisiert.

Heidelberg. Prof. Dr. Brandt.

---

[1]) Diese „Erwiderung" konnte äufserer Umstände halber nicht früher zum Abdruck gelangen. Die Red.

Danksagung.

Bei dem Niederlegen der Redaktion fühle ich mich gedrungen, zunächst dem Ausschusse des bayr. Gymnasiallehrervereins für dessen ehrendes Vertrauen sowie für die freundliche Anerkennung meiner Bemühungen meinen innigsten Dank auszusprechen. Zugleich danke ich auch allen meinen geehrten Herrn Mitarbeitern für ihre mir in so reichem Masse gewordene Unterstützung und verknüpfe damit die ergebenste Bitte, dieselbe auch meinem sehr verehrten Herrn Nachfolger angedeihen lassen zu wollen.

Erlangen, *den 8. November 1893.*

Prof. Dr. A. Roemer.